Brehm's

Illustrirtes Thierleben.

Volks- und Schulausgabe.

Erster Band.

WYŻSZA SZKOŁA ROLNICZA W SZCZECINIE
Biblioteka Główna

Brehm's

Illustrirtes Thierleben.

Für

Volk und Schule

bearbeitet von

Friedrich Schödler.

Mit 306 Abbildungen nach der Natur, ausgeführt unter Leitung von R. Kretschmer.

Erster Band. — Die Säugethiere.

A. 2231. (2)

Bd. 1

Neue Stereotypausgabe.

SCHULLEHRERBIBLIOTHEK DES GYMNASIUMS ZU STETTIN

Leipzig.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1879.

S.K. [illegible]

8° II 933

WYŻSZA SZKOŁA EKONOMICZNA W SZCZECINIE
Biblioteka Główna

1961 D.697

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

S.K. [illegible]

Vorrede des Herausgebers.

Brehm's Illustrirtes Thierleben ist sofort bei seinem ersten Erscheinen mit einer Einstimmigkeit der Anerkennung begrüßt worden, der wir in der Geschichte literarischer Erzeugnisse selten begegnen. Es geschah dies sowohl von Seiten der wissenschaftlichen Fachgenossen, als auch der Vertreter der allgemeinen Volksbildung. Als einen ganz eigenthümlichen Zug der zahlreichen, lobenden Besprechungen dieses Werkes erkennen wir in allen den Ausdruck jener Freudigkeit, die uns erfüllt, wo uns eine lebensvolle, wahre und warme Darstellung aus dem Gebiete der Natur entgegentritt. Es gibt sich darin gleichsam die allgemeine Befriedigung zu erkennen, daß hier wieder einmal von der speciellen Thierbetrachtung in anatomischer, physiologischer und systematischer Richtung hinübergeschritten worden ist zur Betrachtung des Thieres als eines Geschöpfes voll Leben, Lust und Leid und daß der Leser herangezogen wird, an diesem den regsten, den innigsten Antheil zu nehmen.

Was Blasius, Tschudi, Lenz, Scheitlin u. A. für einzelne Gruppen oder geographische Gebiete in dieser Hinsicht Vortreffliches geleistet haben, das liegt nunmehr in hoher Vollendung, das ganze Bereich der Säugethiere und Vögel umfassend, vor uns. Bewährt hat sich, was der als Forscher und Schriftsteller hochverdiente Leunis im Jahre 1864 vorausgesagt hat: „daß Brehm's Thierleben auf dem Gebiete der populären Naturgeschichte nicht nur eins der gründlichsten und interessantesten, sondern das beste Buch zu werden verspricht, was unsere Literatur über das Leben der gesammten Säugethiere und Vögel besitzt."

Und wenn Leunis mit den Worten schließt: „Wem Förderung und Verbreitung naturhistorischer Kenntnisse in weiten Kreisen am Herzen liegt, der muß pflichtmäßig zur weiteren Verbreitung des Buches beitragen", so hat zuverlässig der Werth des Brehm'schen Werkes, gehoben durch solche Stimmen, ihm eine weit über die gewöhnlichen Grenzen des wissenschaftlichen Bedürfnisses hinausgehende Verbreitung erworben.

Aber welchem Besitzer dieser herrlichen Bände ist es nicht begegnet, daß dieselben mit Entzücken betrachtet, als begehrenswerther Schatz erkannt und mit der Wehmuth stiller Verzichtleistung wieder hingelegt wurden? Denn bei gar Vielen stehen Theilnahme und Mittel nicht in entsprechendem Verhältnisse. Grade mir, der ich mit so zahlreichen Freunden der Naturwissenschaften, insbesondere aus dem Lehrerstande verkehre, ist diese Erscheinung so manchmal vorgekommen, daß ich nicht überrascht war, als die Verlagshandlung mir die Frage vorlegte — ob und in welcher Weise dieses Werk noch weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden vermöge?

Wohl ein Jeder, an den diese Frage herantritt, dürfte im ersten Augenblick geneigt sein, dieselbe in ablehnender Weise zu beantworten. Wie sollte es zulässig erscheinen, an dieses Ganze zu rühren, mit dem jedes Wort und jedes Bild untrennbar verwachsen erscheint. Wer dafür nicht opferfähig ist, verzichte auf jede Theilung desselben!

Aber wie in allen Verhältnissen möge auch hier das unerreichbare Beste nicht zum Feinde des erreichbaren Guten werden.

Wenn wir erwägen, welche weitumfassende Aufgabe das Illustrirte Thierleben sich gestellt hat, indem es vorerst der strengen wissenschaftlichen Systematik und Beschreibung, hierauf den geschichtlichen und geographischen Beziehungen zu genügen, sodann das Leben der Thiere in eingehender Weise und in den manchfaltigsten Darstellungen zu schildern hat und endlich sich verbreitet über die Ernährung, Pflege, Behandlung und Züchtung der Thiere in der Gefangenschaft — so können wir wohl annehmen, daß ein großer Leserkreis sich glücklich schätzen darf, wenn ihm nur ein Theil dieses überreichen Stoffes zugänglich gemacht wird.

Indem an mich die ehrende Aufforderung gerichtet worden ist, unter dieser Berücksichtigung eine Volksausgabe von Brehm's Illustrirtem Thierleben zu bearbeiten, drängte es mich, mit Freude diese Gelegenheit zu ergreifen, um vielfach geäußerte Wünsche der Erfüllung entgegenzuführen. Glücklich werde ich mich schätzen, wenn meine Bestrebung im Sinne und Geiste des verehrten Verfassers zur Ausführung gelangt, wenn auch in dieser Form Theilnahme und Liebe für den volksthümlichsten Zweig der Naturwissenschaften erweckt und ernährt wird.

Und wie sollte es das nicht? Habe ich mir doch bei dieser Arbeit das Gesetz gemacht, nur mit den eigenen Worten des Verfassers zu reden und eine jede fremdartige Zuthat zu vermeiden. Wenn es geboten erschien, den Umfang zu beschränken, so durfte dies niemals auf Kosten des Wesentlichen geschehen. Vollständig werden daher die Charakteristiken der Ordnungen, Sippen und Familien mitgetheilt, möglichst ausführlich die lebensfrischen Schilderungen der bekannteren Thiere, seien sie nun Genossen und Freunde des Menschen, oder Feinde und Plage, oder nutzbringende, Tribut zollende Untergebene desselben. Nur die eingehende Besprechung zweifelhafter Formen, seltener, nur dem Forscher wichtiger Thiere und Vorkommnisse, sowie der Einzelnheiten, die insbesondere den Züchter interessiren, durften in den Hintergrund geschoben und dadurch Raum erspart werden.

Treu diesen Grundsätzen darf ich hoffen, es werde die Volksausgabe des Illustrirten Thierlebens von Brehm, dessen Namen und Gesammtwerk Ehre machen und in den weitesten Kreisen immer mehr verbreiten und nicht minder der Verlagshandlung sich dankbar erweisen, die durch Förderung dieses Werkes ein anerkanntes Verdienst sich erworben hat.

Mainz, 1868.

Friedrich Schödler.

Die Säugethiere.

Ein Blick auf das Leben der Gesammtheit.

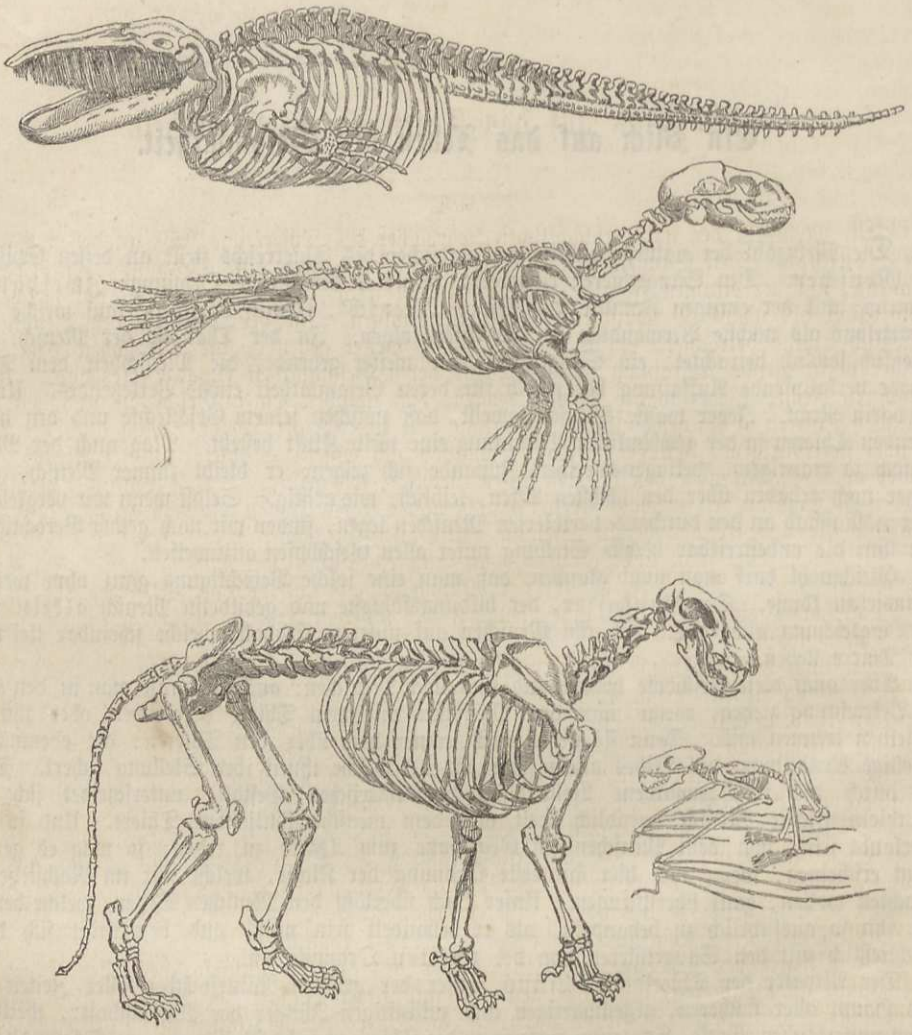
Die Mehrzahl der naturgeschichtlichen Lehrbücher des Thierreichs stellt an dessen Spitze — den Menschen. Den Säugethieren eingereiht, bildet er deren erste Ordnung: Zweihänder, Bimana, mit der einzigen Familie und Sippe „Mensch", Homo sapiens, auf welche dann unmittelbar als nächste Verwandten — die Affen folgen. In der That ist der Mensch, ausschließlich leiblich betrachtet, ein Säugethier; eine weiter gehende, die Menschheit dem Thiere inniger verknüpfende Auffassung hat jedoch für deren Gesammtheit etwas Verletzendes. Und sie hat darin Recht. Jeder wahre Mensch beweist, daß zwischen seinem Geschlechte und den höchststehenden Thieren in der gewöhnlichen Bedeutung eine weite Kluft besteht. Mag auch der Mensch in noch so traurigem, beklagenswerthem Zustande sich zeigen: er bleibt immer Mensch, er ist immer noch erhaben über den höchsten Affen, leiblich, wie geistig. Selbst wenn wir vergleichend unseren Maßstab an den durchaus verthierten Menschen legen, finden wir noch genug Berechtigung, auch ihm die unbestreitbar höchste Stellung unter allen Geschöpfen anzuweisen.

Gleichwohl darf man nicht glauben, daß man eine solche Berechtigung ganz ohne weiteres voraussetzen könne. Der Kaukasier, der bildungsfähigste und gebildetste Mensch allein reicht zur Vergleichung nicht aus. Es gibt Menschen auf unserem Erdball, welche scheinbar tief unter dem Thiere stehen.

Aber auch diese Geschöpfe heißen und sind noch Menschen; auch sie muß man in den Kreis der Betrachtung ziehen, wenn man den Menschen mit dem Thiere vergleichen oder ihn von demselben trennen will. Denn sie stehen noch immer hoch über den Thieren: die ebenmäßige, einhellige Ausbildung des Leibes allein schon ist es, welche ihnen ihre Stellung sichert. Durch sie, durch die ihm gewordene Vollendung der thierischen Gestalt, unterscheidet sich auch der thierähnlichste Mensch unendlich weit von dem menschenähnlichsten Thiere. Und so mag es erlaubt sein, von dem Menschen im Gegensatze zum Thiere zu reden; so mag es gerechtfertigt erscheinen, wenn wir hier die erste Ordnung der Klasse, welche wir im Nachstehenden betrachten wollen, ganz überspringen. Unser Buch überläßt den Menschen Denen, welche berufen sind, ihn so ausführlich zu behandeln, als er behandelt sein muß, und beschäftigt sich dafür ausschließlich mit den Säugethieren von der zweiten Ordnung an.

Der Altvater der Thierkunde, Linné, einer der größten Naturforscher aller Zeiten und „das Haupt aller früheren, gegenwärtigen und zukünftigen Jünger der Wissenschaft", theilte in seinem unsterblichen Werke „Systema naturae" die Thiere in sechs Klassen ein: in Säugethiere, Vögel, Lurche, Fische, Kerbthiere und Würmer. Er vereinigte somit in den beiden letzten Klassen so viele verschieden gebaute und gebildete Geschöpfe, daß seine ausgezeichnete Arbeit doch nur für die Zeiten der Kindheit unserer Wissenschaft giltig sein konnte. Viele Forscher versuchten es nach ihm, diese Eintheilung zu berichtigen, bis endlich Cuvier im Jahre 1829 die beiden durchgreifenden Gegensätze der Ausbildung des thierischen Leibes zur Geltung brachte und die wirbellosen den Wirbelthieren gegenüber stellte. Er vereinigte die ersten vier Klassen Linné's zu der einen, die beiden letzten zu einer andern Halbscheid, trennte dagegen die bunt zusammengeworfenen „Kerbthiere" und „Würmer", ihrer natürlichen Beschaffenheit Rücksicht tragend, in drei größere Kreise (Weich-, Glieder- und Pflanzenthiere) und bildete aus ihnen funfzehn Klassen. Hiermit legte er den Grund der heutigen Thierkunde: und alle Naturforscher nach ihm haben nur auf dieser Grundlage fortgebaut.

Es ist unerläßlich, daß wir zunächst, wenn auch nur flüchtig, einen Blick auf die Gesammtheit der Klassen werfen, deren erste uns zunächst beschäftigen soll. Alle Wirbelthiere haben so entschieden übereinstimmende Merkmale, daß sie niemals mit den wirbellosen Thieren verwechselt werden können. Sie kennzeichnet das innere Knochengerüst, welches Höhlen für Gehirn und Rückenmark bildet und von Muskeln bewegt wird, die Gliedmaßen, deren Zahl niemals vier überschreitet, das rothe Blut und ein vollständiges Gefäßnetz. Ihre hohe Entwickelung ist deutlich genug ausgesprochen. Das große Gehirn befähigt sie zu einer geistigen Thätigkeit,



Gerippe von Wal, Seehund, Löwe und Fledermaus.

welche die aller übrigen Thiere weit überwiegt; ihre Sinneswerkzeuge sind mehr oder minder einhellig, gleichmäßig entwickelt: Augen und Ohren sind fast immer vorhanden und dann stets paarig; die Nase besteht aus zwei Höhlen und dient nur ausnahmsweise als Tastwerkzeug; die stets schmeckfähige Zunge ist ausschließliches Eigenthum der Abtheilung. Leber und Nieren finden sich immer; die Milz ist nur selten nicht vorhanden. Die Säugethiere athmen durch Lungen, haben rothes warmes Blut und ernähren ihre lebendig geborenen Jungen mit Milch. Bewegungsfähigkeit, Empfindung und Lebendigkeit sind ihnen gemein. Sie bilden die am schärfsten und bestimmtesten nach außen hin abgegrenzte Klasse; denn so groß auch ihre äußere Verschiedenheit sein mag, so groß ist die Uebereinstimmung ihres inneren Baues. Dem Uneingeweihten wird es freilich schwer, zu glauben, daß der Löwe und der Walfisch, der Seehund und die Fledermaus nach ein und demselben Plane gebaut sind: ein einziger Blick auf das Gerippe dieser Thiere aber überzeugt auch ihn von der Uebereinstimmung der ganzen Anlage bei allen diesen so verschiedenen Gestalten.

Der Schädel ist bei ihnen, wie bei allen übrigen Säugethieren, von der Wirbelsäule getrennt; er besteht überall aus den nämlichen, im Wesentlichen gleichartig verbundenen Knochenstücken; sein Oberkiefer ist stets mit ihm verwachsen, und die in ihm und dem Unterkiefer stehenden Zähne haben, so verschiedenartig sie gebaut oder gestellt sind, doch das Eine gemein,

daß sie immer in Zahnhöhlen oder Alveolen eingekeilt sind. Sieben Wirbel bilden den Hals, mag er nun kurz oder lang sein, den Hals der Giraffe ebensowohl als den des Maulwurfs; und wenn es auch scheinen will, daß die Faulthiere mehr und einige Wale weniger Wirbel des Halses zählen, so zeigt die scharfe Beobachtung doch deutlich, daß dort die überzähligen Wirbel zur Brust gerechnet und hier die fehlenden als zusammengeschmolzene angesehen werden müssen. Schon den Vögeln gegenüber zeigt sich der Hals der Säugethiere als durchaus einhellig gebaut: denn dort nimmt mit der Länge des Halses auch die Zahl der Wirbel zu. Der Brusttheil der Wirbelsäule wird von 10 bis 23, der Lendentheil von 2 bis 9, die Kreuzbeingegend von ebenso vielen und der Schwanz von 4 bis 46 Wirbeln gebildet. Rippen oder Rippenstummel kommen zwar an allen Wirbeln vor; doch versteht man gewöhnlich unter den Rippen blos die an den Brustwirbeln sitzenden, platten und gebogenen Knochen, welche sich mit dem Brustbeine entweder fest oder durch Knorpelmasse verbinden und die Brusthöhle einschließen. Ihre Zahl stimmt regelmäßig mit jener der Brustwirbel überein; die Zahl der wahren oder fest mit dem Brustbein verwachsenen im Verhältniß zu den falschen oder durch Knorpelmasse an das Brustbein gehefteten ist aber großen Schwankungen unterworfen. Die Gliedmaßen sind diejenigen Theile des Säugethierleibes, welche schon im Gerippe die größten Verschiedenheiten bemerklich werden lassen: — fehlt doch das hintere Paar manchen Walthieren gänzlich oder verkümmert wenigstens bis auf ganz unbedeutende Stummel! Auch am vorderen Gliederpaar weichen namentlich der Schultergürtel und die Hand wesentlich ab; das Schlüsselbein ist sehr stark oder fehlt gänzlich, je nachdem die betreffenden Thiere Gräber oder blos Läufer sind; die Finger sind vorhanden oder verstümmelt, je nachdem die Hand zur Pfote oder Tatze, zum Huf oder zur Flosse geworden ist: es kann die gewöhnliche Fingerzahl Fünf bis auf Eins herabsinken. Die Ausbildung der Knochen des Beines ist nicht minder verschiedenartig. Doch können alle diese Schwankungen und scheinbaren Widersprüche niemals die klare Einhelligkeit des Knochenbaues aller Säugethiere verwischen oder auch nur unklar erscheinen lassen. Sie ist vielmehr so groß, daß sich der Kundige aus wenigen Knochen das ganze Gerippe eines ihm noch gänzlich unbekannten Thieres wenigstens in Gedanken zusammenzusetzen vermag.

Dieses Knochengerüst, der Stamm des Säugethierkörpers, wird durch die Muskeln bewegt, durch dieselben Gebilde, welche bei vielen Thieren für uns weitaus das Wichtigste des ganzen Leibes sind, weil sie uns zur Nahrung dienen. Sie, welche wir im gewöhnlichen Leben einfach „Fleisch" zu nennen pflegen, sitzen überall an den Knochen fest und bewegen diese in der allergünstigsten Weise für die Bewegung — nicht immer hinsichtlich der aufzuwendenden Kraft — nach den verschiedensten Richtungen hin. Die nähere Bekanntschaft mit den Muskeln setzt ein ganz eingehendes Studium voraus, das hier nicht unser Zweck ist.

Die Verdauungswerkzeuge lassen, so ähnlich sie auch im Ganzen sind, viele Abweichungen in ihrem Baue erkennen. Es betheiligen sich an dem Ernährungsgeschäft außer dem Mund, der mit den Lippen, der Zunge und den Zähnen die Speisen auswählt, ergreift und zerkleinert und in die Speiseröhre befördert, vornehmlich der Magen, ein mehr oder weniger dünnhäutiger, einfacher oder bis dreifach eingeschnürter Sack. Ganz eigenthümlich gebildet ist er bei denjenigen Thieren, welche ihre Speise nach dem Hinabschlingen noch einmal behaglich durchkauen und dann erst in die Abtheilung für Verdauung senden, an den ersten Speichern vorüber, wie später näher gezeigt wird. Ueber die ausscheidenden Drüsen, wie Leber, Mund- und Bauchspeicheldrüsen und Nieren ist im Allgemeinen ebensowenig zu sagen, als über den Darm.

Die Gefäße weichen wenig von dem allgemeinen Gepräge ab; Herz und Adern und Auffauggefäße sind bei dem einen Säugethiere so ziemlich wie bei dem andern, obgleich auch hier Schwankungen in der Gestalt und Anlage bemerklich werden. Das Herz besitzt immer zwei Kammern und zwei Vorkammern, die Schlagadern sind ausdehnbar, die Blutadern innen mit Klappen versehen, die Saugadern haben viele Vereinigungspunkte und münden durch einen Hauptgang in die große Hohlader.

Die Brusthöhle ist durch das Zwergfell vollständig geschlossen, die Lunge hängt frei in ihr und steht nicht mit besonderen Luftsäcken in Verbindung, die Luftröhre theilt sich in zwei und zuweilen (bei den Walen und mehreren Hufthieren) in drei Zweige und besitzt immer blos einen einzigen Kehlkopf, welcher im Anfange der Röhre liegt und aus sieben Knorpeln besteht. Mit ihm stehen bei einigen Säugethieren eigenthümliche Stimmsäcke in Verbindung.

Gehirn und Nerven sind sehr verschieden ausgebildet. Ersteres füllt zwar regelmäßig die Schädelhöhle aus: allein die Schädelhöhle ist auch oft verhältnißmäßig sehr klein und die Masse des Gehirns dann äußerst gering. Bei keinem einzigen andern Säugethiere überwiegt das Gehirn das Rückenmark in demselben Grade, wie bei dem Menschen, und bei keinem ist das große Gehirn

so entwickelt, wie bei ihm. Hierin gibt sich schon leiblich die geistige Ueberlegenheit des Menschen über alle übrigen Thiere kund. Die Sinneswerkzeuge zeigen eine große Uebereinstimmung in ihrer Anordnung; nur bei den Walen finden sich Abweichungen von der allgemeinen Regel. Diese besitzen wohl noch eine Nase, aber in ihr keinen Geruchssinn: denn ihr Riechnerv fehlt gänzlich, und die Nase ist einzig und allein zu einer Athmungshöhle bestimmt.

Man hat die Säugethiere oft „Haarthiere" genannt, damit aber niemals die ganze Klasse scharf bezeichnet. Die Haare, welche wir als Grannen- und Wollhaare, Wolle und Borsten unterscheiden, sind allerdings vorherrschend, doch kommen auch Schuppen und Stacheln, hornige Schilder und hornartige Hautschwielen und die bloße Haut als äußere Leibesbedeckungen vor, wie ja überhaupt die Gebilde der Oberhaut höchst verschieden sein können, obgleich sie allesammt nur als manchfache Ausprägungen ein und desselben Stoffes betrachtet werden müssen. Eine solche Verschiedenheit zeigt sich auch in den Nägeln, welche bald glatt und dünn, bald rund und dick, gerade und gebogen, stumpf und scharf, oder Nägel und Krallen, Klauen und Hufe sind.

Diese allgemeinen Bemerkungen mögen für unsere oberflächliche Betrachtung des Säugethierleibes genügen. Wer sich darüber ausführlich belehren will, findet Hand- und Lehrbücher genug, welche ihm in verständlicher oder dunkler Weise mehr berichten können, als er vielleicht selbst wünscht. Unser Zweck ist, das Leben des Leibes und der Seele, das Leben des ganzen Thieres kennen zu lernen, und diesen Zweck fassen wir daher vor Allem ins Auge.

Das Leben aller Angehörigen der ersten Klasse bietet uns reichen Stoff zur Belehrung und Unterhaltung. Die Säugethiere leben nicht so viel wie die Vögel; denn ihr Leben ist bedächtiger und schwerfälliger, als das jenes leichtsinnigen Volkes der Höhe. Ihnen mangelt die heitere Lebendigkeit und unerschöpfliche Lebensfröhlichkeit der Lieblinge des Lichtes: sie zeigen dafür eine gewisse Behäbigkeit und Lebensgenußsucht, welche vielen sehr gut und vielen sehr schlecht ansteht. Hinsichtlich ihrer Beweglichkeit und Bewegungsfähigkeit stehen sie weit hinter den Vögeln zurück. Nur wenige kennen die unbeschreibliche Lust einer ungebundenen Bewegung, nur wenige jagen jauchzend zwecklos umher, wie die mit ihren herrlichen Gaben scherzenden und spielenden Kinder der Luft. Die Säugethiere haben ein ernsthafteres Wesen, als diese; sie verschmähen ein unnützes Anstrengen ihrer leiblichen Kräfte. Blos in der Kindheit, und wenn sie die Liebe kindisch oder kindlich macht, sind sie zu lustigem Spiel geneigt und geben sich ganz der Lust der Bewegung hin.

Uebrigens kann man nicht sagen, daß die Bewegungsfähigkeit der ersten Klasse gering sei. Die Säugethiere gehen, laufen, springen, klettern, „fliegen", schwimmen und tauchen, wie die Vögel. Aber die Masse beherrscht, die Scholle fesselt sie: und so wird ihre größte Schnelligkeit von den Seglern der Lüfte, von den erdfrei gewordenen, luftigen Vögeln durchschnittlich überboten.

Die Säugethiere gehen auf zwei oder auf vier Beinen. Einen aufrechten Gang hat blos der Mensch. Kein Affe geht aufrecht; die Kängurus oder Springbeutelthiere, welche sich ausschließlich auf den Hinterbeinen fortbewegen, gehen nicht, sondern springen, d. h. fördern sich durch Aufschnellen ihrer Beine satzweise, und die Springmäuse, welche eins ihrer Hinterbeine um das andere bewegen, gehen nicht aufrecht. Alle übrigen Landthiere laufen auf ihren vier Füßen, und zwar indem sie ein Vorderbein und das gegenseitliche Hinterbein zugleich oder fast zugleich aufheben, vorstrecken und wieder niedersetzen. Eine Ausnahme hiervon machen Elefant, Nilpferd, Kamel, Girafe und mehrere Antilopen; sie bewegen beide Beine einer Seite fast genau zu gleicher Zeit. Diese Gangart, der Paß kann unsern gezähmten Einhufern ebensogut anerzogen werden, wie der natürliche Trab. Die Schnelligkeit der Bewegung ist so verschieden, daß eine allgemeine Schätzung derselben unthunlich ist; zudem hat man sie auch nur beim Pferde genau gemessen. Das Ergebniß dieser Messungen ist übrigens im hohen Grade überraschend. Einige englische Reitpferde haben sich durch ihre Leistungen einen geschichtlichen Namen erworben. Flying Childers durchlief die 20,884 Fuß lange Bahn von Neumarket in sechs Minuten und vierzig Sekunden; Eclipse legte in jeder Sekunde achtundfunfzig Fuß zurück; Firetail durchmaß eine englische Meile in vierundsechzig Sekunden. Derartige Anstrengungen dieser herrlichen Thiere können natürlich nur kurze Zeit währen; gleichwohl ist auch die Ausdauer der englischen Vollblutpferde bewunderungswürdig, von denen einige in einer Stunde Zeit zwanzig englische Meilen oder 102,580 rheinländische Fuß durchliefen. Allein was ist dies gegen die Schnelligkeit des Vogelflugs! Schon die langsame Krähe würde mit dem Rennpferd wetteifern können; die Brieftaube überholt es bald: denn sie durchfliegt mehr als den doppelten Raum, nämlich 280,000 Fuß in derselben Zeit. Und wenn nun erst ein Edelfalk oder ein

Segler seine kraftgestählten, unermüdlichen Schwingen in Bewegung setzt und, wie die geringste Schätzung ergibt, gegen 800,000 Fuß in einer Stunde durchmißt: wo bleibt da die Schnelle des edlen Rosses? Auch dieses klebt an der Scholle: — drum gewährt die himmelanstrebende, Zeit und Raum überfliegende Dichtung ihrem Rosse die göttliche, den irdischen Leib vergeistigende Schwinge!

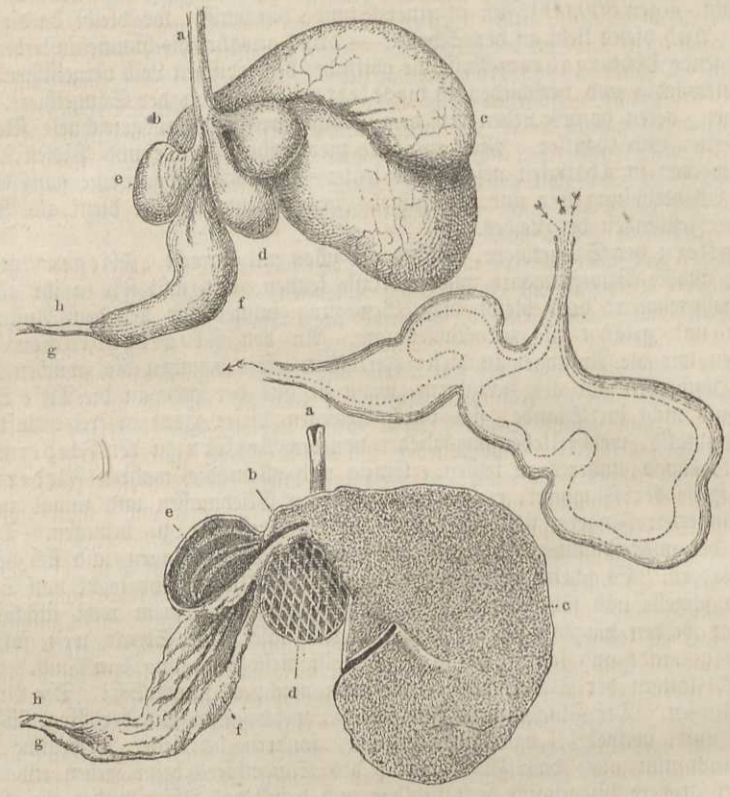
Sehr merkwürdig und verschieden ist die Kletterbewegung der Säugethiere. Wir finden unter denjenigen, deren ganzes Leben auf dem Baume verfließt, ausgezeichnete Kletterer, Seil- oder Zweigkünstler und Gaukler. Nicht nur alle vier Beine, Hände und Pfoten, sondern auch der Schwanz werden in Thätigkeit gesetzt; der letztere übernimmt sogar eine ganz eigenthümliche Rolle, deren Wiederholung wir nur bei einigen Lurchen bemerken: er dient als Werkzeug zum Anheften, zum Festbinden des Leibes.

Das Flattern der Säugethiere, welches oft schon mit Unrecht „Fliegen" genannt ward, lehrt uns eine andere Bewegungsart unserer Klasse kennen. Es läßt sich in ihr allerdings eine Steigerung wahrnehmen, doch bleibt diese Bewegung immer nur bei dem Anfang, bei dem Versuch stehen und gelangt nie zur Vollendung. An den Flugeichhörnchen und Flugbeutlern sehen wir die Anfänger in dieser Fertigkeit. Sie benutzen die zwischen ihren Beinen ausgespannte Haut eben nur als Fallschirm, wenn sie aus der Höhe in die Tiefe hinabspringen wollen, und sind nicht im Stande, sich durch Bewegen dieser Haut in freier Luft zu erheben. Auch die Flattermakis, welche Uebergangsglieder von den Aeffern zu den Fledermäusen sind, vermögen nicht, etwas Anderes zu leisten. Einzig und allein die wahren Fledermäuse sind befähigt, mit Hilfe der Flughaut, welche zwischen ihren Gliedmaßen und zumal zwischen ihren unmäßig verlängerten Fingern sich ausspannt, in der Luft sich zu bewegen. Das geschieht, indem sie mit der ausgespannten Flughaut schief auf die Luft schlagen und sich dadurch heben und zugleich fördern. Es scheint, als ob ihr sogenanntes Fliegen sehr leicht von Statten ginge. Sie machen so schnelle und jähe Wendungen, daß sie blos von einem recht tüchtigen Schützen im Fluge erlegt werden können; sie streichen flatternd rasch eine Strecke weit fort und heben und senken sich gewandt und schnell. Und dennoch ist diese Bewegung kein Flug. Jeder Windhauch stört das Flattern der Fledermaus, ein Sturm macht es unmöglich! Der Grund hiervon ist leicht zu erkennen. Die Flughaut ist eine Fläche, welche nicht wie der Vogelflügel bald den Durchzug der Luft verwehrt, bald aber erlaubt, sondern bei jeder Bewegung Widerstand verursacht. Wenn nun auch das Flugwerkzeug des Säugethiers beim Heben etwas verkleinert wird, bleibt der größere Widerstand doch fühlbar und drückt das Thier wieder etwas nach unten; der Niederschlag hebt es, der Aufzug senkt es: es muß flattern! Wie ganz anders ist der Flug des Vogels; er ist die köstlichste, erhabenste aller Bewegungen!

Freundlicher, beglückender für das Thier ist die vielen Säugern verliehene Gabe, das Wasser bewohnen, in ihm schwimmen, in seine Tiefen hinabtauchen zu können. Nur sehr wenige Säugethiere sind gänzlich unfähig, sich schwimmend auf der Oberfläche des Wassers zu erhalten, wie der ungelernte oder ungeübte Mensch und einige Affen, z. B. die Orang- und Langarmaffen und die Paviane. Alle übrigen schwimmen, oder sie versinken wenigstens nicht alsbald in die Tiefe. Die Meerkatzen schwimmen und tauchen vortrefflich; die Fledermäuse erhalten sich lange Zeit auf den Wellen; die Raubthiere, Nager, Ein- und Vielhufer schwimmen wohl fast sämmtlich; unter den Beutelthieren und Zahnlosen gibt es wenigstens einige, welche nur im Wasser leben, und die übrigen kommen wahrscheinlich auch nicht in ihm um. Eigentliche Wassersäugethiere aber sind, mit Ausnahme der den höheren Ordnungen angehörigen Wasserbewohner, doch blos die wahren Meeressäuger: die Robben und Fischsäugethiere. Sie brauchen ihr Wohngebiet allein der Athmung wegen noch auf wenige Augenblicke (wenigstens mit einem Theile ihres Leibes) zu verlassen; sie werden im Wasser geboren, sie leben und sterben in ihm. Kein Schwimm- oder Tauchvogel dürfte sie in der Schnelligkeit, kaum einer in der Gewandtheit ihrer Bewegungen übertreffen: die Wassersäugethiere und die Wasservögel stehen sich durchschnittlich gleich.

Wenn die Beobachtungen des berühmtesten aller Walfischjäger, Scoresby, wirklich richtig sind, kann die Schnelligkeit der Schwimmbewegung beinahe mit der des Laufes wetteifern; denn ein angeworfener Walfisch versinkt so pfeilgeschwind, daß er, wenn er so forttauchen könnte, in einer Stunde Zeit eine Strecke von 12 englischen Meilen oder beinahe 80,000 Fuß zurücklegen würde. Die Hälfte dieser Strecke durcheilt er in derselben Zeit ohne Anstrengung.

Die unwillkürlichen Bewegungen des inneren Leibes sind bei den Säugethieren durchschnittlich langsamer, als bei den Vögeln. Das Herz schlägt seltener und der Luftwechsel ist weniger häufig in der Brust des Säugethiers, als in der eines gleichgroßen Vogels. Hiermit steht die etwa um 2 Grad geringere Blutwärme der ersteren im Einklange. Den Wassersäugethieren



Magen der Wiederkäuer.

gewährt diese verhältnißmäßige Trägheit der Athmungs- und Blutumlaufswerkzeuge große Vortheile; sie erlaubt ihnen, länger unter dem Wasser auszuharren, als es die Vögel vermögen. Ein Wal kommt nach mit der Uhr in der Hand angestellten Beobachtungen durchschnittlich alle Minuten an die Oberfläche, um Luft zu schöpfen, soll aber, nach Scoresby, wenn er angeworfen wurde, auch bis vierzig Minuten unter Wasser verweilen können, ehe ihn das Bedürfniß des Athemschöpfens empor treibt: so lange vermag es kein Vogel unter den Wellen auszuhalten! Es dürfte feststehen, daß alle Vögel, welche länger als vier Minuten unter Wasser waren, beim Aufsteigen sehr erschöpft sind und fast augenblicklich ersticken, wenn man sie unter Wasser faßt und noch einige Zeit dort festhält. — Zur Vergleichung und vielleicht auch zur Berichtigung möge die Bemerkung dienen, daß der Mensch höchstens siebzig Sekunden lang unter Wasser verweilen kann. Diese Angabe gründet sich auf die Beobachtungen, welche von wissenschaftlichen Männern auf besondere Anfragen englischer Gelehrten bei Gelegenheit der Perlenfischerei auf Ceylon angestellt wurden und stehen nur mit den Aussagen gewisser Schwimmkünstler im Widerspruch, welche behaupten, fünf und mehr Minuten lang unter Wasser luftwandeln zu können.

Am eigenthümlichsten und zugleich auffallendsten zeigt sich die Thätigkeit der Athmung bei denjenigen Säugethieren, welche Winterschlaf halten, so lange dieser Todtenschlummer anhält. Ein Murmelthier z. B., welches nach Mangili's Beobachtungen im wachen Zustande während eines Zeitraums von zwei Tagen 72,000 Mal athmet, thut dies während des Winterschlafs in Zeit von sechs Monaten nur 71,000 Mal, verbraucht also während dieser Zeit höchstens den neunzigsten Theil der Luft, bezüglich Sauerstoffmenge, welche während des Wachseins zu seinem Leben erforderlich ist.

Mit den Athmungswerkzeugen steht die Stimme in so enger Beziehung, daß wir sie schon jetzt berücksichtigen können. Wenn wir die Säugethiere auch hierin wieder mit den Vögeln vergleichen, muß uns sogleich die geringe Biegsamkeit der Stimme fast aller Säuger auffallen. Nur der Mensch besitzt eine vollkommenere, als die Vögel sie haben; ja, seine Stimme steht

so hoch über der aller Vögel und anderen Thiere, daß man sie mit als einen Hauptgrund der Erhebung des Menschengeschlechts zu einer eigenen Klasse angesehen hat. Das Säugethier ist und bleibt ein klang- und sangloses Geschöpf, ein Wesen, welches im Reich der Töne fremd ist und jedes Ohr durch die Verunstaltung des Tones beleidigt. Seine Stimme ist rauh, mißtönig, unbiegsam und unbildsam, und sogar die, welche uns zuweilen gemüthlich, ansprechend dünkt, hört auf, beides zu sein, sobald irgend welche Erregung die Seele des Thieres bewegt, während bei dem Vogel oft das gerade Gegentheil von all dem stattfindet. Auch hinsichtlich der Stimme ist der Vogel Bewegungsthier. —

Ueber die Verdauung, die Bewegung des Ernährungsschlauches, wollen wir wenig Worte verlieren. Sie ist eine ganz vortreffliche, wenn sie auch nicht so rasch vor sich geht, als die des Vogels und zuweilen, wie bei den Winterschläfern, monatelang unterbrochen sein kann. Eine Art der Verdauung dürfen wir hier aber doch nicht übergehen, weil sie blos bei wenigen Säugern vorkommt, nämlich das Wiederkäuen.

Der Magen der Wiederkäuer zerfällt, wie oben angedeutet, in vier Abtheilungen, von denen man die erste Wanst oder Pansen (c), die zweite Netzmagen, Haube oder Mütze (d), die dritte Falten- oder Blättermagen, Buch, Kalender, Psalter und Löser (e) und die vierte Fett-, Lab- oder Käsemagen (f) nennt. Die erste Abtheilung steht mit der Speiseröhre (a), die letztere mit dem Darmschlauch (g, h) in Verbindung. Der Pansen, welcher durch ein Muskelband in zwei Abtheilungen getrennt ist, nimmt das nur sehr grob zerkauete Futter zuerst auf und stößt es dann in kleinen Mengen in den Netzmagen hinüber, dessen gitterartige Falten es durch theilweises Zerreiben oder mehr durch Einspeicheln, d. h. Tränken, mit dem abgesonderten Magensaft vorverdauen und in Kügelchen formen. Diese werden nun durch Aufstoßen, Aufrülpsen oder Erbrechen wieder in den Mund hinauf gebracht, dort mit den Mahlzähnen sehr gründlich verarbeitet, noch mehr eingespeichelt und so dann zwischen zwei, eine Rinne bildenden Falten der Speiseröhre in den dritten, blätterig gefalteten Psalter oder Löser hinabgesandt, von welchem sie endlich dem letzten und eigentlichen Magen übergeben werden. Auf unserer Abbildung ist der Weg der Speise durch die punktirten Linien bezeichnet.

Es scheint, als ob das Geschäft des Wiederkäuens zu jeder Zeit stattfinden könne, sobald nur das Thier nicht mit Abbeißen und Verschlingen der ersten Nahrung thätig ist. Eine behagliche Lage und eine gewisse Ruhe ist unbedingtes Erforderniß zum Wiederkäuen. Sowie die gewünschte Ruhe des Leibes eingetreten ist, beginnt der Magen augenblicklich sein Geschäft, und das Thier betreibt die wichtige Sache mit solcher Hingebung, daß es aussieht, als sei es in die tiefsinnigsten Gedanken versunken.

So lange wir uns mit der rein leiblichen Thätigkeit der Säugethiere beschäftigten, mußten wir die großen Vorzüge anerkennen, welche die Bewegungsthiere oder Vögel, wenigstens in vielen Stücken, unserer Klasse, den Empfindungsthieren, gegenüber besitzen. Anders ist es aber, wenn wir die geistigen Fähigkeiten der Säuger betrachten. Die Sinnesthätigkeit, welche bei den unteren Klassen als die einzige geistige Regung angesehen werden muß, ist auch bei den Fischen und Lurchen noch eine verhältnißmäßig sehr geringe und bei den Vögeln eine vielfach beschränkte; bei unserer Klasse aber treten alle Sinne gleichsam erst in volle Wirksamkeit. Ihre einhellige und gleichmäßige Entwickelung erhebt die Säugethiere hoch über die Vögel. Sie, die letzteren, sind vorzugsweise Augen-, jene „Allsinnsthiere". Die Vögel sehen besser, als die Säuger, weil ihr großes Auge vermöge seiner inneren Beweglichkeit für verschiedene Entfernungen eingestellt und sehfähig gemacht werden kann: sie stehen dagegen in allen übrigen Sinnesthätigkeiten weit hinter den letzteren zurück. Bei den Säugethieren zeigt sich schon überall mehr oder weniger jene Allseitigkeit, welche im Menschen zur vollen Geltung gelangt: und deshalb eben stehen sie an der Spitze des Thierreichs.

Das Gefühl dürfte unter allen Sinnen derjenige sein, welcher am wenigsten hervortritt: und wie ausgebildet ist gerade dieser Sinn bei den Säugethieren! Der gewaltige Walfisch soll durch die geringste Berührung seiner Haut zum sofortigen Tieftauchen bewogen werden; der Elefant spürt augenblicklich die Fliege, welche sich auf seinem dicken Felle festsetzt; dem Ochsen verursacht leises Krabbeln zwischen seinen Hörnern angenehmen Kitzel; den schlafenden Hund erweckt das sanfteste Streicheln. Und doch sind alle diese Thiere gefühllos zu nennen, im Vergleich zum Menschen.

Der Geschmackssinn oder das Gefühl der Zunge kommt, streng genommen, erst in unserer Klasse zu allgemeiner Geltung. Ein gewisser Grad von Geschmack ist bei den Vögeln

und auch bei den Lurchen und Fischen nicht zu leugnen; denn man kann beobachten, daß sie manche Speisen lieber fressen, als andere: allein der Sinn erhält doch nur bei wenigen Vögeln, z. B. bei den Papageien und Zahnschnäblern, ein Werkzeug, welches vermöge seiner Weichheit und der hierdurch wirksam werdenden Nerventhätigkeit das Schmecken möglich macht, während dieses Werkzeug, die Zunge, bei der großen Mehrzahl so verhärtet und verkümmert ist, daß es den chemischen Hergang des Schmeckens, die Auflösung der Speisetheile und die dann zur Sinneswahrnehmung gelangende Verschiedenheit derselben, unmöglich einleiten und befördern kann. Anders ist es bei den Säugern. Hier ist die Zunge regelmäßig schmeckfähig, mag sie auch noch so hart und rauh erscheinen. Salz und Zucker äußern, wie Jedermann weiß, fast immer ihre Wirkung auf die Geschmackswerkzeuge der Säugethiere.

Der Geruchssinn erreicht bei letzteren ebenfalls die höchstdenkbare Entwickelung. Ein vergleichender Ueberblick der verschiedenen Thierklassen belehrt uns, daß gerade der Geruch schon bei niederen Thieren einer der ausgeprägtesten Sinne ist: ich will blos an die Kerbthiere erinnern, welche dem Blumenduft nachschwärmen oder zu Aas und Kothhaufen von fern herangezogen, ja schon durch den eigenthümlichen Geruch ihrer Weibchen herbeigelockt werden. Die Fische erscheinen in der Nähe eines Aases, welches ihnen vorgeworfen wird, in Flüssen sogar von oben her, aus derjenigen Richtung, nach welcher hin das Wasser doch unmöglich Vermittler des Riechstoffes sein kann; bei den Lurchen aber ist der Geruch so schlecht, daß sie wenigstens Nichts mit ihm aufspüren können. Unter den Vögeln haben wir bereits viele, welche tüchtige Spürnasen besitzen, wenn auch die Erzählungen, welche Geier und Raben Aas auf Meilen hin wahrnehmen lassen, auf irrigen und mangelhaften Beobachtungen beruhen. Anders ist es bei den Säugern. Hier finden wir viele Thiere, deren Geruchssinn in wahrhaft überraschender Weise ausgebildet ist. Ein Hund spürt die bereits vor Stunden getretene Fährte seines Herrn unter tausend anderen Menschenfährten unfehlbar aus oder folgt dem Wilde, welches gestern einen gewissen Weg ging. Ebenso undenkbar für uns Stumpfsinnige ist diejenige Ausbildung des Geruchs, welche wir „Wittern" nennen. Daß ein Hase den verborgenen Jäger, welcher im Winde steht, auf dreißig, vierzig Ellen Entfernung hin riechen kann, erscheint uns nicht gar so merkwürdig, daß aber ein Renthier den Menschen noch auf fünf- bis sechshundert Ellen hin wittert, ist unbegreiflich, und wunderbar für uns Menschen, weil wir weder die eine noch die andere Höhe des Geruchs auch nur annähernd erreichen können.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß alle Thiere, welche gute Spürer oder Witterer sind, feuchte Nasen besitzen. Man kann also, so sonderbar dies auch klingen mag, von der mehr oder weniger feuchten Nase aus regelmäßig auf die Höhe des Geruchs schließen.

Es ist fraglich, ob bei den Säugern der Sinn des Geruchs von dem des Gehörs überboten wird oder nicht. So viel steht fest, daß der letztere in unserer Klasse eine Entwickelung erreicht, wie in keiner andern. Der Gehörssinn ist zwar schon bei den tiefer stehenden Klassen des Thierreichs ziemlich ausgebildet, jedoch nirgends in dem Grade, daß er zum Leben, beispielsweise zum Aufsuchen der Beute oder Nahrung unumgänglich nöthig wäre. Dies ist erst bei den zwei oberen Klassen der Fall; allein das vollkommenste Ohr der Vögel ist immer nur eine Nachbildung des Säugethierohres. Daß die Vögel ganz vortrefflich hören, geht schon aus ihren tonkünstlerischen Begabungen hervor: sie erfreuen und beleben sich gegenseitig durch ihren liederreichen Mund und durch ihr Gehör, welches ihnen eben das Reich der Töne erschließt. Es ist aber bemerkenswerth, daß auch unter ihnen nur diejenigen liederbegabt sind oder nur diejenigen sich in Klängen und Tönen berauschen, welche das am wenigsten entwickelte Gehör besitzen, während den Feinhörigen, allen Eulen z. B., dieselben Töne, welche andere Vögel entzücken, ein Greuel sind. Geradeso ist es bei den Säugern. Hier zeigt schon der äußere und noch mehr der innere Bau des Ohres die höhere Begabung des entsprechenden Sinnes an; die Begabung aber kann sich so steigern oder der Sinn kann sich so verfeinern, daß ihm Klänge, welche stumpferen Ohren wohllautend erscheinen, gellend oder unangenehm werden. Ein musikalisches Gehör ist deshalb keineswegs ein gutes oder feines zu nennen; es steht vielmehr auf einer tieferen Stufe der Entwickelung, als das eines wirklich feinhörenden Thieres, und wenn man von seiner Ausbildung spricht, kann man immer nur eine bezügliche meinen. Hieraus geht hervor, daß beim Menschen der Sinn des Gehörs, wie der des Geruchs, auf einer tieferen Stufe steht, als bei manchen Säugern.

Die Hörfähigkeit der Säuger ist sehr verschieden. Taub ist kein Einziger von ihnen: aber wirklich feinhörig sind nur Wenige. Daß sehr viele Säuger noch Geräusche hören, welche wir durchaus nicht mehr wahrnehmen können, ist sicher: wie weit dies aber geht, wissen wir gar nicht. Es steht wohl fest, daß eine Katze wie die Eule das Geräusch, welches eine Maus

beim Laufen verursacht, vernimmt: allein es ist unmöglich zu bestimmen, auf welche Entfernung hin sie die leisen Fußtritte noch vom Rascheln des Windes unterscheiden können. Die großöhrige Fledermaus hört wahrscheinlich das Fluggeräusch kleiner Schmetterlinge, von deren Bewegung wir entschieden nichts mehr durch den Gehörsinn wahrnehmen können; der Wüstenfuchs hört vielleicht das Krabbeln eines Käfers im Sande noch auf ein gutes Stück; das Wild vernimmt den Schall der Fußtritte des Jägers auf hundert, vielleicht zweihundert Schritte.

Der Gesichtssinn der Säugethiere erreicht wahrscheinlich nie dieselbe Schärfe, wie der Geruch und das Gehör. Daß alle Säuger hinsichtlich des Sehens von den Vögeln übertroffen werden, wurde bereits erwähnt, bis zu welchem Grade aber, ist schwer zu sagen, da wir auch hierin wirkliche Beobachtungen nur an uns selbst machen können. Es ist wohl anzunehmen, daß von den Tagsäugern kaum einer den Menschen in der Entwickelung seines Auges und der damit verbundenen Sehschärfe überbietet. Anders verhält es sich mit den Nachtthieren, also mit fast allen Räubern, einigen Affen, allen Aeffern, den Flatterthieren, mehreren Nagern und anderen. Sie besitzen entweder ein sehr entwickeltes Gesicht oder aber auch sehr verkümmerte Augen. Die wahren Raubthiere haben unstreitig das schärfste Gesicht unter allen Säugern; ihre Augen sind aber auch so empfänglich für die Einwirkung des Lichtes, daß schon gewöhnliches Tageslicht wenigstens vielen äußerst unangenehm ist. Als Regel darf gelten, daß alle Säuger, welche runde Augensterne besitzen, Tagthiere sind oder bei Tage und bei Nacht verhältnißmäßig gleich scharf sehen, während diejenigen, deren Stern spaltartig erscheint, erst mit der Dämmerung die volle Schärfe ihres Sinnes benutzen können.

Merkwürdig ist die in der höchsten Klasse einige Male vorkommende Verkümmerung der Augen, welche vollkommene Blindheit bedingen kann, wie beim Blindmoll. Das Auge fehlt, so viel bis jetzt bekannt, keinem Säugethiere: unser Maulwurf, welcher oft genug mit seinem „blinden" Bruder verwechselt worden ist, besitzt schon ein ziemlich sehfähiges.

Das Auge der Säugethiere müssen wir übrigens auch noch von einem anderen Standpunkte betrachten: als äußeres, sichtliches Bild des Geistes. Bei den unteren Klassen hat das Auge noch nicht die Beredtsamkeit erlangt, daß es als Spiegel der Seele erscheinen könnte. Wir finden es zwar bei der Schlange tückisch, beim Krokodil hämisch und bei einigen Vögeln mild, bei anderen aber streng oder ernst, muthig ꝛc.: allein mit wenigen Ausnahmen legen wir selbst das hinein, was wir zu sehen glauben. Erst aus dem lebendigen oder Falken- oder Adlerauge spricht uns das Innere an: bei dem Auge der Säugethiere ist dies aber fast immer der Fall. Hier können wir wirklich von einem Gesichtsausdruck reden: und an einem solchen nimmt ja eben das Auge den größten Antheil. Deshalb hat sich das Volk mit richtiger Erkenntniß längst seine Bilder gewählt und spricht mit Recht von dem blöden Auge des Rindes, dem schönen Auge der Girafe, dem milden der Gazelle, dem treuherzigen des Hundes, dem frommen oder dummen des Schafes, dem falschen des Wolfes, dem glühenden des Luchses, dem tückischen des Affen, dem stolzen des Löwen ꝛc.: denn bei allen diesen Thieren ist das Auge wirklich der Spiegel des Geistes. Die Bewegung der Thierseele spricht aus dem Auge; dieses ersetzt die fehlende Sprache. Schmerz und Freude, Betrübniß und Heiterkeit, Angst und Leichtsinn, Kummer und Fröhlichkeit, Haß und Liebe, Abscheu und Wohlwollen finden in dem Auge ihren stummberedten Verkündiger.

Das Säugethier besitzt Gedächtniß, Verstand und Gemüth und hat daher oft einen sehr entschiedenen, bestimmten Charakter. Es zeigt Unterscheidungsvermögen, Zeit-, Ort-, Farben- und Tonsinn, Erkenntniß, Wahrnehmungsgabe, Urtheil, Schlußfähigkeit; es bewahrt sich gemachte Erfahrungen auf und benutzt sie; es erkennt Gefahren und denkt über die Mittel nach, um sie zu vermeiden: es beweist Neigung und Abneigung, Liebe gegen Gatten und Kind, Freunde und Wohlthäter, Haß gegen Feinde und Widersacher, Dankbarkeit, Treue, Achtung und Mißachtung, Freude und Schmerz, Zorn und Sanftmuth, List und Klugheit, Ehrlichkeit und Verschlagenheit. Das kluge Thier rechnet, bedenkt, erwägt, ehe es handelt, das gefühlvolle setzt mit Bewußtsein Freiheit und Leben ein, um seinem innerem Drange zu genügen. Das Thier hat von Geselligkeit sehr hohe Begriffe und opfert sich zum Wohle der Gesammtheit; es pflegt Kranke, unterstützt Schwächere und theilt mit Hungrigen seine Nahrung. Es überwindet Begierden und Leidenschaften und lernt sich beherrschen: es zeigt also auch selbstständigen Willen und Willenskraft. Es erinnert sich der Vergangenheit jahrelang und gedenkt sogar der Zukunft: es sammelt und spart für sie.

Das Thier ist muthig oder furchtsam, tapfer oder feig, kühn oder ängstlich, ehrlich oder diebisch, offen oder verschmitzt, gerade oder hämisch, stolz oder bescheiden, zutraulich oder mißtrauisch, folgsam oder störrisch, dienstsam oder herrschsüchtig, friedfertig oder streitlustig, heiter

oder traurig, lustig oder grämlich, gesellig oder ungesellig, freundschaftlich gegen andere oder feindselig gegen die ganze Welt — und wer könnte sagen, was sonst noch Alles!

Dem Menschen geschieht kein Unrecht, ihm wird nicht Abbruch gethan, wenn wir die Thiere auch hochstellen. Herder nennt diese „die erstgeborenen Brüder des Menschen" und Scheitlin sagt sehr wahr und treffend: „Alles Thier ist im Menschen, aber im Thier ist nicht aller Mensch". Dieser bleibt auch neben dem höchsten Thiere, was er ist.

Der Heimatkreis des Säugethieres ist beschränkter, als der eines Vogels oder Fisches, ja selbst eines Lurches. Nur das Meer gestattet den Bewohnern aus unserer Klasse große Willkürlichkeit der Bewegung und Ortsveränderung, allein immer nicht in demselben Grade, wie dem Vogel; in den zusammenhängenden Meeren aller Erdtheile finden sich blos folgende Säugethiere: der Seehund, die Ohrenrobbe, mehrere Delfine und zwei Wale. Auch die Meersäuger beweisen, daß ihre Klasse dem Lande und nicht dem Wasser angehört; denn auch sie ziehen die Küste dem offenen Meere vor.

Auf dem Festlande nimmt der Verbreitungskreis der Säugethiere viel engere Grenzen an, als in dem Meere. Viele Arten haben ein sehr kleines Vaterland. Man hat die Erde mit Rücksicht auf ihre Bewohner in gewisse Reiche getheilt, welche man thierkundliche (zoologische) genannt hat. Ein solches Reich hat immer seine ihm eigenthümlichen, thierischen Einwohner; zwei sich entsprechende Reiche weisen auch ähnliche Thiere auf, selbst wenn das eine Reich von der Tiefe zur Höhe, und das andere von niederer Breite zur höheren aufsteigt. Um dies deutlicher zu machen, wollen wir hier die besonders abgeschlossenen Reiche angeben und ihre Bewohner dazu nennen:

Das erste Reich faßt in sich den ganzen Norden, welcher innerhalb des Polarkreises liegt. Die Trennung zwischen beiden Erdhälften ist noch nicht ausgesprochen, aber doch schon angedeutet. Der Eisbär, zwei Vielfraße, der Eisfuchs, mehrere Lemminge, zwei Schneehasen, die Pfeifhasen, das Renthier, mehrere Seehunde, das Walroß, der Pottfisch, Narwal, die Finnfische und der gemeine Wal kennzeichnen diesen ärmsten Kreis der Erde. Ihm entspricht einigermaßen der Höhenkreis unseres gewaltigen Alpengebirges, von etwa 6000 Fuß über Meer an aufwärts: er enthält die Gemse, den Steinbock, eine Schneewühlmaus, das Murmelthier und den Alpenhasen.

Ungleich reicher an Formen und Arten zeigt sich der gemäßigte Gürtel unserer Nordhälfte. Seine Pflanzen- und Thierwelt scheidet ihn in zwei Hälften: in die des Ostens und Westens. Wagner trennt die ersteren in fünf Gebiete: nämlich in Mittel- und Südeuropa, in Nordafrika, Südsibirien und die Steppe von Turan. Diesen Gebieten sind gemeinsam: vier Fledermäuse, zwei Spitzmäuse, der Fischotter, der Fuchs, die weltverbreitete Wanderratte und die Wasserratte. Nächst diesen Thieren verbreiten sich über die meisten Gebiete: die Fledermäuse und Spitzmäuse, der Maulwurf, Bär und Dachs, fast sämmtliche Marder, der Wolf und Luchs, das Eichhorn und die Mäuse. Mitteleuropa für sich allein besitzt nur wenige Fledermäuse und Spitzmäuse, eine Schlafmaus, einen Blindmoll, vier Wühlmäuse und den Auerochsen; Südeuropa einige Fledermäuse, eine Rüsselspitzmaus, den Blindmaulwurf, die Boccamele (ein Wiesel), eine Manguste, einen Luchs, eine Wühlmaus, einen Hasen und den Mufflon; Nordafrika den türkischen Affen, einen Igel, eine Rohrrüsselmaus, den Ichneumon, den Fenek, den Wüstenluchs, ein Eichhorn, eine Springsmaus und andere; Sibirien und Turan zeigen: den Ohrenigel, den Korsak, den Manul, den Zobel, die Steppenantilope. — Dachs, Luchs, Wildkatze, Igel, Maulwurf, Blindmoll, die Wühlmäuse, Edelhirsch, Reh, Mufflon und Auerochs dürfen als Charakterthiere der ganzen Osthälfte des Reiches betrachtet werden.

Die zweite Hälfte des nördlichen gemäßigten Gürtels kennzeichnet sich durch sehr viele eigenthümliche Fledermäuse und Spitzmäuse, die amerikanischen Bären und Waschbären, einen Dachs, die Stinkthiere, mehrere Marder, einen Vielfraß, einen Fisch- und einen Seeotter, mehrere Hunde, die einfarbige Katze, einige Beutelratten, sehr viele Baum-, Flug- und Erdeichhörnchen, Ziesel, Murmelthiere, kleinere Nager, viele Hasen, mehrere Hirsche, zwei Antilopen, das Bergschaf und den Bison. Die Aehnlichkeit der Thierformen der West- und Osthälfte des gemäßigten Gürtels ist unverkennbar.

Anders finden wir es, wenn wir die verschiedenen Gebiete der Wendekreisländer mit einander vergleichen. Hier spricht sich jedes scharf und bestimmt für sich selbst aus, und nur wenige Formen sind allen Reichen gemeinsam. Der Reichthum der Tropenwelt ist zu groß, und die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Gebiete sind zu bedeutend, als daß nicht auch die Thierwelt in demselben Verhältnisse Reichthum und Eigenthümlichkeit der Gestalt zeigen sollte. Hochasien

bildet gleichsam ein Bindeglied zwischen dem Nord- und Gleichergürtel der Erde; es hat Vieles mit beiden gemein: und deshalb müssen wir es wenigstens flüchtig betrachten. Wir verstehen darunter Vorder- und Hinterasien, Japan, Nepal und die Eufratländer. Diese Länder zeichnen aus: der japanesische Hundsaffe, zwei fruchtfressende und einige echte Fledermäuse, Spitzmäuse, ein Maulwurf, der Kragenbär, der japanesische Dachs, der Bandiltis, einige Mangusten und Ginsterkatzen, Baum- und Flughörnchen, kleine Nager, eigenthümliche Hasen und Murmelthiere, der Dschiggetai oder Halbesel, das japanesische Schwein, das Trampelthier, ein Moschusthier, einige Hirsche und Antilopen, der kaukasische Steinbock, die Bezoarziege und die Ziege des Himalaya, der Argali, der Burrhal, Nahur und andere Schafe und der Yak oder das Gebirgsrind. Viele andere Thiere gehören Hochasien und dem Nordgürtel oder Hochasien und den Wendekreisländern Asiens zugleich an.

Südasien ist reicher, als alle bisher genannten Gebiete, zeigt uns aber zugleich auch große Beschränkung in der Verbreitung mancher Thiere. Wir verstehen unter diesem neuen Gebiete Vorder- und Hinterindien, Java, Sumatra und Borneo, sowie die übrigen Molucken. Hier leben der Orang-Utang, die Langarm- und Schlankaffen, die meisten Makaken oder Hundsaffen, die Loris oder Faulaffen und das Koboldäffchen, die Flughunde, große Fledermäuse, der Halsband- und Lippenbär, der Ratel, viele Zibet- und Schleichkatzen oder Mangusten, viele Hunde, der asiatische Löwe, der Tiger, Panther, Gepard und noch viele andere Katzen, die meisten und größten Flughörnchen, mehrere Schuppenthiere, der wilde Esel, der asiatische Elefant, das indische Nashorn und der indische Tapir, mehrere Schweine, darunter der Hirscheber, die echten Moschusthiere, der Nilgau, die vierhörnige und die Hirschantilope und mehrere Ochsen.

Afrika zeigt ein nicht minder selbstständiges Gepräge und eine große Verbreitung der ihm eigenthümlichen Thiere. Ihm gehören zu: der Gorilla und Schimpanse, sämmtliche Meerkatzen, die Stummelaffen, Paviane und viele Aeffer, welche namentlich auf Madagaskar zu Hause sind, eigenthümliche Fledermäuse, Igel, Spitzmäuse, das Scharrthier, viele Ginster-, Zibet- und Schleichkatzen, der großöhrige Hund und der Fenek nebst vielen anderen Hunden, die Hiänen und der Hiänenhund, der Löwe, Leopard, Jagdparder, Serwal und Karakal, sowie die Nilkatze, die meisten Erdeichhörnchen, eigenthümliche Siebenschläfer, die Spring-, Steppen- und Wüstenmäuse, das Erdferkel und zwei Schuppenthiere, das Zebra, Quagga und Tigerpferd, der afrikanische Elefant, drei Nashörner, das Flußpferd, die Larvenschweine, die Klippschliefer, die Girafe, fünf Sechstheile aller Antilopen, einige Steinböcke, das Mähnenschaf, zwei Büffel und eine Ohrenrobbe.

Bei aller Eigenthümlichkeit dieser Thierwelt zeigt sich gleichwohl noch immer große Uebereinstimmung mit jener Asiens und selbst der Europas. Namentlich die Wüsten- und Steppenthiere erinnern auffallend an die, welche in der Tiefebene Turans leben. Die Waldarmuth Afrikas ist sehr deutlich ausgesprochen: die Hirsche z. B. fehlen im Süden und in der Mitte ganz, und die Eichhörnchen sind auf den Boden herabgekommen. In seinen Dickhäutern und der Girafe zeigt sich Afrika gleichsam noch als Urland, als von gewissen neueren Schöpfungsabschnitten unberührt.

Ganz das Gegentheil von Afrika macht sich in Amerika bemerklich. Das ungeheuere Gebirg und die unermessenen Wälder sprechen sich deutlich in seiner Thierwelt aus. Alles in diesem Erdtheile ist neu, Alles eigenthümlich; an die alte Welt erinnern manche Thierformen blos noch entfernt. Ich will kurz sein und nur die bemerkenswerthesten Thiere Mittel- und Südamerikas hier nennen. Amerika beherbergt ausschließlich: die Brüll-, Klammer-, Rollschwanz-, Woll-, Schweif-, Nacht- und Krallenaffen, — zwei Familien! — die blutsaugenden Fledermäuse oder Vampire, einige ihm eigene Bärthiere, Stänker und Fischottern, einige Hunde, den Puma, Kuguar und Jaguar, die Pardel-Tigerkatzen, viele Beutler in zwei Amerika eigenthümlichen Sippen, sehr viele Nager, darunter die Hasenmäuse und Hufpfötler, welche ebenfalls nur hier vertreten sind, die Faulthiere und Gürtelthiere nebst den Ameisenbären, zwei Tapire, die Bisamschweine, einige Hirsche, drei, oder richtiger vier Lamas ꝛc. Im Vergleich zu der Zahl der Ordnungen, Familien und Arten aus der Klasse der Vögel scheint es freilich, als ob Südamerika arm an Säugethieren wäre: wenn man aber die Eigenthümlichkeit der Sippen und die Menge der Arten bedenkt, wird man bald eines Besseren belehrt.

Einige Forscher, unter ihnen Wagner, trennen den höheren Süden Amerikas oder Chile, die Pampas des Rio de la Plata, Patagonien und das Feuerland von dem übrigen Südamerika und bilden aus diesen Ländern einen eigenen thierkundlichen Kreis, obgleich er nur sehr wenige ihm ganz eigenthümliche Thiere besitzt. Es sind dies etwa folgende: eine Fledermaus, ein Stinkthier, der magellanische und der südamerikanische Hund, die Pampaskatze, mehrere Nager, darunter die Chinchillen und ein Biber, sowie einige Meersäuger.

Australien zeigt uns ein sehr selbstständiges Gepräge, bei all seiner Armuth an Säugern. Es ist das eigentliche Vaterland der Beutelthiere. Man kennt im Ganzen etwa 140 Arten von Säugern, welche in Australien leben: davon gehören 110 Arten den Beutelthieren an. Das allbekannte Känguru, die Raubbeutler und Beutelbilche mögen sie kennzeichnen. Außerdem wohnen in Australien noch der Dingo, das Schnabelthier und der Ameisenigel, sämmtlich echte Charakterthiere des merkwürdigen Erdtheils.

Fassen wir das nunmehr Gewonnene hinsichtlich der Ordnungen und Familien zusammen, so ergibt sich Folgendes: Die Affen sind auf den warmen Gürtel der Erde beschränkt: der Osten und Westen unterscheiden sich aber scharf durch eigene Familien, Sippen und Arten; die Halbaffen oder Aeffer bewohnen blos die heißen Länder der alten Welt; die Beutelthiere finden sich ausschließlich in Neuholland, Amerika und Asien, die Wenigzähnigen fehlen in Europa, die Wiederkäuer und Vielhufer in Australien; die Einhufer sind ursprünglich nur in Asien und Afrika heimisch gewesen; die Fledermäuse, Raubthiere, Nager, Flossenfüßer und Wale sind Weltbürger.

Bezüglich der engeren Verbreitung kann man sagen, daß sich der Verbreitungskreis einer Art in östlich-westlicher Richtung regelmäßig weiter erstreckt, als vom Norden nach Süden hin. Der Osten und Westen weisen auch viel häufiger ähnliche, sich gleichsam entsprechende Gestalten auf, als der Norden und Süden; jedoch spricht sich zwischen dem nördlichen und südlichen kalten Gürtel, ja selbst zwischen dem Norden und Süden eines Erdtheils, zumal Afrikas, immerhin eine große Uebereinstimmung aus. Man darf deshalb sagen, daß ähnliche Länder auch stets ähnliche Thiere beherbergen, so große Strecken auch trennend zwischen sie treten mögen.

Die Anzahl aller jetzt lebenden und bekannten Säugethierarten beträgt etwas über zweitausend. Hiervon gehören etwa 150 Arten Europa (gegen 60 ausschließlich) an, ungefähr 240 Arten wohnen in Afrika, 350 Arten in Asien, 400 Arten in Amerika und gegen 140 in Australien. Auf die Ordnungen vertheilt sich diese Anzahl in folgender Weise: Die Affen und Aeffer zählen 220, die Fledermäuse 320, die Raubthiere 410, die Beutelthiere 130, die Nager 620, die Wenigzähnigen 35, die Vielhufer 33, die Einhufer 7, die Wiederkäuer 180, die Flossenfüßer 33 und die Wale 65 unbestrittene Arten.

Hierzu würden noch die vorweltlichen Säugethiere zu zählen sein. Von diesen kennt man nach H. von Mayer etwa 780 Arten. Die Verbreitung der vorweltlichen Säuger war eine ganz andere, als die der jetzigen es ist; doch besaßen auch schon in der Urzeit gewisse Gegenden der Erde ihre eigenthümlichen Säugethiere. Die meisten versteinerten Knochen finden sich im Schuttlande oder „Diluvium"; jedoch hat uns auch das Eis Sibiriens vorweltliche Thiere aufbewahrt, und zwar in einer staunenswerthen Frische, so daß sich nicht nur Haut und Haar erhalten hatte, sondern auch das Fleisch sich noch in einem Zustande befand, daß Eisbären und Eisfüchse, sowie die Hunde der Jakuten davon wacker schmausten. Nur wenige Vorweltssäuger (etwa der siebente Theil) von allen, welche man kennt, haben die Zeit der Schuttlandsbildung überlebt und finden sich jetzt noch: die übrigen sind ausgestorben und gestrichen aus dem Buche der Lebendigen. Von den bis jetzt bekannten Vorweltssäugern gehörten an: den Affen etwa 20, den Fledermäusen ebensoviele, den Raubthieren fast 200, den Beutelthieren gegen 30, den Nagern beinahe 100, den Wenigzähnigen 40, den Vielhufern 150, den Einhufern 9, den Wiederkäuern 120, den Schwimmfüßern 9 und den Walen endlich 55 Arten. Alle Vorweltsthiere und somit auch die vorweltlichen Säuger bestätigen die mosaische Schöpfungssage hinsichtlich der Zeitfolge, in welcher die verschiedenen Klassen der Thiere entstanden, soweit eine Sage eben bestätigt werden kann: die Säugethiere gehören wirklich nur den neueren Schöpfungsabschnitten an.

Die leiblichen und geistigen Begabungen eines Säugethieres bestimmen seine Lebensweise in der ihm gegebenen Heimat, deren Erzeugniß, deren Geschöpf es ist. Jedes richtet sich eben nach seinen Gaben ein: es benutzt die ihm gewordene Ausrüstung in der ergiebigsten Weise. Eine gewisse, verständige Willkür in der Lebensart kann keinem Thiere abgesprochen werden. Die Säugethiere sind natürlich mehr an eine gewisse Oertlichkeit gebunden, als das leichte, bewegungslustige Volk der Vögel: allein sie wissen dafür eine solche Oertlichkeit vielleicht besser oder vielseitiger zu benutzen, als diese. Merkwürdig ist es, und wird bei der Einzelbeschreibung der Thiere näher nachgewiesen, daß ihr Kleid fast immer eine Färbung trägt, die in hohem Grade mit der ihrer Umgebung übereinstimmt, je nach dem Wechsel der Jahreszeit, selbst mit dieser wechselt. Man sieht ein, welch zweifacher Vortheil hieraus dem Thier erwächst, indem es einerseits dem Auge seiner Verfolger leichter entgeht und andererseits seiner Beute unmerklicher sich nähern kann.

Bei weitem die meisten Thiere sind gesellig und schaaren sich deshalb mit anderen ihrer Art oder auch mit Gleichlebenden fremder Arten in kleinen oder großen Trupps zusammen. Niemals erlangen solche Verbindungen die Ausdehnung oder die Zahl der Vereine, welche die Vögel bilden; denn bei diesen thun sich, wie bekannt, oft sogar Millionen zu einem Ganzen zusammen. Unter den Säugern kommen nur unter gewissen Umständen stärkere Rudel vor.

In jedem größeren Vereine erwirbt sich das befähigtste Mitglied die Oberherrschaft und erlangt schließlich unbedingten Gehorsam. Unter den Wiederkäuern kommen regelmäßig die alten Weibchen zu solcher Ehre und namentlich diejenigen, welche kinderlos sind; bei anderen geselligen Thieren, z. B. den Affen, werden nur Männchen Zugführer und zwar erst nach sehr hartnäckigem Kampfe, aus dem sie endlich als allgemein gefürchtete Sieger hervorgehen; hier ist die rohe Stärke maßgebend, bei jenen die Erfahrung oder der gute Wille. Bei allen geselligen Thieren übernimmt das erwählte oder wenigstens anerkannte Leitthier die Sorge für den Schutz und die Sicherheit der ganzen Herde und vertheidigt die schwachen Glieder derselben unter Umständen mit Aufopferung. Minder Verständige und Schwächere schließen sich Klügeren an und leisten allen ihren Anordnungen zur Sicherung Folge.

Gewisse Säugethiere leben einsiedlerisch. Alte griesgrämige und bösartige Männchen werden gewöhnlich von dem Rudel oder der Herde verbannt, und hierdurch nur noch mürrischer und wüthender gemacht. Allein es gibt auch andere Säuger, welche überhaupt ein Einsiedlerleben führen und mit jedem Eindringlinge sofort in heftigster Weise den Kampf beginnen.

Die Mehrzahl unserer Klasse wacht bei Tage und schläft bei Nacht; jedoch gibt es fast unter allen Ordnungen Tag- und auch Nachtthiere. Einzelne haben keine bestimmte Zeit zum Schlafen, sondern ruhen oder wachen, wie es ihnen gerade beliebt: so die Meerthiere oder in den höheren Breiten auch die Landthiere während der Sommerzeit. Es mag im Ganzen genommen wohl mehr eigentliche Tag-, als Nachtthiere geben: jedoch ist die Zahl derjenigen, welche bei Nacht lebendig und thätig sind, nicht viel geringer, als die Menge derer, welche bei Tage ihrem Erwerbe nachgehen. Unter den Affen gibt es blos einige nächtlich lebende Arten; die Fledermäuse dagegen schlafen fast den ganzen Tag, und nur wenige kommen aus ihren Schlupfwinkeln zum Vorschein, so lange noch die Sonne am Himmel steht; unter den Kerbthier- und Fleischfressern, den Nagern, Vielhufern und Wiederkäuern gibt es wenigstens sehr viele Nachtthiere, wenn auch mehrere Arten der Wehrloseren solche erst aus Furcht vor Verfolgung geworden sein mögen. Die starken und die sehr flüchtigen oder auf Bäumen Lebenden sind Tagthiere: sie sind aber auch einer Verfolgung weniger ausgesetzt.

Es würde sehr voreilig sein, wenn man behaupten wollte, daß alle Nachtthiere feigere, schwächere, dümmere und plumpere Thiere seien, als die, welche bei Tage thätig sind: denn wir brauchen eben blos an die Katzen, Marder, Hirsche und andere, welche fast ohne Ausnahme bei Tage ruhen und bei Nacht wach sind, zu denken, um des Gegentheils uns bewußt zu werden. Als allgemeine Regel kann gelten, daß die wehrloseren Thiere, welche durch ihren Aufenthalt nicht vor Gefahren geschützt sind, die Nacht zu ihrer Thätigkeit benutzen.

Während ihres Wachens beschäftigen sich die meisten Säuger ausschließlich mit Aufsuchen ihrer Nahrung. Dieselbe kann höchst verschieden sein. Alle Mitglieder unserer Klasse sind selbstverständlich Pflanzenfresser oder aber Räuber, welche andere Thiere verzehren. Fast alle Erzeugnisse der beiden Reiche finden ihre Liebhaber. Die Säugethiere fressen viel, verhältnißmäßig aber doch weniger, als die Vögel. Dies steht auch mit der geringeren Regsamkeit vollkommen im Einklange. Nach der Mahlzeit suchen sie die Ruhe und verfallen hierbei entweder blos in einen Halbschlummer, wie die Wiederkäuer, oder in wirklichen Schlaf. Zum Spielen oder unnützen Bewegen sind, wie gesagt, nur wenige aufgelegt; es sind fast nur die Jungen, welche hierzu Lust haben und durch ihr tolles Treiben auch die gefälligen Alten aufzurütteln wissen. Bei guter und reichlicher Nahrung bekommen alle Säugethiere ein glattes, glänzendes Haarkleid und lagern im Zellgewebe und in den Leibeshöhlen viel Fett ab, welches bei einigen zur Erhaltung des Lebens während der Hungerzeit dienen muß. Einigen Pflanzen- und Kerbthierfressern nämlich geht während des Winters die Nahrung vollkommen aus, und sie sind zu klein und zu schwach, als daß sie sich dagegen lange halten könnten. Zum Wandern in wärmere oder nahrungsreichere Gegenden sind sie unfähig: und so würden sie unbedingt zu Grunde gehen, wenn die Natur nicht in sehr merkwürdiger Weise für sie gesorgt hätte. Es scheint zwar, daß sie sich selbst schützen könnten, indem sie sich tief gelegene, dick und weich ausgepolsterte und deshalb warme Wohnungen unter der Erde bauen und in ihnen Vorrathskammern anlegen, welche auch reichlich mit Nahrung versehen werden: allein die Natur übernimmt doch die Hauptsorge für ihre Erhaltung, und die eingetragene Nahrung dient blos dazu, sie während der Zeit,

in welcher sie wirklich noch Nahrung bedürfen, gegen das Verhungern zu schützen. Diese Säuger, welche so recht eigentlich als Schutzkinder der Natur erscheinen, bedürfen lange Zeit gar keine Nahrung von außen her, sondern zehren, während sie in einen todesähnlichen Schlaf versinken, langsam von ihrem Fette: sie halten Winterschlaf. Dem entsprechend vermindert sich die Anzahl der Herzschläge sowie der Athemzüge, letztere etwa um das Neunzigfache und die Blutwärme sinkt von der gewöhnlichen, die 30° R. beträgt, herab auf 7½° R.

Mit dem Herannahen des Frühlings erwacht der Winterschläfer und fristet sich nun sein Leben zuerst mit den Schätzen, welche er im vorigen Sommer sich eintrug. Anfangs schläft er auch nach dem Erwachtsein aus dem Todtenschlafe noch oft und lange, doch mehr in gewöhnlicher Weise. Nur die kleineren Säugethiere verfallen in einen wirklichen Winterschlaf, die größeren, wie z. B. der Bär, schlafen zeitweilig, obschon tage-, ja vielleicht wochenlang, nehmen aber während dieser Zeit ebenfalls fast gar keine Nahrung zu sich.

Einige Säugethiere unternehmen zuweilen Reisen, um ihre Lage zu verbessern; doch kann man bei unserer Klasse nicht von einer wirklichen Wanderung sprechen, wie bei den Vögeln. Es kommt allerdings vor, daß sie eine Gegend verlassen und in eine andere ziehen, der Weg aber, den sie zurücklegen, ist nie so lang, daß er mit dem Zuge der Vögel verglichen werden könnte. Von Nahrungsmangel gepeinigt, rotten sich die Lemminge, jene muntern und anziehenden Bewohner der nordischen Gebirge und Ebenen, in großer Masse zusammen und wandern nun gemeinschaftlich in die Tiefe hinab, setzen sogar über Meeresarme, gehen aber dabei fast regelmäßig zu Grunde; südafrikanische Antilopen, das Renthier und der nordamerikanische Büffel, die wilden Esel, die Seehunde und Wale treten aus demselben Grunde noch weitere Wanderungen an, und einige Fledermäuse haben sogar einen beschränkten Zug. Allein alle diese Reisen stehen unendlich weit hinter denen der Vögel zurück.

Das Leben der Säugethiere ist überhaupt viel einförmiger, als das der beweglichen Luftbewohner. Blos die gescheiteren Arten suchen in dieses Einerlei einige Abwechselungen zu bringen, indem sie sich auf irgend welche Weise mit einander unterhalten. Bei dem großen Haufen theilt sich der Tag in Fressen und Schlafen, Schlafen und Fressen. Die Paarungszeit verändert dieses Betragen immer. Sie ist bei den meisten Säugethieren an einen bestimmten Jahresabschnitt gebunden und fällt entweder in das Frühjahr oder in den Herbst oder auch selbst in den Winter, je nachdem das Thier längere oder kürzere Zeit trächtig geht. Die Satz- oder Wurfzeit der Säugethiere nämlich ist regelmäßig der Frühling, welcher für das Junge oder für die säugende Alte reichlichere Nahrung bietet; und der Satzzeit entspricht nun die Paarungszeit. Während derselben zeigt sich das Säugethier oft in ganz anderer Weise, als außerdem: die männlichen Thiere, welche sich sonst nicht um die Weibchen bekümmern, finden sich bei diesen ein. Mit der Liebe wächst die Eifersucht und der Haß gegen Nebenbuhler; heftige Kämpfe zwischen diesen werden ausgefochten, und Kampflustige zu denselben durch lautes Schreien eingeladen: selbst in der Seele des furchtsamsten Säugethieres zeigt sich der Muth und die Kampfeslust. Der als Sinnbild der Feigheit dastehende Hase kämpft mit seinem Nebenbuhler verhältnißmäßig ebenso wacker, als der Löwe, wenn er auch seinen Gegner nur tüchtig mit den Vorderpfoten ohrfeigt; der furchtsame Hirsch wird kühn und selbst dem Menschen gefährlich; die Stiere zeigen eine namenlose Wuth; die Raubthiere aber scheinen gegen alle fremden Geschöpfe milder gesinnt zu werden, als sie es früher sind. Uebrigens leben in geschlossener, länger als ein Jahr währender Ehe wahrscheinlich nur einige Wiederkäuer, namentlich mehrere kleinere Antilopenarten, und vielleicht auch noch einzelne Wale: alle übrigen sind der Vielweiberei zugethan.

Mehr als vierundzwanzig Junge wirft kein Säugethier auf einmal; schon ihrer vierzehn oder sechzehn werden selten zugleich geboren. Alle großen Säuger gebären weniger und seltener Junge, als kleinere. Bei denen, welche länger als sechs Monate trächtig gehen, kommt regelmäßig nur ein Junges zur Welt. Sogleich nach der Geburt leckt die Mutter ihre Kleinen sorgfältig rein und wärmt sie mit ihrem eigenen Leibe. Einige Nager bauen vorher ein Nest und füttern dieses mit ihren abgerupften Haaren aus, um eine sanfte Wiege für ihre Jungen zu haben; die große Mehrzahl aber wirft dieselben auf die bloße Erde oder doch nur in eine nicht mit Nest versehene Höhle. Die neugeborenen Jungen zeigen einen sehr verschiedenen Grad der Entwickelung. Die meisten Raubthiere sind blind, wenn sie zur Welt kommen und öffnen erst nach einer oder zwei Wochen ihre Augen; diejenigen Säugethiere dagegen, welche später ein sehr bewegtes und ruheloses Leben führen sollen, wie insbesondere die Wiederkäuer, kommen sehr ausgebildet zur Welt und sind im Stande, ihrer Mutter schon wenige Stunden nach ihrer Geburt zu folgen, bedürfen aber auch am längsten der Milch.

Jede Säugethiermutter liebt ihre Kinder ganz ungemein und vertheidigt sie mit Aussetzung ihres eigenen Lebens gegen jeden Feind, selbst gegen den Vater. Dieser bekümmert sich, streng genommen, gar nicht um sie, ja, wird ihnen im Gegentheile oft geradezu gefährlich, indem er sie auffrißt, wenn er ihrer habhaft werden kann.

Man kann übrigens bei jeder Säugethiermutter wahrnehmen, daß sie ihr Betragen gegen ihre Jungen mit der Zeit wesentlich verändert. Je mehr das junge Volk heranwächst, um so kälter wird das Verhältniß zwischen Mutter und Kind: die Alte kennt den Grad der Bedürftigkeit des letzteren genau und bestrebt sich, wie jedes Thier überhaupt, seine Nachkommenschaft so rasch als möglich selbstständig zu machen.

Die zur Erlangung der Selbstständigkeit eines Säugethieres nothwendige Zeit ist fast ebenso verschieden, wie seine Größe. Im Allgemeinen ist diese maßgebend, d. h. ein Säugethier entwickelt sich um so langsamer, je größer es ist und umgekehrt: allein wir sehen an uns selbst, daß auch die Höhe der Ausbildung, welche erreicht wird, auf die Zeit der Entwickelung des Leibes von Einfluß sein kann, und ebenso trägt wohl auch die größere oder geringere Schwierigkeit des Nahrungserwerbes, die Beschaffenheit der Nahrung und der höhere oder geringere Wärmegrad eines Heimatkreises Vieles zum schnelleren oder langsameren Wachsthum bei. Unter den Landsäugethieren bedarf der Mensch entschieden die meiste Zeit zu seinem Wachsthume; denn auch der Elefant wird eher groß, als er. Es kommt schon selten vor, daß eine Mutter ihr Kind jahrelang leitet und pflegt, und wahrscheinlich niemals, daß sie dasselbe länger als Jahresfrist säugt. Das junge Thier ist schon lange vor seinem Erwachsensein von seiner Mutter verlassen worden und hat auch vollständig die Fähigkeit erlangt, für sich zu sorgen. Gewöhnlich kann das Säugethier als erwachsen angesehen werden, sobald es fortpflanzungsfähig geworden ist.

Wahrscheinlich erreichen nur die großen Vielhufer und die größten Meersauger ein höheres Alter als der Mensch. In demselben Grade, in welchem die Entwickelung verlangsamt ist, nimmt das Alter zu, oder umgekehrt ab. Schon mittelgroße Säugethiere können, wenn sie zehn Jahr alt geworden sind, als greise Thiere betrachtet werden, bei andern tritt das Greisenthum vielleicht erst nach zwanzig Jahren ein: allein ein Alter von dreißig Jahren, in welchem der Mensch doch bekanntlich erst zur vollen Blüthe gelangt, ist schon recht selten. Das Greisenthum zeigt sich sowohl in der Abnahme der Kräfte, als auch im Ergrauen des Haares und in der Verkleinerung gewisser Schmuckzeichen: so setzen alte Hirsche geringere Geweihe auf, als vollkräftige. Der Tod erfolgt gewöhnlich nicht durch Krankheiten, denn diese sind unter den freilebenden Säugethieren selten. Seuchen, welche in entsetzlicher Weise unter Thieren unserer Klasse wüthen, kommen zwar auch vor; die Mäuse z. B., welche sich zuweilen ins Unglaubliche vermehren, sterben in Zeit von wenig Wochen in solcher Masse dahin, daß ihre kleinen Leichname verwesend die Luft verpesten. Allein solche Fälle sind doch nicht häufig, und die größeren freilebenden Säugethiere scheinen von Krankheiten sehr wenig zu wissen. Bei ihnen erfolgt der Tod gewöhnlich aus Altersschwäche.

Endlich ist die Klasse der Säugethiere diejenige, welche sich der Mensch bei weitem am meisten zu Nutzen macht; es gibt wirklich nur wenige Säugethiere, aus deren Leib und Leben der Mensch keinen Vortheil ziehen kann. Den Nutzen der Hausthiere hat Lenz so anziehend dargestellt, daß es unrecht wäre, dies mit anderen Worten versuchen zu wollen.

„Wie elend und mühevoll wäre das menschliche Leben ohne die Hilfe der Hausthiere! Wollen wir uns eine bequeme Wohnung bauen, gleich arbeiten von allen Seiten her Pferde und Ochsen, die schweren Lasten herbeizuschaffen. Wollen wir uns mit Vorräthen der herrlichsten Früchte versorgen, gleich bearbeiten sie das Erdreich mit Pflug und Egge. Wollen wir auf schnelle und bequeme Weise weithin über Berg und Thal zu einem guten Freunde reisen, gleich stehen vor Freude und Ungeduld stampfende Wagenpferde vor der Thüre, oder ein muthiges Reitpferd ladet uns durch lautes Wiehern zum Aufsitzen ein. — Hören wir bei nächtlicher Weile ein unheimliches Poltern, Rasseln und Nagen in Speisekammer, Küche und Keller, und sehen wir dann mit tiefer Betrübniß, wie unsere Bratwürste, Speckseiten, Kohlrüben und Kartoffeln von Mäusen und Ratten zerfressen sind und wie der Deckel des Honigtopfes gelüftet ist, und müssen wir gar auch noch das Unglück im Kleiderschranke erleben, daß unser neuester Frack von dem benannten Ungeziefer in Stückchen zernagt ist und ihren Säuglingen als Neststoff dient, und suchen wir dann endlich nach Hilfe in all der Noth: ist da ein lebend Wesen zu finden, das uns zu retten vermag? O freilich! Mit Hut und Stock und mit sechs Silbergroschen gehen wir auf Handel aus, kaufen ein schönes, zahmes, wohlgezogenes Kätzchen, schaffen es nach Haus und hegen und pflegen es mit liebevoller Sorgfalt. Am ersten Tage miauzt es jämmerlich und sucht zu entwischen; am zweiten erkennt es unsern guten Willen an und schließt mit

Schmunzeln, Schnurren und Anschmiegen zärtliche Freundschaft; am dritten bringen wir's an den Ort seiner Bestimmung, lassen's los, und sieh, mit Schwung und Sprung, wup, wup, da hat's mit scharfem Zahn die Höllenbrut am Kragen und bricht ihr das Genick. — Wollen wir ins Freie gehen, um ein fettes Häschen oder ein Entchen für die Küche zu erlegen, so weiß der Hühnerhund im Augenblicke, wo wir die Flinte ergreifen, weder Maß noch Ziel seines Entzückens zu finden, macht vor Freuden entsetzliche Sprünge, hüpft hoch an uns empor, beschmiert uns mit seinen Tatzen bis an die Schultern und leckt uns, wenn wir ihm nicht Eins hinter die Ohren geben, Gesicht und Ohren so rein, als wenn sie gewaschen wären; und sind wir nun draußen, so stürzt er sich, um angeschossenes, flüchtiges Wild einzuholen, blindlings durch Dornen und Sumpf, oder springt, die Todesgefahr nicht achtend, in die schäumenden Wogen des Stromes. Wollen wir einen Wolf, der unsere Herden, oder ein wildes Schwein, das unsere Saaten verwüstet, erlegen, so rufen wir unsere getreuen Doggen zu Hilfe. Wohl kennen sie den zur Jagd auffordernden Ruf; ihre Augen blitzen vor Freude, ihre Stimme gleicht dem Dröhnen des Donners, wüthend stürzen sie auf den gewaltigen Feind, und mag in verzweifeltem Kampfe ihr Blut in Strömen fließen, und mögen links und rechts die Leichen ihrer gefallenen Brüder im Blut und Staube liegen: sie achtens nicht und ruhen nicht, bis auch der Feind sich im Staube wälzt. Und was für einen Lohn verlangen sie für ihre ungeheure Anstrengung? Nichts, gar nichts, als einen freundlichen Blick von ihrem Herrn. Und wenn wir uns nun, von des Tages Last und Mühe ermattet, am Abend zur Ruhe begeben haben, das müde Auge festgeschlossen, die Seele sich ihrer selbst nicht mehr bewußt ist, der Arm wehrlos uns zur Seite liegt, dann siehts wohl übel um uns aus, weil Spitzbuben Hab und Gut, so viel ihnen gelüstet, in voller Sicherheit davon tragen können? O nein, so schlimm ists nicht, denn auf unserm Hofe wacht ein treuer, starker Hund, der ohne Umstände jedes Diebsgesicht bei der Kehle packt."

Aber nicht blos die wenigen Hausthiere, welche hier aufgeführt wurden, müssen dem Menschen zollen mit Leib und Leben, mit ihren Kräften, Fleisch, Haut, Haar, Horn und Dünger: er hat noch weit mehr unterjocht und nutzbar gemacht, selbst solche, welche nicht mit ihm seine Wohnung theilen. Zum Lasttragen, Ziehen und Reiten müssen Esel, Pferd, Elefant, Renthier, Lama, Kamel, Hausochse, Büffel, Ziege und Hund, zum Kriegsdienst Pferd, Kamel, Elefant und Hund, zur Jagd vor allen dieser letztere treue Genosse, aber auch wieder das Pferd und der Elefant, der Jagdleopard, das Ichneumon, das Frettchen, die Fischotter, die Katze und der Igel, ja selbst ein Halbaffe ihm ihre Dienste leihen. Zum Vergnügen dienen ihm Affe und Hund, Pferd und Ziege, Katze, Kaninchen, Eichhörnchen und Meerschweinchen; zum Post- und Hirtendienst muß wieder der Hund sich hergeben. Der Wurzelmaus und dem Hamster raubt der Mensch die gesammelten Vorräthe. Nahrungsmittel und zwar Fleisch liefern ihm: sechs Rinder-, vier Schweine-, drei Schaf-, zwei Ziegen- und alle Hirscharten, der Eisbär, der amerikanische Baribal, die Waschbären, der Vielfraß, die Flußotter, die Robben, sehr viele Beutelthiere, die Agutis, alle Hasen, alle Kaninchen, die Chinchille, die Springmaus, Stachelschweine, Eichhörnchen, Siebenschläfer, Murmelthiere, Kletterratten, Biber, Bisamratte, Kamel, Pako, Vicuña, das Moschusthier, alle Arten Antilope, das Pferd und die wilden Esel, Tapir, Nashorn, Flußpferd, Elefant und endlich fast alle großen Meersäuger. Das Kamel und das Renthier, die Ziegen, Rinder, die Stuten, der Esel geben ihm auch noch Milch, der Dachs, der Vielfraß, die Hiäne, die Ochsen, das Schwein, das Schaf und alle Meersäuger Schmer und Fett, die Biber, der Klippdachs, die Hirsche, das Moschusthier, das Schaf, der Ochse, das Schwein, der Pottwal und der Walfisch Arzneimittel. Der Eisbär, Baribal, der Waschbär, der Dachs, der Vielfraß, die Zibet-Hiäne, der Wolf, die Füchse, Luchse, Katzen, Unze, Panther, Tiger, Löwen, Leopard, alle Marder, Wiesel, Fisch- und Seeottern, die Katze, Eichhörnchen, Siebenschläfer, Murmelthiere, Zieselmaus, Hamster, Biber, Bisamratte, Schwimmmaus, Kaninchen, Hasen, Chinchillen und Seehunde zollen Pelz- und Rauchwerk zu seiner Kleidung; die Lamas, Moschusthiere, Hirsche, Schafe, Ziegen, Antilopen, Rinder, Pferde, mehrere Dickhäuter und einige Robben Leder; die Schafe, Ziegen, Bisamratten, Hasen, Lamas und die Kamele Wolle zu Gespinnsten und Geweben; und andere endlich liefern noch Horn, Elfenbein, Zähne, Fischbein, Düngstoffe u. dergl. mehr. Einen solchen Nutzen kann keine übrige Klasse des Thierreichs für uns haben, und deshalb eben sind die Säugethiere bei weitem die wichtigsten aller Thiere für das ganze menschliche Leben.

Affen.

Die erste Ordnung der Säugethiere lehrt uns den Menschen, die zweite — seine Zerrbilder kennen.

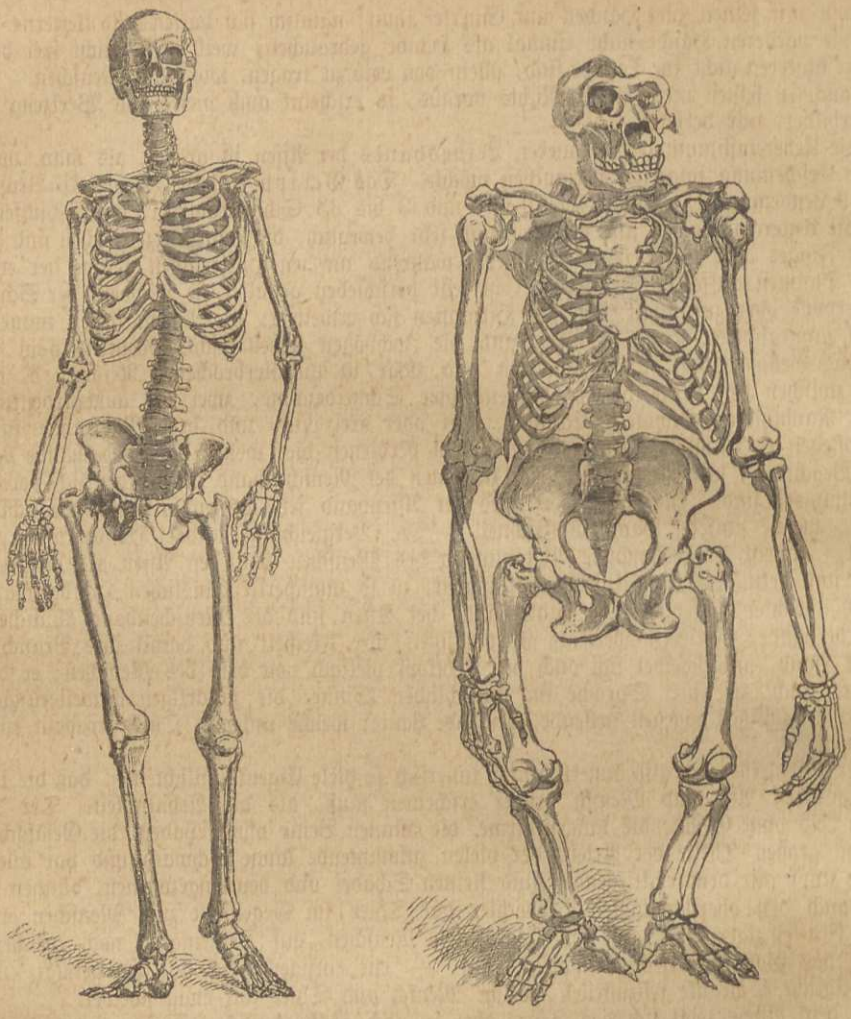
Wagler nennt die Affen „verwandelte Menschen" und wiederholt mit diesen Worten die uralte und noch immer neue Ansicht aller Völker, welche mit diesen fratzenhaften Wesen verkehrt haben und noch verkehren.

Von den alten Völkern scheinen nur die Inder und Egypter eine gewisse Zuneigung für die Affen gezeigt zu haben. Die alten Inder erbauten ihnen, wie ihre Nachkommen es heute noch thun, tempelartige Häuser, in denen sie schalten und walten durften; die alten Egypter gruben ihre Bildnisse in den unvergänglichen Porfir ein und schufen nach ihnen die Abbilder ihrer Götter. Bei den übrigen Völkern war es anders. Salomo ließ sich Affen aus Ophir kommen, wahrscheinlich nur zu seiner Belustigung; die Römer hielten sie sich zu ihrem Vergnügen und studirten, ihren Leib zergliedernd, an ihnen den innern Bau des Menschen; sie freuten sich der drolligen Nachahmungssucht der Thiere, ließen sie wohl auch mit Raubthieren kämpfen, befreundeten sich aber nie recht mit ihnen und verkannten auch niemals das „Thier" in ihnen. Anders war und ist es bei den Arabern. Diese sahen oder sehen in den Affen geradezu Verworfene, von Allah Verdammte, welche aus verabscheuungswürdigen Menschen zu Thieren verwandelt wurden und jetzt das Bild des Teufels und des Adamssohnes in wunderlicher Vereinigung zur Schau tragen.

Wir denken nicht viel anders. Die Affen sind uns nur Zerrbilder des Menschen und belustigen uns, so lange sie sich von ihrer guten Seite zeigen: sobald sie aber ihre schlechten Eigenschaften kund geben, schleudern auch wir noch das Urtheil der Verdammniß auf sie.

Es ist beachtenswerth, daß wir blos diejenigen Affen wirklich gern haben, wirklich anmuthig finden, welche die wenigste Aehnlichkeit mit den Menschen zeigen, während uns alle diejenigen Arten, bei denen diese Aehnlichkeit schärfer hervortritt, geradezu abscheulich erscheinen. Unser Widerwille gegen die Affen begründet sich ebensowohl auf deren leibliche, wie geistige Begabungen. Sie ähneln dem Menschen hinsichtlich ihres Leibes nur oberflächlich, geistig aber blos im schlechten Sinne und nicht im guten. In der Gestalt des Menschen zeigt sich das vollendete Ebenmaß und die schönste Einhelligkeit: in der Affengestalt giebt sich meist nur widerliche Fratzenhaftigkeit kund. Ein einziger Blick auf das Knochengerüst des Menschen und das des Affen zeigt den schon in der ganzen Anlage begründeten Unterschied; noch greller aber tritt die Unähnlichkeit beider so nah verwandter Säuger hervor, wenn wir vergleichend das vollendete Bild des Menschen und das eines Orang-Utang betrachten.

Kaum eine einzige andere Säugethierordnung zeigt eine solche Mißbildung, wie die Affen; Nichts ist hier regelrecht, Nichts ebenmäßig; überall bemerkt man nur Verzerrung und Unregelmäßigkeit. „Jeder Körpertheil", sagt Giebel, „kennzeichnet die Affengestalt. Sie verräth bisweilen einige Aehnlichkeit mit anderen Thieren, z. B. in den Pavianen mit den Hunden; aber es verhält sich dabei nicht anders, als mit der vielbewunderten Menschenähnlichkeit des Orangaffen. Es ist eben nur eine ganz allgemeine und oberflächliche, welche bei näherer Vergleichung mehr und mehr verschwindet. Bei der Unregelmäßigkeit, welche den ganzen Körperbau beherrscht, dürfen wir selbstverständlich keine Uebereinstimmung in der äußern Erscheinung der Affengestalten erwarten. Schon die Körpergröße spielt in ziemlich weiten Grenzen: die Orangaffen erreichen Mannesgröße, die Seidenaffen und andere nur die des Eichhörnchens. Die Paviane sind kräftig, untersetzt; ihre Körperformen sind stark und fleischig, und ihr Bauch ist stark eingezogen: bei den Orangaffen dagegen ist der Leib stark aufgetrieben und besitzt lange dünne Gliedmaßen; bei den Klammeraffen sind Leib und Gliedmaßen gleich dünn und mager, bei einzelnen Halbaffen sogar klapperdürr. Die einen tragen ein dünnes, spärliches Haarkleid, welches die Umrisse des Körpers deutlich durchschimmern läßt; andere hüllen sich in einen kurzen, dichten, enganliegenden Pelz; noch andere bekleiden sich mit einem langen, lockern, der



Gerippe des Menschen und des Gorilla.

am Kopfe, Rumpfe oder Schwanze sogar buschige Mähnen, Quasten oder einen struppigen Bart bildet. Die Farben sind im Allgemeinen zwar düster, grau, braun, schwarz, eintönig oder gemischt, jedoch fehlt es auch nicht an bunten Zeichnungen, hervorstechenden Tönen und darunter an solchen, welche wir sonst nirgends unter den Säugethieren finden. So mischt sich meergrüne Farbe mit grauer, Weiß sticht am Kopfe scharf gegen die allgemeine schwarze Färbung ab; ja, selbst Grün, Himmelblau, Blut- und Purpurroth kommen vor, wenn auch nur an nackten, haarlosen Stellen. Die Ohren ragen frei hervor oder verstecken sich ganz im Pelze; das Gesicht ist hundsartig verlängert oder kurz und glatt; die Hände sind fünfzehig; der Schwanz fehlt oder ist mehr als körperlang."

Die Affen haben also Nichts, was ihnen einen Anspruch auf Schönheit geben könnte, und selbst ihre Vorzüge vor anderen Thieren sind nur scheinbar. So könnte man vielleicht glauben, daß sie in ihren vier Händen größere Begabungen erhalten hätten, als der Mensch, welcher nur zwei Hände besitzt: allein dem ist nicht so. Die Hand ist allerdings schon von den alten Weltweisen als dasjenige Werkzeug anerkannt worden, welches den Menschen leiblich zum Menschen macht: allein die Affenhand ist eben auch nur eine ungelungene Nachbildung der vollendeten Menschenhand. Und „nicht die Zahl gleichförmiger Werkzeuge", sagt Oken, „sondern die Zahl der ungleichförmigen, nicht die Vielheit, sondern die Manchfaltigkeit ist die Vollkommenheit. Der

Affe kann mit seinen vier Händen nur Einerlei thun: nämlich sich halten und klettern; er kann daher die vorderen Hände nicht einmal als Hände gebrauchen, weil er sie nicht frei bekommt, weil die hinteren nicht im Stande sind, allein den Leib zu tragen, wie beim Menschen." Somit hat er auch in seinen vier Händen Nichts voraus, so erscheint auch dieses edle Werkzeug bei ihm nur verbildet, nur verzerrt.

Die Uebereinstimmung des inneren Leibesbaues der Affen ist größer, als man, von ihrer äußeren Erscheinung folgernd, vermuthen möchte. Das Gerippe enthält 12 bis 16 Brustwirbel, 4 bis 9 Lendenwirbel, 2 bis 5 Kreuzbein- und 3 bis 33 Schwanzwirbel; das Schlüsselbein ist stark; die Unterarmknochen sind getrennt und sehr beweglich; die Handwurzelknochen sind gestreckt, die der Finger aber theilweise verkümmert, während an den Hinterfüßen gerade der entgegensetzbare Daumen auffällt. Der Schädel ist sehr verschieden gestaltet, je nachdem der Schnauzentheil hervor- oder zurücktritt und der Hirnkasten sich erweitert; die Augen liegen immer vorn, in stark umrandeten Knochenhöhlen, und die Jochbögen stehen nicht bedeutend vom Schädel ab. Das Gebiß enthält alle Zahnarten und zwar in ununterbrochenen Reihen, d. h. ohne Lücken zwischen den verschiedenen Zähnen: vier Schneidezähne, zwei oft außerordentlich und wie bei Raubthieren entwickelte Eckzähne, zwei oder drei Lück- und drei Mahlzähne in jedem Kiefer pflegen es zu bilden. Unter den Muskeln verdienen die, welche die Vorderhände bewegen, unsere Beachtung, weil sie im Vergleich zu denen der Menschenhand außerordentlich vereinfacht, ja verkümmert sind. Hierdurch eben wird der Affenhand jene tausendfältige Beweglichkeit unmöglich, welche unsere Hand auszeichnet. „Die Vergleichung beider Hände allein," sagt Giebel, „erweist die behauptete Abstammung des Menschen von den Affen als durchaus unmöglich und bekundet deren Unbildungsfähigkeit, zu so mancherlei häuslichen Handgeschäften sie sich auch abrichten lassen." Die Hinterhände der Affen sind der Menschenhand ähnlicher, als die Vorderhände, verlieren aber als Körperstützen ihre Freiheit und damit ihre Brauchbarkeit. Wie die Hand, unterscheidet sich auch der Kehlkopf vielfach von dem des Menschen; er befähigt das Thier nicht zu einer Sprache im menschlichen Sinne; die sackartigen Erweiterungen der Luftröhre begünstigen dagegen gellende, heulende Laute, welche unserem Ohre geradezu entsetzlich vorkommen.

Der Affenleib zeigt also äußerlich und innerlich so viele Eigenthümlichkeiten, daß die Unähnlichkeit zwischen Affe und Mensch größer erscheinen muß, als die Aehnlichkeit. Der hagere, behaarte Leib ohne Gesäß, die langen Arme, die dünnen Beine ohne Waden, die Gesäßschwielen bei einem großen Theile der Arten, der vielen zukommende lange Schwanz und vor allem der thierische Kopf mit dem rückliegenden und kleinen Schädel und den eingezogenen, dünnen Lippen müssen auch den oberflächlichsten Beobachter das Thier im Gegensatze zum Menschen erkennen lassen. Ein einziger Blick auf den vollendeten Menschen, auf Denjenigen, nach welchem der Künstler das Götterbild seines Appollo schuf, — ein einziger Blick auf ihn genügt, um die unübersteigliche Schranke festzustellen, welche Mensch und Thier auf ewig scheidet.

In dem Affen zeigt sich das Thier aber in noch abschreckenderer Weise, wenn man seine geistigen Fähigkeiten einer Prüfung unterzieht. Man braucht nur das Affengesicht zu studiren, um zu wissen, weß Geistes Kind man vor sich hat. Niemals hat dieses Gesicht einen edlen, gutmüthigen, treuherzigen Ausdruck. Es kann wohl sanft erscheinen, dann aber fehlt auch das Kluge, Geweckte: der sanfte Affe ist ein schläfriger, trauriger Gesell und nur leiblich noch ein Affe. Bei dem wirklichen, echten Affen schaut das geistige Wesen immer grell aus dem Gesichte heraus. Dies wird am auffallendsten, wenn man vergleicht. Der bei voller Geistesruhe gemüthlich, menschenartig aussehende Orang-Utang wird ganz Thier, sobald sich eine Leidenschaft in seiner Seele regt. Auch der für den Affen Eingenommene vermißt dann augenblicklich die hohe, unbehaarte Menschenstirn und das zurücktretende Menschenkinn, vermißt selbst die Zornesgluth im Menschenauge: denn die gefaltete, haarige Stirn, die fletschende Schnauze mit den Raubthierzähnen und der flachen Nase und die funkelnden Augen des zornigen Affen lassen sofort jeden Gedanken an Menschenähnlichkeit verschwinden. Aber der Orangaffe ist noch nicht das vollendete Thier im schlechten Sinne: dieses ist der Pavian oder Hundskopf. Er ähnelt entfernt unserem edlen, treuen Hausfreunde, dem menschlichsten aller Thiere — soweit es das geistige Wesen anlangt — unserem Hunde: aber er ähnelt ihm, wie bemerkt, nicht mehr, als der Orangaffe dem Menschen ähnelt, und im Zorn ist von dieser Aehnlichkeit keine Spur mehr zu bemerken. Das gerade bei den Pavianen und noch mehr bei den Mandrilen in der auffallendsten und widerwärtigsten Weise gefärbte, dickwulstige und tiefgefurchte Gesicht mit den tückischen, falschen Augen erscheint dann so viehisch, so scheußlich abschreckend, daß uns das liebe Hundegesicht dagegen wie das eines treuen Herzensfreundes anspricht.

Die Beweglichkeit des Affengesichtes ist unglaublich groß. In einem Nu durchlaufen es alle nur denkbaren Ausdrücke; Freundlichkeit und Wuth, Ehrlichkeit und Tücke, Lüsternheit, Genußsucht und hundert andere Eigenschaften und Leidenschaften geben sich rasch nach und durch einander auf diesem treuen Spiegel des Innern kund. Und noch will es scheinen, als könne das Gesicht den Kreuz- und Quersprüngen des Affengeistes kaum folgen.

Unter den verschiedenen Arten der Ordnung zeigt sich hierin eine merkwürdige Steigerung. Je klüger, listiger, schlauer, tückischer, unverschämter und wilder der Affe ist, um so beweglicher, zugleich aber verzerrter, mißgebildeter und häßlicher ist sein Gesicht. Unschuldig, kindlich sehen blos die geistesärmeren, stilleren Affen aus, und doch ist der Wechsel in ihrem Gesichtsausdruck noch immer ein erstaunlich rascher und umfassender. Mit zunehmendem Verstand mehren sich nur die schlechten Eigenschaften, nicht auch die guten.

Oken beschreibt den Affen im Vergleich zu dem Menschen in seiner kurzen Weise mit folgenden Worten:

„Die Affen sind dem Menschen ähnlich in allen Unsitten und Unarten. Sie sind boshaft, falsch, tückisch, diebisch und unanständig; sie lernen eine Menge Possen, sind aber ungehorsam und verderben oft den Spaß mitten im Spiel, indem sie dazwischen einen Streich machen, wie ein tölpelhafter Hanswurst. Es gibt keine einzige Tugend, welche man einem Affen zuschreiben könnte, und noch viel weniger irgend einen Nutzen, den sie für den Menschen hätten. Wachestehen, Aufwarten, verschiedene Dinge holen, thun sie blos so lange, bis sie die Narrheit anwandelt. Sie sind nur die schlechte Seite des Menschen, sowohl in leiblicher wie sittlicher Hinsicht."

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Schilderung fast durchgängig richtig ist. Wir wollen jedoch auch gegen die Affen gerecht sein und gedenken insbesondere gern der heiteren Stunden, welche sie uns schon in der Kindheit bereiteten, und des Vergnügens, welches wir noch heute empfinden, wenn wir im Thiergarten vor dem Affenhause stehen; wir urtheilen und richten über sie mit möglichster Gerechtigkeit und Milde.

Die geistige Ausbildung, welche die Affen überhaupt erreichen können, erhebt sie keineswegs so hoch über die übrigen Säugethiere mit Ausschluß des Menschen, als man gewöhnlich angenommen hat. Namentlich ältere Schriftsteller sind der Bewunderung voll über die geistigen Leistungen der Affen. Sie haben sich bestechen lassen durch die Fertigkeiten, welche, da nur die Affen außer den Menschen sich dieselben aneignen können, geistigen Ursprungs zu sein scheinen. In Wahrheit aber leistet der Affe geistig nicht mehr, ja sogar viel weniger, als andere gescheite Säugethiere, z. B. der Elefant oder der Hund. Die Hand, welche er besitzt, gewährt ihm vor den genannten Thieren so große Vorzüge, daß seine Leistungen bei weitem größer erscheinen, als sie sind. Der Affe ist gelehrig, und der Nachahmungstrieb, welchen viele seines Geschlechts besitzen, erleichtert es ihm, irgend eine Kunst oder Fertigkeit zu erlernen. Deshalb eignet er sich nach kurzer Uebung die verschiedenartigsten Kunststücke an, welche einem Hunde z. B. nur mit großer Mühe gelingen. Allein man darf nie verkennen, daß die Affen das ihnen Gelehrte immer nur mit einem gewissen Widerstreben ausführen, niemals aber mit der Freude und dem Bewußtsein, mit welcher die früher genannten Thiere für uns arbeiten. Es hält nicht schwer, einen Affen daran zu gewöhnen, mit Messer und Gabel zu essen, aus Gläsern zu trinken, Kleider anzuziehen, ihn zum Drehen des Bratspießes oder zum Wasserholen u. s. w. abzurichten; allein er wird Solches nie mit derselben Sorgfalt, ich möchte sagen, Gewissenhaftigkeit thun, wie ein wohlerzogener Hund: er beweist dabei auch nicht halb soviel Verstand, wie dieser. Dennoch kann man die großen geistigen Gaben, welche die Affen durchschnittlich besitzen, nicht leugnen. Ein gewisser Grad von Ueberlegung ist ihnen nicht abzusprechen. Sie besitzen ein ganz vortreffliches Gedächtniß und wissen ihre Erfahrungen sehr verständig zu benutzen. Sie verstehen es, mit wirklicher Schlauheit und List ihre Vortheile immer wahrzunehmen; sie bekunden ein gewisses Geschick in der Verstellung und lassen es sich oft gar nicht merken, daß sie irgend welche heillose Absicht in ihrem Gehirn ausbrüten; sie wissen sich Gefahren gewandt zu entziehen und finden trefflich die Mittel auf, sich gegen sie zu wahren oder zu vertheidigen. Doch alles Dieses bemerken wir auch beim Elefanten und Hunde, und zwar in noch größerer Ausdehnung. Auch Gemüth ist den Affen nicht abzusprechen. Sie sind der Liebe und Zuneigung fähig; sie besitzen Dankbarkeit und äußern ihr Wohlwollen gegen Diejenigen, welche ihnen Gutes thaten. Allein ihre Liebe ist ebenso leicht verscherzt, wie gewonnen.

Es ist beachtenswerth, daß alle Affen, trotz ihres Verstandes, oft auf die albernste Weise überlistet und getäuscht werden. Ihre Leidenschaften tragen häufig einen vollständigen Sieg über ihren Verstand davon. Sind jene rege geworden, so achten sie auch die plumpste Falle

nicht mehr und vergessen ihre Sicherheit gänzlich über der Absicht, ihrer Gier zu fröhnen. Hierin unterscheidet sich z. B. der Fuchs außerordentlich weit und sehr zu seinem Vortheil von ihnen. Den Fuchs kann blos der ärgste Hunger in die Falle treiben, und auch dann muß diese noch mit größter List angelegt worden sein. Man hat oft beobachtet, daß er sich aus einer Falle selbst durch Abbeißen des gefangenen Gliedes befreit: einem Affen würde Solches nie einfallen. Die Malayen höhlen harte Kürbisse durch eine kleine Oeffnung aus und füllen sie dann mit Stücken von Nahrung, namentlich mit Zucker oder mit Früchten, welche die Affen sehr gern fressen. Diese zwängen nun, um zu ihrer Lieblingsspeise zu gelangen, ihre Hände durch die enge Oeffnung und erfassen eines der Stücke mit solcher Gier, daß sie sich lieber von dem Menschen fangen lassen, als daß sie das einmal Erfaßte wieder losließen. In solcher Weise beherrschen die Leidenschaften auch die klügsten Affen, und deshalb eben sind wir berechtigt, ihren Verstand nur einen untergeordneten zu nennen. Mit dem wahren Menschenverstande hat der des Affen gar keine Aehnlichkeit; und es macht sich bei der Vergleichung der beiden Wesen auch sofort noch ein höchst wichtiger Unterschied bemerklich. Der Mensch nimmt mit den Jahren an Verstand und Weisheit zu: der Affe ist nur in der Jugend gelehrig, und mit den zunehmenden Jahren tritt das Vieh in ihm immermehr hervor, und die Leidenschaft unterjocht dann den Verstand vollständig. Die Erziehung vermag viel beim Affen zu leisten; sie schärft seine geistigen Fähigkeiten außerordentlich: allein ein wirklich befriedigendes Ergebniß erreicht sie nie, und deshalb eben kann der Affe nimmermehr Gesellschafter des Menschen werden.

Im freien Naturleben zeigen alle Affen übrigens keineswegs mehr geistige Fähigkeiten, als andere hochstehende Thiere. Ihr Verstand scheint sich erst zu entwickeln, wenn sie in Gesellschaft des Menschen gekommen sind.

Die Affen waren in früheren Schöpfungsabschnitten über einen viel größeren Theil der Erde verbreitet, als gegenwärtig. Sie lebten im südlichen Europa, in Frankreich und England. Freilich waren es nicht dieselben Arten, welche gegenwärtig noch leben, sondern anders gestaltete, die das rauhe Klima wohl vertragen konnten. Gegenwärtig ist ihr Vaterland auf die warmen Theile der Erde beschränkt. Gleichmäßige Wärme ist für sie Lebensbedingung. Blos einige Pavviane gehen ziemlich weit in die Hochgebirge hinauf und ertragen dort größere Kältegrade, als man vermuthen möchte. Fast alle übrigen Affen sind höchst empfindlich gegen die Kälte und brechen in Klagen aus, sobald sie ihnen fühlbar wird. Mangel an Wärme ist auch einer der Hauptgründe, daß sie bei uns nur kurze Zeit ausdauern. — Jeder Erdtheil hat seine eigenen Arten: Asien und Afrika besitzen einige zusammen, wie sich aus der Lage dieser beiden Erdtheile zu einander auch leicht erklärt. In Europa kommt nur eine Art vor, und zwar in einem einzigen Trupp, welcher an den Felsenwänden Gibraltars unter dem Schutze der Besatzung dieser Festung lebt. Es ist aber höchst wahrscheinlich, daß die Stammväter dieser Herde erst von dem nahen Afrika eingeführt wurden. Gibraltar ist übrigens nicht der nördliste Ort, welcher Affen besitzt; denn der japanesische Affe geht noch weiter nach Norden hinauf, etwa bis zum 37.° nördl. Br. Nach Süden zu reichen die Affen ungefähr bis zum 35.° südl. Br., doch nur in der alten Welt, während sich der Verbreitungskreis der Neuweltsaffen blos vom 28.° nördl. Br. bis zum 29.° südl. Br. erstreckt.

Der Verbreitungskreis einer Art ist ziemlich beschränkt, obwohl es vorkommt, daß in entfernten Ländern eines und desselben Erdtheils gewisse, sich sehr ähnliche Arten einander vertreten.

Die große Mehrzahl der Affen gehört dem Walde an, und nur ein kleiner Theil lebt in felsigen Gebirgen. Ihre Leibesausrüstung weist sie auf das Klettern an, und deshalb eben sind Bäume ihr Lieblingsaufenthalt. Alle echten Felsenaffen sind sehr ungeschickt auf Bäumen und besteigen diese daher auch blos im Nothfalle.

Die Affen gehören unstreitig zu den lebendigsten, beweglichsten Säugethieren. So lange sie auf Nahrungserwerb ausgehen, sind sie nicht einen Augenblick lang ruhig. Schon die Mannichfaltigkeit ihrer Nahrung bedingt Dies. Ihnen ist alles Genießbare recht. Früchte, Zwiebeln, Knollen, Wurzeln, Sämereien, Nüsse, Knospen, Blätter und saftige Pflanzenstengel bilden die Hauptmasse ihrer Mahlzeiten; ein Kerbthier aber wird auch nicht verschmäht, und Eier, junge Vögelchen 2c. sind Leckerbissen. Da giebt es nun immer Etwas zu begucken, zu erhaschen oder abzupflücken, zu beriechen und zu kosten, um es entweder zu genießen oder auch wegzuwerfen. Solche Untersuchungen erfordern aber viel Bewegung, und deshalb ist auch die ganze Bande nie ruhig. Die Sorge um das liebe Futter ist groß: sogar der gewaltige Elefant bekommt seine Prügel, wenn er so unverschämt ist, an der Affentafel — und das ist der ganze, große Wald — schmausen zu wollen. Von Eigenthum haben die Schelme nur sehr mangelhafte

Begriffe: „Wir säen, aber die Affen ernten", sagen die Araber Ost-Sudahns. Felder und Gärten werden von allen Affen als höchst erquickliche Orte angesehen und gebrandschatzt, daß es eine wahre Lust oder ein wahrer Jammer ist. Jeder einzelne Affe verwüstet, wenn er Dies thun kann, zehnmal mehr als er frißt, und ist deshalb nur dem frommen, oder besser, abergläubischen Hindu erträglich, jedem andern Menschen aber tief verhaßt. Gegen solche Spitzbuben hilft weder Schloß noch Riegel, weder Hag noch Mauer; sie öffnen die Schlösser und steigen über Mauern hinweg, und was nicht gefressen werden kann, wird wenigstens mitgenommen, Gold und Edelsteine auch. Man muß eine Affenherde selbst gesehen haben, wenn sie auf Raub auszieht, um begreifen zu können, daß ein Landwirth sich halb todt über sie ärgern kann. Für den Unbetheiligten ist die Beobachtung der sich während des Raubzugs in ihrer ganzen Regsamkeit zeigenden Geschöpfe freilich ein höchst unterhaltendes Schauspiel. Alle Künste gelten! Es wird gelaufen, gesprungen, geklettert, gegaukelt, im Nothfall auch geschwommen. Die Künsteleien auf dem Gezweig übersteigen allen Glauben. Nur die Orangaffen und Paviane sind schwerfällig, die übrigen sind vollendete Gaukler; sie scheinen fliegen zu können. Sätze von zwanzig, ja dreißig Fuß Sprungweite sind ihnen Spaß; von dem Wipfel eines Baumes springen sie dreißig Fuß hernieder auf das Ende eines Astes, beugen denselben durch den Stoß tief herab und geben sich, während der Ast zurückschnellt, noch einen mächtigen Schwung; der Schwanz oder die Hinterbeine werden als Steuer lang ausgestreckt, und wie ein Pfeil durchfliegt das Thier die Luft. Sofort nach glücklicher Ankunft geht es weiter, durch die fürchterlichsten Dornen hindurch, als wandelte man auf getäfeltem Fußboden. Eine Schlingpflanze ist eine höchst bequeme Treppe für die Affen, ein Baumstamm ein gebahnter Weg. Sie klettern vor- und rückwärts, kopfoberst und kopfunterst, oben auf einem Aste hin oder unten an ihm weg; wenn man sie in einen Baumwipfel wirft, erfassen sie mit einer Hand ein Zweiglein und hängen an ihm geduldig, bis der Ast zur Ruhe kommt, dann steigen sie an ihm empor und so unbefangen weiter, als hätten sie sich stets auf ebenem Boden befunden. Bricht der Zweig, so fassen sie im Fallen einen zweiten, hält dieser auch nicht, so thut's doch ein dritter, und im Nothfalle macht ein Sturz eben auch Nichts aus. Was sie mit der Vorderhand nicht ergreifen können, fassen sie mit der Hinterhand, oder die neuweltlichen Arten mit dem Schwanze. Dieser muß gründlich herhalten. Er wird von allen als Steuer angewandt, wenn weite Sprünge gemacht werden sollen, dient aber auch sonst noch zu allem Möglichen, sei es auch nur als eine Leiter für den nächsten. Bei den Neuweltsaffen wird er zur fünften — nein, zur ersten Hand. An ihm hängt sich der ganze Affe auf und wiegt und schaukelt sich nach Belieben; mit ihm holt er sich Nahrung aus Spalten und Ritzen; ihn benutzt er als Treppe für sich selbst; er dient anstatt der Hängematte, wenn sein Eigner Mittagsruhe halten will.

Alle Affen sind unglaublich starkgliederig und heben Lasten, welche verhältnißmäßig für unsere schwachen Arme zu schwer sein würden; ein Pavian, den ich besaß, hängte sich viele Minuten lang an einem Arme auf und hob seinen dicken Leib daran in die Höhe, so hoch es der Arm zuließ.

Die Leichtigkeit und Zierlichkeit ihrer Bewegungen zeigt sich übrigens nur beim Klettern. Ihr Gang ist immer mehr oder weniger plump und schwerfällig. Die leichten Meerkatzen und die behenden Krallenaffen gehen noch am besten, manche Arten sogar recht leicht; schon die Paviane aber humpeln in sehr spaßhafter Weise dahin. Der Gang der eigentlichen Baumaffen ist kaum noch Gang zu nennen. Während die vorher Erwähnten mit der ganzen Sohle auftreten, stützen diese sich auf die eingeschlagenen Knöchel der Finger ihrer Vorderhände und schlenkern den Leib schwerfällig vorwärts, so daß die hinteren Hände zwischen die vorderen zu stehen kommen. Dabei werden diese seitlich aufgesetzt und die Thiere stützen sich also auf die eingeschlagene Faust der Vorderhände und auf die Außenseite der hinteren. Unter Umständen gehen viele Affen auch wohl ein kleines Stück weit auf den Hinterbeinen allein; ein eigentlich aufrechter Gang ist das aber nicht zu nennen. Wenn sie mit den Vorderarmen das Gleichgewicht nicht mehr herstellen können, fallen sie nieder, und wirklich aufrecht, wie der Mensch, können sie überhaupt nicht gehen. Bei ernsterem Laufe, etwa wenn eine Balgerei bevorsteht, oder wenn sie verfolgt werden, gehen sie stets auf allen Vieren.

Einige Sippen der Ordnung schwimmen vortrefflich, andere gehen unter wie Blei, sobald sie ins Wasser fallen. Zu ersteren gehören die Meerkatzen, von denen ich einige mit der größten Schnelligkeit und Sicherheit über den blauen Nil schwimmen sah, zu den letzteren die Paviane und vielleicht auch die Brüllaffen; von jenen ertrank uns einer, als wir ihn baden wollten. Die Schwimmunkundigen scheuen deshalb auch das Wasser in hohem Grade: — man hat eine fast verhungerte Familie von Brüllaffen auf einem Baume gefunden, dessen Fuß

durch Ueberschwemmung unter Wasser gesetzt worden war, ohne daß die Affen es gewagt hätten, nach anderen, kaum sechzig Schritt entfernten Bäumen sich zu retten. Ulloa, ein Naturforscher, welcher über brasilianische Thiere schrieb, hat daher für die armen, schwimmunkundigen Thiere eine recht hübsche Brücke erfunden, welche gewiß sehr gute Dienste leisten würde, wenn — die Affen sie benutzen wollten. Jener Gelehrte erzählt nemlich, daß je ein Brüllaffe mit seinen Händen den Schwanz eines andern packe und daß in dieser Weise die ganze Gesellschaft eine lange Kette aus lauter Affengliedern bilde, welche vermittelst des Schwanzes des Endgliedaffen am Wipfel eines Uferbaumes befestigt und dann durch vereinigte Kraft aller Glieder in Schwingungen gesetzt werde, bis das Vorderglied den Zweig eines Baumes des jenseitigen Ufers erfassen und sich dort festhalten könne. Auf der solchergestalt hergerichteten Brücke sollen nun zuerst die Jungen und Schwächeren auf das andere Ufer übersetzen, dann aber der Vorderaffe die ganze Kette, deren Endglied seine Klammer löst, zu sich hinüberziehen. Der Prinz von Wied, ein sehr gewissenhafter Beobachter, nennt diese Erzählung bei ihrem rechten Namen: „eine spaßhafte Fabel"; es ist aber um so merkwürdiger, daß noch in unserer Zeit einige Naturforscher an ihr mit voller Glaubensinnigkeit festhalten.

Das gesellige Leben unserer Thiere ist ein für den Beobachter sehr anziehendes. Wenige Arten leben einsiedlerisch; die meisten Affen schlagen sich in Banden zusammen. Von diesen erwählt sich jede einzelne ihren festen Wohnsitz, welcher größeren oder geringeren Umfang haben kann. Die Wahl fällt regelmäßig auf Gegenden, welche in jeder Hinsicht günstig scheinen. Etwas zu knacken und zu beißen muß es geben, sonst wandert die Bande aus. Waldungen in der Nähe menschlicher Ansiedelungen sind Paradiese; der verbotene Baum in ihnen kümmert die Affen nicht, wenn nur die Aepfel auf ihm gut sind. Mais- und Zuckerrohrfelder, Obst-, Melonen-, Bananen- und Pisanganpflanzungen gehen über alles Andere; Dorfschaften, in denen Jeder, welcher die unverschämten Spitzbuben züchtigt, den Aberglauben der Bewohner zu fürchten hat, sind auch nicht übel. Wenn sich die Bande erst über den Wohnort geeinigt hat, beginnt das wahre Affenleben mit all seiner Lust und Freude, seinem Kampf und Streit, seiner Noth und Sorge. Das stärkste männliche Mitglied einer Herde wird Zugführer oder Leitaffe. Derselbe genießt unbedingten Gehorsam in jeder Hinsicht und übt sein Amt mit großer Würde aus. Schon die Achtung, welche er genießt, verleiht ihm eine gewisse Sicherheit und Selbstständigkeit in seinem Betragen, welche den ihm Untergebenen fehlt; auch wird ihm von diesen in jeder Weise geschmeichelt. So sieht man, daß sich selbst die Aeffinnen bemühen, ihm die höchste Gunst, welche ein Affe gewähren oder nehmen kann, zu Theil werden zu lassen. Sie beeifern sich nämlich, sein Haarkleid stets von den lästigen Schmarotzern möglichst rein zu halten, und er läßt sich diese Huldigungen mit dem Anstande eines Paschas gefallen, dem seine Lieblingssklavin die Füße traut. Dafür sorgt er nun aber auch treulich für die Sicherheit seiner Untergebenen und ist deshalb in noch größerer Unruhe, als sie. Nach allen Seiten hin sendet er seine Blicke, keinem Wesen traut er, und so entdeckt er auch fast immer rechtzeitig eine etwaige Gefahr.

Die Affensprache kann ziemlich reichhaltig genannt werden, wenigstens hat jeder Affe sehr wechselnde Laute für verschiedenartige Erregungen. Auch der Mensch erkennt sehr bald die Bedeutung der Töne, mit welchen der Affe seine Herde führt, und der Ausruf des Entsetzens, welcher stets die Mahnung zur Flucht in sich schließt, ist nun vollends bezeichnend. Er ist allerdings schwer zu beschreiben und noch weniger nachzuahmen. Man kann eben nur sagen, daß er aus einer Reihe kurzer, abgestoßener, gleichsam zitternder und mißtöniger Laute besteht, deren Bedeutung der Affe durch die Verzerrung des Gesichts noch besonders erläutert. Sobald dieser Warnungston laut wird, nimmt die Herde eiligst die Flucht. Die Mütter rufen ihre Kinder zusammen; diese hängen im Nu an ihr fest, und mit der süßen Bürde eilen sie so schnell als möglich nach dem nächsten Baum oder Felsen. Der alte Affe zieht voran und bezeichnet den Weg, welcher stets in der kühnsten Weise ausgeführt wird. Erst wenn er sich ruhig zeigt, sammelt sich die Herde und beginnt dann nach kurzer Zeit den Rückweg, um die unterbrochene Plünderung — denn nur von einer solchen flüchten sie — wieder aufzunehmen.

Jedoch nicht alle Affen flüchten vor Feinden; die Stärkeren stellen sich vielmehr selbst furchtbaren Raubthieren und dem noch gefährlicheren Menschen kühn zur Wehr und lassen sich auf Kämpfe ein, deren Ausgang für den Angreifer mindestens zweifelhaft ist. Die größeren Affen, zumal die Paviane, besitzen in ihren Zähnen auch so furchtbare Waffen, daß sie es mit einem Feinde wohl aufnehmen können, besonders wenn dieser, wie gewöhnlich, einzeln herankommt, während sie die Vertheidigung stets in Masse unternehmen und im Kampfe außerordentlich treu und fest zusammenhalten. Die Weibchen lassen sich nur, wenn sie sich ihrer

Haut wehren oder ihr Junges vertheidigen müssen, in Kämpfe ein; dann aber zeigen sie verhältnißmäßig ebenso große Tapferkeit, wie die Männchen. Die meisten Affen kämpfen mit ihren Händen und Zähnen, sie kratzen und beißen; allein es wird von vielen Seiten einstimmig versichert, daß manche Arten auch mit Stöcken, zumal mit abgebrochenen Baumästen, sich vertheidigen, und es ist gewiß, daß sie Steine, Früchte, Holzstücke und dergleichen von oben herab auf ihre Gegner schleudern. Schon mit dem Pavian läßt sich kein Eingeborner in Kämpfe ein, vor Allem aber nicht, wenn er ohne das furchtbare Feuergewehr ihm entgegentreten sollte. Die Orangaffen und namentlich die Gorillas sollen so stark und gefährlich sein, daß der Mensch, welcher mit ihnen in Streit geräth, sein Feuergewehr ausschließlich zu seiner Selbstvertheidigung, niemals aber zum Angriffe benutzen kann. Jedenfalls ist die beispiellose Wuth der Affen, welche deren Stärke noch bedeutend steigert, sehr zu fürchten, und die Gewandtheit, welche sie alle besitzen, nimmt ihrem Feinde nur zu häufig die Gelegenheit, ihnen einen entscheidenden Schlag beizubringen.

In der Freiheit lebt jede Affenart für sich oder vereinigt sich höchstens mit ganz ähnlichen Arten; in der Gefangenschaft halten jedoch fast alle Arten gute Freundschaft, und es bildet sich hier ein ähnliches Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältniß, wie unter einer Bande. Der Stärkste erringt auch hier die Oberherrschaft. Größere Arten nehmen sich der kleineren, hilfloseren regelmäßig an, und zwar thun Dies die Männchen ebensowohl wie die Weibchen. Große Aeffinnen zeigen selbst Gelüste nach kleineren Menschenkindern oder allerlei jungen Thieren, welche sich tragen lassen. So abscheulich der Affe sonst gegen Thiere ist, so liebenswürdig beträgt er sich gegen Kinder oder Pfleglinge, und daher ist die Affenliebe sprichwörtlich geworden. Am meisten zeigt sie sich natürlich an den eigenen Affenkindern.

Die Affen gebären ein Junges, wenige Arten zwei. Dies ist regelmäßig ein kleines, überaus häßliches Geschöpf, scheinbar mit doppelt so langen Gliedmaßen, wie seine Eltern sie besitzen, und mit einem Gesichte, welches dem eines Greises viel ähnlicher sieht, als dem eines Kindes, so faltig und runzelig ist es. Dieser Wechselbalg ist aber der Liebling der Mutter in noch weit höherem Grade, als es bei dem Menschen unter ähnlichen Umständen der Fall zu sein pflegt: sie hätschelt und pflegt ihn in rührender oder — lächerlicher Weise, wie man will; denn die Liebe streift an das Lächerliche. Das Kind hängt sich bald nach seiner Geburt mit seinen beiden Vorderhänden an den Hals, mit seinen beiden Hinterhänden aber an die Weichen der Mutter fest, in der geeignetsten Lage, die laufende Mutter nicht zu behelligen und ungestört zu saugen. Größer gewordene Affenkinder springen bei Gefahr auch wohl auf Schulter und Rücken ihrer Eltern.

Anfangs ist das kleine Wesen natürlich sehr gefühl- und theilnahmslos, um so zärtlicher aber ist seine Mutter. Sie hat ohne Unterlaß mit ihrem Liebling zu thun; bald leckt sie ihn, bald laust sie ihn wieder, bald drückt sie ihn an sich, und bald nimmt sie ihn in beide Hände, als wollte sie sich an seinem Anblicke weiden, bald legt sie ihn sich an die Brust, bald schaukelt sie ihn hin und her, als wollte sie ihn einwiegen. Plinius versichert ganz ernsthaft, daß die Aeffinen ihre Jungen aus lauter Liebe oft zu Tode drückten; doch ist Dies in der Neuzeit niemals beobachtet worden. Nach einiger Zeit beginnt der junge Affe mehr oder weniger selbstständig zu werden und verlangt namentlich ab und zu ein wenig Freiheit. Diese wird ihm gewährt. Die Alte läßt ihr Schoskind aus ihren Armen, und es darf mit anderen Affenkindern scherzen und spielen; sie verwendet aber keinen Blick von ihm und hat es in beständiger Aufsicht; sie geht ihm willig auf allen Schritten nach und erlaubt ihm Alles, was sie ihm gewähren kann. Bei der geringsten Gefahr stürzt sie auf ihr Kind zu, läßt einen ganz eigenen Ton hören und ladet es durch denselben ein, sich an ihre Brust zu flüchten. Etwaigen Ungehorsam bestraft sie mit Kniffen und Püffen, oft mit förmlichen Ohrfeigen. Doch kommt es selten dazu, denn das Affenkind ist so gehorsam, daß es manchem Menschenkinde zum Vorbilde dienen könnte, und gewöhnlich genügt ihm der erste Befehl der Mutter. In der Gefangenschaft theilt sie, wie ich mehrfach beobachtet habe, jeden Bissen Brod treulich mit ihrem Sprößlinge und zeigt an seinem Geschick einen solchen Antheil, daß man sich oft der Rührung nicht erwehren kann. Der Tod eines Kindes hat in der Gefangenschaft regelmäßig das Hinscheiden der Mutter zur Folge; der Gram bringt sie um. Stirbt eine Aeffin, so nimmt das erst beste Mitglied der Bande die Waise an Kindesstatt an, und Dies thut sowohl die Aeffin, wie der Affe. Die Zärtlichkeit gegen ein Pflegekind der eigenen Art ist kaum geringer, als die, welche dem eigenen Kinde zu Theil wird; bei anderen Pfleglingen aber ist Dies anders; hier zeigt sich der Affe oft als unerklärliches Räthsel. Er pflegt seinen angenommenen Liebling nach Möglichkeit, drückt ihn an sich, laust oder reinigt ihn sonstwie, behält ihn unter steter Aufsicht u. s. w., giebt ihm

aber gewöhnlich Nichts zu fressen, sondern nimmt das für das Pflegekind bestimmte Futter ohne Gewissensbisse zu sich, und hält auch, während er frißt, den kleinen Hungrigen sorgsam vom Napfe weg. Ich habe das mehrfach an meinen zahmen Pavianen und Meerkatzen beobachtet, wenn sie sich junge Hunde oder Katzen zu Pfleglingen auserkoren hatten.

Es ist noch nicht ermittelt, wieviel Jahre der Affe durchschnittlich zu seinem Wachsthum braucht. Daß diese Zeit bei den Größeren eine längere, als bei den Kleineren ist, versteht sich wohl von selbst. Die Meerkatzen und die amerikanischen Affen sind wahrscheinlich in drei bis vier Jahren vollkommen erwachsen, die Orangaffen und die Paviane aber mögen acht bis zwölf Jahre zu ihrem Wachsthum bedürfen. Im Freileben scheinen alle Affen wenigen Krankheiten ausgesetzt zu sein; wenigstens weiß man Nichts von Seuchen, welche dann und wann unter den Affen wütheten. Wie hoch sie ihr Alter bringen, kann auch nicht bestimmt werden; doch darf man wohl annehmen, daß die größeren Arten einige vierzig Jahre alt werden können. Bei uns zu Lande leiden alle außerordentlich von dem rauhen Klima. Die Kälte drückt sie sehr, verstimmt sie und macht sie still und traurig. Gewöhnlich bekommen sie auch bald die Lungenschwindsucht, und diese pflegt dann ihrem Leben rasch ein Ende zu machen. Ein kranker Affe ist eine Erscheinung, welche jeden Menschen rühren muß. Der arme, sonst so lustige Bursche sitzt traurig und elend da und schaut den mitfühlenden Menschen kläglich bittend, ja wahrhaft menschlich in das Gesicht. Jemehr er seinem Ende zugeht, um so milder wird er; das Thierische verliert sich ganz und gar, und die edlere Seite seines Geistes zeigt sich immer heller. Er erkennt jede Hilfe mit größtem Danke und sieht bald in dem Arzte seinen Wohlthäter. Man hat oft beobachtet, daß Affen, denen einmal ein Aderlaß verordnet worden war, dem Arzte, wenn sie sich wieder krank fühlten, immer gleich den Arm hinhielten, als wollten sie ihn bitten, daß er sie noch einmal von ihrem Leiden befreie. Auch bei übrigens gesunden Affen kränkelt in der Regel wenigstens der Schwanz; sein Ende wird wund, eitert, bekommt den Brand, und ein Glied nach dem andern fällt ab. Gegen diese Krankheit habe ich die Abnahme einiger Glieder als gutes Mittel kennen gelernt, untrüglich ist es freilich auch nicht. Gegen die entsetzliche Lungenschwindsucht gibt es nun gar keine Hilfe, und so bekommen wir selten Affen, welche unsere Luft lange ertragen, wenn auch einzelne Arten sich eher an unser Klima gewöhnen können, als andere.

Ich weiß nicht, ob ich irgend einen Affen als Hausgenossen anrathen darf. Die Kerle machen viel Spaß, verursachen aber noch weit mehr Aerger. Auf dumme Streiche aller Art darf man gefaßt sein, und wenn man eben nicht die Geisteskräfte des Affen studiren will, bekommt man die Dummheiten doch bald gründlich satt. Die größeren Arten werden auch mitunter gefährlich, denn sie beißen und kratzen fürchterlich. Als frei herumgehendes Hausthier ist der Affe gar nicht zu dulden, denn sein ewig regsamer Geist verlangt beständig Beschäftigung. Gegen alle Untugenden, die der Affe zeigt, gegen die tausend Dummheiten, die er sich zu Schulden kommen läßt, verschwindet der geringe Nutzen, welchen der zahme Affe Dem gewährt, welcher nicht ein Affenführer oder Besitzer einer Affenbühne ist. Uebrigens ist es erstaunlich leicht, einen Affen zu allerlei Kunststücken abzurichten. Man zeigt ihm in handgreiflicher Weise Dasjenige, was er ausführen soll, und prügelt ihn so lange, bis er es ausführt: — hierin beruht die ganze Kunst, die man anwenden muß! In der Regel lernt der Affe nach ein bis zwei Stunden ein Kunststück vollkommen; doch muß man ihn in Uebung halten, weil er es rasch wieder vergißt. Mit der Ernährung hat man keine Noth; der Affe frißt Alles, was der Mensch genießt, und ist nicht gerade wählerisch in seiner Kost. Der Aufwand also, den er verursacht, ist sehr gering. — In ihrer Heimath schaden die Affen ungleich mehr, als sie nützen. Man ißt das Fleisch einiger Arten und verwendet das Fell anderer zu Pelzwerk, Beuteln und dergleichen: allein dieser geringe Nutzen kommt gar nicht in Betracht gegen den außerordentlichen Schaden, welchen die Thiere im Walde, Felde und Garten verursachen, und es ist wirklich unbegreiflich, daß heute noch die Indier in den bei ihnen wohnenden Affen heilige Geschöpfe sehen können und sie deshalb pflegen und hegen, als wären sie wirklich Halbgötter.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen können wir die verschiedenen Familien, Sippen und die ausgezeichnetsten Arten der Affen genauer betrachten.

Die **erste Familie** unserer Ordnung umfaßt die Affen der alten Welt (Catarrhinae). Zu ihr gehören die meisten, die größten und menschenähnlichsten Affen, welche es giebt; zugleich finden wir in ihr aber auch die häßlichsten oder wenigstens die durch eigenthümliche Absonder-

lichkeiten nicht eben zu ihrem Vortheil ausgezeichneten Arten. In früheren Schöpfungsabschnitten waren diese Affen auch über Europa verbreitet; gegenwärtig finden sie sich blos noch in Afrika und in dem wärmeren Asien. Ihre Hinterhände haben immer, ihre Vorderhände meistens einen Daumen, welcher den übrigen Fingern entgegengestellt werden kann; alle Nägel sind platt. Die Augenhöhlen öffnen sich ganz nach vorn. Die Nasenscheidewand ist schmal. Das Gebiß ist stark und kräftig. Einige besitzen keinen äußerlich sichtbaren Schwanz, andere haben ihn. Derselbe kann von verschiedener Länge sein, dient aber niemals als Greifwerkzeug. Einige Arten haben innere Backentaschen, d. h. Wangen, welche sich weit ausdehnen lassen, und nackte, verdickte, oft durch die sonderbarsten Farben ausgezeichnete Gesäßschwielen. So viel zur allgemeinen Kennzeichnung. Doch ist die Verschiedenheit der Arten so groß, daß man eigentlich kaum etwas Gemeinschaftliches über die Familie sagen kann. Ihr wissenschaftlicher Familienname Catarrhinae bezeichnet sie als Thiere, deren Nasenlöcher nach unten sich öffnen.

(Waldmenschen.) Unter den Affen stehen die Waldmenschen (Pitheci) als die menschenähnlichsten oben an.

Gegenwärtig kennt man von ihnen drei Arten, welche in der Neuzeit zwei verschiedenen Sippen, den Waldmenschen (Troglodytes) und Orangs (Pithecus), zugezählt werden. Zu der ersten Sippe rechnet man den Gorilla und den Schimpanse, welche in Afrika wohnen, die letzte bildet der Orang-Utang, welcher bisher blos auf Borneo und Sumatra gefunden wurde. Die große Menschenähnlichkeit, die langen Arme und der gänzliche Mangel an Gesäßschwielen zeichnen sie aus. Weil wir ihnen größere Theilnahme schuldig sind, als anderen Arten, betrachten wir sie einzeln, d. h. jeden für sich, und beginnen mit dem Gorilla (Troglodytes Gorilla).

Merkwürdig, daß eine naturwissenschaftliche Entdeckung, welche wahrscheinlich schon vor vielen Jahrhunderten gemacht wurde, erst in der Neuzeit ihre Bestätigung erhalten konnte. Vor mehr als zweitausend Jahren rüsteten die Karthager eine Flotte aus, zu dem Zwecke, Ansiedelungen an der Westküste von Afrika zu gründen. Auf sechzig großen Schiffen zogen ungefähr dreißigtausend Männer und Frauen zu diesem Behuf von Karthago aus, wohl versehen mit Nahrung und allen Gegenständen zur Ansässigmachung. Der Befehlshaber dieser Flotte war Hanno, welcher seine Reise in einem kleinen, aber wohlbekannten Werke (dem Periplus Hannonis) der damaligen Welt beschrieb. Im Verlaufe der Reise gründete die Mannschaft jener Schiffe sieben Ansiedelungen, und nur der Mangel an Nahrungsmitteln zwang sie, früher, als man wollte, zurückzukehren. Doch hatten die kühnen Seefahrer die Sierra-Leona bereits hinter sich, als Dieses geschah. Jener Hanno nun hinterließ uns in seinem Berichte eine Mittheilung, welche auch für uns von großer Wichtigkeit ist. Die betreffende Stelle lautet: „Am dritten Tage, als wir von dort abgesegelt waren und die Feuerströme durchschifft hatten, kamen wir zu einem Busen, das Südhorn genannt. Im Hintergrunde war ein Eiland mit einem See und in diesem wieder eine Insel, auf welcher sich wilde Menschen befanden. Die Mehrzahl derselben waren Weiber mit haarigem Körper, und die Dolmetscher nannten sie Gorillas. Die Männchen konnten wir nicht erreichen, als wir sie verfolgten; sie entkamen leicht, da sie Abgründe durchkletterten und sich mit Felsstücken vertheidigten. Wir erlangten drei Weibchen; jedoch konnten wir dieselben nicht fortbringen, weil sie bissen und kratzten. Deshalb mußten wir sie tödten; wir zogen sie aber ab und schickten das abgestreifte Fell nach Karthago." — Die Häute wurden dort später, wie Plinius berichtet, im Tempel der Juno aufbewahrt.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Hanno mit den wilden, behaarten Menschen nur Affen meinen kann. Zwar ist es schwer zu urtheilen, ob der Waldmensch, welchen die Karthager sahen, gerade dieser Affe, oder ob er unser Schimpanse war, aber für uns ist Dies vollkommen gleichgiltig. Der Heidenprediger Savage, welcher im Jahre 1847 den gewaltigen Affen am Gabunflusse entdeckte, ist jedenfalls in seinem unbestreitbaren Rechte, wenn er dem noch unbekannten Waldmenschen einen geschichtlichen Namen verlieh.

Der Gorilla bewohnt diejenigen Länder an der Westküste von Afrika, welche vom Gleicher etwa bis zum 10.° oder 15.° südl. Br. reichen und von den Flüssen Gabun und Danger durchschnitten sind. Savage erhielt seine ersten Nachrichten von den Mapongwe-Negern, welche beide Ufer des Gabun, von der Mündung an einige funfzig oder sechzig Meilen landeinwärts, bewohnen. Wahrscheinlich blieb anderen Europäern, welche den Fluß besucht hatten, der große Affe blos aus dem Grunde unbekannt, weil er nicht nahe an die Küste kommt,



Der Gorilla (Troglodytes Gorilla).

vielmehr erst im Innern des Landes angetroffen wird. Doch spricht schon Bodwich, ein wohlbekannter Afrikareisender, von einem furchtbaren Affen der Westküste Afrikas, welcher den Landesnamen „Ingina" (Ingheena) trage.

Hanno hatte so Unrecht nicht, wenn er in diesem merkwürdigen Thiere einen Menschen zu erblicken glaubte; denn wirklich steht der Gorilla dem Menschen unter allen Thieren am nächsten, trotzdem daß er, wie der Schimpanse, 13 Rippenpaare besitzt, während der Orang-Utang ebenso, wie der Mensch, nur 12 Paare hat. Auf den ersten Anblick hin will es freilich scheinen, als ob er weit mehr Vieh sei, als der mildere Schimpanse; die genauere Vergleichung jedoch läßt keinen Zweifel über seine hohe Stellung zu. Der Gorilla ist nicht nur der größte und stärkste aller Affen, sondern auch derjenige, welcher die höchste leibliche Ausbildung erreicht hat. Seine Länge vom Scheitel bis zur Sohle beträgt 5½ Fuß, die Breite seiner Schultern 3 Fuß, die Länge seiner Vorderglieder 3 Fuß 4 Zoll, die der Hinterglieder 2 Fuß 4 Zoll, die Länge des Rumpfes und Kopfes zusammen 3 Fuß 6 Zoll, ½ Fuß mehr als beim Menschen. Der Körper ist außerordentlich stark und kräftig, und die Vorderarme erreichen die Stärke eines Mannsschenkels. Der Schädel ist stark und umfänglich, das nackte, dunkelbraune oder schwarze Gesicht breit und groß ohne Wangenwülste, die Nase platt, die Schnauze vorstehend, die Unterlippe sehr beweglich und verlängerbar. Ein furchtbares

Gebiß und gewaltige, mit riesengroßen Daumen bewehrte Hände kennzeichnen das Thier noch außerdem. Mit Ausnahme des Gesichts, eines Theils der Brust und der inneren Handflächen, deckt ziemlich langes, schwarzes Haar den Leib, und auf dem Scheitel erhebt sich ein hoher Haarkamm, welcher nach Belieben vor- oder rückwärts gesträubt werden kann. Der Schwanz und die Gesäßschwielen fehlen dem Gorilla wie anderen Orangaffen gänzlich.

Der Gorilla lebt in Gegenden, in denen Thäler und Hügel mit einander abwechseln. Die Hügel sind bedeckt mit hohen Bäumen, die Thäler mit groben Gräsern und einzelnen Gebüschen; viele von den Bäumen tragen Früchte, welche von den Negern unbeachtet bleiben, von dem Gorilla aber sehr gesucht werden. Hauptsächlich sind es die Oelpalme, der Pfefferkuchenbaum, die Papayen, zwei Bananenarten und der Affenbrodbaum, welche ihm die meiste Nahrung liefern. Von den ersten frißt er die Nüsse und die weichen, jungen Blätter, und er soll es gewesen sein, welcher den Vorfahren der Neger durch sein Beispiel gezeigt hat, daß die Oelpalme eßbare Früchte hervorbringe; der Pfefferkuchenbaum liefert ihm pflaumenartige Früchte von ausgezeichnetem Geschmack, und die übrigen eine Kost, welche selbst dem Europäer vortrefflich mundet. Eier und junge Vögel werden auch von ihm nicht verschmäht.

Unser Affe lebt zwar in Gesellschaften, diese sind jedoch nicht so zahlreich, wie die, welche der Schimpanse bildet. Die Weibchen sind in solchen Banden immer in überwiegender Zahl vorhanden; denn unter den Männchen entstehen heftige Kämpfe um die Oberherrschaft, welche, wie versichert wird, regelmäßig mit dem Tode des Schwächern enden. Die Gesellschaften durchstreifen den Wald und sind in ihm die unbedingten Herrscher. Sie fürchten sich vor keinem Thiere, nicht einmal vor dem Menschen; sie flüchten nie, sondern greifen stets an, gewöhnlich mit ihren furchtbaren Händen und ihrem nicht minder gefährlichen Gebiß, sonst aber auch mit Aesten und Nüssen, welche sie abbrechen und auf ihren Gegner schleudern. Sie sind es, welche selbst dem Elefanten, der von ihren Bäumen Laub und Früchte pflückt, mit einem Knüppel auf seinen empfindlichen Rüssel schlagen, bis der Riese des Waldes vor dem wüthenden Gegner sich zurückzieht. Den Leopard besiegen sie leicht, und diesem fällt es daher auch gar nicht ein, sich in einen Kampf mit ihnen einzulassen; selbst mit dem Löwen werden sie fertig, wahrscheinlich, weil der König der Wildniß immer von mehreren zugleich angefallen wird. Alle Berichte der Neger über ihre Kämpfe mit dem Gorilla sind wirklich entsetzlich. Die Elfenbeinjäger fürchten unter allen Waldthieren den Gorilla am meisten und namentlich die Art seines Angriffes; sie versichern Dies jedem Europäer, welcher nach dem Affen fragt. Ein Jägertrupp zieht ruhig seine Straße durch den Wald; plötzlich wird einer der Mannschaft vom Boden erhoben: ein Gorilla, welcher an einem niedrigen Aste hing, hat ihn mit der hintern Hand am Genick gepackt und zieht ihn zu sich auf den Ast empor, schwingt sich mit seiner Beute höher und höher zum Wipfel des Baumes hinauf, würgt den ihm gegenüber vollkommen wehrlosen Menschen, daß er auch nicht einen Laut von sich geben kann, und läßt ihn dann plötzlich wieder herunterfallen, erdrosselt, eine Leiche! Die Reisenden würden die Erzählungen der Neger nicht geglaubt haben, hätten sie nicht furchtbar Verstümmelte gesehen, welche aus Kämpfen mit den gefürchteten Thieren noch mit dem Leben davon gekommen waren. Wenn der Gorilla seine Familie bei sich hat, greift er stets, ohne gereizt zu sein, den sich Nähernden an, und der Kampf zwischen ihm und dem Menschen endet regelmäßig mit dem Tode des einen Kämpfers, leider gewöhnlich mit dem des Menschen. Ein Mapongwe-Neger zeigte sein Gewehr vor, welches ein Gorilla sprenkelkrumm gebogen, und dessen Läufe er mit seinen Zähnen platt gebissen hatte. Es gilt für viel schwerer, einen jungen Gorilla zu erhalten, als zehn Schimpanses. Die Weibchen fliehen mit ihren Jungen, sobald sich die Jäger nahen, auf die Bäume, die Männchen aber bereiten sich augenblicklich zum Angriffe vor. Die großen grünen Augen funkeln, der Haarkamm sträubt sich, die Zähne werden gefletscht, ein gellender Laut ertönt, welcher wie „kahi! kahi!“ klingt, und wüthend stürmen die Thiere auf den Feind ein. Glücklich, wenn das Feuergewehr den Menschen obsiegen läßt, denn sonst ist er verloren. Wird der Gorilla gefehlt, dann ist das Gewehr nicht einmal mehr als Keule zu gebrauchen: der rasende Affe zerbeißt es in Stücke, wie ein Esel eine Mohrrübe zerbeißt, zerfleischt und zerreißt den Jäger mit seinen Zähnen, obgleich diese nicht hierzu, sondern, wie ein amerikanisches Blatt bemerkt, vielmehr zum anständigen Gebrauch eines grasfressenden Thieres bestimmt sind. Es darf uns daher nicht wundern, wenn Der, welcher einen Gorilla erschlug, unter seinem Volk als der größte Held angesehen wird; wir dürfen es aber auch keinen Neger verargen, wenn er taub bleibt gegen die Versprechungen eines Europäers, der ihm einen lebenden Gorilla gern mit Geld aufwiegen würde.

In dieser wirklich beispiellosen Furchtbarkeit des gewaltigen Affen ist noch etwas Anderes

begründet: die Unkenntniß nämlich, welche wir über seine Lebensweise und seine Sitten besitzen. Nur sehr spärliche Nachrichten hierüber sind uns zugekommen, sie genügen noch lange nicht, um uns ein vollständiges Bild des Thieres zu geben. Man sagt, daß er auf der Erde auf allen Vieren gehe, zuweilen aber zum aufrechten Gange eine Keule benutze; man erzählt, daß er, wie die Elfenbeinjäger, die Zähne aus dem Gerippe eines Elefanten breche und sie lange Zeit mit sich herum trage, gleichsam als Keule; man berichtet, daß er vortrefflich klettere und den größten Theil seines Lebens auf Bäumen zubringe, sich auch dort, wie die anderen Orangaffen, aus zusammengebogenen Zweigen eine Hütte ohne Dach errichte; ja, man behauptet sogar, daß er seine Todten begrabe u. dergl. mehr; allein wir wissen durchaus noch nicht, wie viel Wahres daran ist. Die Reisenden sind so ziemlich einstimmig in Folgendem: Der Gorilla lebt weniger in Gesellschaften, als vielmehr in Familien, welche aus dem Männchen, dem Weibchen und einem oder zwei Jungen bestehen. Am häufigsten sieht man ihn in den Monaten September, Oktober und November, nachdem die Neger ihre Ernte eingebracht haben und in ihre Dörfer zurückgekehrt sind. Dann kommt der Affe, welcher den Menschen, den er haßt, dennoch meidet, näher an die Dörfer heran, als sonst, wo er sich in dem tieferen Walde aufhält. Gewöhnlich sieht man den Gorilla auf einem Baumaste sitzen, den Rücken an den Stamm gelehnt, und hiervon kommt es, daß ihm die Haare an der betreffenden Stelle abgerieben sind. Während seiner Ruhe kaut er langsam und gedankenlos an Früchten, wie wir Solches auch häufig bei Pavianen sehen. Wenn die Familie aufgeschreckt wird, bringt das Weibchen sein Junges in Sicherheit, der männliche Affe aber stellt sich zur Vertheidigung und bricht in ein Siegesgeheul aus, wenn er sein Opfer mit teuflischer Lust zerfleischt hat. Das Weibchen vertheidigt ihre Nachkommenschaft mit Aufopferung ihres Lebens. Eine Familie wurde von Jägern überrascht: die Mutter rettete das eine ihrer Jungen, indem sie es nach einem entfernten Baume trug, das andere suchte zu flüchten, wurde jedoch gestellt. Wüthend stürzte jetzt die Alte herbei, nahm ihren Sprößling auf den Arm und ging auf die Jäger los. Diese rückten ihr mit den Gewehren auf den Leib und zielten auf sie; da erhob sie flehend den Arm, als wollte sie die tödtliche Kugel abwehren, die Kugel drang ihr aber in das Herz, und sie verendete. Das Junge kam somit in die Gewalt seiner Feinde. Außer diesem hat man noch andere Gorillas gefangen, doch haben dieselben niemals lange in der Gefangenschaft gelebt, und kein einziger ist noch lebend nach Europa herübergekommen.

In der Neuzeit hat der Amerikaner Du Chaillu sehr ausführlich über den Gorilla berichtet. Ich würde die Mittheilungen dieses Reisenden vorzugsweise meiner Beschreibung zu Grunde gelegt haben, könnte ich ihnen soviel Glauben schenken, als ich selbst wünschte. Die Darstellungsweise Du Chaillu's ist nicht geeignet, großes Vertrauen zu erwecken; und wenn auch unser Mann sich als Forscher geberdet und seine Angaben durch lateinische Namen zu bekräftigen sucht: es will immer scheinen, als sei Alles darauf berechnet, die Aufmerksamkeit in ungebührlicher Weise zu spannen. Man urtheile selbst, was wohl von einem Berichterstatter zu halten ist, der in folgender Weise sein erstes Zusammentreffen mit dem Gorilla schildert:

„Schnell vorwärts bewegte es sich im Gebüsch, und mit einem Male stand ein ungeheuerer männlicher Gorilla vor mir. Durch das Dickicht war er auf allen Vieren gekrochen; als er uns aber sah, erhob er sich und sah uns kühn und muthig in die Augen. So stand er etwa zwölf Schritte vor uns: — ein Anblick, den ich nie vergessen werde! Der König des afrikanischen Waldes kam mir wie eine gespenstische Erscheinung vor. Aufgerichtet war der ungeheuere, fast sechs Fuß hohe Körper; frei zeigten sich die mächtige Brust, die großen, muskelkräftigen Arme, das wild blitzende, tiefgraue Auge und das Gesicht mit seinem wahrhaft höllischen Ausdruck. Er fürchtete sich nicht! Da stand er und schlug seine Brust mit den gewaltigen Fäusten, daß es schallte, wie wenn man eine große metallene Trommel schlägt. Das ist die Art des Trotzbietens, das ist das Kampfeszeichen des Gorilla! Und dazwischen stieß er einmal nach dem andern sein gräßliches Gebrüll aus: — ein Gebrüll, so grauenerregend, daß man es den eigenthümlichsten und fürchterlichsten Laut der afrikanischen Wälder nennen muß. Es beginnt mit einem scharfen Bellen, wie es ein großer Hund hören läßt, dann geht es in ein tiefes Dröhnen über, welches genau dem Rollen fernen Donners am Himmel gleicht: — habe ich doch mehr als einmal dieses Gebrüll für Donner gehalten, wenn ich den Gorilla nicht sah! Wir blieben bewegungslos im Vertheidigungszustande. Die Augen des Scheusals blitzten grimmiger; der Kamm des kurzen Haares, welcher auf seiner Stirne steht, legte sich auf und nieder; er zeigte seine mächtigen Fänge und wiederholte das donnernde Brüllen. Jetzt glich er gänzlich einem höllischen Traumbilde, einem Wesen jener widerlichen Art, halb Mann, halb Thier, wie es die alten Maler erfanden, wenn sie die Hölle darstellen wollten. Wiederum kam er ein paar

Schritte näher, blieb nochmals stehen und stieß von neuem sein entsetzliches Geheul aus. Und noch einmal näherte er sich, noch einmal stand er und schlug brüllend und wüthend seine Brust. So war er bis auf sechs Schritte herangekommen: — da feuerte ich und tödtete ihn. Mit einem Stöhnen, welches etwas schrecklich Menschliches an sich hatte und doch durch und durch viehisch war, fiel er vorwärts auf sein Gesicht. Der Körper zuckte krampfhaft mehrere Minuten; dann wurde Alles ruhig — der Tod hatte seine Arbeit gethan. Ich bekam nun Muße, den gewaltigen Leichnam zu untersuchen. Die Messung ergab, daß er 5 Fuß 8 Zoll lang war, und die Entwickelung der Muskeln an den Armen und an der Brust zeigte, welch ungeheuere Kraft er besessen hatte."

Es scheint wirklich, als habe sich in solcher Darstellung einer unserer schlechten Liebesgeschichtenschreiber versucht und seiner Feder freien Spielraum gelassen. Das Nachfolgende aber mag mich entschuldigen, wenn ich hier überhaupt Etwas von Du Chaillu aufnehme. Wir sind noch nicht im Stande, bei den verschiedenen Beschreibungen des Gorilla die Spreu von dem Weizen zu sondern, und müssen deshalb auf alle Berichte Rücksicht nehmen, welche uns zugehen. „Mein langer Aufenthalt in Afrika", sagt Du Chaillu, „gewährte mir die größte Leichtigkeit, mich mit den Eingebornen ins Einvernehmen zu setzen, und als meine Neugierde, jenes Ungeheuer kennen zu lernen, auf das Höchste erregt worden war, beschloß ich, selbst auf dessen Jagd auszuziehen und mit eigenen Augen zu sehen. Ich war so glücklich, der Erste zu sein, welcher nach eigener Bekanntschaft über den Gorilla sprechen darf, und während meine Erfahrung und Beobachtung zeigen, daß Vieles von dem über den Gorilla Erzählten auf falschen und leeren Einbildungen unwissender Neger und leichtgläubiger Reisenden beruht, kann ich andererseits bestätigen, daß keine Beschreibung das Entsetzliche der Erscheinung, die Wuth des Angriffs und die wüste Bosheit des Wesens eines Gorilla versinnlichen wird."

„Es thut mir leid, daß ich der Zerstörer von einer Menge anmuthiger Träumereien sein muß. Aber der Gorilla lauert nicht auf den Bäumen über dem Wege, um einen unvorsichtig Vorübergehenden mit seinen Klauen zu ergreifen und in seinen zangengleichen Händen zu erwürgen; er greift den Elefanten nicht an und schlägt ihn mit Stöcken zu Tode; er schleppt keine Weiber aus den Dörfern der Eingebornen weg; er baut sich kein Nest aus Blättern und Zweigen auf den Waldbäumen und sitzt unter dessen Dach, wie man sonst behauptet hat; er ist nicht einmal ein geselliges Thier, und die zahlreichen Erzählungen von seinen Angriffen in größerer Zahl haben nicht ein Körnchen von Wahrheit in sich."

„Der Gorilla lebt in den einsamsten und dunkelsten Stellen des dichten afrikanischen Niederwaldes, tiefe bewaldete Thäler und ebenso schroffe Höhen allen übrigen Aufenthaltsorten vorziehend. Gerade die Hochebenen, welche mit ungeheueren Halden bedeckt sind, scheinen seinen Lieblingswohnsitz zu bilden. In jenen Gegenden Afrikas findet sich überall Wasser, und ich habe beobachtet, daß der Gorilla just an solchen Stellen sich findet, wo es am feuchtesten ist. Er ist ein rastlos umherschweifendes Vieh, welches von Ort zu Ort wandert und schwerlich an einer und derselben Stelle zwei Tage lang bleibt. Dieses Umherschweifen ist zum Theil von der Schwierigkeit bedingt, sein Lieblingsfutter zu finden. Der Gorilla ist ein echter Pflanzenfresser. Ganz besonders behagen ihm Zuckerrohr, die weißen Rippen der Ananasblätter, mehrere Beeren, welche nahe der Erde wachsen, das Mark einiger Bäume und eine Nuß mit sehr harter Schale. Diese letztere ist so fest, daß man sie nur mit einem starken Schlag vermittelst eines Hammers öffnen kann. Wahrscheinlich ihrethalben besitzt der Gorilla das ungeheuere Gebiß, welches stark genug ist, einen Gewehrlauf zusammenzubiegen."

„Nur die jungen Gorillas schlafen auf Bäumen, um sich gegen Raubthiere zu schützen. Ich habe mehrere Mal die frische Spur eines Gorillabetts gefunden und konnte es deutlich sehen, daß das Männchen mit dem Rücken an einen Baumstamm gelehnt in ihm gesessen hatte; doch glaube ich, daß Weibchen und Junge, während die Männchen immer am Fuße der Bäume oder unter Umständen auf der Erde schlafen, zuweilen die Krone des Baumes ersteigen mögen, weil ich hiervon die Spuren gesehen habe."

„Alle Affen, welche viel auf Bäumen leben, wie der Schimpanse, haben an ihren vier Händen längere Finger, viel längere als der Gorilla, dessen Handbau sich mehr dem menschlicher Gliedmaßen nähert. In Folge dieses verschiedenen Baues ist er weniger geeignet, Bäume zu erklettern. Zugleich muß ich bemerken, daß ich niemals einen Schirm oder ein Zelt gefunden habe und deswegen zu dem Schluß gekommen bin, daß er kein derartiges Gebäude aufführt."

„Der Gorilla ist nicht gesellig. Von den Alten fand ich gewöhnlich ein Männchen und ein Weibchen zusammen, oft genug auch ein altes Männchen allein. In solchem Falle ist es immer

ein alter, mürrischer, böswilliger Gesell, mit welchem nicht zu spaßen ist. Junge Gorillas traf ich in Gesellschaft bis zu fünf Stück an. Sie liefen immer auf allen Vieren davon, schreiend vor Furcht. Es ist nicht leicht, sich ihnen zu nähern; ihr Gehör ist außerordentlich scharf, und sie verlieren keine Zeit, um zu entkommen, während die Beschaffenheit des Bodens es dem Jäger sehr schwer macht, ihnen zu folgen. Das alte Thier ist auch scheu, und ich habe zuweilen den ganzen Tag gejagt, ohne auf mein Wild zu kommen, wobei ich bemerken mußte, daß es mir sorgfältig auswich. Wenn jedoch zuletzt das Glück den Jäger begünstigt und er zufällig oder durch ein gutes Jagdkunststück auf seine Beute kommt, geht diese ihm nicht aus dem Wege. Bei allen meinen Jagden und Zusammentreffen mit dem Gorilla habe ich nicht einen einzigen gefunden, welcher mir den Rücken gekehrt hätte. Ueberraschte ich ein Paar Gorillas, so fand ich gewöhnlich das Männchen an den Felsen oder Baum gelehnt in dem dunkelsten Dickicht des Waldes sitzen, wo die strahlende Sonne nur ein düsteres Zwielicht hervorrufen kann; das Weibchen weidete in der Regel nebenbei, und dieses war es auch, welches zuerst unter lautem und heftigem Schreien und Kreischen davon rannte. Dann erhob sich das Männchen, welches noch einen Augenblick mit wüthendem Blick dagesessen hatte, langsam auf seine Füße, schaute mit glühenden, wüthenden Augen auf die Eindringlinge, schlug auf seine Brust, erhob sein gewaltiges Haupt und stieß das furchtbare Gebrüll aus. Ich habe Grund, zu glauben, daß ich dieses Gebrüll auf die Entfernung von drei Meilen hörte (!)."

„Das Entsetzliche in der Erscheinung des Thieres läßt jede Beschreibung weit hinter sich. Bei solchem Anblick konnte ich meinen braven, eingebornen Jägern es verzeihen, daß sie zuweilen eine übernatürliche Furcht überkam, konnte ich mir die Wundergeschichten erklären, welche die Neger über den Gorilla erzählen."

„Es ist ein Grundsatz eines gutgeschulten Gorillajägers, sein Feuer bis zu dem letzten Augenblick zu bewahren. Die Erfahrung hat gelehrt, daß, wenn der Jäger feuert und fehlt, der Gorilla augenblicklich auf ihn stürzt. Und seinem Anprall kann kein Mann wiederstehen! Ein einziger Schlag der gewaltigen, mit mächtigen Nägeln bewehrten Hand, und das Eingeweide des armen Jägers liegt bloß, seine Brust ist zertrümmert, sein Schädel zerschmettert; es ist zu spät, neu zu laden, und Flucht ist vergebens! Einzelne Neger, tollkühn aus Furcht, haben sich unter solchen Umständen in ein Ringen mit dem Gorilla eingelassen und mit ihrem ungeladenen Gewehre sich vertheidigen wollen; aber sie haben nur Zeit zu einem einzigen, erfolglosen Streich gehabt: — im nächsten Augenblick erschien der lange Arm mit verhängnißvoller Kraft und zerbrach Gewehr und Negerschädel mit einem Schlage. Ich kann mir kein Geschöpf denken, welches so unabwendliche Angriffe auf den Menschen zu machen versteht, und zwar aus dem Grunde, weil sich der Gorilla Gesicht gegen Gesicht dem Manne gegenüber stellt und seine Arme als Waffen zum Angriff gebraucht; gerade wie der Mann oder ein Preisfechter thun würden, nur daß jener längere Arme und weitaus größere Kraft hat, als sich der gewaltigste Faustkämpfer der Erde träumen läßt."

„Die dunkeln und undurchdringlichen Dickichte, in denen man sich der vielen Ranken und Dornen halber kaum bewegen kann, bilden den Aufenthalt des Gorilla; deshalb bleibt der Jäger kluger Weise stehen und erwartet die Ankunft des wüthenden Thieres. Der Gorilla nähert sich mit kurzen Schritten, hält häufig an und stößt sein höllisches Gebrüll aus, ab und zu mit den Armen seine Brust schlagend. Zuweilen hält er länger an und setzt sich auch wohl; dabei blickt er wüthend auf seinen Gegner. Sein Gang ist wacklig; die sehr kurzen Hinterbeine genügen entschieden nicht, um den Körper aufrecht zu tragen; daher behilft sich das Thier durch Schwingungen mit den Armen, um sich im Gleichgewicht zu halten; aber der dicke Bauch, das runde stierartige Haupt, welches rückwärts fast auf dem Nacken aufliegt, die großen muskelkräftigen Arme und die weite Brust: — alles Dies verleiht seinem Schwanken ein unsäglich Entsetzliches, welches das Furchtbare seiner Erscheinung nur noch vermehrt. Zugleich blitzen die tiefliegenden, grauen Augen in unheimlichem Glanze; die Wuth verzerrt das Gesicht auf das abscheulichste; die dünnen, scharf geschnittenen Lippen, welche zurückgezogen werden, lassen die gewaltigen Reißzähne und die furchtbaren Kinnladen erscheinen, in welchen ein Menschenglied zermalmt werden würde, wie Zwieback."

„Der Jäger steht mit ängstlicher Sorge, seinen Feind bewachend, auf einer und derselben Stelle, das Gewehr in der Hand, oft fünf lange, bange Minuten, mit aufregendem Grauen den Augenblick erwartend, in welchem er feuern muß. Die gewöhnliche Entfernung, in welcher geschossen wird, beträgt 14 bis 18 Fuß. Ich meinestheils habe nie weiter auf ein Gorillamännchen geschossen, als auf acht Ellen. Zuletzt kommt die Gelegenheit: so schnell als möglich wird das Gewehr erhoben, — ein ängstlicher Augenblick, welcher die Brust zusammenschnürt,

und dann, Finger an den Drücker! Wenn der Neger einem Flußpferde während der Jagd eine Kugel zusandte, geht er im Augenblicke auf seine Beute los: — wenn er nach einem Gorilla schoß, steht er still; denn falls er gefehlt hat, muß er kämpfen für sein Leben, Gesicht gegen Gesicht, hoffend, daß irgend ein unerwartetes Glück ihn von dem tödtlichen Streiche errettet, und er davon kommt, wenn auch vielleicht gelähmt für immer. Glücklicher Weise stirbt der Gorilla ebenso leicht, als der Mensch; ein Schuß in die Brust bringt ihn sicher zu Falle. Er stürzt vorwärts auf sein Gesicht, die langen, gewaltigen Arme ausstreckend und mit dem letzten Athem ein Todesröcheln ausstoßend, halb Brüllen, halb Stöhnen, welches, obgleich es dem Jäger seine Rettung kündet, dennoch sein Ohr peinigt, wegen der Aehnlichkeit mit dem letzten Seufzer eines sterbenden Menschen."

„Der gewöhnliche Gang des Gorilla geschieht nicht auf den Hinterbeinen, sondern auf allen Vieren. Bei dieser Stellung wird das Haupt und die Brust bedeutend erhöht, weil seine Arme verhältnißmäßig sehr lang sind. Wenn er schnell läuft, setzt er die Hinterbeine fast bis über den Leib vor und immer bewegt er beide Glieder einer Seite zu gleicher Zeit, wodurch er eben einen so sonderbaren wackelnden Gang erhält. Nicht zu bezweifeln steht, daß der Gorilla auch in erhabener Stellung ziemlich schnell und viel länger als der Schimpanse oder andere Affen dahinwandeln kann. Wenn er aufrecht steht, biegt er seine Knie nach auswärts. Sonderbar ist die Fährte, welche er bildet, wenn er auf allen Vieren läuft. Die Hinterfüße hinterlassen keine Spur von ihren Zehen, nur der Fußballen und der Daumen, welcher unserer großen Zehe entspricht, scheint aufzutreten; die Finger der Hand sind undeutlich dem Boden aufgedrückt. Junge Gorillas klettern, verfolgt, nicht auf Bäume, sondern laufen auf dem Boden dahin. Niemals habe ich gefunden, daß eine Gorillamutter an Vertheidigung denkt; die Neger aber haben mir erzählt, daß Dies zuweilen wohl der Fall ist."

„Es ist ein hübscher Anblick, solch eine Mutter mit ihrem sie umspielenden Jungen! Ich habe Beide öfters in den Wäldern beobachtet, und so begierig ich auch war, Gorillas zu erhalten, konnte ich es doch nicht über das Herz bringen, ein solches Verhältniß zu stören. Meine Neger waren weniger weichherzig und tödteten ihren Erzfeind ohne Zeitverlust. Wenn die Mutter vor dem Jäger flüchtet, springt das Junge ihr sofort auf den Nacken und hängt sich dann zwischen ihren Brüsten an, mit den kleinen Gliedern ihren Leib umschlingend."

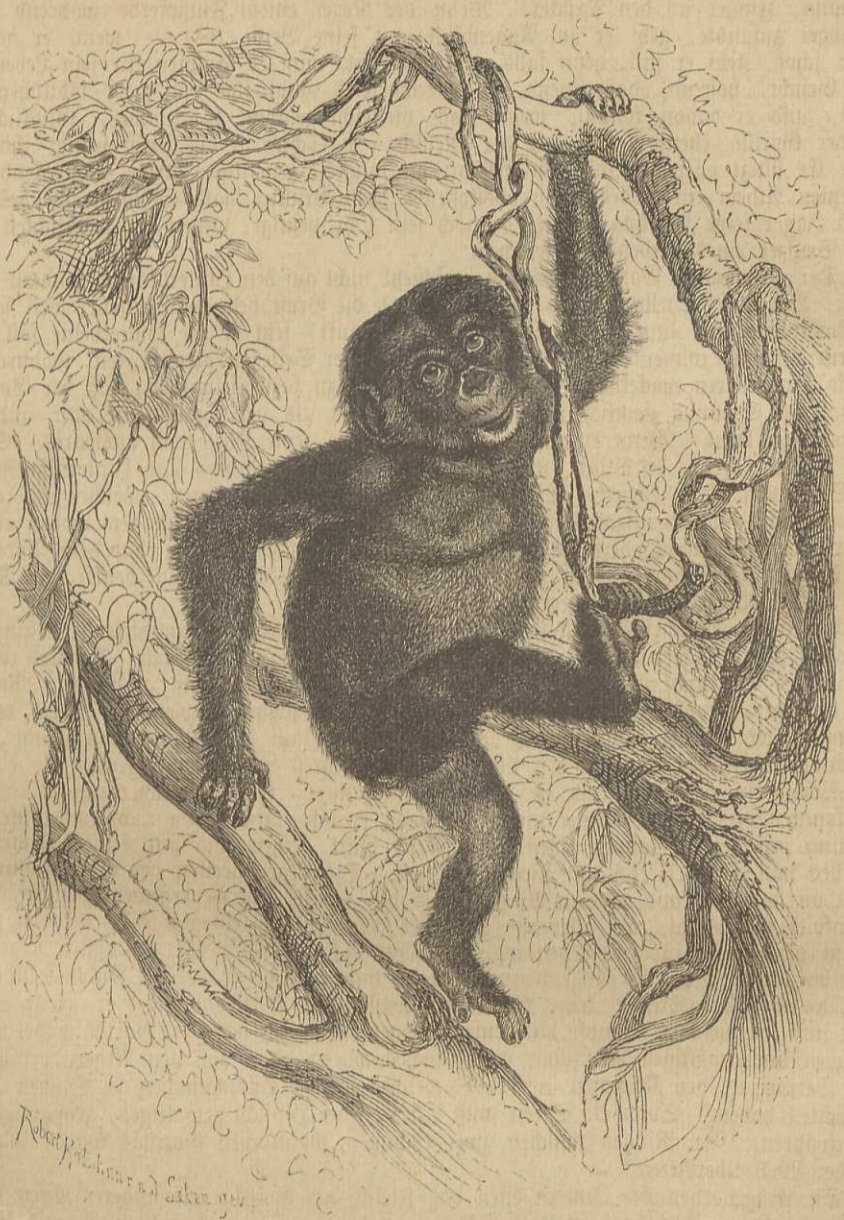
„Schon ein junger Gorilla ist außerordentlich stark. Einen, welcher nur 2½ Jahre alt war, konnten vier starke Männer nicht festhalten; er biß einen davon nicht unbedeutend. Der Alte kann mit seinen Zähnen einen Gewehrlauf platt beißen und mit seinen Armen Bäume umbrechen von 4 bis 6 Zoll im Durchmesser (?). Die Neger greifen den Gorilla nur mit den Flinten an, niemals mit anderen Waffen, und da, wo sie kein Feuergewehr besitzen, durchzieht das Unthier unbelästigt, als alleiniger Herrscher den Wald. Einen Gorilla getödtet zu haben, verschafft dem Jäger für sein Lebenlang die größte Achtung selbst der muthigsten Neger, welche, wie ich hinzufügen muß, im Allgemeinen durchaus nicht nach dieser Art des Ruhmes lüstern sind."

„Der Gorilla gebraucht keine künstlichen Waffen zur Vertheidigung: er greift mit seinen Armen und im weiteren Kampfe mit seinen Zähnen an. Ich habe oft Gorillaschädel untersucht, in welchen die gewaltigen Reißzähne ausgebrochen waren, und von den Negern erfahren, daß solcher Verlust in den Kämpfen entstand, welche zwei Gorillamännchen in Sachen der Liebe ausgefochten haben. Solch ein Streit muß ein in jeder Hinsicht gewaltiges, großartiges Schauspiel gewähren. Ein Ringen zwischen zwei tüchtigen männlichen Gorillas würde alle Kampfspiele der Welt überbieten."

„Die Eingebornen des Innern essen das Fleisch des Gorilla und anderer Affen sehr gern, obgleich es schwarz und hart ist; die Stämme nahe der See verschmähen es und fühlen sich beleidigt, wenn man es ihnen anbietet, weil sie sich einer gewissen Aehnlichkeit zwischen ihnen und den Affen bewußt sind. Auch im Innern weisen Negerfamilien eine Gorillamahlzeit zurück, weil sie den Aberglauben hegen, daß vor Zeiten einer ihrer weiblichen Ahnen einen Gorilla geboren habe. — Das Fell des Thieres ist so dick und fest, wie eine Ochsenhaut, aber verhältnißmäßig viel zarter, als das anderer Affen."

Ueber die Gefangenschaft junger Gorillas hat Du Chaillu ebenfalls Beobachtungen mitgetheilt. Er glaubt, daß erwachsene Affen dieser Art vollständig unzähmbar seien; denn auch die Jungen, welche er am Leben hatte, zeigten sich wild und ungestüm, bis zu ihrem Tode.

Wenden wir uns nunmehr zu einem andern, weniger Zweifel herausfordernden Waldmenschen, welcher dieselbe Gegend Afrikas bewohnt, zum **Schimpanse** (Troglodytes niger). Wie er zu dem sonderbaren Namen gekommen ist, weiß man nicht; wohl aber ist jetzt entschieden,



Der Schimpanse (Troglodytes niger).

daß er schon sehr lange bekannt, aber auch sehr oft mit dem Vorhergehenden, selbst mit dem Mandril verwechselt worden ist. Es liegen uns viele Berichte vor, in denen des Schimpanse Erwähnung geschieht. Pyrard hat ihn im 14. Jahrhundert in der Sierra-Leona beobachtet und giebt ihm den Landesnamen „Barris"; Battel erzählt in seiner 1717 erschienenen Beschreibung von Kongo von ihm und nennt ihn „Pongo", wie den Orang-Utang, erwähnt aber auch bereits einer zweiten größeren Art; Buffon tauft ihn „Jocko", weil die Eingebornen ihn „Entschocko" oder „Intjoko" nennen sollen; Schaw unterscheidet ihn von seinem asiatischen Verwandten, Ogilby hält ihn für den wilden Menschen des Hanno; Brosse spricht endlich von einem Affen Namens „Quimpeze" und bietet uns somit einigen

Anhalt zur Ableitung seines jetzt allgemein üblichen Namens ꝛc. Buffon giebt uns auch schon Beschreibungen seines Wesens in der Gefangenschaft, in welcher er das Thier um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beobachten konnte.

Der Schimpanse ist bedeutend kleiner, als der Gorilla, immerhin aber noch ein großer Affe von 3 bis 4½ Fuß Höhe. Sein Leib ist kurz und dick, denn der Bauch hängt etwas vor; an dem gestreckten, großen Kopfe tritt die Stirn zurück, während die Ohren, welche denen des Menschen ähneln, abstehen; die Nase ist kleiner und platter, als die des Gorilla, die Lippen sind dünn und äußerst beweglich, die Augen haben Wimpern und Brauen; die dünnen, aber kräftigen Arme reichen bis unter die Knie herab; die Hände sind mittelgroß, und alle ihre Finger haben platte Nägel. Das lange, grobe und straffe, schwarze, im hohen Alter graue Haar läßt nur das Gesicht und die inneren Handflächen, gewöhnlich auch die Handrücken, frei, bedeckt den Oberkörper dichter als den Unterkörper, bildet im Gesichte einen Bart, welcher unter dem Kinn wegzieht, aber an den Wangen die größte Länge erreicht, und ist auf dem Oberarm nach unten, auf dem Unterarm aber nach oben gerichtet. — Der Gesichtsausdruck des Schimpanse zeigt niemals jene unbegrenzte Wildheit, welche sich im Gesicht des Gorilla ausspricht, sondern ist sanft und gemüthlich. Alle diese Merkmale unterscheiden unser Thier hinlänglich von dem Gorilla.

Die Eingebornen behaupten, daß der Schimpanse im vollkommen erwachsenen Zustande fünf Fuß hoch und daß sein Wachsthum im neunten oder zehnten Jahre beendet werde. Ein solches erwachsenes Thier soll so schwer sein, daß es eine hinreichende Last für zwei starke Männer bildet. Die Verbreitung des Schimpanse ist beschränkt; wie es scheint, beherbergen ihn blos Ober- und Niederguinea. Hier bewohnt er die großen Wälder in den Flußthälern und an der Küste. Er lebt in größeren Gesellschaften, und man hört Nachts oft das grelle Geschrei der vereinigten Herden. Unser Affe scheint ein ziemlich tölpelhafter Bursche zu sein. Die einseitige Verwendung der Hände zum Umfassen der Aeste oder zum Greifen überhaupt krümmt und zieht sie schließlich so zusammen, daß er, wenn er sie dann zum Gehen benutzen will, auf die Knöchel, anstatt auf die Sohlen treten muß. Hierdurch erhält sein Gang natürlich etwas sehr Unsicheres und Ungeschicktes; gleichwohl aber soll er sich viel auf dem Boden aufhalten und die Bäume blos dann besteigen, wenn er nach Nahrung späht oder sich sichern will. Zuweilen geht er auf den Hinterfüßen allein und legt dann die Vorderhände im Nacken zusammen, um sich im Gleichgewicht zu halten; sowie er aber gestört wird, wirft er sich augenblicklich auf alle Viere und humpelt nun mit seltsamen Sprüngen, jedoch ziemlich rasch, davon. Beim aufrechten Gange ist er nicht im Stande, wie der Mensch die Ferse vom Boden zu erheben, sondern tritt gleichsam stampfend mit der ganzen Sohlenfläche oder vielmehr mit den Knöchelseiten der Hände und Füße auf, wodurch diese Außenseiten der Hände schwielig werden. Wenn er ruht, nimmt er eine sitzende Stellung an, die Nacht aber verbringt er, wie der Gorilla und asiatische Waldmensch, in Nestern, welche er sich aus den zusammengebogenen Zweigen der Bäume bereitet und mit abgebrochenen Aesten und blätterreichen Zweigen auspolstert. Diese Nester sah Savage gewöhnlich in einer Höhe von 20 bis 30 Fuß über dem Grunde. Er bemerkte selten zwei auf einem Baume, nur ein einziges Mal fünf, niemals aber eine solche Menge zusammen, welche berechtigen könnte, von einem Affendorfe zu sprechen, wie früher so oft geschehen ist.

Der Schimpanse nährt sich fast von denselben Pflanzen, wie der Gorilla. Früchte, Nüsse und Wurzeln sind wohl die Hauptnahrung. Zuweilen besucht er die Bananen und andere Fruchtbäume, welche die Neger zwischen ihren Maisfeldern anpflanzen. Das Aufsuchen der Nahrung bestimmt die Thiere zu häufigem Wechsel ihres Aufenthalts. Verlassene Negerdörfer, in denen die Papaya in großer Menge wächst, sind Lieblingsorte für sie, so lange es dort Nahrung giebt; wenn diese aber aufgezehrt ist, unternehmen sie Wanderungen von größerer oder geringerer Ausdehnung. Auch ihre Gesellschaften werden immer von dem stärksten Männchen geführt und geleitet; die Wachsamkeit desselben ist eben so groß, als seine Stärke. Man versichert, daß ein erwachsenes Männchen des Schimpanse im Stande sei, Aeste abzubrechen, welche zwei Männer kaum beugen können. Ja, die Neger behaupten, daß ein Schimpanse kräftig genug sei, zehn Männern Widerstand zu leisten. Doch sagen sie auch, daß der Schimpanse niemals ungereizt angreife, sondern sich stets auf seine Vertheidigung beschränke. Bei Gefahr stößt der Leitaffe einen Schrei aus, welcher dem Angstruf eines in Todesgefahr schwebenden Menschen ähnelt, die übrigen erklettern schnell die Gipfel der Bäume und lassen ihre Laute hören, welche an das Hundegebell erinnern. Erst dann, wenn der Jäger einen Affen der Herde getödtet hat, gehen die Männchen auf den Jäger los, welcher unterliegt, falls die Zahl seiner Angreifer groß ist. Man sagt, daß derselbe sich retten könne, wenn er den Angreifern Stücke seiner Kleidung

oder auch seine Waffen überlasse, die dann von den erbosten Thieren mit Wuth in Stücke zerrissen und zerbrochen würden. Bei jenen Angriffen oder der Vertheidigung bedienen sich die Affen hauptsächlich ihres Gebisses und ihrer Hände, obwohl noch immer berichtet wird, daß sie Stöcke, Nüsse, Steine u. dergl. zur Vertheidigung zu benutzen wüßten. Uebrigens ist schon um deshalb schwer zu glauben, daß sie Stöcke oder Keulen in unserer Weise zum Kampfe benutzen, weil ihr schwankender Gang auf zwei Hinterbeinen eine freie Benutzung nicht gestattet; aller Wahrscheinlichkeit nach würde jeder aufrechtstehende Affe durch die Kraft der zu einem ordentlichen Schlage erforderlichen Armbewegung aus dem Gleichgewichte gebracht und zu Boden gerissen werden.

Sehr groß ist die gegenseitige Anhänglichkeit der Mitglieder einer Herde. Die Männchen lieben die Weibchen und diese ihre Kinder außerordentlich, und die Stärkeren vertheidigen stets die Schwächeren. Die Neger erblicken in dem Schimpanse die Mitglieder eines eigenen Menschenstammes, welcher aber wegen seiner schlechten Aufführung von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen wurde und durch die Beharrlichkeit in seinen schlechten Sitten nach und nach zu dem Zustande herabsank, in welchem er jetzt lebt. Diese Anschauung hindert die guten Leute übrigens nicht, die von ihnen erlegten Affen zu essen.

Der Schimpanse ist namentlich in der Neuzeit öfters lebend nach Europa und selbst nach Deutschland gebracht worden, wenn auch gewöhnlich nur jung. Unser ihm fremdes Klima hat ihn aber immer bald umgebracht. Es ist bis jetzt kein Beispiel bekannt, daß einer dieser Affen mehrere Jahre hier am Leben geblieben wäre; dagegen erzählt man, daß Schimpanses in ihrer Heimat über 20 Jahre in der Gefangenschaft ausgehalten haben und dabei sehr groß und stark geworden sind. Bis jetzt hat man stets beobachtet, daß die Gefangenen sanft, klug und liebenswürdig waren. Der Kapitän Grandpret erzählt von einem Weibchen, welches bewunderungswürdige Beweise seiner Klugheit gab. Er sah es auf einem Schiffe, mit welchem es nach Amerika gebracht werden sollte. Man hatte es gelehrt, den Backofen zu heizen, und es erfüllte sein Amt zur allgemeinen Zufriedenheit, gab sorgfältig Acht, daß keine Kohlen herausfielen, und wußte auch, wenn der Ofen den nöthigen Grad von Hitze erlangt hatte. Dann ging es hin und berichtete den Bäcker durch sehr ausdrucksvolle Geberden davon, und dieser konnte sich auf seinen Gehilfen so gut verlassen, daß er niemals selbst nachzusehen brauchte. Derselbe Affe verrichtete die Arbeit eines Matrosen mit ebenso viel Geschick als Einsicht. Er wand das Ankertau auf, zog die Segel ein, band sie fest und arbeitete vollkommen zur Zufriedenheit der Matrosen, welche ihn zuletzt als ihren Maat betrachteten. Leider verlor dieses herrliche Thier, ehe es Amerika erreichte, sein Leben in Folge grausamer Mißhandlung, welche es von dem Steuermann erleiden mußte.

Brosse brachte zwei Schimpanses mit sich nach Europa, ein junges Männchen und ein Weibchen. Sie setzten sich an den Tisch, wie ein Mensch, aßen von Allem und bedienten sich dabei des Messers, der Gabel und des Löffels. Auch die Getränke theilten sie redlich mit den Menschen, und namentlich Wein und Branntwein mundeten ihnen vortrefflich. Sie riefen die Schiffsjungen, wenn sie Etwas brauchten, und wurden böse, wenn diese es ihnen verweigerten, faßten dann die Knaben an dem Arme, bissen sie und warfen sie unter sich. Das Männchen wurde krank, und der Schiffsarzt ließ ihm deshalb zur Ader; so oft es sich später unwohl fühlte, hielt es ihm stets den Arm hin. — Buffon's Schimpanse ging fast immer aufrecht, selbst wenn er schwere Sachen trug; er sah traurig und ernsthaft aus und bewegte sich abgemessen und verständig. Von den häßlichen Eigenschaften der Paviane zeigte er keine einzige; er war aber auch nicht muthwillig, wie die Meerkatzen. Seinem Herrn gehorchte er aufs Wort oder auf ein Zeichen. Er bot den Leuten den Arm an und ging ordentlich mit ihnen herum, setzte sich zu Tisch, benutzte ein Vorstecktuch und wischte sich damit die Lippen, wenn er getrunken hatte; er schenkte sich selbst Wein ein und stieß mit den Anderen an. Er holte sich eine Tasse und Schale herbei, that Zucker hinein, goß Thee darauf und ließ ihn kalt werden, bevor er ihn trank. Niemandem fügte er ein Leid zu, sondern näherte sich Jedem bescheiden und freute sich ungemein, wenn ihm geschmeichelt wurde. Alle Leute, welche Buffon besuchten, gewannen seinen Hausgenossen außerordentlich lieb und brachten ihm Zuckerbrod oder Obst mit. Leider tödtete ihn die Lungenschwindsucht innerhalb eines Jahres. — Dr. Traill brachte einen Schimpanse mit nach England, welcher nicht gern aufrecht ging, sich vielmehr beim Gehen auf die Finger stützte. Er war furchtsam, aber mit Bekannten vertraulich. Wenn es kalt wurde, wickelte er sich in eine Decke. Eines Tages hielt man ihm einen Spiegel vor, sogleich war seine Aufmerksamkeit gefesselt; auf die größte Beweglichkeit folgte sofort die tiefste Ruhe. Er untersuchte neugierig das merkwürdige Werkzeug und schien stumm vor Erstaunen. Dann blickte er fragend seinen Freund an, hierauf wieder den Spiegel, ging hinter diesen, kam zurück,

betrachtete nochmals sein Bild und suchte sich durch Betasten desselben zu überzeugen, ob er die wirkliche Körperlichkeit oder bloßen Schein vor sich habe: — ganz so, wie es wilde Völker thun, wenn ihnen zum ersten Male ein Spiegel gereicht wird.

Das sind einige von den unzähligen Geschichten, welche man von diesen Affen berichtet; schade, daß die fast unausbleibliche Lungenschwindsucht die armen Thiere so rasch tödtet. Gewöhnlich unterliegen sie der fürchterlichen Seuche schon im ersten, sicher aber im zweiten Jahre; unser kaltes Klima kann den glücklichen Kindern des Südens niemals ihre schöne Heimat ersetzen.

Von den afrikanischen Waldmenschen unterscheidet sich der asiatische, welcher gewöhnlich Orang-Utang oder Pongo genannt wird (Pithecus Satyrus), durch die bedeutend längeren Arme, die bis zu den Knöcheln der Füße herabreichen, und durch den kegel- oder pyramidenförmig zugespitzten Kopf mit seiner weit vorstehenden Schnauze, welche alten Thieren jede Menschenähnlichkeit benimmt. So lange der Pongo jung ist, gleicht sein Schädel dem eines Menschenkindes in hohem Grade; mit dem zunehmenden Alter aber tritt das Thierische auch bei ihm derartig hervor, daß der Schädel dann nur noch entfernt an den des jungen Affen erinnert.

Das alte Männchen des Orang-Utang wird 4 Fuß hoch, das alte Weibchen etwa einen halben Fuß weniger. Der Leib ist an den Hüften breit und durch den stark hervortretenden Bauch ausgezeichnet; der Hals ist kurz und vorn faltig, weil das Thier einen großen Kehlsack besitzt, welcher aufgeblasen werden kann; die langen Gliedmaßen haben auch lange Hände und Finger. Die Nägel der letzteren sind immer platt, fehlen aber häufig den Daumen der Hinterhände. Das Gesicht ist bezeichnend. In dem furchtbaren Gebiß treten die Eckzähne stark hervor; der Unterkiefer ist länger als der Oberkiefer; die Lippen sind gerunzelt, stark aufgeschwollen und aufgetrieben; die Nase ist ganz flach gedrückt, und die Nasenscheidewand verlängert sich über die Nasenflügel hinaus; Augen und Ohren sind klein, aber denen des Menschen ähnlich gebildet. Die Behaarung ist spärlich auf dem Rücken, sehr dünn an der Brust, um so länger und reichlicher aber an den Seiten des Leibes, wo sie lang herabfällt. Im Gesichte entwickelt sie sich bartähnlich; auf den Oberlippen und am Kinn, am Schädel und auf den Unterarmen ist sie aufwärts, sonst aber abwärts gerichtet. Das Gesicht und die Handflächen sind ganz nackt, die Brust und die Oberseiten der Finger fast ganz nackt. Gewöhnlich ist die Färbung der Haare ein dunkles Rostroth, seltener ein Braunroth, welches auf dem Rücken und auf der Brust dunkler, am Bart aber heller ist. Die nackten Theile sehen bläulich- oder schiefergrau aus. Alte Männchen unterscheiden sich von den Weibchen durch ihre Größe, dichteres und längeres Haar, reichlichern Bart und eigenthümliche Schwielen oder Hautlappen an den Wangen, welche sich halbmondförmig von den Augen an nach den Ohren hin und zum Oberkiefer herabziehen und das Gesicht auffallend verhäßlichen. Die jüngeren Thiere sind bartlos, sonst aber reicher behaart und dunkler gefärbt.

Gegenwärtig scheint es so ziemlich festzustehen, daß der Orang-Utang ausschließlich auf Borneo gefunden wird. Früher nannte man oft auch Sumatra und die anderen Sunda-Inseln als seine Heimat; doch scheint es, daß solche Angaben auf falschen Aussagen der Eingebornen beruht haben. Lange Zeit war man nicht abgeneigt, zwei, drei, ja vier Arten des Thieres anzunehmen, von denen jede eine besondere Insel bewohnen sollte; in der Neuzeit aber scheint man ziemlich einig geworden zu sein, daß alle die verschiedenen Orangaffen Asiens, welche man als eigene Arten ansah, bloße Altersverschiedenheiten einer einzigen Art darstellen, deren Heimat Borneo ist. Hier lebt unser Thier auf der Süd- und Westseite der Insel in den großen, sumpfigen Waldniederungen, am liebsten an den Ufern der Flüsse. Im Gebirge soll er niemals vorkommen. Ausgedehnte Wälder, in denen er unbehelligt von seinem Hauptfeinde, dem Menschen, hausen kann, dürften für sein Vorkommen unerläßliche Bedingung sein. Aus allen bevölkerten Gegenden, in deren Gebiet er sonst gefunden wurde, ist er jetzt verschwunden. In der eigentlichen Wildniß dagegen scheint er keineswegs selten zu sein, aber so selten besucht und belauscht zu werden, daß wir noch heute nur äußerst wenig von seinem Leben in der Freiheit wissen.

Er selbst ist schon seit alter Zeit bekannt. Bereits Plinius giebt an, daß es auf den indischen Bergen Satirn gäbe, „sehr bösartige Thiere mit einem Menschengesicht, welche bald aufrecht, bald auf allen Vieren gingen und wegen ihrer Schnelligkeit nur gefangen werden könnten, wenn sie alt oder krank seien". Seine Erzählung erbt sich fort von Jahrhundert zu Jahrhundert und empfängt von jedem neuen Bearbeiter Zusätze. Man vergißt fast, daß man noch von Thieren redet; aus den Affen werden beinahe wilde Menschen. Uebertreibungen jeder



Der Orang-Utang oder Pongo (Pithecus Satyrus).

Art verwirren die ersten Angaben und entstellen die Wahrheit. Bontius, ein Arzt, welcher um die Mitte des 17. Jahrhunderts auf Java lebte, spricht wieder einmal aus eigener Anschauung. Er sagt, daß er den Waldmenschen einige Male gesehen habe, und zwar ebenso wohl Männer als Weiber. Sie gingen öfters aufrecht und geberdeten sich ganz wie andere Menschen. Bewundernswürdig wäre ein Weibchen gewesen. Es habe sich geschämt, wenn es unbekannte Menschen betrachtet hätten, und das Gesicht mit den Händen bedeckt; es habe geseufzt, Thränen vergossen und alle menschlichen Handlungen so ausgeübt, daß ihm nur die Sprache gefehlt habe, um wie ein Mensch zu sein. Die Javaner sagten, daß die Affen wohl reden könnten, wenn sie nur wollten; allein sie thäten es nicht, weil sie fürchteten, arbeiten zu müssen. Es versteht sich fast von selbst, daß die Orang-Utangs nach allen diesen Erzählungen aufrecht auf den Hinterfüßen gehen, obwohl hinzugefügt wird, „daß sie auch auf allen vier Beinen laufen könnten". Eigentlich sind aber die Reisebeschreiber an den Uebertreibungen, welche sie auftischen, unschuldig; denn sie geben blos die Erzählungen der Eingebornen wieder. Diese wußten sich natürlich die Theilnahme der Europäer für unsere Affen zu Nutze zu machen, weil sie ihnen junge Pongos verkaufen wollten und deshalb ihre Waare nach Kräften priesen, — nicht mehr und nicht minder, als es Thierschausteller bei uns zu Lande heutigen Tages auch noch thun.

Versucht man nun, die Naturgeschichte des Orang-Utang von allen Ausschmückungen, Zuthaten, Lügen und Fabeln zu entkleiden, so ergiebt sich etwa Folgendes:

Der asiatische Waldmensch bewohnt die einsamen, großen Wälder Borneos und zumal die in den Niederungen der Flüsse Kahayan, Sampit, Mandawej, Kotaringin und andere. Nur die Weibchen und jüngeren Thiere leben gesellig, aber immer noch nicht in zahlreichen Banden; die alten Männchen dagegen sind Einsiedler und nähern sich den Weibchen blos zur Brunstzeit. Beide rufen sich dann laute Schreie zu, welche an das Brüllen des Rindes erinnern. Im hohen Greisenalter stehende, abgestumpfte und schwache Thiere halten sich auf dem Boden auf und schleppen sich auf ihm die letzten Jahre ihres Lebens mühselig dahin. Die jüngeren und kräftigeren leben auf den Bäumen. Dazu bestimmt sie auch ihre Ausrüstung. Ihre langen Vorderglieder gestatten ihnen nur einen höchst unbehülflichen, schwerfälligen Gang, während sie beim Klettern ihnen gerade vortreffliche Dienste leisten. Im Gehen stützen sie sich auf die Oberseite der eingeschlagenen Füße und auf den Außenrand der Hinterhände. Zum aufrechten Gange für längere Zeit sind sie außer Stande, und deshalb mögen sie wohl auch nicht öfter, als die übrigen Affen, blos auf beiden Hinterfüßen gehen. Schon in der Jugend sind sie still oder wenigstens nicht eben lebhaft, und mit zunehmendem Alter zeigen sie sich immer träger und schwerfälliger. Auch ihr Klettern ist langsam und bedächtig, bärenartig. Sie erfassen mit den Vorderhänden einen Zweig und ziehen gemächlich ihren Körper nach. Auf weite und kühne Sprünge lassen sie sich nicht ein. In den Baumkronen finden sie, was sie bedürfen: Früchte, Fruchtknospen, Blüthen, Blätter, Sämereien, Rinden, Kerbthiere und Eier. Hieraus besteht ihre Nahrung in der Freiheit. Die Nacht bringen sie am liebsten in den Niederungen des Urwaldes zu und wählen sich dann gern die dichtesten Baumwipfel, um gegen Wind und Regen geschützt zu sein. Schmarotzerpflanzen, welche auf dicken Aesten wuchern, große Farren und niedere, dichtblätterige Bäume sind für diesen Zweck ihre Lieblingsorte. Eine Art von Nest bauen sie sich ebenfalls, gewöhnlich in einer Höhe von 12 bis 20 Fuß über dem Boden. Es ähnelt dem Horste eines großen Vogels und trägt niemals ein Dach. Dicke Aeste, welche entweder abgebrochen oder blos zusammengebogen sind, werden mit losen, blätterreichen Zweigen, auch mit Laub und Gräsern bedeckt, um die Lagerstätte weich und warm zu machen. Man behauptet, daß der Pongo niemals in sitzender Stellung schlafe, sondern sich immer dazu niederlege, wie ein Mensch; ja, bei kühler Witterung soll er sich auch eine Zudecke aus Blättern bereiten. Da man Aehnliches an gefangenen Orang-Utangs beobachtet hat, darf diese Angabe glaubwürdig erscheinen.

Der Orang-Utang ist ein friedliches und ruhiges Thier. Er ist nicht furchtsam und flieht auch vor dem Menschen nicht, sondern betrachtet diesen mit aller Ruhe. Falls er Gefahr vermuthet oder wirklich verfolgt wird, sucht er in den höchsten Baumwipfeln Schutz und versteckt sich hier entweder hinter einem dicken Aste oder zwischen dem Dickicht des Laubes; fühlt er sich auch da nicht sicher, so flüchtet er von Wipfel zu Wipfel, aber keineswegs ungestüm und eilig, wie die übrigen Affen, sondern zögernd, überlegend und umsichtig. Wird er durch einen Kugelschuß oder einen Pfeil verwundet, so schreit er laut auf, bricht alle Aeste und Zweige, welche sich in seiner Nähe befinden, ab und schleudert diese von der Höhe herab auf seinen Gegner, wahrscheinlich um ihn einzuschüchtern und von seiner Verfolgung abzuhalten. Selbst wenn er in größten Zorn und in Wuth geräth, ist er noch immer so langsam, daß man ihn bequem verfolgen kann. Daß er sich mit abgebrochenen Aesten wie mit Keulen vertheidige, ist von glaubwürdigen Berichterstattern niemals erzählt worden und jedenfalls auch nur eine müßige Erfindung der Eingebornen. So viel steht wohl fest, daß er, wenn er verwundet wurde und sein Verfolger ihm auf den Leib rückt, sich seiner Haut gut zu wehren weiß und kein zu verachtender Gegner des Menschen ist. Seine Arme sind sehr kräftig und sein Gebiß wahrhaft furchtbar. Er zerbricht mit Leichtigkeit einen Speergriff oder den Arm eines Menschen und beißt gräßlich. Ein altes Thier lebend in seine Gewalt zu bekommen, soll ganz unmöglich sein, jung dagegen läßt er sich leicht fangen. Man erzählt, daß die Jäger, um sich seiner zu bemächtigen, rings um den Baum, auf welchem er sitzt, alle übrigen Bäume niederschlagen und ihm so den Weiterweg verwehren; ich brauche wohl kaum zu sagen, daß Dies nur eine Fabel mehr ist. Höchst wahrscheinlich werden die Jungen, wie auch schon Schouten sagt, in Schlingen gefangen.

Wir haben eine Menge Erzählungen, welche uns von gefangenen Thieren berichten, und alle stimmen darin überein, daß die jungen Pongos außerordentlich gutartige, etwas langsame und schwerfällige Geschöpfe sind. Die ersten genauen Beobachtungen verdanken wir dem Holländer Vosmaern, welcher ein Weibchen längere Zeit zahm hielt. Dasselbe war sehr gutmüthig und bewies sich niemals boshaft oder falsch. Man konnte ihm ohne Bedenken die Hand in das Maul stecken. Sein äußeres Ansehen hatte etwas Trauriges, Schwermüthiges. Es

liebte die menschliche Gesellschaft ohne Unterschied des Geschlechts, zog aber diejenigen Leute vor, welche sich am meisten mit ihm beschäftigten. Man hatte es an eine Kette gelegt, worüber es zuweilen in Verzweiflung gerieth; es warf sich dann auf den Boden, schrie erbärmlich und zerriß alle Decken, welche man ihm gegeben hatte. Sein gewöhnlicher Gang war auf allen Vieren, wie bei anderen Affen, doch konnte es recht gut aufrecht gehen und sich an einem Stocke lange Zeit halten. Als es einmal freigelassen wurde, kletterte es behend in dem Sparrwerke des Daches herum und zeigte sich hier so hurtig, daß vier Personen eine Stunde lang zu thun hatten, um es wieder einzufangen. Bei diesem Ausfluge erwischte es eine Flasche mit Malagawein, entkorkte sie und brachte den Wein schleunigst in Sicherheit, stellte dann aber die Flasche wieder an ihren Ort. Es fraß Alles, was man ihm gab, zog aber Obst und gewürzhafte Pflanzen anderen Speisen vor. Gesottenes und gebratenes Fleisch oder Fische genoß es ebenfalls sehr gern. Nach Kerbthieren jagte es nicht, und ein ihm dargebotener Sperling verursachte ihm viel Furcht, doch biß es ihn endlich todt, zog ihm einige Federn aus, kostete das Fleisch und warf den Vogel wieder weg. Rohe Eier soff es mit Wohlbehagen aus. Der größte Leckerbissen schienen ihm Erdbeeren zu sein. Sein gewöhnliches Getränk bestand in Wasser: es trank aber auch sehr gern alle Arten von Wein und besonders Malaga. Nach dem Trinken wischte es, wie mancher Mensch, die Lippen mit der Hand ab, ja, es bediente sich sogar eines Zahnstochers in derselben Weise, wie ein Mensch. Den Taschendiebstahl verstand es meisterhaft; es zog den Leuten, ohne daß sie es merkten, Leckereien aus den Taschen heraus. Vor dem Schlafengehen machte es stets große Anstalten. Es legte sich das Heu zum Lager zurecht, schüttelte es gut auf, legte sich noch ein besonderes Bündel unter den Kopf und deckte sich dann zu. Allein schlief es nicht gern, weil es die Einsamkeit überhaupt nicht liebte. Bei Tage schlummerte es zuweilen, aber niemals lange. Man hatte ihm eine Kleidung gegeben, welche es sich bald um den Leib und bald um den Kopf legte, und zwar ebensowohl wenn es kühl war, als während der größten Hitze. Als man ihm einmal das Schloß seiner Kette mit dem Schlüssel öffnete, sah es mit großer Aufmerksamkeit zu und nahm sodann ein Stückchen Holz, steckte es ins Schlüsselloch und drehte es nach allen Seiten um. Einst gab man ihm eine junge Katze. Es hielt dieselbe fest und beroch sie sorgfältig. Die Katze kratzte es in den Arm, da warf es dieselbe weg, besah sich die Wunde und wollte fortan Nichts wieder mit Miez zu thun haben. Es konnte die verwickeltsten Knoten an einem Stricke sehr geschickt mit den Fingern oder, wenn sie zu fest waren, mit den Zähnen auflösen und schien daran eine solche Freude zu haben, daß es auch den Leuten, welche nahe zu ihm hintraten, regelmäßig die Schuhe aufband. In seinen Händen besaß es eine außerordentliche Stärke und konnte damit die größten Lasten aufheben. Die Hinterhände benutzte es ebenso geschickt, wie die vorderen. So legte es sich z. B., wenn es Etwas mit den Vorderhänden nicht erreichen konnte, auf den Rücken und zog den Gegenstand mit den Hinterfüßen heran. Es schrie nie, außer wenn es allein war. Anfangs glich dieses Geschrei dem Heulen eines Hundes, dann wurde es immer gröber und rauher und ähnelte zuletzt dem Geräusch einer Holzsäge. – Die Auszehrung machte seinem jungen Leben bald ein Ende.

Ein anderer zahmer Pongo, von dem uns Jeffries erzählt, hielt seinen Stall sehr reinlich, scheuerte den Boden desselben öfters mit einem Lappen und Wasser und entfernte alle Ueberreste von Speisen und dergleichen. Er wusch sich auch Gesicht und Hände wie ein Mensch. Ein dritter Orang-Utang zeichnete sich durch große Zärtlichkeit gegen Alle aus, welche freundlich mit ihm sprachen, und küßte seinen Herrn und seinen Wärter echt menschlich. Gegen Unbekannte war er sehr schüchtern, gegen Bekannte ganz zutraulich.

Von den übrigen Berichten, welche mir bekannt sind, enthalten noch zwei sehr anziehende und wichtige Thatsachen aus dem Leben unsers Thieres; derjenige nämlich, welcher die Beobachtungen des großen Cuvier uns mittheilt, und ein zweiter, welchen Kapitän Smitt veröffentlichte. Ich will auch von diesen das Wichtigste im Auszuge geben.

Der Pongo, welchen Cuvier in Paris beobachtete, war etwa zehn bis elf Monate alt, als er nach Frankreich kam, und lebte dort noch fast ein halbes Jahr. Seine Bewegungen waren langsam und auf dem Boden ganz schwerfällig. Er setzte beide Hände geschlossen vor sich nieder, erhob sich auf seine langen Arme, schob den Leib vorwärts, setzte die Hinterfüße zwischen die Arme vor die Hände und schob den Hinterleib nach, stemmte sich dann wieder auf die Fäuste ꝛc. Wenn er sich auf eine Hand stützen konnte, ging er auch auf den Hinterfüßen, trat aber immer mit dem äußeren Rande des Fußes auf. Beim Sitzen ruhte er in der Stellung der Morgenländer mit eingeschlagenen Beinen. Das Klettern wurde ihm sehr leicht; er umfaßte dabei den Stamm mit den Händen, nicht mit den Armen und Schenkeln. Wenn sich die

Zweige zweier Bäume berührten, kam er leicht von einem Baume zum andern. In Paris ließ man ihn an schönen Tagen oft in einem Garten frei, dann kletterte er rasch auf die Bäume und setzte sich auf die Aeste. Wenn ihm Jemand nachstieg, schüttelte er die Aeste aus allen Kräften, als wenn er seinen Verfolger abschrecken wollte; zog man sich zurück, so endeten diese Vorsichtsmaßregeln; erneuerte man den Versuch, so begannen sie sogleich wieder. Auf dem Schiffe hatte er sich oft im Takelwerke lustig gemacht; das Schwanken des Fahrzeugs hatte ihm jedoch viel Angst bereitet, und er war nie gegangen, ohne sich an Seilen und dergl. zu halten. Beim Schlafen bedeckte er sich gern mit jedem Zeug, welches er finden konnte, und die Matrosen durften sicher darauf zählen, daß sie ein ihnen fehlendes Kleidungsstück bei ihm finden würden. Mit seinem Wärter war er sehr vertraut; oft saugte er an seiner Hand, als ob er ihn küssen wollte. Die Essenszeit kannte er genau; er kam regelmäßig zur rechten Zeit zu seinem Wärter hin und nahm, was dieser ihm gab. Fremdenbesuche wurden ihm oft lästig, und nicht selten versteckte er sich so lange unter seinen Decken, bis die Leute wieder fort waren. Bei bekannten Personen that er Dies nie. Nur von seinem Wärter nahm er Futter an. Als sich einst ein Fremder an den gewöhnlichen Platz seines Wärters setzte, kam er zwar herbei, verweigerte aber, als er den Fremden bemerkte, alle Nahrung, sprang auf den Boden, schrie und schlug sich, wie in Verzweiflung vor den Kopf. Seine Speise nahm er mit den Fingern und nur selten gleich mit den Lippen auf und beroch Alles, was er nicht kannte, vorher sorgfältig. Sein Hunger war unverwüstlich; er konnte, wie die Kinder, zu jeder Zeit essen.

Zuweilen biß und schlug er zu seiner Vertheidigung um sich, aber nur gegen Kinder und mehr aus Ungeduld, als aus Zorn. Er war überhaupt sanft und liebte die Gesellschaft, ließ sich gern schmeicheln und gab Küsse im eigentlichen Sinne. Wenn er Etwas sehnsüchtig verlangte, ließ er einen scharfen Kehllaut hören. Denselben hörte man gleichfalls, wenn er im Zorn war, doch wälzte er sich dann oft am Boden und schmollte, wenn man ihm nicht willfahrte. Zwei junge Katzen hatte er besonders lieb gewonnen und hielt die eine oft unter dem Arme oder setzte sie sich auf den Kopf, obschon sie sich mit ihren Krallen an seiner Haut festhielt. Einigemal betrachtete er ihre Pfoten und suchte die Krallen mit seinen Fingern auszureißen. Da ihm Dies nicht gelang, duldete er lieber die Schmerzen, als daß er das Spiel mit seinen Lieblingen aufgegeben hätte.

Die andere Mittheilung rührt von einem guten Beobachter her, welcher den Orang-Utang drei Monate mit sich auf dem Schiffe hatte. Das Thier lebte, so lange sich das Schiff auf den asiatischen Gewässern befand, auf dem Verdeck, seinem beständigen Aufenthalt, und suchte sich nur des Nachts eine geschützte Stelle zum Schlafen aus. Während des Tages war der Orang-Utang außerordentlich aufgeräumt, spielte mit anderen kleinen Affen, die sich an Bord befanden und lustwandelte im Takelwerk umher.

Nachdem das Schiff die Sundastraße verlassen hatte, verlor das Thier mit der abnehmenden Wärme mehr und mehr seine Heiterkeit. Es hörte auf zu turnen und zu spielen, kam nur noch selten auf das Verdeck, schleppte die wollene Decke seines Bettes hinter sich her und hüllte sich, sobald es stille saß, vollständig in dieselbe ein. In der gemäßigten südlichen Zone hielt es sich größtentheils in der Kajüte auf und saß dort oft stundenlang mit der Decke über dem Kopf regungslos auf einer Stelle. Sein Bett bereitete auch dieser Waldmensch mit der größten Umständlichkeit. Er schlief nie, ohne vorher seine Matratze zwei- bis dreimal mit dem Rücken der Hände aufgeklopft und geglättet zu haben. Dann streckte er sich auf den Rücken, zog die Decke um sich, so daß nur die Nase mit den dicken Lippen frei blieb, und lag in dieser Stellung die ganze Nacht oder zwölf Stunden, ohne sich zu rühren. In seiner Heimat geschah sein Aufstehen und Niederlegen so regelmäßig, wie der Gang einer Uhr. Punkt sechs Uhr Morgens oder mit Sonnenaufgang erhob er sich, und sowie der letzte Strahl der Sonne hinter dem Gesichtskreis entschwunden, also Punkt 6 Uhr Abends, legte er sich wieder nieder. Je weiter das Schiff nach Westen segelte, und demgemäß in der Zeit abwich, um so früher ging der Orang-Utang zu Bette und um so früher stand er auf, weil er eben auch nur seine zwölf Stunden schlief. Die Veränderung des Schlafengehens stand übrigens nicht genau mit der Zeitrechnung des Schiffes im Verhältniß, allein eine gewisse Regelmäßigkeit war nicht zu verkennen. Am Vorgebirge der guten Hoffnung ging das Thier bereits um zwei Uhr des Mittags zu Bett und stand um halb drei Uhr des Morgens auf. Diese beiden Zeiten behielt es später bei, obwohl sich das Schiff im Verlaufe seiner Reise noch um zwei Stunden Zeit veränderte.

Außer den Kokusnüssen liebte der Affe Salz, Fleisch, Mehl, Sago ꝛc. und wandte alle mögliche List an, um während der Mahlzeit sich eine gewisse Fleischmenge zu sichern. Was er

einmal gefaßt hatte, gab er nie wieder her, selbst wenn er geschlagen wurde. Drei bis vier Pfund Fleisch vertilgte er mit Leichtigkeit auf einmal. Das Mehl holte er sich täglich aus der Küche und wußte dabei immer eine augenblickliche Abwesenheit des Kochs zu benutzen, um die Mehltonne zu öffnen, seine Hand tüchtig voll zu nehmen und sie nachher auf dem Kopfe abzuwischen, so daß er stets gepudert zurück kam. Dienstags und Freitags, sobald acht Glas geschlagen wurde, stattete er den Matrosen unwandelbar seinen Besuch ab, weil die Leute an diesen Tagen Sago mit Zucker und Zimmt erhielten. Ebenso regelmäßig stellte er sich um zwei Uhr in der Kajüte ein, am Tisch Theil zu nehmen. Beim Essen war er sehr ruhig und, gegen die Gewohnheit der Affen, reinlich, doch konnte er nie dazu gebracht werden, einen Löffel richtig zu gebrauchen. Er setzte den Teller einfach an den Mund und trank die Suppe aus, ohne einen Tropfen zu verschütten. Geistige Getränke liebte er sehr und erhielt deshalb auch jeden Mittag sein Glas Wein. Er leerte dieses in ganz eigenthümlicher Weise. Aus seiner Unterlippe konnte er durch Vorstrecken einen drei Zoll langen und fast ebenso breiten Löffel bilden, geräumig genug, um ein ganzes Glas Wasser aufzunehmen. In diesen Löffel schüttete er das betreffende Getränk, und niemals trank er, ohne ihn zuvor herzustellen. Nachdem er das ihm gereichte Glas sorgfältig berochen hatte, bildete er seinen Löffel, goß das Getränk hinein und schlürfte es sehr bedächtig und langsam zwischen den Zähnen hinunter, als ob er sich einen recht dauernden Genuß davon verschaffen wollte. Nicht selten währte dieses Schlürfen mehrere Minuten lang, und erst dann hielt er sein Glas von neuem hin, um es sich wieder füllen zu lassen. Er zerbrach niemals ein Gefäß, sondern setzte es stets behutsam nieder und unterschied sich hierdurch sehr zu seinem Vortheil von den übrigen Affen, welche, wie bekannt, Geschirre gewöhnlich zerschlagen.

Dieser Orang-Utang ging niemals aufrecht, sondern setzte immer die beiden Hände auf den Boden und schob dann seine Beine hindurch, gerade wie ein an den Füßen gelähmter Mensch sich auf Krücken fortbewegt. Nur ein einziges Mal sah sein Besitzer, daß er sich an der Schiffwand aufrichtete und einige Schritte weit ging. Dabei hielt er sich jedoch wie ein Kind, welches gehen lernt, immer mit beiden Händen fest.

Man vernahm nur zwei Stimmlaute von ihm: einen schwachen, pfeifenden Kehllaut, welcher Gemüthsaufregung kennzeichnete, und ein schreckliches Gebrüll, welches dem einer geängsteten Kuh etwa ähnelte und Furcht ausdrückte.

Leider machte ein unangenehmer Zufall dem Leben des schönen Thieres ein Ende, noch ehe es Deutschland erreichte. Dasselbe gerieth nämlich an eine Rumflasche, leerte sie fast gänzlich, erkrankte hierauf und starb am vierzehnten Tage.

(Langarmaffen.) Bei keiner Sippe der Affen zeigt sich die Entwickelung der Vorderglieder in gleichem Grade, wie bei den Gibbons oder Langarmaffen (Hylobates). Sie tragen ihren Namen mit vollstem Rechte; denn die über alles gewohnte Maß verlängerten Arme erreichen, wenn sich ihr Träger aufrecht stellt, die Knöchel seiner Füße. Dieses eine Merkmal würde genügen, um die Langarme von allen übrigen Mitgliedern ihrer Ordnung zu unterscheiden.

Die Gibbons bilden eine kleine Gruppe der Affen; man kennt gegenwärtig erst sieben Arten, welche ihr zugezählt werden müssen. Sie sind sämmtlich Asiaten und gehören ausschließlich Ostindien und seinen Inseln an. Die Arten erreichen eine ziemlich bedeutende Größe, wenn auch keine einzige über drei Fuß hoch wird. Ihr Körper erscheint trotz der starken und gewölbten Brust sehr schlank, weil die Weichengegend, wie bei dem Windhunde, verschmächtigt ist; die Hinterglieder sind bedeutend kürzer als die vorderen, und ihre langen Hände bei einigen Arten noch dadurch ausgezeichnet, daß Zeige- und Mittelfinger theilweise mit einander verwachsen sind. Der Kopf ist klein und eiförmig, das Gesicht menschenähnlich; die Gesäßschwielen sind klein, und der Schwanz ist äußerlich noch nicht sichtbar. Ein reicher und oft seidenweicher Pelz umhüllt ihren Leib; Schwarz, Braun, Braungrau und Strohgelb sind seine Hauptfarben.

Von den bis jetzt bekannten Arten der Langarmaffen sind drei Arten am häufigsten beobachtet worden: der Siamang (Hylobates syndactylus), der Ungko (H. agilis) und der Da (H. leuciscus). Ersterer ist der größte und plumpste seiner Sippschaft und besitzt einen eigenthümlichen Kehlsack, welcher beim Schreien sich kugelig aufbläst und die Stimme sehr verstärkt. Die Färbung seines Pelzes ist tiefschwarz, die der nackten Stellen rußschwarz oder dunkelbraun. Seine Heimat ist Sumatra. Der Ungko, welcher außer auf Sumatra auch auf der malayischen Halbinsel vorkommt, ist kleiner und schlanker und ändert in seiner



Gibbons: Lar (Hylobates Lar) und Hulock (H. Hulock).

Färbung so auffallend ab, daß er von Weiß und Gelb zu Braun und Schwarz alle Schattirungen auf seinem Pelze zeigt. Der Oa oder Wauwau der Javanesen endlich ist meist grau oder bräunlichgrau, am Vorderkopfe und der Brust braunschwarz, am Kinn und Wangen aber, sowie über den Augen weißlich. Er lebt auf allen größeren indischen Inseln und auf dem Festlande. Diese wenigen Worte genügen vollkommen, um die ausgezeichnetsten Thiere unserer Gruppe äußerlich zu beschreiben.

Ihre ganze Ausrüstung weist sie zum Klettern an. Sie besitzen jede Begabung, welche zu einer raschen, anhaltenden und gewandten Kletter- oder Sprungbewegung erforderlich ist. Die volle Brust giebt großen Lungen Raum, welche nicht ermüden, nicht ihren Dienst versagen, wenn das Blut durch die rasche Bewegung in Wallung geräth; die starken Hinterglieder verleihen die nöthige Schnellkraft zu weiten Sprüngen, die langen Vorderglieder unerläßliche Sicherheit zum Ergreifen eines Astes, welcher zu neuem Stützpunkte werden soll, mit kürzeren Armen aber eher verfehlt werden könnte. Wie lang diese Arme im Verhältniß sind, wird am deutlichsten klar, wenn man vergleicht. Ein Mensch klaftert, wie bekannt, ebenso weit, als er lang ist: der Gibbon aber klaftert fast das Doppelte seiner Leibeslänge; ein aufrechtstehender Mann berührt mit seinem schlaff herabhängenden Arme kaum sein Knie, der Gibbon hingegen seinen Knöchel. Daß solche Arme als Gehwerkzeuge fast unbrauchbar sind, ist erklärlich: sie eignen sich blos zum Klettern. Deshalb ist der Gang der Langarmaffen ein trauriges Schwanken auf den Hinterfüßen, ein schwerfälliges Dahinschieben des Leibes, welcher nur durch die aus-

gestreckten Arme im Gleichgewichte erhalten werden kann, das Klettern und Zweigtanzen der Thiere aber ein lustiges, köstliches Bewegen, scheinbar ohne Grenze, ohne Bewußtsein des Gesetzes der Schwere. Die Gibbons sind auf der Erde langsam, tölpisch, ungeschickt — kurz fremd, im Gezweige jedoch das gerade Gegentheil von allem Dem, ja, wahre Vögel in Affengestalt.

Alle Berichterstatter sind einstimmig in ihrer Bewunderung über die Kletterkünste der Langarmaffen. Diese sind unstreitig die besten Seiltänzer unter der Sonne; ihnen gebührt unter allen Affen, hinsichtlich ihrer Gewandtheit, die Krone.

Die Beobachtung der Thiere im wilden Zustande ist übrigens sehr schwierig; denn sie sollen außerordentlich furchtsam und scheu sein, bei der geringsten Störung augenblicklich die Flucht ergreifen und dann in wenig Minuten dem Auge entschwinden. Nur ein gutes Fernrohr — das unersetzliche Werkzeug zur Beobachtung des Freilebens aller scheueren Thiere — gestattet dem vorsichtigen Forscher, Einiges von ihrem gewöhnlichen Treiben zu erspähen. Durch dieses beobachtete Duvaucel auch das gesellige Leben der Gibbons, namentlich das Verhältniß zwischen Mutter und Kind. Er erzählt von der außerordentlichen Liebe der ersteren zu ihrem Sprößlinge und versichert unter Anderm, daß sie diesem noch eine andere Art der Reinigung zu Theil werden lasse, als man sonst bei den Affen kennen gelernt hat. „Ein wunderliches und anziehendes Schauspiel", sagt er, „habe ich, obschon mit einiger Vorsicht, oft beobachtet. Die Mütter bringen nämlich ihre Kinder von Zeit zu Zeit an das Wasser und waschen ihnen hier, ohne sich durch ihr abwehrendes Geschrei stören zu lassen, das Gesicht so rein, daß manche Menschenkinder die jungen Affen um diesen Genuß so großer Sorgfalt beneiden könnten." Die Mutterliebe der Langarmaffen zeigt sich übrigens unter allen Umständen.

Bei Sonnenauf- und Untergang pflegen die Gibbons ihre lautschallenden Stimmen zu einem so furchtbaren Geschrei zu vereinigen, daß man taub werden möchte, wenn man nah ist, und wahrhaft erschrickt, wenn man die sonderbare Musik nicht gewohnt ist. Sie sind die Brüllaffen der alten Welt, die Wecker der malayischen Bergbewohner und zugleich der Aerger der Städter, denen sie den Aufenthalt auf ihren Landhäusern verbittern. Von gefangenen Langarmen hat man es auch oft vernommen.

Ueber die geistigen Fähigkeiten der Langarmaffen sind die Meinungen der Beobachter getheilt. Duvaucel nennt den Siamang langsam, dumm, tölpisch, faul, ungeschickt, furchtsam und langweilig, gleichgiltig gegen seinen Pfleger und vollkommen unempfänglich für Gefühle des Wohlwollens, wie für solche der Rache; Bennet scheint ihm, nach anderweitigen Urtheilen zu folgern, mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er brachte einen Siamang mit sich fast bis nach Europa herüber, und dieser gewann sich in sehr kurzer Zeit die Zuneigung aller seiner menschlichen Reisegefährten. Er war sehr freundlich gegen die Matrosen und wurde bald zahm, war auch keineswegs langsam, sondern zeigte große Beweglichkeit und Gewandtheit, stieg gern im Takelwerk herum und gefiel sich in allerlei harmlosen Scherzen. Zum lebhaften Bedauern der Mannschaft starb dieser Affe, noch ehe er England erreichte.

Man sieht übrigens die Gibbons selten in der Gefangenschaft, auch in ihrem Vaterlande. Sie können den Verlust ihrer Freiheit nicht ertragen; sie sehnen sich immer zurück nach ihren Wäldern, nach ihren Spielen und werden immer stiller und trauriger, bis sie endlich erliegen.

(**Schlankaffen.**) Wie genau sich das eigenthümliche Gepräge eines Erdtheils oder Landes in seiner Thierwelt wiederspiegelt, können wir, unter tausend anderen Fällen, auch bei Betrachtung dieser und der folgenden Affengruppe bemerken. Die Schlankaffen (Semnopithecus) und die Stummelaffen (Colobus) ähneln sich außerordentlich und unterscheiden sich gleichwohl wieder wesentlich, gleichsam als müßten sie beweisen, daß die Heimat der Einen Asien, die der Anderen Afrika ist. Hier wie dort spricht sich der gleiche Grundgedanke der Ausbildung des Thieres aus; aber dennoch behauptet jeder Erdtheil sein eigenthümliches Gepräge.

Die Schlankaffen sind, wie ihr Name andeutet, schlanke und leichtgebaute Affen mit langen, feinen Gliedmaßen und sehr langem Schwanze, kleinem, hohem Kopfe, nacktem Gesicht und ganz verkürzter Schnauze ohne Backentaschen. Ihre Gesäßschwielen sind noch sehr klein. Ihr Zahnbau ähnelt dem der Makaken und Paviane (welche wir später kennen lernen werden), weil sich am hintersten untern Backenzahne noch ein besonderer Höcker findet; ihr Knochenbau erinnert, wegen seiner schlanken Formen, an das Gerüpp der Gibbons. Die Hände haben lange Finger; aber der Daumen der Vorderhände ist bereits verkürzt oder verkümmert und zum Greifen unbrauchbar geworden. Die Behaarung ist wundervoll fein; ihre

Färbung ist stets ansprechend, bei einer Art höchst eigenthümlich; die Haare verlängern sich am Kopfe oft bedeutend.

Alle Schlankaffen sind Bewohner Südasiens und zwar ebensowohl des Festlandes, wie der Inseln. Es sind echte Baumaffen und gesellige Thiere. Sie finden sich vom Meere an bis zu zehn und elftausend Fuß über dem Meere. Ihre geistigen Eigenschaften ähneln denen der Gibbons oder Meerkatzen.

Unter diesen Ausgezeichneten der Gruppe verdient zunächst berücksichtigt zu werden der Hulman oder Huneman, wie die Hindus ihn nennen, der Mandi der Malabaren oder der Mabur der Mahratten — der heilige Affe der Inder, weil er von Letzteren abgöttisch verehrt wird. Sein wissenschaftlicher Name ist Semnopithecus entellus. Dieses Thier ist der gemeinste und in den meisten Gegenden Indiens vorkommende Affe und verbreitet sich immer mehr, weil er fast überall geschützt wird. Er ist etwa zwei und einen halben Fuß lang und mit einem drei Fuß langen, gequasteten Schwanze versehen; die Farbe seines Pelzes ist gelblichweiß, die der nackten Theile aber dunkelviolett. Das Gesicht, die vier Hände, so weit sie behaart sind, und ein steifer Haarkamm, welcher über die Augen verläuft, sind schwarz; der kurze Bart dagegen ist gelblich.

Der Hulman nimmt einen der ersten Plätze unter den dreißig Millionen Gottheiten der Hindu ein und erfreut sich dieser Ehre schon seit undenklichen Zeiten. Der Riese Ravan, so berichtet die alte indische Sage, raubte Sita, die Gemahlin des Schri-Rama, und brachte sie nach seiner Wohnung auf der Insel Ceylon. Der Affe aber befreite die Dame aus ihrer Gefangenschaft und führte sie zu ihrem Gemahle zurück. Seitdem gilt er als Held. Viel wird berichtet von der Stärke seines Geistes und von seiner Schnelligkeit. Eine der geschätztesten Früchte, die Mango, verdankt man ihm ebenfalls; er stahl sie aus dem Garten des Riesen. Zur Strafe für seinen Diebstahl wurde er zum Feuertode verurtheilt, — von wem, wird nicht gesagt —; er löschte aber das Feuer aus und verbrannte sich dabei Gesicht und Hände, welche seitdem schwarz blieben. Dies sind die Gründe, welche die Brahmanen bestimmten, ihn zu vergöttern.

Schon seit vielen, vielen Jahren kennt man diesen Affen in seinem Vaterlande: allein gerade deshalb sind wir am spätesten mit ihm bekannt geworden. Jedermann glaubte nämlich, daß ein so gemeines Thier auch oft nach Europa gebracht worden sein müsse, und verschmähte es daher, unsern Hulman auszustopfen und den Balg nach Europa zu senden. Hierzu kommt noch, daß es seine Schwierigkeiten oder vielmehr seine Gefahren hat, das heilige Thier zu tödten; denn blos die Mahratten erweisen ihm keine Achtung, während fast alle übrigen Indier ihn hegen und pflegen, schützen und vertheidigen, wo sie nur können. Ein Europäer, welcher es wagt, das unverletzliche Thier anzugreifen, setzt sein Leben aufs Spiel, wenn er der einzige Weiße unter der leicht erregbaren Menge ist. Der Affe gilt eben als Gott. Eine regierende Familie behauptet, von ihm abzustammen, und ihre Mitglieder führen den Titel „geschwänzte Rana", weil sie vorgeben, daß ihr Ahnherr mit dem uns unnöthig erscheinenden Anhängsel begabt gewesen sei. Ein portugiesischer Vicekönig von Indien, Constantino de Braganza, erbeutete einen Affenzahn aus dem Schatze eines Fürsten von Ceylon und erhielt bald darauf eine besondere Gesandtschaft des Königs von Pegu, welche ihm 300,000 Cruzaden anbieten ließ, wenn er ihr das kostbare Kleinod überlassen wolle. Solch eine hohe Summe ist wohl niemals für einen Zahn geboten worden; um so mehr aber ist es zu verwundern, daß jenes Gebot von den Europäern nicht angenommen wurde. Der Vicekönig versammelte seine Räthe, und die weltlichen suchten ihn natürlich zu überreden, diese bedeutende Summe anzunehmen; ein Geistlicher aber war dagegen und zwar aus dem Grunde, weil man durch solchen Handel dem heidnischen Zauber- und andern Aberglauben nur Vorschub leisten würde.

Heutzutage noch ist die Achtung gegen das heilige Thier dieselbe, wie früher. Die Indier lassen sich von dem unverschämten Gesellen ruhig ihre Gärten plündern und ihre Häuser ausstehlen, ohne irgend Etwas gegen ihn zu thun, und betrachten Jeden mit schelen Augen, der es wagt, den Gott zu beleidigen. Tavernier erzählt, daß ein junger Holländer, welcher erst kurz vorher aus Europa gekommen war, vom Fenster aus einen jener Affen erlegte; darüber entstand aber ein so großer Lärm unter den Eingebornen, daß sie kaum beschwichtigt werden konnten. Sie kündigten dem Holländer sogleich ihre Dienste auf, weil sie der festen Meinung waren, daß der Fremdling und sie wohl mit ihm zu Grunde gehen müßten. Duvaucel berichtet, daß es im Anfang ihm unmöglich war, einen dieser Affen zu tödten, weil die Einwohner ihn stets daran hinderten. Forbes versichert, daß in Dhuboy ebenso viel Affen als Menschen anzutreffen sind. Die Affen bewohnen das oberste Stockwerk der Häuser und werden



Der Hulman (Semnopithecus entellus).

dem Fremden unerträglich. Wenn ein Einwohner der Stadt an seinem Nachbar sich rächen will, streut er eine Menge Reis und andere Körner auf das Dach des Feindes, und zwar kurz vor Anfang der Regenzeit, vor welcher jeder Hausbesitzer die Bedachung in Ordnung bringen lassen muß. Wenn nun die Affen das ausgestreute Futter wahrnehmen, fressen sie nicht nur das erreichbare, sondern reißen auch die Ziegel ab, um zu denjenigen Körnern zu gelangen, welche in die Spalten gefallen sind. Um diese Zeit ist aber wegen übergroßer Beschäftigung kein Dachdecker zu erhalten, und so kommt es, daß das Innere des Hauses dann den Regengüssen offen steht und dadurch verdorben wird.

Man trägt übrigens nicht nur für die gesunden, sondern auch für die kranken Affen Sorge. Tavernier fand am Amadabad ein Krankenhaus, worin Affen, Ochsen und Kühe u. s. w. verpflegt wurden. Alle Söller werden zeitweilig für die Affen mit Reis, Hirse, Datteln, Früchten und Zuckerrohr bestreut. Die Affen sind so dreist, daß sie nicht nur die Gärten plündern, sondern um die Essenszeit auch in das Innere der Häuser dringen und den Leuten die Speise aus der Hand nehmen. Der Missionär John versichert, daß er blos durch angestrengte Wachsamkeit seine Kleider und andere Sachen vor den Dieben habe schützen können. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Heilighaltung der Affen mit dem Glauben an die Seelenwanderung zusammenhängt. Die Indier meinen nämlich, daß ihre und ihres Königs Seelen nach dem Tode den Leib solcher Affen sich zur Wohnung wählen.

Abgesehen von ihrer Unverschämtheit sind diese Affen schöne und anziehende Geschöpfe. John sagt ausdrücklich, daß er niemals schönere Affen gesehen habe, als die Hulmans. Ihr freundschaftlicher Umgang unter einander und ihre ungeheueren Sprünge fesseln jeden Beobachter. Auch der Hulman zeigt große Anhänglichkeit an seine Jungen.

Unsere Gruppe hat noch andere merkwürdige Mitglieder. Ein sehr schöner Affe ist der Budeng der Javanesen (Semnopithecus oder Presbytis maurus). Er ist im Alter glänzend schwarz, im Gesicht und an den Händen wie Sammt, auf dem Rücken wie Seide. Der Unterleib, welcher spärlicher behaart ist, als der Oberleib, zeigt einen bräunlichen Anflug. Der Kopf wird von einer eigenthümlichen Haarmütze bedeckt, welche über die Stirn hereinfällt und zu beiden Seiten der Wangen vortritt. Neugeborne Jungen sehen goldgelb aus, und nur die Haarspitzen des Unterrückens, der Oberseite des Schwanzes und der Schwanzquaste sind dunkler. Bald aber verbreitet sich das Schwarz weiter, und nach wenigen Monaten sind die Hände, die Oberseite des Kopfes und die Schwanzquaste schwarz, und von nun an geht das Kleid mehr und mehr in das des alten Thieres über. Die Gesammtlänge dieses schönen Affen beträgt 4½ Fuß, wovon mehr als die Hälfte auf den Schwanz kommen. In der Gefangenschaft erweist sich der Budeng als ein stilles, gutmüthiges Thier.

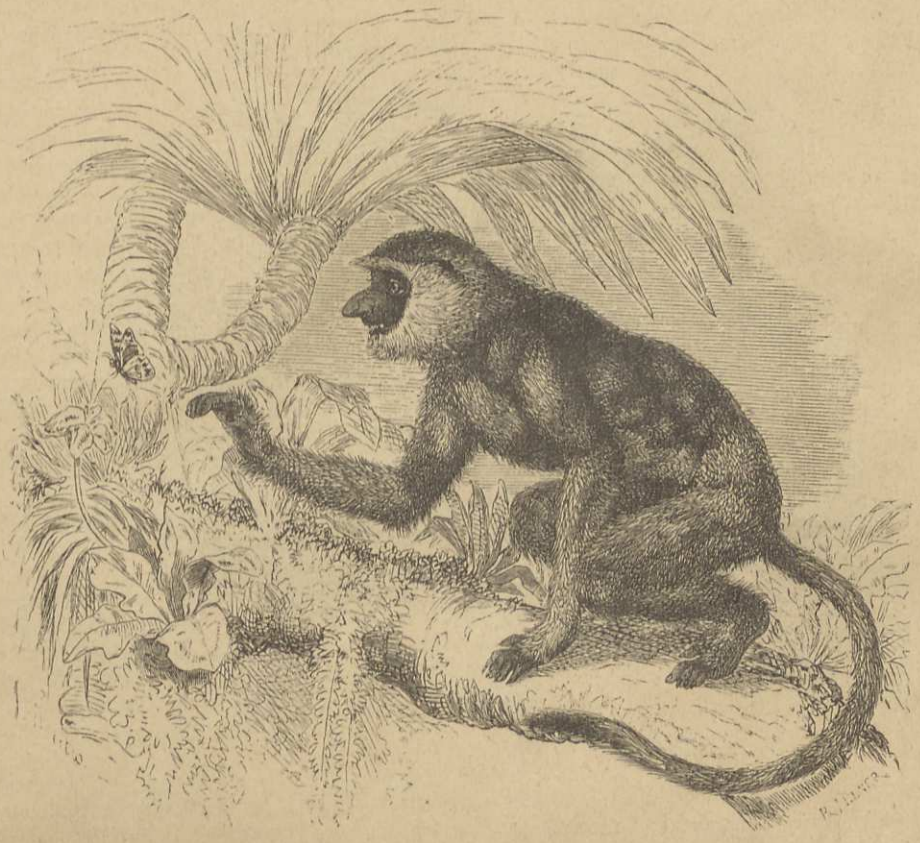


Der Budeng (Semnopithecus maurus).

Der Kleideraffe (Semnopithecus nemaeus) verdient wenigstens erwähnt zu werden; denn seine Pelzfärbung ist die eigenthümlichste, welche man sich denken kann. Der Kleideraffe sieht allerdings aus, als habe sich ein Mensch den Spaß gemacht, ihn in die bunte Tracht eines Hanswurstes zu stecken. Um im Bilde zu bleiben, beschreibe ich dieses Kleid mit Oken's Worten: Die Jacke ist grau, die Hosen, ein Stirnband und die Handschuhe sind schwarz, die Strümpfe braunroth, Aermel, Bart, Kreuz und Schwanz weiß; das Gesicht ist gelb, eine Halsbinde braunroth, ein anderes Band schwarz. Diese Farben schneiden scharf gegen einander ab und treten daher um so greller hervor. Der Körper erreicht zwei Fuß Länge, der Schwanz ist etwas kürzer.

Der Kleideraffe ist noch niemals lebendig nach Europa gekommen und befindet sich erst in wenigen Sammlungen. Er soll in Cochinchina leben und daselbst „Duk" genannt werden.

Von den übrigen Arten der Schlankaffen will ich blos noch eine einzige nennen, den Nasenaffen oder Kahau (Semnopithecus Nasica), welcher in jeder Hinsicht ein wirklich ausgezeichnetes Thier ist. Am merkwürdigsten an ihm ist jedenfalls die vorspringende, verzerrte Menschennase, welche, wie ein Rüssel, beweglich ist und vorgeschoben oder zurückgezogen werden kann. Dieser Nase verdankt er es, daß er als Träger einer eigenen Sippe (Nasalis) betrachtet worden ist. Sein Leib ist schlank, wie bei den übrigen, die Gliedmaßen sind fast von gleicher Länge, der Schwanz ist sehr lang, die Vorder- und Hinterhände sind fünfzehig, die Backentaschen fehlen, aber die Gesäßschwielen sind vorhanden. Die Nase hängt hakenförmig über die Oberlippe herab, ist in der Mitte ziemlich breit, an ihrem äußern Ende zugespitzt und längs ihres Rückens mit einer leichten Furche versehen; die Nasenlöcher sind sehr groß und können



Der Nasenaffe (Semnopithecus Nasica).

noch bedeutend ausgedehnt werden. Bei jungen Thieren ist das hier so merkwürdig gebildete Sinnwerkzeug noch klein und stumpf, und erst bei alten erreicht es seine bedeutende Größe. Die Behaarung ist reichlich und weich und es zeigt auch dieser Affe eine sehr lebhafte Gesammtfärbung und beweist dadurch seine enge Verwandtschaft mit den übrigen Schlankaffen. Erwachsene Männchen des Kahau erreichen eine Höhe von fast drei Fuß; ihr Leib ist zwei Fuß und der Schwanz etwas darüber lang. Die Weibchen bleiben kleiner.

Der Kahau lebt gesellig auf Borneo. Morgens und Abends sammeln sich zahlreiche Schaaren auf den Bäumen an den Flußufern und erheben dann oft ein Geheul, welches dem Worte Kahau sehr ähnlich klingt und ihnen den eigenthümlichen Namen verschafft hat.

(Stummelaffen.) Auch die afrikanischen Vertreter der schlanken Asiaten, die Stummelaffen (Colobus), sind sehr auffallende, durch eigenthümliche Färbung, sonderbare, aber schöne Mähnen und andere Haarwucherungen ausgezeichnete Thiere. Wie Indien lebendiger und reicher ist, als das trockene Afrika, so sind auch die Schlankaffen heller und lebhafter gefärbt, als die Stummelaffen, obwohl ich nicht behaupten will, daß diese weniger schön oder weniger angenehm für unser Auge wären, als jene. Im Ganzen sind die Unterscheidungsmerkmale zwischen beiden Gruppen nur sehr geringfügige. Die Stummelaffen sind hauptsächlich dadurch vor den Schlankaffen ausgezeichnet, daß sie an den Vorderhänden immer blos vier Finger und keinen Daumen besitzen, während, wie wir sahen, dieses Glied bei den Schlankaffen nur hier und da verkümmert. Der Leib der Stummelaffen ist noch immer schlank und zierlich, die unter sich fast gleichlangen Gliedmaßen sind schmächtig, die Schnauze



Der Guereza (Colobus Guereza).

ist kurz, und die Nasenlöcher stehen auf der Oberseite derselben, der Schwanz ist sehr lang, Gesäßschwielen sind vorhanden, Backentaschen aber fehlen; die Hinterhände haben regelmäßig fünf Finger.

Unter diesen Thieren dürfen wir ohne Zweifel den Guereza der Abissinier (Colobus Guereza) obenan stellen. Meiner Ansicht nach ist er der schönste aller Affen. Seine Färbung ist, obgleich sie keineswegs lebhaft genannt werden kann, doch eine außerordentlich angenehme und seine Behaarung eine so eigenthümliche und zugleich so zierliche, wie kaum noch bei einem andern Thiere. Das Verdienst der Entdeckung dieses wunderschönen Geschöpfs gebührt unserm ausgezeichneten Landsmann Rüppell, welcher es, bei seiner großen Reise in Abissinien, in der Provinz Godjam auffand und den im Lande gebräuchlichen Namen zum wissenschaftlichen machte. Uebrigens war der Affe schon früher bekannt; bereits Hiob Ludolf erwähnte seiner in einem sehr schätzbaren Werke über Aethiopien, gab aber zu der sehr mangelhaften Beschreibung eine noch mangelhaftere, ja falsche Abbildung und machte es dadurch den Kundigen unmöglich, das Thier als besondere Art anzuerkennen und aufzuzeichnen. Auch ein anderer Reisender, Salt, gedenkt des Guereza, giebt aber ebenfalls eine ganz fehlerhafte Beschreibung und eine Abbildung, zu welcher er die Ludolf'sche Zeichnung und die Bruchstücke einer Haut, in deren Besitz er zufällig gekommen war, benutzte. Rüppell sah den Guereza lebend und konnte so aus eigner Anschauung über ihn berichten. Später haben auch andere Naturforscher ihn beobachtet. Ich selbst fand in den Händen eines Hassanïe am untern weißen Nil ein Fell desselben, welches der Mann als Tabaksbeutel benutzte, und erfuhr von dem Eigner, daß der Affe weiter südlich keineswegs zu den Seltenheiten gehöre. Heuglin, der Erforscher Afrikas, beobachtete ihn öfters in Abissinien und auf dem weißen Flusse und erhielt sichere Nachrichten über sein Vorkommen in ganz anderen Gegenden Mittelafrikas, woraus hervorgeht, daß der Verbreitungskreis des Thieres viel größer ist, als wir gewöhnlich angenommen haben.

Der Guereza ist ein wirklich herrliches Thier. Sein ganzer Leib ist schön sammetschwarz, dagegen sind ein Stirnband, die Gegend der Schläfe, die Seiten des Halses, das Kinn und die Kehle und ein Gürtel oder eine Mähne, sowie eine Einfassung um die nackten Gesäßschwielen und die Schwanzspitze weiß gefärbt.

Es galt bei den Abissiniern als besondere Auszeichnung, ein Schild zu besitzen, welches durch ein Fell dieses Affen seinen schönsten Schmuck erhalten hatte. Die Schilde sind länglich-rund und bestehen aus Antilopen- oder wohl auch Nilpferdhaut: diese bekleidete man nun mit dem Rücken- und Seitenfelle des Guereza, so daß der ganze Mähnengürtel jetzt zum Schmuck des Schildes wurde. Man bezahlte in Gondar, der abissinischen Hauptstadt, ein solches Fell mit einem Speciesthaler, einer Summe, für welche man vier bis sechs fette Schafe einhandeln kann. Gegenwärtig ist jener Zierrath bedeutend im Werthe gesunken: die beschriebenen Schilde sind glücklicher Weise nicht mehr gebräuchlich; — glücklicher Weise, sage ich, weil ich hoffe, daß deshalb ein so anziehendes Geschöpf vor der Hand noch der abscheulichen Vernichtungswuth entgeht, mit welcher der Mensch überall „seinen erstgebornen Brüdern" entgegentritt. Bis jetzt ist der prachtvolle Affe noch nicht lebend nach Europa gekommen.

Weitere Mitglieder der Sippe sind der bärenartige Stummelaffe (Colobus ursinus) und der Teufelsaffe (Colobus Satanus). Ersterer unterscheidet sich vom Guereza durch den Mangel des weißen Mähnengürtels, welcher durch das lange und flatternde, grobe, schmuzig fahlgelbe und schwarz gemischte Haar eben nur angedeutet ist, die längere Körperbehaarung und den fast ganz weißen Schwanz. In der Größe stimmt er so ziemlich mit dem Guereza überein und ebenso in der Lebensweise; seine Heimat aber ist der Westen Afrikas: er findet sich in den Wäldern der Sierra-Leone, Guineas und auf Fernando-Po. Der Teufelsaffe, welcher einfärbig schwarz ist und hauptsächlich auf Fernando-Po lebt, wird von vielen Forschern, aber wohl mit Unrecht, als bloße Spielart des Vorigen angesehen.

(**Meerkatzen.**) Afrika beherbergt nicht nur die größten, klügsten und häßlichsten Affen der alten Welt, sondern auch die schönsten, nettesten und gemüthlichsten. Zu diesen gehört unzweifelhaft die zahlreiche Gruppe, welche uns unter dem Namen Meerkatzen (Cercopithecus) bekannt ist. Wir sehen dieses oder jenes Mitglied der betreffenden Sippe häufig genug in jedem Thiergarten oder in jeder Thierschaubude und finden es auch öfters als lustigen Gesellschafter irgend eines Thierfreundes.

Die Meerkatzen erhielten ihren Namen schon im 16. Jahrhundert, jedenfalls weil sie zuerst von dem Westen Afrikas, nämlich von Guinea zu uns kamen und entfernt an die Gestalt einer Katze erinnern. Ihre Aehnlichkeit mit unserem nützlichen Hausthiere ist übrigens nur eine sehr oberflächliche, denn alle Meerkatzen sind echte Affen in Gestalt und Wesen. Sie sind Bewohner der Wendekreisländer des genannten Erdtheils und, mit Ausnahme einer einzigen Art, welche auf Madagaskar vorkommt, auch Bewohner des afrikanischen Festlandes. Wo sich Urwälder finden, zeigen sich auch diese Affen in großer Anzahl. Manche Arten gehen fast durch ganz Mittelafrika hindurch. Wir erhalten sie ebensowohl aus dem Osten, wie auch aus dem Westen und aus der Mitte Afrikas; wohl die meisten aber kommen aus Abissinien und den oberen Nilländern.

Eine ausführliche Beschreibung der Meerkatzen erscheint mir, ihrer Allbekanntschaft wegen, kaum nöthig. Sie zeichnen sich durch leichte und zierliche Formen, schlanke Gliedmaßen, feine kurze Hände mit langen Daumen, auch durch einen langen Schwanz ohne Endquaste aus und besitzen weite Backentaschen und große Gesäßschwielen. Ihre Farben sind meistens ziemlich lebhaft, bei einzelnen Arten oft recht angenehm bunt. Man kennt ungefähr zwanzig Arten. In den Nilländern findet man zuerst unter dem 16.° nördl. Br. Meerkatzen; im Westen und Osten reichen sie bis hart an die Meeresküste. Feuchte oder wenigstens von Flüssen durchschnittene Waldungen werden von ihnen den trockenen Baumgegenden stets vorgezogen; in der Nähe von Feldern siedeln sie sich außerordentlich gern an. Recht deutlich bemerkt man bei ihnen die eigenthümliche Erscheinung, daß sich Affen und Papageien nicht blos in Gestalt, Lebensart und Wesen, sondern auch der Verbreitung entsprechen. Man darf mit Sicherheit darauf rechnen, daß man in Afrika da, wo man Papageien findet, auch unseren Meerkatzen begegnen wird, oder umgekehrt, Papageien zu vermuthen hat, wo sich Meerkatzen aufhalten.

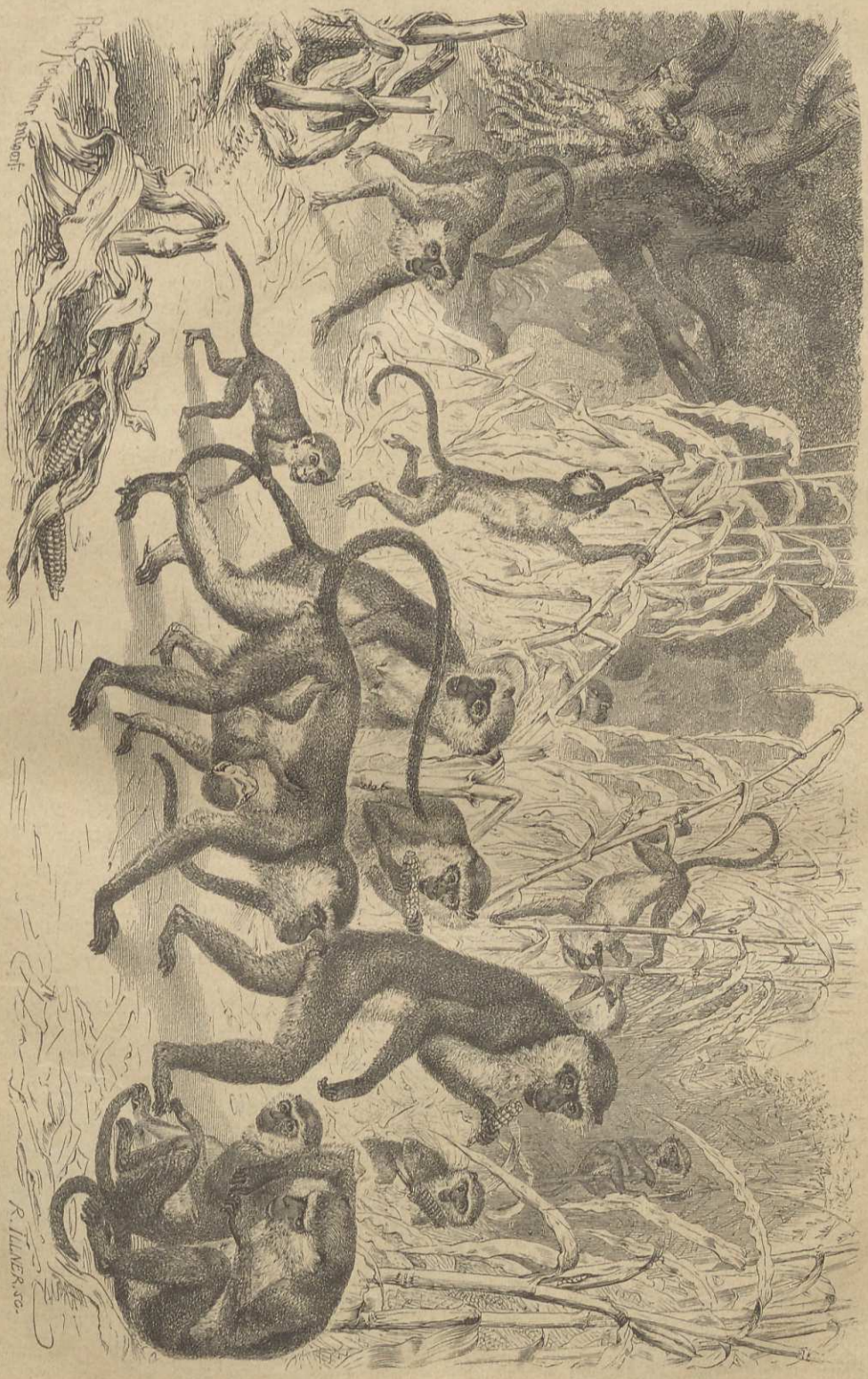
Die Meerkatzen gehören zu den geselligsten, beweglichsten, lustigsten und, wie bemerkt, gemüthlichsten aller Affen. Man findet sie fast stets in ziemlichen Banden; Familien kommen kaum vor. Es ist eine wahre Lust, wenn man einer Horde dieser Thiere im Walde begegnet. Da kann man ein Leben, ein Schreien und Kämpfen, ein sich Zürnen und Versöhnen, ein Klettern und Laufen, Rauben und Plündern, Gesichterschneiden und Gliederverrenken bemerken! Sie bilden einen eignen Staat und erkennen keinen Herrn über sich an, als den Stärkern Ihresgleichen; sie beachten kein Recht, als das, welches durch spitze Zähne und kräftige Hände

von dem alten Affenstammvater geübt wird; sie halten keine Gefahr für möglich, aus welcher es nicht auch einen Ausweg gäbe; sie machen sich jede Lage behaglich, fürchten niemals Mangel und Noth und verbringen so ihr Leben in beständiger Regsamkeit und Fröhlichkeit. Ein grenzenloser Leichtsinn und ein höchst spaßhafter Ernst im Verein ist ihnen eigen; mit beiden beginnen und vollbringen sie alle ihre Geschäfte. Kein Ziel ist zu weit gesteckt, kein Wipfel zu hoch, kein Schatz sicher genug, kein Eigenthum achtbar. So darf es uns nicht Wunder nehmen, daß die Eingebornen Ost-Sudahns nur mit grenzenloser Verachtung und mit Zorn von ihnen sprechen; ebensowenig aber wird man es dem unbetheiligten Beobachter verdenken, wenn er sie als höchst ergötzliche Wesen betrachtet.

Man bemerkt eine Meerkatzenbande im Urwalde sehr leicht. Wenn man auch den wechselvollen Ausruf des Leitaffens nicht vernimmt, hört man wenigstens bald das Geräusch, welches die laufende und springende Gesellschaft auf den Bäumen verursacht, und wenn man dieses nicht hört, sieht man die Thiere laufen, spielen, ruhig dasitzen, sich sonnen, sich gewisser Schmarotzer halber Liebesdienste erzeigen: — niemals fällt es ihnen ein, sich vor irgend Jemand zu verbergen. Auf dem Boden trifft man sie blos da, wo es Etwas zu fressen giebt; sonst leben sie in den Wipfeln der Bäume und nehmen ihren Weg von einem Ast zum andern. Und dabei ist es ihnen völlig gleichgiltig, ob sie durch die dicksten Dornen durchmüssen oder nicht.

Aeußerst anziehend für den Beobachter ist es, wenn er eine auf Raub ausziehende Bande belauschen kann. Mich hat die Dreistigkeit, welche sie dabei zeigen, immer ebenso ergötzt, wie sie den Eingebornen empörte. Unter Führung des alten, oft geprüften und wohlerfahrnen Stammvaters zieht die Bande der Thiere dem Getreidefelde zu; die Aeffinnen, welche Kinder haben, tragen diese in der oben beschriebenen Weise am Bauche, die Kleinen haben aber noch zum Ueberfluß auch mit ihrem Schwänzchen ein Häkchen um den Schwanz der Frau Mamma geschlagen. Anfangs nähert sich die Rotte mit großer Vorsicht, am liebsten, indem sie ihren Weg noch von einem Baumwipfel zum andern verfolgt. Der alte Herr geht stets voran, die übrige Herde richtet sich nach ihm Schritt für Schritt und betritt nicht nur dieselben Bäume, sondern sogar dieselben Aeste, wie er. Nicht selten steigt der vorsichtige Führer auf einen Baum bis in die höchste Spitze hinauf und hält von dort aus sorgfältige Umschau; wenn das Ergebniß derselben ein günstiges ist, wird es durch beruhigende Gurgeltöne seinen Unterthanen angezeigt, wenn nicht, die nöthige Warnung gegeben. Von einem dem Felde nahen Baume steigt die Bande ab, und nun geht es mit rüstigem Springen dem Paradiese zu. Hier beginnt jetzt eine wirklich beispiellose Thätigkeit. Man deckt sich zunächst für alle Fälle. Rasch werden einige Maiskolben oder Durrahähren abgerissen, die Körner enthülst und nun mit ihnen die weiten Backentaschen so voll gepfropft, als nur immer möglich; erst, wenn diese Vorrathskammern gefüllt sind, gestattet sich die Herde etwas mehr Lässigkeit, zeigt sich aber auch zugleich immer wählerischer, immer heikler in der Auswahl der Nahrung. Jetzt werden alle Aehren und Kolben, nachdem sie abgebrochen worden sind, erst sorgsam berochen, und wenn sie, was sehr häufig geschieht, diese Probe nicht aushalten, sofort ungefressen weggeworfen, und die Vergeudung, welche sich alle Affen zu schulden kommen lassen, zeigt sich im höchsten Grade. Man kann darauf rechnen, daß von zehn Kolben erst einer wirklich gefressen wird; in der Regel nehmen die Schlecker blos ein Paar Körner aus jeder Aehre und werfen das Uebrige weg. Dies ist es eben, welches ihnen den grenzenlosen Haß der Eingebornen zugezogen hat.

Wenn sich die Affenherde im Fruchtfelde völlig sicher fühlt, erlauben die Mütter ihren Kindern, sie zu verlassen und mit Ihresgleichen zu spielen. Die strenge Aufsicht, unter welcher alle Kleinen von ihren Erzieherinnen gehalten werden, endet deshalb jedoch nicht, und jede Affenmutter beobachtet mit wachsamen Blicken ihren Liebling; keine aber kümmert sich um die Sicherheit der Gesammtheit, sondern verläßt sich, wie alle übrigen Mitglieder der Bande, ganz auf die Umsicht des Herdenführers. Dieser erhebt sich selbst während der schmackhaftesten Mahlzeit von Zeit zu Zeit auf die Hinterfüße, stellt sich aufrecht wie ein Mensch und schaut in die Runde. Nach jeder Umschau hört man beruhigende Gurgeltöne, wenn er nämlich nichts Unsicheres bemerkt hat: im entgegengesetzten Falle stößt er einen unnachahmlichen, zitternden oder meckernden Ton zur Warnung aus. Hierauf sammelt sich augenblicklich die Schaar seiner Untergebenen, jede Mutter ruft ihr Kind zu sich heran, und im Nu sind Alle zur Flucht bereit; Jeder aber sucht in der Eile noch soviel Futter aufzuraffen, als er nur fortbringen zu können glaubt. Ich habe es mehrmals gesehen, daß Affen fünf große Maiskolben mit sich nahmen. Davon umklammerten sie zwei mit dem rechten Vorderarm, die übrigen nahmen sie



Meerkatzen.

in die drei anderen Hände und zwar so, daß sie beim Gehen mit den Kolben den Boden berührten. Bei wirklicher Gefahr wird nach und nach mit sauren Mienen alle Last abgeworfen, der letzte Kolben aber nur, wenn der Verfolger ihnen sehr nahe auf den Leib geht und die Thiere wirklich alle vier Hände zum Klettern nothwendig haben. Immer wendet sich die Flucht dem ersten besten Baume zu. Ich habe beobachtet, daß die Meerkatzen auch auf ganz einzeln stehende Bäume kletterten, von denen sie wieder absteigen und weiterfliehen mußten, wenn ich sie dort aufstörte; sowie sie aber einmal den Wald erreicht haben und wirklich flüchten wollen, sind sie geborgen; denn ihre Gewandtheit im Klettern ist fast eben so groß, wie die der Langarmaffen. Es scheint kein Hinderniß für sie zu geben, die furchtbarsten Dornen, die dichtesten Hecken, weit von einander stehende Bäume — Nichts hält sie auf. Jeder Sprung wird mit einer Sicherheit ausgeführt, welche uns in größtes Erstaunen setzen muß, weil kein bei uns heimisches Kletterthier es dem Affen auch nur annähernd nachthun kann. Sie sind im Stande, mit Hilfe des steuernden Schwanzes noch im Sprunge die von ihnen anfangs beabsichtigte Richtung in eine andere umzuwandeln; sie fassen, wenn sie einen Ast verfehlen, einen zweiten; sie werfen sich vom Wipfel des Baumes auf die Spitze eines tiefstehenden Astes und lassen sich weiter schnellen; sie setzen mit einem Sprunge von dem Wipfel auf die Erde, fliegen gleichsam, über Gräben hinweg, einem andern Baume zu, laufen pfeilschnell an dem Stamme empor und flüchten weiter und immer weiter. Auch hierbei geht der Leitaffe stets voran und führt die Herde durch sein sehr ausdrucksvolles Gegurgel bald rascher, bald langsamer. Man gewahrt niemals bei den flüchtenden Affen Angst oder Muthlosigkeit, muß sich vielmehr stets von ihrer unter allen Umständen sich gleichbleibenden Geistesgegenwart überzeugen. Ohne zu übertreiben, kann man sagen, daß es für sie, wenn sie wollen, eigentlich gar keine Gefahr giebt. Nur der tückische Mensch mit seinen weittragenden Waffen kann sie in seine Gewalt bringen; den Raubsäugethieren entgehen sie leicht, und die Raubvögel wissen sie schon abzuwehren, falls es sein muß.

Wenn es dem Leitaffen gut dünkt, hält er in seinem eiligen Laufe an, steigt rasch auf die Höhe eines Baumes hinauf, vergewissert sich der neu erlangten Sicherheit und ruft hierauf mit beruhigenden Tönen seine Schaar wieder zusammen. Diese hat jetzt zunächst ein wichtiges Geschäft zu besorgen. Während der rasenden Flucht hat man nämlich nicht darauf achten können, Fell und Glieder von Kletten und Dornen freizuhalten; letztere hängen vielmehr überall am Pelz oder stecken oft tief in der Haut. Nun macht sich die Gesellschaft darüber her, sich gegenseitig von den unangenehmen Anhängseln zu befreien. Eine höchst sorgfältige Reinigung beginnt. Der eine Affe legt sich der Länge lang auf einen Ast, der andere setzt sich neben ihn und durchsucht ihm das Fell auf das gewissenhafteste und gründlichste. Jede Klette wird ausgelöst, jeder Dorn herausgezogen, ein etwa vorkommender Schmarotzer aber auch nicht ausgelassen, sondern vielmehr mit Leidenschaft gejagt und mit Begierde gefressen. Uebrigens gelingt ihnen die Reinigung nicht immer vollständig; denn manche Dornen sind so tief eingedrungen, daß die Affen sie bei aller Anstrengung nicht aus ihren Gliedern herausziehen können. Dies kann ich ganz gewiß behaupten, weil ich selbst eine Meerkatze geschossen habe, in deren Hand noch ein Mimosendorn steckte, der die ganze Hand durchbohrt hatte. Dies hat mich nicht verwundert, da ich mir selbst einen Mimosendorn durch die Ledersohle, meine große Fußzehe und das Oberleder des Stiefels hindurch gestochen habe.

Erst wenn die Reinigung im großen Ganzen beendet ist, tritt die Affenherde wieder den Rückzug an, d. h. sie geht ohne weiteres von neuem nach dem Felde zurück, um dort ihre Spitzbübereien fortzusetzen. So kommt es, daß sie der Einwohner des Landes eigentlich niemals aus seinen Feldern los wird, sondern stets unter einer Plage zu leiden hat, welche noch ärger, als die der Heuschrecken ist. Da die Leute keine Feuergewehre besitzen, wissen sie sich nur durch oftmaliges Verjagen der Affen zu schützen, denn alle anderen Kunstmittel zur Vertreibung fruchten bei diesen losen Geistern gar nichts — nicht einmal die sonst unfehlbaren Kraftsprüche ihrer Heiligen oder Zauberer; und eben deshalb sehen die braunen Leute Innerafrikas alle Affen als entschiedene Gottesleugner und Glaubensverächter an. Ein weiser Scheich Ost-Sudahns sagte mir: „Glaube mir, Herr, den deutlichsten Beweis von der Gottlosigkeit der Affen kannst Du darin erblicken, daß sie sich niemals vor dem Worte des Gesandten Gottes beugen. Alle Thiere des Herrn achten und ehren den Propheten — Allah's Frieden sei über ihm! — die Affen verachten ihn. Derjenige, welcher ein Amulet schreibt und in seine Felder aushängt, auf daß die Nilpferde, Elefanten und Affen seine Früchte nicht auffressen und seinen Wohlstand schädigen, muß immer erfahren, daß nur der Elefant dieses Warnungszeichen achtet. Das macht, weil er ein gerechtes Thier ist, der Affe aber ist ein durch Allah's

Zorn aus dem Menschen in ein Scheusal verwandeltes Geschöpf und ein Sohn, Enkel und Urenkel des Ungerechten, und das Nilpferd die abschreckende Hülle des scheußlichen Zauberers."

In Ost-Sudahn jagt man die Meerkatzen nicht, wohl aber fängt man sie und zwar gewöhnlich in Netzen, unter denen man leckere Speisen aufstellt. Die Affen, welche den Köder wegnehmen wollen, werden von den Netzen bedeckt und verwickeln sich dergestalt in diese, daß sie nicht im Stande sind, sich frei zu machen, so wüthend sie sich auch geberden. Wir Europäer erlegten die Thiere mit dem Feuergewehr ohne alle Schwierigkeit, weil sie erst dann fliehen, wenn Einige aus ihrer Mitte ihr Leben gelassen haben. Sie fürchten sich wenig oder nicht vor dem Menschen. Oft habe ich beachtet, daß sie Fußgänger oder Reiter, Maulthiere und Kamele unter sich wegziehen ließen, ohne zu mucksen, während sie dagegen beim Anblick eines Hundes sofort ihr Angstgeschrei ausstießen.

Bei der Affenjagd ging es mir, wie so vielen Anderen vorher: sie wurde mir einmal gründlich verleidet. Ich schoß nach einer Meerkatze, welche mir gerade das Gesicht zudrehte; sie war getroffen und stürzte von dem Baume herab, blieb ruhig sitzen und wischte sich, ohne einen Laut von sich zu geben, das aus den vielen Wunden ihres Antlitzes hervorrieselnde Blut mit der einen Hand so menschlich, so erhaben ruhig ab, daß ich auf's äußerste erregt hinzueilte und, weil beide Läufe meines Gewehres abgeschossen waren, dem armen Thiere mein Jagdmesser mehrere Male durch die Brust stieß, um es von seinen Leiden zu befreien. Aber ich habe von diesem Tage an nie wieder auf kleine Affen geschossen und rathe Jedem davon ab, welcher nicht seiner wissenschaftlichen Arbeiten wegen auf die Affenjagd gehen muß. Mir war es immer, als habe ich einen Menschen gemordet, und das Bild des sterbenden Affen hat mich förmlich verfolgt, obgleich ich doch manches Thier gejagt habe.

Von Raubthieren haben die freilebenden Affen nicht viel zu leiden. Den Raubsäugethieren gegenüber sind sie viel zu behend; höchstens der Leopard dürfte dann und wann auch ein unvorsichtiges Aeffchen sich erlisten. Den Raubvögeln widerstehen die Meerkatzen durch vereinigte Kraft.

Um so größeres Entsetzen aber bereiten ihnen alle Lurche und namentlich die Schlangen. Ich habe zu erwähnen vergessen, daß die Affen Vogelnester jederzeit unbarmherzig ausnehmen und nicht blos die Eier, sondern auch die jungen Vögel leidenschaftlich gern fressen. Wenn sie aber das Nest eines Höhlenbrüters ausplündern wollen, verfahren sie stets mit der größten Sorgfalt, eben aus dieser Furcht vor den Schlangen, welche, wie bekannt, oft in solchen Nestern ihrer Ruhe pflegen. Mehr als einmal habe ich gesehen, daß, wenn sie eine Baumhöhlung entdeckt hatten, sie dann stets sorgfältig untersuchten, ob nicht etwa eine Schlange darin wäre. Zuerst wurde hineingeschaut, so weit dies möglich war, hierauf nahmen sie das Ohr zur Hilfe, und wenn auch dieses ihnen nichts Ungewöhnliches mittheilte, streckten sie zögernd den einen Arm in die Höhle. Niemals tauchte ein Affe mit einem einzigen kühnen Griff in die Tiefe, sondern stets in Absätzen, immer ein Stückchen tiefer, und immer horchte und schaute er dazwischen wieder in das Loch hinein, ob sich drin der gefürchtete Lurch verrathe. In der Gefangenschaft habe ich ihre Angst vor den Schlangen noch ausführlicher beobachten können.

Die Fortpflanzungszeit der freilebenden Meerkatzen scheint an keine bestimmte Jahreszeit gebunden zu sein. Man sieht bei jeder Herde Säuglinge, Kinder und Halberwachsene, der mütterlichen Zucht nicht mehr Bedürftige. — In den Gärten und Thierschaubuden Europas pflanzen sich die meisten Arten ohne Umstände fort.

Während meines langjährigen Aufenthalts in Afrika habe ich stets viele Affen und darunter auch regelmäßig Meerkatzen und zwar hauptsächlich den Abalandj der Araber (Cercopithecus griseoviridis) in der Gefangenschaft gehalten und berichte also nach eigner Erfahrung über das geistige Wesen der Thiere, welches man eben fast nur an Gefangenen beobachten kann. Ich darf versichern, daß jedes dieser merkwürdigen Thiere sein eignes Wesen hatte und mir beständig Gelegenheit zu ebenso anziehenden als unterhaltenden Beobachtungen gab. Der eine Affe war zänkisch und bissig, der andere friedfertig und zahm, der dritte mürrisch, der vierte ewig heiter, dieser ruhig und einfach, jener pfiffig, schlau und ununterbrochen auf dumme, boshafte Streiche bedacht; alle aber kamen darin überein, daß sie größeren Thieren gern einen Schabernack anthaten, kleinere aber beschützten, hegten und pflegten. Sich selbst wußten sie jede Lage erträglich zu machen. Dabei lieferten sie täglich Beweise eines großen Verstandes, wahrhaft berechnender Schlauheit und wirklich vernünftiger Ueberlegung, zugleich

aber auch der größten Gemüthlichkeit und zärtlichsten Liebe und Aufopferung anderen Thieren gegenüber, und ich habe wegen aller dieser Eigenschaften einzelne wirklich lieb gewonnen.

Ich erfuhr aber auch genug Beweise von dem Muthwillen derselben Affenart. Sie waren zuweilen sehr ergötzlich, zuweilen aber auch recht ärgerlich. Ein Freund von mir besaß eines dieser Aeffchen, welches im höchsten Grade zärtlich an ihm hing, aber doch nicht an Reinlichkeit zu gewöhnen war. Während es mit seinem Herrn spielte, beschmuzte es diesen oft in der schändlichsten Weise, und weder Schläge noch andere Zuchtmittel, welche man in solchen Fällen bei Thieren anwendet, schienen das Geringste zu fruchten. Dieser Affe war sehr diebisch und nahm alle glänzenden Gegenstände, die er erwischen und forttragen konnte, augenblicklich an sich. Der Genannte wohnte in Kairo in dem Geschäftshause der ostindischen Compagnie. Im Untergeschoß befand sich die Schreiber- und die Kassenstube der Gesellschaft. Beide waren gegen menschliche Diebe durch starke Eisengitter vor den Fenstern wohl geschützt, nicht aber gegen solche Spitzbuben, wie jener Affe einer war. Eines Tages bemerkte mein Freund beide Backentaschen seines Lieblings vollgepfropft, lockte ihn deshalb an sich heran, untersuchte die Vorrathskammern und fand in der einen drei und in der andern zwei Guineen, welche sich der Affe aus der Kasse herauf geholt hatte.

Eine Meerkatze brachte ich mit in meine Heimat. Sie gewann sich sehr bald die Zuneigung meiner Eltern und anderer Leute, ließ sich aber doch viel lose Streiche zu Schulden kommen. Die Hühner meiner Mutter brachte sie geradezu in Verzweiflung, weil es ihr den größten Spaß zu machen schien, diese Thiere zu jagen und zu ängstigen. Im Hause selbst ging sie durch Küche und Keller, in alle Kammern und auf den Boden, und was ihr da recht schien, wurde entweder zerbissen oder gefressen oder mitgenommen. Niemand war so geschickt, ein Hühnernest aufzufinden, wie sie: die Hühner mochten machen, was sie wollten, Hassan, so hieß der Affe, kam gewiß hinter ihre Schliche, nahm die Eier weg und soff sie aus. Einige Male bewies er jedoch gerade bei dieser Räuberei wahren Menschenverstand. Meine Mutter schalt ihn aus und züchtigte ihn, als er wieder mit dottergelbem Maule erschien. — Am andern Tage brachte er ihr zierlich ein ganzes Hühnerei, legte es vor sie hin, gurgelte beifällig und ging seiner Wege. Unter allen irdischen Genüssen schien ihn Milch und noch mehr Sahne am meisten zu entzücken. Es dauerte gar nicht lange, so wußte er in der Speisekammer prächtig Bescheid und genau, wo diese leckeren Dinge aufbewahrt wurden, ermangelte auch nicht, jede Gelegenheit zu benutzen, um seine Naschhaftigkeit zu befriedigen. Auch hierbei wurde er erwischt und ausgescholten; deshalb verfuhr er in Zukunft listiger. Er nahm sich nämlich das Milchtöpfchen mit auf den Baum und fraß es dort in aller Ruhe aus. Anfangs warf er die ausgeleerten Töpfe achtlos weg und zerbrach sie dabei natürlich fast immer; dafür wurde er bestraft und zu dem innigen Vergnügen meiner Mutter brachte er ihr nun regelmäßig die leeren, aber unzerbrochenen Töpfchen wieder!

Sehr spaßhaft war es, wenn dieser Affe an den Ofen kletterte, oder wenn er ein ziemlich langes Ofenrohr bestieg: hier sprang er wahrhaft verzweifelt von einem Bein auf das andere, wenn ihm die Wärme des Rohres zu arg wurde, und führte dergestalt die allerdrolligsten Tänze aus; so gescheit war er aber nicht, daß er den heißen Boden verlassen hätte, bevor er wirklich gebrannt worden war. Er blieb sehr gleichgültig gegen alle unsere Hausthiere, hielt aber mit einem weiblichen Pavian, den ich ebenfalls mitgebracht hatte, innige Freundschaft und ließ sich von diesem hätscheln und pflegen, wie ein kleiner unverständiger Affe, obgleich er vollkommen erwachsen war. Des Nachts schlief er stets in des Pavians Arm, und Beide hielten sich dann so fest umschlungen, daß es aussah, als wären sie nur ein Wesen. Der Pavian und die Meerkatze unterhielten sich lange mit verschiedenen kurzen Gurgeltönen und verstanden sich ganz entschieden vortrefflich. Seiner Pflegerin bewies er trotz seines Alters kindlichen Gehorsam. Er folgte ihr überall hin, wohin diese von uns geführt wurde, und kam sogleich in das Zimmer, in welches wir seine mütterliche Freundin brachten. Nur in deren Gesellschaft unternahm er weitere Ausflüge, und wenn er allein seinem Treiben nachging, entfernte er sich niemals weit und blieb mit ihr in beständiger Unterhaltung. Selbst entschiedene Gewaltthätigkeiten ließ er sich von ihr gefallen, ohne zu grollen.

Gegen uns war er liebenswürdig, gab aber niemals seine Selbstständigkeit auf. Er kam auf den Ruf — wenn er wollte, sonst antwortete er wohl, rührte sich aber nicht. Wenn wir ihn gefangen hatten und gewaltsam festhielten, verstellte er sich nicht selten mit größter Meisterschaft und geberdete sich zuweilen, als müsse er im nächsten Augenblicke abscheiden; sowie er aber frei wurde, rächte er sich für die erlittene Gefangenschaft durch Beißen und entfloh dann

mit beifälligem Gegurgel. Der zweite kalte Winter, den er in Deutschland verlebte, endete leider sein frisches, fröhliches Leben, und das ganze Haus trauerte um ihn.

Nicht alle Meerkatzen sind so hübsch, wie die eben beschriebene Art; einige scheinen sogar recht mürrisch und widerwärtig zu sein. Nach meinen Erfahrungen ist der rothe Affe (Cercopithecus ruber), welcher dieselben Gegenden bewohnt, wie die eben geschilderte Art, die langweiligste und unliebenswürdigste, und sein Geist entspricht so durchaus nicht seinem schön gezeichneten Leibe. Er ist ein sehr schmuckes Thier: der Pelz ist oben goldglänzend, unten, wie der Backenbart, weiß; das Gesicht, die Ohren und die Hände sind schwarz, und um die Augen zieht sich ein fleischrother Ring. Dieser Affe dürfte die Callitriche des Plinius sein. Man findet ihr Bildniß auf den egyptischen Denkmälern und sie selbst einbalsamirt in den Pyramiden von Sakhahra. In ihrer Jugend ist die Callitriche lebhaft, anständig und liebenswürdig, je älter sie aber wird, um so ernsthafter, langweiliger und bösartiger zeigt sie sich. Sie verliert dann gewöhnlich alle Zahmheit und beißt giftig um sich.

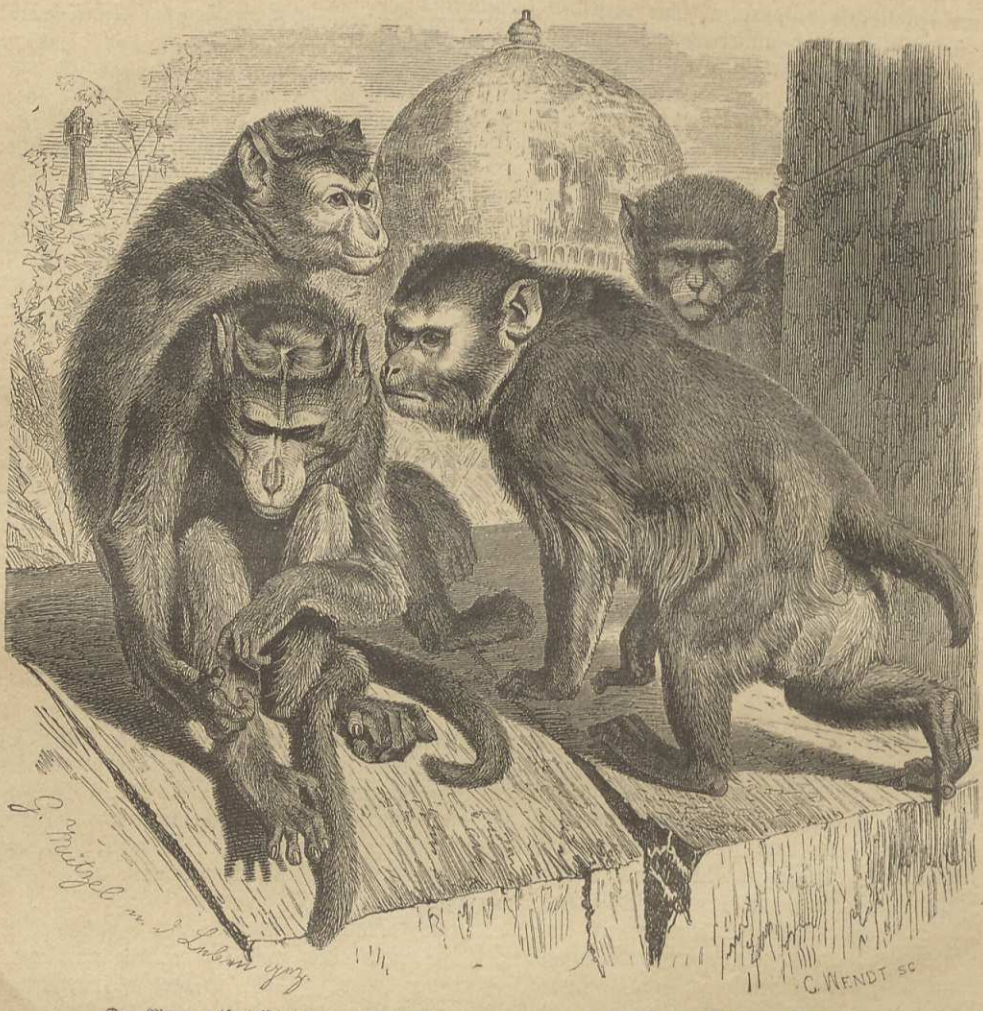
Außer ihr zeichnen sich noch manche andere Meerkatzen durch ihre Schönheit aus. Eine der bekanntesten derselben ist die Diana (Cercopithecus Diana). Diese ist ein ziemlich kleines, schlankes Thier und an ihrem langen Backen- und Stutzbart leicht kenntlich. Ihre Hauptfarbe ist schiefergrau, der Rücken und das Kreuz sind purpurbraun, der untere Körper weiß, die Schenkel hinten gelblich, das Gesicht schwarz; dem Weibchen mangelt der Bart. Wenn wir nun noch die Weiße-Nase (Cercopithecus petaurista) aufführen, haben wir der merkwürdigsten und bekanntesten Arten unserer Sippe Erwähnung gethan. An die folgende Gruppe erinnert der Mohrenaffe (Cercopithecus oder Cercocebus fuliginosus), welcher an der Küste von Guinea lebt, durch seine gedrungene Gestalt und die vorstehende dicke Schnauze. Seine Länge mit dem Schwanz beträgt über drei Fuß, die Leibeslänge gegen zwei Fuß; seine Färbung ist oben rußbraun, unten graulich. In Thierschaubuden ist er eine häufige Erscheinung.

(**Makaken.**) Mit dem Namen Makak oder Makako bezeichnet man an der Küste von Guinea alle Affen überhaupt, im wissenschaftlichen Sinne aber eine nicht besonders zahlreiche Gruppe, deren Mitglieder theils im südöstlichen Asien, theils in Afrika leben. Neuere Forscher haben die Sippe getrennt und unterscheiden die asiatischen und geschwänzten Makaken (Macacus) von dem japanesischen und dem afrikanischen ungeschwänzten Magot (Inuus), welcher auch die Felsen Gibraltars bewohnt. In ihrer Gestalt und Lebensweise haben beide Sippen übrigens so viel Gemeinschaftliches, daß wir sie recht wohl zusammenfassen können.

Alle Affen beider Sippen haben eine untersetzte Gestalt, gleichlange und ziemlich starke Gliedmaßen, eine stark vorspringende Schnauze, fünfzehige Vorder- und Hinterhände mit langen Daumen und eine weiche lockere Behaarung. Nur der Schwanz spielt in verschiedener Länge; er ist bei den einen blos ein Stummel, bei anderen mittellang und bei den dritten länger als der Leib.

In der Vorzeit waren die Makaken über einen großen Theil Europas verbreitet, und auch gegenwärtig noch gehen sie am weitesten nach Norden hinauf. Die stummelschwänzigen Arten bewohnen Nordafrika und Japan, die langschwänzigen das Festland und die Inseln Ostindiens. Sie vertreten gleichsam die Meerkatzen, ähneln aber auch wiederum den Pavianen in vieler Hinsicht und sind somit als Verbindungsglieder zwischen beiden anzusehen. Diese Mittelstellung spricht sich auch in ihrer Lebensweise aus, d. h. sie leben bald wie die Meerkatzen in Wäldern, bald wie die Paviane auf Felsen. Unter den acht Arten der Gruppe, welche man mit Sicherheit als von einander verschieden betrachten darf, wählen wir uns die Ausgezeichnetsten und Bekanntesten aus.

Eine Art aus Malabar kommt uns sehr häufig in Thierschaubuden zu Gesicht und heißt deshalb auch der gemeine Makako (Macacus sinicus). Bezeichnender dürfte der lateinische Name oder der Titel „Hutaffe" sein, weil beide an die „chinesische" Mütze erinnern, welche das Thier auf seinem Kopfe trägt. In seiner Heimat heißt unser Affe übrigens Munga oder Malbruk. Seine Leibeslänge beträgt nur einen Fuß, die des Schwanzes aber 1½ Fuß; der Leib ist ziemlich schmächtig, die Schnauze zusammengedrückt und vorstehend, das Scheitelhaar strahlig. Die Färbung ist ein fahles Grünlichgrau, welches durch den Gesammtausdruck der grauen, schwarz und gelb geringelten Haare hervorgerufen wird; die Unterseite ist weißlich, Hände und Ohren sind schwärzlich gefärbt. Von den Meerkatzen unterscheidet er sich hauptsächlich durch den kräftigern Leibes- und Gliederbau.



Der Munga (Hutaffe) (Macacus Sinicus). Der Bhunder (Macacus Rhesus).

In seinem geistigen Wesen ist der Munga ein echter Affe, und sein Muthwillen, die Munterkeit seines Wesens, seine Nachahmungssucht und Gelehrigkeit machen ihn zu einem gern gesehenen Gesellschafter. Er bewohnt die dichteren Waldungen Malabars, ohne von irgend welchem Feinde behelligt zu werden. Die Eingebornen betrachten ihn als ein heiliges Wesen und erlauben ihm nicht blos, in ihren Gärten nach Lust und Willkür zu schalten, sondern errichten ihm noch besonders Tempel und bauen Fruchtgärten für ihn an.

Es ist nicht unmöglich, daß der Munga mit einem andern indischen Affen, dem Bhunder oder Rhesus (Macacus Rhesus) verwechselt wird. Dieses Thier scheint in den Augen der Indier ein sehr großer Gott zu sein. Seine Verehrung übersteigt das Maß von kindlicher Einfalt.

„Ein glaubwürdiger Mann erzählt mir", sagt Kapitän Johnson, „daß die Ehrfurcht der Eingebornen gegen diesen Affen fast ebenso groß sei, wie die gegen den Hulman. Die Eingebornen von Baka lassen den Erntezehnten auf dem Acker für diese Affen zurück, welche alsbald von ihren Bergen herabsteigen, um sich die Steuern zu holen."

Bereitwillig zahlt jeder Hindu diese Abgabe und zeigt hierin eine Mildthätigkeit und Barmherzigkeit, welche, trotzdem daß sie fast lächerlich erscheint, ihm doch so zur Ehre gereicht, daß wir sie uns in vieler Hinsicht zum Vorbild nehmen könnten. Auch in dem Schutz, welchen sie den von ihnen gepflegten Thieren Fremden gegenüber gewähren, kann ich meines Theils nichts Lächerliches oder Unpassendes finden; mir will es vielmehr höchst achtbar vorkommen,

daß dort die Menschen noch die Thiere gegen jeden Frevel in Schutz nehmen. Freilich gehen die Indier etwas zu weit: denn sie rauben dem Menschen, welcher einen Affen tödtet, das Leben. Zwei junge britische Offiziere begingen auf einem Jagdzuge die Unvorsichtigkeit, einen Bhunder zu schießen. Die Eingebornen erhoben sich in Masse gegen sie und versuchten, sie zu steinigen. Der Elefant, auf welchem die Offiziere ritten, suchte dem zu entgehen, indem er nach dem Fluß rannte und mit seiner Last in ihm abwärts schwamm. Er erreichte auch eine Meile unter der Stadt, welche die Briten in Aufruhr gesetzt hatten, das Land, allein seine Reiter waren beide ertrunken.

Für die Fremden ist es freilich schwer, mit diesen Affen zusammenzuleben, ohne mit ihnen in Feindschaft zu gerathen. Es ist fast unmöglich, sich einen Garten oder eine Pflanzung anzulegen: die geduldeten Halbgötter vernichten oder brandschatzen ihn wenigstens in der allernachdrücklichsten Weise.

Der Bhunder ist 1½ Fuß lang, sein Schwanz ½ Fuß. Er ist von kräftigem, untersetztem Bau, am Oberleib reichhaltig, am Unterleib spärlich behaart. Die Färbung ist oben grünlich oder fahlgrau, an den Schenkeln mit hellgelblichem Anflug, an der Unterseite weiß. Der Schwanz ist oben grünlich, unten graulich. Das Gesicht, die Ohren und die Hände sind licht kupferfarben, die Gesäßschwielen lebhaft roth gefärbt. Unser Affe ist weit verbreitet in ganz Indien und steigt bis zu zehntausend Fuß übers Meer empor.

In der Gefangenschaft ist der Bhunder nicht eben angenehm, sondern ärgerlich, wüthend und sehr reizbar. Er zerbricht und zerreißt Alles, was man in die Nähe seines Käfigs bringt, und scheint sich außerordentlich zu freuen, wenn ihm ein schlechter Streich gelang. Dabei ist er eifersüchtig und schelsüchtig gegen Seinesgleichen und geräth in Wuth, wenn er einen andern Affen fressen sieht. In dem Thiergarten zu Paris hatte man im November des Jahres 1824 das Vergnügen, ein trächtiges Weibchen dieser Art zu erhalten und es vor und nach der Geburt seines Jungen beobachten zu können. Der ausgezeichnete Forscher Cuvier theilt uns hierüber Folgendes mit:

„Unmittelbar nach der Geburt klammerte der junge Bhunder sich an dem Bauche seiner Mutter fest, indem er sich mit den vier Händen an ihrem Pelz festhielt und mit dem Munde die Saugwarze erfaßte. Vierzehn Tage lang ließ er die Brüste seiner Mutter nicht frei. Er blieb während der ganzen Zeit in unveränderter Stellung immer zum Saugen bereit und schlafend, wenn die Alte sich niedersetzte, aber auch im Schlafe sich festhaltend. Er wurde, wie alle Affen, mit offenen Augen geboren, und es schien, daß er vom ersten Augenblicke an seine Umgebung zu unterscheiden vermöge; denn er folgte allen um ihn vorgehenden Bewegungen mit seinen Augen."

„Es läßt sich kaum beschreiben, wie groß die Sorgfalt der Mutter war für Alles, was das Saugen und die Sicherheit ihres Neugebornen betraf. Sie zeigte sich stets verständig und so umsichtig, daß man sie bewundern lernte. Das geringste Geräusch, die mindeste Bewegung erregte ihre Aufmerksamkeit und zugleich auch eine ängstliche Sorgfalt für ihr Junges, nicht für sich selbst; denn sie war an die Menschen gewöhnt und ganz zahm geworden. Alle ihre Bewegungen geschahen mit größter Gewandtheit, doch niemals so, daß der Säugling dabei hätte Schaden leiden können. Das Gewicht ihres Jungen schien keine ihrer Bewegungen zu hindern, und es war auch kein Unterschied in der Gewandtheit oder in dem Ungestüm derselben zu bemerken. Wohl aber sah man deutlich, daß die Alte sich doppelt in Acht nahm, um nicht irgendwo mit ihrem Kinde anzustoßen. Etwa nach vierzehn Tagen begann dieses sich von seiner Mutter loszumachen und zeigte gleich in seinen ersten Schritten eine Gewandtheit, eine Stärke, welche alle in Erstaunen setzen mußte, weil beidem doch weder Uebung noch Erfahrung zu Grunde liegen konnte. Der junge Bhunder klammerte sich gleich anfangs an die senkrechten Eisenstangen seines Käfigs und kletterte an ihnen nach Laune auf und nieder, machte wohl auch einige Schritte auf dem Stroh, sprang freiwillig von der Höhe seines Käfigs auf seine vier Hände herab und dann wieder gegen die Gitter, an welchen er sich mit einer Behendigkeit und Sicherheit anklammerte, die dem erfahrensten Affen Ehre gemacht hätte. Die Mutter verfolgte jede Bewegung ihres Kindes mit der größten Aufmerksamkeit und schien immer bereit, einen etwaigen Schaden ihres Lieblings zu verhindern. Die Sprünge und Spiele des kleinen Thieres wurden im gleichen Verhältniß ausführlicher, als die Kräfte desselben zunahmen. Ich habe seine lustigen Uebungen oft lange mit dem größten Vergnügen beobachtet und kann bezeugen, daß ich es nie eine falsche Bewegung thun, irriges Maß nehmen oder nicht vollkommen genau den Punkt, welchen es beabsichtigt hatte, erreichen sah. Der kleine Affe gab mir den unzweideutigen Beweis, daß er schon von allem Anfang an Entfernungen beurtheilen und den

für jeden seiner Sprünge erforderlichen Grad von Kraft zu bestimmen vermochte. Er kannte seine natürlichen Bewegungen vom ersten Augenblick an und wußte durch sie Das zu erreichen, was ein anderes Thier, selbst wenn es den Verstand eines Menschen besessen haben würde, erst nach zahlreichen Versuchen und manchfachen Uebungen hätte erlangen können. Hier konnte man wohl sagen: Was wissen wir, wenn wir eine Erklärung der Handlungen der Thiere geben sollen?"

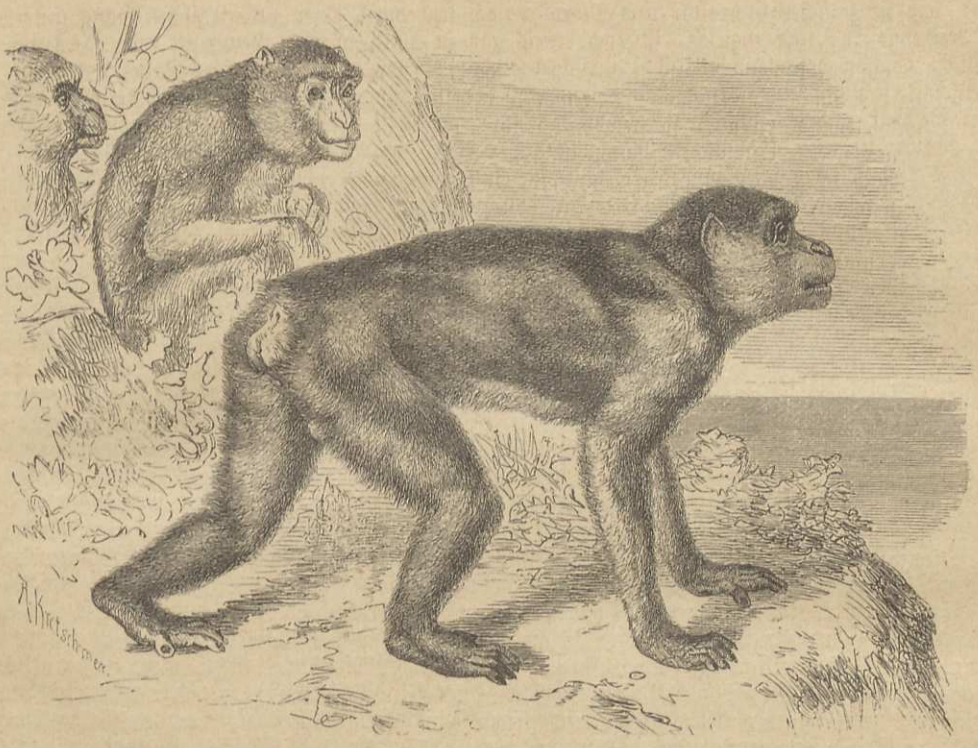
„Nach sechs Wochen ungefähr ward dem Affen eine kräftigere Nahrung, als die Muttermilch, und damit zeigte sich eine neue Erscheinung. Die Thiere gewährten neue Aufschlüsse über ihr geistiges Wesen. Dieselbe Mutter, welche wir früher mit der zärtlichsten Sorgfalt für ihr Junges beschäftigt sahen, welche dasselbe ohne Unterbrechung an ihrem Körper und ihren Brüsten hängend trug, und von welcher man glauben sollte, sie würde, von Mutterliebe getrieben, ihm den Bissen aus dem eignen Munde zu reichen bereit sein: dieselbe Mutter gestattete ihm, als es zu essen anfing, nicht, auch nur das Geringste von der ihm dargereichten Speise, die in Obst und Brod bestand, zu berühren. Um die Nachtheile zu verhüten, welche die unmütterlichen Gefühle hätten mit sich bringen können, ließen wir mehr Vorräthe reichen, als die Alte verzehren oder auch nur in ihrem Munde verbergen konnte, und damit war dem Jungen geholfen. Dieses lebte nun bei guter Gesundheit und wurde von der Mutter gepflegt, so lange es sich nicht um das Essen handelte. Es unterschied die Personen recht gut, welche ihm Nahrung reichten oder es liebkosten, war sehr gutartig und hatte von dem Affencharakter einstweilen nur die Munterkeit und Behendigkeit."

Von den bisher genannten Makaken unterscheidet sich der Schweinsaffe (Macacus nemestrinus) vornehmlich durch seinen kurzen, dünnen Schwanz und die hohen Beine. Er erinnert entfernt an die Paviane. Seinen Namen erhielt er eben wegen seines Schwanzes, welcher mit dem eines Schweines insofern Aehnlichkeit hat, als ihn der Affe in einer ganz eigenthümlichen gekrümmten Weise trägt. Die Höhe dieses Affen beträgt 2 Fuß 8 Zoll, die Länge des Körpers 1 Fuß 9 Zoll und die des Schwanzes 6 Zoll. Er lebt in den Wäldern von Sumatra, Borneo und der malayischen Halbinsel und ist lebhaft und behend, in der Jugend gut und leicht zu zähmen, läßt sich auch am leichtesten abrichten. Dies benutzen die Malayen, welche ihn Bruh nennen, um ihn in ausgedehnter Weise für sich arbeiten zu lassen. Sie lassen ihn nämlich auf die Kokospalme klettern und von dort die Früchte abnehmen. Dabei benimmt er sich so verständig und geschickt, daß er die reifen stets von den unreifen unterscheidet und nur jene herabwirft. In dieser Benutzung steht unser Affe einzig unter seinem Geschlecht da. Er arbeitet hier wirklich wie ein Hausthier, als Gehilfe des Menschen. Die Gefangenschaft verträgt der Bruh gut und lange, auch bei uns zu Lande. Es sind sogar Fälle bekannt, daß er sich hier fortgepflanzt hat.

In die Gruppe der Makaken gehört endlich noch ein in doppelter Hinsicht merkwürdiger Affe, der Magot (Inuus ecaudatus); sonst auch unter dem Namen türkischer, gemeiner und berberischer Affe bekannt. Er ist der einzige Makake, welcher in Afrika lebt, und der einzige seiner Ordnung, welcher noch heutigen Tages in Europa wild gefunden wird. Wahrscheinlich ist er seit den ältesten Zeiten bekannt; denn es ist anzunehmen; daß die alten Römer hauptsächlich ihn anstatt des Menschen zur Zergliederung benutzten.

Der Magot ist von schmächtigem Körperbau und hochbeinig. Sein runzliches Gesicht ist fleischfarben; die Ohren sind rund und menschenähnlich; der Schwanz ist nur ein kurzer, kaum sichtbarer Stummel. Sein Pelz ist ziemlich reichlich, auf der Unterseite des Leibes aber spärlich. Im Gesicht zeigt sich ein dichter, gelblichweißer Bart, während die Stirnhaare und ein Haarstreifen über den Augen schwarz sind. Der Rücken und die Außenseite der vorderen Gliedmaßen sind grünlichbraun, die Außenseite der hinteren Gliedmaßen und die Hände sind röthlichgelb. Die Körperlänge beträgt etwa zwei Fuß.

Unser Affe ist der beständige Begleiter der Bären- und Kamelführer, welche in unserm gebildeten Zeitalter leider nicht mehr die liebe Jugend in derselben Weise belustigen wie früher. Seine Heimat ist das nordwestliche Afrika. Hier lebt er in großen Gesellschaften unter Leitung alter, erfahrener Männchen. Er ist sehr klug, listig und verschlagen, gewandt, behend und kräftig und weiß sich im Nothfall mit seinem vortrefflichen Gebiß ausgezeichnet zu vertheidigen. Bei jeder leidenschaftlichen Erregung verzerrt er das Gesicht in einem Grade, wie kein anderer Affe, bewegt dabei die Lippen schnell nach allen Richtungen hin und klappert auch wohl mit den Zähnen. Nur wenn er sich fürchtet, stößt er ein heftiges, kurzes Geschrei aus. Sein Verlangen, sowie Freude, Abscheu, Unwillen und Zorn giebt er durch Fratzen und Zähneklappern zu erkennen. Wenn er zornig ist, bewegt er seine in Falten gelegte Stirn heftig auf und ab,



Der Magot (Innus ecaudatus).

streckt die Schnauze vor und zwängt die Lippen so zusammen, daß der Mund eine kleine zirkelrunde Oeffnung bildet. In der Freiheit lebt er in felsigen Gegenden, wie die Paviane, ist aber auch geschickt auf Bäumen. Man sagt, daß er, wie die Paviane, viel Kerbthiere und Würmer fresse, deshalb beständig die Steine umwälze und sie gelegentlich die Berge herabrolle. An steilen Gehängen soll er hierdurch nicht selten gefährlich werden. Die Scorpione sind, wie behauptet wird, seine Lieblingsnahrung; er weiß ihren giftigen Stachel geschickt auszurupfen und verspeist sie dann mit großer Gier. Aber auch mit kleinen Kerbthieren und Würmern begnügt er sich, und je kleiner seine Beute sein mag, um so eifriger zeigt er sich in der Jagd, um so begieriger verzehrt er den gemachten Fang. Das erhaschte Kerbthier wird sorgfältig aufgenommen, dann vor die Augen gehalten und sofort gefressen.

Dieser Affe ist jedenfalls derjenige, von welchem Plinius uns berichtet, daß er Alles nachahme, das Bretspiel lerne, ein mit Wachs gemaltes Bild zu unterscheiden verstehe, in den Häusern Junge hervorbringe, es gern habe, wenn man sich mit ihm abgebe, und dergleichen. Auch spätere Schriftsteller erwähnen den Magot. Leo Africanus sagt, daß derselbe in den mauritanischen Wäldern häufig sei und nicht blos an Händen und Füßen, sondern auch im Gesicht wie ein Mensch aussehe, auch von der Natur mit wunderbarer Klugheit begabt sei. Von den abgerichteten sagt er, daß sie unglaubliche Dinge leisteten, zum Zorn geneigt und sehr bissig seien, sich aber leicht besänftigen ließen. In gleicher Weise sprechen sich noch andere über ihn aus.

Leider konnte ich während meines Aufenthaltes in Südspanien (1856) über die Affenherde, welche die Felsen von Gibraltar bewohnt, nichts Genaues und Ausführliches erfahren. Um so erfreulicher war es mir, vor kurzem eine ebenso anziehende als belehrende Abhandlung über diesen Gegenstand zu lesen.

A. G. Smith berichtet im „Zoologist" (Mai 1862) über seine an Ort und Stelle gesammelten Erfahrungen. Derselbe zog die sorgsamsten Erkundigungen ein, und ihnen danken wir das Nachstehende.

„Auf diesem Felsen haben die Affen seit unvordenklichen Zeiten Fuß gefaßt; wann aber oder wie sie über die See gekommen sind, ist nicht leicht zu bestimmen, und die maurische

Sage, daß sie zwischen Gibraltar und Marokko noch jetzt durch einen unterirdischen Gang unter der Meerenge ab- und zugehen, ist doch etwas gar zu märchenhaft. Gewiß ist nur, daß sie da sind, obschon bedeutend an Zahl zurückgebracht, so, daß während einiger Jahre die ganze Gesellschaft sich auf eine kleine Bande von vier belief. Man sieht sie selten; sobald aber der Wind wechselt, ändern auch sie gewöhnlich ihren Aufenthalt. Weichlich und zärtlich, wie sie sind, scheuen sie jede plötzliche Abwechselung des Wetters, namentlich das Umsetzen des Windes von Ost nach West oder umgekehrt, und suchen sich dagegen zu schützen, indem sie sich hinter die Felsen ducken. Sie sind sehr lebendig und wählen zu ihrer Wohnung am liebsten die steileren Abgründe, wo sie im ungestörten Besitze vieler Höhlen und Löcher in dem lockern Felsen sind. Jedenfalls kann es ihnen nicht schwer werden, sich ihre Nahrung zu verschaffen; denn sie erscheinen sehr wohlgenährt. Man hält sie gewöhnlich für außerordentlich scheu und sagt, daß sie bei dem geringsten Geräusch flüchteten; mein Berichterstatter stellte Dies jedoch in Abrede und zeigte mir zum Beweise seiner Behauptung einige Felsen, von wo aus sie ihn an demselben Morgen angestiert hatten, ohne durch die Farbe seiner englischen Uniform oder durch seinen Unteroffiziersblick sich irre machen zu lassen. — Daß man sie so selten sieht und fast nur während ihres „Umzugs" zur entgegengesetzten Seite des Felsens, scheint auf ein sehr scheues, ungeselliges Wesen zu deuten; denn Niemand verfolgt sie, vielmehr bewahrt man sie ängstlich vor jeder Belästigung. Seit wielange ihnen ein solcher Schutz schon gewährt wird, konnte ich nicht erfahren; gewiß aber geschieht es bereits solange, als Gibraltar im Besitze der Engländer ist. Seit 1855 hat der Quartiermeister sie nicht nur unter seine besondere Obhut genommen, sondern auch sorgfältig über ihr jedesmaliges Erscheinen und ihre Anzahl Buch geführt. Ich entnehme dieser Buchung, daß sie durchschnittlich alle zehn Tage einmal gesehen worden, manchmal etwas häufiger; daß sie im Sommer ebensowohl wie im Winter „umziehen", stets mit der Absicht, dem Winde zu entgehen; endlich, daß sie im Jahre 1856 sich auf zehn beliefen, nach und nach aber bis auf vier heruntergekommen sind. Ihr gänzliches Aussterben steht leider zu erwarten, denn diese vier sollen sämmtlich eines Geschlechtes sein. Sollte unter den vielen englischen Offizieren zu Gibraltar keiner aufopfernd genug sein, einige Affen von der entgegengesetzten Küste der Barbarei einzuführen, da dorthin mindestens wöchentliche Verbindung statthat? Wäre Keiner zu finden, der auch nur ein halbes Dutzend kaufte und sie unter ihre Vettern auf dem Felsen losließe? Dann könnten wir hoffen, daß dieser Affenstamm noch einmal aufblühte und so diese anziehende Ordnung der Säugethiere auch fernerhin in Europa vertreten bliebe."

Ich brauche wohl kaum auszusprechen, daß ich, und wohl wir Alle, die zuletzt ausgesprochenen Wünsche des Engländers theilen. Es würde unbedingt als ein Verlust für Europa zu betrachten sein, wenn es seine Affen verlieren sollte.

Der letzte Makake, welchen ich noch mit einigen Worten erwähnen will, ist der schwarze Bartaffe, Wanderu oder Nil-Bandar (Macacus Silenus). Er ähnelt in seiner ganzen Erscheinung einem gemähnten Pavian ebensosehr, wie einem Makaken. Der Körper ist untersetzt, der Schwanz mittellang. Eine große Mähne hüllt das Gesicht, den Kopf und die Schultern ein. Der ganze oberste Theil des Pelzes ist schwarz gefärbt, die oberen und unteren Theile der Gliedmaßen lichtbräunlich-grau, wie die Mähne, welche oben am dunkelsten, am Kinn am lichtesten ist. Gesicht und Hände sind schwarz, die Gesäßschwielen röthlich. Erwachsene Thiere sind 2 Fuß lang, wobei der Schwanz 1 Fuß Länge hat. Der Wanderu bewohnt vorzüglich Ceylon und zwar ausschließlich die dichten Wälder.

(**Hundsköpfe.**) Die Affengruppe, welche wir nunmehr betrachten wollen, ist zwar eine der merkwürdigsten, nicht aber auch eine der anziehendsten und angenehmsten. Wir finden in ihr vielmehr die häßlichsten, rüdesten, flegelhaftesten und deshalb widerwärtigsten Mitglieder der ganzen Ordnung; wir sehen in ihnen, den Pavianen oder Hundsköpfen (Cynocephalus), den Affen gleichsam noch einmal verzerrt oder sehen ihn wenigstens auf der tiefsten Stufe, welche er einnehmen kann. Jede edlere Form ist hier verwischt und jede edlere Geistesfähigkeit in der Unbändigkeit der scheußlichsten Leidenschaften untergegangen.

Wir nennen die Paviane mit Aristoteles „Hundsköpfe", weil ihr Kopfbau dem eines groben, rohen Hundes etwas mehr ähnelt, als dem des Menschen, an welchen die übrigen Affen entfernt erinnern. In Wahrheit ist die Aehnlichkeit zwischen beiden Thierköpfen nur eine oberflächliche und zugleich unbefriedigende; denn der Hundekopf des Pavian ist ebensogut eine abscheuliche Verzerrung seines Vorbildes, wie der Kopf des Gorilla eine solche des Menschenhauptes ist. Allein den anderen Affen gegenüber ist eben das Schnauzenartige des Pavian-

gesichtes ein hervorstechendes Merkmal: und deshalb können wir auch dem alten Aristoteles seine Ehre lassen.

Die Hundsköpfe sind neben den Orangs die größten aller Affen. Ihr Körperbau ist gedrungen, ihre Muskelkraft ungeheuer. Der schwere Kopf verlängert sich in eine starke und lange, vorn abgestutzte, oft wulstige oder gefurchte Schnauze mit vorstehender Nase; das Gebiß erscheint raubthierähnlich, wegen seiner fürchterlichen Reißzähne, welche auf ihrer hintern Seite scharfkantig sind; die Lippen sind sehr beweglich, die Ohren klein, die Augen hoch überwölbt und in ihrem Ausdrucke das treueste Spiegelbild des ganzen Affen selbst — listig und tückisch ohne Gleichen. Alle Gliedmaßen sind kurz und stark, die Hände fünfzehig; der Schwanz ist bald kurz, bald lang, bald glatthaarig, bald gequastet, die Gesäßschwielen sind groß und gewöhnlich äußerst lebhaft gefärbt. Die Behaarung ist lang und locker, verlängert sich bei einigen Arten am Kopf, Hals und Schultern zu einer reichen Mähne, und hat gewöhnlich unbestimmte Erd- und Felsenfarben, wie Grau, Graugrünlichgelb, Bräunlichgrün 2c.

Das Vaterland der Hundsköpfe ist Afrika und die hart an diesen Erdtheil grenzenden Länder Asiens, namentlich das glückliche Arabien, Jemen und Hadramaut. Den persischen Meerbusen und den Tigris scheinen sie in Asien nicht zu überschreiten. Afrika muß unbedingt als derjenige Erdtheil angesehen werden, der ihnen die wahre Heimat bietet. Verschiedene Gegenden besitzen ihre eigenthümlichen Arten, welche übrigens weit verbreitet und deshalb mehreren Ländern gemein sind. So leben im Osten und namentlich um Abissinien herum drei, in der Kapgegend zwei und in Westafrika ebenfalls zwei Arten. Blos eine einzige Art, der Gelada (Cynocephalus Gelada), ist erst in der Neuzeit entdeckt worden, die übrigen waren schon den alten Egyptern und durch sie den Griechen und Römern wohl bekannt.

Die Paviane sind echte Felsenaffen und bewohnen die Hochgebirge oder wenigstens die höheren Gebirgsgegenden Afrikas. In Wäldern trifft man sie nicht; sie meiden die Bäume und ersteigen sie nur selten, etwa im Falle der Noth. Im Gebirg gehen sie bis zu zehn- und zwölftausend Fuß über die Meereshöhe, ja selbst bis zur Schneegrenze hinauf; doch scheinen sie niedere Gegenden zwischen vier- bis sechstausend Fuß den Hochgebirgen vorzuziehen. Schon die ältesten Reisenden erwähnen, daß die Gebirge ihre wahre Heimat sind.

Dieser Lebensweise der Paviane auf Gebirgen entspricht auch ihre Nahrung. Sie besteht hauptsächlich aus Zwiebeln, Knollengewächsen, Gräsern, Kraut, Pflanzenfrüchten, welche auf der Erde oder wenigstens nur in geringer Höhe über derselben wachsen oder von den Bäumen abgefallen sind, Kerbthieren, Spinnen, Schnecken, Vogeleiern 2c. Eine Pflanze Afrikas, welche diese Affen besonders lieben, hat gerade deshalb ihren Namen „Babuina“ nach einer Art unserer Sippe erhalten. In den Anpflanzungen, zumal in den Weinbergen, richten sie den allergrößten Schaden an; ja, man behauptet, daß sie ihre Raubzüge förmlich geordnet und überlegt unternehmen. Sie sollen oft noch eine gute Menge Früchte wegnehmen und auf die höchsten Gipfel der Berge schleppen, um dort für ungünstigere Zeiten Vorräthe anzusammeln. Daß sie Schildwachen anstellen, ist sicher, so wie es jedenfalls feststeht, daß alle Hundsköpfe als eine wahre Landplage betrachtet werden müssen und den Landleuten ihrer Heimat außerordentlichen Schaden zufügen.

Die Paviane zeigen mehr, als alle übrigen Affen, durch ihre Haltung, daß sie echte Erdthiere sind. Ihre ganze Gestaltung bindet sie an den Boden und erlaubt ihnen blos ein leichtes Ersteigen von Felswänden, nicht aber auch ein schnelles Erklettern von Bäumen. Man sieht sie stets auf allen vier Füßen gehen und blos dann sich auf zwei Beine stellen, wenn sie Umschau halten wollen. Sie ähneln in ihrem Gange mehr plumpen Hunden, als Affen, und nehmen nur selten die bezeichnende Stellung der letzteren an. Auch wenn sie sich aufrichten, stützen sie ihren Leib gern auf einen ihrer Vorderfüße. Solange sie ruhig sind und Zeit haben, sind ihre Schritte langsam und schwerfällig; sobald sie sich verfolgt sehen, fallen sie in einen merkwürdigen Galopp, welcher die allersonderbarsten Bewegungen mit sich bringt. Ihr Gang zeichnet sich durch eine gewisse leichtfertige Unverschämtheit aus; man muß ihn aber gesehen haben, wenn man ihn sich vorstellen will.

Ihre geistigen Eigenschaften widersprechen ihrer äußern Erscheinung nicht im geringsten. Ich will, um sie zu beschreiben, mit Scheitlins Worten beginnen:

„Die Paviane sind alle mehr oder minder schlechte Kerle, immer wild, zornig, unverschämt, tückisch; ihre Schnauze ist ins gröbste Hundeartige ausgearbeitet, ihr Gesicht entstellt. Schlau ist der Blick, boshaft die Seele. Dafür sind sie gelehriger, als die schon angegebenen und zeigen noch mehr Verstand, jedoch immer mit List. Erst an diesen kommt die zweite Affen-

eigenschaft, d. h. die Nachahmungssucht, vor, wodurch sie ganz menschlich werden zu können scheinen, es aber nicht werden. Fallstricke und Gefahren merken sie leicht, und gegen die Feinde vertheidigen sie sich mit Muth und Eigensinn. Wie schlimm jedoch ihre Natur ist, so kann man sie doch in der Jugend ändern, zähmen, gehorsam machen; nur bricht ihre schlimme Natur im Alter, wenn ihr Sinn und Gefühl stumpf werden, in den alten Adam zurück. Der Gehorsam hört wieder auf, sie grinsen, kratzen und beißen wieder. Die Erziehung griff nicht tief genug ein."

Ich kann Scheitlin nicht widersprechen. Das Bild, welches er zeichnet, ist richtig. Der Geist der Paviane ist gleichsam der Affengeist in seiner Vollendung, aber vielmehr im schlechten als im guten Sinne. Einige gute Eigenschaften können wir ihnen nicht absprechen. Sie haben eine außerordentliche Liebe zu einander und gegen ihre Kinder; sie lieben auch den Menschen, der sie pflegt und auferzogen hat, werden ihm selbst nützlich auf mancherlei Weise. Aber all diese guten Seiten sind nicht in Betracht zu ziehen ihren schlechten Eigenschaften gegenüber. List und Tücke im Vereine sind Gemeingut aller Hundsköpfe, und namentlich zeichnet sie eine furchtbare Wuth aus. Ihr Zorn gleicht einem ausbrechenden Strohfeuer; so rasch lodert er auf, aber er hält aus und ist nicht so leicht wieder zu verbannen. Ein einziges Wort, spottendes Gelächter, ja ein schiefer Blick kann einen Pavian rasend machen, und in der Wuth vergißt er Alles, selbst Den, welchen er früher liebkoste. Deshalb bleiben diese Thiere unter allen Umständen gefährlich, und ihr roher Sinn bricht durch, auch wenn sie ihn lange Zeit gar nicht zeigten. Ihren Feinden gegenüber sind sie wahrhaft furchtbar.

Die Paviane leben sehr unbehelligt in ihrer Heimat; denn die Raubthiere und der Mensch fürchten sie und gehen ihnen aus dem Wege, wo nur immer möglich. Sie fliehen zwar vor dem Menschen, lassen sich aber doch, wenn es Noth thut, mit ihm, wie mit Raubthieren, in Kampf ein, und dieser wird, weil sie regelmäßig gemeinschaftlich angreifen, oft äußerst gefährlich. Der Leopard scheint der Hauptfeind zu sein, doch stellt er mehr den Jungen nach, als den Alten, weil er alle Ursache hat, sich zu bedenken, ob seine Fangzähne und Klauen dem Gebiß und den Händen der Paviane gewachsen sind. Eine Herde greift er nie an. Dies thut selbst der Löwe nicht, wie mir und anderen Reisenden die Eingebornen einstimmig versicherten. Hunde überwältigt der Pavian ohne Mühe, und gleichwohl kennen jene edlen Thiere keine größere Lust, als die Jagd solcher Affen. Man sollte meinen, daß ein Hund, welcher einmal mit den gefährlichen Thieren zu thun gehabt hat, sich in Zukunft weigere, wieder mit ihnen zusammenzukommen: allein Dem ist nicht so. Die Jagdhunde der Kapbewohner lassen vielmehr jede andere Fährte, sowie sie von der eines Affen Witterung bekommen. Der Kampf zwischen beiden Thieren soll, wie Augenzeugen versichern, ein furchtbarer sein; die Pflanzer am Kap fürchten für ihre Hunde weit mehr, wenn diese einen Pavian verfolgen, als wenn sie sich zum Kampfe mit dem Leoparden rüsten. Wenn eine Meute guter Hunde eine Pavianherde erblickt, stürzt sie sich wüthend auf dieselbe los. Die Affen ergreifen die Flucht und die Hunde jagen hinterdrein. Mehr und mehr zerstreuen sich Feinde und Verfolger. Alle schwächeren Hundsköpfe eilen so schnell als möglich den Felsen zu, um sich dort in Sicherheit zu begeben. Die stärkeren Männchen der Affen gehen langsamer und nehmen die Verfolger auf sich. Nur dann und wann werfen sie blitzschnell einmal den Kopf herum, und ein tückisch-boshafter Blick aus den kleinen Augen fällt auf den Verfolger. Endlich erreicht dieser seinen Feind und versucht, ihn zu fassen. Allein plötzlich und mit wüthendem Schrei wirft sich dieser herum, hängt dem ungeübten Hunde im nächsten Augenblick mit seinen vier Händen fest an Brust und Gurgel, setzt sein furchtbares Gebiß in die Kehle des Hundes, reißt ihm mit den scharfschneidigen Eckzähnen drei, vier, sechs lange und tiefe Risse in Kehle und Brust, balgt und windet sich mit ihm, wälzt sich auf dem Boden herum, versetzt dem Feinde neue Wunden und läßt ihn dann liegen, blutbedeckt und verendend, während er selbst mit einem wahrhaft teuflischen Hohngeschrei dem Gebirge zueilt. Gute Hunde sind geschult und wissen Dem zu entgehen. Sie trennen sich nie, sondern halten in der Meute zusammen, und diese überfällt dann einen einzelnen Affen. Drei, vier Hunde stürzen sich auf einen Feind, und dann helfen diesem gewöhnlich seine furchtbaren Waffen Nichts. Er muß unterliegen, wenn ihm der Weg zur Flucht nicht offen steht. Außer dem Hunde und dem Leopard haben die Paviane keine ihnen schädlichen Feinde. Den Raubvögeln fällt es gar nicht ein, auf sie zu fahnden. Der stärkste Adler wagt sich nicht einmal an das schwächlichste Junge eines Hundskopfs. Auch die Menschen können eben nicht mehr thun, als die Thiere dann und wann aus ihren Pflanzungen zu vertreiben. Eine wirkliche Jagd würde, wenn sie nicht gefährlich sein sollte, bedeutende Mannschaften erfordern und auch dann schwerlich zu einem Ausrottungskriege der Thiere werden können. Nur die Lurche sind es, welche die Paviane in

wirkliche Furcht und Schrecken versetzen. Die kleinste Schlange bringt unter einer Herde ein namenloses Entsetzen hervor.

Nach Diesem möchte man sich wundern, daß es möglich ist, Paviane überhaupt in seine Gewalt zu bekommen. Und doch ist Dies ganz leicht: die Sinnlichkeit der Thiere ist ihr Verderben. In ganz Afrika ist es eine bekannte Sache, daß die Paviane leidenschaftlich gern geistige Getränke zu sich nehmen und sich in ihnen leicht berauschen. Man setzt ihnen also einfach Töpfe mit derartigen Flüssigkeiten vor, und wenn hernach die Thiere vollkommen trunken geworden sind, bemächtigt man sich ihrer. Starke Fesseln und Prügel bändigen dann regelmäßig ihre anfänglich geradezu beispiellose Wuth, und die ihnen eigene Klugheit läßt ihnen schon nach kurzer Gefangenschaft die Oberherrschaft des Menschen erkennbar werden.

Der Nutzen der Paviane ist gering. Ihrer Gelehrigkeit wegen werden sie zu allerlei Kunststücken abgerichtet. Am Kap sollen sie noch zum Aufsuchen des Wassers in der Wüste dienen. Alle Paviane sind, wie glaubwürdige Reisende mittheilen, nach den Erfahrungen der Kapbewohner die besten Wassersucher, welche es giebt. Man hält sie deshalb häufig gezähmt und nimmt sie mit in jene wasserarmen Striche, in denen selbst die Buschmänner das wichtige Element nur tropfenweise zu gewinnen wissen. Wenn der Wasservorrath dem Ende nahe ist, bekommt der Pavian etwas Salziges zu fressen. Nach einigen Stunden nimmt man ihn dann an eine Leine und läßt ihn laufen. Das vom Durst gequälte Thier wendet sich bald rechts, bald links, bald vor-, bald rückwärts, schnüffelt in der Luft, reißt Pflanzen aus, um sie zu prüfen und zeigt endlich durch Graben das verborgene oder durch ein entschiedenes Vorwärtseilen das zu Tage getretene Wasser an. —

Eine Art der Paviane spielt schon in der Urgeschichte der Menschheit eine große Rolle, wahrscheinlich ebensowohl seines ausgezeichneten Verstandes, als seiner unliebenswürdigen Eigenschaften halber. Dies ist der Hamadryas oder der Mantelpavian (Cynocephalus Hamadryas). Wie er zu der Ehre gekommen ist, den Namen einer altgriechischen Baumnymphe zu tragen, weiß ich nicht; in seiner Gestalt und in seinem Wesen liegt wahrhaftig nichts Weibliches. Die alten Völker waren es nicht, welche ihm jenen Namen verliehen. Bei den Egyptern, welche ihn göttlich verehrten, hieß er Thoth und Och; die Bibel führt ihn unter dem Namen Koph auf; Herodot, Plutarch und Plinius bezeichnen ihn mit Cynocephalus, Strabo nennt ihn Cebus, Juvenal Cercopithecus, Agatharchides Sphynx. Bei den heutigen Abissiniern heißt er Hebe, bei den Arabern Robah und in Egypten endlich Khird.

Auf den egyptischen Alterthümern steht unser Pavian gleichsam als Oberster seines Geschlechtes da. Die heilige Bilderschrift stellt öfters Affen dar, allein nur der Hamadryas, und zwar immer das alte Männchen, wird abgebildet als auf dem Altar sitzend, die Verehrung der Menschen empfangend. Mehrere Male sieht man ihn auch als Richter, welcher über die guten Werke und Vergehungen des Menschen urtheilt; er hat eine Wage vor sich und prüft ernsten Blickes die schwankenden Schalen. Eine hohe Achtung vor der Gottheit, deren Sinnbild er war, spricht sich in allen altegyptischen Bildern aus. Wahrscheinlich hatte die Verehrung des Hamadryas und die des Krokodils denselben Grund: sie geschah aus Furcht; denn schon damals gab es Menschen, welche ihren Gott fürchteten, anstatt ihn zu lieben.

Merkwürdiger Weise waren es nicht die Egypter allein, welche diesen Affen Achtung bezeigten. Diese erstreckte sich weiter. Noch heutigen Tages tragen alle Bewohner der Steppenländer des innern Afrika und auch ein großer Theil der Abissinier ihre Haare genau in derselben Weise gekämmt und gescheitelt, wie der Hamadryas, und er ist somit unverkennbar zum Vorbild für jene Leute geworden, mögen diese auch mehr die Bildsäulen, als das lebende Thier im Auge gehabt haben.

Heutigen Tages genießt der Hamadryas in jenen Ländern keine Verehrung mehr. Seine Schädlichkeit ist zu groß, als daß er sich die Freundschaft der Menschen erwerben sollte.

Wahrscheinlich wurden die Hamadryaden bereits zu der alten Egypter Zeiten vom Süden her eingeführt. Gegenwärtig findet sich das Thier in Egypten nirgends mehr wild. Auch Prosper Alpinus, welcher im Jahre 1580 in Egypten war, sagt ausdrücklich, daß es dort keine Affen gäbe, sondern daß sie aus Arabien eingeführt würden. „Sie sind so talentvoll", fährt er fort, „daß man ihnen nicht den Verstand absprechen kann. Die Thierführer lehren ihnen sehr leicht, was sie wollen, zuweilen höchst sinnreiche Spiele, mit denen sie die Zuschauer ergötzen. Solche abgerichtete Affen sieht man oft in Kairo, Alexandrien und anderswo."

Alvarez, welcher etwa um dieselbe Zeit, als Alpinus, in Afrika und zwar in Abissinien war, berichtet, daß er die Mantelpaviane in ungeheueren Herden gesehen habe, und giebt eine

sehr richtige Beschreibung von ihrem Wesen und Treiben. „Sie lassen", sagte er, „keinen Stein liegen; wenn ihrer zwei oder drei einen nicht umwenden können, so stellen sich so viele daran, als Platz haben, drehen ihn dennoch um und suchen ihre Lieblingsnahrung hervor. Auch Ameisen fressen sie gern und legen, um diese zu fangen, ihre Hände umgekehrt auf die Haufen, bis die Hand bedeckt ist; dann bringen sie dieselbe rasch zu Munde und lecken die Ameisen ab. Wenn man sie nicht hütet, verheeren sie gleich die Felder und Gärten. Ohne Kundschafter gehen sie zwar nicht in die Pflanzungen; aber wenn diese ihnen das Zeichen zur Sicherheit gegeben, dringt die ganze Bande in den Garten oder das umhegte Feld und läßt Nichts übrig. Anfangs sind sie ganz still und ruhig, und wenn ein unkluges Junges einen Laut hören läßt, bekommt es eine Ohrfeige; sobald sie jedoch die Furcht verlieren, zeigen sie durch gellendes Geschrei ihre Freude über ihre glücklichen Ueberfälle. Sie würden sich in entsetzlicher Weise vermehren, wenn nicht der Leopard so viele ihrer Jungen zerrisse und fräße, obgleich die Alten diese muthig zu vertheidigen suchen."

Unter den neueren Forschern giebt Ehrenberg zuerst eine ziemlich ausführliche Beschreibung unserer Paviane. Ich meines Theils traf das Thier häufig auf meinem leider nur zu kurzen Ausfluge nach Abissinien im Frühjahre 1862 und kann also nunmehr aus eigner Erfahrung über ihn reden.

Der Hamadryas bewohnt das ganze Küstengebirge Abissiniens und Süd-Nubiens, nach Norden hin soweit die Regen herabreichen, in ziemlicher Anzahl. Je pflanzenreicher die Gebirge, um so angenehmer scheinen sie ihnen zu sein. Wasser in der Nähe ist unerläßliche Bedingung für das Wohlbefinden einer Herde. Von den höheren Bergen herab wandern die Gesellschaften zuweilen auf die niederen Hügelreihen der Samchara oder des Wüstenstreifens an der Meeresküste herab; die Hauptmasse bleibt aber immer im Hochgebirge. Hier bewohnt jede Herde ein Gebiet von vielleicht 1½ oder 2 Meilen im Durchmesser. Man begegnet kleineren Gesellschaften viel seltener, als größeren. Ich sah ein einziges Mal eine Schaar von funfzehn bis zwanzig Stück, sonst aber immer Herden, welche der geringsten Schätzung nach ihrer hundert und funfzig zählen mochten. Darunter befinden sich dann etwa zehn bis funfzehn vollkommen erwachsene Männchen — wahrhafte Ungeheuer von bedeutender Größe und einem Gebiß, welches das des Leoparden an Stärke und Länge der Zähne bei weitem übertrifft, — und etwa doppelt so viel erwachsene Weibchen. Der Rest besteht aus Jungen und Halberwachsenen. Die alten Männchen zeichnen sich durch ihre gewaltige Größe und den langen Mantel aus — bei einem von mir erlegten mittleren Männchen messen die Mantelhaare zehn pariser oder fast zwölf leipziger Zoll; — die Weibchen sind kürzer behaart und dunkler, d. h. olivenbraun von Farbe: die Jungen ähneln der Mutter.

In den Frühstunden oder bei Regen findet man die ganze Bande an ihren Schlafplätzen, größeren und kleineren Höhlungen an unersteiglichen Felswänden und auf überdachten Felsgesimsen, möglichst nahe zusammengedrückt, die Jüngeren und Schwächeren dicht an den Leib ihrer Mütter und bezüglich auch ihrer Väter geschmiegt. Bei gutem Wetter verläßt die Herde jene Wände in den Vormittagsstunden und wandert nun langsam und gemächlich längs der Felswände dahin, hier und da eine Pflanze ausziehend, deren Wurzel hauptsächlich als Nahrungsmittel zu dienen scheint, und jeden nicht allzugroßen Stein umwendend, um zu besonderen Leckerbissen, den unter den Steinen verborgenen Kerbthieren, Schnecken und Würmern zu gelangen. Sobald das Frühmahl eingenommen, steigt Alles nach der Höhe des Bergkammes empor. Die Männchen setzen sich ernst und würdig auf große Steine, an deren einer Seite die körperlangen gequasteten Schwänze herabhängen, den Rücken immer nach dem Winde zugekehrt. Die Weibchen beaufsichtigen ihre ohne Unterlaß spielenden und sich balgenden Jungen und treiben sich unter diesen umher. In den späten Nachmittagsstunden zieht die Gesellschaft zum nächsten Wasser, um dort zu trinken; dann geht sie nochmals auf Nahrung aus und wendet sich schließlich nach irgend einem geeigneten Schlafplatze. Ist ein solcher besonders günstig, so darf man mit Sicherheit darauf rechnen, die Paviane gegen Abend da einziehen zu sehen, selbstverständlich, so lange man sie nicht durch wiederholte Verfolgungen gestört hat. Durrahfelder in der Nähe des Wohnplatzes gehören zu den ganz besonderen Annehmlichkeiten desselben und müssen sorgfältig gehütet werden, wenn man auf eine Ernte rechnen will; sonst erscheinen die frechen Räuber tagtäglich, verwüsten weit mehr, als sie verzehren, und richten schließlich das ganze Feld vollständig zu Grunde.

Wenn die Paviane still sitzen, schweigt die ganze Gesellschaft, so lange sich nichts Auffälliges zeigt. Ein etwa herankommender Menschenzug oder eine Viehherde entlockt einem oder dem andern ganz sonderbare Laute, welche am besten mit dem Gebell mancher Hunde verglichen werden können und wahrscheinlich nichts Anderes bezwecken, als die Aufmerksamkeit der Gesammt-

heit zu erregen. Bei gefahrdrohender Annäherung eines Menschen oder eines Raubthiers aber werden die allerverschiedensten Töne laut. Am treffendsten kann man das Stimmengewirr einer erregten Pavianherde mit dem Grunzen und Quieken eines zahlreichen Rudels von Schweinen vergleichen. Dazwischen aber vernimmt man Laute, welche bald an das Brüllen des Leoparden, bald an das dumpfe Brummen eines Herdenstiers erinnern. Die ganze Gesellschaft brüllt, brummt, bellt, schreit, grunzt und quiekt durch einander. Alle kampffähigen Männchen rücken auf der Felskante vor und schauen aufmerksam in das Thal hinab, um die Gefahr abzuschätzen; die Jungen suchen Schutz bei den älteren; die Kleinen hängen sich an die Brust der Mütter oder klettern auch wohl auf deren Rücken, und nunmehr setzt sich der ganze Zug in Bewegung und eilt auf allen Vieren laufend und hüpfend dahin.

Vor den Eingebornen fürchtet sich der Hamadryas so gut als gar nicht. Er zieht unbekümmert um die braunen Leute dicht vor ihnen hin und trinkt aus demselben Bache mit ihnen. Ein Weißer erregt jedoch schon mancherlei Bedenken, obwohl man nicht gerade behaupten kann, daß die Affen vor ihm scheu entflöhen. Mehr noch, als andere Familienverwandte, zeigen unsere Paviane jene bedächtige Ruhe, welche niemals um einen Ausweg verlegen ist, die Gefahr mag noch so nah sein. Anders verhält sich die Sache, wenn die Herde Hunde oder gar Leoparden gewahrt. Dann erheben die alten Männchen ein furchtbares Gebrüll und Gebrumm, schlagen erzürnt mit der einen Hand auf den Felsen, fletschen die Zähne und schauen funkelnden Auges auf jene Störenfriede hinab, augenblicklich bereit, gemeinsam über sie herzufallen.

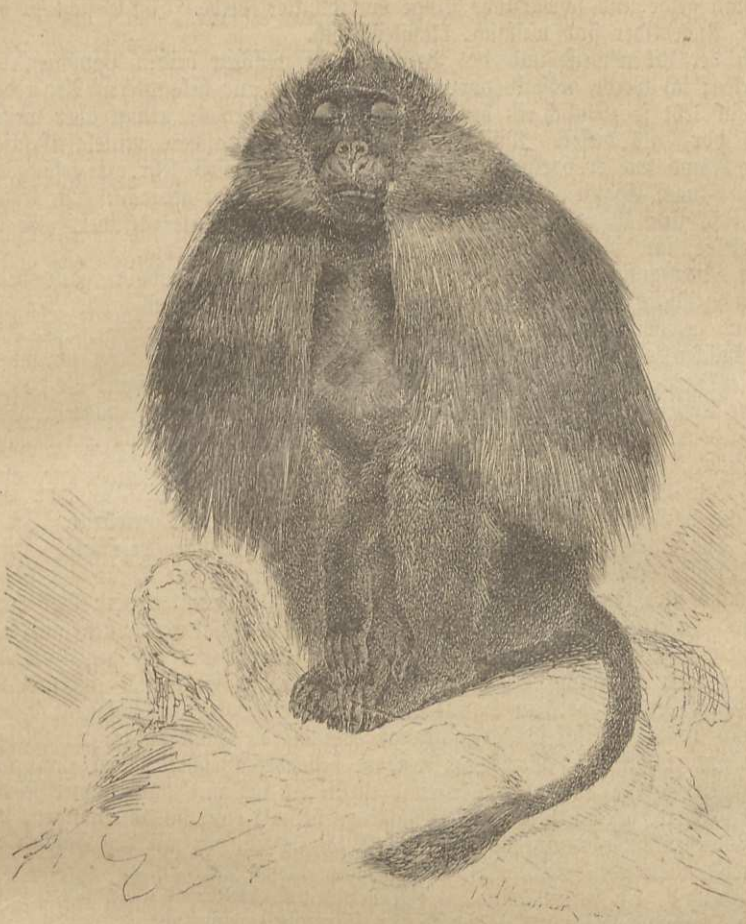
Die erste Gesellschaft, welche ich sah, ruhte eben von ihrer Frühwanderung aus. Sie saß auf der Kante eines nach beiden Seiten hin ziemlich steil abfallenden Grates. Ich hatte schon von weitem die hohen Gestalten der Männchen gesehen, dieselben aber für Felsblöcke gehalten, die auf dem Kamme lägen; denn mit solchen haben die Affen, so lange sie ruhig sind, die größte Aehnlichkeit. Erst ein wiederholtes einlautiges Bellen, ungefähr dem hoch ausgestoßenen Laute „Kuck" vergleichbar, belehrte mich. Aller Köpfe richteten sich nach uns hernieder; nur die Jungen spielten noch unbesorgt weiter, und einige Weibchen gaben ihr Lieblingsgeschäft nicht auf, sondern suchten noch eifrig den Pelz eines alten Herrn nach Ungeziefer durch. Wahrscheinlich würde die ganze Gesellschaft in beobachtender Haltung geblieben sein, hätten wir nicht zwei muntere und üppige Hunde mit uns geführt, schöne, schlanke Windspiele, gewohnt, die Hiäne von den Wohnungen abzutreiben, erprobt selbst im Kampf gegen den Wolf jener Länder. Sie antworteten mit Gebell auf jene Laute, und nun bemerkten wir einen allgemeinen Aufstand unter der Herde. Es mochte den Affen daran zu liegen scheinen, einen noch sicherern Aufenthaltsort zu suchen. Sie zogen deshalb bis auf die letzten Posten längs des Kammes dahin und verschwanden unseren Blicken. Doch sahen wir zu unserer Ueberraschung bei der nächsten Biegung des Thales die ganze Herde, diesmal an einer senkrecht erscheinenden, sehr hohen Felsenwand, wo sie in einer langen Reihe, in einer mir heut noch unbegreiflichen Weise, wie an den Felsen klebten. Diese Reihe erschien uns zu lockend, als daß wir sie hätten ungestört in ihrer Ruhe lassen können. Die Jagdlust wurde allzumächtig. Leider war die Wand so hoch, daß an ein sicheres Schießen nicht zu denken war. Wir gedachten also die Gesellschaft wenigstens aufzustören. Der Knall des ersten Schusses brachte eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Ein rasendes Brüllen, Heulen, Brummen, Bellen und Kreischen antwortete; dann setzte sich die ganze Kette in Bewegung und wogte an der Felswand dahin mit einer Sicherheit, als ob die Gesellschaft auf ebenem Boden sich fortbewege, obgleich wir nicht absehen konnten, wie es nur möglich war, festen Fuß zu fassen. Ein schmales Gesims schien von den Affen als höchst bequemer Weg betrachtet zu werden. Nur an zwei Stellen, wo sie einmal gegen zehn Fuß in die Tiefe und beinahe eben so wieder aufsteigen mußten, bewegte sich der Zug langsamer und vorsichtiger. Wir feuerten etwa sechs Schüsse ab; aber es war uns unmöglich, sicher zu zielen, auch schon weil der Anblick so viel Ueberraschendes hatte, daß uns alle Ruhe verloren ging. Immerhin aber waren unsere Kugeln noch gut genug gerichtet, um die Aufregung der Affen bis zum Entsetzen zu steigern. Ueberaus komisch sah es aus, wie die ganze Herde nach einem Schuß urplötzlich sich an einem Felsen anklammerte, als fürchte sie, durch die bloße Erschütterung zur Tiefe herabgestürzt zu werden. Wie es schien, entkamen Alle unversehrt unseren Geschossen. Allein der Schreck mochte ihnen doch wohl einen Streich gespielt haben; denn es wollte uns dünken, als hätten sie die ihnen sonst eigne Berechnung diesmal ganz außer Acht gelassen. Beim Umbiegen um die nächste Wendung des Thales trafen wir die ganze Gesellschaft nicht mehr in der Höhe, sondern in der Tiefe an, eben im Begriff, das Thal zu überschreiten, um auf den gegenüberliegenden Höhen Schutz zu suchen. Ein guter Theil der Herde

war schon am jenseitigen Ufer angekommen, die Hauptmasse aber noch zurück. Unsere Hunde stutzten einen Augenblick, als sie das wogende Gewimmel erblickten; dann stürzten sie sich mit jauchzendem Bellen unter die Bande. Jetzt zeigte sich uns ein Schauspiel, wie man es nur selten zu schauen bekommt. Sobald die Hunde herbeieilten, stürzten sich von allen Felsen die alten Männchen herab in das Thal, jenen entgegen, bildeten sofort einen Kreis um die Rüden, brüllten furchtbar, rissen die zähnestarrenden Mäuler weit auf, schlugen mit den Händen grimmig auf den Boden und sahen ihre Gegner mit so boshaften, wüthend funkelnden Blicken an, daß diese sonst so muthigen, kampflustigen Thiere entsetzt zurückprallten und ängstlich bei uns Schutz suchen wollten. Selbstverständlich hetzten wir sie von neuem zum Kampfe, und es gelang uns auch glücklich, ihren Eifer wieder anzufachen. Das Schauspiel hatte sich jedoch inzwischen verändert: die sich siegreich wähnenden Affen waren unterdeß auf die erkorene Seite gezogen. Als die Hunde von frischem anstürmten; befanden sich nur wenige in der Tiefe des Thales, unter ihnen ein etwa halbjähriges Junges. Es kreischte laut auf, als es die Hunde erblickte, flüchtete eilends auf einen Felsblock und wurde hier kunstgerecht von unseren vortrefflichen Thieren gestellt. Wir schmeichelten uns schon, diesen Affen erwischen zu können: allein es kam anders. Stolz und würdevoll, ohne sich im geringsten zu beeilen und ohne auf uns zu achten, erschien vom andern Ufer herüber eins der stärksten Männchen, ging furchtlos den Hunden entgegen, blitzte ihnen giftige Blicke zu, welche sie vollkommen in Achtung hielten, stieg langsam auf den Felsblock zu dem Jungen, schmeichelte diesem und trat mit ihm den Rückweg an, dicht an den Hunden vorüber, welche so verblüfft waren, daß sie ihn mit seinem Schützling ruhig ziehen ließen. Diese muthige That des Stammvaters der Herde erfüllte uns ebenfalls mit Ehrfurcht, und keiner von uns dachte daran, ihn in seinem Wege zu stören, obgleich er sich uns nah genug zur Zielscheibe bot.

Auf späteren Jagden lernte ich die Affen noch besser kennen und dabei die unglaubliche Lebenszähigkeit dieser Thiere bewundern. Wenn sie die Kugel nicht unmittelbar aufs Blatt oder in den Kopf erhielten, gingen sie uns regelmäßig verloren. Sie eilten, auch wenn sie stark verwundet waren, noch so rüstig davon, daß sie immer entkamen. Schrotschüsse fruchteten gar Nichts. Sie griffen dann nur nach der verwundeten Stelle, rieben sie mit der Hand und setzten ihren Weg weiter fort, als ob Nichts geschehen wäre. Schließlich waren wir so kühn geworden, daß wir gar nicht daran glaubten, bei solchen Jagden irgendwie gefährdet zu sein. Allein auch hierüber sollten wir bald eines Bessern belehrt werden.

Als ich mit dem Herzog von Koburg-Gotha, seinen fürstlichen Begleitern und der übrigen Reisegesellschaft das zweite Mal durch das Thal von Mensa zog, machte uns einer der Abissinier auf einige Paviane aufmerksam, welche auf ziemlich hohen Bäumen saßen. Ich erwähne Dies ausdrücklich, weil die Paviane, wie ich oben sagte, gewöhnlich nur im Nothfalle Bäume ersteigen. Selbstverständlich wurde sofort auf die entdeckten Schelme Jagd gemacht, obgleich ich davon abrieth, weil ich richtig vermuthete, daß die Hauptmenge auf der andern Seite des Berges sitzen würde. Beim Umgehen einer Thalbiegung sahen wir denn auch eine der größten Herden, welche uns überhaupt vorgekommen, langsam an den Bergwänden dahinschreiten. Ihnen wurde jetzt eine wahre Schlacht geliefert. Mehr als zwanzig Schüsse fielen von uns, mehrere der Paviane wurden getödtet, viele verwundet und die ganze Herde nach und nach auf den Kamm des Berges getrieben. Anfänglich schossen wir vom Thalgrunde aus: bald aber suchten wir an der gegenüberliegenden Wand geschütztere Standorte; denn die von uns durch unsere Schüsse ebenso erschreckten wie erzürnten Thiere griffen jeden Stein auf, welchen sie auf ihrem Wege liegen sahen, und rollten ihn in die Tiefe hinab. Der Büchsenspanner des Herzogs versicherte, ein großes Männchen gesehen zu haben, welches mit einem gewaltigen Stein unter dem Arme einen Baum erstiegen und von dort aus seine Bürde nach uns zu in die Tiefe hinabgeschleudert habe. Mehrere der Rollsteine flogen uns im Anfange so nahe an den Köpfen vorbei, daß wir das Lebensgefährliche unserer Stellung augenblicklich einsahen und förmlich flüchteten, um bessere Plätze zu gewinnen. Während des ganzen Gefechts blieb die Thalsohle für unsere nachkommende Karawane vollständig gesperrt; denn die Paviane rollten Steine von mehr als Kopfgröße zur Tiefe hernieder.

Mir ist es, seitdem ich die Thiere selbst in ihrer Freiheit sah, durchaus nicht mehr unwahrscheinlich, daß sie auf einen nicht mit dem Feuergewehr bewaffneten Menschen im Augenblick der höchsten Gefahr muthig losgehen und ihn gemeinsam angreifen, wie die Araber und Abissinier, sowie übereinstimmend auch gute Beobachter, namentlich Rüppell und Schimper, erzählen. Wir selbst haben zwar keine Erfahrungen gesammelt, welche jene Beobachtungen bestätigen könnten, wohl aber gesehen, daß die Hamadryaden selbst vor dem Bewaffneten sich



Der Gelada (Cynocephalus Gelada).

nur höchst langsam und mit sehr vielsagendem Zähnefletschen und Brüllen zurückziehen. Schimper versicherte mich, daß der Hamadryas ohne Umstände Menschen nicht nur angreife, sondern auch bewältige und tödte. Auch Rüppell giebt an, daß der scheußliche Affe unter die gefährlichsten Gegner des Menschen gerechnet werden muß.

In unmittelbarer Nähe des Hamadryas wohnt ein zweiter Mantelpavian, der Gelada (Cinocephalus Gelada). Er ist der Riese seiner Familie und noch bedeutend größer, als der Hamadryas, wenn auch sein Entdecker, unser Rüppell, dieses verneint. Ich stützte mich bei meinen Angaben auf die mündlichen Mittheilungen Schimpers, welcher seit 28 Jahren in Habesch lebt und oft genug Gelegenheit fand, den Gelada zu beobachten. Mein Gewährsmann versichert, daß recht alte Männchen des Gelada Mannesgröße erreichen. Unser Affe unterscheidet sich vom Hamadryas auf den ersten Blick. Seine Hautfarbe ist dunkelbraun, der Kopf, der Oberhals, die Mähnenhaare und der Schwanz sind lichtbraun, die Kehle und Unterseite, die untere Hälfte der Vorderglieder und die Rückenseite der vier Hände schwarzbraun. Auf dem Vorderhals und über der Brust finden sich zwei große, dreieckige, nackte, fleischfarbige Hautstellen. Die Gesäßschwielen sind dunkelgrauschwarz gefärbt.

Unter den mantellosen Pavianen ist mir der Babuin oder Khird der Araber (Cynocephalus Babuin) am besten bekannt geworden, wenn auch nur in seinem Gefangenleben. Mit den eben beschriebenen Sippschaftsverwandten kann der Babuin allerdings nicht verwechselt werden, wohl aber mit anderen Hundsköpfen und zumal mit dem am Kap lebenden Tschakma (Cynocephalus porcarius), von welchem ihn hauptsächlich sein gründlich braungelber — anstatt bräunlicher — Pelz unterscheidet. Auch ist er etwas kleiner, als jener. Die Haare

zeigen abwechselnd gelbe und schwärzliche Ringe von dunkler Farbe. Im Gesicht ist er grünlichbraun, und die Augenlider sind weißlich, blaßfleischroth.

Hinsichtlich der Lebensweise und des Betragens ist zwischen beiden Pavianen kein Unterschied zu bemerken; ich werde deshalb vorzugsweise von der mir bekannteren Art reden.

Der Babuin lebt so ziemlich in der Heimat des Hamadryas, dringt aber weiter in das Innere Afrikas vor, als dieser. Abissinien, Kordofahn und andere mittelafrikanische Länder beherbergen ihn, und wo er vorkommt, ist er häufig. Er wird sehr oft gefangen und auf dem Nil herunter nach Egypten und von dort aus nach Europa gebracht. In Egypten dient er den Gauklern so ziemlich zu denselben Zwecken, wie sein gemähnter Bruder. Er ist weniger bösartig, als dieser, und jung sogar recht freundlich und liebenswürdig.

In seinen Bewegungen und seiner Stellung gleicht der Babuin ganz den anderen Pavianen, sein geistiges Wesen zeichnet ihn jedoch zu seinem Vortheil aus. Er ist ein sehr kluges Thier und gewöhnt sich jung außerordentlich leicht an den Menschen, läßt sich zu allen möglichen Kunststücken ohne Mühe abrichten und hängt seinem Herrn, trotz schlechter Behandlung, mit großer Treue an. Das Weibchen ist sanfter und liebenswürdiger, als das Männchen, welches oft seine Tücken und Unarten auch seinem Herrn gegenüber zeigt, während das Weibchen mit diesem auf dem traulichsten Fuße lebt. Ich habe deshalb mir auch regelmäßig weibliche Paviane ausgesucht.

Der erste Babuin, welchen ich besaß, erhielt den Namen Perro. Es war ein hübscher munterer Affe und hatte sich schon in drei Tagen vollkommen an mich gewöhnt. Ich wies ihm das Amt eines Thürhüters an, indem ich ihn über unserer Hofthüre befestigte. Hier hatte er sich bald einen Lieblingssitz ausgesucht und bewachte von dort aus die Thüre auf das allersorgfältigste. Nur uns und ihm Bekannte durften eintreten, Unbekannten verwehrte er hartnäckig den Eingang und geberdete sich dabei so toll, daß er stets gehalten werden mußte, bis der Betreffende eingetreten war, weil er sonst wie ein wüthender Hund auf denselben losgefahren sein würde. Bei jeder Erregung erhob er den Schwanz und stellte sich auf drei von seinen Händen, die vierte benutzte er, um damit heftig auf den Boden zu schlagen, ganz wie ein wüthender Mensch auf den Tisch schlägt, nur daß er nicht die Faust ballte, wie dieser. Seine Augen glänzten und blitzten im Zorne, er ließ ein bellendes Geschrei hören und rannte dann wüthend auf seinen Gegner los. Nicht selten verstellte er sich mit ausgesuchter Niederträchtigkeit, nahm eine sehr freundliche Miene an, schmatzte mehrmals rasch hinter einander, was immer als Freundschaftsbetheuerung anzunehmen war, und langte sehnend mit den Händen nach Dem, welchem er Etwas auswischen wollte. Gewährte ihm dieser seine Bitte, so fuhr er wie ein Teufel nach der Hand, riß seinen Feind an sich heran und kratzte und biß ihn. Er lebte mit allen Thieren in Freundschaft, mit Ausnahme der Strauße, welche wir besaßen. Diese trugen jedoch die Schuld des feindlichen Verhältnisses, welches zwischen beiden bestand. Perro saß, wenn seine Wächterdienste unnöthig waren, gewöhnlich ganz ruhig auf seiner Mauer und hielt sich gegen die sengenden Sonnenstrahlen ein Stückchen Strohmatte als Schirm über den Kopf. Dabei vernachlässigte er es, auf seinen langen Schwanz besondere Rücksicht zu nehmen und ließ diesen an der Mauer herabhängen. Die Strauße haben nun die Unart, nach allem Möglichen, was nicht niet- und nagelfest ist, zu beißen. Und so geschah es denn sehr oft, daß einer oder der andere dieser Vögel schaukelnd heran kam, mit seinem dummen Kamelkopfe sich dem Schwanze näherte und, ohne daß Perro es ahnte, plötzlich demselben einen tüchtigen Biß versetzte. Die Strohmatte wegwerfen, laut schreien, den Strauß mit beiden Vorderhänden am Kopfe fassen und tüchtig abschütteln, war dann gewöhnlich Eins. Es kam oft vor, daß der Affe nachher eine ganze Viertelstunde lang nicht aus seiner Wuth herauskam. Nun war es freilich kein Wunder, daß er dem Strauße, wo er ihn nur immer erwischen konnte, einen Hieb oder Kniff versetzte.

Während meines zweiten Aufenthaltes in Ost-Sudahn hatte ich oft viele Paviane derselben Art zu gleicher Zeit in meinem Gehöft. Sie gehörten theils mir, theils einem meiner Freunde an. Jeder Pavian kannte seinen Herrn genau und ebensogut den ihm verliehenen Namen. Es war eine Kleinigkeit, einen frischgekauften Affen beides kennen zu lernen. Wir brachten das Thier in das Innere unserer Wohnung und sorgten durch aufgestellte Wachen dafür, daß er den Raum nicht verlassen konnte. Dann nahm Einer von uns die Peitsche und bedrohte den betreffenden Affen, der Andere geberdete sich in ausdrucksvollster Weise als Schutzherr des Verfolgten. Nur selten wurde es wirklich nöthig, einen Pavian zu schlagen; er begriff schon die Drohung und den ihm in Aussicht gestellten Schutz vollkommen und erwies sich stets sehr dankbar für die ihm in so schwerer Bedrängniß gewordene Hilfe. Ebenso leicht wurde es,

einem Pavione begreiflich zu machen, daß er mit dem oder jenem Namen getauft worden sei. Wir riefen den Namen und prügelten alle diejenigen, welche falsch antworteten. Hierin bestand das ganze Kunststück. Es war keineswegs nöthig, harte Züchtigungen zu verhängen. Die Drohung, zu schlagen, bewirkte oft mehr, als die Schläge selbst, und versetze jeden Pavian stets in die größte Aufregung.

Alle unsere Paviane theilten mit den Eingebornen die Leidenschaft für die Merisa, eine Art Bier, welche die Sudahnesen aus den Körnern der Durrah oder der Dohhen zu bereiten wissen. Sie berauschten sich oft in diesem Getränke und bewiesen mir dadurch, daß die Sudahnesen mich der Wahrheit gemäß über den Fang der Paviane unterrichtet hatten. Rothwein — andern hatten wir nicht — tranken die Affen auch, Branntwein verschmähten sie aber immer. Einmal gossen wir ihnen ein Gläschen davon mit Gewalt in das Maul. Die Folge zeigte sich bald, zumal unsere Thiere vorher schon hinreichend oft die Merisa gekostet hatten. Sie wurden vollständig betrunken und schnitten die allerfürchterlichsten Gesichter, wurden übermüthig, leidenschaftlich, thierisch, kurz gaben mir ein abschreckendes Zerrbild eines rohen, betrunkenen Menschen. Am andern Morgen stellte sich der Katzenjammer mit all seinen Schrecken ein.



Der Babuin (Cynocephalus Babuin).

Ein Mitglied der Gesellschaft brachte ich mit mir nach Deutschland und in meine Heimat. Es zeichnete sich durch auffallenden Verstand aus, verübte aber auch viel lose und tolle Streiche. Unser Haushund hatte sich jahrelang als Tyrann gefallen und war in seinem Alter so mürrisch geworden, daß er eigentlich mit keinem Geschöpf im Frieden lebte und, wenn er erzürnt war oder gestraft werden sollte, sogar nach seinem eignen Herrn biß. An Atile, so hieß mein Pavian, fand er aber einen ihm nicht nur ebenbürtigen, sondern sogar überlegenen Gegner. Atile machte sich ein Vergnügen daraus, den Hund auf jede Weise zu ärgern. Wenn er draußen im Hofe seinen Mittagsschlummer hielt und sich in der bequemsten Weise auf den grünen Rasen hingestreckt hatte, erschien die neckische Aeffin leise neben ihm, sah mit Befriedigung, daß er fest schlafe, ergriff ihn sacht am Schwanze und erweckte ihn durch einen plötzlichen Riß an diesem geachteten Anhängsel aus seinen Träumen. Wüthend fuhr der Hund auf und stürzte sich bellend und knurrend auf die Aeffin. Diese nahm die herausfordernde Stellung an, schlug mit der einen Hand wiederholt auf den Boden und erwartete getrost ihren erbitterten Feind. Der erreichte sie zu seinem grenzenlosen Aerger niemals. Sowie er nämlich nach ihr biß, sprang sie mit einem Satze über den Hund hinweg und hatte ihn im nächsten Augenblicke wieder beim Schwanze. Daß der Hund durch solche Beleidigungen zuletzt geradezu rasend wurde und wirklich vor Wuth schäumte, konnte ich ihm nicht verdenken. Es half ihm aber Alles nichts, und schließlich räumte er stets mit eingezogenem Schwanze das Feld.

Atile liebte Pflegekinder aller Art. Hassan, die bereits erwähnte Meerkatze, war ihr Liebling und genoß ihre Zuneigung in sehr hohem Grade — so lange es sich nicht um das Fressen handelte. Daß der gutmüthige Hassan so zu sagen jeden Bissen mit ihr theilte, schien

sie ganz selbstverständlich und keines Dankes würdig zu finden. Sie verlangte von ihm sklavische Unterwürfigkeit: sie brach ihm — wie schon bemerkt — augenblicklich das Maul auf und leerte die gefüllten Vorrathskammern Hassans ohne Umstände aus, wenn dieser den kühnen Gedanken gehabt hatte, auch für sich Etwas in Sicherheit zu bringen. Uebrigens genügte ihrem großen Herzen ein Pflegekind noch nicht; ihre Liebe verlangte mehr Beschäftigung. Sie stahl junge Hunde und Katzen, wo sie nur immer konnte, und trug sie oft lange mit sich herum. Eine junge Katze, welche sie gekratzt hatte, wußte sie unschädlich zu machen, indem sie mit großer Verwunderung die Klauen des Thieres untersuchte und die ihr bedenklich erscheinenden Nägel dann ohne weiteres abbiß.

Ihr Scharfsinn war außerordentlich groß. Sie stahl meisterhaft, machte Thüren auf und zu und besaß eine bedeutende Fertigkeit, Knoten zu lösen, wenn sie glaubte, dadurch irgend Etwas zu erreichen. Schachteln und Kisten öffnete sie ebenfalls und plünderte sie dann immer rein aus. Wir pflegten sie oft zu erschrecken, indem wir ein Häufchen Pulver vor sie auf den Boden schütteten und dieses dann mit Feuerschwamm anzündeten. Sie schrie gewöhnlich laut auf, wenn das Pulver aufblitzte, und machte einen Satz, soweit ihr Strick es zuließ. Doch ließ sie sich derartige Schrecken nur einigemal gutwillig gefallen. Später war sie pfiffig genug, den brennenden Schwamm mit ihren Händen zu ersticken und so die Entzündung des Pulvers zu verhüten! Dann fraß sie dasselbe regelmäßig auf, wahrscheinlich des salpeterigen Geschmackes wegen.

Während des Winters bewohnte sie gewöhnlich den warmen Ziegenstall, trieb aber hier häufig Unfug, indem sie Thüren aushob und so die Ziegen und Schweine befreite, Breter abdeckte und andere derartige unerlaubte Dinge ausführte. Das eingemischte Kleienfutter, welches die Ziegen erhielten, fraß sie leidenschaftlich gern und fing deshalb oft Streit mit den rechtmäßigen Eigenthümern an. Hierbei benahm sie sich äußerst geschickt: sie faßte nämlich mit der einen Hand den Eimer oder Kübel, mit der andern packte sie die Ziege an den Hörnern oder an dem um dieselbe gewundenen Stricke und hielt sie, während sie selber trank, soweit als möglich von sich ab. Wenn die Ziegen sie stießen, schrie sie laut auf und hing dann gewöhnlich im nächsten Augenblicke an dem Halse ihrer Gegnerin, um sie zu bestrafen. Sie verzehrte alles Genießbare, namentlich gern Kartoffeln, welche auch ihre Hauptspeise bildeten. Gewürzhafte Sämereien, zumal Kümmel, waren eine Leckerei für sie. Ganz abweichend von anderen Thieren, liebte sie auch den Tabak und noch mehr den Tabaksrauch und sperrte, wenn ich ihr denselben in das Gesicht blies, immer das Maul weit auf, um davon soviel als möglich einzuschlürfen. Dieselbe Beobachtung habe ich auch bei anderen Affen gemacht; sie sind meines Wissens aber auch die einzigen Thiere, welche an dem Tabaksrauche Gefallen finden.

Ihre Zuneigung zu mir überstieg alle Grenzen. Ich konnte thun, was ich immer wollte: ihre Liebe gegen mich blieb sich gleich. Wie es schien, betrachtete sie mich in allen Fällen als vollkommen unschuldig an allen Uebeln, welche ihr widerfuhren. Wenn ich sie züchtigen mußte, wurde sie niemals auf mich wüthend, sondern immer nur auf Diejenigen, welche zufällig anwesend waren, wahrscheinlich weil sie glaubte, daß diese die Schuld an ihrer Bestrafung trügen. Mich zog sie unter allen Umständen ihren sämmtlichen Bekannten vor; sie wurde, wenn ich mich nahte, augenblicklich eine Gegnerin von Denen, welche sie eben noch geliebkost hatte.

Freundliche Worte schmeichelten ihr sehr; Gelächter empörte sie, zumal wenn sie merkte, daß es ihr galt. Sie antwortete jedesmal, wenn wir sie riefen, und kam auch zu mir heran, wenn ich es wünschte. Ich konnte weite Spaziergänge mit ihr machen, ohne sie an die Leine zu nehmen. Sie folgte mir wie ein Hund, wenn auch nur in weiten Bogen, die sie nach eignem Ermessen ausführte, und Hassan lief wiederum ihr treulich nach.

Schließlich müssen wir noch eines Affen gedenken, welcher von vielen Naturforschern unter die Paviane, von anderen aber unter die Makaken gezählt wird. Ich vertrete, seitdem ich den Schopfpavian, wie wir unser Thier nennen können, lebend gesehen habe, unbedingt die Ansicht Cuviers, welcher den schwarzen Pavian zuerst unter die Hundsköpfe aufnahm.

Der Schopfpavian (Cynocephalus niger) unterscheidet sich von den bis jetzt beschriebenen Hundsköpfen durch seinen Stummelschwanz und die Bildung der Schnauze, welche breit, flach, kurz und besonders dadurch ausgezeichnet ist, daß die Nase nicht wie bei den Pavianen die Oberlippe überragt, sondern ziemlich weit hinten auf der Oberschnauze endigt. Gesicht und Gesäß sind nackt, alle übrigen Theile von einem langen und wolligen Pelze bedeckt, welcher sich auf den Gliedmaßen verkürzt, auf dem Kopfe aber zu einem ziemlich langen Schopfe verlängert. Die Färbung des Pelzes ist ein gleichmäßiges Dunkelschwarz, welches auch auf die sammetartig



Der Schopfpavian (Cynocephalus niger).

nackte Gesichtsfarbe übergeht. Seine Leibeslänge beträgt nur zwei Fuß, die Länge des Schwanzstummels kaum einen Zoll.

Verschiedene Eilande des indischen Meeres, zumal Celebes, die Philippinen und Molukken beherbergen den schwarzen Hundskopf in ziemlicher Menge; jedoch ist über sein Freileben bis heutigen Tages — mir wenigstens — noch Nichts bekannt geworden. Schon mehrmals ist er lebend nach Europa gebracht worden, und hier hat er sich auch stets längere Zeit in der Gefangenschaft erhalten. Der Schopfpavian, welchen ich im Amsterdamer Thiergarten sah, schien sich sehr wohl zu befinden. Er wurde bei Tage regelmäßig zu den Meerkatzen gebracht, welche in dem großen Affenhaus die Zuschauer belustigten. Der üppige und herrschsüchtige Schwarze würde alle schüchternen Affen gepeinigt haben, wenn ihm das leichte Volk der Meerkatzen nicht immer rechtzeitig entronnen wäre. Unsere Abbildung giebt ihn vortrefflich wieder. In der angegebenen Stellung sitzt er manchmal mehrere Minuten lang äußerst nachdenklich da; wahrscheinlich spinnt sich dann eben in seinem Gehirn der Plan zu neuen übermüthigen oder leichtsinnigen Streichen aus.

Gegenwärtig vereinigt man unter dem Namen Papio zwei Paviane, welche namentlich die Westküste Afrikas bewohnen, wegen ihrer ziemlich großen Eigenthümlichkeiten zu einer besondern Sippe und trennt sie von den übrigen: den Mandril (Papio Mormon) und den Dril (Papio leucophaeus). Beide zeichnen sich namentlich dadurch aus, daß ihr Schwanz nur ein Stummel ist, besitzen aber außerdem noch Eigenthümlichkeiten genug.

Mit demselben Rechte, mit welchem wir den Guereza als den schönsten aller Affen betrachten können, dürfen wir den Mandril den häßlichsten nennen. Er ist ein wahrhaft scheußliches Vieh in jeder Beziehung, und sein Geist gleicht leider dem Leibe. Dieser ist überaus kräftig und plump, der Kopf ist abscheulich und das Gebiß wahrhaft furchtbar. Die



Der Mandril (Papio Mormon).

Behaarung ist sehr eigenthümlich rauh und struppig, und die Färbung der nackten Theile im höchsten Grade grell und abstoßend. Der Pelz ist dunkelbraun mit schwach olivenfarbigem Anfluge; jedes einzelne Haar ist schwarz und olivengrün geringelt; am Bauche sind die Haare weißlich, an den Seiten hellbräunlich gefärbt, der Kinnbart ist citronengelb, und hinter den Ohren findet sich ein graulichweißer Flecken. Die Nase ist blutroth und die seitlich angeschwollene von zwei Längswülsten durchzogene nackte Schnauze hellbraun; die Ohren und Hände sind schwarz. In der Jugend ist das Gesicht ungefurcht und schwärzlich, später zeigen sich die zwei braunen Längsfurchen, und erst mit reiferem Alter treten die grellen Färbungen hervor. Die Weibchen sind niemals so lebhaft gefärbt, wie sie auch nicht die Größe des Männchens erreichen. Die Höhe der Letzteren beträgt in aufrechter Stellung 4½ Fuß, in gehender 3 Fuß. Der Leib mißt von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel ebenfalls 3 Fuß, der Schwanz hingegen nur 3 Zoll. Man kann sich kein Thier denken, welches mit lebhafteren Farben begabt und doch so häßlich ist, als der Mandril.

Das garstige Thier findet sich häufig in Guinea, namentlich an der Goldküste. Es lebt in Truppen in gebirgigen Wäldern, theils auf Felsen, theils auf Bäumen, verläßt aber diesen waldigen Aufenthalt oft genug, um die naheliegenden Ansiedelungen der Menschen zu besuchen

und dort nach Herzenslust zu plündern. Die unglaubliche Kraft und die beispiellose Wildheit des Mandril macht ihn den Eingebornen seines Landes und auch den meisten Thieren überaus furchtbar.

Unter allen Pavianen erscheint uns der Mandril als der hoffnungsloseste Wilde, und diejenigen, welche man jung gefangen nahm und so weit zähmte, als ein Hundskopf überhaupt gezähmt werden kann, sind fast als Ausnahmen zu betrachten. Aber auch bei ihnen bricht, wenn sie älter werden, die Wildheit regelmäßig durch, und dann zeigt sich das Thier in seiner ganzen Furchtbarkeit und Scheußlichkeit. Seine Kraft, seine Gewandtheit und sein gefährliches Gebiß machen es zum Herrn der Wildniß. Es fürchtet sich vor keinem Feinde und läßt sich nicht einmal durch den Knall des Schießgewehrs erschrecken. Seine Leidenschaften sind so furchtbar, daß es scheint, als ob es während derselben in eine förmliche Raserei verfiele und den Verstand vollkommen verlöre. Der Zorn der anderen Affen ist, wie ein englischer Schriftsteller sich ausdrückt, der Wuth dieser Thiere gegenüber ein leises Fächeln des Windes, während die Raserei des Mandril einem jener entsetzlichen Stürme der Wendekreisländer gleicht, welche Alles vor sich niederwerfen. Wenn das abscheuliche Vieh erzürnt wird (und hierzu genügt ein einziger Blick, ein lautes Wort, eine Drohung), kommt es in so entsetzliche Aufregung, daß es Alles vergißt und förmlich kopflos wie rasend auf seine Feinde losstürzt. Ein wahrhaft dämonischer Glanz strahlt aus den Augen des Scheusals, welches in Wahrheit auch mit dämonischer Kraft und Böswilligkeit begabt zu sein scheint. Es wird versichert, daß seine stürmischen Leidenschaften es selbst so fürchterlich erschüttern, daß es wohl vor Zorn unter wildem Schreien und Röcheln leblos zur Erde stürze. Und dabei sagt man, daß es weit länger, als andere Paviane, eine Beleidigung nachtrage, ja, daß es eigentlich niemals einem Feinde verzeihen und vergeben könne. So ist es kein Wunder, daß die Eingebornen seiner Heimatländer sich niemals in einen Kampf mit ihm einlassen, ja nicht einmal diejenigen Wälder betreten, in welchen sich gerade Mandrils aufhalten, außer wenn die Männer in bedeutender Zahl und gut bewaffnet sind.

In der Freiheit halten sich die Mandrils in großen Banden zusammen. Sie klettern bei all ihrer Plumpheit doch mit viel Geschick und Gewandtheit auf Felsen und Bäumen herum. Ihr Gang ist ziemlich leicht und sicher; sie gehen aber niemals aufrecht, sondern immer auf allen Vieren. Ihre Stimme klingt tief und hohl, nicht aber laut, weil sie durch einen häutigen Kehlsack gedämpft wird. Am besten vergleicht man sie mit dem Grunzen des Schweines.

Alte Mandrils können niemals gezähmt werden. Sie sind überhaupt nicht lebendig zu erlangen, weil sie auch berauscht noch allzu gefährliche Gegner des Menschen sind. Gewöhnlich kommen nur Junge nach Europa und unter diesen vorzugsweise Weibchen, weil die Männchen gar zu abscheulich sind und, wenn sie älter werden, ihre Wärter oft in bedenklicher Weise mißhandeln. Kein Thier haben die Wärter mehr zu fürchten, als den alten Mandril. Er verträgt übrigens die Gefangenschaft sehr gut und hält auch in unserm Klima viele Jahre aus. Seine Leidenschaften zeigen sich selbst bei der besten Behandlung und wachsen mit zunehmendem Alter unverhältnißmäßig.

Die zweite Art dieser Sippe, der Dril, hat so ziemlich dieselbe Gestalt, wie der Mandril, aber in jedem Alter ein schwarzes Gesicht. Sein Pelz ist mehr grünlich gefärbt, als der des Mandril. Die längs der Nase verlaufenden runzeligen Wülste sind nicht gefaltet. Der Schwanz ist ein gepinselter Stummel. In der Größe steht er weit hinter dem Mandril zurück. Seine Heimat ist dieselbe, wie die seines greulichen Verwandten. Von seinen Sitten in der Freiheit weiß man nur sehr wenig, doch scheint es, daß dieselben denen des Mandrils ähneln. Auch der Dril kommt öfters nach Europa, namentlich nach England, und erfreut sich dort einer ziemlich guten Gesundheit. Das geistige Wesen der Gefangenen hat gezeigt, daß sie eben auch echte Paviane sind: gelehrig in der Jugend, wild und tückisch im Alter.

* * *

(Schmalnasen.) Der Unterschied zwischen allen Erzeugnissen des heißen Erdgürtels der alten Welt und denen Südamerikas ist regelmäßig ein durchgreifender und augenscheinlicher. Die Westhälfte der Erde zeigt der Osthälfte gegenüber fast immer ein durchaus selbstständiges Gepräge: Alles in ihm ist anders, als in der alten Welt, und nur hier und da erinnert noch Etwas an diese; aber dann haben wir es auch nicht mit dem eigentlichen Amerika zu thun: denn dieses sind die Landstriche zwischen den Wendekreisen. Sie bilden eine eigene Welt für sich. Erde und Klima, Licht und Luft, Pflanze und Thier — Alles ist anders als drüben im Osten. Deshalb tritt uns, wenn das Glück es uns gestattet, der Wandersehnsucht des Herzens zu folgen, in den Wendekreisen des Westens Alles und Jedes so märchenhaft oder zauberartig

entgegen: der Reiz der Neuheit besiegt, der Reichthum der Natur bewältigt und läßt die vielen Vorzüge unserer Erdhälfte vergessen.

Bei der Betrachtung derjenigen Thiere, welche wir zunächst zu berücksichtigen haben, ist Dies wohl weniger oder nicht der Fall. Die neuweltlichen Affen oder Schmalnasen sind zwar merkwürdige Geschöpfe: schön aber sind sie nicht oder wenigstens nur einzelne. Und Eines muß augenblicklich auffallen: nur der Leibes- und Gliederbau stempelt sie zu Affen, nicht aber auch das geistige Wesen. Alle neuweltlichen Affen sind viel unbeholfenere, trägere, traurigere, geistlosere Geschöpfe, als ihre Familienverwandten der alten Welt. Sie sind harmloser, gutmüthiger, unschädlicher, als diese: aber eben deshalb keine echten Affen mehr. Denn diese wollen wir gar nicht ohne die nur ihnen gehörenden Eigenschaften, ohne ihre Lustigkeit, Munterkeit, Keckheit, Unverschämtheit, ja, ich möchte sagen, ohne ihre Niederträchtigkeit. Wir sind nun einmal gewohnt, unser Zerrbild in den merkwürdigen Gesellen zu erblicken, und fühlen uns unbefriedigt, wenn dieses Zerrbild nicht auch ein geistiges ist.

Die neuweltlichen Affen unterscheiden sich regelmäßig durch ihren Körper- und Gliederbau, sowie durch ihre Zahnbildung von ihren Vettern im Osten. Ihr Leib ist gewöhnlich schmächtig, die Glieder sind lang, der Schwanz fehlt nie und verkümmert auch nie, wird vielmehr häufig zur fünften Hand, indem er sich an seiner Spitze durch kräftige Muskeln zusammenrollen und deshalb als Greifwerkzeug gebrauchen läßt. Der Daumen der Vorderhände kann den übrigen Fingern nicht in demselben Grade gegenübergestellt werden, wie dies an den Hinterhänden der Fall ist. Die Nägel sind platt. Anstatt zweiunddreißig Zähne bilden sechsunddreißig das Gebiß; es finden sich auf jeder Seite sechs Backenzähne. Backentaschen und Gesäßschwielen sind nie vorhanden. Die Nasenscheidewand ist breit. Kein einziges Mitglied der ganzen Familie erreicht eine bedeutende Affengröße, und keines hat eine vorspringende Schnauze. Ihre Färbung ist zwar manchfaltig, aber niemals so bunt, wie die vieler Affen Asiens und Afrikas.

Der Heimatskreis der neuweltlichen Affen beschränkt sich auf Südamerika. Die Nordgrenze desselben bildet das Antillenmeer, auf dessen schönen Inseln schon keine Affen mehr vorkommen, wie sie auch nicht über die Landenge von Panama nordwärts gehen. Nach Westen hin begrenzt die Andeskette, nach Osten hin das atlantische Meer, nach Süden hin der 25. Breitengrad ihr Gebiet.

Alle Neuweltsaffen sind ausschließlich Baumthiere und deshalb vorzugsweise in den Urwäldern zu Hause. Wasserreiche oder sumpfige Gegenden lieben sie mehr, als trockene. Auf die Erde kommen sie blos im äußersten Nothfalle herab; denn auch zur Tränke gehen sie nicht so wie andere Thiere, sondern klettern an Schlingpflanzen, überhängenden Aesten und dergleichen bis auf das Wasser herab und trinken, ohne die Zweige zu verlassen. Es ist wohl möglich, daß einzelne dieser Affen hunderte von Meilen zurücklegen, ohne auf ihrem Wege jemals die Erde zu berühren. Die Bäume bieten ihnen Alles, was sie bedürfen; denn ihre Nahrung besteht nur aus Pflanzentheilen aller Art, sowie aus Kerbthieren, Spinnen, Vogeleiern oder jungen Nestvögeln und Honig, und nur wenige plündern zuweilen in einer Pflanzung.

Die meisten Arten sind am Tage rege, einige wenige aber Dämmerungs- und wirkliche Nachtthiere. Die einen, wie die anderen, sind zu ihrer Zeit lebhaft und gewandt; jedoch giebt es unter den größeren Affen mehrere Arten, welche äußerst träge und gewissermaßen die Orang-Utangs der neuen Welt sind. Das Klettern verstehen alle vortrefflich und wissen dabei, wie ich schon oben andeutete, ihren ausgezeichneten Schwanz auch ausgezeichnet zu gebrauchen. Dieser Schwanz ist geradezu Alles in Allem für die sonst sehr tölpischen Thiere; sie könnten ohne ihn gar nicht leben. Ihre Ungeschicklichkeit macht eine beständige Versicherung des Leibes nöthig, und eine solche gewährt der Wickelschwanz unter allen Umständen. Fast bei jeder Stellung, auch während der tiefsten Ruhe schlingt der Affe seinen Schwanz um irgend Etwas und sei es selbst um eines seiner eigenen Glieder. Die Muskelstärke des Schwanzes, welche die der übrigen Gliedmaßen weit übertrifft, und das feine Gefühl in dem Schwanzende ermöglicht ihnen den umfassendsten Gebrauch des merkwürdigen Geschenkes der Natur für ihr stilles Leben und ersetzt ihnen vielfach die ihnen fehlende geistige wie leibliche Behendigkeit ihrer überseeischen Vettern. Trotz alledem sind ihnen die echten Baumaffen der alten Welt im Springen und Klettern entschieden überlegen. Der Gang der Neuweltsaffen geschieht immer auf allen vier Beinen und ist stets mehr oder weniger unbeholfen, unsicher und schwankend, kurz schlecht.

In ihrer geistigen Begabung stehen sie weit hinter ihren östlichen Verwandten zurück. Sie sind im Ganzen zwar sanft, gutmüthig und zutraulich, aber auch dumm, ungeschickt, ungelehrig

und schwerfällig. Einzelne sind neugierig, muthwillig und neckisch, andere dagegen grämlich, eigensinnig, boshaft, tückisch und bissig. Lüstern, genäschig, diebisch und habsüchtig sind sie auch, besitzen also ebenfalls schlechte Eigenschaften genug — und die guten Seiten der altweltlichen Affen gehen ihnen dafür ab. Wenn man zwischen alt- und neuweltlichen Affen zu wählen hat, wird man wohl niemals lange in Zweifel bleiben, welche uns besser gefallen. In der Freiheit sind diese immer scheu und furchtsam und nicht im Stande, wirkliche Gefahr von eingebildeter zu unterscheiden. Deshalb fliehen sie bei jeder ungewöhnlichen Erscheinung und suchen sich so rasch wie möglich in dichtem Gezweig zu verbergen. Angeschossene beißen tüchtig nach Dem, welcher sie fassen will; Gesunde vertheidigen sich wohl blos gegen schwache Raubthiere. Es sind kraftlose, feige Thiere.

In der Gefangenschaft benehmen sie sich bald artig und zutraulich, werden im Alter aber doch auch böse und bissig, wenngleich nicht immer. Ihre geistige und leibliche Trägheit, ihr schwermüthiges Aussehen, die kläglichen Töne, welche sie und oft mit merkwürdiger Ausdauer ausstoßen, ihre Unreinlichkeit, ihre Weichlichkeit und Hinfälligkeit: — alle diese Eigenschaften und Sitten sind eben auch nicht geeignet, sie als Hausgenossen und Zeitvertreib des Menschen zu empfehlen. Einige wenige Arten machen freilich eine rühmliche Ausnahme und werden deshalb auch häufig zahm gehalten und mit großer Liebe gepflegt.

Ihre Mutterliebe ist eben so erhaben, wie die der altweltlichen Affen. Sie gebären ein oder zwei Junge auf einmal und lieben, hätscheln, pflegen und beschützen dieselben mit einer Sorgfalt und Herzlichkeit, welche ihnen immer Bewunderung und Liebe erwerben muß.

Dem Menschen werden die neuweltlichen Affen nicht oder kaum schädlich. Der weite, große, reiche Wald ist ihre Heimat, ihr Ernährer und Versorger; sie bedürfen des Herrn der Erde und seiner Anstalten nicht. Nur wenige Arten fallen zuweilen in waldnahe Felder ein und erheben sich dort einen geringen Zoll, welcher gar keine Aehnlichkeit hat mit den Erpressungen, die sich die Altweltsaffen erlauben. Der Mensch dagegen zieht mancherlei Nutzen aus den harmlosen Waldbewohnern Amerikas. Er jagt sie ihres Fleisches und ihres Pelzes wegen. Mancher Reisende hat längere Zeit die Affen als schätzbares Wildpret betrachten und sich aus ihrem Fleische Suppen und Braten bereiten müssen, und manche feine europäische Frau birgt und wärmt ihre zarten Hände in einer Hülle, welche früher den Leib eines Affen bekleidete.

Für die Eingebornen Amerikas ist der Affe ein außerordentlich wichtiges Thier; denn sein Fleisch bildet einen guten Theil ihrer Nahrung. Sie jagen ihm eifrig nach und erlegen deren auf großen Jagden zu Hunderten. Gewöhnlich bedienen sie sich zu ihrer Jagd des Bogens, nicht selten wenden sie aber auch das Blasrohr und kleine, jedoch mit dem fürchterlichsten Gifte getränkte Pfeile an, welche über hundert Fuß hoch empor geschleudert werden und unrettbar tödten, auch wenn sie blos die Haut durchbohrt haben. Zwar versuchen es alle Affen, den kleinen Pfeil so schnell als möglich aus der Wunde zu ziehen: allein der schlaue Mensch hat das Geschoß halb durchschnitten, und deshalb bricht fast regelmäßig die Giftspitze ab und bleibt in der Wunde stecken — furchtbar genug, um auch einem ganz andern Thiere die Lebenskraft zu rauben.

Mit derselben Waffe erbeuten die Indianer auch die Affen, welche sie für die Gefangenschaft wünschen. „Wollen die Arekunas", sagt Schomburgk, „einen alten, störrischen Affen zähmen, so bestreichen sie das Pfeilchen mit geschwächtem Urarigift. Stürzt er betäubt herab, so wird die Wunde gleich ausgesogen; alsdann begraben sie ihn bis an den Hals in die Erde und flößen ihm eine starke Auflösung salpeterhaltiger Erde und Zuckerrohrsaft ein. Ist der Patient etwas zu sich gekommen, so wird er herausgenommen und wie ein Wickelkind umschlungen. In dieser Zwangsjacke bekommt er einige Tage lang nur Zuckersaft zum Getränk und in Salpeterwasser gekochte, stark mit spanischem Pfeffer gewürzte Speisen zur Nahrung. Schlägt diese Gewaltkur nicht an, so wird der Unbändige eine Zeit lang im Rauche aufgehangen. Bald legt sich nun die Wuth; das heimtückische Auge wird mild und fleht um Verzeihung. Dann werden die Banden gelöst, und auch der bissigste Affe scheint nun vollkommen vergessen zu haben, daß er jemals frei im Walde gelebt." So fesselt der Mensch das freie Kind der Wildniß und zwingt es, ihm zu dienen.

(Brüllaffen.) Okens Ausspruch, daß die größten Thiere innerhalb einer Familie oder Sippe auch immer die vollkommensten seien, findet wie bei den altweltlichen Affen, so auch bei den neuweltlichen seine Bestätigung. Den Brüllaffen (Mycetes) wird in der zweiten Familie unserer Ordnung der erste Rang eingeräumt. Ihr Körper ist schlank, aber doch gedrungener

als bei den übrigen Sippen der neuweltlichen Affen. Die Gliedmaßen sind gleichmäßig entwickelt, die Hände fünffingerig; der Kopf ist groß und die Schnauze vorstehend; die Behaarung ist dicht und am Kinn bartartig verlängert. Als eigenthümliches Merkmal der Brüllaffen muß vor Allem der kropfartig verdickte Kehlkopf angesehen werden. Alexander von Humboldt war der erste Naturforscher, welcher dieses Werkzeug zergliederte. „Während die kleinen amerikanischen Affen", sagt er, „die wie Sperlinge pfeifen, ein einfaches dünnes Zungenbein haben, liegt die Zunge bei den großen Affen auf einer ausgedehnten Knochentrommel. Ihr oberer Kehlkopf hat sechs Taschen, in denen sich die Stimme fängt, und wovon zwei taubennestförmige große Aehnlichkeit mit dem untern Kehlkopf der Vögel haben. Der dem Brüllaffen eigene klägliche Ton entsteht, wenn die Luft gewaltsam in die Knochentrommel einströmt. Wenn man bedenkt, wie groß die Knochenschachtel ist, wundert man sich nicht mehr über die Stärke und den Umfang der Stimme dieser Thiere, welche ihren Namen mit vollem Rechte tragen." Der Schwanz der Brüllaffen ist sehr lang, am hintern Ende kahl, dort nerven- und gefäßreich, auch sehr muskelkräftig und daher zu einem vollkommenen Greifwerkzeuge gestaltet.

Weit verbreitet, bewohnen die Brüllaffen fast alle tropischen Länder und Gegenden Südamerikas. Dichte, hochstämmige und feuchte Wälder sind ihr Aufenthalt; in den Steppen finden sie sich nur da, wo die einzelnen Baumgruppen sich zu kleinen Wäldern vergrößert haben und Wasser in der Nähe ist. Trockene Gegenden meiden sie gänzlich. Ihre Lebensweise ist so gleichförmig, daß man allen Arten gerecht wird, wenn man das Treiben und Schaffen einer einzigen beschreibt.

In den Lehrbüchern finden sich mehr als ein Dutzend Namen für die Brüllaffen; doch ist es jetzt ausgemacht, daß alle Brüllaffen auf sehr wenige, vielleicht nur auf drei oder vier Arten zurückzuführen sind.

Unserer Lebensschilderung liegen die Beobachtungen zu Grunde, welche von Alexander von Humboldt, Prinz Max von Neuwied, Rengger und von Schomburgk über zwei Arten, den rothen Brüllaffen oder Alauten (Mycetes seniculus) und den schwarzen Brüllaffen oder Caraya (Mycetes niger) gesammelt wurden. Das Männchen des erstern hat einen lebhaft glänzenden, rothen Pelz, welcher auf dem Rücken in das Goldgelbe spielt. Das Weibchen ist dunkler und oft rein schwarzbraun; die Jungen ähneln der Mutter. Beim Carayamännchen ist der Pelz kohlschwarz gefärbt; die nackten Theile aber sind rothbraun. Weibchen und Junge sind lichter, gewöhnlich graulichgelb gefärbt. Immer haben die Männchen einen längern und dichtern Pelz und namentlich einen längern Bart, als die Weibchen. Vielfache Spielarten kommen von beiden vor. In der Größe gleichen sich der Alaute und der Caraya so ziemlich. Neuwied giebt die Länge des erstern zu 20¼, die Schwanzlänge dagegen zu 21⅔ Zoll an, Rengger die des letztern zu 20 Zoll. Dieser ist hinsichtlich seines Vorkommens der südliche Vertreter von jenem. Er bewohnt Paraguay und Südbrasilien, während jener mehr in der Nähe von Guiana zu finden ist. Beide Arten sind an manchen Orten unglaublich häufig: Humboldt schätzt, daß auf einer mit geeignetem Wald bestandenen Quadratmeile wohl zweitausend Stück Brüllaffen vorkommen mögen, und sah Banden von ihrer vierzig. Rengger begegnete nur kleineren Gesellschaften, meist Familien von drei bis zehn Mitgliedern.

Der Brüllaffe ist eines derjenigen amerikanischen Thiere, welches schon seit der ältesten geschichtlichen Zeit den Reisenden, immer aber nur unvollständig, bekannt wurde und deshalb zu vielen Fabeln Veranlassung gab. Schomburgk mag uns die Thiere zuerst vorstellen; dann wollen wir den Mittheilungen der Uebrigen folgen.

„Nach meiner Ankunft", sagt jener ausgezeichnete Beobachter, „hatte ich bei Auf- und Untergang der Sonne aus dem Urwalde das schauerliche Geheul zahlreicher Brüllaffen herübertönen hören, ohne daß es mir bei meinen Streifereien gelungen wäre, die Thiere selbst aufzufinden. Als ich eines Morgens nach dem Frühstück, mit meinem Jagdzeug versehen, dem Urwalde zuschritt, schallte mir aus der Tiefe desselben abermals jenes wüste Geheul entgegen und setzte meinen Jagdeifer in volle Flammen. Ich eilte also durch Dick und Dünn dem Gebrüll entgegen und erreichte auch nach vieler Anstrengung und langem Suchen, ohne bemerkt zu werden, die Gesellschaft. Vor mir auf einem hohen Baume saßen sie und führten ein so schauerliches Concert auf, daß man wähnen konnte, alle wilden Thiere des Waldes seien in tödtlichem Kampfe gegen einander entbrannt, obschon sich nicht leugnen ließ, daß doch eine Art von Uebereinstimmung in ihm herrschte. Denn bald schwieg nach einem Taktzeichen die über den ganzen Baum vertheilte Gesellschaft, bald ließ ebenso unerwartet einer der Sänger seine unharmonische Stimme wieder erschallen, und das Geheul begann von neuem. Die Knochentrommel am Zungenbeine, welche durch ihre Resonanz der Stimme eben jene mächtige Stärke



Schwarzer Brüllaffe (Mycetes niger).

verleiht, konnte man während des Geschreies auf und nieder sich bewegen sehen. Augenblicke lang glichen die Töne dem Grunzen des Schweines, im nächsten Augenblicke aber dem Brüllen des Jaguars, wenn er sich auf seine Beute stürzt, um bald wieder in das tiefe und schreckliche Knurren desselben Raubthiers überzugehen, wenn es, von allen Seiten umzingelt, die ihm drohende Gefahr erkennt. Diese schauerliche Gesellschaft hatte jedoch auch ihre lächerlichen Seiten, und selbst auf dem Gesichte des düstersten Menschenfeindes würden für Augenblicke sich Spuren eines Lächelns gezeigt haben, wenn er gesehen, wie diese Concertgeber sich mit langen Bärten starr und ernst einander anblickten. Man hatte mir gesagt, daß jede Herde ihren eignen Vorsänger besäße, der sich nicht allein durch seine feine schrillende Stimme von allen tiefen Bassisten unterscheide, sondern auch durch eine viel schmächtigere und feinere Gestalt auszeichne. Ich fand die erstere Angabe bei dieser Herde vollkommen bestätigt; nach der feineren und schmächtigen Gestalt sah ich mich freilich vergeblich um, bemerkte dafür aber auf dem nächsten Baume zwei schweigsame Affen, welche ich für ausgestellte Wachen hielt; — waren sie es, so hatten sie ihre Dienste schlecht genug versehen; denn unbemerkt stand ich in ihrer Nähe."

Diese anmuthige Schilderung beweist uns schon hinlänglich, daß wir es bei den Brüllaffen mit höchst eigenthümlichen Geschöpfen zu thun haben, deren ganzes Leben und Treiben eine Vereinigung von allerhand Absonderlichkeiten ist, jedoch weder in der Freiheit noch in der Gefangenschaft irgend welche Anmuth, ja selbst irgend welche Abwechslung bietet.

Grämlich und mürrisch sondern sich die Brüllaffen von allen übrigen Familienverwandten ab. Niemals sieht man sie untereinander spielen. Wenn sie nicht fressen oder brüllen, sehen sie bewegungslos vor sich hin oder schlafen.

Während des Tages sind die höchsten Bäume des Waldes der Lieblingsaufenthalt des Brüllaffen; bei anbrechender Dämmerung zieht er sich in das dichte, von Schlingpflanzen durchflochtene Laub der niedrigen Bäume zurück und überläßt sich da dem Schlafe. Langsam, fast kriechend klettert er von einem Ast zu dem andern, Blätter und Knospen auswählend, langsam mit der Hand sie abpflückend und langsam sie zum Munde bringend. Ist er gesättigt, so setzt er sich in zusammengekauerter Stellung auf einem Aste nieder und verharrt hier regungslos, wie ein uraltes, schlafendes Männchen erscheinend, welches den Kopf auf die Brust stützt; oder er legt sich der Länge lang über den Ast hin, läßt die vier Glieder zu beiden Seiten steif herabhängen und hält sich eben nur mit dem Wickelschwanze fest. Was der Eine thut, wird von dem Andern langsam und gedankenlos nachgemacht.

Für die Brüllaffen ist der Schwanz unzweifelhaft das wichtigste aller Bewegungswerkzeuge sie brauchen ihn, um sich zu versichern — und das thun sie in jeder Stellung; — sie benutzen ihn selbst, um Etwas mit ihm zu erfassen und an sich zu ziehen. Immer und immer dient er hauptsächlich dazu, jeder ihrer langsamen Bewegungen die ihnen unerläßlich dünkende Sicherheit zu verleihen. Man kann nicht behaupten, daß sie schlecht kletterten: sie sind im Gegentheil sehr geschickt; aber niemals machen sie, wie andere Affen, weite, gewagte Sprünge. Beim Dahinschreiten halten sie sich fest auf dem Aste an, bis der hin- und hertastende Schwanz einen sichern Halt gefunden und denselben in einen oder zwei Windungen umschlungen hat; beim Herabklettern halten sie sich so lange an dem Aste, welchen sie verlassen wollen, bis sie mit den Händen einen neuen sichern Halt gefunden haben, beim Aufwärtssteigen an dem untern Aste, bis sie mit allen vier Füßen den obern sicher gepackt haben. Die Kraft des Schwanzes ist größer, als die der Hände. Die Beugemuskeln an seiner Spitze sind so stark, daß sie, einer Uhrfeder vergleichbar, das Schwanzende immer zusammenrollen. Der Brüllaffe kann sich mit der Spitze seines Schwanzes, auch wenn er dieselbe nur mit einer halben Windung um den Ast schlingt, wie an einem Haken aufhängen, er kann alles einem solchen Werkzeuge nur Mögliche ausführen und ist verloren, dem Verderben Preis gegeben, wenn er seines Schwanzes beraubt wurde. Noch im Tode trägt der Schwanz längere Zeit die Last des Körpers, und nicht immer strecken sich unter dieser Last die eingerollten Muskeln: Azara erzählt, daß man zuweilen schon halb verfaulte Carayas noch fest an ihrem Aste hängen sieht.

Wenig andere Thiere sind so ausschließlich an die Bäume gebunden, als die Brüllaffen. Sie kommen nur höchst selten auf die Erde hernieder, wahrscheinlich blos dann, wenn es ihnen unmöglich ist, von den niederen Aesten und Schlingpflanzen herab zu trinken. Humboldt sagt, daß sie nicht im Stande wären, Wanderungen oder auch nur Wandelungen auf ebenem Boden zu unternehmen, und Rengger erklärt die Behauptung der Indianer, nach welcher die Brüllaffen manchmal über breite Ströme setzen sollen, für ein Märchen, welches den Fremden aufgebürdet wird. „Sie fürchten sich", sagt er, „so sehr vor dem Wasser, daß, wenn sie durch das schnelle

Anschwellen des Stromes auf einem Baume isolirt werden, sie eher verhungern, als daß sie durch Schwimmen einen andern Baum zu gewinnen suchen."

Wenn der Brüllaffe keine Nachstellung erfährt, hält er sich in einem bestimmten Gebiete auf, welches höchstens eine Meile Umfang haben mag. Oft verweilt eine Familie während des ganzen Tages auf ein und demselben Baume. Höchst selten sieht man ihn einzeln. Die Familie hält sich sehr treu zusammen. Sie zu beobachten, hält nicht schwer, weil sie sich durch ihr Gebrüll verräth, zumal Morgens und Abends und am öftersten in der warmen Jahreszeit. Bei kalter oder regnerischer Witterung und zur Nachtzeit hört man sie nicht oft. Rengger behauptet sogar, daß sie Nachts niemals einen Laut von sich geben. Gewöhnlich machen die Männchen den Anfang bei diesem Geheul und führen es auch am eifrigsten durch; die Weibchen und Jungen stimmen blos zuweilen mit ein. Beim Brüllen sitzt die ganze Gesellschaft regungslos in der einmal eingenommenen Stellung, die Männchen gewöhnlich weithin sichtbar auf den höchsten Aesten und Bäumen, die Weibchen etwas tiefer unten in der Krone. Manchmal brüllen die Thiere stundenlang mit kurzen Unterbrechungen fort. Humboldt erprobte, daß man das Heulen noch auf 800 Klaftern Entfernung höre; der Prinz von Wied glaubt, daß es noch weiter vernehmbar sei.

Alles, was der Brüllaffe bedarf, bietet ihm sein luftiger Aufenthalt in Fülle. Die Mannichfaltigkeit und der Reichthum der verschiedenen Früchte lassen ihn niemals Mangel leiden. Neben den Früchten frißt er noch alles Mögliche: Körner, Blätter, Knospen und Blumen der verschiedensten Art, wahrscheinlich auch Kerbthiere, Eier und junge, unbehilfliche Vögel, wie seine übrigen Stammgenossen. Den Pflanzungen wird er niemals schädlich, wenn er sich auch Tage lang am Saume derselben aufhält: er zieht Baumblätter dem Mais und den Melonen vor.

Die Familien der Brüllaffen bestehen immer aus einer größern Zahl von Weibchen als Männchen. Im Allgemeinen darf man drei Aeffinnen auf einen Affen rechnen. Ob diese Männchen unter einander kämpfen, weiß man nicht; bei der Trägheit und Langweiligkeit der Thiere ist es nicht wahrscheinlich. Gewöhnlich trifft man die ganze Familie, sie mag so groß oder klein sein, wie sie will, auf demselben Baume an, und immer hält sie sich eng zusammen.

Das Weibchen wirft im Juni oder Juli, manchmal auch schon zu Ende Mai oder erst Anfangs August ein einziges Junges. Nach den Aussagen der Indianer verhalten sich die Brüllaffenmütter ziemlich gleichgiltig gegen ihre Jungen; Prinz von Wied sagt aber ausdrücklich: „Gefahr erhöht die Sorge der Mutter, und selbst tödtlich angeschossen, verläßt sie ihr Junges nicht."

Man giebt sich nur selten mit der Zähmung von Brüllaffen ab, vornehmlich deshalb, weil ihre Erziehung große Schwierigkeiten bietet und sie dafür keinen Ersatz durch ein unterhaltendes Wesen bieten, wie andere Affen. Dagegen werden sie eifrig gejagt, sowohl ihres schwarzen Felles wegen, das zu Beuteln, Satteldecken und selbst zu Grenadirmützen Verwendung gefunden hat, als auch wegen ihres Fleisches, das bei den Indianern beliebt ist. Prinz von Wied, der längere Zeit fast ausschließlich auf dasselbe angewiesen war, versichert, daß es wohlschmeckend sei und eine sehr kräftige Brühe gebe. Aber alle Weißen schildern den Eindruck abschreckend, den die auf dem Rost gebratenen Affen wegen ihrer schauerlichen Aehnlichkeit mit Kindern gewähren.

Es ist nicht so leicht Brüllaffen zu erlegen, da sie in den hohen Baumwipfeln vom Schuß nicht wohl erreicht werden. Dagegen erliegen sie leicht den vergifteten Pfeilen des Indianers, der leise einen benachbarten Baum erklimmt und aus dem Verstecke geräuschlos einen Affen nach dem andern herabschießt.

(Klammeraffen.) Ein äußerst schmächtiger Leib mit langen klapperdürren Gliedern kennzeichnet die Klammer- oder Spinnenaffen, Ateles. Sie sind die Langarme der alten Welt, nur daß sie nicht deren Vogelschnelle und Lebendigkeit besitzen. Der Naturforscher, welcher sie zuerst Spinnenaffen nannte, hat sie am besten bezeichnet. Um die Thiere schärfer zu bestimmen, will ich noch erwähnen, daß ihr Kopf sehr klein, ihr Gesicht bartlos, der Daumen ihrer Vorderhand stummelhaft und der Greifschwanz am untern Ende kahl ist. Südamerika bis zum 25. Grade der südlichen Breite ist die Heimat des Klammeraffen, die Krone der höchsten Bäume ihr Aufenthalt; nur selten kommen sie auf den Boden herab. Wo sie sich finden, sind sie häufig. Ihr Leben ähnelt jenem der so nahe verwandten Brüllaffen. Sie sind, wo möglich, noch weniger schön, als die eben Genannten, dafür aber gemüthlicher. Wahrhaft komisch sind ihre Bewegungen. Sie verrenken ihre Glieder in einer Weise, daß es erscheinen will, als



Der Koaita (Ateles paniscus).

hätten sie gar keine Gelenke; sie verzerren selbst das höchst gutmüthig aussehende Gesicht zu den widerlichsten Fratzen.

Von den in Guiana lebenden Klammeraffen sind zwei besonders häufig: der Koaita (Ateles paniscus) und der Marimonda oder Aru (Ateles Beelzebuth). Ersterer ist einer der größern seiner Sippschaft. Sein Leib wird gegen zwei Fuß lang, der Schwanz ist noch länger. Der Pelz ist grob, an den Schultern verlängert, auf dem Rücken überhaupt dichter, als unten, auf der Stirn kammartig erhöht, tief schwarz von Farbe, nur im Gesicht röthlich. Die Haut ist dunkel, auf den Handsohlen ganz schwarz. Dem gutmüthigen Gesicht verleihen ein paar lebhafte braune Augen einen einnehmenden Ausdruck.

Der Marimonda ist kleiner als der Koaita, im Ganzen nur 3½ Fuß lang; sein glatter und glänzender Pelz ist schwarzbraun, an den Händen dunkler, an den Seiten, Lenden und Hüften graubraun, am Unterhals und auf der Unterseite weißlich. Den Vorderhänden fehlt der Daumen gänzlich.

In Quito, auf der Landenge von Panama und in Peru vertritt der Tschamek (Ateles Chamek) die Genannten. Er wird etwas über vier Fuß lang, wovon der Schwanz freilich mehr als die Hälfte wegnimmt, trägt einen langen, tiefschwarzen Pelz und besitzt einen Daumenstummel.

Der Miriki oder eigentliche Spinnenaffe endlich (Ateles oder Brachyteles hypoxanthus), den uns namentlich Prinz Max von Wied kennen lehrte, bewohnt das Innere Brasiliens. Er ist der größte aller brasilianischen Affen, über vier Fuß lang, starkleibig, kleinköpfig, kurzhälsig, langgliederig und dicht, fast wollig behaart. Gewöhnlich ist der Pelz fahlgelb, zuweilen aber auch weißlich graugelb gefärbt; die Innenseite der Glieder pflegt lichter zu sein. Das



Der Miriki (Ateles oder Brachyteles hypoxanthus).

nackte Gesicht ist in der Jugend schwarzbraun, im Alter seitlich dunkelgrau, in der Mitte aber fleischroth. Der Daumen der Vorderhand ist ein kurzer Stummel ohne Nagel.

Ueber das Freileben der Klammeraffen haben uns Humboldt, Max von Wied und Schomburgk belehrt. In Banden von sechs bis zwölf Stück durchstreifen unsere Thiere die großen Hochwälder der Niederungen Südamerikas. Der Nahrung nachgehend zieht jede Familie still ihres Weges, ohne sich um andere ungefährliche Geschöpfe zu kümmern. Nur in den Niederungen sind die Affen häufig; den kahlen Wald der Höhe meiden sie. Ihre Bewegungen sind im Vergleich zu dem traurigen Gehumpel der Brüllaffen schnell zu nennen. Die bedeutende Länge der Glieder fördert das Laufen und Klettern. Mit den langen Armen greifen die Spinnenaffen weit aus und eilen deshalb, auch wenn sie nur wenig sich anstrengen, immerhin so schnell vorwärts, daß der Jäger durchaus keine Zeit zu verlieren hat, wenn er ihnen folgen will. In ihren Baumwipfeln benehmen sie sich geschickt genug. Auf ebenem Boden arbeiten sie sich mühselig fort. Man möchte selbst ängstlich werden, wenn man sie gehen sieht. Der Gang ist schwankend und unsicher im allerhöchsten Grade, und Prinz Max von Wied behauptet, daß sie, so lange sie gesund sind, nur dann auf die Erde herabkommen, wenn es ihnen unmöglich wird, von tiefen Zweigen aus zu trinken, wie sie sonst thun. Sie werden eifrig verfolgt. Die Portugiesen benutzen ihr Fell, die Wilden essen ihr Fleisch; manche Indianerstämme ziehen es allem übrigen Wildpret vor.

In der Gefangenschaft werden unsere Thiere nicht eben oft gesehen. Bei uns zu Lande gehören sie noch immer zu den Seltenheiten. Man muß sie liebgewinnen. Sie zeigen weder Muthwillen noch Bosheit, und ihr Zorn, den sie durch Grimassen und Geschrei bekunden, verfliegt ebenso schnell, als er gekommen. Durch ihre sonderbaren Stellungen und Gliederverrenkungen wissen sie zu unterhalten. Guter Behandlung sind sie in hohem Grade zugänglich und suchen sie durch Zärtlichkeiten zu vergelten.

Ein englischer Schiffskapitän, welcher einen Klammeraffen besaß, den er Sally genannt hatte, schildert ihn und sein Betragen in anmuthiger Weise. Das Thier, ein Weibchen, war in Britisch-Guiana gefangen worden.

„Sally", so sagt er, „ist ein sehr sanftes Thier. Nur zweimal hat sie gebissen, und zwar das eine Mal, um sich gegen einen Feind zu wehren. Auf der Werfte zu Antigua hatte sie sich losgerissen und war von den Leuten arg verfolgt worden; endlich ward sie in eine Ecke getrieben und würde dort leicht gefangen worden sein, hätten nicht die Arbeiter ihren Zorn gefürchtet. Ihr Herr aber fing sie, um zu zeigen, daß sie nicht zu fürchten sei, und wurde durch einen ziemlich starken Biß in den Daumen belohnt. Wäre sie aber nicht vor Schreck außer sich gewesen, so hätte sie sich das jedenfalls nicht zu Schulden kommen lassen. Im Allgemeinen ist sie so sanft, daß sie eine Strafe stets ruhig hinnimmt und sich bei Seite macht. Bosheit scheint durchaus nicht in ihrer Natur zu liegen, denn Beleidigungen vergißt sie bald und trägt sie dem strafenden Herrn nicht nach. Ihr Herr erzählt, daß, wenn Jemand gebissen werde, er sicher selbst daran Schuld sei. Am Borde des Schiffes wird sie nicht durch Ketten oder Stricke gefesselt, sondern läuft frei nach ihrem Behagen herum; sie tummelt sich im Tauwerk umher, und wenn es ihr gerade Spaß macht, tanzt sie so lustig und ausgelassen sonderbar auf dem Seile, daß die Zuschauer kaum noch Arme und Beine vom Schwanze unterscheiden können. In solchen Augenblicken ist der Name „Spinnenaffe" vollständig angemessen; denn sie sieht dann einer riesigen Tarantel in ihren Zuckungen äußerst ähnlich. So lange dieses launige Spiel dauert, hält sie von Zeit zu Zeit inne und blickt mit freundlichem Hauptschütteln auf ihre Freunde, zieht rümpfend die Nase und stößt sanfte kurze Töne aus. Gewöhnlich wird sie gegen Sonnenuntergang am lebendigsten."

„Gegen viele ihrer Verwandten, die unverbesserliche Diebe sind und mit den Schwanzenden ganz ruhig Dinge stehlen, auf welche ihre Aufmerksamkeit gar nicht gewendet zu sein scheint, ist Sally sehr ehrenhaft und hat niemals Etwas entwendet, als höchstens gelegentlich eine Frucht oder ein Stückchen Kuchen. Ihre Mahlzeit hält sie an ihres Herrn Tische und beträgt sich dabei höchst anständig, ja, sie ißt nicht einmal, bevor sie die Erlaubniß dazu erhalten, und hält sich dann an ihren eignen Teller, gleich einem wohl erzogenen Geschöpfe."

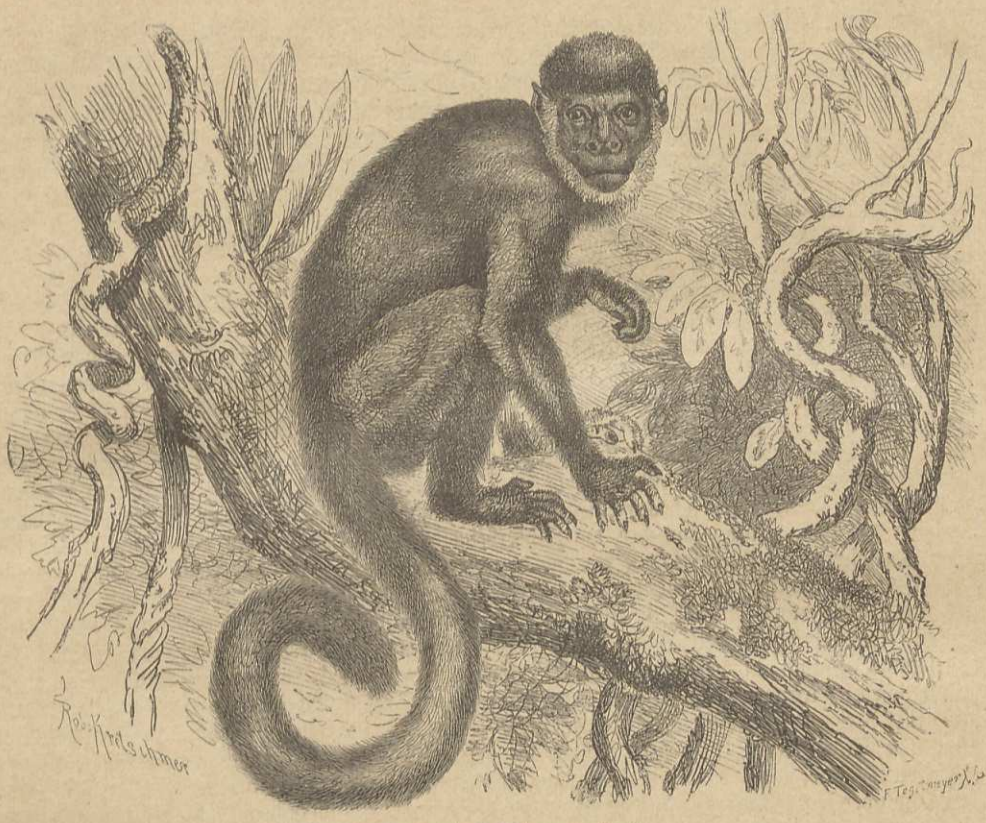
„Einmal, aber nur einmal, gerieth Sally in eine traurige Lage. Ihr Herr ging in seine Kajüte und fand sie dort ganz zusammengerollt auf einer Fußdecke sitzen. Er sprach ihr zu, das Thier erhob das Köpfchen, sah ihm ins Gesicht und sank wieder in seine frühere, trübselige Stellung zurück. Komm Sally, sagte der Kapitän; aber Sally rührte sich nicht. Der Befehl wurde noch ein- oder zweimal wiederholt, aber ohne den gewöhnlichen Gehorsam zu finden. Ueberrascht durch diesen auffallenden Umstand ergriff der Herr sie am Arme und machte nun die befremdende Entdeckung, daß Sally ganz berauscht und weit über eine „Anheiterung" hinaus war. Sie hatte gerade noch Bewußtsein genug, um ihren Herrn zu erkennen. Sehr krank war Sally diese Nacht und sehr moralisch-katzenjämmerlich am nächsten Tage. Sie hatte nämlich am Mittagstische der Officiere zuerst an Näschereien und dann an Branntwein und Wasser sich allzu gütlich gethan. In der Folge nahm sie nie wieder Spirituosen."

„Kälte schien Sally wohl zu vertragen, doch schauerte sie bei Eintritt derselben und gesellte sich zu zwei jungen Neufundländern in einer wohl mit Stroh versehenen Hütte und schloß mit denselben innige Freundschaft."

(Rollaffen.) Während die beiden ersten Gruppen der neuweltlichen Affen bis heutigen Tages noch zu den Seltenheiten in Thiergärten gehören, sieht man diesen oder jenen Vertreter einer andern Sippe, einen Rollaffen (Cebus), fast in jeder Thierschaubude. Eine der gemeinsten Arten dieser Gruppe, der Kapuziner- oder Winselaffe, dürfte wohl Jedermann bekannt geworden sein.

Die Rollaffen unterscheiden sich von den bisher genannten zunächst durch ihren einhelligern Leibesbau und dann sicher durch den allenthalben behaarten, sehr langen Rollschwanz, welcher zwar noch um Aeste gewickelt werden kann, aber als Greifwerkzeug nichts mehr taugt.

Man kann die Rollaffen die Meerkatzen Amerikas nennen. Mit jener lustigen Gesellschaft haben sie große Aehnlichkeit, wenn auch mehr in ihrem Betragen, als in ihrer Gestalt. Sie sind echte Affen, d. h. lebhafte, gelehrige, muthwillige, neugierige und launenhafte Thiere. Gerade deshalb werden sie von den Menschen viel häufiger gezähmt, als alle übrigen, und kommen demnach auch viel häufiger zu uns herüber. Ihrer weinerlichen, sanften Stimme verdanken sie den Namen „Winselaffe". Diese Stimme hört man aber nur, so lange sie bei guter Laune sind. Bei der geringsten Erregung schreien und kreischen sie abscheulich. Sie leben ausschließlich auf Bäumen und sind hier ebenso daheim, wie ihre überseeischen Vettern auf den Mimosen und Tamarinden. Schon in der Vorwelt in Brasilien heimisch, bewohnen sie noch



Der Kapuziner (Cebus capucinus).

gegenwärtig, und zwar in bedeutender Anzahl alle größeren Waldungen des eigentlichen Südens. Man findet sie in ziemlich zahlreichen Gesellschaften und häufig untermischt mit anderen ihnen verwandten Arten.

In der Gefangenschaft zeigen die Rollaffen fast alle Eigenschaften der Meerkatzen und manche andere noch dazu. Sie sind Lieblinge der Indianer, und deshalb findet man sie auch am häufigsten bei ihnen gezähmt. Aber sie sind im höchsten Grade unreinlich. Wie die Paviane lieben auch sie betäubende oder berauschende Genüsse. „Wurde ein gezähmter Rollaffe", sagt Schomburgk, „mit Tabaksrauch angeblasen oder ihm etwas Schnupftabak vorgehalten, so rieb er sich den ganzen Körper unter wahrhaft wollüstigen Verzuckungen und schloß dabei die Augen. Dieselben Entzückungen rief auch eine angerauchte Cigarre hervor, die man ihm gab." Thee, Kaffee, Branntwein und andere erregende Getränke bringen bei unseren Affen fast dieselbe Erscheinung hervor.

Unter allen Rollaffen dürfte für uns der Cay oder Sai (Cebus capucinus), der Kapuziner, der wichtigste sein, und zwar aus dem einfachen, sicherlich aber schlagenden Grunde, weil er an Rengger einen Beobachter gefunden hat und uns hierdurch am genauesten bekannt geworden ist.

Cay bedeutet in der Sprache der Guaraner „Bewohner des Waldes"; das Wort ist aber von den Europäern vielfach verstümmelt worden und uns gegenwärtig weniger geläufig, als der erwähnte deutsche Name.

Der Cay gehört zu den größten seiner Familie. Sein Leib wird bis 16 Zoll, der Schwanz etwas über einen Fuß lang. Der Pelz ist dicht, die Färbung wechselt, wie bemerkt, außerordentlich. Junge Thiere sind hell, etwa bräunlichgelb; auf dem Scheitel, den Armen, Beinen und am Schwanze braun; an den nackten Theilen, wie das Gesicht, bräunlich fleischroth; an den Händen und Füßen mehr veilchenfarben. Ganz alte Kapuziner tragen einen Pelz von schwarzer, nur an Brust und Bauch brauner Färbung und einen sehr langen Bart. Die Weibchen sind schmächtiger und immer mehr bräunlich gefärbt.

Der Verbreitungskreis des Kapuziner reicht über den südlichen Wendekreis und über die Andes hinüber. Von Bahia bis Columbien ist der Affe überall gemein. Er zieht Waldungen vor, deren Boden nicht mit Gestrüpp bewachsen ist. Den größten Theil seines Lebens verbringt er auf den Bäumen; denn diese verläßt er überhaupt nur dann, wenn er trinken oder ein Maisfeld besuchen will. Sein Aufenthalt ist nicht bestimmt. Bei Tage streift er von Baum zu Baum, um sich Nahrung zu suchen, bei Nacht ruht er zwischen den verschlungenen Aesten eines Baumes. Gewöhnlich trifft man ihn in kleinen Familien von fünf bis zehn Stück, von denen die größere Anzahl Weibchen sind. Selten findet man wohl auch einzelne alte Männchen. Das Thier läßt sich schwer beobachten, weil es sehr furchtsam und scheu ist. Rengger versichert, daß er nur zufällig zu Beobachtungen habe gelangen können. Einmal machten ihn angenehm flötende Töne aufmerksam, und er sah ein altes Männchen, furchtsam herumblickend auf die höchsten Baumgipfel, näher kommen; ihm folgten zwölf oder dreizehn andere Affen beiderlei Geschlechts, von denen drei Weibchen theils auf dem Rücken, theils unter einem Arme Junge trugen. Plötzlich erblickte eines dieser Thiere einen nahestehenden Pomeranzenbaum mit reifen Früchten, gab einige Laute von sich und sprang auf den Baum zu. Nach wenigen Augenblicken war die ganze Gesellschaft dort versammelt und beschäftigte sich mit Abreißen und Fressen der süßen Früchte. Einige fraßen gleich auf dem Baume; die anderen sprangen, mit je zwei Früchten beladen, auf einen der nächsten Bäume, dessen starke Aeste ihnen eine bequeme Tafel abgaben. Sie setzten sich auf einen Ast, umschlangen diesen mit ihrem Schwanze, nahmen dann eine der Pomeranzen zwischen die Hinterbeine und versuchten nun bei dieser die Schale in der Vertiefung des Stielansatzes mit den Fingern zu lösen. Gelang es ihnen nicht sogleich, so schlugen sie unwillig und knurrend die Früchte zu wiederholten Malen gegen den Ast, wodurch die Schale dann einen Riß erhielt. Kein einziger versuchte, die Schale mit den Zähnen zu lösen, wahrscheinlich weil ihnen der bittere Geschmack derselben bekannt war: sobald aber eine kleine Oeffnung in derselben gemacht worden war, zogen sie mit der Hand rasch einen Theil davon ab, leckten gierig an dem herabträufelnden Saft, nicht nur an der Frucht, sondern auch den, der an ihrem Arm oder der Hand war, und verzehrten dann das Fleisch. Der Baum war bald geleert, und jetzt suchten die stärkeren Affen die schwächeren um das Ihrige zu berauben, und dabei schnitten beide die seltsamsten Gesichter, fletschten mit den Zähnen, fuhren einander in die Haare und zausten sich tüchtig herum. Andere durchsuchten die abgestorbene Seite des Baumes, hoben die trockene Rinde vorsichtig auf und fraßen die darunter hausenden Kerbthierlarven. Als sie sich gesättigt hatten, legten sie sich in der bei den Brüllaffen beschriebenen Stellung der Länge nach über einen wagerechten Ast weg, um zu ruhen. Die Jüngeren aber begannen mit einander zu spielen und zeigten sich dabei sehr behend. An ihrem Schwanze schaukelten sie sich oder stiegen an ihm, wie an einem Stricke in die Höhe.

Unser Berichterstatter sagt, daß auch in der Familie des Cay die Zahl der Weibchen die der Männchen überträfe, und vermuthet wohl mit vollstem Recht, daß dieser Affe in Vielweiberei lebe. Im Januar wirft das Weibchen ein Junges und trägt es die ersten Wochen an der Brust, später aber auf dem Rücken. Niemals verläßt die Mutter ihr Kind, nicht einmal, wenn sie verwundet wird.

Der junge Cay wird häufig eingefangen und gezähmt, alte lassen sich nicht an die Gefangenschaft gewöhnen: sie werden traurig, verschmähen Nahrung zu sich zu nehmen, lassen sich niemals zähmen und sterben gewöhnlich nach wenig Wochen. Der junge Cay dagegen vergißt leicht seine Freiheit, schließt sich an den Menschen an und theilt sehr bald, wie viele andere Affen, mit dem Menschen Speisen und Getränke. Er hat, wie alle seiner Gattung Verwandten, ein sanftes Aussehen, welches mit seiner großen Gewandtheit nicht im Einklange zu stehen scheint. Gewöhnlich stellt er sich auf alle vier Hände und streckt dabei den am Ende etwas eingerollten Schwanz aus. Der Gang auf ebenem Boden ist sehr verschieden, bald im Schritt, bald im Trapp, bald ein Hüpfen oder endlich ein Springen. Auf den Hinterfüßen geht er aus eigenem Antriebe höchstens drei oder vier Schritt weit; doch zwingt man ihn zum aufrechten Gang, indem man ihm die Vorderhände auf den Rücken bindet; anfangs fällt er freilich oft auf das Gesicht und muß deshalb durch eine Schnur hinten gehalten werden. Zum Schlafen rollt er sich zusammen und bedeckt das Gesicht mit dem Arme und dem Schwanze. Er schläft des Nachts, und wenn die Hitze groß ist, in den Mittagsstunden; die übrige Tageszeit ist er in beständiger Bewegung.

Unter den Sinnen des Thieres steht der Tastsinn obenan; die übrigen sind schwach. Er ist kurzsichtig und sieht bei Nacht gar nicht; er hört schlecht, denn man kann ihn leicht beschleichen. Noch schwächer ist sein Geruch; denn er hält jeden zu beriechenden Gegenstand nahe an

die Nase und wird noch immer oft genug durch den Geruch getäuscht und verleitet, Sachen zu kosten, welche ihm der Sinn des Geschmacks als ungenießbar bezeichnet.

Die Laute, welche der Cay von sich giebt, wechseln im Einklange mit seinen Gemüthsbewegungen. Man hört am häufigsten einen flötenden Ton von ihm, welcher, wie es scheint, aus Langeweile ausgestoßen wird. Verlangt er dagegen Etwas, so stöhnt er. Erstaunen oder Verlegenheit drückt er durch einen halb pfeifenden Ton aus; im Zorn schreit er mit tiefer und grober Stimme mehrmals „Hu, hu!" Bei Furcht oder Schmerz kreischt, bei freudigen Ereignissen dagegen kichert er. Mit diesen verschiedenen Tönen theilt der Leitaffe seiner Herde auch in der Freiheit seine Empfindungen mit.

Wie alle Affen ist auch der Cay sehr unreinlich.

Es kommt nicht selten vor, daß die Cay's in der Gefangenschaft Junge gebären. Ihre Zärtlichkeit für dieselben scheint hier noch größer zu sein, als in der Freiheit. Sie geben sich den ganzen Tag mit ihrem Kinde ab, lassen es von keinem Menschen berühren, zeigen es blos Leuten, welchen sie gewogen sind, und vertheidigen es muthig gegen jeden Andern.

Der Cay ist sehr empfindlich gegen Kälte und Feuchtigkeit und muß gegen sie geschützt sein, wenn er nicht erkranken soll. Dies ist leicht, weil er sich gern in eine wollene Decke einwickelt. In das Wasser geht er aus freien Stücken niemals, wohl aber weiß man, daß er bald untergeht, wenn man ihn in das Wasser wirft. In der Gefangenschaft ist er vielen Krankheiten ausgesetzt. Nach Rengger's Schätzung dürfte sich das Alter, welches er erreichen kann, auf etwa funfzehn Jahre belaufen.

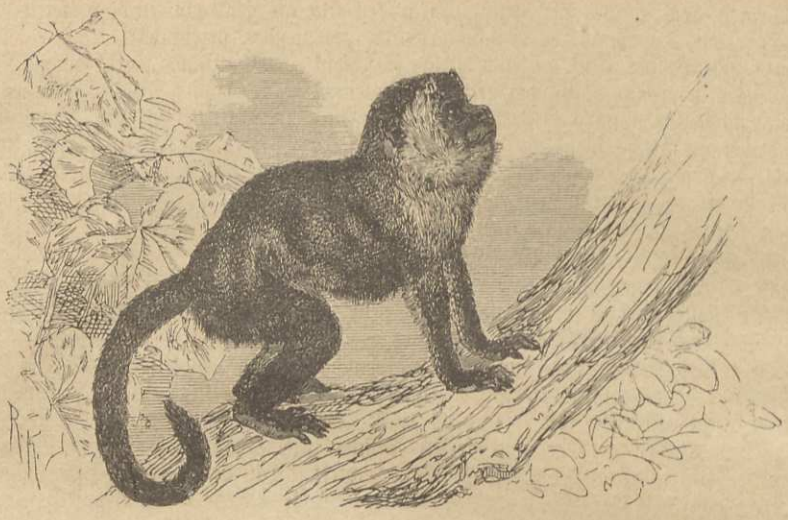
Die geistigen Eigenschaften des Cay sind unserer vollsten Beachtung würdig. Er lernt schon in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft seinen Herrn und Wärter kennen, sucht sich bei ihm Nahrung, Wärme, Schutz und Hilfe, vertraut ihm vollständig, freut sich, wenn dieser mit ihm spielt, läßt sich alle Neckereien gern von ihm gefallen, zeigt nach einiger Trennung beim Wiedersehen eine ausgelassene Freude und giebt sich derselben zuletzt so hin, daß er bald seine Freiheit ganz vergißt und zum halben Hausthier wird.

Der Cay schließt sich nicht allein den Menschen an, sondern auch den Hausthieren, mit denen er aufgezogen wird. Es geschieht nicht selten in Paraguay, daß man ihn mit einem jungen Hunde aufzieht, welcher ihm als Reitpferd dienen muß.

Aber ganz anders zeigt sich das Thier, sobald es Mißhandlungen erleben muß. Wenn es sich stark genug fühlt, sucht es Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und beißt den Menschen derb, sobald er es beleidigt. Wenn es aber seinen Gegner fürchtet, nimmt es seine Zuflucht zur Verstellung und versucht sich dann an ihm zu rächen, wenn es ihn unvermuthet überfallen kann. Rengger's Cay biß Leute, die ihn vorher geneckt hatten, auf die heimtückischste Weise und kletterte dann immer schnell auf einen hohen Balken, wo man ihm nicht beikommen konnte. Auch der Cay ist höchst naschhaft und lernt bald, wenn er dabei ertappt wird, heimlich stehlen, wobei er alle Kniffe und Pfiffe anwendet. Seine Habsucht ist sehr groß. Was er einmal besitzt, läßt er sich so leicht nicht wieder nehmen. Diese Habsucht ist schuld, daß man ihn in ausgehöhlten Kürbissen fangen kann.

Das Thier ist sehr selbstständig und unterwirft sich nicht gern dem Willen des Menschen. Man kann ihn wohl von Etwas abhalten, nicht aber zu Etwas zwingen. Dagegen sucht er andere Geschöpfe seinem eigenen Willen zu unterwerfen und auch den Menschen, bald durch Liebkosungen, bald durch Drohungen. Er lernt blos Das, was ihm Nutzen bringt, z. B. Schachteln öffnen, Taschen seines Herrn untersuchen u. s. w. Mit den Jahren nimmt er an Erfahrung zu und weiß diese wohl zu benutzen. Giebt man ihm zum ersten Mal ein Ei, so zerbricht er es mit solchem Ungeschick, daß er den größten Theil des Inhalts verliert; später öffnet er es blos an der Spitze und läßt Nichts mehr verloren gehen. Schon nach kurzer Zeit lernt er den Ausdruck der Gesichtszüge und die verschiedenen Betonungen der Stimme seines Herrn verstehen und zeigt Furcht oder Freude, je nachdem er rauh oder sanft angeredet oder angesehen wird. Seine gemachten Erfahrungen wendet er auch bei verschiedenen Gegenständen geschickt an, d. h. er versteht Das, was er einmal gelernt hat, in der ausgedehntesten Weise zu benutzen. So lernt er den Hammer zum Zertrümmern, den Hebel zum Aufbrechen brauchen. Entfernungen schätzt er auf das genaueste und richtet hiernach seine Bewegung ein. Sein treues Gedächtniß und seine Urtheilsfähigkeit machen sich oft bemerklich.

Zwei andere Arten derselben Sippe sind der Apella (Cebus Apella) und der gehörnte Rollaffe (Cebus fatuellus). Beide Arten werden von manchen Forschern nur als Abänderungen der vorhergehenden angesehen, dürften sich aber denn doch hinlänglich unterscheiden.



Der braune Rollaffe (Cebus Apella).

Der Apella oder braune Rollaffe vertritt den Cay in Guiana und ist hier sehr gemein. Da er in seiner Färbung vielfach abändert, ist er nicht eben leicht zu beschreiben. Sein Körperbau ist ziemlich gedrungen; der verhältnißmäßig reichliche Pelz besteht aus glänzenden Haaren, welche sich auf dem Scheitel zu einem Schopfe erheben und im Gesicht zu einem Barte verlängern; ihre allgemeine braunschwarze Färbung geht auf Rücken, Schwanz und Schenkeln in Schwarz über; Gesicht und Kehle sind gewöhnlich lichter, und auf dem Scheitel verläuft regelmäßig ein dunkler Streifen. Oft sind auch die Seiten und die Beine lebhaft kastanienbraun gefärbt. In der Größe kommt das Thier dem Cay etwa gleich.

Ueber das Freileben des Apella haben wir bis jetzt nur dürftige Berichte erhalten, Schomburgk giebt noch die ausführlichste und anziehendste Schilderung. „Dicht an einen Baum gedrückt", so erzählt er, „warteten wir die Affenherde ab. Der Vortrab erschien jetzt vor uns, das Hauptheer folgte bald und nach etwa einer Viertelstunde auch der letzte Trupp, den ich freilich durch mein nicht mehr zu unterdrückendes Lachen in wilde Flucht zersprengte. Wer hätte aber hier das Lachen unterdrücken können, wenn er die behenden Thiere mit ihrer übertriebenen Eile und Lebhaftigkeit sich auf den Aesten hätte hinbewegen sehen, wenn er das Klagen, Pfeifen und Singen der Schwächeren gehört, die boshaften Blicke bemerkt, welche sie den Stärkeren zuwarfen, sobald sie diesen in den Weg kamen und nun von ihnen gebissen und geschlagen wurden; wenn er die altklugen Gesichter der förmlich auf den Rücken der Mütter angeleimten Jungen und zugleich die ernsthaften Mienen wahrgenommen hätte, mit welchen auf der Reise jedes Blatt, jede Spalte nach Kerbthieren untersucht und hier und da ein fliegender Schmetterling, ein fliehender Käfer mit der äußersten Geschicklichkeit gefangen wurde. Unter solchem Gesichterschneiden mochten etwa vier- bis fünfhundert Kapuziner und Apella's über uns weggeeilt sein (denn eine andere Bewegung scheinen sie gar nicht zu kennen), als ich jenem Drange nicht mehr widerstehen konnte. Wie vom Donner gerührt, blieben die unmittelbar über uns Befindlichen einen Augenblick bewegungslos sitzen, stießen dann einen eigenthümlichen Schrei aus, der vor, hinter und neben uns sein Echo fand; alle sahen sich ängstlich nach allen Seiten um, bis sie uns bemerkten, starrten uns einen Augenblick an, wiederholten den Schrei noch greller, als das erste Mal, und in doppelt gewaltigen Sprüngen flogen sie förmlich über uns hin, ohne daß auch nur ein anderer Ton, als das vermehrte Geräusch in den Zweigen gehört worden wäre."

Der Apella verträgt die Gefangenschaft recht gut und hat sich schon mehrmals auch in Europa in ihr fortgepflanzt. Er ist aber ein nicht eben liebenswürdiger Gesell; denn er ist schmuzig, frostig und traurig, wenigstens klagt oder winselt er fortwährend. Dabei schneidet er ohne Unterlaß greuliche Gesichter. Aber er ist auch sanft und gutmüthig, wenn auch blos gegen größere Thiere. Kleinere, zumal Vögel, frißt er ohne Umstände auf, wenn er sie erwischt hat.



Der Saimiri (Callithrix sciurea).

Der gehörnte Rollaffe oder Sapaju (Cebus fatuellus) ist noch weniger bekannt, als der Apella. Das bürstenartige Haar auf seinem Kopfe, welches einen gleichsam in zwei Hörner auslaufenden Schopf bildet, und der blonde Bart zeichnen ihn aus. Die Färbung des Pelzes wechselt wie bei seinen übrigen Sippschaftsverwandten. Gewöhnlich ist die braune Farbe am Körper, die gelbliche im Gesicht vorherrschend. Die Leibeslänge beträgt 15, die Schwanzlänge 17 Zoll. Seine Heimat ist der Osten Südamerikas.

(**Springaffen.**) Ein schlanker Körper mit schlanken Gliedmaßen und sehr langem, dünnem und schlaffem Schwanze, ein runder Kopf mit bartlosem Gesicht und kurzer Schnauze, hellen Augen und großen Ohren, sehr kleinen Eckzähnen und fünfzehigen Vorder- und Hinterhänden kennzeichnet eine kleine Gruppe amerikanischer Affen, welche man wegen ihrer Beweglichkeit Springaffen und wegen ihrer geringen Größe auch wohl Eichhornaffen (Callithrix) genannt hat. Es sind gesellige Thiere, welche in den Baumkronen der dichten Wälder den ganzen Tag munter und rasch herumklettern und springen. Furchtsam größeren Thieren gegenüber, werden sie selbst doch kleineren gefährlich. Ihre Liebenswürdigkeit in der Gefangenschaft macht sie zu gern gesehenen Genossen des Menschen; doch hindern uns die Zärtlichkeit und Hinfälligkeit der Thierchen, sie außer ihrem eigentlichen Vaterlande zu halten. Ihr schmackhaftes Fleisch wird gern gegessen.

So viel im Allgemeinen; zwei der hervorragendsten Arten mögen uns die netten Geschöpfe im Besondern kennen lehren. Wir erwählen uns den gemeinen Saimiri oder Todtenkopfaffen (Callithrix sciurea) und den Titi oder die Witwe (Callithrix torquata), über welche uns namentlich Alexander v. Humboldt Ausführliches berichtet hat.

Der Erstere ist durch seine niedliche Gestalt und die schöne angenehme Färbung ebenso ausgezeichnet, wie durch die Zierlichkeit der Bewegung und durch seine Heiterkeit. Er kann einer der schönsten aller neuweltlichen Affen genannt werden, trägt deshalb mit vollstem Rechte seinen Sippennamen, welcher „Schönhaar" bedeutet und schon von Plinius einem Affen gegeben wurde. Dagegen entspricht sein etwas abschreckender deutscher Name keineswegs dem wahren Ausdrucke seines Kopfes; er verdankt ihn vielmehr nur einer höchst oberflächlichen und bei genauer Vergleichung sofort verschwindenden Aehnlichkeit. Der Saimiri ist sehr schlank gebaut und hat einen sehr langen Schwanz. Sein feiner Pelz ist oben röthlichschwarz, bei sehr Alten aber lebhaft pomeranzengelb, an den Gliedmaßen grau gesprenkelt und an der Unterseite weiß. Bisweilen herrscht die graue Farbe vor; manchmal erscheint der Kopf kohlschwarz und der Leib

zeisiggelb mit schwarzer Sprenkelung, und die Gliedmaßen sind dann goldgelb: kurz, das Thierchen ändert ungemein, ist aber immer schmuck und nett, wie es auch gezeichnet sei. Seine Körperlänge beträgt einen, die des Schwanzes aber beinahe anderthalb Fuß.

Hauptsächlich Guiana ist die Heimat des niedlichen Affen, und namentlich die Ufer der Flüsse dieses reichen Erdstriches werden von ihm bewohnt. Er lebt dort sehr häufig in ziemlich großen Gesellschaften. Man sieht ihn den Tag über in beständiger Bewegung. Die Nacht bringt er in Palmenkronen zu, welche ihm das sicherste Obdach bieten, und schon lange vor Sonnenuntergang begiebt er sich dorthin. Er ist sehr scheu und furchtsam und wagt es namentlich bei Nacht nicht, sich zu bewegen. Auch bei Tage ergreift er schon bei der leisesten Gefahr sogleich die Flucht; dabei sieht man die Herde in langen Reihen über die Baumkronen hinwegziehen. Ein Leitaffe ordnet den ganzen Zug und bringt, Dank der Beweglichkeit dieser Thiere, seine Herde gewöhnlich auch sehr bald in Sicherheit. Alle Bewegungen der Eichhornaffen sind voll Anmuth und Zierlichkeit. Sie klettern ganz vortrefflich und springen mit unglaublicher Leichtigkeit über ziemlich große Zwischenräume.

Nur in ihrem warmen und schönen Heimatlande befinden sie sich wohl, bei Kälte und Nässe leiden sie außerordentlich. Wenn Regenwolken die Sonne verbergen, suchen sie sich gegen die Kälte zu schützen, indem sie sich zusammendrängen, Hände und Füße um einander schlagen und den Schwanz einander um den Hals legen. So sieht man an kühlen Morgen oft ganze Gruppen in einen Klumpen geballt auf einem Zweige sitzen. Jeder sucht mit traurigem Winseln sich in die Mitte zu drängen, weil es dort am wärmsten ist; diejenigen, welche den schönen Platz nicht erwischen konnten, erheben ein gar klägliches Geschrei. Und nicht blos gegen die Kälte sind sie empfindlich, sondern auch gegen trockene Hitze; deshalb sterben sie auch sehr bald, wenn sie ihren feuchten Wäldern entführt werden.

Die Stimme des Eichhornaffen besteht in einem mehrmals wiederholten Pfeifen. Wenn ihm etwas Unangenehmes widerfährt, namentlich wenn er friert, beginnt er zu klagen und zu winseln. Auch Morgens und Abends vernimmt man derartige Laute, oft von einer ganzen Gesellschaft, und selbst in der Nacht noch gellt der Schrei der leicht erregten Thiere durch den Wald, das schlummernde Leben desselben weckend. „Befragt man die Indianer", sagt Humboldt, warum die Thiere des Waldes zu gewissen Stunden einen so großen Lärm erheben, so geben sie die lustige Antwort: „Sie feiern den Vollmond." Ich glaube, die Ursache rührt meist daher, daß sich im innern Walde irgendwo ein Kampf entsponnen hat. Die Jaguars z. B. machen Jagd auf die Bisamschweine und Tapirs, welche nur Schutz finden, indem sie zusammenbleiben, und in gedrängten Rudeln dahinjagend, das ihnen in den Weg kommende Gebüsch niederreißen. Die Affen, scheu und furchtsam, erschrecken ob dieser Jagd und beantworten von den Bäumen herab das Geschrei der größeren Thiere. Sie wecken die gesellig lebenden Vögel auf, und nicht lange, so ist die ganze Gesellschaft in Aufruhr."

Seine Nahrung nimmt er mit den Händen, oft aber mit dem Munde auf. Mit seinem Schwanze vermag er erreichbare Dinge an sich zu ziehen, kann sie aber nicht damit festhalten. Verschiedene Früchte und Blattknospen bilden wohl den größten Theil seiner Mahlzeiten; doch ist er auch ein eifriger Jäger von kleinen Vögeln und Kerbthieren. Ein von Humboldt gezähmter Eichhornaffe unterschied sogar abgebildete Kerbthiere von anderen bildlichen Darstellungen und streckte, so oft man ihm die bezügliche Tafel vorhielt, rasch die kleine Hand aus, in der Hoffnung, eine Heuschrecke oder Wespe zu erhalten.

Sein liebenswürdiges Wesen macht ihn allgemein beliebt. Er wird sehr gesucht und zum Vergnügen aller gehalten. Auch bei den Wilden ist er gern gesehen und deshalb oft ein Gast ihrer Hütten. Alt Gefangene überleben selten den Verlust ihrer Freiheit, und selbst die, welche in der ersten Jugend dem Menschen zugesellt wurden, dauern nicht lange bei ihm aus. In Europa gehören sie zu den größten Seltenheiten der Thiergärten und Schaubuden.

Der Titi oder die Viudita (kleine Witwe) der Spanier wird gegenwärtig einer andern Sippe zugezählt, als der Saimiri, den man Chrysothrix genannt und abgetrennt hat, weil er sich von jenem und seinem Verwandten durch den Kopfbau und die Zahl der rippentragenden Wirbel unterscheidet.

Diese kleine Witwe (Chrysothrix torquata) ist ein äußerst niedliches und farbenschönes Geschöpf. Ihre Leibeslänge beträgt 15, die Schwanzlänge 18 Zoll. Das Haar ist fein und glänzend, fehlt aber in dem weißen, ins Blaue spielenden Gesicht und auf den kleinen, wohlgebildeten Ohren. Von der schwarzen Grundfarbe hebt sich ein weißes Kehlband scharf ab, und auch die Vorderhände haben dieselbe Farbe. Von diesen Abzeichen rührt der Name her: die Spanier sehen in ihnen Schleier, Halstuch und Handschuh einer Witwe in Trauer. — Roth-



Der Juden- oder Satansaffe (Pithecia Satanas).

braune und rosiröthliche Aeffchen derselben Gestaltung und Farbenvertheilung werden als Abänderungen derselben Art angesehen.

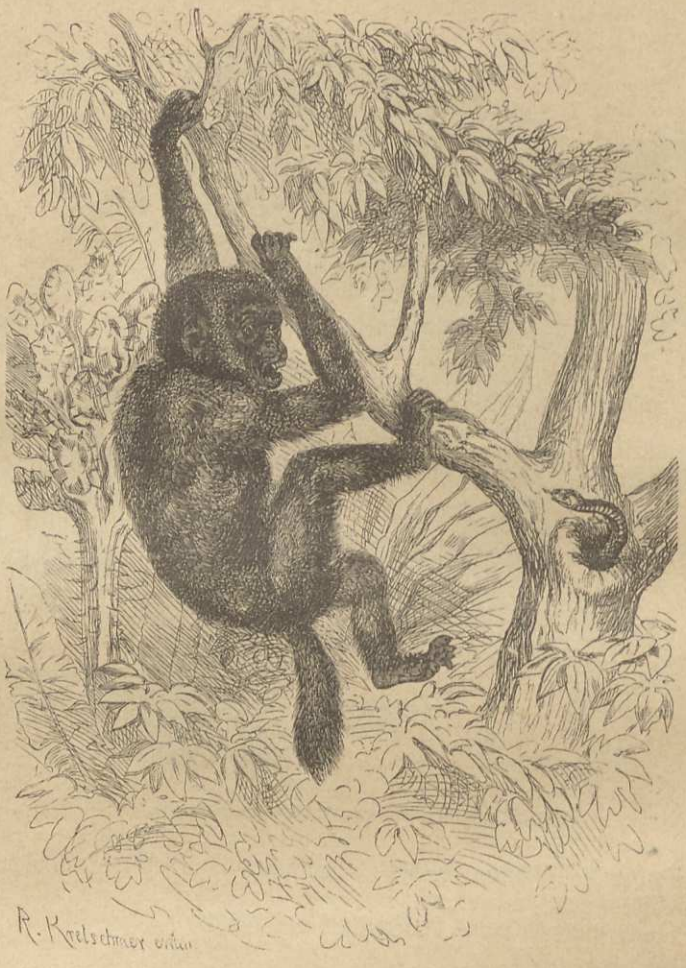
Westbrasilien und Peru sind das Vaterland der Viudita.

(**Schweiaffen.**) Die Schweiaffen (Pithecia) unterscheiden sich von den Vorhergehenden durch ihren gedrungenen Leib, welcher durch die sehr lange und lockere Behaarung noch plumper erscheint, als er wirklich ist, durch den langen und buschig behaarten Schwanz, ihre regelmäßig dunkle Färbung und endlich durch den Zahnbau. Ihre Heimat sind die nördlichen Länder Südamerikas. Hier leben sie in dunklen Wäldern, nur zu kleinen Gesellschaften vereint.

In den großen Wäldern am obern Marañon und Orinoko findet man die gemeinste Art der Sippe sehr häufig. Es ist dies der Juden- oder Satansaffe (Pithecia Satanas), ein 15 Zoll langes Thier mit fast ebenso langem Schwanze. Der ganze runde Kopf ist durch eine Art von Mütze ausgezeichnet, welche aus nicht sehr langen, dicht anliegenden Haaren besteht, die sich von einem gemeinsamen Wirbel auf der Höhe des Hinterhauptes strahlenförmig ausbreiten und auf dem Vorderkopf gescheitelt sind. Die Wangen und das Kinn sind von einem dicken schwarzen Barte umgeben. Der Oberleib ist dicht, aber nicht lang, die untere Seite dagegen nur dürftig behaart; der Schwanz ist sehr buschig. Alte Männchen und Weibchen sind schwarz, am Rücken rußig fahlgelb. Die Jungen haben eine bräunlichgraue Färbung. Uebrigens kommen sehr verschiedene Abweichungen vor.

Der Judenaffe ist ein bei Tage langsames, schläfriges Thier, welches erst des Abends und in der Dämmerung zum Vorschein kommt und dann eine gewisse Behendigkeit zeigt. Seine Stimme ist laut tönend und wird in der Stille der Nacht weit gehört.

Er ist kräftig und wild und in hohem Grade reizbar. Deshalb ist er schwer zu zähmen und bleibt in der Gefangenschaft immer böse. Die Indianer, welche sein Fleisch essen, nennen ihn Kuxio.



Der schwarzköpfige Schweifaffe (Pithecia melanocephala).

Ein anderes Mitglied dieser Sippe ist der weißköpfige Schweifaffe (Pithecia leucocephala), ein Thier, welches sich unter Anderm durch seinen außerordentlichen Namenreichthum auszeichnet. Männchen und Weibchen nämlich sind sehr abweichend gefärbt und deshalb als verschiedene Arten aufgeführt worden.

Auch das Leben des schwarzköpfigen Schweifaffen (Pithecia melanocephala) ist noch sehr unbekannt, obgleich das Thier durch seinen Namenreichthum beweist, daß es den Landeseingebornen oft vorkommen muß. Außer dem wissenschaftlichen Namen führt der Affe nämlich noch eine Menge andere; er heißt Cacajao, Chucuto, Chucuzo und Caruiri, Mono-feo oder häßlicher Affe und Mono-Rabon oder Kurzschwanz. Letzterer Name ist in der Neuzeit der maßgebende geworden; denn man hat den Cacajao nebst einigen anderen ihm ähnlichen Arten, welche sich durch ihren kurzen, dicht behaarten Schwanz allerdings wesentlich von allen übrigen Neuweltsaffen unterscheiden, von den Schweifaffen getrennt, zu einer besondern Sippe vereinigt und diese geradezu Kurzschwänze (Brachyurus) genannt.

Der Cacajao ist etwa 18 Zoll, mit dem Schwanze aber 2 Fuß lang. Sein dichter, glatter Pelz ist an den Schultern und Seiten verlängert, am Unterleib aber sehr dünn. Im Nacken bildet er einen Wirbel, von welchem aus die Haare gegen den Kopf gerichtet sind. Sein Bart ist an den Wangen spärlich. Der dünne, kurze Schwanz trägt einen dicken, am Ende abgestutzten Haarbusch. Sehr lang und stark sind die Finger. Das Thier ist auf dem Rücken

graugelb, nach hinten rostroth, am Unterschenkel und den Füßen schwarz gefärbt. Die Haare des Kopfes und der Vorderarme sind glänzend schwarz und ebenso die nackte Gesichtshaut. In der Gefangenschaft zeigt er sich gefräßig, stumpfsinnig, aber nicht bösartig, sondern furchtsam und gelassen. Der Anblick eines Krokodils oder einer Schlange versetzt ihn in solche Furcht, daß er am ganzen Körper zittert.

Seine Heimat ist das nordwestliche Brasilien jenseits des Amazonenstromes, namentlich die Uferwaldungen der Flüsse Neugranadas und Ecuadors; er soll aber nirgends häufig sein. Er ist nur einmal lebend nach Europa gebracht worden.

(Nachtaffen.) Azara ist der erste Naturforscher, welcher uns mit einem der merkwürdigsten aller Vierhänder bekannt gemacht hat. Wenig später, als er, berichtet Humboldt über dasselbe Thier, darauf und am ausführlichsten Rengger und endlich Schomburgk. Dieser Vierhänder ist der Nachtaffe, welcher als Vertreter einer eigenen Sippe (Nyctipithecus oder, wie sie Humboldt der kleinen Ohren wegen nennt, Aotus). In der Neuzeit hat man noch andere Arten derselben Sippe aufgefunden. Sie bilden gewissermaßen den Uebergang von den eigentlichen Affen zu den, wie sie, nächtlichlebenden und ihnen auch sonst in vieler Hinsicht nicht unähnlichen Halbaffen oder Aeffern. Ihr Kopf und ihr Gesichtsausdruck unterscheidet sie augenblicklich von allen bisher genannten und kennzeichnet sie sehr gut. Der Kopf ist klein und rundlich; die Augen sind groß und eulenähnlich. Die Schnauze ragt wenig hervor und ist breit und groß; die Nasenlöcher öffnen sich ganz nach unten, und die Ohren sind klein. Ihr Leib ist gestreckt, weich und locker behaart; der etwas buschige Schwanz ist länger, als der Körper. Die Nägel sind zusammengedrückt und gebogen. Alle Arten bewohnen Brasilien und seine Nachbarländer. Die Lebensweise der einen ist auch die der anderen, und wir können deshalb, um die ganze Sippschaft kennen zu lernen, diejenige Art für uns auswählen, welche Rengger ausführlich beobachtet hat, den Mirikina (Nyctipithecus trivirgatus).



Der Mirikina (Nyctipithecus trivirgatus).

Der schmächtige Leib des Thieres ist 13, der Schwanz aber 18 Zoll lang. Die Färbung des Pelzes ist oben graubraun, mehr oder weniger rostfarbig; der Schwanz hat eine schwarze Spitze. Auf dem Scheitel finden sich drei gleichbreite, schwarze, mit einander gleichlaufende Streifen, und von dem Nacken bis zur Schwanzwurzel verläuft ein breiter, hellgelblichbrauner Streifen.

Rengger behauptet, daß sich der Mirikina blos am rechten Ufer des Rio-Paraguay finde, und zwar nur bis zum 25. Grade südlicher Breite. Am linken Ufer hat ihn bis jetzt Niemand angetroffen. Von seinen Sitten im freien Zustande ist nur wenig bekannt. Er bringt sein Leben auf und in Bäumen zu, geht während der Nacht seiner Nahrung nach und zieht sich am Morgen in eine Baumhöhle zurück, um hier den Tag über zu schlafen. Beim Sammeln von Brennholz fanden die Leute unsers Naturforschers einmal ein Pärchen dieser Affen, welche in einem hohlen Baume schliefen. Die aufgescheuchten Thiere suchten sogleich zu entfliehen, waren aber von dem Sonnenlicht so geblendet, daß sie weder einen richtigen Sprung machen, noch sicher klettern konnten. Sie wurden deshalb leicht eingefangen, obwohl sie sich mit ihren scharfen Zähnen zu vertheidigen suchten. Das Lager bestand aus Blättern und war mit einer Art von Baummoos ausgelegt, woraus hervorzugehen scheint, daß diese Thiere an einem bestimmten Orte leben und sich allnächtlich in dasselbe Lager zurückziehen. Man trifft immer ein Pärchen bei einander an, niemals aber größere Gesellschaften.

Der junge Mirikina läßt sich leicht zähmen, der alte hingegen bleibt immer wild und bissig. Mit Sorgfalt behandelt, verträgt er die Gefangenschaft gut. Während des ganzen

Tages zieht er sich in die dunkelste Stelle seiner Behausung zurück und schläft. Weckt man ihn auf und erhält ihn nicht durch Streicheln oder Liebkosungen wach, so schläft er sogleich wieder ein. Bei hellen Tagen unterscheidet er keinen Gegenstand; auch ist seine Pupille alsdann kaum noch bemerkbar. Sobald aber der Abend anbricht, erwacht er; seine Pupille dehnt sich mehr und mehr aus, je mehr das Tageslicht schwindet, und wird zuletzt so groß, daß man kaum noch die Regenbogenhaut bemerkt. Sein Auge leuchtet wie das der Katzen und der Nachteulen, und er fängt nun mit eintretender Dämmerung an, herumzugehen und nach Nahrung zu spähen. Dabei sind seine Bewegungen leicht, wenn auch auf ebenem Boden nicht besonders gewandt, weil seine hinteren Glieder länger als die vorderen sind. Im Klettern aber zeigt er große Fertigkeit, und im Springen von einem Baume zum andern ist er Meister. Rengger ließ seinen gefangenen Mirikina zuweilen bei hellen Stern- und Mondnächten in einem mit Pomeranzenbäumen besetzten, aber ringsum eingeschlossenen Hofe frei. Da ging es dann lustig von Baum zu Baum, und es war keine Rede davon, das Thier bei Nacht wieder einzufangen. Erst am Morgen konnte man ihn ergreifen, wenn er vom Sonnenlicht geblendet ruhig zwischen den dichtesten Zweigen der Bäume saß. Bei seinen nächtlichen Wanderungen erhaschte er fast jedesmal einen auf den Bäumen schlafenden Vogel. Andere, welche Rengger beobachtete, zeigten sich außerordentlich geschickt im Fangen von Kerbthieren.

Des Nachts hörte man oft einen starken dumpfen Laut von ihm. Seinen Zorn drückte er durch den wiederholten Laut: „grr grr" aus. Unter den Sinnen scheint sein Gehör obenan zu stehen. Er richtet auf das geringste Geräusch sogleich seine Aufmerksamkeit. Die geistigen Fähigkeiten des Affen sind gering; er lernt niemals seinen Herrn kennen, folgt seinem Rufe nicht und ist gegen seine Liebkosungen ganz gleichgiltig. Rengger hat blos eine große Anhänglichkeit zwischen Männchen und Weibchen bemerkt. Ein eingefangenes Paar geht stets zu Grunde, wenn eins seiner Glieder stirbt; das andere grämt sich zu Tode. Nach Europa scheint er nur einmal lebend gekommen zu sein: Weiland sah ihn (1861) im Regent's Park bei London.

Schomburgk's Bericht bestätigt die obigen Angaben. „In Ascurda", sagt er, „lernte ich auch eins der merkwürdigsten Thiere Guianas, den Nachtaffen oder Durukuli der Indianer, als zahmes Hausthier kennen. Es war der erste, den ich überhaupt während meines Aufenthalts sah, einen zweiten fand ich später. Es ist ein niedliches, eigenthümliches und ebenso lichtscheues Thier, wie die Eule und die Fledermaus. Sein kleiner runder Kopf, die gewaltig großen, gelben Augen, die kleinen, kurzen Ohren geben ihm ein äußerst merkwürdiges, possierliches Aeußere. Die ängstlichen hilflosen Bewegungen erregen förmliches Mitleid. Am Tage ist der Durukuli fast vollkommen blind, taumelt wie ein Blinder umher, und der dunkelste Winkel der Hütte ist sein liebster Aufenthalt. Kaum aber ist die Nacht hereingebrochen, so kommt der feste Schläfer aus seinem Schlupfwinkel hervor, und nun giebt es kein munteres Thier."

* * *

(Krallenaffen.) Viele Naturforscher sehen in den Thieren, welche wir hier zu einer besondern Familie vereinigen, nur Sippen der vorhergehenden Familie und stellen sie deshalb mit dieser zusammen. Die unterscheidenden Merkmale zwischen ihnen und den vorhergehenden Affen sind aber immerhin beträchtlich genug, um eine derartige Trennung, wie wir sie anwenden, zu rechtfertigen.

Die Krallenaffen (Arctopitheci) sind kleine, niedliche Bewohner der Urwälder Südamerikas. Ihre Hinterfüße sind mit einem den übrigen Zehen entgegensetzbaren Daumen versehen; die Vorderfüße dagegen haben keinen eigentlichen Daumen, weil die Innenzehe nicht den übrigen entgegengesetzt werden kann. Nur der Daumen der Hinterzehe hat einen platten Nagel, alle übrigen Zehen dagegen besitzen Krallen. In diesen Unterschieden vornehmlich sind die Gründe zu suchen, welche einige Naturforscher bestimmten, die Krallenaffen als besondere Familie von den übrigen Vierhändern der neuen Welt zu sondern. Die Hände der Krallenaffen sind zu eigentlichen Pfoten geworden, und unsere Thiere erinnern deshalb lebhaft an die Eichhörnchen, mit denen sie auch im Betragen und in ihrer Lebensweise vielfach übereinstimmen. Ihr Gebiß sondert sie ebenfalls von den übrigen amerikanischen Affen. Sie haben z. B. nur zwei anstatt drei Kauzähne. So bilden sie ein eigenthümlich vermittelndes Glied zwischen den Affen und den Hörnchen. Ihr Kopf ist rundlich, das kurze Gesicht platt; die Augen sind klein und die Ohren groß. Der Körper ist schlank, der Schwanz lang und buschig, der Pelz seidenweich. Eigenthümliche Haarbüschel an den Ohren zeichnen viele von ihnen besonders aus und erwerben ihnen hierdurch das Recht, eine eigne Sippe zu bilden.



Der Marmoset oder Uistiti (Iacchus vulgaris).

Alle Krallenaffen leben in den Wäldern, und zwar meist in den dichtesten Urwäldern; nur wenige kommen in den buschigen, sandigen Ebenen vor. Wie die Eichhörnchen ziehen sie unter Umständen von einer Gegend in die andere. Sie führen ein echtes Baumleben und klettern mit einer Gewandtheit auf den Aesten herum, welche bald an die Affen, bald an die Eichhörnchen erinnert. Sie gehen niemals auf zwei Füßen und treten immer mit der ganzen Sohle auf. Ihre Nahrung besteht in Früchten, Kerbthieren und Spinnen; namentlich Kerbthieren stellen sie außerordentlich eifrig nach. Sämereien, Vogeleier, Pflanzen, Blättchen und so weiter werden von ihnen wohl auch verzehrt.

In ihrem Wesen ähneln sie den Eichhörnchen noch weit mehr, als den Affen. Sie sind scheu und furchtsam und stets auf ihrer Hut gegen die vielen Raubthiere, welche auf sie Jagd machen. Bei dem geringsten Geräusch suchen sie sich zu verbergen, und beim Anblick fremdartiger Gegenstände huschen sie blitzschnell in die dichtesten Baumkronen hinauf und schauen von dort aus nur zuweilen sich ängstlich um. Wenn sie gefangen werden, beißen sie sehr heftig um sich herum und zeigen sich dabei als ebenso boshafte wie eigensinnige, mißtrauische und reizbare Thiere. Sobald sie gereizt werden, sträuben sie die Mähne ihres Halses oder Kopfes und weisen ihre Zähne. Im Zimmer gefallen sie mehr durch ihre äußere Erscheinung, als durch ihre Gelehrigkeit. Sie können leicht gezähmt werden, gewöhnen sich an ihren Pfleger, werden auch zutraulich, sind aber ebensowohl in geistiger als in leiblicher Hinsicht außerordentlich empfindlich.

Man unterscheidet namentlich zwei Sippen: die Seidenaffen (Hapale oder Iacchus) und die Midasaffen (Midas). Bei ersteren ist der Schwanz buschig und sehr lang; die Ohren sind mit Haarbüscheln versehen, und das Gesicht ist von keiner Mähne umgeben. Bei den letzteren fehlen die Büschel an den Ohren, sie besitzen dafür aber meistentheils eine ziemlich ausgebildete Gesichtsmähne.

Unter den Seidenaffen ist das Weißohr oder der Marmoset, Saguin, Uistiti (Iacchus vulgaris) der bekannteste. Er ist ein sehr kleines, zierliches Thierchen von 8½ Zoll Körperlänge und 13 Zoll Schwanzlänge. Der ganze Leibesbau ist zierlich, aber nicht unkräftig; der Pelz sehr lang und weich. Die Färbung des Körpers besteht im allgemeinen aus Schwarz, Weiß und Rostgelb, und zwar wird diese Färbung durch die eigenthümliche Zeichnung der Haare selbst bewirkt, welche an der Wurzel schwärzlich, dann rostgelb, hierauf wieder schwarz und endlich an der Spitze weißlich sind. Auf dem Oberrücken fällt die Färbung mehr in das Rostgelbe, auf dem Unterrücken wechseln schmale, schwarze und weiße wellenförmige Querbinden mit einander ab. Am Unterleibe und an den Gliedmaßen sind alle Haare mit weißlichgrauen

Spitzen versehen, weshalb an diesen Theilen die genannte Farbe vorherrschend wird. Ein weißlicher dreieckiger Stirnflecken und ein blendend weißer Ohrpinsel stechen von dem dunkelbraunen Kopf lebhaft ab. Das Gesicht ist dunkel fleischfarben und spärlich mit weißlichen Härchen besetzt. Der Schwanz ist schwarz mit etwa zwanzig schmalen, weißlichen Ringen und weißer Spitze. Der Uistiti findet sich nur in den mittleren Theilen der Ostküste von Brasilien, hier aber in zahlreichen Gesellschaften, nicht selten auch in der Nähe von Städten und Dörfern.

Obgleich gegen Kälte und Nässe im höchsten Grade empfindlich, sind diese Thierchen doch häufig lebend nach Europa gebracht worden. Man kennt sie nämlich schon seit der Entdeckung von Amerika und hat sie stets in der Gefangenschaft gehalten. Sie lassen sich mit Obst, Gemüse, Kerbthieren, Schnecken und Fischen recht gut ernähren und werden gewöhnlich sehr bald außerordentlich zutraulich, doch nur gegen Diejenigen, welche sie beständig pflegen. Gegen Fremde sind sie mißtrauisch und reizbar, überhaupt sehr eigensinnig, wie ein ungezogenes Kind. Ihren Unwillen geben sie dann immer durch pfeifende Töne zu erkennen. Sie sind so furchtsam, daß ihnen der Anblick einer vorüberfliegenden Wespe schon große Angst einflößt. Alles Fremdartige überhaupt bringt sie in Aufregung. Alt gefangene Thiere zeigen sich anfangs ziemlich wild und schreien schon bei der geringsten Annäherung. Es währt auch ziemlich lange, bis man sie berühren darf. Wenn sie einmal zahm geworden sind, befreunden sie sich nicht nur mit den Menschen, sondern auch mit den Hausthieren, vor allen andern mit den Katzen, mit welchen sie spielen und in deren Nähe sie gern schlafen, wahrscheinlich der Wärme wegen. Sie suchen sich nämlich beständig sorgfältig gegen Kälte zu schützen und tragen die ihnen dargereichte Baumwolle und andere Stoffe, Lumpen, wollene Flocken u. s. w. gern in einen Winkel ihres Käfigs, bereiten sich ein Lager daraus und hüllen sich dann dicht in dieses ein. Es sieht sehr hübsch aus, wenn das kleine Thier sein zierliches Köpfchen aus seinem Bettchen hervorstreckt, sobald sich ihm Bekannte mit leckeren Bissen nahen.

Der Uistiti hat in Europa schon mehrmals Junge gezeugt, einmal sogar in Petersburg und unter Umständen, welche den Fall zu einem sehr merkwürdigen machen. Man hielt die Thiere selbst bei ziemlich rauhen Herbst- und Frühlingstagen im ungeheizten Zimmer und gab ihnen durchaus keine Freiheit; gleichwohl brachten sie in zwei Jahren dreimal Junge zur Welt und erzogen dieselben auch glücklich bei geringer Wartung, welche ihnen zu Theil wurde. Wir verdanken den Bericht hierüber dem ausgezeichneten Naturforscher Pallas, und da dieser zugleich eine sehr ausführliche Beschreibung des Betragens der Thiere selbst in der Gefangenschaft beifügt, will ich seine Mittheilung im Auszuge hier folgen lassen.

„Der Saguin ist, wie alle langschwänzigen, kleinen Meerkatzensippen der neuen Welt, sozusagen, weit weniger Affe, als die größeren Arten. Er springt und klettert zwar sehr schnell, wenn er will, allein er ist nicht wie andere Affen in so beständiger Unruhe und Bewegung, sondern zeigt zuweilen, zumal wenn er satt ist und der Sonne genießen will, viel Trägheit und sitzt in Gesellschaft seiner Gespielen ganze Stunden lang still, am Draht des Vogelbauers hängend. Er klettert in allen Richtungen, oft mit dem Kopfe abwärts, allezeit mit einem ziemlich phlegmatischen Anstande, hält sich zuweilen mit den Hinterfüßen allein, abwärts gerichtet, an oder dehnt den Körper, an den Vorderfüßen befestigt, wie ein fauler Mensch. Bei warmem Sonnenschein reinigen sich die Gespielen gegenseitig mit den Vorderpfoten und Zähnen nach Affenart, bald neben einander am Gitter hängend, bald auf dem Boden, wobei einer von beiden lang ausgestreckt auf dem Rücken liegt. Dabei lassen sie ein geringes Zwitschern und einen girrenden Laut hören. Mit demselben Girren pflegten die Thiere des Abends beinahe auf Schlag sechs Uhr in eine ihrer blos mit Stroh gefütterten Seitenhütten ihres Käfigs zusammenzukriechen und ließen sich vor Morgens sechs oder sieben Uhr nicht wieder sehen, auch keinen Laut von sich hören. Selten kam einmal einer während der Schlafzeit hervor, um einige Nothdurft zu verrichten, wobei sie nie ihr Nest verunreinigten. Die übrigen elf oder zwölf Stunden waren sie immer munter und außerhalb der Nester beschäftigt, bald mehr, bald weniger in Bewegung und dabei ziemlich laut. Außer ihrem gewöhnlichen Girren ließen sie, sonderlich, wenn sie auf Nahrung aufmerksam gemacht wurden, eine ihren französischen Namen „Uistiti" ziemlich genau ausdrückende, stärker tönende Stimme hören, oft mehrere Male hinter einander. Wenn sie gesättigt ruhten oder sich sonnten, stießen die ältesten zuweilen mit weit aufgesperrtem Rachen ein langes, eintöniges, außerordentlich durchdringendes und den Ohren wehthuendes Pfeifen aus und waren auch durch Scheuchen und Rufen davon nicht abzubringen. Sahen sie etwas Ungewöhnliches, z. B. Hunde, Krähen 2c., so machten sie ein wiederholtes, absetzendes Geschnatter, fast wie eine Elster, und warfen dabei den Obertheil des Leibes mit dem eingezogenen Kopfe jedesmal hin und her, wie ein Mensch, der lauernd nach Etwas sieht

und den rechten Gesichtspunkt sucht. Noch ein anderes knarrendes und zuweilen grunzendes Geschelte ließen die alten Männchen vernehmen, wenn man sie ärgerte, oder ihnen Etwas von weitem darbot und nicht geben wollte. Dabei verlängerten sie das Gesicht, wie andere Affen, wenn sie zornig werden, stotterten in ungewöhnlicher Weise und suchten den Störenfried mit den Vorderpfoten zu greifen und zu kratzen, wurden aber sehr ängstlich, wenn man die Pfote erhaschte und außer dem Käfige festhielt. Fast ebenso knarrten die Kleinen, erst im selbigen Sommer Gebornen, welche den Alten weder an Vollhaarigkeit, noch an Größe glichen, wenn sie sich unter einander oder mit den Alten um einen Leckerbissen zankten, und eben diese ließen, wenn sie den Kürzern zogen, einen klagenden Laut hören, welcher dem Miauen einer jungen Katze ähnelte."

„Als Affen, die eigentlich in Südamerika zu Hause sind, hätte man die Saguinchen für weit frostiger halten können, als sie es wirklich sind. In den kalten Herbsttagen, in denen ich sie bei mir hatte, hielten sie im ungeheizten Zimmer, wo sie am Fenster standen, bei Wärmegraden aus, welche beständig dem Gefrierpunkt nahe waren. Freilich suchten sie alsdann die Sonne oder die Nachbarschaft des neben sie gestellten Feuerbeckens, bei welchem sie sich, am Käfig hängend, Stunden lang wärmten. Sehr sonderbar ist, daß ihnen hier in Petersburg die große Hitze unangenehm ist. Ihr Herr versicherte, daß er sie bei heißen Sommertagen öfters in krampfhaften Zuckungen habe niederfallen sehen, welches ihnen sonst nur sehr selten widerfährt. Uebrigens ist es wahrhaft rührend anzusehen, wie sich die Gesunden augenblicklich mit einem derartig Erkrankten beschäftigen und wie sie bemüht sind, um ihm zu Hilfe zu kommen."

Die alten Uistiti's zeigen sehr wenig Verstand, wohl aber viel Mißtrauen und achten deshalb auf Alles genau. Sie unterscheiden kaum die Personen und andere Wesen, selbst ihre Wärter nicht. Leider überleben diese zierlichen Thiere bei uns selten mehrere Winter; denn gewöhnlich dauern sie nur bei vortrefflicher Pflege einige Jahre aus.

Der letzte Affe, welchen wir hier zu betrachten haben, ist ein Midasaffe, und zwar der Binche oder rothschwänzige Midas (Midas Oedipus). Er und seine Verwandten sind kleine, sehr zierliche Thierchen. Der Binche ist blos 6 Zoll, sein Schwanz fast doppelt so lang. Alle Arten sind sehr schön gestaltete und auch hübsch gezeichnete Geschöpfe. Der Pelz des Löwenäffchens z. B. ist falb oder röthlichgelblich, die Spitzen der Haare goldig. Dieselbe Farbe hat auch die Mähne. Die Haare um das Gesicht herum aber sind braun, und vom Gesicht aus zieht sich ein schwarzbrauner Streifen über den Scheitel. Der rothschwänzige Midas ist braun, an dem Kopfe, den Vorderarmen, der Unterseite und den Händen aber weiß. Die eine Wurzelhälfte des Schwanzes ist rostroth, die andere schwarz.

Die Midasaffen sind Bewohner Guianas und Brasiliens. Sie leben in kleinen Gesellschaften und selten einzeln, ebenso in den waldigen Gegenden, wie in den buschigen, sandigen Ebenen. Nirgends sind sie besonders häufig und deshalb immer noch ziemlich selten in unseren Sammlungen. Ihre Hauptnahrung dürften Kerbthiere bilden; auch in der Gefangenschaft stellen sie diesen nach.

Die Halbaffen oder Aeffer.

Je weiter eine Wissenschaft fortschreitet, um so genauer und sorgfältiger sucht sie festzustellen und zu ordnen. Fast alle früheren Naturforscher erblickten in den affenähnlichen Thieren, zu denen uns nunmehr unsere Rundschau führt, blos die Mitglieder einer Familie der Affen; die neueren Bearbeiter der Thierkunde aber wollen alle Aeffer vollkommen von den Affen getrennt und in einer eigenen Ordnung vereinigt wissen. Ich glaube, daß sie im Rechte sind.

Die Aeffer sind als ein Bindeglied zwischen den eigentlichen Affen und den Flatterthieren zu betrachten. An jene reiht sie die Bildung ihrer vier Hände, an diese die eigenthümliche Flatterhaut, welche eine ihrer Familien auszeichnet. Im Uebrigen haben sie weder mit den Affen, noch mit den Flatterthieren viel Gemeinschaftliches. Ihr Körperbau ist sehr schmächtig oder auch klapperdürr; der Kopf ähnelt durch seine Schnauze entfernt dem eines Fuchses, die

hinteren Gliedmaßen sind gewöhnlich verlängert, haben aber, wie die vorderen, Hände, deren Daumen den anderen Fingern regelmäßig gegenübergestellt werden kann; die Finger haben gewöhnlich bis auf den Zeigefinger der Hinterhände platte Nägel, bei einer Familie aber Krallen; der Schwanz spielt in sehr verschiedenen Längen, ist aber niemals als Greifwerkzeug zu gebrauchen. Die Augen sind bei allen, die Ohren bei vielen Arten groß und für die nächtliche Lebensweise der Thiere geeignet. Das Haarkleid ist weich, wollig und dicht. Das Gebiß bildet geschlossene Zahnreihen, welche aber hinsichtlich der Anordnung, Form und Zahl der verschiedenen Zähne bedeutend von einander abweichen. Die Zunge zeichnet sich vor der aller anderen Säugethiere noch durch einen besondern Anhang aus, welchen man Unterzunge nennt. Die Augenhöhlen sind hoch umrandet, aber nicht vollständig von einer Knochenwand eingeschlossen, sondern mit den Schläfengruben verbunden. Der schmale Unterkiefer besteht aus zwei, am Kinn vollkommen getrennten Knochen, — und dergleichen Eigenthümlichkeiten machen sich noch mehrere bemerklich. Die Leibesgröße der hierher gehörigen Thiere ist durchgehends nur unbedeutend.

Es scheint, daß die Halbaffen in der Vorzeit noch nicht da waren und also blos der Jetztzeit angehören. Gegenwärtig bewohnen sie Afrika, zumal seine östlichen Inseln, und die großen Eilande Südasiens. Ihre Artenzahl ist gering. Alle zeichnen sich durch ihre rein nächtliche Lebensweise aus. Man könnte sie, wie es Oken auch gethan hat, die Nachtaffen der alten Welt nennen. Am Tage schlafen sie, mit Einbruch der Nacht aber werden sie lebendig und rege. Sie sind echte Baumthiere und fremd auf dem Boden. Ihre Bewegungen sind immer sicher und größtentheils langsam, dabei geisterhaft leise und unmerklich. Früchte, kleine Wirbel und Kerbthiere scheinen in der Freiheit ihre Hauptnahrung zu bilden; in der Gefangenschaft gewöhnen sie sich an allerlei Kost, wie die eigentlichen Affen. Sie werden zahm und zutraulich, sind reinlicher und weniger boshaft und können wie Hunde und Katzen im Zimmer gehalten werden. Einige Arten zeichnen sich durch ihre muntere Regsamkeit und ihre große Anhänglichkeit sehr zu ihrem Vortheile vor anderen aus, welche wegen ihres schläfrigen Wesens sich bei Tage wenigstens nicht besonders angenehm machen.

Fitzinger theilt die Ordnung in drei Familien ein, welche er Kurzfüßer, Langfüßer und Pelzflatterer nennt, an welche neuerdings noch die Familie der Fingerthiere angereiht worden ist.

(Kurzfüßer.) Die Kurzfüßer (Brachytarsi) kennzeichnen sich hauptsächlich durch folgende Merkmale: Ihre Vorder- und Hinterglieder sind fünfzehig; der Daumen kann den übrigen Fingern gegenübergestellt werden. Der Zeigefinger der Hinterhände besitzt einen Krallennagel, alle übrigen Finger haben platte Nägel. Die Fußwurzel ist kürzer als das Schienbein. Der Kopf ist wegen seiner Fuchsschnauze lang; die Ohren sind klein, die Augen aber groß, bei manchen sehr groß. Ihre Leibesgröße schwankt zwischen der eines Eichhörnchens und der einer Katze.

Mit Ausnahme einer einzigen Art, welche Indien bewohnt, sind alle hierher gehörigen Thiere auf der Insel Madagaskar zu Hause. Dort vertreten sie die Affen, und eben deshalb hat man ihnen und ihren Verwandten den Namen Prosimii d. h. Stellvertreter der Affen gegeben.

Alle Kurzfüßer leben gesellig in kleineren oder zahlreicheren Trupps auf den Bäumen zusammenhängender Wälder. Während des Tages ziehen sie sich in die dunkelsten Stellen des Waldes oder in Baumhöhlen zurück, kauern oder rollen sich zusammen und schlafen. Ihre Stellungen dabei sind höchst eigenthümlich. Entweder sitzen sie auf dem Hintertheile, klammern sich mit den Händen fest, senken den Kopf tief herab zwischen die angezogenen Vorderglieder und umwickeln ihn und die Schultern auch noch besonders mit dem Schwanze, oder sie rollen sich dicht neben einander, ja sogar zu zwei und zwei in einander zu je einer Kugel zusammen und umwickeln sich gegenseitig mit ihren Schwänzen; — stört man solch einen Haarball, dann kommen plötzlich zwei Köpfe aus demselben heraus und schauen großen Auges auf die unangenehmen Wecker.

Der Schlaf der Halbaffen ist sehr leise. Schon das Summen einer vorüberschwärmenden Fliege oder das Krabbeln eines herannahenden Käfers weckt sie auf: die Ohren spitzen sich und die großen Augen spähen wie träumerisch umher, aber nur einen Augenblick lang. Denn ihre Lichtscheu ist außerordentlich groß, und ihre Augen scheinen gegen das Licht empfindlicher zu sein, als die aller übrigen Säugethiere. Sie sind todt für den Tag; ihr Leben beginnt mit der Dunkelheit.

Wenn die Dämmerung hereinbricht, ermuntern sie sich, putzen und glätten ihr Fell, lassen ihre gewöhnlich ziemlich laute, nächtige und unangenehme Stimme vernehmen und beginnen dann die Wanderung durch ihr luftiges Jagdgebiet. Verstohlen und mit unhörbaren Schritten schleichen sie langsam von Ast zu Ast.

Wehe jetzt dem sorglos schlafenden Vogel, auf welchen ein Blick dieser feurigen Augen fällt! Und gleich ihm ist auch seine Brut, das Ei in seinem Neste verloren, sobald der Halbaffe dies entdeckt.

Alle geschwänzten Arten unserer Familie sind weit lebhafter und beweglicher, als die kurz- oder ungeschwänzten, welche dafür bedächtig und berechnend vorsichtig sind. Erstere klettern mit viel Geschick und Schnelligkeit, springen auch wohl sechs bis acht Fuß weit von einem Aste zum andern, letztere bewegen sich auf den Bäumen nur langsam, aber sicher. Ihr Gang auf dem Boden ist immer schlecht. Sie treten stets auf alle vier Füße auf, einige auf die Sohlen derselben, andere mehr auf die halbeingeschlagenen Finger, wenigstens auf die ihrer Vorderhände.

Eine gleichmäßige und ziemlich hohe Wärme ist ihnen Bedürfniß; die Kälte macht sie mißmuthig und krank. Ihre geistigen Fähigkeiten sind gering: nur wenige machen eine rühmliche Ausnahme. Alle sind scheu und furchtsam, obgleich sie sich muthig wehren, wenn man sie fängt. Wenn sie sich an den Menschen gewöhnt haben, werden sie in gewissem Grade zutraulich und zeigen sich sanft, friedlich und gutmüthig, verlieren aber ihre Furchtsamkeit nur selten.

Zu den Kurzfüßern gehört ein sehr seltnes Thier, welches auf Madagaskar lebt, aber nur wenige Male ausgestopft nach Europa kam: der Indri (Lichanotus brevicaudatus). Er ist der größte aller Halbaffen. Seine Leibeslänge beträgt 2 Fuß, die Länge des Schwanzes aber nur 1 Zoll. Der Körper ist mehr schlank, als gedrungen; der Pelz schön, wollig, weich und dicht, das Gesicht ist fast unbehaart. Stirn, Schläfe, Kehle, Brust, Kreuzgegend, Schwanz, Unterseite der Schenkel, Ferse und Seiten sind weiß, Ohren, Hinterkopf, Schultern, Arme und Hände schwarz, Unterrücken und Oberschenkel braun, und die Vorderseite der hinteren Glieder endlich schwarzbraun.

Wir verdanken die geringe Kenntniß, welche wir vom Leben des Indri besitzen, dem Reisenden und Naturforscher Sonnerat. Er fand unser Thier auf Madagaskar und erzählt, daß es sehr sanftmüthig und daher leicht zähmbar ist. In den südlichen Gegenden der Insel wird es von den Eingebornen von jung an aufgezogen und, wie unsere Hunde, zur Jagd abgerichtet. Sein Geschrei ähnelt der Stimme eines weinenden Kindes.

Die Schleiermakis (Propithecus) unterscheiden sich von dem Indri durch ihre spitze Schnauze, ihre vollkommen in dem langen, weichwolligen Pelze versteckten Ohren, den langen oder sehr langen Schwanz, die Handbildung und den Zahnbau. Bis jetzt kennt man blos zwei Arten, welche zu dieser Sippe gezählt werden. Der ausgezeichnetste von ihnen ist unzweifelhaft der Bließmaki (Propithecus diadema). Er ist eine der größten und schönsten Arten der ganzen Ordnung. Seine Leibeslänge beträgt 21, seine Schwanzlänge 17 Zoll; der Körper ist schlank und zierlich gebaut, die Hinterglieder sind noch einmal so lang, als die vorderen, und das Thier zeigt somit den Leibesbau der Langarmaffen gerade in umgekehrter Weise. Die Behaarung ist lang, wallend und seidenartig fein, und die Färbung des glänzenden Pelzes ziemlich bunt.

In dieselbe Sippe stellen die meisten Gelehrten noch den Avahi oder Wellenmaki (Propithecus laniger), welcher sich übrigens sehr wesentlich von dem Vorigen unterscheidet.

Die bisher Erwähnten sind die uns weniger bekannten Mitglieder der ersten Familie, von den übrigen wissen wir etwas mehr, obgleich noch immer nicht viel. Am besten kennen wir noch zwei andere Sippen, die Makis und die Loris, weil von beiden einzelne selbst bei uns öfters in Gefangenschaft gehalten worden sind.

Der Name Maki rührt von dem Geschrei einiger hierher gehöriger Thiere her, welches wie die Silben „Make, Make" klingen soll. Die Wissenschaft hat ihnen den Namen Lemur zuertheilt, jedenfalls wegen ihrer nächtlichen Lebensweise, obwohl jener Name, welcher bekanntlich den ungemüthlichen Spukgeistern der alten Römer zukam, vielleicht eher den Loris gelten dürfte als ihnen. Die eigentlichen Makis ähneln, flüchtig betrachtet, eigentlich eher kleinen, schlanken Wachtelhündchen, als Affen; ihr Leib ist schmächtig, ihre mittellangen Gliedmaßen sind stark, der buschige Schwanz ist gewöhnlich länger, als der Leib. Die kurzen Ohren sind behaart, oft ganz im Pelze versteckt, die Augen sind mittelgroß. Der Scheitel ist langgestreckt und die Schnauze fuchsartig zugespitzt; überhaupt erinnert der ganze Kopf lebhaft an Freund Reinecke: nur der Ausdruck der milden Augen ist ein ganz anderer, fast allzu harmloser. Die hinteren



Der Makako (Lemur Catta).

Gliedmaßen sind nicht viel länger, als die vorderen; die Hände sind kurz, die Zeigefinger der Vorderhände aber ziemlich lang. Der Pelz ist immer fein und weich, zuweilen auch wollig; seine Färbung ist sehr bunt.

Alle Makis sind Bewohner Madagaskars und der nächsten Inseln derselben Gruppe. Man hat etwa zehn Arten kennen gelernt; die Unterscheidung derselben ist aber schwierig und deshalb wohl noch nicht feststehend.

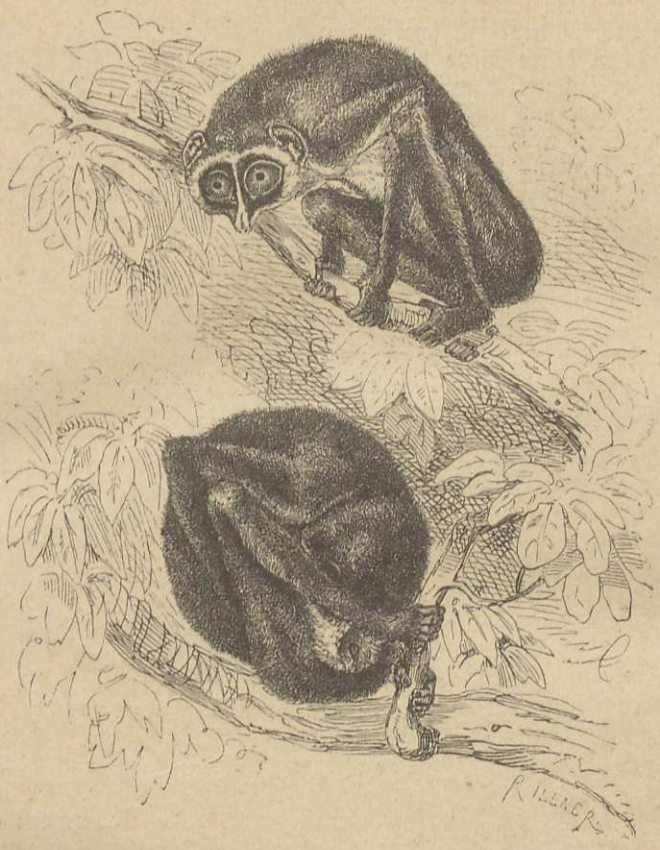
Unter ihnen ist der Vari (Lemur Macaco oder Lemur varius) einer der bekanntesten. Seine Länge beträgt 16, seine Schwanzlänge 18 Zoll; der reichliche, an den Kopf- und Halsseiten besonders verlängerte Pelz ist großfleckig schwarz und weiß, aber unregelmäßig und ungleich gezeichnet, so daß eben nur das allgemeine Gepräge sich zeigt, während bei diesem das Schwarz, bei jenem das Weiß überwiegt.

Der Vari ist einer der größten Makis, etwa einer starken Katze an Größe gleich, seine übrigen Verwandten sind ihm übrigens an Größe sehr ähnlich. Der Makako (Lemur Catta) ist hauptsächlich durch seinen schwarz- und weißgeringelten Schwanz ausgezeichnet; die Hauptfärbung seines dichten, feinen, weichen und wolligen Pelzes ist grau, bald ins Aschfarbige, bald mehr ins Rostrothe ziehend; Gesicht, Ohren und Unterseite sind weißlich, ein Augenfleck und die Oberschnauze dagegen schwarz. Die Körperlänge beträgt 13, die Schwanzlänge 19 Zoll. Der Mongoz endlich (Lemur Mongoz) ist oben dunkelaschgrau, unten lichtbraungrau, am Oberkopfe beinah schwarz, an den Seiten des Unterhalses lichtgrau. Er ändert übrigens vielfach ab. In der Größe giebt er dem Vari wenig nach.

Alle diese Makis leben gesellschaftlich in den Wäldern Madagaskars. Man begegnet ihnen nach Sonnenuntergang oft in Herden von dreißig bis funfzig Stück. Sie klettern dann rasch und gewandt und dabei geräuschlos auf den Aesten umher. Bisweilen sieht man sie auch auf Felsen, und zwar selbst bei Tage; wahrscheinlich wollen sie sich dann sonnen. Bei langsamem Gehen halten sie den Schwanz empor und biegen seine Spitze nach rückwärts, im Galopp aber legen sie ihn nach vorwärts über den Rücken.

Hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten erheben sich diese Thiere nicht über ihre Verwandten; dennoch ist ihr Wesen angenehm. Gewöhnlich zeigen sie sich sehr sanft und friedlich; einzelne sind aber auch störrisch, wild und bissig.

Manche Arten kommen öfters nach Europa, und einzelne halten sich lange in der Gefangenschaft. Dies bewies z. B. ein Vari, welcher neunzehn Jahre in Paris lebte. In den meisten Fällen werden sie bald zahm und gemüthlich. Ihre Nahrung nehmen sie hübsch mit den



Der schlanke Lori, im Erwachen und im Schlafe.

Vorderhänden auf und führen sie dann zum Maule; einzelne heben das Futter aber auch gleich mit diesem auf. Wenn sie sich wohl befinden, schnurren sie wie die Katzen.

Buffon besaß ein Männchen, welches durch seine raschen, gewandten und zierlichen Bewegungen erfreute, durch seine Unreinlichkeit und seinen Muthwillen aber oft auch recht lästig wurde. Im Winter hielt es sich stets in der Nähe des Feuers auf.

Der Maki, welcher so lange in Paris lebte, liebte das Feuer in demselben Grade und setzte sich regelmäßig in unmittelbare Nähe des Kamins; ja der arme frostige Südländer hielt nicht blos die Hände, sondern auch sein Gesicht so nahe an die Flamme, daß er sich mehr als einmal den Schnurrbart verbrannte. Er war reinlich, glänzte am ganzen Leibe und hütete sich sorgfältig, seinen Pelz zu beschmuzen. Außerdem war er ebenso lebendig und beweglich, wie neugierig. Er untersuchte Alles und Jedes, warf es aber dabei entweder um, oder zerriß und zerstreute es. Seine Freundlichkeit erstreckte sich über alle Personen, welche ihm schmeichelten.

Von den weißstirnigen Makis besaß man zu Paris ein Paar, welches sich sehr lieb gewann. Nach viermonatlicher Trächtigkeit warf das Weibchen ein Junges von Rattengröße und mit offenen Augen.

Während die Makis sammt und sonders, wenigstens zu gewissen Zeiten, eine große Regsamkeit und Beweglichkeit kundgeben, zeichnen sich die Loris (Stenops) hauptsächlich durch die entgegengesetzten Eigenschaften aus. Sie sind die Faulthiere unter den Vierhändern und werden auch geradezu Faulaffen genannt. Man begreift unter ihnen kleine, zierliche Halbaffen mit schmächtigem Leibe, großem, rundlichem Kopfe und dünnen, schlanken Gliedmaßen, deren hinteres Paar etwas länger, als das vordere ist. Der Schwanz fehlt gänzlich, die Schnauze ist spitz, aber kurz, die Augen stehen sich nahe und sind sehr groß; die Ohren sind

mittelgroß und behaart. An ihren Händen ist der Zeigefinger sehr verkürzt, der vierte Finger aber verlängert und der hinterste mit scharfer und langer Kralle versehen.

Die wenigen Arten dieser Sippe bewohnen Indien und seine benachbarten Inseln; ihr Freileben ist uns aber fast noch gänzlich unbekannt. Sie vertreten ihre munteren afrikanischen Vettern in Südasien, aber nur hinsichtlich ihrer Gestaltung, nicht auch hinsichtlich ihres Wesens.

Ein äußerst niedliches Mitglied unserer Sippe ist der schlanke Lori (Stenops gracilis), ein Thierchen, kaum so groß, wie ein Eichhörnchen — nur 8 Zoll lang! — mit schlankem Leibe, großäugigem und spitzschnäuzigem Kopfe, zarten Gliedern und langem, seidenweichem Pelze, dessen Färbung oben röthlichfahlgrau und gelblichbraun, auf der Unterseite aber graulich oder blaßgelblich ist. Rund um die Augen herum ist das Fell dunkler und sticht deshalb um so mehr von der lichten Oberschnauze ab. Unsere Abbildung stellt es der Deutlichkeit halber in unverhältnißmäßiger Größe dar.

Das allerliebste Geschöpf, dessen Landesname Tevangan ist, bewohnt die Wälder Ceylons. Es verschläft den Tag in Baumhöhlungen und kommt erst des Abends zum Vorschein. In seinem Freileben hat es noch Niemand beobachtet, und ebensowenig hat das zarte Wesen die Reise von Indien nach Europa ausgehalten.



Der plumpe Lori (Stenops tardigradus).

Thévenot ist der Erste, welcher von den schlanken Loris spricht. Er sah einige von ihnen (gegen Ende des 17. Jahrhunderts) in Aurengabad, der Hauptstadt von Balagate, im Reiche des ehemaligen Großmoguls. Man machte viel Aufhebens davon, weil sie sich vor den eigentlichen Affen namentlich durch ihre Kleinheit auszeichneten. Während die Thierchen beobachtet wurden, stellten sie sich auf die Hinterbeine, umarmten einander öfters und sahen die Leute dabei fest an. Ihr Herr nannte sie „wilde Menschen".

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts berichtet Seba über den Tevangan und giebt zugleich eine vortreffliche Abbildung von ihm. Er nennt ihn „das Faulthier Ceylons", bemerkt aber, daß er diesen Namen ganz unverdient trage, weil er — wie auch sein schlanker Bau schon beweisen müsse — weder faul noch langsam, sondern im Gegentheile sehr flink im Gehen und äußerst gewandt und hurtig im Klettern sei. Er lebe von Früchten und Samen großer Bäume, welche das Männchen pflücke, koste und dann dem Weibchen reiche; aber auch dieses sei dem Männchen gegenüber sehr artig. Die Zahl der Jungen solle zuweilen vier betragen.

Ein anderer Lori, der plumpe (Stenops tardigradus), ist etwas mehr bekannt geworden, wahrscheinlich, weil er häufiger und verbreiteter ist, als sein schlanker Vetter. Soviel man weiß, bewohnt der plumpe Lori die Waldungen des indischen Festlandes und die Sundainseln, wenigstens Sumatra: In Ostindien heißt er Tonger oder Schläfer, und Tevang oder Schleicher; unter den Hindus Lajja-Banar und auf Sumatra Bruh-Samundi. Er ist größer und untersetzter gebaut, als sein Verwandter, seine Leibeslänge beträgt etwas über 1 Fuß. Der Kopf ist rund, die Schnauze stumpf, und die Nase springt nicht über die Mundöffnung vor; die eiförmigen Ohren sind im Pelze versteckt. Gesicht und Hände sind blos mit dünnstehenden Haaren besetzt; im Uebrigen ist der Pelz dicht und weich, fast filzartig und oben bräunlichgelb, unten heller, an der Außenseite aber röthlich gefärbt. Ueber den Rücken verläuft ein rostbrauner Streifen, welcher sich auch über die Stirn, aber getheilt fortsetzt und durch weiße Streifen unterbrochen wird.

Der plumpe Lori ist ein überall seltner Bewohner der einsamsten Wälder seiner Heimat. Er lebt in kleinen Familien zusammen, welche den Tag in Baumlöchern verschlafen, nach Einbruch der Dämmerung munter werden und nunmehr ihrer Nahrung nachgehen. In der Freiheit ist das Thierchen von Europäern noch nicht beobachtet worden; dagegen hat man es sehr oft zahm gehalten, auch einige Male lebend nach Europa gebracht.

Die gefangenen Tevangs waren still, geduldig und schwermüthig. Sie ruhten den ganzen Tag über in kauernder Stellung und stützten den Kopf auf ihre zusammengelegten Hände. Der eine war anfangs mit einem Strick angebunden und hob ihn mehrere Male mit trauriger Geberde auf, als klage er über seine Fesseln: sie zu brechen, versuchte er nicht. Er biß in der ersten Zeit nach seinem Wärter; allein einige kleine Züchtigungen reichten hin, solche Ausbrüche seines Zornes zu unterdrücken. Wenn man ihn streichelte, nahm er die ihn liebkosende Hand, drückte sie an seine Brust und richtete die halbgeöffneten Augen gegen seinen Wohlthäter. Mit Einbruch der Nacht wurde er munter. Zuerst rieb er sich die Augen, wie ein schlaftrunkner Mensch; dann sah er sich um und begann umherzustreifen. Er wanderte dabei auch geschickt auf Seilen herum, welche man für ihn ausgespannt hatte. Früchte und Milch genoß er sehr gern; besonders lüstern aber war er nur nach Vögeln und Kerfen. Hielt man ihm zum Spaß solch Wildpret vor, so kam er mit vorsichtigen Schritten herangeschlichen, oft das ganze Zimmer durch, gerade so, wie Jemand, welcher auf den Zehen geht, um einen Andern zu überraschen. Wenn er sich dann seinem Raube etwa bis auf einen Fuß genähert hatte, blieb er stehen, richtete sich in die Höhe, rückte noch näher heran, streckte sachte die Arme aus, fuhr endlich blitzschnell auf seine Beute los und erdrückte sie in wenigen Augenblicken.

Nach Niederschrift des Vorstehenden sah ich den plumpen Lori zu meiner großen Freude lebend im Thiergarten zu Amsterdam, aber leider nur bei Tage. Er zeigte sich jedoch nicht ganz so freundlich, als ich nach obigen Berichten erwartet hatte.

* * *

(Langfüßer.) Die zweite Familie unserer Ordnung umfaßt die Langfüßer (Macrotarsi). Alle hierher gehörigen Thiere erscheinen als Mittelglieder zwischen den Affen und Bilchen oder Schlafmäusen. Ihre Hände sind Affenhände, ihr Gebiß zeigt noch seine geschlossenen Zahnreihen: in dem übrigen Leibesbau aber und ihrem ganzen Wesen ähneln sie den Siebenschläfern weit mehr, als den Aeffern. Der Leib der Langfüßer ist ziemlich gedrungen, und die Gliedmaßen sind kräftig. Ihre Fußwurzeln sind länger als das Schienbein; alle Füße haben einen Daumen, welcher den übrigen Zehen gegenübergestellt werden kann. Nur der Zeigefinger, seltner auch noch der Mittelfinger besitzen krallenartige, alle übrigen Finger dagegen platte Nägel. Ein großer, runder Kopf mit ziemlich langen, nackten Fledermausohren und dicht neben einander stehenden Augen, eine stumpfe Schnauze und ein echtes Halbaffengebiß (4 Schneide- und 6 Backzähne oben, 6 Schneide- und 5 Backzähne unten) kennzeichnen sie noch außerdem.

Die Langfüßer bewohnen, mit Ausnahme einer einzigen Art, welche wir kennen lernen werden, Afrika und namentlich wieder das durch seine Thierwelt so ausgezeichnete Madagaskar. Sie leben entweder paarweise oder in Gesellschaften auf den Bäumen größerer Waldungen und verstecken sich hier bei Tage entweder in dem Gezweig oder in Baumhöhlen. Nachts kommen sie hervor und beginnen ihre Jagdwanderungen auf Kerfe oder kleine Vögel und Eier; wenn sie es haben können, fressen sie auch Früchte. Sie sind, abweichend von den Vorigen, rasch und behend und klettern mit der Gewandtheit unserer Eichhörnchen, verstehen es auch, weite Sprünge auszuführen. Auch bei ihnen sind die langschwänzigen Arten schneller und gewandter, als diejenigen, denen das zum Klettern wesentliche Steuer mangelt oder wegen seiner Kürze nicht vollkommen genügt — wenn ich so sagen darf. Während ihres Schlafes rollen sie ihre Ohren ein, wie es die Fledermäuse auch thun: allein schon das geringste Geräusch ist ihnen Anregung genug, sie zu spannen und zum Auffangen des Schalles wieder vollkommen fähig zu machen.

In ihrem geistigen Wesen ähneln die Langfüßer ganz den übrigen Halbaffen. Sie sind sanft, friedlich, harmlos und wenig befähigt; sie lassen sich leicht zähmen, bleiben aber immer ziemlich gleichgiltig gegen ihren Pfleger.

Der ersten Sippe unserer Familie, den Ohrenaffen (Otolicnus), gehört der gemeine Galago (Otolicnus Galago) oder Mohóli an. Das außerordentlich zierliche Thierchen besitzt, wie seine wenigen Verwandten, einen gedrungenen Körperbau, mittellange und ziemlich starke Gliedmaßen, einen langen, buschigen Schwanz, große, nackte Ohren und einen Krallennagel an dem Zeigefinger der Hinterhände. In seiner Größe kommt es unserm Eichhörnchen etwa gleich; die Länge seines Körpers beträgt 7, die des Schwanzes 9 Zoll. Sein kurzer, aber dichter und seidenweicher Pelz ist auf der Oberseite fahlgrau, am Kopfe und auf dem Rücken schwach röthlich, aber an der Innenseite der Gliedmaßen, sowie am Bauche gelblichweiß gefärbt.

Fig. 2. Fig. 1.



Der kleine und der gemeine Galago (Otolicnus minor und Otolicnus Galago).

Man findet den gemeinen Galago in einem großen Theile von Afrika. Adanson entdeckte ihn in den Waldungen des Königreichs Galam am Senegal; spätere Reisende beobachteten ihn in Mosambik, am Vorgebirge der guten Hoffnung und in Sudahn. Hier fand auch ich ihn mehrere Male, immer aber nur westlich von dem weißen Nil und namentlich in Kordofahn. Den Eingebornen ist er unter dem Namen Tendj wohlbekannt. Wir fanden das Thier nur in Mimosenwäldern, und zwar in niederen ebensowohl, als in hochstämmigen. Gewöhnlich war ein Pärchen beisammen. Die Thiere schliefen auf dichten Aesten ganz nahe am Stamme sitzend, wurden aber augenblicklich munter, sobald sie unsere Fußtritte vernahmen. Wenn wir sie aufscheuchten, kletterten sie — bei Tage — rasch und gewandt an dem Geäst umher, ergriffen aber niemals die Flucht, sondern blieben immer bald wieder ruhig und vertrauensvoll sitzen und lauschten und spähten durch das dichte Laubwerk nach uns hernieder. Durch die vielen scharfen Stacheln der Mimosen wußten sie sich sehr geschickt zu bewegen und verstanden es auch, recht hübsche Sätze von einem Baum zu machen. Nachts sollen sie, wie man uns sagte, sehr schnell, aber vollkommen lautlos ihrer Kerbthierjagd oder wenigstens ihrer Fruchternte obliegen, und ihre Augen sollen dann schimmern „wie das brennende Feuer". Man sagte, daß die Thiere sehr leicht in Schlingen gefangen, ja, bei Tage von guten Kletterern sogar mit der Hand erhascht werden können; denn der Fänger brauche nur den Ast, auf welchem der Tendj sitzt, tüchtig zu schütteln, dann klammere sich dieser, aus Furcht herabzufallen, fest an und lasse sich ergreifen. Ich glaube, daß diese Fangart ergiebig ist, weil ich selbst sie öfters mit Erfolg auf junge Eichhörnchen angewendet habe. Der Kaufmann Bacle, welcher Anfangs unsers Jahrhunderts in Senegambien reiste, erhielt ein Pärchen von einem Neger, welcher es in den Gummiwäldern der südwestlichen Sahara gefangen hatte. Man nannte die Galagos „Gummithiere" und versicherte, daß sie Mimosenharze sehr gern fräßen. Das gefangene Paar bestätigte diese Angabe durch die That, zog aber die Kerbthiere jeder andern Nahrung vor.

Ungeachtet meines langjährigen Aufenthaltes in Afrika wurde es mir erst in der neuesten Zeit möglich, eigene Beobachtungen über das Gefangenleben der Galagos zu sammeln, indem mich ein buschschwänziger Ohrenaffe (Otolicnus crassicaudatus) in den Stand setzte, die Beobachtungen anderer Forscher zu vervollständigen. Unser Gefangener ruht bei Tage in sehr zusammengerollter Haltung, halb liegend, halb kauernd in der dunkelsten Ecke seines Käfigs. Er legt dabei seinen Kopf zwischen die Vorderhände, umhüllt ihn dicht mit seinem buschigen Schwanze und packt diesen mit den beiden Hinterhänden, welche er vorschiebt, so weit die langen Beine es gestatten. Auf diese Weise versteckt er den Kopf so vollständig, daß man außer den Ohren, welche niemals bedeckt werden, nicht das Geringste sieht. Eine Schwanz-

biegung schließt gewöhnlich das eine Ohr und verdeckt dabei zugleich die Augen. Die Ohren werden in der Regel eingerollt; sie erscheinen dabei schlaff und zerknittert. Ungefähr um fünf Uhr abends erwacht er, dehnt und reckt sich und schaut spähend in die Runde, wobei er den Kopf abwechselnd vorschiebt und wieder zurückzieht. Dann putzt er sich, und nun endlich beginnt er zu klettern. Seine Bewegungen sind stets langsam und bedächtig, die Tritte vollkommen unhörbar. Die Finger werden beim Auftreten weit gespreizt; der Schwanz schleift auf dem Boden nach. Auch beim Klettern ist unser Aeffer langsam, aber äußerst geschickt. — Er ist gutmüthig und läßt es sich gern gefallen, wenn man ihn kraut; nur wenn man ihn aufhebt, pflegt er zu beißen. Sein Aussehen deutet auf Verstand; die hübschen, braunen, stark gewölbten Augen sehen klug ins Weite. Bei Tage ist der Stern bis auf eine sehr kleine, schmale Ritze zusammengezogen; nachts erweitert er sich bedeutend. — Kurz nach dem Erwachen stößt das Thier gewöhnlich seinen eigenthümlichen Ruf aus, welcher an das Ruckfen mancher Tauben erinnert. Er beginnt mit dem leise hervorgestoßenen dumpfen Laut „du", steigert sich dann und endet mit dem schwächeren, miauenden „dju". Der ganze Ruf klingt ungefähr wie „du, tu tu, thu, tu tui dju dju", sehr dumpf und hohl. — Wie es scheint, ist unser Gefangener die ganze Nacht hindurch munter; morgens sucht er erst, nachdem es vollkommen licht geworden ist, sein Lager.

Ist nun schon der Tendj ein niedliches Thier, so sind doch zwei andere Mitglieder seiner oder, wie Andere wollen, einer eigenen Sippe — der Zwergmakis (Microcebus) — noch weit zartere Geschöpfe. Die eine Art ist als „Madagaskar-Ratte" vielleicht bekannter geworden, als unter ihrem wissenschaftlichen Namen Otolicnus minor — der kleinere Galago (Seite 86, Fig. 2). Das Thierchen hat die Größe einer kleinen Ratte. Es lebt ganz nach Art der Haselmäuse. In der neueren Zeit hat man aber in der Heimat des Gorilla noch einen andern Zwergmaki entdeckt, welcher seinem Namen mehr, als jeder andere entspricht. Er ist der Zwerg der Zwerge; denn er erreicht blos die Größe einer Maus. Der Missionär Thomson, der dieses Mäuseäffchen auffand, behauptet, niemals ein zierlicheres Geschöpf gesehen zu haben; es wurde Mäusemaki (Ototicnus murinus) genannt.

Frühere schlechte Abbildungen mögen wohl die Hauptursache gewesen sein, daß man einen Maki vor allen anderen Gespensthier oder Koboldmaki genannt hat. Uns zeigt die richtigere Abbildung, daß der Koboldmaki nicht mehr Gespensterhaftes hat, als die bisher genannten; wir bemerken an ihm vielmehr eine sehr große Aehnlichkeit mit den Galagos. Erst die genauere Vergleichung läßt Unterschiede auffinden, welche berechtigen, das Koboldäffchen einer eigenen Sippe unserer Familie zuzuzählen und es von den übrigen Langfüßern zu trennen. Der Name dieser Sippe ist Tarsius — Handwurzelthier —, weil die Tarsen oder Handwurzeln auffallend verlängert sind.



Der Koboldmaki (Tarsius Spectrum).

Ein dicker Kopf mit großen, in der Dunkelheit leuchtenden Augen, mittelgroße und löffelförmige, fein behaarte Ohren, eine sehr kurze Schnauze, ungewöhnlich verlängerte Hinterglieder und Fußwurzeln, echte Krallen an dem Zeige- und Mittelfinger der Hinterhände und ein langer, dünner, blos an seiner Spitze quastenähnlich behaarter Schwanz bilden die hervorstechenden Kennzeichen der Sippe.

Der Koboldmaki (Tarsius Spectrum) scheint die Galagos in Asien zu vertreten. Sein Vaterland sind die äußersten Molukken, zumal Amboina. In der macassarischen Sprache wird er Podje genannt; auf Sumatra heißt er Singa-Poa oder kleiner Löwe. Denn ein Leu, so erzählt die Sage des Landes, sei das Thierchen ehemals gewesen an Gestalt, Größe und Stärke, und erst in der neueren Zeit wäre es so klein geworden. Wahrscheinlich dieser Sage wegen fürchten die Eingebornen noch heute

das harmlose Geschöpf und prophezeihen derjenigen Familie sicheres Unglück, in deren Nähe sich dasselbe sehen läßt; sie legen sogar ihre Felder an anderen Orten an, wenn sich ein Gespenstmaki einem derselben nähert.

Unser Thier ist 5—6 Zoll lang und besitzt einen 9 Zoll langen Schwanz. Seine kurze und weiche Behaarung ist gelbbraungrau, oben dunkler als heller. Die mittellangen Ohren sind nackt, wie die der Galagos, besitzen einen aus einer Falte gebildeten Deckel und können zusammengerollt werden. An den Fingerspitzen hat es dicke Schwielen, sein Schwanz ist nur an der Spitze behaart. Es lebt in den tiefsten und dichtesten Waldungen und wird nur selten bemerkt, kommt deshalb auch gar nicht häufig in die Sammlungen. Man weiß, daß es bei Tage schläft, bei Nacht aber munter mit kühnen Sätzen im Gezweig herumspringt, Knospen, wilde Früchte und Kerfe verzehrt, daß es nur ein Junges zur Welt bringt und in der Gefangenschaft viel Sanftmuth und Zutraulichkeit zeigt.

* * *

(Fingerthiere.) Zur Familie der Fingerthiere muß ein, bisher kaum mehr als dem Namen nach bekanntes Thier, ein wahres Zwitterwesen, gezählt werden.

Vor achtzig und einigen Jahren erhielt der Reisende Sonnerat aus einem Walde der Westküste Madagaskars zwei höchst sonderbare Thiere, von deren Dasein bis dahin noch Niemand Kunde gehabt hatte. Selbst den auf der gegenüberliegenden Küste lebenden Madagassen waren sie unbekannt; sie schrieen bei Anblick derselben zur Bezeugung ihrer Verwunderung laut auf, und Sonnerat erhob diesen Ausruf, „Aye, Aye", zum Namen der von ihm entdeckten Geschöpfe.

Bis in die neueste Zeit blieb das eine der beiden „Aye-Aye", welches genannter Forscher ausgestopft nach Paris sandte, das einzige, welches überhaupt nach Europa kam, und die im Jahre 1783 erschienene Beschreibung des Reisenden die einzige Quelle für die Lebenskunde des seltenen Thieres. Man zeigte sich schon geneigt, es als ausgestorben anzusehen. „Dieses vierfüßige Thier", sagt Sonnerat, „hat viel Aehnlichkeit mit dem Eichhörnchen, ist aber doch durch einige wesentliche Kennzeichen von demselben unterschieden: es gleichet auch einiger Maßen dem Maki und dem Affen." — In allen späteren Naturgeschichten offenbart sich dieselbe Unsicherheit. Die Einen zählen es den Nachtaffen, die Anderen den Nagern zu; aber Jeder thut Dies mit Vorbehalt.

Da empfängt die Zoologische Gesellschaft in London vor einigen Jahren zwei „Fingerthiere" (Chiromys) oder „Nacktfinger" (Psilodactylus), die auf Madagaskar gefangen worden waren, wenn auch nur das eine noch lebend. Jetzt endlich bietet sich den Thierkundigen Gelegenheit, die räthselhaften Geschöpfe so genau als erforderlich zu untersuchen.

Das Fingerthier oder der Aye-Aye (Chiromys madagascarensis) steht unzweifelhaft den Halbaffen insgemein weit näher, als den Nagern. Die beiden schief von hinten nach vorn gestellten Schneidezähne seiner Kiefer können nur bei flüchtiger Betrachtung mit eigentlichen Nagezähnen verglichen werden, und in allem Uebrigen hat das Thier mit keinem Nager irgendwelche Aehnlichkeit. Die Finger an den Vorderhänden sind das eigentlich Bezeichnende an ihm.

Sonnerats Beschreibung des Aye-Aye darf uns noch genügen; ich gebe sie deshalb hier dem Wortlaute des ersten Uebersetzers seines Reisewerkes nach:

„Der Aye-Aye hat an jedem Fuße fünf Finger, davon die an den Vorderfüßen sehr lang und ein wenig krumm sind; welches macht, daß er sehr langsam geht: Diese Finger sind auch mit krummen Nägeln versehen. Die zwey äußersten Gelenke des Mittelfingers sind lang, dünne und unbehaart: Er bedient sich derselben, um aus den Ritzen der Bäume die Würmer hervorzuholen, von denen er sich nährt, und um diese Würmer in seinen Schlund zu stoßen; dem Ansehen nach dienen sie ihm auch, sich an die Baumäste zu hängen. Die Hinterfüße haben vier mit krummen Klauen versehene Finger: Der fünfte oder innere bildet den Daumen, und hat einen platten Nagel, gleich den Nägeln des Menschen. — Der Aye-Aye hat in jeder Kinnlade zween Schneidezähne, die sehr nahe beysammen stehen, und dem Schnabel eines Papageien ähnlich sehen: die untern sind viel stärker als die obern. — Er hat große, breite und flache Ohren: Sie sind schwarz, glatt, glänzend, und an der Außenseite mit langen Haaren besetzt. — Ueber den Augen und der Nase, auf den Backen und am Kinn hat er Büschel von langen Haaren. — Das ganze Thier ist mit weißfalben Flaumen oder feinen Haaren bewachsen, aus denen große (starke) schwarze Haare hervorstechen. Der Vordertheil des Kopfes und Halses sind



Das Fingerthier oder der Aye-Aye (Chiromys madagascarensis).

von falbem Weiß. Der Schwanz ist platt, buschig und mit langen Haaren besetzt. Ob es schon ganz schwarz scheint, sind die Haare desselben doch von ihrer Wurzel an bis zur Mitte ihrer ganzen Länge weiß. — Der Aye-Aye ist vom Kopf bis zum Schwanz 18 Zoll 6 Linien, und der Schwanz desselben 1½ Fuß lang."

„Bei Tage sieht er nicht; sein Aug ist röthlich und starr, wie das Aug der Eule; er ist sehr träge, folglich auch sehr sanft. Ich hatte ein Männchen und ein Weibchen, aber beyde lebten nicht länger als zween Monate; ich nährte sie mit gekochtem Reis."

Nach des Verfassers eigenen, in London gemachten Beobachtungen ist der Aye-Aye ein höchst auffallendes Thier.

Das Thier hat buchstäblich mit keinem andern Säuger eine beachtenswerthe Aehnlichkeit. Es erinnert in mancher Hinsicht an die Galagos. Der dicke, breite Kopf mit den großen Ohren, welche den breiten Kopf noch breiter erscheinen lassen, die kleinen, gewölbten, starren, regungslosen, aber glühenden Augen mit viel kleinerm Stern, als das Nachtaffenauge ihn besitzt, der Mund, welcher in der That eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Papageischnabel hat, die bedeutende Leibesgröße und der lange Schwanz, welcher, wie der ganze Leib, mit dünn stehenden, aber langen, steifen, fast borstenartigen Grannenhaaren besetzt ist, und die so merkwürdigen Hände endlich, deren Mittelfinger aussieht, als ob er zusammengedorrt wäre: diese Merkmale insgesammt verleihen der ganzen Erscheinung etwas so Eigenthümliches, daß man sich unwillkürlich den Kopf zermartert, in der fruchtlosen Absicht, ein diesem Thiere verwandtes Geschöpf aufzufinden.

Es kann für den Thierkundigen, welcher dieses wundersame Wesen lebend vor sich sieht, gar keinem Zweifel unterliegen, daß er es mit einem vollendeten Nachtfreunde zu thun hat. Der Aye-Aye ist lichtscheuer, als jedes mir bekannte Säugethier. Erst wenn die volle dunkle Nacht hereingebrochen ist, lange nach der Dämmerung, ermuntert er sich und kriecht aus seiner Dunkelkammer hervor, scheinbar noch immer mit Gefühlen der Angst, daß irgend ein Lichtstrahl ihn behelligen möchte. Der Schein einer Kerze, welche andere Nachtthiere nicht im geringsten anficht, macht ihn eilig zurückflüchten.

Die Bewegungen des Thieres sind langsam und träge, obschon weniger, als man vermuthen möchte. Wenn es gilt, dem störenden Licht sich zu entziehen, beweist der Aye-Aye,

daß er unter Umständen sogar ziemlich flink sein kann. Der Gang ähnelt dem anderer Nachtaffen, nur ist er ungleich langsamer. Dabei steht das Thier hinten viel höher, als vorn, wo es sich auf die sehr gebreiteten und stark gekrümmten Finger stützt, und streckt den buschigen Schwanz wagrecht von sich, ohne ihn auf dem Boden schleppen zu lassen. Jeder Schritt wird, wie es scheinen möchte, mit Ueberlegung ausgeführt; Zeit genug zur Ueberlegung nimmt sich das Thier wenigstens. Im Klettern konnte ich es nicht beobachten: es soll dies aber ebenso langsam geschehen, wie das Gehen.

Wenn Sonnerat richtig beobachtet hat, muß er es mit einem besonders gutmüthigen Aye-Aye zu thun gehabt haben. Derjenige, welchen ich sah, war nichts weniger als sanft, sondern im Gegentheil sehr reizbar und ungemüthlich. Wenn man sich ihm näherte, fauchte er, wie eine Katze. Die einzige Nahrung, welche man unserm Thiere reicht, ist frische Milch, mit welcher man das gekochte und zerriebene Dotter eines Eies zusammenrührt. Alle Zweige des Käfigs, welchen dieser Aye-Aye bewohnt, sind von ihm abgeschält und angebissen worden; ich vermuthe daher, daß er mit seinen dazu vortrefflich geeigneten Zähnen die Baumrinde abschält, damit die Schlupfwinkel gewisser Kerbthiere oder deren Larven bloßlegt und diese dann mit seinen langen Fingern aus Ritzen und Spalten vollends hervorzieht, um sie zu verspeisen.

* * *

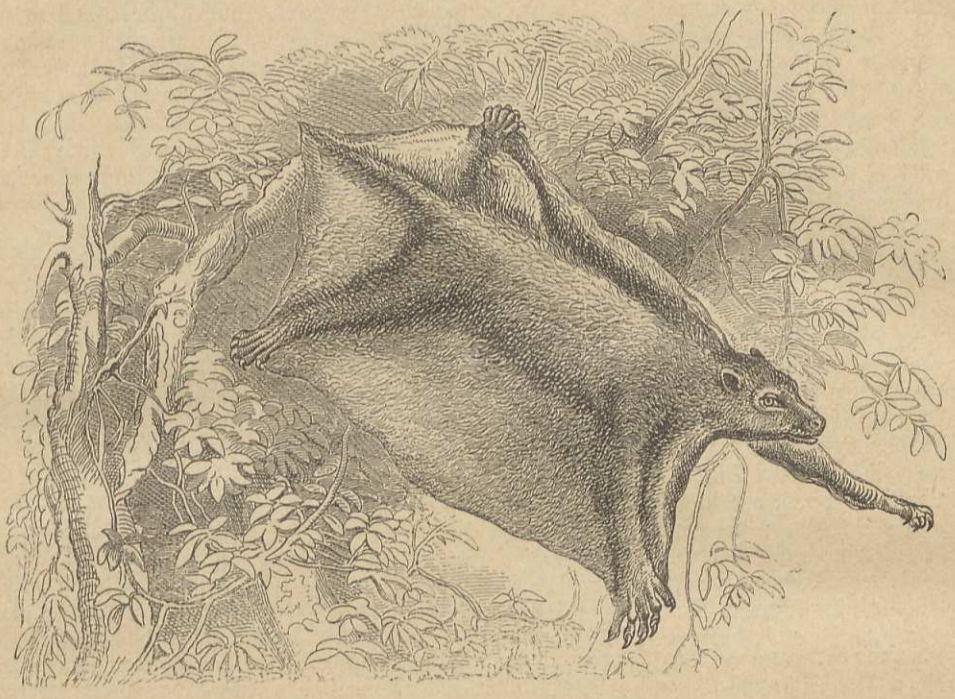
(Pelzflatterer.) Eine vermittelnde, zwischen den Affen und vielen anderen Ordnungen stehende Uebergangsform ist die der Pelzflatterer. Die wenigen Arten, welche man kennt, lassen sich keiner andern Gruppe unterordnen. Weder Affe oder Halbaffe noch Fledermaus, stehen sie einzig für sich allein zwischen beiden da, und nur in anderen Ordnungen finden sich ähnliche Gestalten, welche aber mit ihnen durchaus keine Verwandtschaft haben. Der Familien- und Sippenname der Pelzflatterer oder Flattermakis ist Galeopithecus — Wiesel- oder Katzenaffe — und bezeichnet schon an und für sich die Unsicherheit der Ansichten jener ordnenden Forscher, welche den Namen für sie erwählten. Auch ihre Stellung im System ist keine gesicherte.

Die Flattermakis sind katzengroße Thiere von schlankem Leibesbau, deren mittellange Gliedmaßen durch eine breite und dick auf beiden Seiten behaarte Haut verbunden sind. Ihre fünf Zehen haben zurückziehbare Krallennägel und keinen der übrigen Hand entgegensetzbaren Daumen. Der Schwanz ist kurz und steckt mit in der Flatterhaut. Der Kopf ist verhältnißmäßig klein, die Schnauze sehr verlängert und das Gebiß von dem aller Affen und Aeffer abweichend; denn die Zähne bilden eigentlich keine geschlossenen Reihen mehr, und die Schneidezähne des Unterkiefers sind kammartig gezackt oder an ihrer Krone vielfach getheilt. Die Augen sind mäßig groß, die behaarten Ohren klein. Jede Brust hat zwei Zitzen. — Das Merkwürdigste am ganzen Thiere ist seine Flatterhaut. Sie ist keine Flughaut, sondern nur ein Fallschirm, welcher den Leib zu weiten Sprüngen und langsamerem Fallen befähigt. Mit der Flughaut der Fledermäuse hat sie keine Aehnlichkeit. Sie ist eine Fortsetzung der Leibeshaut, beginnt am Halse, verbindet sich mit dem Vorderbein, umhüllt dieses bis zur Hand, verläuft in gleichmäßiger Breite nach der Hinterhand und geht nun endlich nach der Schwanzspitze. So stecken alle Glieder gleichsam in ihr.

Der gemeine oder rothe Flattermaki (Galeopithecus rufus oder volans) ist 1 Fuß und 10 Zoll lang, wovon 4 Zoll auf den Schwanz zu rechnen sind, und von einem Saum der ausgebreiteten Flughaut zum andern 2 Fuß breit. Die Behaarung ist auf dem Rücken dicht, an den Vorderarmen aber spärlich; die Achselgegend und die Seiten des Leibes sind nackt. Braunroth ist die Hauptfarbe des Thieres.

Die Heimat des rothen Flattermaki und aller seiner Verwandten sind die Sundainseln, Molukken und Filippinen, auch die Halbinsel Malakka und die sie umgebenden kleinen Eilande.

Alle Flattermakis sind Nachtthiere. Bei Tage sieht man sie, wie die Fledermäuse, mit den Hinterbeinen angeklammert, oft massenweise auf dichtbelaubten Baumkronen hängen. Mit Einbruch der Nacht erwachen sie aus ihrem Schlummer, verändern ihre Stellung, indem sie sich mit allen vier Beinen an die Aeste hängen, den Leib nach unten, putzen und glätten ihr Fell und steigen endlich auf die Zweige hinauf. Ihre scharfen Krallen befähigen sie zu gewandtem und sicherem Klettern, und so können sie sich sehr rasch durch das Gezweig bewegen. Auf dem Boden kriechen sie mühsam und schwerfällig dahin. Sie steigen, ihrer Nahrung nachgehend, Früchte pflückend und Kerbthiere suchend, ganz geräuschlos immer aufwärts, bis sie den Wipfel eines Baumes erklommen haben, dann schweben sie schief nach einer andern Baumkrone herab.



Der gemeine oder rothe Flattermaki (Galeopithecus rufus oder volans).

Während das Thier geht oder klettert, ist seine Flatterhaut leicht gefaltet zusammen und an den Leib gelegt und hindert deshalb die Bewegung durchaus nicht; wenn es sich des Fallschirms bedienen will, läuft es auf eine Astspitze hinaus, springt von dort mit einem kräftigen Satze ab, streckt in der Luft alle Glieder von sich und schwebt nun langsam, schief von oben nach unten, über Zwischenräume, deren Weite nicht selten zweihundert Fuß betragen soll. Niemals erhebt sich der Flattermaki während seines Schwebens über die Höhe, aus welcher er seinen Sprung begann, sondern immer senkt er sich in einer sehr geneigten Ebene nach unten, und nur durch Klettern erreicht er von dort aus wiederum eine gewisse Höhe, also nie eine größere, als die eines Baumwipfels.

Alle Flattermakis sind ganz harmlose, sanftmüthige und bei dem Reichthum ihrer Heimat vollkommen unschädliche Geschöpfe.

Die Flatterthiere.

Noch ehe an schönen Sommertagen die Sonne vollkommen zur Rüste gegangen ist, beginnt eine der merkwürdigsten Ordnungen unserer ganzen Klasse ihr eigenthümliches Leben. Aus allen Ritzen, Höhlen und Löchern hervor kriecht eine düstere, nächtige Schaar, welche sich bei Tage scheu zurückgezogen hatte, als dürfte sie sich im Lichte der Sonne nicht zeigen, und rüstet sich zu ihrem nächtlichen Werke. Je mehr die Dämmerung hereinbricht, um so größer wird die

Anzahl dieser dunklen Gesellen, bis mit eintretender Nacht alle munter geworden sind und nun ihr Wesen treiben. Halb Säugethier, halb Vogel, stellen sie eines jener merkwürdigen Bindeglieder zwischen einer Klasse zur andern dar, und dieser Halbheit entspricht auch ihr ganzer Körperbau und ihre Lebensweise. Sie sind eben weder das Eine noch das Andere ganz; sie sind gleichsam ein Zerrbild der vollendeten Fluggestalt des Vogels, aber auch ein Zerrbild des Säugethiers. Wir bezeichnen die betreffenden Thiere mit dem Namen Fledermäuse, aber nur die allerwenigsten Mitglieder der ganzen Ordnung sind uns bekannt. Unser Vaterland liegt nämlich an der Grenze ihres Verbreitungskreises und beherbergt blos noch kleine, zarte, schwächliche Arten. Im Süden ist es anders.

Je mehr wir uns dem heißen Erdgürtel nähern, um so mehr nimmt die Zahl der Flatterthiere zu und mit der Zahl auch der Wechsel und Gestaltenreichthum. Der Süden ist die eigentliche Heimat der Flatterthiere. Schon in Italien, Griechenland und Spanien bemerken wir den auffallenden Reichthum an Fledermäusen. Wenn dort der Abend naht, kommen sie nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden aus ihren Schlupfwinkeln. Aus jedem Haus, aus jedem alten Gemäuer, aus jeder Felsenhöhle flattern sie heraus, als ob ein großes Heer seinen Auszug halten wolle, und schon während der Dämmerung ist der ganze Gesichtskreis buchstäblich erfüllt von ihnen. Wahrhaft überraschend aber ist die Menge der Flatterthiere, welche man in heißen Ländern bemerkt. Es ist äußerst anziehend und unterhaltend, einen Abend vor den Thoren einer größern Stadt des Morgenlandes oder Indiens zuzubringen. Die Schwärme der Fledermäuse, welche der Abend dort erweckt, verdunkeln buchstäblich die Luft. Sehr bald verliert man alle Schätzung; denn allerorts sieht man Massen der dunkeln Gestalten, welche sich durch die Luft fortwälzen. Ueberall lebt es und bewegt es sich, zwischen den Bäumen der Gärten, der Haine oder Wälder schwirrt es dahin, über die Felder flattert es in geringer oder bedeutender Höhe, durch die Straßen der Stadt, die Höfe und Zimmer geht der bewegliche Zug. Hunderte kommen und Hunderte verschwinden. Man ist beständig von einer schwebenden Schaar umringt!

Die Flatterthiere oder Handflügler sind vorzugsweise durch ihre äußere Körpergestalt ausgezeichnet. Sie haben im Allgemeinen einen gedrungenen Leibesbau, kurzen Hals und einen dicken, länglichen Kopf mit weiter Mundspalte. In der Gesammtkörperbildung stimmen sie am meisten mit den Affen überein und haben wie diese zwei Brustzitzen. Allein in allem Uebrigen unterscheiden sie sich auffallend genug von den genannten Thieren. Ihre Vorderhände sind zu Flugwerkzeugen umgewandelt und deshalb riesig vergrößert, der Leib aber ist auf das geringste Maß der Größe zurückgeführt worden. So kommt es, daß die Thiere wohl groß erscheinen, während sie in Wirklichkeit mit die kleinsten Säugethiere sind. Die inneren Leibestheile zeigen eigenthümliche Merkmale. Das Knochengerüst ist immer leicht gebaut, gleichwohl aber kräftig; die Knochen selbst enthalten niemals luftgefüllte Räume, wie bei den Vögeln. Am auffallendsten ist die Handbildung. Ober- und Unterarm und die Finger der Hände sind außerordentlich verlängert, namentlich die hinteren drei Finger, denn diese sind länger, als der Oberarm. Hierdurch werden die Finger zum Verbreitern der zwischen ihnen sich ausspannenden Flughaut ebenso geschickt, wie zu anderen Dienstleistungen untauglich. Nur der Daumen, welcher an der Bildung des Flugfächers keinen Antheil nimmt, hat mit den Fingern anderer Säuger noch Aehnlichkeit; er ist, wie gewöhnlich, zweigliedrig und kurz und trägt eine starke Kralle, welche dem Thiere beim Klettern und Sichfesthängen die ganze Hand ersetzen muß. Die Oberschenkelknochen sind viel kürzer und schwächer, als die Oberarmknochen, wie überhaupt alle Knochen des Beines auffallend hinter denen des Armes zurückstehen. Die Beine sind ziemlich regelmäßig gebildet: der Fuß theilt sich auch in fünf Zehen, und diese tragen Krallennägel: allein sein Eigenthümliches hat der Fuß doch; denn von der Ferse aus läuft ein nur bei den Fledermäusen vorkommender Knochen, das Sporenbein, welches dazu dient, die Flughaut zwischen dem Schwanze und dem Beine zu spannen. Die Brustmuskeln sind ungewöhnlich stark, und zu den bei anderen Säugethieren vorhandenen kommt ein gänzlich neuer hinzu, welcher mit einem Ende am Schädel, mit dem andern aber an der Hand angewachsen ist und dazu dient, den Flügel spannen zu helfen. Das Gebiß ähnelt dem der Raubthiere, namentlich der kerffressenden. Es enthält alle Zahnarten in geschlossenen Reihen; die Anzahl und die Form der Zähne ist aber großem Wechsel unterworfen.

Für uns ist jedenfalls die Entwicklung der Haut am merkwürdigsten. Die Häute der Flatterthiere sind es, welche nicht nur die ganze Körpergestaltung, sondern namentlich auch den Gesichtsbau bedingen und somit die Ursache werden, daß die Fledermausgesichter so ungeheuerliche sind. Die breit geöffnete Schnauze trägt allerdings auch mit bei, daß der Gesichtsausdruck ein ganz eigenthümlicher wird: die Hautwucherung an den Ohren und der Nase aber ist es,

welche dem Gesicht sein eigenthümliches Gepräge und — nach der Ansicht der Meisten wenigstens — seine Häßlichkeit giebt.

„Keine einzige Thiergruppe", sagt Blasius, „hat eine solche Entwickelung des Hautsystems aufzuweisen. Es zeigt sich Dies in der Ausbildung der Ohren und der Nase, wie in der der Flughäute. Die Ohren haben bei allen Arten eine auffallende Größe. Ihre Länge wird bei einigen Arten von der des Körpers übertroffen, und in der Breite dehnen sich beide Ohren in einzelnen Fällen zu einer einzigen, geschlossenen Ohrenmuschel aus. Bei manchen Arten nimmt die Umgebung der Nasenlöcher und der Nasenrücken in seltsamer Weise an dieser Wucherung den größten Theil, und hierdurch werden Gesichtsbildungen hervorgebracht, welche ihres Gleichen nicht aufzuweisen haben. In der Entwickelung der Flughäute nicht allein, sondern auch in aller übrigen Hautbildung der Ohren- und Nasenhaut haben die Fledermäuse Eigenthümlichkeiten, durch die sie sich von allen übrigen Thierordnungen auffallend unterscheiden und durch welche ihre Bewegung und Lebensweise bis ins Einzelne bedingt scheint."

„Mit der Gestalt der Flughäute hängt die Flugfähigkeit und das Gepräge der Flugbewegung genau zusammen. Wer die Fledermäuse in der Natur beobachtet hat, wird eine auffallende Uebereinstimmung in diesen Verhältnissen mit der Schnelligkeit und Gewandtheit in der Flugbewegung der einzelnen Arten anerkennen müssen. Die größte Gewandtheit und Schnelligkeit im Fluge hat unter den deutschen Arten entschieden die frühfliegende Fledermaus. Man sieht sie zuweilen schon vor Sonnenuntergang thurmhoch und in raschen, kühnen Wendungen mit den Schwalben umher fliegen; und diese Art hat verhältnißmäßig den schlanksten und längsten Flügel, über dreimal so lang, als breit. Ihr schließen sich alle diejenigen Arten an, deren Flügel ähnlich gebildet sind. Sie fliegen sämmtlich rasch und hoch, in den manchfaltigsten, oft plötzlichen Wendungen und sind in ihren Bewegungen so sicher, daß sie sogar Sturm und Unwetter nicht scheuen. Der Flügel beschreibt im Fluge in der Regel einen kleinen, spitzen Winkel, und nur bei plötzlichen Wendungen holen sie weiter aus, und so ist der Flug höchst manchfaltig und rasch bei einer leichten, weniger angestrengten Flügelbewegung."

„Die geringste Flugfertigkeit besitzen die Arten, welche zu den Sippen Vespertilio und Rhinolophus gehören. Sie haben im Verhältniß zu den übrigen die breitesten und kürzesten Flügel, meistens kaum drittehalbmal so lang, als breit. Die Flügel dieser Arten beschreiben einen großen, meist stumpfen Winkel. Der Flug ist flatternd, langsam und unsicher. Gewöhnlich fliegen sie niedrig und in gerader Richtung in Straßen und Alleen hin, ohne rasche Biegungen und Seitenbewegungen, einige sogar nur wenige Zoll über dem Boden oder der Wasserfläche."

„Es hält nicht schwer, nach der Höhe des Fluges, der Art der Bewegung und der Größe des Thieres jede Art im Fluge zu unterscheiden; und man kann nicht irre gehen, wenn man aus dem Bau des Flügels auf die Flugfertigkeit schließt." Im Allgemeinen aber ist der Flug aller Handflügler keineswegs ein dauernder, sondern nur ein zeitweiliger. Er wird durch immerwährende Bewegung der Arme hervorgebracht. Der Vogel kann schweben, die Fledermaus nur flattern. Ihr Flattern oder Schwirren wird durch ihren Körperbau sehr erleichtert. Die starken Brustmuskeln des Vorderkörpers, der leichte und eingezogene Unterleib, die bis zu dreifacher Körperlänge ausgedehnten Arme und Hände und die zwischen Armen, Händen und Fingern ausgespannte elastische Haut befördern diese Bewegung, während das Schweben unmöglich wird, weil keiner der Fledermausknochen luftführend ist, die Leibeshöhle nicht die großen Luftsäcke des Vogelleibes enthält und vor Allem, weil das Flatterthier keine Steuer- und Schwingfedern besitzt. Sein Flug ist ein immerwährendes Schlagen auf die Luft, niemals ein längeres Durchgleiten und Durchschießen derselben ohne Flügelbewegung.

Um leichter ihre Flughaut breiten und aufflattern zu können, befestigen sich alle Handflügler während ihrer Ruhe mit den Krallen der Hinterbeine an irgend einen erhabenen Gegenstand und lassen ihren ganzen Körper nach abwärts hängen. Vom Boden können sich die Flatterthiere nicht so leicht aufheben; sie helfen sich aber dadurch, daß sie zuerst die Arme und die Flughaut ausbreiten und ihren Körper durch Unterschieben der Füße etwas aufrichten, ein oder mehrere Male in die Höhe springen und sich dann flatternd erheben. Ist Dies ihnen geglückt, dann geht der Flug ziemlich rasch vorwärts. Wie ermüdend aber derselbe ist, sieht man am besten daraus, daß die Fledermäuse sich oft schon nach sehr kurzem Fluge zum Ausruhen an Baumäste, Mauervorsprünge und dergleichen anhängen und dann erst wieder ihre Bewegung fortsetzen.

Uebrigens dienen die Hände der Flatterthiere nicht einzig und allein zum Flattern, sondern auch zum Laufen auf der Erde. Der Gang aller Flatterthiere ist zwar nicht so schlecht, als man von vornherein annehmen möchte, bleibt aber dennoch ein erbärmliches Dahinhumpeln. Das Thier zieht dabei die Hinterfüße unter den Leib, hebt bei seiner Bewegung den Hinter-

körper und stößt dadurch den ganzen Leib vorwärts; denn die Handwurzel und namentlich die Daumenkralle dient dem Vorderende nur zur Stütze. Einige Arten laufen übrigens beinahe so schnell, wie eine Ratte.

Eine besondere Eigenthümlichkeit bietet die Flughaut der Flatterthiere dar, indem man neuerdings in derselben eine sehr elastische oder vielmehr zusammenziehbare Hautschicht entdeckt hat. Die äußere Flughaut bleibt beständig geschmeidig durch Einreibung mit einer öligen Flüssigkeit, welche von Drüsen abgesondert wird, die sich im Gesicht der Thiere befinden. Ebenso merkwürdig ist der Bau aller Haare der Fledermäuse, die sich unter dem Mikroskop von den Haaren anderer Thiere durch eigenthümliche, schraubenartige Umgänge unterscheiden lassen. Sie scheinen den Zweck zu haben, die Wärme besser zurückzuhalten.

Alle Flatterthiere schlafen bei Tage und schwärmen bei Nacht. Die meisten kommen erst gegen die Abenddämmerung zum Vorschein und ziehen sich schon lange vor Sonnenaufgang wieder in ihre Schlupfwinkel zurück; einzelne Arten jedoch erscheinen schon viel früher, manche bereits nachmittags zwischen drei und fünf Uhr, und schwärmen trotz des hellsten Sonnenscheins lustig herum. Jede Art hat ihre eigenthümlichen Jagdgebiete: in Wäldern, Baumgärten, Alleen und Straßen, über langsam fließenden oder stehenden Wasserflächen u. s. w., aber seltener im freien Felde, aus dem sehr einfachen Grunde, weil es dort für sie Nichts zu jagen giebt. In dem reichern Süden finden sie sich auch dort, namentlich über Mais- und Reisfeldern, weil diese stets eine Menge von Kerbthieren beherbergen und hierdurch den Fledermäusen gute Beute liefern. Gewöhnlich streichen sie nur durch ein kleines Gebiet von vielleicht tausend Schritten im Durchmesser. Andere, d. h. die größeren, mögen vielleicht über eine halbe Stunde Wegs durchstreifen, und von den großen südlichen Arten, den sogenannten Flatterhunden, behauptet man, daß sie wohl auch mehrere Meilen weit reisen könnten.

Bei Tage halten sich alle Flatterthiere versteckt in den verschiedenartigsten Schlupfwinkeln. Bei uns zu Lande sind hohle Bäume, leere Häuser und seltener auch Felsenritzen oder Höhlen ihre Schlafplätze. Im Süden hängen sich viele Arten frei an die Baumzweige auf, sobald diese ein dichtes Dach bilden, bei weitem die meisten aber wohnen in Höhlen der Gebirge, in alten Ruinen, Tempeln und dergleichen. Gebäude, in denen sie wenig gestört werden, sind ihnen stets erwünschte Aufenthaltsorte. Nicht selten ruhen sie auch in Schornsteinen, und daher ist die durchaus unbegründete Meinung entstanden, daß sie dem Speck und geräucherten Fleische nachgingen.

Sie sind gesellig, doch nur unter gewissen Umständen. Manche verschiedene Arten hassen sich und fressen einander gelegentlich auf. Die blutsaugenden Blattnasen z. B. greifen die großöhrigen Fledermäuse an, um ihnen Blut auszusaugen, und diese fressen ihre Feinde dafür auf.

Die Nahrung der Flatterthiere besteht in Früchten, in Kerbthieren, unter Umständen auch in Wirbelthieren und in dem Blute, welches sie größeren Thieren aussaugen. Die in Europa wohnenden Flatterthiere, bekanntlich nur echte Fledermäuse, verzehren blos Kerbthiere, namentlich Nachtschmetterlinge, Käfer, Fliegen und Mücken. Ihr Hunger ist außerordentlich; die größeren fressen bequem ein Dutzend Maikäfer, die kleinsten ein Schock Fliegen, ohne gesättigt zu sein. Je lebhafter ihre Bewegung ist, um so mehr Nahrung bedürfen sie, und aus diesem Grunde sind sie für uns außerordentlich nützliche Thiere, welche die größtmögliche Schonung verdienen. Nicht so ist es mit den blutsaugenden Fledermäusen, welche zuweilen recht schädlich werden können, oder auch mit den Fruchtfressern aus unserer Ordnung, welche nicht selten ganze Fruchtpflanzungen, zumal Weinberge zerstören.

Eine recht hübsche Beobachtung hat neuerdings Heuglin gemacht: die Fledermäuse Afrikas ziehen ihrer Nahrung wegen den Herden nach!

„In den Bogosländern", sagt dieser Forscher, „wird sehr starke Viehzucht getrieben, und die Herden kommen, wenn in ferneren Gegenden bessere Weide und mehr Trinkwasser sich finden, oft monatelang nicht zu den Wohnungen der Besitzer zurück. Bei unserer Ankunft in Keeren waren alle Rinderherden sammt den Myriaden von Fliegen, welche sie überall hin begleiten, in den Tiefländern des Barka und Fledermäuse hier außerordentlich selten. Gegen Ende der Regenzeit sammelten sich auf etwa einen Monat fast alle den hiesigen Bogos gehörigen Herden in der nächsten Umgebung, und gleichzeitig erschienen auch die kerbthierfressenden Dämmerungs- und Nachtfledermäuse in ganz unglaublicher Zahl; mit Abzug der letzten Herde verschwanden auch sie wieder spurlos. In der Nacht vom 30. September auf den 1. Oktober lagerten wir auf einer drei Stunden südlich von Keeren gelegenen Hochebene in der Nähe von Umzäunungen, welche zu Aufnahme von Rindvieh bestimmt waren. Da sich die Herden in anderen Theilen

des Gebirgs befanden, beobachteten wir nur ein oder zwei Fledermäuse auf der für diese Familie äußerst günstigen Oertlichkeit. Tags darauf kehrten die Herden an die besagte Stelle zurück, und schon an demselben Abend hatte die Zahl der Fledermäuse ganz auffallend zugenommen." Hiernach erscheint es durchaus nicht unwahrscheinlich, daß weit mehr unserer Flatterthiere, als wir annehmen, wirklich wandern, wenn auch in beschränkterer Weise, als die Vögel.

Die Verdauung aller Flatterthiere ist sehr lebhaft. An ihren Schlupfwinkeln sammeln sich deshalb auch bald große Kothhaufen an, und diese haben einen so durchdringenden Geruch, daß ganze Gebäude von den Thieren förmlich verpestet werden können.

Wärme ist für alle Flatterthiere eine durchaus nothwendige Bedingung. In dem kalten Erdgürtel kommt keine Fledermaus vor. Die meisten Arten werden schon durch Wind, Regen oder rauhe Witterung in ihren Schlupfwinkeln zurückgehalten. Andere fliegen zwar an kalten Abenden, doch auch nur kurze Zeit, sie kehren immer so schnell als möglich wieder nach ihren Schlupfwinkeln zurück. Bei wirklichem Winde fliegen blos diejenigen Arten, welche einem starken Luftzug trotzen können, d. h. alle die schmalflügligen. Einige Arten verlassen ihre Wohnorte bei Beginn der rauhern Jahreszeit und wenden sich mehr der Tiefe oder dem Süden zu; — leider aber fehlen uns über solche Reisen noch genügende Beobachtungen.

Mit Eintritt der Kälte fallen alle Fledermäuse, welche nicht wandern, in einen mehr oder weniger tiefen Winterschlaf. Jede Art sucht sich hierzu einen möglichst vor den Einflüssen der Witterung geschützten Schlupfwinkel auf: Höhlen, Kellergewölbe, warme Dächer, Dachsparren in der Nähe von Essen und dergleichen. Hier findet man sie in Klumpen, oft zu Hunderten, an den Hinterbeinen aufgehängt und dicht zusammengedrängt, manchmal auch mit anderen Arten vereinigt, selbstverständlich nur mit solchen, mit welchen sie immer in freundschaftlichen Verhältnissen zusammenleben. Höchst selten gesellen sich auch Arten, welche sonst miteinander in offener Fehde leben. Ihre Blutwärme sinkt mit der Wärme der äußeren Luft herab, nicht selten bis auf vier, ja, wie man sagt, bis auf einen Grad Réaumur, während die Blutwärme sonst 24¾ Grad Réaumur ist, und nun erstarren sie. Wenn aber die äußere Kälte so groß wird, daß das ohnehin nur noch gering erwärmte Blut derselben nicht mehr widerstehen kann, erwachen die Fledermäuse und beginnen, sich zu regen. Nicht selten erfrieren sie aber auch, zumal gefangene, welche man einer bedeutenden Kälte aussetzt. So lange die Kälte anhält, hängen sie ganz ruhig, an wärmeren Wintertagen aber beginnen sie, sich zu rühren, und manche Arten fliegen zuweilen mitten im Winter bei Thauwetter und Schnee umher.

Alle Flatterthiere tragen ihre Jungen während ihres Fliegens mit sich herum, und zwar ziemlich lange Zeit, selbst dann noch, wenn die kleinen Thiere bereits selbst recht hübsch flattern können und zeitweilig die Brust der Alten verlassen. Daß Letzteres geschieht, habe ich an Fledermäusen beobachtet, welche ich in den Urwäldern Afrikas an Bäumen aufgehängt fand. — In etwa fünf bis sechs Wochen haben die Jungen ihre volle Größe erreicht.

Die Sinne der Flatterthiere sind vortrefflich, aber bei den verschiedenen Arten sehr ungleichförmig entwickelt. Einzelne Sinneswerkzeuge zeichnen sich, wie ich bereits in der Einleitung andeutete, durch höchst sonderbare Anhängsel und eigenthümliche Vergrößerungen aus.

Wahrscheinlich steht der Geschmackssinn auf der tiefsten Stufe, doch ist auch er keineswegs stumpf zu nennen, wie die Beschaffenheit der Zunge, die Weichheit der Lippen und der Nervenreichthum beider schon im Voraus schließen läßt. Außerdem hat man auch Versuche gemacht, welche die Schärfe des Sinnes beweisen. Wenn man nämlich schlafenden, selbst halb erstarrten Fledermäusen einen Tropfen Wasser in die geöffnete Schnauze giebt, nehmen sie denselben ohne weiteres an und schlucken ihn hinter. Giebt man ihnen dagegen Branntwein, Tinte oder sonst eine übelschmeckende Flüssigkeit, so wird Alles regelmäßig zurückgewiesen. Nicht minder ausgebildet ist das Auge. Im Verhältniß zur Größe des Körpers muß man es groß nennen, namentlich der Stern ist einer bedeutenden Erweiterung fähig. Allein das Auge kann manchen Arten ganz fehlen, ohne daß sie eine bemerkliche Beeinträchtigung dadurch erleiden. Der Gesichtssinn wird überhaupt durch Geruch, Gehör und Gefühl wesentlich unterstützt. Man hat mehrfach den Versuch gemacht, Fledermäuse zu blenden, indem man ihnen einfach ein Stückchen englisches Plaster über die Augen klebte. Sie flogen aber trotz ihrer Blindheit noch genau ebenso geschickt im Zimmer umher, als sehend, und verstanden es meisterhaft, allen möglichen Hindernissen, z. B. vielen, in verschiedenen Richtungen durch das Zimmer gezogenen Faden, auszuweichen. Der Sinn des Gefühls mag wohl größtentheils in der Flatterhaut liegen; wenigstens scheint Dies aus allen Beobachtungen hervorzugehen. Weit ausgebildeter aber als dieser Sinn sind Geruch und Gehör. Die Nase ist bei allen echten Fledermäusen in hohem Grade vollkommen. Nicht blos, daß sich die Nasenlöcher weit und breit öffnen und durch

eigenthümliche Muskeln bald geöffnet, bald geschlossen werden können, besitzen die Thiere auch noch große, blätterartige, ausgedehnte Anhängsel, welche jedenfalls nur dazu dienen können, den Geruch zu steigern. In ähnlicher Weise ist auch das Ohr gebaut. Es besteht aus einer sehr großen Ohrmuschel, welche oft bis gegen den Mundwinkel ausgezogen, mit besonderen Lappen und Ausschnitten versehen ist und außerordentlich leicht bewegt werden kann. Zudem ist noch eine große, bewegliche, verschiedenartig geformte Klappe, der Ohrdeckel, vorhanden, welcher dazu dient, bei stärkeren Geräuschen oder Tönen, als sie die Fledermaus vertragen kann, das Ohr zu schließen und somit dem Thiere eine Qual zu ersparen, während dasselbe Anhängsel, wenn es gilt, ein sehr leises Geräusch zu vernehmen, gerade auch dazu dient, den schwachen Schall noch aufzufangen. Es ist unzweifelhaft, daß die Fledermaus vorbeifliegende Kerbthiere schon in ziemlicher Entfernung hört und durch ihr scharfes Gehör wesentlich in ihrem Fluge geleitet wird. Schneidet man die blattartigen Ansätze oder die Ohrlappen und Ohrdeckel ab, so werden alle Flatterthiere in ihrem Fluge ganz irre und stoßen überall an.

Die geistigen Fähigkeiten der Flatterthiere sind keineswegs so gering, als man gern annehmen möchte, und strafen den auf ziemliche Geistesarmuth hindeutenden Gesichtsausdruck Lügen. Ihr Gehirn ist groß und besitzt Windungen. Hierdurch ist schon angedeutet, daß ihr Verstand kein geringer sein kann. Daß die Fledermäuse bei guter Behandlung sehr zahm und ihrem Herrn zugethan werden können, ist von vielen Naturfreunden beobachtet worden. Einzelne brachten die Thiere bald dahin, ihnen Nahrung aus der Hand wegzunehmen oder sich solche aus Gläsern herauszuholen, sobald sie einmal bemerkt hatten, um was es sich handele. Mein Bruder hatte eine Ohrenfledermaus, die ihm durch alle Zimmer folgte und, wenn er ihr eine Fliege hinhielt, sich augenblicklich auf seine Hand setzte, um jene zu fressen. Die größeren Flatterthiere sind wirklich liebenswürdig in der Gefangenschaft; sie werden außerordentlich zahm und zeigen sich sehr verständig. Wenn man Schmetterlinge an Angeln hängt, um sie damit zu fangen, wird man sich stets vergeblich bemühen.

Die Zahl der vorweltlichen Fledermäuse, von denen man Kunde erlangt hat, ist sehr gering. In dem Bernsteine hat man Fledermaushaare und in verschiedenen Steinbrüchen versteinerte Knochenüberreste der Handflügler gefunden. Die Zahl der jetzt lebenden Flatterthiere aber ist sehr bedeutend. Man kennt etwa sicher 250 unterschiedene Arten, von denen auf Europa ungefähr 30 kommen. Dabei herrscht eine außerordentlich große Formverschiedenheit, trotz der Aehnlichkeit im Ganzen, und deshalb ist die Eintheilung der Flatterthiere und die Bestimmung derselben selbst für Forscher sehr schwierig.

(Fruchtfresser.) Die erste Familie wird gebildet durch die fruchtfressenden Fledermäuse (Pteropus).

Alle zu dieser Familie gehörigen Thiere bewohnen ausschließlich die wärmeren Gegenden der alten Welt, namentlich den Osten Afrikas und den Süden Asiens. Ihrer Größe wegen sind sie seit den ältesten Zeiten als wahre Ungeheuer verschrieen worden. Sie, die harmlosen und gemüthlichen Thiere, hat man als scheußliche Harpyien und furchtbare Vampire angesehen; unter ihnen suchte man die greulichen Wesen der Einbildung, welche sich auf den Menschen während des Schlafs setzen und ihm das Herzblut aussaugen sollten; in ihnen sah man die zur ewigen Verdammniß verurtheilten Geister Verworfener, welche durch ihren Biß ganz unschuldige Menschen ebenfalls wieder zu Verworfenen verwandeln könnten.

Die fruchtfressenden Fledermäuse oder Flughunde haben so ziemlich die Fledermausgestalt, aber eine viel bedeutendere Größe und einen ganz anders gebildeten Kopf. Der ist nämlich ein wirklich gemüthlicher Hunde- oder Fuchskopf, und deswegen haben die Thiere den Namen von Flughunden oder fliegenden Füchsen erhalten. Die Flatterhaut ist der anderer Fledermäuse ganz ähnlich und deshalb auch die Gliederung der Arme und Beine. Außer dem Daumen hat aber noch der Zeigefinger den krallenförmigen Nagel. Der Nase fehlt der Hautansatz stets, und die Ohren sind niemals mit einer Klappe versehen. Hierdurch kennzeichnen sie sich also leicht von den übrigen Fledermäusen.

Die Flughunde bewohnen am liebsten dunkle Waldungen und bedecken bei Tage oft in unzählbarer Menge die Bäume; denn sie ziehen sich weniger in Spalten, Löcher, Höhlen, unter Baumrinden zurück, sondern hängen frei, reihenweise an den Aesten, Kopf und Leib mit den Flügeln umhüllt. In hohlen Bäumen findet man sie wohl auch, und zwar zuweilen in einer Anzahl von mehreren hundert Stück. In den düstern Urwäldern fliegen sie manchmal auch bei Tage umher: ihr eigentliches Leben beginnt aber, wie das aller Flatterthiere, erst mit der



Der fliegende Hund oder Kalong (Pteropus edulis). (S. 98.)

Dämmerung. Ein scharfes Gesicht und eine vortreffliche Spürnase lassen sie bald die Bäume ausfindig machen, welche gerade saftige und reife Früchte besitzen, und zu diesen kommen sie nun zwar einzeln, sammeln sich aber bald in großen Schaaren und sind im Stande, einen solchen Baum vollkommen kahl zu fressen. In Weinbergen erscheinen sie ebenfalls nicht selten in bedeutender Anzahl, und dann richten sie großen Schaden an; denn sie wissen sehr wohl, was gut schmeckt, und nehmen blos die reifen und süßen Früchte: die anderen überlassen sie den übrigen Fruchtfressern. Zuweilen unternehmen sie in dicht gedrängten Schaaren weitere Wanderungen, ja man traut ihnen zu, daß sie von einer Insel auf die andere fliegen, und in Wahrheit läßt sich wohl Nichts gegen diese Ansicht sagen. Süße und duftige Früchte werden von ihnen allen anderen entschieden vorgezogen, und deshalb sind Bananen, Pandangs, Pfirsiche, Misteln, wohlschmeckende Beeren, zumal Trauben ihre Lieblingsnahrung. Wenn sie einmal in einem Fruchtgarten eingefallen sind, fressen sie die ganze Nacht hindurch und machen dabei ein Geräusch, daß man sie schon aus weiter Entfernung vernehmen kann. Man muß bestimmte Bäume in Gegenden, wo die Flughunde häufig sind, durch Netze oder Geflechte schützen. Sie schreien viel und zwar, wenn sie ruhig an einem Baume sitzen, ganz eigenthümlich zischend und kreischend, zuweilen auch ähnlich wie die Gänse. Das Weibchen bringt einmal im Jahre ein oder zwei Junge zur Welt, welche, wie bei anderen Fledermäusen, im Fluge herumgetragen werden. Die Jungen sollen von den Müttern sehr geliebt werden. In der Gefangenschaft

werden sie schon nach wenigen Tagen zahm und gewöhnen sich leicht an die Personen, welche sie pflegen, zeigen sogar eine gewisse Anhänglichkeit für sie. Der Nutzen, welchen diese Flatterthiere bringen, mag den Schaden so ziemlich aufheben. Sie werden gegessen, und man behauptet, daß das Fleisch, trotz seines unangenehmen Bisamgeruchs, wohlschmeckend und dem Kaninchen- oder Feldhühnerfleisch ähnlich sein soll.

Die größte Art der Fruchtfresser ist der fliegende Hund oder Kalong (Pteropus edulis). Seine Körperlänge beträgt 1¼ Fuß, seine Flugweite 5 Fuß und darüber. Der Körper ist lang gestreckt, seine Behaarung rauh, bei alten Thieren, namentlich auf dem Rücken dicht, auf der Unterseite aber dünner. Die Schnauze ist hundeartig, die nackten langen Ohren sind zugespitzt. Die Flughaut ist, wie aus der Angabe der Breite hervorgeht, außerordentlich entwickelt, bildet aber zwischen den Schenkeln nur einen schmalen Hautsaum, während sie sich bei den Fledermäusen zu einem großen Lappen ausdehnt. Ein Schwanz fehlt den Flatterhunden gänzlich. Die Färbung des Pelzes ist auf dem Rücken tief braunschwarz, am Bauche rostigschwarz oder selbst tief schwarz, am Hals und Kopf aber rostiggelbroth. In der Jugend ist die Flatterhaut braun, mit zunehmendem Alter des Thieres wird sie dunkler.

Der Kalong ist auf den indischen Inseln, namentlich auf Java, Sumatra, Banda und Timor häufig und lebt wie alle seine Familienmitglieder in größeren Wäldern, wo er sich in der angegebenen Weise an den Zweigen aufhängt; abends fällt er in ungeheuren Schaaren in die Obstgärten ein und richtet daselbst gräuliche Verwüstungen an, weil gewöhnlich Flüge von Hunderten auf einen einzigen Baum sich stürzen. Uebrigens sind sie höchst gemüthliche, harmlose Thiere. Dies zeigt sich namentlich in der Gefangenschaft. Sie werden auffallend bald zahm und sind auch sehr leicht zu erhalten. So wählerisch sie in der Freiheit sind, wo sie sich nur die saftigsten Früchte auslesen, so anspruchslos sind sie in der Gefangenschaft. Hier fressen sie jede Frucht, die man ihnen bietet, besonders gern aber auch Fleisch. Daher kommen sie nicht selten lebend nach Europa.

Um so lächerlicher ist es, wenn Thierbudenbesitzer das harmlose Geschöpf heute noch in der abscheulichsten Weise verleumden. Die „Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen" in der großen „Hauptstadt der Bildung" brachte unter den übrigen wissenschaftlichen Nachrichten erst im Jahre 1858 ihrem gebildeten Leserkreise die überraschende Nachricht, daß der berüchtigte Vampir oder Blutsauger zum ersten Mal lebend in Berlin sei, und daß dieses entsetzliche Thier in der Nacht lebendiges Vieh morde und Blut sauge. Die Milch und Semmel, welche in dem Käfig des Ungeheuers aufgestellt war, um ihm als Nahrung zu dienen, wurde bei dieser Anzeige klüglich nicht erwähnt.

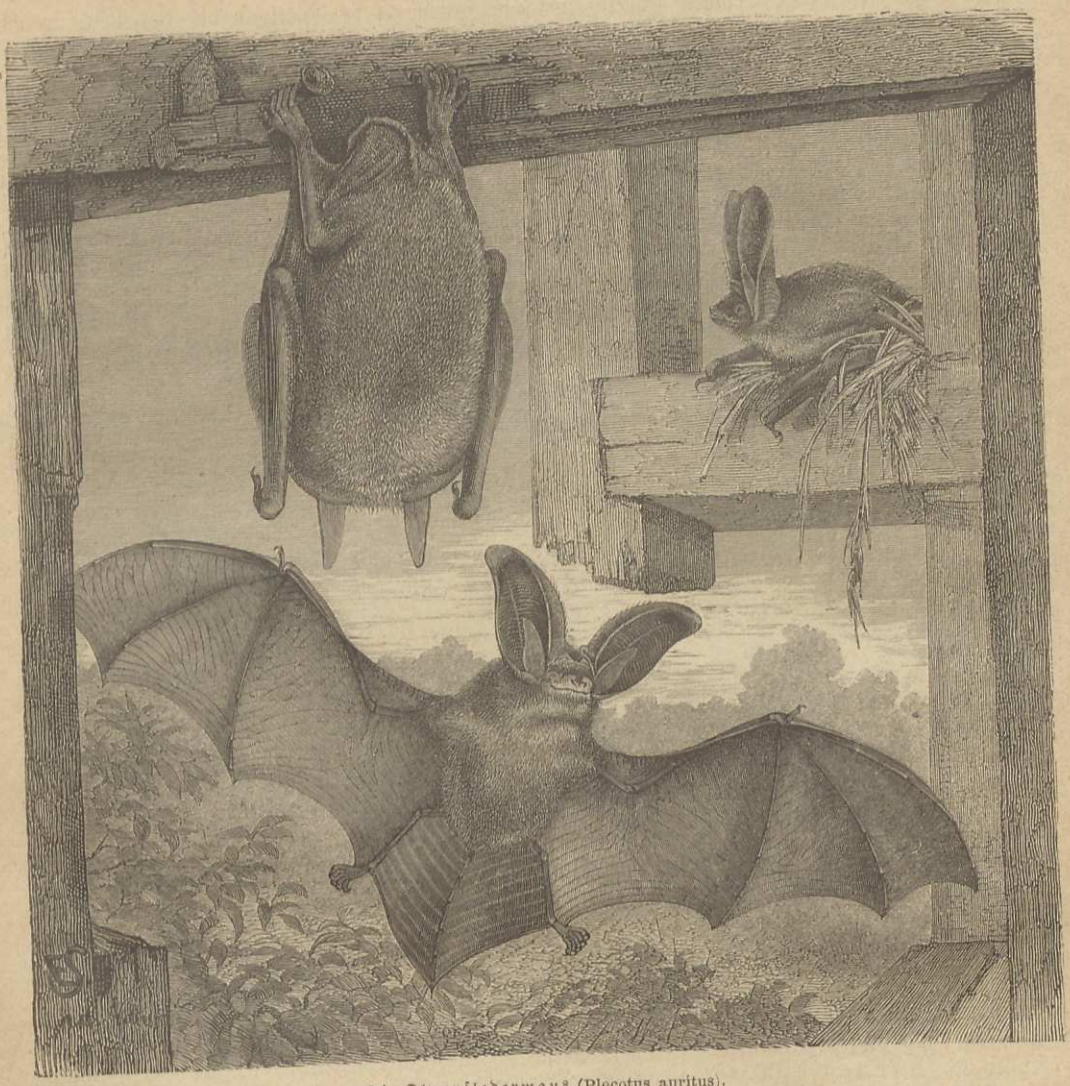
Ich habe auf meinen Reisen in Afrika nur einen einzigen Flatterhund kennen lernen, den egyptischen (Pteropus aegyptiacus). Derselbe steht allerdings weit hinter seinem asiatischen Verwandten zurück. Er ist kaum halb so groß, ähnelt ihm aber in seinem Wesen und in seiner Lebensweise vollständig. Namentlich im Delta ist er nicht selten. In den Naturgeschichten wird angegeben, daß er bei Tage in den Gewölben der Piramiden Herberge suche. Dies ist entschieden unwahr: er schläft wie seine Gattungsverwandten auf Bäumen. In großen Zügen kommt er niemals vor.

Bis jetzt hat man ungefähr dreißig Arten dieser Familie unterschieden, höchst wahrscheinlich aber giebt es deren mehr.

* * *

Eine zweite Familie unserer Ordnung hat den Namen Glattnasen (Gymnorhina) erhalten.

(Glattnasen.) Bei ihnen ist die Nase und der Nasenrücken glatt ohne häutigen Ansatz; im Innern des Ohres erhebt sich ein Blättchen. Der Zwischenkiefer ist durch eine tiefe Einbuchtung in zwei Aeste getrennt, die stets mit dem Oberkiefer verwachsen sind. Bei einigen Sippen sind die Ohren auf der Mitte des Scheitels in einander verwachsen, bei anderen getrennt; bei diesen öffnen sich die Nasenlöcher oben auf der Schnauzenspitze, bei jenen vorn unter der Schnauzenspitze u. s. w. — Die Familie verbreitet sich über die ganze Erde mit alleiniger Ausnahme der kalten Gürtel. Ihre Artenzahl ist außerordentlich groß, und bei weitem die meisten unserer einheimischen Fledermäuse gehören ihr zu. Noch zahlreicher treten die Glattnasen in den südlicheren Gegenden auf. Die meisten bilden große Gesellschaften, zumal während der Zeit ihres Winterschlafs. Man findet nicht selten Hunderte, ja selbst Tausende in einem Gebäude. Viele Arten leben mit anderen in größter Eintracht, und wohl nur die allerwenigsten sind einsiedlerische Thiere. Sie sind alle ziemlich empfindlich gegen die widerwärtigen Einflüsse der Witterung und



Die Ohrenfledermaus (Plecotus auritus).

ziehen sich im Herbste schon früh in ihre Winteraufenthaltsorte zurück, wie sie auch im Frühjahre erst spät zum Vorscheine kommen. Wenige fliegen schon vor der Dämmerung, die meisten blos während derselben und in den ersten Nachtstunden; um Mitternacht ruhen sie bis gegen Morgen, wo sie von neuem ihre Thätigkeit beginnen. Ihr Flug ist ziemlich gewandt und durch sonderbare Wendungen ausgezeichnet, so daß es Raubvögeln fast unmöglich ist, sie im Fluge zu fangen. Ihre Stellung während der Ruhe ist die gewöhnliche, ihr Lauf auf der Erde sehr unbeholfen, ihr Klettern dagegen geschickt und fördernd. Sie fressen blos Kerbthiere, namentlich Nachtschmetterlinge aller Art, Nachtmücken, Nachtjungfern, Haste oder Uferaas, Wassermotten und Kaiserjungfern, Nachtkäfer und dergleichen, meist Thiere, welche uns sehr schädlich werden. Ihre Stimme besteht in einem starken, pfeifenden Zwitschern.

Von allen Glattnasen kennen wir die Sippe der Ohrenfledermäuse (Plecotus) und die gewöhnlichste Art derselben, die gemeine Ohrenfledermaus (Plecotus auritus), am genauesten. Diese ist wie ihre wenigen Verwandten durch die verhältnißmäßig größten oder längsten aller Ohren so sehr ausgezeichnet, daß sie nicht verwechselt werden kann. Unter den europäischen Fledermäusen ist sie eine der größten. Ihre Körperlänge beträgt 3¼ Zoll, die Flugweite 9 Zoll, die Länge ihrer Ohren 1⅓ Zoll. Das Gebiß hat 36 Zähne. Jedenfalls



Die frühfliegende Fledermaus (Vesperugo Noctula).

das Merkwürdigste am ganzen Thiere ist das Ohr. Die Ohrfläche ist der ganzen Länge nach mit 22 bis 24 Querfalten gezeichnet; die Ohrwurzel und Ohrspitze aber sind glatt und gefaltet. Auf der Innenfläche des Ohres, etwa über der Grundlage des Ohrkieles, beginnt eine nach innen schräg in die Höhe laufende Hautleiste, welche am innern Ende des Ohres als ein zungenförmiger Lappen vorsteht. Die Flughäute sind breit, ihre Farbe ist wie die der Ohren, lichtgraubraun. Der Pelz ist graubraun, auf der Unterseite etwas heller, das Gesicht ist bis an den Hinterrand der Nasenhöhle mit weißen Haaren besetzt, und lange, weiße Barthaare hängen auch über den Lippenrand nach abwärts. Junge Thiere sind etwas dunkler gefärbt, als alte.

Die langöhrige Fledermaus findet sich durch ganz Europa, mit Ausnahme derjenigen Länder, welche über den 60. Grad nördlicher Breite hinausliegen. Außerdem hat man sie in Nordafrika, Westasien und Ostindien beobachtet. Sie ist nirgends eben selten, und im nördlichen oder im mittlern Deutschland eine der gewöhnlichsten Arten. Ueberall hält sie sich gern in nicht allzugroßer Entfernung von menschlichen Wohnungen auf. In den Berggegenden, am Harz und in den Alpen z. B., geht sie nicht über den Waldgürtel hinauf.

Zu dieser Familie gehört unter anderen auch die Sippe der Mopsfledermäuse, von welchen in Europa nur eine Art (Synotus Barbastellus) vorkommt. Die Thiere sind lebenskräftig, ausdauernd und weniger gegen Witterungseinflüsse empfindlich. Sie erscheinen im Frühjahr wie auch abends frühzeitig, fliegen gern in der Nähe von Wohnungen umher und suchen ihre Nahrung am liebsten in Gebäuden, Kellern u. s. w.

Außer den Genannten dürfte noch die frühfliegende Fledermaus (Vesperugo Noctula) zu betrachten sein. Sie gehört, wie der Name zeigt, wieder einer andern Sippe an. Ihre Länge beträgt 4¼ Zoll, ihre Flugbreite 14 Zoll. Der Pelz ist röthlichbraun auf der Ober- und Unterseite, das Haar einfarbig, die Ohren und die Flughäute sind dunkelhäutig und dunkelschwarzbraun. Sie ist überall in der alten Welt verbreitet. Unter allen einheimischen Fledermäusen ist sie die kräftigste; sie fliegt am höchsten und kommt abends am ersten zum Vorschein. Nicht selten sieht man sie schon einige Stunden vor Sonnenuntergang und oft genug im Kampfe, wenn man so sagen darf, mit Raubvögeln. Durch ihre schnellen Wendungen weiß sie aber fast allen Angriffen sehr geschickt zu entgehen; nicht einmal der behende Baumfalke

(Falco Subbuteo), welcher doch sogar die Schwalben fängt, vermag ihr beizukommen. Hauptsächlich die Wälder sind ihre Aufenthaltsorte, und nur dann nähert sie sich den bewohnten Orten, wenn ausgedehnte Baum- oder Lustgärten in deren Nähe sind. In den Gebirgsgegenden geht sie nicht über den Waldgürtel hinauf.

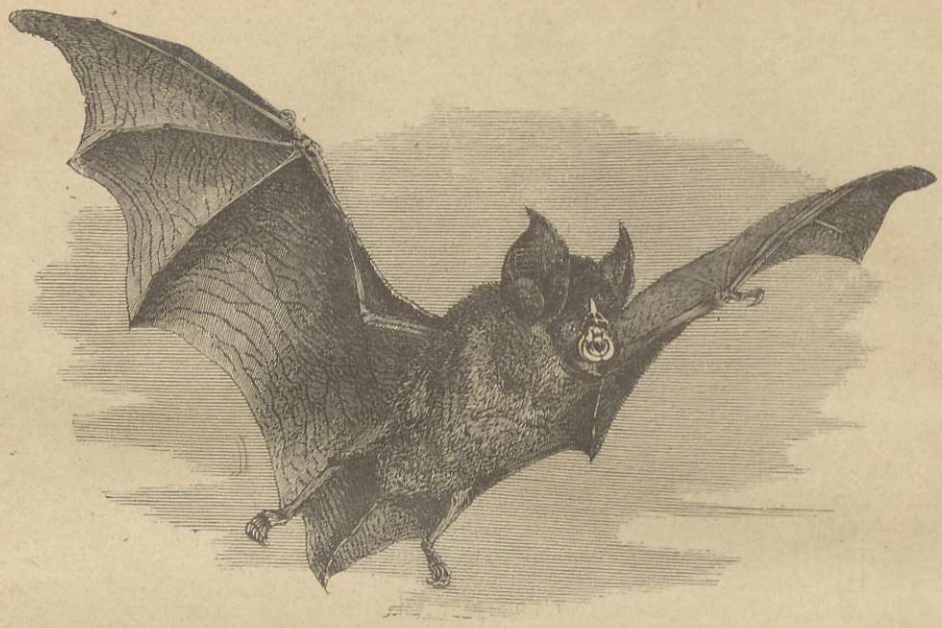
* * *

(**Blattnasen.**) In der dritten Familie finden sich nun wirklich diejenigen Fledermäuse, welche der ganzen Ordnung der Flatterthiere einen so bösen Leumund verschafft haben; nämlich die Blutsauger. Man nennt sie naturwissenschaftlich auch Blattnasen (Phyllostoma) wegen des großen Hautansatzes an ihrer Nase; außer diesem zeichnen sie sich noch dadurch aus, daß der Unterrand ihrer Ohren durch einen tiefen Ausschnitt von dem Außenrande abgetrennt ist und keinen vorspringenden Ohrdeckel enthält. Der Zwischenkiefer ist vorn in der Gaumenfläche befestigt und nicht mit den Oberkieferästen verwachsen. — Die Blattnasen sind zahlreich über alle Erdtheile verbreitet, kommen jedoch nur in heißen und gemäßigten Ländern derselben vor. Ihre Mehrzahl gehört unbedingt dem heißen Gürtel der Erde an. Gegen die Kälte und Feuchtigkeit sind sie in hohem Grade empfindlich. Bei Tage leben sie versteckt, mit Eintritt der Dämmerung erwachen sie aus ihrem Schlafe und fliegen oft die ganze Nacht durch. Der Flug ist bei den einen niedrig und schnell, bei den anderen höher und langsamer. Auf dem Boden laufen sie sehr rasch dahin. Ihre Nahrung besteht noch immer hauptsächlich in Kerbthieren; einzelne fressen auch Früchte. Bei ihren Jagden kommen sie des Nachts selbst bis in die Wohnungen der Menschen hinein, um deren Zimmer auszuräumen. Ziemlich viele Arten sind aber Blutsauger und überfallen Vögel und Säugethiere, auch selbst den Menschen während des Schlafes. Ihr Winterschlaf wird oft unterbrochen. Sie gebären gewöhnlich zwei Junge.

In Europa ist diese Familie durch die Sippe der Hufeisennasen vertreten, deren Gesicht man sich nach dem Bild auf S. 102 vorstellen kann. Der Nasenaufsatz, welcher das ganze Gesicht von der Schnauzenspitze bis zur Stirn bedeckt, ist entschieden das Merkwürdigste am ganzen Thiere, wie es bei den früher erwähnten die Bildung des Ohres war. Er besteht aus drei Theilen, dem Hufeisen, dem Längskamme und der Lanzette. Die Hufeisenfledermäuse haben breite, verhältnißmäßig kurze Flughäute. Ihr Flügelschlag ist daher flatternd und der Flug weniger gewandt. Fast bei allen Arten ist der Pelz hellfarbig.

Man kennt vier europäische Arten der genannten Sippe. Eine der gemeinsten ist die kleine Hufeisennase (Rhinolophus Hippocrepis). Sie ist eine der kleinsten unserer Fledermäuse; denn ihre ganze Länge beträgt nur 2½ Zoll, ihre Flugbreite 8½ Zoll. Der Pelz ist hellfarbig, grauweißlich, oben ein wenig dunkler, als unten. Die kleine Hufeisennase geht unter ihren Sippschaftsverwandten am weitesten nach Norden hinauf. Im mittlern Europa lebt sie fast überall, auch im Süden ist sie häufig. In den Gebirgen steigt sie bis über den Waldgürtel empor. Unter ihren Sippschaftsverwandten ist sie die geselligste.

Sie ist auch schon ein Vampir, wie aus Beobachtungen, welche Kolenati gemacht hat, deutlich hervorgeht. Dieser Forscher fand im Winter in einer Kalkhöhle in Mähren 45 Stück schlafende Fledermäuse und zwar größtentheils gemeine Ohrenfledermäuse und kleine Hufeisennasen, nahm sie mit sich und ließ alle zusammen in einem großen Zimmer herumfliegen und sich selbst eine Ruhestätte suchen. Er übernachtete in Gesellschaft der Fledermäuse, um sie genauer beobachten zu können. Von sieben bis zwölf Uhr abends flatterte die Ohrenfledermaus, dann ging sie zur Ruhe; von ein bis drei Uhr in der Nacht flatterte die Hufeisennase, und hierauf begab sie sich zur Ruhe; von drei bis fünf Uhr morgens flatterten dann wieder einige Ohrenfledermäuse. Diese hielten sich, selbst wenn der Beobachter ruhig stand, in einer Entfernung von 3 bis 5 Fuß von ihm, während sich die Hufeisennasen seinem Gesicht bis auf zwei Zoll Entfernung näherten, einige Augenblicke an einer Stelle sich flatternd hielten, aber auch oft zu seinen Füßen herabflogen und dort in ähnlicher Entfernung flatternd blieben. Als wenige Tage später der Naturforscher einem seiner Freunde die Fledermäuse vorführen wollte, fand er zu seinem nicht geringen Erstaunen sechs Hufeisennasen bis auf die Flügelspitzen und Krallen aufgefressen, und eine, deren Kopf auf das furchtbarste verstümmelt war. Zahlreiche Blutspuren, blutige Schnauzen und die angeschwollenen Bäuche, sowie die vielen Kothklümpchen verdächtigten die noch vollzählig versammelten Ohrenfledermäuse als Mörder der Verschwundenen, und die Untersuchung des Magens einer Getödteten beseitigte jeden Zweifel gegen diese Vermuthung. Dagegen bemerkte man aber, daß die Flatterhäute der Ohrenfledermäuse in der Nähe des Körpers frische Wunden erhalten hatten, deren Ränder schwammig aufgetrieben erschienen; auch hatten sich diese Thiere dachziegelförmig an einander gehängt und in einen



Die große Hufeisennase (Rhinolophus ferrum-equinum).

Klumpen zusammengedrückt, während die Hufeisennasen immer vereinzelt die verborgensten Schlupfwinkel zu ihrer Ruhe benutzen. Die Schlußfolgerung dieser Beobachtung war sehr einfach. Die nicht freundlich gegen einander gesinnten Thiere hatten sich in der Nacht eine Schlacht geliefert. Während der ersten Ruhe der Ohrenfledermäuse waren die Hufeisennasen gekommen, hatten jene verwundet und ihnen Blut ausgesaugt; die Ohrenfledermäuse aber hatten sich für diese Schändlichkeit während ihrer zweiten Flatterzeit gerächt und die Uebelthäter kurzweg aufgefressen! —

Ein Grusier erzählte genanntem Beobachter, daß seine Tauben öfters in der Nacht kleine Wunden mit aufgeworfenen Rändern bekämen, welche er nicht zu deuten wisse, und Kolenati schließt jedenfalls richtig, daß diese Wunden ebenfalls von Bissen der Hufeisennase herrühren. So haben wir also auch in Europa wirkliche Vampire, obgleich sie freilich im Ganzen außerordentlich harmlos sind und wenigstens keine Veranlassung zu Furcht oder Entsetzen geben können.

Noch häufiger als die kleine ist die große Hufeisennase (Rhinolophus ferrum-equinum). Ihre Leibeslänge beträgt 2 Zoll 2 Linien, die des Schwanzes 1 Zoll 4 Linien, die Flugweite etwas über 1 Fuß.

Sie kommt in dem größten Theile des gemäßigten und im südlichen Europa vor, auch fand man sie in Asien, am Libanon. In den Gebirgen geht sie im Sommer bis 6000 Fuß in die Höhe.

Die wirklichen Vampire leben in Amerika und gehören mehreren besonderen Sippen an. Sie kennzeichnen sich durch einen dicken Kopf mit langer, starker und abgestutzter Schnauze, scharfkantige, am Rande mit Wärzchen besetzte, inwendig gezackte Lippen, einen dreiseitigen, bewarzten Fleck am Kinn und einen ziemlich kreisförmigen Saum unter den schiefen Nasenlöchern. Das Nasenblatt erhebt sich stielartig von der Nasenscheidewand und ist durch 2 Fugen in 3 Felder getheilt, ganz ähnlich, wie bei den Hufeisennasen. Die dicke, fleischige Zunge kann wenig vorgestreckt werden und ist hinten und vorn mit runden, in der Mitte mit rückwärts gewendeten, spitzen Warzen versehen. Die Ohren sind von mittlerer Größe und stets weit von einander getrennt; die Flughäute sind sehr groß, der Schwanz und die Schenkelhaut aber verschieden gebildet.

Die sehr zahlreichen Arten bewohnen Südamerika und das südliche Nordamerika und gehörten bereits zu den Vorweltsthieren dieses Erdtheils. Sie leben mehr einzeln, als gesellig, in Wäldern, nähren sich vorzüglich von Kerbthieren, von saftigen Früchten und viele auch vom Blutsaugen.



Der Vampir (Phyllostoma Spectrum).

Unter ihnen ist diejenige Art, welcher die Wissenschaft den Namen Vampir (Phyllostoma Spectrum) gelassen hat, für uns die merkwürdigste. Der Vampir ist der größte aller brasilianischen Blutsauger; seine Körperlänge beträgt 5½ Zoll und die Flugweite 15 Zoll; seine Farbe ist dunkelbraun.

Hauptsächlich Guiana ist die Heimat des Vampirs. Er wird in den einsamen Urwäldern getroffen und umschwärmt nicht selten die nahegelegenen Hütten der Eingeborenen; ja er verbirgt sich hier oft unter den dichten Palmendächern derselben während des Tages. Des Nachts jagt er den Kerbthieren nach, und diese bilden seine hauptsächliche Nahrung. Nebenbei soll er auch Früchte verzehren. Wenn der Vampir aber Mangel leidet, fällt er größere Geschöpfe, namentlich Vögel und Säugethiere an, sucht sich eine Stelle aus, wo er leicht die Haut durchbeißen kann, und saugt sich hier voll Blut. Hierüber sind alle Beobachter einstimmig. Schon der Spanier Azara, welcher ihn „Mordedor", zu deutsch Beißer, nennt, berichtet Folgendes: „Zuweilen beißen sie sich in den Kamm und die Kinnlappen der schlafenden Hühner ein, um ihnen Blut auszusaugen, und die Hühner sterben daran gewöhnlich, zumal wenn sich die Wunden, wie fast immer geschieht, entzünden. Ebenso beißen sie Pferde, Esel, Maulthiere und Kühe regelmäßig in die Seiten, die Schultern oder in den Hals, weil sie dort mit Leichtigkeit sich festhalten können. Dasselbe thun sie mit dem Menschen, wie ich bezeugen kann, weil ich selbst vier Mal in die Zehen gebissen worden bin, während ich unter freiem Himmel oder in Feldhäusern schlief. Die Wunde, welche sie mir beibrachten, ohne daß ich es fühlte, war rund oder länglichrund und hatte eine Linie im Durchmesser, aber so geringe Tiefe, daß sie kaum die ganze Haut durchdrang. Man erkannte sie durch aufgetriebene Ränder. Meiner Schätzung nach betrug das Blut, welches nach dem Bisse floß, etwa 2½ Unzen. Allein bei Pferden und anderen Thieren mag diese Menge gegen 3 Unzen betragen, und ich glaube, daß sie schon wegen des dicken Felles größere und tiefere Wunden an ihnen hervorbringen. Obgleich die mir beigebrachten Bisse einige Tage ein wenig schmerzten, waren sie doch von so geringer Bedeutung, daß ich weder ein Mittel dagegen anzuwenden brauchte, noch an meinem Gehen verhindert wurde. Weil sie also keine Gefahr bringen und die Thiere blos in jenen Nächten Blut saugen, in denen ihnen andere Nahrung fehlt, fürchtet und verwahrt sich Niemand vor ihnen. Man erzählt, daß sie ihr Opfer mit den Flügeln an derjenigen Stelle, wo sie saugen wollen, fächeln, damit

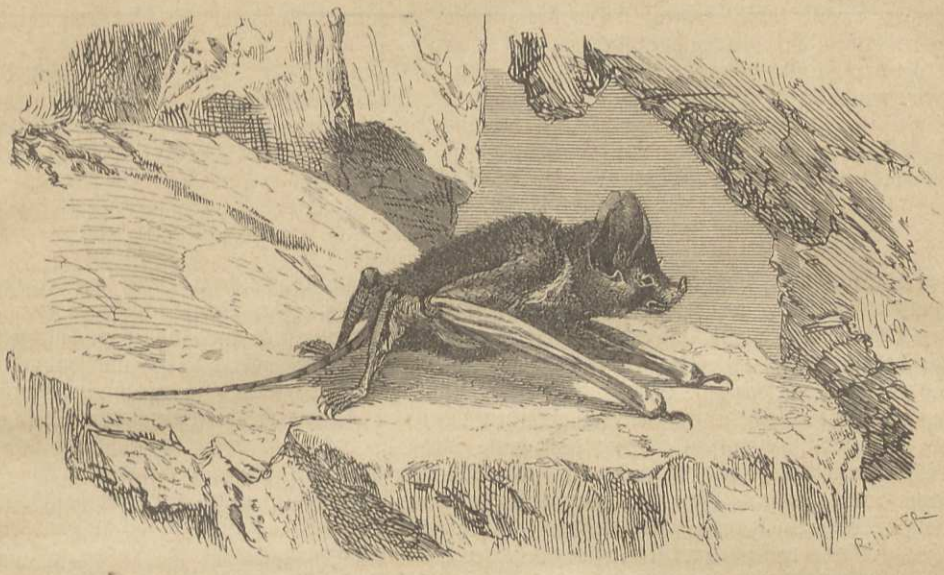
die Thiere Nichts fühlen sollen." Die übrigen volksthümlichen Anschauungen über den Vampir bestreitet Azara auf das nachdrücklichste.

Rengger fügt Azara's Beobachtungen Folgendes hinzu: „Ich habe wohl hundert Mal die Verletzung der Maulesel, Pferde und Ochsen untersucht, ohne über die Art, wie sie hervorgebracht, zur Gewißheit zu kommen. Die beinahe trichterförmige Wunde hat gewöhnlich einen Viertelzoll im Durchmesser, zuweilen etwas mehr und je nach dem Theile des Körpers eine Tiefe von einer bis zu zwei Linien. Sie reicht niemals durch die Haut hindurch bis auf die Muskeln. Man bemerkt an ihr keinen Eindruck von Zähnen, wie bei Bißwunden, hingegen ist ihr Rand immer sehr aufgelockert und angeschwollen. Ich kann daher nicht glauben, daß die Blattnasen und die Zungenfresser (Glossophaga) zugleich vermittelst eines Bisses den Saumthieren diese Wunden beibringen, wobei übrigens jedes schlafende Thier erwachen und sich seines Feindes entledigen würde. Vielmehr vermuthe ich, daß sie erst durch Saugen mit den Lippen die Haut unempfindlich machen, wie Dies durch Aufsetzen von Schröpfköpfen geschieht, und dann, wenn sie angeschwollen ist, mit den Zähnen eine kleine Oeffnung zu Stande bringen. Durch diese bohren sie nun, wie mir wahrscheinlich ist, ihre ausdehnbare, gleichfalls zum Saugen dienende Zunge allmählich in die Haut hinein, wodurch die trichterförmige Aushöhlung entsteht. Die Unmöglichkeit, daß die Fledermäuse zu gleicher Zeit saugen und ihre Flügel bewegen, ist uns durch die Beschaffenheit der letzteren vergegenwärtigt. Ich wenigstens sah die Fledermäuse immer sich auf die Pferde niedersetzen, wobei sie nothwendig die Flügel einziehen mußten. Die Wunde hat an sich nichts Gefährliches, da aber zuweilen vier, fünf, sechs und noch mehr Fledermäuse in der nämlichen Nacht ein Saumthier ansaugen und Dies sich oft mehrere Nächte hinter einander wiederholt, so werden die Thiere durch den Blutverlust sehr geschwächt.

Cassell erzählt: „Ein Mann hatte sich in dem großen Zimmer eines Hauses zur Ruhe niedergelegt, aber, weil die Nacht heiß war, die Mückennetze um sein Bett herum nicht niedergelassen. Vollkommen wach, schaute er auf die Mondstrahlen, welche durch die offenen Fenster in den Raum hereinleuchteten. Da erschien plötzlich ein großer Vampir in dem Zimmer. Unser Beobachter blieb vollkommen ruhig, um zu sehen, was die Fledermaus thun würde. Zuerst segelte sie geräuschlosen Fluges von einem Ende des Zimmers zum andern; nachdem sie aber verschiedene Male den gleichen Weg gemacht hatte, flatterte sie zwischen den Betthimmel und dem Ruhenden hin und her. Nach und nach verkürzte sie ihre Windungen, senkte sich mehr und mehr hernieder, kam dicht über ihn und bewegte ihre Schwingen außerordentlich schnell, aber ohne jedes Geräusch. Sie fächelte ihrem Opfer eine höchst angenehme Kühlung zu. Dann senkte sie sich vollends hernieder. Der Erzähler versichert, daß er den Augenblick, in welchem der Vampir in seine entblößte Brust biß, nicht bestimmen konnte, so schmerzlos war er und so angenehm das Fächeln mit den Schwingen. Nach und nach fühlte er aber doch ein leises Schmerzgefühl, welches an das von dem Biß eines Blutegels herrührende erinnerte, griff zu und erwürgte den Blutsauger."

Burmeister giebt uns folgende Schilderung:

„Die berüchtigten, oft besprochenen Blutsauger, denen man ohne Grund so viel Uebles nachgesagt hat, sind fast überall in Brasilien zu Hause und verrathen ihre Anwesenheit fast täglich durch Bisse an Reit- und Lastthieren. Allein sie richten hierdurch nur höchst selten Schaden oder Verlust an, weil die Blutmasse, welche sie den Thieren entziehen, eine sehr geringe ist. Besonders in der kalten Jahreszeit, wo den Fledermäusen die Kerbthiere fehlen, bemerkt man die Bisse und zwar immer an ganz bestimmten Stellen, namentlich da, wo die Haare des Thieres einen Wirbel bilden und die Fledermäuse leicht bis auf die nackte Haut kommen können. Ich fand die meisten Bißwunden am Widerrist, besonders bei solchen Thieren, welche daselbst durch Reibung nackte oder blutrünstige Stellen hatten. Ein zweiter Lieblingsplatz ist die Schenkelfuge oben neben dem Becken, wo die Haare aus einander stehen; auch unten am Beine beißen sie gern, selten unter dem Halse. Am Kopfe, der Nase und Lippen kommen nur ausnahmsweise Wunden vor. So lange der Gaul oder der Esel noch wach ist, läßt er die Fledermäuse nicht heran; er wird unruhig, stampft, schüttelt sich und verscheucht den Feind, welcher ihn umschwirrt; nur schlafende Thiere lassen sich ruhig besaugen. Daß die Blattnasen dabei mit den Flügeln fächeln, ist eine Fabel."



Die egyptische Klappnase (Rhinopoma microphyllum).

Auch unter den übrigen Sippen unserer Familie giebt es noch einige merkwürdige Thiere. Die Gruppe der Ziernasen (Megaderma) z. B. enthält eine Art, welche nicht blos Blut saugt, sondern auch kleine Frösche fressen soll. Ein dreifacher Nasenbesatz, die großen über der Stirn mit einander verwachsenen Ohren und die lange Ohrenklappe kennzeichnen die hierher gehörigen Fledermäuse. Die Leiernase (Megaderma Lyra), welche als die ausgezeichnetste der ganzen Sippe betrachtet werden kann, ist durch die außerordentliche Hautwucherung an ihrer Nase, welche mit einer Leier entfernte Aehnlichkeit hat, besonders merkwürdig.

Eine dritte Sippe enthält die Klappnasen (Rhinopoma). Bei ihnen ist der Nasenbesatz einfach und besteht aus einem aufrechtstehenden, lanzettförmigen Blatte. Die Ohren, ebenfalls auf der Stirn verwachsen, sind von mittlerer Größe, der Schwanz aber ist für Fledermäuse unverhältnißmäßig lang. Eine Art dieser Sippe ist die egyptische Klappnase (Rhinopoma microphyllum). Sie ist ein kleines Thier von 2 Zoll Körperlänge, fast ebensoviel Schwanzlänge und 7½ Zoll Flugweite, an welchem der sehr lange und dünne Schwanz entschieden das Merkwürdigste ist. Er besteht aus elf Wirbeln und reicht weit über die Schenkelflughaut hinaus. Das Thier lebt in außerordentlicher Anzahl in Egypten, namentlich in alten verlassenen Denkmälern, in künstlichen und natürlichen Höhlen.

Zweite Reihe: Krallenthiere (Unguiculata).

Raubthiere.

Der altbekannte Ausspruch: „Die Hand macht den Menschen leiblich zu Dem, was er ist", giebt allen Forschern, welche sich mit der Einreihung der Thiere in einer gewissen Ordnung befassen, das vollste Recht, diejenigen Säuger, mit deren Leben wir uns bisher beschäftigten, als die höchststehenden anzusehen und sie demgemäß an die Spitze unserer Klasse und damit an die Spitze aller übrigen zu stellen. Ihre Handbildung ist es, welche sie zu einem Ganzen einigt; die Aehnlichkeit der Handthiere mit den Menschen ist es, welche ihnen ihre Stellung sichert. Daß mit dieser Handbildung der ganze übrige Leibesbau im Einklange steht, haben wir verfolgen können: und so hat es uns nicht Wunder genommen, daß wir auch die kleinen, unschönen und gleichsam verzerrten oder mißgestalteten Fledermäuse einer scheinbar so hohen Stellung würdig erachteten. Wohl keinem Naturforscher wird es einfallen, zu behaupten, daß sie höher gebildete, vollendetere Thiere seien, als der Löwe, der Hund, das Pferd oder der Walfisch es sind; gleichwohl wird jeder ihnen gern eine so auffallende Voranstellung zugestehen: eben weil sie ihre Verwandtschaft mit den höchstgebildeten Thieren und mittelbar mit uns solcher Ehre würdig gemacht.

Es wird immer ein Mißgriff bleiben, wenn man ein „System" aufbaut, welches jedem einzelnen Thiere seine Stellung in fortlaufender Reihe anweisen soll. Ungleichmäßigkeiten und Ungerechtigkeiten sind dabei gar nicht zu vermeiden. Nicht einmal innerhalb einer einzigen Familie würde man sämmtliche Mitglieder derselben zu einer vollkommen gleichmäßigen Reihe ordnen können. Zwar finden sich fast überall vermittelnde Bindeglieder: allein oft gehörten gerade sie früheren Erdzeiträumen an und sind deshalb gegenwärtig doch nur in sehr untergeordneter Weise zu gebrauchen, wenn wir mit ihnen die Lücken ausfüllen wollen, welche überall sich finden. So bleibt dem ordnenden Thierkundigen nichts Anderes übrig, als mehrere Reihen aufzustellen, welche unter sich mehr oder weniger gleichwerthig sind, eine gewisse Zahl von Thieren in sich zusammenfassen und diese nach ihrer größern oder geringern Höhe der Ausbildung möglichst folgerecht ordnen lassen.

Eine solche Reihe haben wir in den nachstehend zu besprechenden Thieren vor uns. „Krallenthiere" können sämmtliche in ihr vereinigten Säuger mit Fug und Recht genannt werden; denn die Bildung ihrer Nägel ist ihnen allen gemeinsam, selbstverständlich abgesehen von den Abänderungen, welche jede Leibesbildung unter einer so großen Menge verschiedenartiger Wesen erleiden muß. Die vier Gliedmaßen aller Krallenthiere ragen vollständig aus dem Körper hervor, ändern in ihrer Anlage aber sehr manchfaltig ab, je nachdem sie zum Gehen, Springen oder Flattern dienen sollen. Immer haben die Füße vollkommen bewegliche Zehen und diese Krallennägel, welche das Ende der Zehen nur theilweise bedecken, nicht aber vollständig einhufen, wie bei anderen Säugern, mit denen wir uns später beschäftigen werden. Die Zitzen der Krallenthiere liegen entweder blos auf der Brust oder blos am Bauche, in den Weichen oder an den Seiten, oder aber an mehreren dieser Theile zugleich; sie sind entweder frei oder beim Weibchen von einer Hautfalte, einem Beutel, eingeschlossen.

Die Reihe der Krallenthiere enthält bei weitem die meisten aller Säuger. Sie zerfällt in drei familien- und artenreiche Ordnungen, in die der Raubthiere, Beutler und Nager.

Kaum eine andere Abtheilung des Thierreichs umfaßt bei verhältnißmäßig gleicher Artenzahl einen größern Gestaltenreichthum, als die Ordnung der Raubthiere, welche wir als die höchststehenden der zweiten Reihe ansehen dürfen. Von dem gewaltigen Löwen an bis zur Zwergspitzmaus herab — welche Zwischenstufen, welche Manchfaltigkeit der Ausbildung einer und derselben Grundform! Hier der einhellig gebaute, anmuthige Katzenleib, dort der walzen-

förmige, plumpe Körper des Maulwurfs; hier die schlanke, zierliche Schleichkatze mit dem feinen, glatten Felle, dort der an das wüste Schwein erinnernde Igel mit seinem Stachelkleide; hier der kräftige, derbe Hund, dort die schwache, zierliche Spitzmaus; hier der tölpisch langsame, schwere Bär und dort das behende, schnelle, leichte Wiesel: wie können sie alle einem Ganzen angehören? Und doch sind sie alle nicht blos geistig, sondern auch leiblich innig verwandt. Sämmtliche Raubthiere zeigen in ihrer leiblichen Ausrüstung und in ihrer geistigen Befähigung eine Einhelligkeit, wie kaum eine andere Ordnung. Verzerrungen und Absonderlichkeiten, fratzenhafte und widerliche Gestalten fehlen unter ihnen fast gänzlich, und deshalb eben zeigen sie eine viel größere Einhelligkeit im Bau, als die Affen, Halbaffen oder Fledermäuse.

„Die Gliedmaßen der Raubthiere", sagt Giebel, „stehen im gleichen Verhältniß zu einander und in einem einhelligen zum ganzen Leibe, Gewandtheit und Kraft in ihren Bewegungen verrathend. Immer sind die Füße mit vier oder fünf starkbekrallten Zehen versehen. So zeigen sie sich zum Graben, Klettern, Schwimmen, Ergreifen ohne erhebliche Aenderung ihres Baues ebenso geeignet, als zum Gange, ihrer eigentlichen Bestimmung. Alle Sinneswerkzeuge sind scharf und in einem gewissen Grade ebenfalls gleichmäßig entwickelt. Das Gebiß ist noch aus allen Zahnarten zusammengesetzt und zeigt nur kräftige, scharfzackige und spitze Formen, wie sie zur Fleischnahrung allein zweckmäßig sind. Entsprechend sind die Kiefern und Kaumuskeln gebaut, welche die Thätigkeit des Gebisses bedingen oder stützen, und demgemäß besonders kräftig sein müssen." Der Magen ist stets einfach, der Darm gewöhnlich kurz oder mäßig lang, der Blinddarm ist immer kurz: Fleisch verdaut sich auch viel leichter, als rohe Pflanzenstoffe. Ganz eigenthümlich sind die hier und da vorkommenden Drüsen, welche stark riechende Flüssigkeiten absondern, und ebensowohl zur Vertheidigung gegen stärkere, wie zum Herbeilocken schwächerer Geschöpfe dienen können oder endlich eine Fettmasse zum Einreiben des Felles liefern müssen.

Zergliedern wir die Thiere genauer, so finden wir noch folgende mehr oder weniger allgemeine Eigenthümlichkeiten im Baue der Raubsäuger. Das Gerüpp ist bei aller Leichtigkeit und Zierlichkeit der Formen verhältnißmäßig kräftig. Der Schädel ist gestreckt; sein Hirntheil steht mit dem Schnauzentheil ziemlich in gleichem Verhältniß, d. h. keiner überwiegt den andern besonders auffällig. Die starken Kämme und Leisten, sowie die gewölbten und ziemlich weit vom Schädel abstehenden Jochbögen deuten auf kräftige Muskeln hin, welche hier vergrößerte Ansatzflächen finden; die Augenhöhlen sind groß, die Gehörblasen aufgetrieben und die Nasenknochen und Knorpel ausgedehnt; die betreffenden Sinneswerkzeuge haben deshalb Raum zu vollkommener Entwickelung. An den Wirbeln finden sich starke Dornen und lange Fortsätze; die Lendenwirbel verwachsen oft fast vollständig. Die Zahl der Schwanzwirbel schwankt ziemlich bedeutend, und die Glieder ändern im Einklange mit der verschiedenartigen Lebensweise manchfaltig ab; immer aber deutet ihr Bau auf große Kraft und Beweglichkeit hin.

Bei vielen Raubthieren verlängert sich die Nase rüsselförmig und ist oft noch mit besonderen Knorpeln und Knöchelchen versehen: dann dient der Rüssel zum Wühlen. Die Gliedmaßen verkürzen und verdicken sich, und die betreffenden Thiere werden hierdurch geschickt, zu graben und eine unterirdische Lebensweise zu führen; sie verlängern sich und gestatten einen eiligen Lauf; sie verbreitern sich durch Schwimmhäute und befähigen zum Aufenthalt im Wasser. Die Krallen sind ebenfalls außerordentlich verschieden gebaut. Sie sind einziehbar, werden hierdurch beim Gehen vor dem Abnutzen geschützt und können dann, wenn sie vorgestreckt werden, als vortreffliche Waffen und Greifwerkzeuge benutzt werden; bei anderen Raubsäugern sind sie stumpf und unbeweglich: sie können deshalb auch blos zum Schutze des Fußes, oder höchstens — jedoch nur, wenn sie sehr gebogen sind — zum Anklammern dienen; bei noch anderen Mitgliedern der Ordnung endlich sind sie unverhältnißmäßig stark, breit und scharf: dann sind sie zum Wühlen und Graben geeignet. Das Gebiß ist durch die sehr starken Eck- oder Reißzähne ebenso ausgezeichnet, wie durch die zackigen oder mehrspitzigen Kauzähne, und ermöglicht einen wirksamen Gebrauch zum Kämpfen, wie zum Festhalten und Zerfleischen der Beute. Kräftige Muskeln und Sehnen verleihen Stärke und Ausdauer, während ihre Anlage umfassende und gewandte Bewegungen zuläßt.

Hierzu kommen nun noch die ausgezeichneten Sinne. Blos ausnahmsweise zeigt sich einer von ihnen verkümmert: dann aber wird er gewiß durch die übrigen genügend ersetzt. Im Allgemeinen kann nicht behauptet werden, daß ein Sinn besonders und überall bevorzugt sei; denn bei den Einen ist der Geruch, bei den Anderen das Gesicht, bei noch Anderen das Gehör bewunderungswürdig ausgebildet; bei Einigen spielt auch der Tastsinn eine große Rolle. Zwei Sinne sind regelmäßig sehr scharf, und zwar sind Dies in den meisten Fällen Geruch und

Gehör, in seltneren Gehör und Gesicht. Jedenfalls aber finden sich in keiner andern Ordnung scharfsinnigere Thiere, als in der unserer Räuber.

Die geistigen Fähigkeiten widersprechen den leiblichen Anlagen nicht. Wir finden unter den Raubthieren bewunderungswürdig kluge Geschöpfe und dürfen uns somit nicht wundern, daß sie sich bald alle List und Verstellungskunst aneignen, welche ihr Räuber- und Diebeshandwerk erfordert. Dazu verleiht ihnen das Gefühl ihrer Stärke großen Muth und ein Selbstbewußtsein, wie andere Thiere es niemals verlangen können. Aber eben diese Eigenschaften haben auch wieder andere im Gefolge, welche nicht sehr für die sonst so herrlichen Geschöpfe einnehmen. Die Raubthiere werden gewohnt, zu siegen, und eignen sich deshalb bald mit der immer stärker werdenden Herrschsucht Grausamkeit und häufig zuletzt unüberwindliche Mordlust, ja förmliche Blutgier an, — in einem Grade, daß sie sogar als Sinnbilder für gewisse Menschen angesehen werden können.

Die Anlagen und Eigenschaften des Leibes und Geistes bedingen nothwendig Aufenthalt und Lebensweise. Die Raubthiere wohnen und herrschen überall: auf dem Boden, wie in den Kronen der Bäume, im Wasser, wie unter der Erde, auf den Gebirgen, wie in der Ebene, im Wald, wie auf dem Felde, im Norden, wie im Süden. Sie sind ebensowohl vollendete Nacht-, wie Tagthiere.

Die Klügsten leben gewöhnlich gesellig, die weniger Verständigen einsam; die Flinken greifen offen an, die weniger Behenden stürzen aus einem Hinterhalte vor — sie mögen so stark sein, wie sie wollen. Diese gehen gerade, jene auf Schleichwegen auf ihr Ziel los: alle aber verbergen sich so lange als möglich, einzig in der Absicht, durch ihr Erscheinen nicht vorzeitig zu schrecken, und nur wenige suchen, im Bewußtsein ihrer Schwäche, eilig Schutz und Zuflucht, sobald sie irgend etwas Verdächtiges, gefährlich Scheinendes bemerken. Je höher sie leiblich begabt sind, und je mehr sie den Tag lieben, um so heiterer, lebendiger, fröhlicher und geselliger zeigen sie sich; je niedriger sie stehen, je mehr sie Nachtthiere sind, um so stumpfer, mürrischer, mißtrauischer, scheuer und ungeselliger werden sie. Der Erwerb der Nahrung trägt hierzu wesentlich mit bei; denn er vereinigt oder trennt, bildet den Geist oder stumpft dessen Fähigkeiten.

Alle Raubsäuger nähren sich von anderen Thieren, und nur sehr ausnahmsweise verzehren einige auch Früchte, Körner und anderweitige Pflanzenstoffe. Die größten und stärksten Glieder der Ordnung halten sich zumeist an die ihnen zunächststehende erste Klasse, jedoch ohne deshalb tieferstehende Thiere zu verschmähen. Nicht einmal der Löwe nährt sich ausschließlich von Säugethieren, und die übrigen Katzen zeigen sich noch weit weniger wählerisch, als er. Die Hunde, eigentlich echte Fleischfresser, dehnen ihre Jagd noch weiter aus; unter den Schleichkatzen und Mardern finden wir bereits einige, welche sich ausschließlich von Fischen oder gern von Lurchen nähren; die Bären sind eben die „Allesfresser" und lassen sich auch in der That Pflanzenkost so gut wie Thierfleisch munden; und in den Igeln, Spitzmäusen und Maulwürfen endlich sehen wir wieder Räuber, die ohne Umstände alles Lebende, was sie bewältigen können, angreifen und auffressen.

Nur sehr wenige Raubsäugethiere führen ein wirkliches Eheleben, kein einziges ein solches auf Lebenszeit. Bei einigen Katzen, den Igeln und den Maulwürfen leben während und nach der Paarungszeit beide Geschlechter enger zusammen, als im Verlaufe des übrigen Jahres; hier stehen sich die Gatten eines Paares auch wohl gegenseitig bei, um die Kinder zu ernähren oder zu beschützen und zu vertheidigen: bei den übrigen, und zwar bei der größeren Anzahl, pflegt der Vater seine eigenen Sprößlinge als gute Beute zu betrachten und muß von der Mutter zurückgetrieben werden, wenn er das Lager seiner Nachkommenschaft zufällig aufgefunden hat. Unter derartigen Umständen ist die Mutter natürlich die einzige Pflegerin. — Die Zahl der Jungen eines Wurfes schwankt erheblich, sinkt aber niemals (oder blos ausnahmsweise) bis auf Eins herab. Die Jungen werden regelmäßig blind geboren und sind längere Zeit sehr hilflos, entwickeln sich dann aber verhältnißmäßig rasch. Ihre Mutter unterrichtet sie ziemlich ausführlich in ihrem Gewerbe und begleitet und schützt sie jedenfalls so lange, als sie noch unfähig sind, selbstständig für sich zu sorgen. Bei Gefahr tragen einige wenige die Brut in den Armen oder auf dem Rücken fort; die übrigen schleppen sie mit dem Maule weg. —

Der Mensch lebt mit fast allen Raubthieren in offener Fehde. Nur höchst wenige von ihnen hat er sich durch Zähmung nutzbar zu machen gesucht, eine Gruppe freilich in einem Grade, wie kein anderes Thier überhaupt. Die größere Anzahl wird mit mehr oder weniger Recht als schädlich angesehen und leidenschaftlich gehaßt, deshalb auch unerbittlich verfolgt; ein ganz unverhältnißmäßig kleiner Theil wird geschont. Ziemlich viele Mitglieder der Ordnung

werden der Nutzung halber getödtet. Das Fleisch oder Fett der einen wird gegessen, das kostbare Fell der andern zu werthvollen Kleiderstoffen verwendet: und hier läßt sich gegen ihre Tödtung nicht wohl Etwas einwenden; sehr unrecht ist es aber, daß auch die nicht blos unschuldigen, sondern sogar nützlichen Raubsäuger verkannt werden und der blinden Zerstörungswuth unterliegen müssen.

Man kann die Ordnung der Raubthiere in acht Familien eintheilen. Dann mag man, wenn man will, doch drei Hauptabtheilungen annehmen und also von Fleisch-, Alles- und Kerbthierfressern reden. Die erstere Abtheilung würde hiernach die Familien der Katzen, Hunde, Schleichkatzen, Marder und Bären in sich fassen — doch ziehen Einige vor, die Letzteren als Vertreter einer besonderen Unterordnung anzusehen und als „Allesfresser" zu bezeichnen. — Diese Raubthiere sind über alle Theile der Erde verbreitet und waren schon in der Tertiärzeit auf ihr heimisch.

(Katzen.) Der Laie wird keinen Augenblick im Zweifel sein, welcher Familie er die Ehre geben soll, die Reihe aller Raubthiere zu beginnen. Er gedenkt an den schon von den Alten zu der Thiere König gekrönten Löwen und räumt ihm gern jede Bevorzugung ein, und somit vereinigen wir in der ersten Familie die Katzen (Felinae).

In der zweiten Reihe der Säugethiere nehmen die Katzen beinah dieselbe Stellung ein, welche dem Menschen in der ersten Reihe zukommt. Sie sind nicht blos die vollendetsten Raubthiergestalten, sondern, mit alleiniger Ausnahme des Menschen, die vollendetsten Thiere überhaupt. Ein gleiches Ebenmaß zwischen Gliedern und Leib, gleiche Regelmäßigkeit und Einhelligkeit des Baues, wie bei ihnen, finden wir in der ganzen Klasse nicht wieder. Bei ihnen ist jeder einzelne Leibestheil anmuthig und zierlich, und eben deshalb befriedigt das ganze Thier unser Schönheitsgefühl in so hohem Grade. Wir dürfen, ohne fehlzugreifen, unsere Hauskatze als Bild der gesammten Gesellschaft betrachten.

Der Bau des Katzenleibes darf als bekannt vorausgesetzt werden. Der kräftige und doch zierliche Leib, der kugelige Kopf auf dem starken Halse, die mäßig hohen Beine mit den dicken Pranken, der lange Schwanz und das weiche Fell mit seiner immer angenehmen, der Umgebung sich innig anschmiegenden Färbung sind Kennzeichen, welche sich Jedermann eingeprägt haben dürfte. Vollendet am Katzenleibe müssen die Waffen erscheinen. Das Gebiß ist furchtbar. Die Eck- oder Reißzähne bilden große, starke, kaum gekrümmte Kegel, welche alle übrigen Zähne weit überwiegen und eine wahrhaft vernichtende Wirkung äußern können. Ihnen gegenüber verschwinden die auffallend kleinen Schneidezähne; ihnen gegenüber erscheinen selbst die starken, durch scharfe, gegenseitig in einander eingreifende Zacken und Spitzen ausgezeichneten Kauzähne, welche ganz aufgehört haben, Mahlzähne zu sein, schwach und unbedeutend. Mit diesem Gebiß steht die rauhe, scharfe Zunge im Einklange. Sie ist dick und fleischig und besonders merkwürdig wegen ihrer feinen, hornigen Stacheln, welche auf krausen Warzen sitzen und nach hinten gerichtet sind. Die Zähne sind jedoch nicht die eigentlichen Angriffswaffen der Katzen: in ihren Klauen besitzen sie noch furchtbarere Werkzeuge zu sicherem Ergreifen und tödtlichem Verwunden ihrer Beute oder zur Abwehr im Kampfe. Ihre breiten und abgerundeten Füße zeichnen sich besonders durch die verhältnißmäßige Kürze aus, und diese hat ihren Grund darin, daß das letzte Zehenglied aufwärts gebogen ist. So kann es beim Gange den Boden gar nicht berühren und ermöglicht dadurch Schonung der auf ihm sitzenden sehr starken und äußerst spitzen Sichelkrallen. In der Ruhe und bei gewöhnlichem Gange erhalten zwei dehnbare Bänder, von denen das eine oben und das andere seitlich befestigt ist, das Glied in seiner aufrechten Stellung; bei Zorn und im Augenblick der Benutzung zieht es der starke, tiefe Beugemuskel, dessen Sehne sich unten ansetzt, gewaltsam nach unten und vorn, streckt dadurch den Fuß und verwandelt ihn in die fürchterlichste Tatze, welche es überhaupt geben kann. Der Ausstreckmuskel bewirkt dann die Wiederaufrichtung des Krallengliedes. Dieser Fußbau ist die Ursache, daß die gehenden Katzen niemals eine Fährte hinterlassen, in welcher Abdrücke der Krallen bemerklich sind. — Die Unhörbarkeit des Ganges hat ihren Grund in den weichen, oft dichtbehaarten Ballen an den Sohlen. —

Die Katzen sind starke und äußerst gewandte Thiere. Jede ihrer Bewegungen zeugt von ebensoviel Kraft, wie anmuthiger Behendigkeit. Fast alle Arten der Familie ähneln sich in ihren leiblichen, wie in ihren geistigen Eigenschaften, wenn auch diese oder jene Art Etwas vor

der anderen voraus zu haben oder hinter ihr im Nachtheile zu stehen scheint. Alle Katzen gehen gut, aber langsam, vorsichtig und ganz geräuschlos; sie laufen schnell und sind fähig, wagrechte Sprünge zu machen, welche die Länge ihres Leibes verhältnißmäßig um zehn bis funfzehn Mal übertreffen. Nur höchst wenige der größeren Arten sind nicht im Stande, zu klettern, während diese Kunst von der Mehrzahl mit viel Geschick betrieben wird. Obgleich von Haus aus große Feinde des Wassers, schwimmen sie doch recht gut, wenn es sein muß; wenigstens kommt keine einzige Katze leicht im Wasser um. Zudem verstehen alle ihren schmucken Leib zusammenzudrücken oder zusammenzurollen, gebrauchen ihre Pfoten mit großer Fertigkeit und wissen mit unfehlbarer Sicherheit vermittelst derselben ein Thier selbst in seinem Laufe oder Fluge zu erfassen. Hierzu kommt noch die verhältnißmäßige Stärke ihrer Glieder und ihre Ausdauer. Die größten Arten strecken mit einem einzigen Schlage ihrer furchtbaren Pranken ein Thier zu Boden, welches größer ist, als sie selbst, und schleppen ohne Mühe unglaubliche Lasten meilenweit fort.

Unter den Sinnen der Katzen stehen wohl Gehör und Gesicht obenan. Ersteres ist unzweifelhaft das Werkzeug, welches sie bei ihren Raub- und Streifzügen leitet. Sie vermögen Geräusch auf große Entfernungen hin wahrzunehmen und ganz richtig zu beurtheilen. Sie vernehmen den leisesten Fußtritt, das schwächste Rascheln im Sande und finden durch ihr Gehör selbst nicht gesehene Beute auf. — Das Gesicht ist weniger begünstigt, obwohl keineswegs schwach zu nennen. Ihr Auge reicht wahrscheinlich nicht in große Fernen, ist aber für die Nähe ganz vortrefflich. Der Stern, welcher bei den größeren Arten rund ist und sich im Zorn kreisförmig erweitert, nimmt bei den kleineren Arten die Gestalt einer Ellipse an und zeigt sich hier einer großen Ausdehnung fähig. Bei Tage zieht er sich unter Einwirkung des zu grellen Lichtes bis auf einen ganz feinen Spalt zusammen, in der Aufregung oder in der Dunkelheit aber rundet er sich fast bis zu einem vollen Kreise aus. In letzterm Falle wird auch das schwächste Licht derartig gesammelt, daß seine Strahlen von dem Tapetum lucidum, welches in der Tiefe des Auges einen Hohlspiegel darstellt, aufgefangen und zurückgeworfen werden, wodurch das Leuchten des Katzenauges entsteht. — Auf das Gesicht dürfen wir wohl das Gefühl folgen lassen, welches sich ebensowohl als ausgebildete Tastfähigkeit, wie als Empfindungsvermögen kund giebt. Zu Tastwerkzeugen dienen hauptsächlich die Bartschnurren zu beiden Seiten des Maules und über den Augen, vielleicht auch die Ohrpinsel am Ohre der Luchse. Schneidet man einer Katze ihre Bartschnurren weg, so versetzt man sie in eine höchst ungemüthliche Lage; sie wird förmlich rath- und thatlos oder zeigt zum mindesten eine ziemliche Unruhe und Ungewißheit, welche später, aber blos nach dem Wiederwachsen jener Borsten, sich verliert. — Geruch und Geschmack dürften so ziemlich auf gleicher Stufe stehen. Vielleicht ist der Geschmack noch besser, als der Geruch. Die meisten Katzen sind trotz ihrer rauhen Zunge für Gaumenkitzel sehr empfänglich. Die merkwürdige Vorliebe gewisser Katzen für stark duftende Pflanzen, wie für Baldrian und Katzengamander, läßt jedenfalls die Schlußfolgerung zu, daß ihr Geruch nur ein sehr untergeordneter sein kann; denn alle feinriechenden Thiere würden sich mit Abscheu von derartigen Gegenständen abwenden: die Katzen aber wälzen sich wie sinnlos, gleichsam im höchsten Rausche, auf jenen Pflanzen herum.

Hinsichtlich ihrer geistigen Fähigkeiten stehen die Katzen ziemlich weit hinter den Hunden zurück, jedoch nicht soweit, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Bei der Mehrzahl der Arten zeigen sich allerdings die höheren oder edlen Geisteskräfte weit weniger, als die niederen; doch liefert uns unser Hinz, wenn er gut behandelt wird, den Beweis, daß auch die Katzen einer Erziehung und Geistesveredelung fähig sind. Die Hauskatze giebt uns oft genug Beispiele von treuer Anhänglichkeit an den Menschen und von großem Verstande. Der Mensch nimmt sich gewöhnlich gar nicht die Mühe, ihre Fähigkeiten genauer zu erforschen, sondern läßt sich von dem einmal feststehenden Urtheile über sie einnehmen und von selbstständiger Prüfung zurückschrecken. Der Charakter der meisten Arten ist allerdings ein Gemisch von ruhiger Besonnenheit, ausdauernder List, Blutgier und Tollkühnheit; doch giebt es auch sehr edelstolze, muthige Katzen, wie den Löwen, oder sanfte, wie den Jagdleoparden. In Gesellschaft des Menschen zeigen sie sich bald durchaus anders, als in der Freiheit; sie erkennen die menschliche Herrschaft an, fühlen Dankbarkeit für ihren Herrn, wollen, daß er ihnen schmeichele, sie liebkose; kurz, sie werden oft rückhaltslos zahm, wenn auch zuweilen ihre tief eingewurzelten natürlichen Begabungen plötzlich wieder durchbrechen. Hierin beruht hauptsächlich der Grund, daß man die Katzen falsch und tückisch nennt; denn nicht einmal derjenige Mensch, welcher Thiere zu quälen oder zu mißhandeln pflegt, will ihnen das Recht zugestehen, einmal auf Augenblicke das ihnen auferlegte Joch der Sklaverei abzuschütteln.

Die Katzen sind gegenwärtig in allen Theilen der alten Welt und in Amerika zu finden.

Sie bewohnen die Ebenen, wie die Gebirge, dürre, sandige Stellen, wie feuchte Niederungen, den Wald, wie das Feld.

Ihre Nahrung nehmen sich die Katzen aus allen vier Klassen der Wirbelthiere, wenn auch die Säugethiere unzweifelhaft ihren Verfolgungen am meisten ausgesetzt sind. In der Art und Weise ihres Angriffs ähneln sich alle Arten mehr oder weniger. Sie schleichen leisen, unhörbaren Schrittes äußerst aufmerksam durch ihr Jagdgebiet und äugen und lauschen scharf nach allen Richtungen hin. Das geringste Geräusch erregt ihre Aufmerksamkeit und bewegt sie, der Ursache desselben nachzugehen. Dabei gleiten sie in geduckter Stellung vorsichtig auf dem Boden hin, regelmäßig unter dem Winde, und fallen, wenn sie sich nahe genug glauben, plötzlich mit einem oder mehreren Sätzen über ihr Schlachtopfer her, schlagen ihm die furchtbaren Tatzen in das Genick oder in die Seiten, reißen es zu Boden, erfassen es mit dem Maule und beißen einige Male schnell nach einander heftig zu. Hierauf öffnen sie das Gebiß ein wenig, ohne jedoch das erfaßte Thier fahren zu lassen, sie beobachten es vielmehr scharf und beißen von neuem, sowie sich noch ein Fünkchen Leben in ihm regt. Viele stoßen während dem ein Brüllen oder Knurren aus, welches ebensogut Behaglichkeit, als Gier oder Zorn ausdrückt. Die meisten haben die abscheuliche Gewohnheit, ihre Schlachtopfer noch lange Zeit zu quälen, indem sie ihnen scheinbar etwas Freiheit gewähren und sie oft auch wirklich ein Stückchen laufen lassen, jederzeit aber im rechten Augenblick sie wieder erfassen, von neuem niederdrücken, nochmals laufen lassen u. s. w., bis die Gepeinigten endlich ihren Wunden erliegen. Auch die größten Arten scheuen die Thiere, von denen sie bedeutenden Widerstand erwarten, und greifen sie blos dann an, wenn sie sich durch Erfahrung überzeugt haben, daß sie trotz der Stärke ihrer Gegner als Sieger aus einem etwaigen Kampfe hervorgehen. Selbst der Löwe, Tiger und Jaguar fürchten anfangs den Menschen und gehen ihm fast feig aus dem Wege; nachdem sie aber gelernt haben, welch schwaches, wehrloses Geschöpf er ist, werden sie seine furchtbarsten Feinde, und es scheint fast, als ob sie dann das Menschenfleisch dem aller übrigen Säugethiere entschieden vorzögen. Obgleich beinah alle Katzen gute Läufer sind, stehen sie doch von weiterer Verfolgung eines Schlachtopfers ab, wenn ihnen der Angriffssprung mißlang.

Nur an sehr geschützten Orten verzehren die Katzen eine gemachte Beute gleich an Ort und Stelle; gewöhnlich schleppen sie das erfaßte Thier, nachdem sie es getödtet oder wenigstens widerstandslos gemacht haben, an einen stillen, versteckten Ort und verzehren es hier in aller Ruhe und Behaglichkeit.

In der Regel werfen die weiblichen Katzen mehr als ein Junges, wenn auch Dies ausnahmsweise vorkommt. Man kann sagen, daß die Zahl ihrer Jungen zwischen Eins und Sechs schwankt; einige Arten sollen sogar noch mehr zur Welt bringen. Die Jungen werden bei der einen sehend, bei der andern blind geboren. Ihre Pflegerin ist die Mutter; der Vater bekümmert sich nur gelegentlich um sie. — Eine Katzenmutter mit ihren Jungen gewährt ein höchst anziehendes Bild. Man sieht die mütterliche Zärtlichkeit und Liebe in jeder Bewegung der Alten ausgedrückt, hört sie in jedem Ton, welchen man vernimmt. Es liegt eine Zartheit und Weiche in der Stimme, welche man gar nicht vermuthet hätte! Dabei beobachtet die Alte ihre Kleinen mit so viel Sorgfalt und Aufmerksamkeit, daß man gar nicht zweifeln kann, wie sehr ihr die Kinderschaar ans Herz gewachsen ist. Besonders wohlthuend ist bei einem solchen Katzengehecke auch die Reinlichkeitsliebe, in welcher die Mutter ihre Jungen schon in der frühesten Jugend unterrichtet. Sie hat ohne Unterlaß zu putzen, zu lecken, zu glätten, zu ordnen und duldet nicht den geringsten Schmuz in der Nähe des Lagers. Gegen feindliche Besuche vertheidigt sie ihre Sprößlinge mit Hintansetzung ihres eigenen Lebens, und alle größeren Arten der Familie werden, wenn sie Junge haben, im höchsten Grade furchtbar. Bei den kleineren Arten muß die Mutter ihre Brut oft genug gegen den Vater vertheidigen, welcher die Jungen, so lange sie noch blind sind, ohne weiteres auffrißt, wenn er in das unbewachte Lager kommt. Daher rührt wohl auch hauptsächlich die große Sorgfalt aller Katzen, ihr Geheck möglichst zu verbergen. Nachdem die Jungen etwas mehr herangewachsen sind und sich schon als echte Katzen zeigen, ändert sich die Sache. Dann thut auch der Kater oder das Katzenmännchen überhaupt ihnen Nichts mehr zu Leide. Und nun beginnt ein gar lustiges Kindheitsleben der kleinen, zu Spiel und Scherz jeder Art immer geneigten Thiere. Die natürliche Begabung zeigt sich schon bei den ersten Bewegungen und Regungen, deren die Kätzchen fähig sind. Ihre Kinderspiele sind bereits nichts Anderes, als Vorübungen zu der ernsten Jagd, welche die Erwachsenen betreiben. Alles, was sich bewegt, zieht ihre Aufmerksamkeit auf sich. Kein Geräusch entgeht ihnen — die kleinen Lauscher spitzen sich bei dem leisesten Rascheln in der Nähe. Anfangs ist der Schwanz der Alten die größte Kinderfreude der Jungen. Jede seiner Bewegungen wird beobachtet, und

bald macht sich die übermüthige Gesellschaft daran, diese Bewegungen durch ihre Fangversuche zu hemmen und zu hindern. Doch die Alte läßt sich durch solche Neckereien nicht im geringsten stören und fährt fort, ihrer innern Seelenstimmung durch die Schwanzbewegungen Ausdruck zu geben, ja sie bietet ihren Kleinen förmlich dieses Glied zu beliebigem Spiele dar. Wenige Wochen später sieht man die ganze Familie bereits mit den lebhaftesten Spielen beschäftigt, und nun wird die Alte geradezu kindisch, die Löwenmutter ebensogut, wie die Erzeugerin unserer Hauskatzen. Oft ist die ganze Gesellschaft zu einem scheinbaren Knäuel geballt, und Eins fängt und häkelt nach dem Schwanze des Andern. Mit dem zunehmenden Alter werden die Spiele immer ernstlicher. Die Kleinen lernen erkennen, daß der Schwanz doch nur ein Stück ihres eigenen Selbst ist; sie wollen aber ihre Kraft bald an etwas Anderm versuchen. Jetzt schleppt ihnen die Alte kleine Thiere zu, oft noch halb, ja ganz lebendig. Diese werden frei gelassen, und es übt sich die junge Brut mit Eifer und Ausdauer in dem räuberischen Gewerbe, welches sie später betreiben wird. Schließlich nimmt sie die Alte oder bei manchen Arten das Elternpaar mit auf die Jagd hinaus; da lernen sie nun vollends alle Listen und Schleichwege, die ruhige Beherrschung ihrer selbst, die plötzlichen Angriffe, kurz, die ganze Kunst des Raubes. Erst wenn sie ganz selbstständig geworden sind, trennen sie sich von der Mutter oder den Eltern und führen nun längere Zeit ein einsames, herumschweifendes Leben.

Die Katzen stehen der ganzen übrigen Thierwelt als Feinde gegenüber; deshalb ist der Schaden, welchen sie anrichten, außerordentlich bedeutend. Freilich muß man bedenken, daß die großen Arten der Familie fast sämmtlich in Ländern leben, welche unglaublich reich an Beute sind, ja man kann sogar behaupten, daß einige geradezu einer schädlichen Vermehrung mancher Wiederkäuer und Nager hindernd in den Weg treten, und daß somit auch sie uns mittelbar nützlich werden. Bei den kleineren Arten überwiegt der Nutzen, welchen sie leisten, den von ihnen angerichteten Schaden bei weitem. Ihre Jagd beschränkt sich auf kleinere Säugethiere und Vögel, und namentlich die dem menschlichen Haushalte so überaus lästigen und schädlichen kleinen Nager finden in ihnen das wirksamste Gegengewicht und die gefährlichsten Feinde.

Ein einziger Blick auf den Leib des Löwen, auf den Ausdruck seines Gesichts genügt, um der uralten Auffassung aller Völker, welche das königliche Thier kennen lernten, von Grund des Herzens beizustimmen. Der Löwe (Leo) ist der König der Raubthiere, ist der Herrscher im ganzen Reiche der Säugethiere. Sein Hauptkennzeichen liegt in dem stark gebauten, kräftigen Leibe mit der kurzen, glatt anliegenden, einfarbigen Behaarung, in dem breiten, kleinäugigen Gesicht, in dem Herrschermantel, welcher sich um seine Schultern schlägt, und in der Quaste, welche ihre Schwanzspitze ziert. Im Vergleich zu den anderen Katzen ist der Rumpf der Löwen kurz, der Bauch eingezogen, und der ganze Körper erscheint deshalb sehr kräftig, nicht aber plump. An der Spitze des Schwanzes, in der Quaste verborgen, steckt ein horniger Nagel, den schon Aristoteles beachtete, aber viele der neueren Naturforscher leugneten. Die Augen sind klein und haben runde Sterne, die Schnurren sind in sechs bis acht Reihen geordnet. Vor Allem ist es die Mähne, welche die männlichen Löwen auszeichnet und ihnen das stolze königliche Ansehen verleiht.

Diese Mähne bekleidet in vollster Ausbildung den Hals und die Vorderbrust, ändert aber so verschieden ab, daß man aus ihr allein die Heimat des Löwen erkennen kann, daß man nach ihr und, wie ich glaube, mit Recht, mehrere Arten des Thieres unterschieden hat. So ist sie beim persischen Löwen lang aus schwarzen und braunen Haaren zusammengesetzt, bei dem Löwen von Guzurate aber nur aus kurzen, dünnen, gekrümmten Haaren gebildet, bei diesem einfarbig, bei jenem gemischt. Vorerst wenden wir unsere Aufmerksamkeit der stolzesten und königlichsten Art, dem Löwen der Berberei, zu; denn er ist es, welcher seit den ältesten Zeiten wegen seines Muthes, seiner Kühnheit und Kraft, wegen seiner Tapferkeit, seiner Stärke, seines Heldensinnes, seines Adels und seiner Großmuth, seines Ernstes und seiner Ruhe bekannt geworden ist und den Namen König der Thiere erhalten hat.

Der Löwe der Berberei (Leo barbarus) hat einen starken, gedrungenen Leibesbau, wie die übrigen; sein Vorderleib ist viel stärker, als der Hinterleib, denn die Brust ist breit und die Weichen sind schlank. Der dicke, fast viereckige Kopf verlängert sich in eine breite und stumpfe Schnauze, die Ohren sind abgerundet, die Augen nur mittelgroß, aber lebendig und feurig; der lange Schwanz endigt mit einem kurzen Stachel und wird von einer flockigen Quaste bedeckt; die Glieder sind gedrungen und außerordentlich kräftig, die Pranken die größten,



Der Löwe der Berberei (Leo barbarus).

vielleicht auch verhältnißmäßig die größten aller Katzen. Ein glatter, kurzer Pelz von lebhaft röthlichgelber oder fahlbrauner Farbe bedeckt das Gesicht, den Rücken, die Seiten, die Beine und den Schwanz; hier und da endigen die Haare mit schwarzen Spitzen oder sind völlig schwarz, und hierdurch entsteht eben jene gemischte Farbe. Kopf und Hals sind von einer starken und dichten Mähne umgeben, welche aus langen, schlichten, in Flechten herabfallenden Haaren besteht, die vorn bis zur Handwurzel und hinten fast bis zur Hälfte des Rückens und der Seiten herabreichen. Auch der Unterleib trägt seiner ganzen Länge nach dichtgestellte, schlichte Haare; selbst an den Ellbogen und den Vordertheilen der Schenkel stehen wenigstens noch Haarbüschel. Am Kopfe und am Halse ist die eigentlich fahlgelbe Mähne mit rostschwarzen Haaren untermengt, welche letztere namentlich an den Seitentheilen des Nackens reichlich herabfallen und, mit Fahlgelb gemischt, auch in der ganzen schwarzen Bauchmähne und den schwarzen Haarbüscheln, an den Ellbogen und Schenkeln und an der Schwanzquaste sich finden. Dies gilt von dem männlichen ausgewachsenen Löwen, dessen Höhe am Widerrist über 2½ Fuß, bei 5½ Fuß Körperlänge und 2½ Fuß Schwanzlänge beträgt. Es ergiebt sich somit eine Gesammtlänge des Thieres, von der Schnauzenspitze bis zum Schwanzende an gerechnet, von sieben vollen Fußen. Neugeborne Löwen sind etwa einen Fuß lang, sie haben weder eine Mähne, noch eine Schwanzquaste, sondern sind mit wolligen, graulichen Haaren bedeckt und am Kopfe und an den Beinen schwarz gefleckt, an den Seiten, über dem Rücken und am Schwanze aber mit kleinen, schwarzen Querstrichen gebändert und auf der

Firste des Rückens schwarz gezeichnet. Aber schon im ersten Jahre verschwinden die Flecken und Streifen, im zweiten Jahre ist die Grundfarbe ein gleichmäßiges Fahlgelb geworden, und im dritten Jahre erscheinen die Zeichen der Mannbarkeit. Die Löwin ähnelt immer mehr oder weniger dem jüngern Thiere, namentlich der gleichlange oder nur äußerst wenig am Vorderkörper verlängerte Haarpelz zeichnet sie vor dem Männchen aus.

In früheren Zeiten waren die Löwen weit verbreiteter, als gegenwärtig, wo sie aus den stark bevölkerten Gegenden schon beinah gänzlich verdrängt worden sind. Sie fanden sich noch zu den Römerzeiten nicht nur in ganz Afrika und dem südwestlichen Asien, sondern auch in Griechenland und Macedonien, wo sie bereits seit mehr als anderthalbtausend Jahren vollständig verdrängt worden sind. Der Löwe der Berberei lebte früher im ganzen nordöstlichen Afrika und war in Egypten fast ebenso häufig, wie in Tunis oder in Feß und Marokko zu treffen. Die Zunahme der Bevölkerung und Bildung aber verdrängte ihn mehr und mehr, so daß er jetzt schon im ganzen untern Nilthale und fast an der ganzen südlichen Küste des Mittelmeeres nicht mehr getroffen wird. Aber noch heutigen Tages ist er in Algier und Marokko keine Seltenheit, und in Tunis und der Oase Fessan wenigstens noch eine ständige Erscheinung. Namentlich in Algier ist er gegen früher sehr dünn geworden; die häufigen Kriege der Franzosen mit den Arabern haben ihn verdrängt, und die französischen Löwenjäger, zumal der berühmte Jules Gerard, haben seine Reihen sehr gelichtet.

Im Betragen sind sich die verschiedenen Löwen vollkommen gleich, und wir kennen deshalb die Lebensweise von allen, wenn wir die von einer Art oder Abart kennen gelernt haben.

Der Löwe lebt einzeln, und nur von der Paarung an bis zu einem gewissen Alter seiner Jungen hält er sich zu seinem Weibchen. Außer dieser Zeit bewohnt jeder Löwe sein eigenes Gebiet, ohne jedoch der Nahrung wegen mit anderen seiner Art in Streit zu gerathen. Vielmehr kommt es häufig vor, daß sich zu größeren Jagdzügen mehrere Löwen vereinigen: — die Paare gehen regelmäßig in Gemeinschaft auf die Jagd aus. Doch ist der Löwe nirgends häufig, und Dies ist auch sehr leicht zu erklären: denn er bedarf so viel Nahrung, daß sich eine große Anzahl von seines Gleichen in einer Gegend nicht lange würde ernähren können. Breite waldige Thäler an Flüssen sind seine Lieblingsorte; auf Gebirgen scheint es ihm weniger zu behagen.

Im Ganzen ähneln seine Gewohnheiten denen anderer Katzen, doch weicht er in vielen Stücken sehr wesentlich von denselben ab. Er ist träger, als alle übrigen Mitglieder seiner Familie, und liebt größere Streifzüge durchaus nicht, sondern sucht es sich so bequem zu machen, als irgend möglich.

Seine Lebensweise ist eine rein nächtliche; denn nur gezwungen verläßt er am Tage sein Lager. Bei Tage begegnet man ihm äußerst selten, im Walde kaum zufällig, sondern erst dann, wenn man ihn ordnungsmäßig aufsucht und durch Hunde von seinem Lager auftreiben läßt. Die Araber behaupten, daß er um die Mittagszeit entsetzlich vom kalten Fieber gepeinigt werde und deshalb so faul sei. Wolle man ihn jagen, so müsse man ihn vorher durch Steinwürfe auftreiben; denn er selbst rühre sich nicht. So arg ist es freilich nicht; eine große Trägheit ist ihm aber allerdings eigen, wenigstens so lange, als die Sonne am Himmel steht. Wie mich meine letzte Reise nach Habesch belehrte, kommt es doch vor, daß man ihn auch bei Tage im Dickicht umherschleichen oder ruhig und still auf einem erhabenen Punkte sitzen sieht, von wo aus er das Treiben der Thiere seines Jagdgebietes beobachten will.

Erst mit der Nacht zeigt er sich und kündet zunächst durch donnerartiges Brüllen sein Wachsein und den Beginn seiner Streifzüge an.

In die Nähe der Dörfer kommt der Löwe nicht vor der dritten Nachtstunde. „Drei Mal", so sagen die Araber, „kündet er durch Brüllen seinen Aufbruch an und warnt hierdurch alle Thiere, ihm aus dem Wege zu gehen." Diese gute Meinung ruht aber leider auf schwachen Füßen; denn ebenso oft, als ich das Brüllen des Löwen vernahm, habe ich in Erfahrung gebracht, daß er lautlos zum Dorfe herangeschlichen war und irgend ein Stück Vieh weggenommen hatte. Der Löwe, welcher kurz vor unserer ersten Ankunft in Mensa vier Nächte hinter einander das Dorf betreten hatte, war einzig und allein daran erkannt worden, daß er beim versuchten Durchbruch einer Umzäunung einige seiner Mähnenhaare verloren hatte. Es wurde als sehr wahrscheinlich angenommen, daß er auch in den ersten Nächten unseres Aufenthaltes das Dorf umschlich, dennoch vernahmen wir sein Gebrüll nur zwei Mal und zwar in weiter Ferne, während ich dasselbe früher in Kordofahn nicht nur vor dem Dorfe, sondern mitten in demselben ertönen gehört hatte.

Ehe ich nun sein Leben und Treiben schildere, möchte ich wohl meinen Leser bitten, sich mit mir im Geiste in eines der Steppendörfer Ostsudahns oder in die Umzäunung eines Lagers der Nomaden zu versetzen, um eine jener durch ihn gestörten Nächte kennen zu lernen.

Mit Sonnenuntergang hat der Nomade seine Herde in der sichern Seriba eingehürdet, in jenem acht bis zehn Fuß hohen und drei bis vier Fuß dicken, äußerst dichten, aus den stachlichtsten Aesten der Mimosen geflochtenen Zaune, dem sichersten Schutzwalle, welchen er bilden kann. Dunkel senkt sich die Nacht auf das geräuschvolle Lager herab. Die Schafe blöken nach ihren Jungen, die Rinder, welche bereits gemolken wurden, haben sich niedergethan. Eine Meute wachsamer Hunde hält die Wacht. Mit einem Male läutet sie hell auf, im Nu ist sie versammelt und stürmt nach einer Richtung in die Nacht hinaus. Man hört den Lärm eines kurzen Kampfes, wüthend bellende Laute und grimmig heiseres Gebrüll, sodann Siegesgeläut — eine Hiäne umschlich das Lager, mußte aber vor den muthigen Wächtern der Herden nach kurzer Gegenwehr die Flucht ergreifen. Einem Leoparden würde es kaum besser ergangen sein. — Es wird stiller und ruhiger, der Lärm verstummt, der Frieden der Nacht senkt sich auf das Lager herab. Weib und Kind des Herdenbesitzers haben in dem einen Zelte die Ruhe gesucht und gefunden. Die Männer haben ihre letzten Geschäfte abgethan und wenden sich ebenfalls ihrem Lager zu. Von den nächsten Bäumen herab spinnen die stufenschwänzigen Ziegenmelker ihren Nachtgesang, oder tragen fliegend ihre Federschleppe durch die Lüfte, nähern sich oft und gern der Seriba und huschen wie Geister über die schlafende Herde hinweg. Sonst ist Alles still und ruhig. Selbst die kläffenden Hunde sind verstummt, nicht aber auch lässig oder schlaff geworden in ihrem treuen Dienste.

Urplötzlich scheint die Erde zu dröhnen: — in nächster Nähe brüllt ein Löwe! Jetzt bewährt er seinen Namen „Essed", d. i. der Aufruhrerregende: denn ein wirklicher Aufruhr und die größte Bestürzung zeigt sich in der Seriba. Die Schafe rennen wie unsinnig gegen die Dornhecken an, die Ziegen schreien laut, die Rinder rotten sich mit lautem Angstgestöhn zu wirren Haufen zusammen, das Kamel sucht, weil es gern entfliehen möchte, alle Fesseln zu zersprengen, und die muthigen Hunde, welche Leoparden und Hiänen bekämpften, heulen laut und kläglich und flüchten sich jammernd in den Schutz ihres Herrn, welcher selbst rath- und thatlos, an seiner eignen Stärke verzweifelnd, sich der ihm übermächtigen Gewalt unterordnend, in seinem Zelte zittert, es nicht wagt, nur mit seiner Lanze bewaffnet einem so furchtbaren Feinde gegenüberzutreten, und es geschehen lassen muß, daß der Löwe näher und näher herankommt, daß die leuchtenden Augen zu dem Schrecken der Stimme noch einen neuen fügen — der es geschehen lassen muß, daß der Löwe auch noch einen zweiten seiner arabischen Namen, „Sabaa", d. i. „Würger der Herden", bethätigt.

Mit gewaltigem Satze überspringt der Mächtige die acht, ja selbst zehn Fuß hohe Dornenmauer, um sich ein Opfer auszuwählen. Ein einziger Schlag seiner furchtbaren Pranken fällt ein zweijähriges Rind; das kräftige Gebiß zerbricht dem widerstandslosen Thiere die Wirbelknochen des Halses. Dumpfgrollend liegt der Räuber auf seiner Beute; die großen Augen funkeln hell vor Siegeslust und Raubbegier; mit dem Schwanze peitscht er die Luft. Er läßt das verendende Thier auf Augenblicke los und faßt es mit seinem zermalmenden Gebiß von neuem, bis es sich endlich nicht mehr regt. Dann tritt er seinen Rückzug an. Er muß zurück über die hohe Umzäunung und will auch seine Beute nicht lassen. Seine ganze ungeheure Kraft ist erforderlich, um mit dem Rind im Rachen den Rücksprung auszuführen. Aber er gelingt: ich habe selbst eine neun Fuß hohe Seriba gesehen, über welche der Löwe mit einem zweijährigen Rind im Rachen hinweggesetzt war; ich selbst den Eindruck noch wahrgenommen, welchen die schwere Last auf der Firste des Zaunes bewirkt hatte, und auf der andern Seite noch die Vertiefung im Sande bemerkt, welche das herabstürzende Rind zurückließ, bevor es der Löwe weiter schleppte. Mit Leichtigkeit trägt er eine solche Last seinem vielleicht eine halbe Meile entfernten Lager zu, und man sieht die Furche, welche ein so geschlepptes Thier im Sande zog, oft mit der größten Deutlichkeit bis zum Platze, an welchem es zerrissen wurde.

Erst nach Abzug des Löwen athmet alles Lebende in dem Lager freier auf; denn es schien geradezu durch die Furcht gebannt zu sein. Der Hirte ergiebt sich gefaßt in sein Schicksal: er weiß, daß er in dem Löwen einen König erkennen muß, der ihn fast ebenso arg brandschatzt, als der Menschenkönig, unter welchem er steht.

Man begreift, daß alle Thiere, welche diesen fürchterlichen Räuber kennen, vor Entsetzen fast die Besinnung verlieren, sobald sie ihn nur brüllen hören. Dieses Gebrüll ist bezeichnend für das Thier selbst. Man könnte es einen Ausdruck seiner Kraft nennen; es ist einzig in seiner Art und wird von keiner Stimme eines andern lebenden Wesens übertroffen. Die Araber

haben ein sehr bezeichnendes Wort dafür: „raad", d. h. donnern. Beschreiben läßt sich das Löwengebrüll nicht. Tief aus der Brust scheint es hervorzukommen, es scheint diese zersprengen zu wollen, und unbeschreiblich ist die Wirkung, welche des Königs Stimme unter seinen Unterthanen hervorruft. Freiligraths Beschreibung ist vollkommen richtig:

„Dem Panther starrt das Rosenfell,
Erzitternd flüchtet die Gazell',
Es lauscht Kamel und Krokodil
Des Königs zürnendem Gebrüll."

Wo es der Löwe haben kann, siedelt er sich in der Nähe der Dörfer an und richtet seine Streifzüge einzig und allein nach diesen hin. Er ist ein unangenehmer Gast und läßt sich nicht so leicht vertreiben, zumal weil er auch einen nicht unbedeutenden Grad von Schlauheit bei seinen Ueberfällen zeigt. Dies mag aus nachstehender Geschichte hervorgehen, welche von einem alten holländischen Bauer erzählt wurde, der im Schatten des Draakenberges wohnte und hauptsächlich von dem Gelde lebte, das er aus der Jagd der Elefanten gewann.

In einem dichten Gestrüpp, welches ungefähr eine englische Meile von der Besitzung des Bauers entfernt war, hatte sich ein Löwe niedergelassen. Er fand dort Schutz und Wasser und konnte recht behaglich seinen Jagdzügen von hier aus nachgehen. Unser Bauer merkte sehr bald, welchen Nachbar er erhalten hatte. In der That meldete sich der Löwe in der ersten Nacht, zog sich jedoch auf das Gebell der Hunde zurück; in der zweiten Nacht holte er jedoch einen Ochsen aus dem Kraal. Bei einem Versuch, den Löwen durch Hunde aus seinem Schlupfwinkel zu vertreiben, tödtete er vier derselben und holte in der zweitfolgenden Nacht ein werthvolles Pferd aus dem Hofe hinweg. Da beschloß der kühne Mann, ganz allein und ohne Hunde den dichten Kloof (Schlucht) zu betreten und im Vertrauen auf seine Doppelbüchse den Löwen selbst aufzusuchen und zu tödten.

Der Bauer war kaum funfzig Schritte tief in den Busch vorgedrungen, als er Grund bekam, zu vermuthen, daß er schon nahe an das Lager des Löwen hinangerückt sei. Die Reste des erbeuteten Pferdes wurden zwischen den Bäumen sichtbar, und unser erfahrner Buschjäger wußte sehr wohl, daß der Löwe sich nicht weit davon niedergethan haben würde. Er kauerte sich also hinter einen Busch und nahm eine möglichst bequeme Stellung ein, damit er sich ohne Beschwerde ruhig verhalten konnte. Nachdem er so einige Zeit gelauert hatte, sah er endlich, daß sich etwas hinter einigen großen, breitblätterigen Pflanzen bewegte, ungefähr zwanzig Schritte von ihm. Er erkannte nach und nach den Kopf des Löwen und bemerkte, daß dieser mit großer Aufmerksamkeit die Gegend beobachtete, in welcher er, der Jäger, sich verborgen hatte. Es war augenscheinlich, daß das Raubthier die Annäherung eines Wesens vernommen hatte, aber noch nicht sicher war, wo dies sich verborgen hielt. Der Bauer wußte, daß jetzt ein bedenklicher Augenblick für ihn gekommen war, und verblieb deshalb so ruhig wie eine Bildsäule. Er wollte keinen Schuß nach der Stirn des Löwen wagen, denn es hätte Dies ein sehr guter Schuß sein müssen, und die vielen Zweige und Aeste, welche die Schußlinie durchkreuzten, machten einen solchen mehr als unwahrscheinlich.

Nach einer sehr sorgfältigen Besichtigung schien der Löwe zufriedengestellt und legte sich hinter den Büschen nieder. Jetzt spannte unser Jäger leise beide Hähne seines Gewehres und richtete dasselbe langsam nach der Gegend hin, wo der Löwe lag; dabei änderte er seine Lage nur umsoviel, als nothwendig war, um eines guten Schusses sicher sein zu können. Das leise Geräusch, welches er dabei machen mußte, war der Wachsamkeit des Löwen nicht entgangen. Er erhob sich augenblicklich, zeigte aber wieder blos die Stirnseite. Der Jäger nahm die Stelle zwischen den Augen aufs Korn und feuerte, traf jedoch, wie Dies bei kurzen Entfernungen und starken Pulverladungen gewöhnlich ist, zu hoch. Zwar fiel der Löwe auf den Rücken, aber er sprang sogleich wieder auf und brüllte entsetzlich. Doch jetzt zeigte er dem sichern Schützen seine Breitseite, einen Augenblick später hatte er die zweite Kugel in der Brust und stürzte jetzt, mit dem Tode kämpfend, in das Dickicht der Büsche. — Vor Sonnenuntergang hing die Haut des Löwen an der Thüre des Bauerhauses; sämmtliche Hottentotten waren selig vor Entzücken über den Erfolg ihres Herrn und — über den ihnen gespendeten Branntwein. —

Es scheint durch glaubwürdige Reisende verbürgt zu sein, daß der Löwe sich mitten unter die Lagerfeuer stürzt und sich dort ein Stück Vieh wegnimmt, oder aber daß er dicht an das Lager herankommt und durch sein Brüllen die durch die Menschen geschützten Thiere solange ängstigt, bis sie fast besinnungslos durchbrechen, um das Weite zu suchen, jetzt aber ihm erst recht zur Beute werden. Gegen diese Angabe spricht der feste Glaube aller Innerafrikaner, mit denen ich verkehrt habe, an die erwünschte Wirksamkeit ihrer Lagerfeuer. Sie versichern, daß

Feuer stets genüge, den Löwen abzuhalten, und wissen kein Beispiel zu erzählen, daß das Raubthier ein durch sorgsam unterhaltene Wachtfeuer geschütztes Lager überfallen habe. Vom Leoparden erzählen sie das Gegentheil.

Ganz anders, als bei Angriffen auf zahme Thiere, benimmt sich der Löwe, wenn er es mit Wild zu thun hat. Er weiß, daß dieses ihn auf ziemliche Entfernung hin wittert und schnellfüßig genug ist, ihm zu entkommen. Deshalb lauert er auf die wildlebenden Thiere oder schleicht sich, oft in Gesellschaft mit anderen seiner Art, äußerst vorsichtig unter dem Winde an sie heran. Namentlich die Wasserplätze in den Steppen Mittel- und Südafrikas sind ergiebige Jagdorte für ihn.

Wenn der heiße Tag vorüber ist und die kühle Nacht sich allmählig herabsenkt, eilt die zierliche Antilope oder die mildäugige Girafe, das gestreifte Zebra oder der gewaltige Büffel, um die lechzende Zunge zu erfrischen. Vorsichtig nahen sie sich alle der Quelle oder der Lache; denn sie wissen, daß gerade diejenigen Orte, welche ihnen die meiste Labung bieten sollen, für sie die gefährlichsten sind. Ohne Unterlaß witternd und lauschend, scharf in die dunkle Nacht äugend, schreitet das Leitthier der Antilopenherde dahin. Keinen Schritt thut es, ohne sich zu versichern, daß Alles still und ruhig sei. Die Antilopen sind meistens schlau genug, ebenfalls unter dem Winde an die Quelle zu gehen, und so bekommt das Leitthier die Witterung oft noch zur rechten Zeit. Es stutzt, es lauscht, es äugt, es wittert — noch einen Augenblick — und plötzlich wirft es sich herum und jagt in eiliger Flucht dahin. Die andern folgen; weitaus greifen die zierlichen Hufe, hochauf schnellen die federnden Läufe der anmuthigen Thiere. Ueber Busch und Grasbüschel setzen die Behenden dahin und sind gerettet. So naht sich auch das kluge Zebra, so naht sich die Girafe: aber wehe ihnen, wenn sie diese Vorsicht versäumen. Wehe der Girafe, wenn sie mit dem Winde zur umbuschten Lache schreitet, wehe ihr, wenn sie über der Begierde, die heiße, schlaffe Zunge zu kühlen, ihre Sicherheit auch nur einen Augenblick vergißt! Dann wird Freiligraths hochdichterische Beschreibung im „Löwenritte" fast zur vollen Wahrheit.

Gewöhnlich erliegt ein von dem Löwen erfaßtes Thier schon dem ersten Angriffe. Mißlingt aber der Sprung, so verfolgt der Löwe seinen Raub nicht, sondern kehrt fast wie beschämt nach seinem Hinterhalt zurück, Schritt für Schritt, als ob er die rechte Länge abmessen wolle, bei welcher ihm der Sprung gelungen wäre. Nicht selten aber kommt es auch vor, daß sich eine Löwenfamilie zur Jagd vereinigt und dann auch bei Tage einen Angriff versucht.

Gute Beobachter versichern, daß der Löwe, sobald er hungrig und raublustig ist, dies durch Wedeln und Schlagen des Schwanzes auf den Rücken oder durch Schütteln der Mähne zu erkennen giebt. An Gefangenen und Gezähmten, welche ich selbst besaß, habe ich Dasselbe beobachtet und kann es mithin nur bestätigen. Kommt also ein Mensch einem im Gebüsch verborgenen Löwen zu nahe, so braucht man blos auf diese Bewegung zu achten, um zu erfahren, wessen man sich zu versehen hat. Sieht man einen Löwen, welcher den Schwanz nicht rührt, so kann man kühnlich an ihm vorbeigehen, ja ihn sogar mit Werfen durch ein Stück Holz aus dem Wege treiben. Das Gerassel eines Wagens, das Geklatsche einer Peitsche verjagt ihn dann regelmäßig. Wedelt er aber mit dem Schwanze, so darf man, wenn man nicht gut bewaffnet und ein tüchtiger Schütze ist, auf den Tod gefaßt sein.

Jedes von einem Löwen erbeutete Thier wird, wenn Dies angeht, dem Versteck zugeschleppt und erst dort von ihm gefressen. Die ungeheure Kraft des königlichen Thieres zeigt sich wohl am besten gerade bei diesem Fortschaffen der Beute. Wenn man bedenkt, was dazu gehören will, mit einem Rinde im Rachen über einen breiten Graben oder über einen sechs, acht, ja zehn Fuß hohen Zaun zu setzen, kann man einen richtigen Schluß auf die unglaubliche Stärke des Löwen machen. Blos ganz erwachsene Büffel und Kamele sind ihm zu schwer; diese fortzuschleppen, ist er nicht im Stande. Man behauptet sogar, daß er fähig wäre, einen Elefanten durch die Gewalt seines Sprunges niederzuwerfen, doch dürfte Dies wohl in das Bereich der Fabel gehören. Soviel ist übrigens gewiß, daß der Löwe ein Kamel wenigstens ein Stück weit fortzuschleppen sucht. Dies habe ich bei dem Dorfe Melbeß in Kordofahn am Morgen nach der Tödtung des Kamels selbst gesehen. Das Thier war etwa hundert Schritte weit geschleppt worden, und der Löwe hatte dann nur einen sehr geringen Theil vom Rücken abgefressen, wahrscheinlich, weil ihm die Nähe des Dorfes zu große Unruhe gemacht hatte. Mit einem ein- oder zweijährigen Kalbe läuft ein starker Löwe noch im Trabe davon. Thompson versichert, daß berittene Jäger einen so belasteten Löwen fünf Stunden lang verfolgt hatten, ohne ihn einholen zu können.

Der Löwe zieht unbedingt größere Thiere den kleineren vor. Gewöhnlich frißt der Löwe blos selbst erlegte Beute; in gewisser Beschränkung geht er jedoch auch das Aas an und zumal solches, welches von einem durch ihn erlegten Thiere herrührt. Er kehrt, wenn er Beute gemacht, in der nächstfolgenden Nacht zu ihr zurück, in der dritten Nacht erscheint er aber niemals wieder am Aase und würde wohl auch vergeblich dahin zurückkehren. Denn gewöhnlich finden sich schon in der Nacht, in welcher die Beute gemacht wurde, eine namhafte Anzahl von Schmarotzern, insbesondere Hiänen, ein, welche die günstige Gelegenheit wahrnehmen, um von des Königs Tafel zu schmausen.

Den Menschen greift der Löwe nur äußerst selten an. Die hohe Gestalt eines Mannes scheint ihm Ehrfurcht einzuflößen. Im Sudahn wenigstens, wo doch der Löwe in manchen Gegenden sehr häufig ist, sind so gut als gar keine Fälle bekannt, daß ein Mensch von einem Löwen gefressen worden wäre. Dort fallen den Krokodilen, ja selbst den Hiänen weit mehr Menschen zum Opfer, als dem Löwen. In Südafrika soll es anders sein; doch fügt man auch hinzu, daß die Kaffern daran hauptsächlich selbst schuld wären. Bei den beständigen Kriegen dieser Völkerschaften kommt es nämlich häufig vor, daß die oft genug heimtückisch erschlagenen Feinde mitten im Walde liegen bleiben, da, wo sie das tödtliche Geschoß ereilte. Kommt nun der Löwe des Nachts an einen solchen Leichnam, so lange dieser noch frisch ist, so findet er es erklärlicher Weise sehr bequem, an ihm seinen Hunger zu stillen; hat er einmal Menschenfleisch gekostet, so erfährt er, daß dasselbe dem andern doch vorzuziehen sei, und nunmehr wird er ein „Mannesser", wie die Kaffern ihn dann nennen. Diese versichern, daß solche menschenfressende Löwen auch nicht selten mitten unter die Lagerfeuer stürzen und einen oder den andern der schlafenden Männer ohne weiteres mit sich nehmen. Unter den Eingeborenen, wie unter den Ansiedlern herrscht der Glaube, daß dunkelfarbige Menschen mehr seinen Angriffen ausgesetzt seien, als der Weiße.

Man behauptet, daß der Löwe, während er alle von ihm angefallenen Thiere augenblicklich tödtet, den Menschen, welchen er überwältigt und unter sich in seinen Krallen hat, nicht alsogleich morde, sondern ihm erst später und zwar unter fürchterlichem Gebrüll den tödtlichen Schlag mit seiner Tatze auf die Brust versetze. Dies ist wohl als glaubwürdig anzunehmen; denn auch Livingstone, dessen einfache Berichte durchaus nicht den Stempel der Uebertreibung oder der Lügenhaftigkeit an sich tragen, behauptet Dasselbe. Bei einer Treibjagd, welche er mit den Bewohnern des Dorfes Mabotsa in Ostafrika anstellte, ereignete sich der Fall, daß ein angeschossener Löwe sich zunächst auf Livingstone selbst stürzte, ihn sehr erheblich verwundete und ebenso nach einander zwei seiner Begleiter, bevor er verendete. Ohne Zweifel wäre es dem gewaltigen Thiere ein Leichtes gewesen, diese drei Gegner sämmtlich zu erwürgen.

Ob es wahr ist, daß sich der Löwe jedesmal vor seinem Angriffe in einer Entfernung von etwa acht oder zehn Fuß niederlege, um den Sprung abzumessen, lasse ich dahin gestellt sein. Ich meines Theils habe nach allen im Sudahn erhaltenen Nachrichten Ursache, daran zu zweifeln. Die Araber jener Gegenden versichern, daß der Mensch, welcher einen ruhenden Löwen treffe, denselben durch einen einzigen Steinwurf verscheuchen könne, falls er Muth genug habe, auf ihn loszugehen. Wer dagegen entfliehe, sei unrettbar verloren. „Zweimal", so sagen sie, „weicht jeder Löwe dem Manne aus, denn er weiß, daß dieser das Ebenbild Gottes des Allbarmherzigen ist, den auch er, als ein gerechtes Thier, in Demuth anerkennt. Frevelt jedoch der Mensch an den Geboten des Erhaltenden, welche bestimmen, daß Niemand sein Leben tollkühn wage, und geht er dem Löwen zum dritten Male entgegen, so muß er sein Leben lassen."

Daß die Löwen vor dem Menschen wirklich zurückweichen, sagen auch andere Beobachter. „Ein Landmann", so berichtet Sparrmann in seiner Reise nach Südafrika, „stieß bei einem Spaziergange auf einen Löwen. Er legte auf ihn an, verfehlte ihn aber und wurde von ihm verfolgt. Als er außer Athem war, kletterte er auf einen Steinhaufen und hob den Flintenkolben hoch in die Höhe. Der Löwe legte sich auf zwanzig Schritte vor ihm hin: nach einer halben Stunde aber stand er auf, ging Anfangs Schritt für Schritt zurück, als wenn er sich fortstehlen wollte, und erst als er ein Stück weit war, fing er an, aus allen Kräften zu laufen." Daß er vor dem ruhig dastehenden Menschen die Flucht ergreift, ist ein Beweis, daß er sich vor dem Menschen ebenso gefürchtet hat, wie dieser sich vor ihm. Anders ist es freilich, wenn er schon mehrmals mit Menschen gekämpft hat, oder wenn er sehr hungrig ist. Es kommt dann wirklich vor, daß der Löwe einen Menschen mit großer Hartnäckigkeit verfolgt.

Unter allen Umständen bleibt es mißlich, vor dem Löwen zu fliehen, denn er ist schnell genug zu Fuß; man hat beobachtet, daß er verwegene Jäger fast eingeholt hätte, obgleich sie

auf guten Jagdpferden saßen. Wer bei einem Zusammentreffen mit dem Löwen Herz genug hat, ruhig stehen zu bleiben, den greift er so leicht nicht an. Aber zu einem solchen Wagstück gehört ein besonnener Mannesmuth, der eben nicht Jedem gegeben ist. Es ist sehr beachtenswerth, daß der Löwe, wie vielfache Beobachtungen dargethan haben, Kinder nur selten angreift. Man kennt Beispiele, daß das furchtbare Raubthier ganz ruhig an die Häuser heran kam, ohne dort irgend Jemandem Etwas zu Leide zu thun. Lichtenstein verbürgt ein solches Beispiel:

„Bei Nietrivierspoort kamen wir an die Wohnung eines gewissen van Wyck. Indessen wir unser Vieh ein wenig weiden ließen und in der Thür des Hauses den Schatten suchten, begann van Wyck folgendermaßen: „Es ist etwas über zwei Jahre, daß ich auf der Stelle, wo wir hier stehen, einen schweren Schuß gewagt habe. Hier im Hause, neben der Thür, saß meine Frau. Die Kinder spielten neben ihr, und ich war draußen zur Seite des Hauses an meinem Wagen beschäftigt, als plötzlich am hellen Tage ein großer Löwe erschien und sich ruhig auf der Schwelle in den Schatten legte. Die Frau, vor Schrecken erstarrt und mit der Gefahr des Fliehens bekannt, blieb auf ihrem Platze, die Kinder flohen in ihren Schooß. Ihr Geschrei machte mich aufmerksam; ich eilte nach der Thür, und man denke sich mein Erstaunen, als ich den Zugang auf diese Weise versperrt sah. Obgleich das Thier mich nicht gesehen hatte, so schien doch, unbewaffnet, wie ich war, alle Rettung unmöglich. Doch bewegte ich mich fast unwillkürlich nach der Seite des Hauses zu dem Fenster des Zimmers, in welchem mein geladenes Gewehr stand. Glücklicherweise hatte ich es zufällig in die nächste Ecke gestellt und konnte es mit der Hand erreichen, denn zum Hereinsteigen ist, wie Sie sehen, die Oeffnung zu klein, und zu noch größerm Glück war die Thür des Zimmers offen, so daß ich die ganze drohende Scene zu übersehen im Stande war. Jetzt machte der Löwe eine Bewegung, es war vielleicht zum Sprunge; da besann ich mich nicht länger, rief der Mutter leise Trost zu und schoß in Gottes Namen hart an den Locken meines Knaben vorbei den Löwen über den funkelnden Augen in die Stirn, daß er sich weiter nicht regte."

Die ehrfurchteinflößende Gestalt des Löwen, seine gewaltige Kraft, sein kühner, ruhiger Muth sind von jeher anerkannt und bewundert worden. Und wenn nun auch die Bewunderung oft das rechte Maß überschritten und dem Löwen Eigenschaften angedichtet hat, welche er wirklich nicht besitzt: im Grunde ist sie doch gerechtfertigt. Der Löwe erscheint neben den übrigen Katzen und selbst neben den meisten wilden Hundearten stolz, großmüthig und edel, und ich neige mich fast vollkommen zu der Ansicht von Scheitlin hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten des Löwen hin. Deshalb kann ich diesen geachteten Thierfreund auch diesmal wieder für mich reden lassen.

„Wer will des Löwen, des Helden, des Königsthieres Seele beschreiben! Welch ein Thier voll des kräftigsten Selbstbewußtseins! Welche Gestalt! Welche Majestät! Welcher Körper! Welche Brust! Welcher Leib! Welch ein Anblick der 600 Löwen, die Pompejus aus Afrika zu einem großen Römerspiele vorführte, und welch ein Ueberfall von einer Herde Löwen in das Heer des Xerxes!"

„Der Löwe wird vollkommen so zahm, wie ein guter Pudel. Sein Gedächtniß ist wie das eines solchen. Er erkennt nach vielen Jahren ehemalige Wärter augenblicklich, und kennt er ihr Gesicht und ihren Blick nicht mehr, so erkennt er doch schnell und sogleich ihr Wort, ihren Ton, die alte, geliebte Stimme, wie auch der Mensch alte Bekannte länger an der Stimme, als an dem Aussehen erkennt. Besonders gut ist sein Gedächtniß für Wohlthaten, wodurch er das alte Sprichwort der Menschen: „Undank ist der Welt Lohn", zur Unwahrheit macht; denn der Löwe gehört, wie wir, zur Welt. Die Erzählung des Cälius von dem Löwen und Androklus hat gar nichts Unwahrscheinliches an sich, obgleich man sie unwahr machen wollte. Man nennt den Löwen den Großmüthigen; doch will man etwa seine Großmuth heruntersetzen: kleine Schwache schonen und ihnen Fehler verzeihen, ja nach Fehlern wohlthun, heißt großmüthig sein. Solches kann der Löwe, wenn nicht jeder, so doch der vortrefflichere. Man sagt, wahrer Großmuth sei nur der Mensch fähig. Daß diese wahre Großmuth, deren manche Menschen fähig sind, höher steht, als die der edelsten Löwen, versteht sich sowohl von selbst, wie es sich von selbst versteht, daß die des Löwen höher steht, als die des Marders, falls dieser Etwas von dieser Tugend hätte. Noch wird gesagt, daß dem Löwen doch nicht zu trauen sei und er unerwartet seine Katzennatur hervorbrechen lasse. Unleugbar hat der Löwe Launen. Tiefere Thiere haben keine, wohl aber die höheren. Solche haben selbst die Menschen, die Kinder alle, nur wenig Männer nicht. Nur sind die Launen der Könige und des Starken gefährlich, die der Schwachen verlacht man. Eitel ist der Löwe nicht, und zu Künsten läßt er sich nicht abrichten. Er ist zu stolz und zu ernst. Er will nur, wann und wie er will. So

sind die Königsnaturen. Er wäre verständig und gelehrig genug zur Abrichtung; er wäre zum Lernen ganz in Besitz der Zeit- und Raumkenntnisse und deren Maße, denn er mißt, wenn er lauert, vollkommen genau, aber er thut Niemandem Etwas zu Gefallen. Man bezüchtigt ihn auch der Feigheit. Feigheit und Löwe passen nie zusammen. Ernste sind nie feig, und wenn der Löwe dem Menschen weicht, so ist es nicht Feigheit. Er fürchtet Nichts und muß Nichts fürchten. Selbst in der Gefangenschaft benimmt er sich edler, als der Tiger und andere Katzen. Rasen die anderen um die kleinen Fleischbrocken, wenn sie ihnen an der Gabel ums Gitter hoch emporgehoben werden, so steht er nur auf und schaut dem Fleische unverwandten Blickes nach, hebt keine Tatze (?) und wartet heroisch, bis man ihm den Tisch reicht. Es lohnt sich ihm nicht der Mühe, sich wie die anderen Hungerleider darum zu bemühen . . ."

Im großen Ganzen ist diese Beschreibung richtig, und Jeder, der den Löwen kennt, wird Dies zugestehen müssen. Schon das Eine macht den Löwen groß: er lebt gewissermaßen in der Ehe mit der Löwin. Dies thut kein anderes Raubsäugethier. Der Löwe bleibt lange Zeit noch bei der säugenden Löwin. Er geht mit ihr auf Nahrung aus und beschützt sie und ihre Jungen. Ein solcher Zug des geistigen Wesens kann nicht verkannt werden. Die trächtige Löwin wirft nach funfzehn bis sechzehn Wochen (108 Tage) ein bis sechs, gewöhnlich aber nur zwei bis drei Junge. Die Thiere kommen mit offenen Augen zur Welt und haben, wenn sie geboren werden, etwa die Größe von einer halb erwachsenen Katze. Die Löwin zeigt für ihre Jungen die größte Zärtlichkeit, und man kann wohl kaum ein schöneres Schauspiel sich denken, als eine Löwenmutter mit ihren Kindern. Die kleinen, allerliebsten Thierchen spielen wie muntere Kätzchen mit einander, und die Mutter sieht mit soviel Vergnügen diesen kindlichen Spielen zu, als nur möglich. Man hat Dies in der Gefangenschaft oft beobachtet, weil es gar nichts Seltenes ist, daß eine Löwin hier Junge wirft.

Die jungen Löwen sind in der ersten Zeit ziemlich unbeholfen. Sie lernen erst im zweiten Monat ihres Lebens gehen und beginnen noch später ihre kindlichen Spiele. Anfangs miauen sie ganz wie die Katzen, später wird ihre Stimme stärker und voller. Gegen Ende des ersten Jahres haben sie die Größe eines starken Hundes erreicht. Gegen das dritte Jahr hin machen sich die Anfänge der Mähne bei dem Männchen bemerklich; doch erst im sechsten oder achten Jahre sind beide vollkommen erwachsen und ausgefärbt. Man kennt Fälle, daß Löwen sogar in der Gefangenschaft siebzig Jahre gelebt haben, obwohl sie dort auch bei der besten Pflege ziemlich bald greisenhaft werden und viel an ihrer Schönheit verlieren.

Es wird wohl Niemand Wunder nehmen, daß der Eingeborne Afrikas den Löwen in hohem Grade fürchtet und ihn mit allen Mitteln zu vertilgen sucht, welche er in seiner Macht hat, denn er wird außerordentlich schädlich und Dies um so mehr, je näher er europäischen Ansiedlern wohnt. Nach der Berechnung Jules Gerard's verursachten im Jahre 1855 etwa dreißig Löwen, welche sich in der Provinz Constantine aufhielten, allein an Hausthieren einen Schaden von 45,000 Thalern unseres Geldes; ein einziger Löwe verbraucht demnach für 1500 Thaler Vieh zu seiner Nahrung. Im Jahr 1856 zu 1857 sollen sich nach demselben Berichterstatter in Bona allein sechzig Löwen aufgehalten und 10,000 Stück großes und kleines Vieh gefressen haben. Im Innern Afrikas ist der Schaden verhältnißmäßig ein weit geringerer, weil die Viehzucht, welche den einzigen Erwerb der Bewohner bildet, in ganz anderer Ausdehnung betrieben wird, als in den Ländern, wo der Ackerbau die Grundlage des volklichen Bestehens bildet. Der ebenso arme als abergläubische Mittelafrikaner sucht sich vor den Verwüstungen des Löwen zu schützen, indem er für schweres Geld einen Hedjahb oder ein Schriftstück mit Sprüchen aus dem Korahn von einem Fakir kauft und es vorn an der Seriba anbindet. Zweckmäßiger verfahren allerdings die heidnischen Neger und die Kaffern, indem sie sich vor Allem ihrer vergifteten Pfeile und, wenn es Noth thut, auch ihrer Lanzen bedienen, um den Löwen zu erlegen.

Während meiner Anwesenheit in Südnubien fand ein höchst merkwürdiger Jagdkampf mit einem Löwen bei Berber oder Mucheref statt. Das königliche Thier hatte in der Nähe der Stadt die ganze Gegend unsicher gemacht und wochenlang Rinder und Schafe aus den nächstgelegenen Dörfern und Seribas geraubt. Endlich wurde es den Nubiern doch zu toll, und sie beschlossen, einen großen Jagdzug auszuführen. Vier muthige Morharbie*) oder Abendländer, welche mit Feuergewehren bewaffnet waren, vereinigten sich mit zwölf Nubiern, deren Bewaffnung in Lanzen bestand, und zogen eines schönen Morgens nach dem Dickicht des Urwaldes hinaus,

*) Unter diesem Namen bezeichnet man in ganz Ostafrika die Araber aus Marokko, Algier und Tunis, welche im Heere des Vicekönigs freiwillige Dienste thun.

in welchem sich der Löwe regelmäßig zu verstecken pflegte, wenn er Beute gemacht hatte. Man rückte ohne weiteres auf das Lager des Löwen los, trieb ihn auf, und als er sich verwundert über den Morgenbesuch ruhig den Leuten gegenüber stellte, feuerten die vier Morharbïe zu gleicher Zeit ihre Gewehre ab. Ein Hagel von Lanzen folgte einen Augenblick später. Der Löwe ward an mehreren Stellen verwundet, doch keine seiner Verletzungen war tödtlich, und deshalb stürzte er sich auch sofort auf seine Angreifer. Zufälliger Weise bewahrte er dabei eine merkwürdige Mäßigung. Er brachte zunächst dem Einen einen Tatzenschlag bei, welcher diesen gräßlich verwundete und zu Boden warf. Dann blieb er wieder stehen; ein Zweiter nahte sich mit einer frischen Lanze und erhielt, noch ehe er diese anwenden konnte, einen ähnlichen Tatzenschlag. Die Uebrigen dachten schon an die feige Flucht und würden ihre Gefährten dem nach und nach immer mehr wüthenden Löwen überantwortet haben, wenn nicht ein junger Mensch alle anderen Funfzehn beschämt hätte. Er führte außer seiner Lanze noch einen starken und langen Stock, Nabuht genannt, bei sich und nahte sich mit dieser Waffe tolldreist dem Löwen. Dieser staunte ihn an, bekam aber, ehe er es sich versah, einen so gewaltigen Schlag in die Augengegend, daß ihm Hören und Sehen verging und er unter der Wucht des Schlages zu Boden stürzte. Jetzt hatte der kühne Bursche freilich gesiegt, er schlug so lange auf den Löwen los, bis dieser sich nicht mehr regte.

Im Atlas wird der Löwe auf sehr verschiedene Weise gejagt. Wenn er die Nähe des Lagers eines Beduinenstammes aufsucht, verbreitet sich der Schrecken unter den Zelten, und überall werden unter den sonst so muthigen Männern Klagen laut, bis sie sich endlich doch entschließen, den lästigen Nachbar zu tödten oder wenigstens zu vertreiben. Durch Erfahrung gewitzigt, hat man den Löwen gegenüber eigne Kampfesweisen erfunden. Die sämmtlichen waffenfähigen Männer umringen das Gebüsch, in welchem sich ihr Hauptfeind verborgen hat, und bilden drei Reihen hinter einander, von denen die erste bestimmt ist, das Thier aufzutreiben. Wie bei Arabern gewöhnlich, versucht man Dies zunächst durch Schimpfen und Scheltworte zu thun: „O, du Hund und Sohn eines Hundes! Du von Hunden Gezeugter und Erzeuger von Hunden! Du Würger der Herden und Erbärmlicher! Du Sohn des Teufels! Du Dieb! Du Lump! Auf, wenn du so tapfer bist, wie du vorgiebst! Auf! zeige dich auch bei Tage, der du die Nacht zur Freundin hast! Rüste dich! Es gilt Männern, Söhnen des Muths, Freunden des Kriegs, gegenüber zu treten!" Helfen diese Schimpfworte nicht, so werden wohl auch einige Schüsse nach dem Dickicht abgefeuert, bis endlich doch eine Kugel, die dem Löwen gar zu nahe vorüberpfeift, dessen Gleichmuth erschöpft und ihn zum Aufstehen bringt. Brüllend und flammenden Blickes bricht er aus dem Gebüsch hervor. Wildes Geschrei empfängt ihn. Gemessenen Schritts, verwundert und zornig sich umschauend, sieht er auf die Menge, welche sich ihrerseits bereitet, ihn würdig zu empfangen. Die erste Reihe giebt Feuer. Der Löwe springt vor und fällt gewöhnlich unter den Kugeln der Männer, welche die zweite Reihe bilden, jetzt aber sofort die erste ablösen.

Außerdem fangen die Araber des Atlas den Löwen in Fallgruben, welche 15 Ellen tief und 7½ Ellen breit sind. Sobald das königliche Thier in der Grube liegt, läuft von weither Alles zusammen, und es entsteht ein entsetzlicher Lärm ringsum. Jedes schreit, schimpft und wirft Steine hinunter. Am tollsten treiben es aber die Weiber und Kinder. Zuletzt schießen die Männer das Thier zusammen. Es empfängt die Kugeln ruhig, ohne zu klagen oder ohne mit den Wimpern zu zucken. Erst wenn es vollkommen regungslos daliegt, wagt man sich hinab und bindet ihm Stricke um die Füße, an welchen man die Leiche mühselig heraufwindet; denn der ausgewachsene männliche Löwe wiegt oft über 400 Pfund. Auch auf dem Anstand erlegt man den Löwen.

Eine sehr anziehende Beschreibung von dem Löwen Nordafrika's, der Löwenjagd und den Löwenjägern verdanken wir auch meinem Freunde und Reisegefährten in Afrika Dr. Buvry.

„Es kommt nur noch selten vor, daß die Araber frei und offen dem Löwen den Krieg erklären und ihn in seinem Versteck aufstören, bis er den Kampf annimmt. Man spürt seine Fährte auf und gräbt zur Seite derselben ein etwa sechs Fuß tiefes Loch, welches nach oben zu sich verengert und den Getreidegruben ähnlich ist. In dieses Loch versteckt sich der Araber und überdeckt die Oeffnung mit Zweigen. Dort lauert er viele Nächte, bis der Löwe auf einem seiner Streifzüge wieder einmal diesen Weg aufnimmt. Ist das Raubthier nahe genug am Versteck, so zielt der Jäger nach dem Kopfe oder dem Herzen. Bei der herrschenden Finsterniß ist der Schuß immer unsicher, denn verwundet der Jäger den Löwen blos, so faßt der Löwe alles Umstehende „mit seinen grimmigen Tatzen"; bricht er doch ziemlich starke Bäume mit denselben um!"

„Gewöhnlich entfernt er sich nicht sobald von dem Orte, an dem er verwundet wurde, sondern sucht nach dem verborgenen Feinde und erhält so die zweite nun tödtliche Kugel. Jetzt kriecht der Araber aus seinem Versteck hervor, zündet ein großes Feuer an, wickelt sich in seinen Burnus und bringt auf diese Weise den Rest der Nacht zu."

„Bricht nun endlich der langersehnte Morgen an, so macht unser Araber sich auf den Weg, um seinen Duar zu erreichen. Wenn er unterwegs an einer Quelle vorüberkommt, hockt er nieder und verrichtet die vorgeschriebenen Waschungen und das Dankgebet, dann eilt er so schnell als möglich weiter. Zu Hause angekommen läßt er sich kaum Zeit, sich mit Speise und Trank zu erquicken, sondern nimmt einen starken Esel und schafft mit ihm den Löwen nach der Stadt."

„Nun beginnt der Triumph des Jägers; denn inzwischen hat sich die Nachricht von seiner That wie ein Lauffeuer verbreitet. Er fährt zuerst nach seinem Duar, wo Männer, Weiber und Kinder aus den Zelten hervorkriechen und herbeikommen, ihn wegen seines Heldenmuthes zu beglückwünschen. Das unvermeidliche Pulver muß in Freudenschüssen sein Wort mit reden, und eine Diffa oder Freudenmahlzeit stärkt den Löwenbesieger zu seiner Reise nach der Stadt. Einige Freunde begleiten ihn, und der Zug setzt sich in Bewegung. Ueberall, wo derselbe bei den Duars vorbeikommt, eilen die Araber herbei und preisen den Muth des Jägers und die Stärke des erlegten Thieres. Dieser und Jener schließt sich wohl auch dem abenteuerlichen Zuge an, so daß derselbe immer ansehnlicher wird, je mehr er sich der Stadt nähert. Vor dem Bureau Arabe wird Halt gemacht. Der Jäger tritt hinein, um von dem Chef desselben die gesetzmäßige Belohnung zu empfangen. Dieselbe betrug ursprünglich hundert Franken; seitdem aber die Jagd von den Einheimischen sowohl, als von den europäischen Ansiedlern regelrechter betrieben worden ist, hat man sie auf funfzig Franken herabgesetzt. Ebenso verhält es sich mit dem Schußgelde für den Ledpard. Nach Auszahlung der Prämie begiebt sich der Zug vor das Hotel des befehlshabenden Generals; diesem wird häufig in der Hoffnung auf ein entsprechendes Gegengeschenk das Fell überlassen. Zeigt er aber keine Lust, das Fell zu besitzen, so begnügt sich der Araber auch mit einer warmen Lobrede auf seine Tapferkeit, und die Löwenhaut wandert gegen einen Preis von 100 bis 150 Franken zu einem Gerber, der sie als Teppich verarbeitet und durchschnittlich für 400 Franken an Durchreisende oder Fremde verkauft. Das Fleisch wird dem Schlächter überlassen, welcher das Pfund zu einem halben Franken an Europäer verkauft; in Algerien wird der Löwe auch von diesen gern gegessen."

„Auf solche Weise verdient der Jäger durch seinen Schuß ungefähr 300 Franken: — für einen Araber eine ungeheure Summe."

„Die jungen Löwen, von denen alljährlich einige in den Städten der Regentschaft feilgeboten werden, bezahlen die Europäer mit 50 bis 150 Franken. Die Araber fangen dieselben entweder in Fallgruben oder sie folgen in dem frischgefallenen Schnee der Fährte der Löwin bis zu ihrem Bau und rauben in ihrer Abwesenheit die Jungen."

„Der Löwe erreicht durchschnittlich ein Alter von 35 Jahren. Bei seinem gewaltigen Leibesbau entwickelt er nach kaum zwölfstündigem Fasten schon einen ganz vortrefflichen Appetit, und da er außerdem ein Leckermaul ist und nur ungern zu einem erlegten Stück Vieh zurückkehrt, sondern auch für die Schakale und Hiänen sorgt, vermehrt sich der Schaden natürlich noch bedeutend. Man kann diesen Schaden, weil sich der Löwe meist in bestimmten Gegenden aufhält, ziemlich genau feststellen, indem man zusammenrechnet, welche Verluste er den Duars durch Wegrauben von Pferden, Maulthieren und Hammeln das ganze Jahr hindurch zufügt. Der ganze Schaden nun, welchen ein Löwe anrichtet, beträgt durchschnittlich 6000 Franken im Jahre, für seine Lebensdauer also 210,000 Franken. Auf die Provinz Constantine kann man mit ziemlicher Gewißheit 50 Löwen rechnen, welche zu ihrem Verbrauch während ihrer ganzen Lebenszeit die Kleinigkeit von zehn Millionen fünfmalhunderttausend Franken erfordern! Man berechne nach diesem Maßstabe, welchen Nutzen der kühne Löwenjäger Jules Gerard auf seinen glücklichen Jagden der Regentschaft Algier gebracht hat. Dafür wurde aber auch dieser Offizier der Spahis von den Arabern und Europäern wie ein Halbgott verehrt."

Die Neger am weißen Flusse und die Hottentotten tödten den Löwen mit vergifteten Pfeilen. — Die großartigsten Löwenjagden hat jedenfalls der Schotte Gordon Cumming ausgeführt, welcher fünf Jahre lang Südafrika durchreiste, blos in der Absicht, um zu jagen. Die zuverlässigen Berichte und meine eigenen Erfahrungen im Sudahn stimmen etwa im Folgenden überein. Jeder plötzlich im Schlafe erwachte Löwe verliert seine Besonnenheit und flieht vor dem Menschen, und wenn er dabei nicht verwundet wird, thut er Niemandem Etwas zu Leide. Anders verhält es sich, sobald er sich gefährdet sieht. Dann wird sein Muth gleichsam herausgefordert, und

nur vor einer großen Uebermacht zieht er sich dann zurück, vollkommen ruhig, langsam, Schritt vor Schritt. Wenn er stark verfolgt wird, beginnt er wohl auch, zu laufen, aber immer nur in Ausnahmsfällen. Gewöhnlich hält er blos dann Stand, wenn er zur Vertheidigung gedrängt wird. Von diesem Augenblicke an aber beweist er den unerschütterlichsten Muth, selbst gegen die größte Uebermacht. Gute, muthige Hunde stellen ihn am ersten, weil sie ihn von allen Seiten umringen und mit herausforderndem Gebell begrüßen. Diejenigen, welche ihm zu nahe auf den Leib kommen, werden durch einen einzigen Schlag mit der Tatze von seiner Stärke belehrt. Allein viele Hunde sind nicht blos des Hasen, sondern auch des Löwen Tod, da sie ihn so lange beschäftigen und festmachen, bis die Jäger herbeikommen, welche ihrerseits dann ein verhältnißmäßig leichtes Spiel haben. Uebrigens ist der Löwe leichter zu tödten, als manches andere Wild. Trifft ihn z. B. nur eine Kugel in den Bauch, so stellt sich augenblicklich Erbrechen bei ihm ein, und er ist dann unvermögend zu laufen. Mit einer ähnlichen Verwundung können Wiederkäuer noch tagelang leben, der Löwe aber geht an ihr zu Grunde.

Jung eingefangene Löwen werden bei verständiger Pflege sehr zahm. Sie erkennen in dem Menschen ihren Pfleger und gewinnen ihn um so lieber, jemehr er sich mit ihnen beschäftigt. Ich habe eine Löwin zwei Jahre lang gepflegt und will über ihr liebenswürdiges Wesen Folgendes kurz berichten:

Bachida, so hieß die Löwin, hatte früher Latif-Pascha, dem egyptischen Statthalter im Ostsudahn, angehört und war einem meiner Freunde zum Geschenk gemacht worden. Sie gewöhnte sich in kürzester Zeit in unserm Hofe ein und durfte dort frei herumlaufen. Bald folgte sie mir wie ein Hund und liebkoste mich bei jeder Gelegenheit. Nach wenigen Wochen hatte sie sich die Herrschaft über alles Lebende auf dem Hofe angemaßt, jedoch mehr in der Absicht, mit den Thieren zu spielen, als um ihnen Leid zu thun. Nur zweimal tödtete und fraß sie Thiere: einmal einen Affen, das andere Mal einen Widder, mit welchem sie vorher gespielt hatte. Die meisten Thiere behandelte sie mit dem größten Uebermuthe und neckte und ängstigte sie auf jede Weise. Ein einziges Thier verstand es, sie zu bändigen. Dies war ein Marabu, welcher, als beide Thiere sich kennen lernten, ihr mit seinem gewaltigen Keilschnabel zu Leibe ging und sie dergestalt abprügelte, daß sie ihm, wenn auch nach langem Kampfe, den Sieg zugestehen mußte. Gegen uns benahm sie sich stets liebenswürdig und ehrlich. Falschheit kannte sie nicht; selbst als sie einmal gezüchtigt worden war, kam sie schon nach wenigen Minuten wieder und schmiegte sich ebenso vertraulich an mich an, wie früher. Ihr Zorn verrauchte augenblicklich, und eine Liebkosung konnte sie gleich besänftigen.

Auf der Reise von Chartum nach Kairo, welche wir auf dem Nile zurücklegten, wurde sie, solange das Schiff in Fahrt war, in einen Käfig eingesperrt, sobald wir aber anlegten, jedesmal freigelassen. Dann sprang sie wie ein übermüthiges Füllen lange Zeit umher. Bei diesen Ausflügen ließ sie sich mehrere Male dumme Streiche zu Schulden kommen. So erwürgte sie unter Andern in einem Dorfe ein Lamm und fing sich in einem andern einen kleinen Negerknaben: doch konnte ich zum Glück den Bedrängten leicht befreien, da sie sich gegen mich überhaupt nie widerspenstig zeigte. In Kairo konnte ich, sie an der Leine führend, mit ihr spazieren gehen, und auf der Ueberfahrt von Alexandrien nach Triest holte ich sie tagtäglich auf das Verdeck herauf zur allgemeinen Freude aller Mitreisenden. Sie kam nach Berlin, und ich sah sie zwei Jahre nicht wieder. Nach dieser Zeit besuchte ich sie und wurde augenblicklich von ihr erkannt.

Bei guter Nahrung dauert, wie schon bemerkt, der Löwe viele Jahre in der Gefangenschaft aus. Er bedarf etwa acht Pfund gutes Fleisch täglich. Dabei befindet er sich wohl und wird beleibt und fett. Schlechtes Fleisch verursacht ihm leicht Krankheiten, und deshalb gehen den Thierbudenbesitzern viele von ihren Löwen zu Grunde.

Ueber wenige Thiere ist von jeher soviel gefabelt worden und wird noch heutigentages soviel gefabelt, als über den Löwen. Die Nachrichten über ihn laufen, wie leicht begreiflich, bis in das graueste Alterthum zurück. Die Bibel erwähnt ihn an vielen Orten, und die Hebräer haben nicht weniger als zehn Namen für ihn. So soll das Wort Gur vorzugsweise einen jungen Löwen bedeuten, welcher noch saugt oder noch bei der Mutter wohnt; denn die Ableitung ist nicht ganz sicher. Mit Kephir bezeichnet man einen jungen Löwen und zwar einen solchen, welcher schon auf Raub ausgeht. Unter Ari versteht man einen erwachsenen Löwen, da das Wort von einer Wurzel herrührt, welche glühen oder brennen bedeutet, weshalb also der Löwe als der Feurige, Glühende oder Grimmige zu betrachten ist. Eigentlich lautet das Wort Arieh Arjeh, darunter versteht man jedoch gewöhnlich blos einen in Erz gegossenen und vergoldeten Löwen. „Schachal", der fünfte Name, bedeutet der Brüller; Schachaz der

Hohe, Stolze oder sich Erhebende; Oten einen erwachsenen Löwen; Labi eine Löwin; Zobbâ, dasselbe Wort, welches auch im Arabischen gebraucht wird, Würger der Herden; und Lajisch endlich den in schauerlicher Wüste Lebenden.

Die Griechen und Römer erzählen sehr ausführlich von ihnen und berichten dabei eine Masse von Märchen mit. So sollen die Knochen des Löwen so hart sein, daß sie Feuer geben. Er soll die kleinen Thiere verachten, die Weiber schonen u. s. w. Die starke und grausame Löwin soll nur ein einziges Junges in ihrem ganzen Leben werfen, weil dasselbe mit seinen scharfen Krallen den Tragsack zerreiße, genau wie es der Viper auch gehe. Aristoteles weiß bereits, daß die Löwin keine Mähne hat, sondern nur der Löwe; er weiß auch, daß sie mehrmals Junge wirft, daß die jungen Löwen sehr klein sind und erst im zweiten Monat gehen können. Die alte Behauptung, daß der Löwe das Feuer fürchte, widerlegt er. Plinius sagt, daß die jungen Löwen anfänglich unförmliche Fleischklumpen seien, nicht größer, als ein Wiesel, daß sie sich nach zwei Monaten kaum rühren könnten und erst nach dem sechsten gehen lernten. Sie söffen selten, fräßen nur einen Tag um den andern und könnten dann wohl drei Tage fasten. Sie verschlängen Alles ganz; könnte es der Magen nicht fassen, so zögen sie es wieder mit den Klauen aus dem Rachen, um nöthigenfalls entfliehen zu können. Unter allen reißenden Thieren sei der Löwe allein gnädig gegen Bittende. Er verschone Die, welche sich vor ihm niederwerfen, und ließe seinen Grimm mehr gegen die Männer, als gegen die Weiber aus, gegen die Kinder nur beim ärgsten Hunger.

Den ersten Löwenkampf gab der Aedil Scävola, einen zweiten der Dictator Sylla. Dieser hatte schon hundert Löwen, Pompejus ließ aber sechshundert und Julius Cäsar wenigstens vierhundert kämpfen. Der Fang war früher eine böse Arbeit und geschah meistens in Gruben. Unter Claudius aber entdeckte ein Hirt durch Zufall ein leichtes Mittel, den Löwen zu fangen. Er warf ihm seinen Rock über den Kopf, und der Löwe wurde hierdurch so verblüfft, daß er sich ruhig fangen ließ. Im Circus wurde dieses Mittel dann oft angewendet. M. Antonius fuhr nach der pharsalischen Schlacht mit einer Schauspielerin durch die Stadt in einem Wagen, welchen Löwen zogen. Hanno, der uns schon bekannte Karthager, war der Erste, welcher einen gezähmten Löwen mit seinen Händen regierte. Er wurde deshalb jedoch aus seinem Vaterlande vertrieben, weil man glaubte, daß Derjenige, welcher sich mit der Zähmung eines Löwen abgebe, sich auch die Menschen zu unterwerfen strebe! Hadrian tödtete im Circus oft hundert Löwen auf einmal. Marcus Aurelius ließ ihrer hundert mit Pfeilen erschießen. Auf diese Weise wurden die Löwen so vermindert, daß man die Einzeljagden in Afrika verbot, um immer hinlänglich viele für den Circus zu haben. Doch erst mit der Erfindung des Feuergewehrs schlug dem königlichen Thiere die Stunde des Verderbens, und von jenem Tage an ist er auch mehr und mehr zurückgedrängt worden. —

Als Abänderungsformen betrachtet man den Löwen aus Westafrika (Leo senegalensis), welcher sich durch die lichte starke Mähne auszeichnet, während die des Löwen vom Kap (Leo capensis) sehr stark und dunkel ist. Der persische Löwe (Leo persicus) ist kleiner und trägt eine Mähne, welche aus braunen und schwarzen Haaren gemischt ist. Er ist derselbe, welcher in früheren Zeiten nicht blos in Palästina, sondern auch in Griechenland oder wenigstens auf der griechischen Halbinsel vorkam.

Alle die bisher genannten Arten oder Abarten tragen starke Mähnen — nicht so der Löwe von Guzerate in Indien, welcher durch Kapitän Smee entdeckt und nach seiner Heimat Leo googratensis genannt worden ist. Dieses Thier ist etwas kleiner, als der afrikanische Löwe und am ganzen Leibe gleichmäßig röthlichfahlgelb, nur die starke Schwanzquaste ist weiß. Die Mähne ist blos noch angedeutet und wirklich kaum nennenswerth.

Der mähnenlose Löwe findet sich in Guzerate längs der Ufer der Flüsse und lebt dort in den niederen Gras- und Schilfdickichten, welche wir unter dem Namen Dschungeln kennen.

* * *

Auch Amerika hat seine Löwen: aber sie sind Zwerge, wahre Kinder im Vergleich zu dem gewaltigen Verwandten in Afrika. Der größte von ihnen verhält sich zu dem Könige der Thiere, wie sich der Tapir zum Elefanten verhält. Ihm fehlt der Herrschermantel, welcher sich um des Löwen Schultern schlägt; er entbehrt der Krone, welche bei jenem Würdezeichen ist: nur in seiner Färbung zeigt er einige Aehnlichkeit mit dem „Würger der Herden", und deshalb ist ihm von den Gauchos der Name Leon geworden, den unsere Thierschausteller passend mit Silberlöwe wiederzugeben pflegen.

Als die bekannteste Art dieser Gruppe ist der obengenannte Silberlöwe, Kuguar oder Puma (Puma concolor) anzusehen. Er ist ein Thier, welches von sich reden gemacht hat: Dies beweist schon sein Namenreichthum. Denn außer den drei genannten Namen führt er noch viele andere. Die Guaraner nennen ihn Guazuara, die Creolen Yaguapyta oder „rothen Hund", die Chilesen Papi, die Mejikaner Mitzli, die Nordamerikaner Panther und die Gauchos, wie bemerkt, Leon.

Die Leibeslänge des erwachsenen Puma beträgt nicht selten bis 3½, ja 3¾ Fuß, die des Schwanzes 2 Fuß und die Höhe am Widerrist ungefähr ebensoviel. Der Leib ist schlank, der runde Kopf aber so klein, daß er fast im Mißverhältniß zur ganzen Größe steht. Stark sind eigentlich nur die Füße, welche auch kräftige Pranken besitzen. Die Behaarung ist dicht, kurz und weich, am Bauche etwas reicher, als auf der Oberseite, nirgends aber mähnenartig verlängert. Ihre gewöhnliche Färbung ist dunkelgelbroth, auf dem Rücken am dunkelsten, wobei die einzelnen Haare in schwarze Spitzen endigen. Der Bauch ist röthlichweiß, die Innenseite der Gliedmaßen und die Brust sind noch heller, die Kehle und die Innenseite der Ohren weiß, ihre Außenseiten schwarz, in der Mitte ins Röthliche ziehend. Ueber und unter dem Auge steht ein kleiner, weißer Flecken, und die Lippen sind mit kurzen, feinen Haaren und langen, weißen Schnurren bedeckt. Ein anderer Flecken vor dem Auge ist schwarzbraun. Der Kopf ist grau, die Schwanzspitze dunkel. Bisweilen fehlen auch die Augenflecken, namentlich die schwarzen. Zwischen den Männchen und Weibchen findet sich kein Unterschied in der Farbe; die ganz jungen hingegen haben auf den Seiten des Körpers und den Hinterschenkeln einige kaum bemerkbare, runde Flecken, die sich von der Grundfarbe nur durch dunklere Schattirungen unterscheiden und schon nach dem ersten Jahre gänzlich verschwinden.

Der Kuguar ist sehr weit verbreitet. Er findet sich nicht blos in ganz Südamerika, von Patagonien an bis Neu-Granada, sondern geht auch noch über die Landenge von Panama hinweg und bewohnt Mejiko, die Vereinigten Staaten, ja streift sogar bis Kanada. Daher kommt auch sein großer Namenreichthum; er heißt fast in jedem Lande anders.

Seine Aufenthaltsorte wählt sich der Puma ganz nach des Landes Beschaffenheit. In waldreichen Gegenden zieht er den Wald dem freien Felde entschieden vor; am meisten aber liebt er den Saum der Wälder und die mit sehr hohem Grase bewachsenen Ebenen, obgleich er diese blos der Jagd wegen zu besuchen scheint; wenigstens flüchtet er, sowie er hier von Menschen verfolgt wird, sogleich dem Walde zu. Allein er befindet sich auch beständig in den Pampas von Buenos-Ayres, wo es gar keine Wälder giebt, und versteckt sich dort sehr geschickt zwischen den Gräsern, ohne sich jemals in eine Höhle zurückzuziehen. „Im Walde besteigt er die Bäume", wie Azara sagt, „mit einem Satze, selbst solche mit senkrechten Stämmen und springt dann auch in Einem wieder von oben nach unten."

Hinsichtlich seines Aussehens nähert sich der Kuguar den altweltlichen Katzen mittlerer Größe. Seine schlanke Gestalt, der kleine Kopf und der lange Schwanz geben schon im voraus zu erkennen, daß er ein behendes Thier ist. Alle seine Bewegungen sind leicht und kräftig, er kann Sprünge von zwanzig und mehr Fuß machen.

Alle kleineren, schwachen Säugethiere dienen ihm zur Nahrung: Koatis, Agutis und Paccas, Rehe, Schafe, ganz junge Kälber und Füllen, wenn die letzteren von ihrer Mutter getrennt sind. Selbst die behenden Affen und der leichtfüßige Strauß sind vor seinen Angriffen nicht sicher; denn er beherrscht die Höhe, wie den Boden. Nur sehr selten kann man ihn bei seinen Jagden beobachten. Sein scharfes Gehör verkündet ihm rechtzeitig die Ankunft des Menschen, und er entflieht zu schnell, als daß man sich ihm unvermerkt nähern könnte. Zudem geht er auch meistens erst nachts auf Raub aus, und dann ist es für den Menschen nicht gerathen, sich in seinem Gebiete herumzutreiben. Er beschleicht sein Wild nach Katzenart und erhascht es, wenn er sich genähert hat, durch einen Sprung. Wenn der Kuguar eine Beute ergriffen hat, reißt er ihr sofort den Hals auf und leckt, ehe er von derselben zu fressen anfängt, zuerst ihr Blut. Kleine Thiere zehrt er ganz auf, von größeren frißt er einen Theil, gewöhnlich den vordern, und bedeckt das Uebrige, wie Azara beobachtete, mit Stroh oder Sand. Seine Blutgier macht ihn zu einem außerordentlich schädlichen Feinde der Hirten. Ein Kuguar tödtete in einer Meierei achtzehn Schafe in einer Nacht und fraß von ihrem Fleische auch nicht einen einzigen Bissen, sondern riß ihnen blos den Hals auf und trank ihr Blut. Am andern Tage wurde er im nahen Walde erlegt; sein Magen war noch strotzend von Blut, aber kein Fleisch fand sich darin. Wenn sich der Puma übermäßig mit Blut angefüllt hat, entfernt er sich gegen seine Gewohnheit nicht weit von dem Schauplatze seiner Metzeleien und überläßt sich sogleich dem Schlafe. Nach den Erzählungen der Landleute aus Paraguai und nach den Berichten Azara's soll er in

einer Nacht manchmal bis funfzig Schafe erwürgen! Niemals schleppt er eine gemachte Beute weit von dem Orte weg, an welchem er sie tödtete. Größere Thiere, als Schafe, greift er nicht an: Pferde, Maulesel, Stiere und Kühe sind vor ihm sicher, ebenso auch die Hunde, obgleich er oft dicht an die Wohnungen heranstreicht.

Wegen der blutdürstigen Grausamkeit und der damit im Zusammenhange stehenden, ganz unverhältnißmäßigen Schädlichkeit des Kuguars wendet man alle Mittel an, um seiner sobald als möglich los zu werden. Seine Jagd ist kaum gefährlich zu nennen: denn falls man vorsichtig ist, hat man selbst von einem verwundeten Puma, welcher von Schmerz gepeinigt auf seinen Angreifer losgeht, nicht viel zu fürchten. Gewöhnlich sucht der feige Gesell, sobald er einen Menschen erblickt, sein Heil in der Flucht und entschwindet, weil er sich trefflich zu verstecken weiß, fast immer bald dem Auge.

Unter vielen Jagdgeschichten, welche man erzählt, scheint mir folgende das Wesen des Thieres gut zu bezeichnen. Ein englischer Reisender, welcher auf den Pampas wilden Enten nachjagte, kroch auf dem Boden mit seiner leichten Vogelflinte an die Vögel heran. Er hatte Kopf und Körper in das gewöhnliche Volkskleid, den Poncho, eingehüllt, um nicht aufzufallen. Plötzlich vernahm er ein kurzes Gebrüll und fühlte sich in demselben Augenblick berührt. Er schüttelte schnell die Decke von sich ab und sah zu seiner nicht geringen Ueberraschung einen Kuguar auf Armeslänge vor sich. Dieser aber war auch nicht wenig erstaunt, blickte den Jäger verwundert einige Augenblicke an, wich langsam auf zehn Schritte zurück, blieb nochmals stehen und nahm dann plötzlich mit gewaltigen Sprüngen Reißaus.

In der Provinz St. Louis und in der Sierra von Mendoza sah Göring auf den Umzäunungen, in welche nachts die Weidethiere getrieben werden, viele Pumaköpfe aufgespießt. Er erfuhr, daß man dieses Siegeszeichen hier aufstecke, um andere Pumas von dem Besuch der Hürden abzuhalten: — gerade so, wie man in früheren Zeiten die Köpfe der gerichteten Verbrecher vor die Thore der Stadt zu pflanzen pflegte, innerhalb deren Weichbildes sie den Lohn ihrer Sünden empfangen. Die Besitzer der Pumaköpfe hielten dieselben außerordentlich werth und erlaubten Göring nicht, einen von dem Pfahle herabzunehmen. Nicht einmal für Geld waren die Leute zu bewegen, einen einzigen der Köpfe zu veräußern. Die Hürdenbesitzer haben nämlich den sonderbaren Aberglauben, daß der Puma sicherlich eine Herde angreifen wird, welche nicht durch den Kopf eines seiner Artgenossen gefeit ist. Deshalb ist jedoch der Gaucho, welcher seine Hürde nicht durch einen Kopf verziert hat, keineswegs ängstlich; er wird dies erst, wenn er bereits einen besessen und ihn veräußert hat. Wird ein solcher Kopf gestohlen, so entsteht förmliche Bestürzung unter allen Herdenbesitzern. Der Dieb würde seine That sicherlich mit dem Leben bezahlen müssen.

Alt eingefangene Kuguars nehmen selten in der Gefangenschaft Futter an, sondern opfern sich freiwillig dem Hungertode; sehr jung eingefangene dagegen werden bald und zwar rückhaltslos zahm. Manche Kuguare läßt man frei im ganzen Hause herumlaufen. Sie suchen ihren Wärter auf, schmiegen sich an ihn, belecken ihm die Hände und legen sich ihm zärtlich zu Füßen. Wenn man sie streichelt, schnurren sie in ähnlicher Weise, wie die Katzen. Dies thun sie wohl auch sonst, wenn sie sich recht behaglich fühlen. Ihre Furcht geben sie durch eine Art von Schnäuzen, ihren Unwillen durch einen murrenden Laut zu erkennen: ein Gebrüll hat man aber niemals von ihnen vernommen. Zwei Pumas, von Brehm beobachtet, begrüßen ihre Bekannten stets durch ein nicht allzulautes, aber scharfes und dabei kurz ausgestoßenes Pfeifen, wie man es von andern Katzen nie hört.

Das Fell des Puma wird in Paraguai nicht benutzt, wohl aber im Norden von Amerika. An einigen Orten ißt man sein Fleisch und behauptet, daß es sehr wohlschmeckend und dem Kalbfleische ganz ähnlich wäre, ja die Pflanzer in Carolina haben es sogar für einen Leckerbissen gehalten.

Der Yaguarundi (Puma Yaguarundi), ein Verwandter des Vorigen, ist ein schlankes, schmächtiges Thier, welches durch seinen gedehnten Körper und seinen langen Schwanz beinahe an die Marder erinnert. Der Kopf ist klein, die Ohren sind abgerundet, die Behaarung ist kurz, dicht und von schwarzgraubrauner Farbe; die einzelnen Haare aber sind an der Wurzel tiefschwarzgrau und vor der dunkelbraunen Spitze schwarz. Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen regelmäßig durch etwas lichtere Färbung. Die Größe des Yaguarundi ist viel geringer, als die des Kuguars; denn die Länge des Leibes beträgt blos 1½ bis 1¾ Fuß und die Länge des Schwanzes nur 1 Fuß, die Höhe am Widerrist 1 Fuß 1 Zoll.

Der Yaguarundi bewohnt das wärmere Brasilien, Guyana und Paraguai.

Gewöhnlich lebt der Yaguarundi paarweise in einem bestimmten Gebiete und unternimmt von hier aus nur kurze Streifereien. Nicht selten theilt er seinen Jagdgrund auch mit anderen Paaren, was sonst nicht die Art der Wildkatzen ist. Rengger's Hunde jagten einmal sechs erwachsene Yaguarundis aus einer einzigen Hecke heraus. Der Yaguarundi greift den Menschen nicht an; seine Jagd ist deshalb auch ganz gefahrlos. Man schießt ihn entweder auf dem Anstande, fängt ihn in Fallen oder jagt ihn mit Hunden, denen er sich nur im äußersten Nothfalle widersetzt. Rengger hat mehrere jung aufgezogene Yaguarundis in der Gefangenschaft gehalten. Sie wurden so zahm, wie die sanfteste Hauskatze. Ihre Raubsucht war aber doch zu groß, als daß unser Gewährsmann ihnen hätte gestatten können, frei im Hause herumzulaufen.

Die letzte dieser einfarbigen Katzen Amerikas ist der Eyra (Puma Eyra), unzweifelhaft eins der merkwürdigsten Glieder der Familie. Alle südamerikanischen Katzen sind schlank gebaute Thiere; der Eyra aber ist so lang gestreckt, daß er gleichsam als Bindeglied der Katzen und Marder erscheint. Man könnte ihn bezeichnend „Wieselkatze" nennen. Hinsichtlich seiner Größe ähnelt er dem Yaguarundi, mit dem er auch dieselben Gegenden bewohnt; doch ist er, in Paraguai wenigstens, weit seltener. Die Färbung seines weichen Haares ist ein gleichmäßiges Lichtgelblichroth; nur auf der Oberlippe befindet sich auf jeder Seite ein gelblichweißer Flecken, da, wo die dem Flecken gleichgefärbten Schnurrenhaare stehen. Die Körperlänge des Thieres beträgt 20 Zoll, die des Schwanzes etwas über einen Fuß.

Azara, der Entdecker des Eyra, versichert, daß keine andere Katze dieses kleine Raubthier hinsichtlich der Schnelligkeit übertreffen könne, mit welcher es einer einmal gefaßten Beute den Garaus zu machen wisse. Vor wenigen Jahren kamen zwei dieser schönen Katzen lebend nach London.

Löwe, Tiger und Jaguar gelten mit Recht als die Herrscher im Katzengeschlecht, und jeder von ihnen hat sich auch einen eigenen Erdtheil zu seiner Herrschaft auserkoren. Aber wie sehr unterscheiden sie sich von einander und namentlich die beiden letzteren von dem erstern! Tiger und Jaguar sind vollständigere Katzen, als der Löwe, aber aus demselben Grunde auch blut- und raubgierigere Thiere, als jener. Der Löwe ist trotz seines Räuberthums ein edles, großartiges Thier, ein offner Gewaltherrscher: Tiger und Jaguar aber sind schleichende, heimtückische und deshalb doppelt gefährliche Feinde aller größeren Säugethiere, den Menschen mit inbegriffen. Ich nannte Tiger und Jaguar vollendetere Katzen, als den Löwen, und ein einziger Blick auf Gestalt und Zeichnung des Thieres muß bewirken, daß man mir hierin beipflichtet. Der Tiger ist eine echte Katze ohne Mähne, mit etwas starkem Backenbart und mit Querstreifen auf seinem bunten Felle. Aber er ist die furchtbarste aller Katzen, ein Thier, welchem selbst der Mensch bisher noch machtlos gegenübersteht. Anstatt vertrieben und zurückgedrängt worden zu sein durch den Anbau des Bodens und den weiter und weiter vordringenden Menschen, ist er gerade hierdurch mehr zu ihm hingezogen worden und hat stellenweise den Menschen verscheucht, anstatt von ihm verjagt worden zu sein. Er zieht sich nicht so wie der Löwe aus bevölkerten Gegenden zurück, der Gefahr, welche ihm Vernichtung droht, klüglich ausweichend, sondern geht ihr dreist entgegen und stellt sich muthig dem Menschen als Feind gegenüber: aber als heimlicher, unvermuthet herbeischleichender und deshalb um so gefährlicherer Feind. Man hat seine Grausamkeit und seinen Blutdurst vielfach übertrieben oder wenigstens mit sehr grellen Farben geschildert; allein wir dürfen uns darüber nicht wundern; denn für Diejenigen, welche ihn schildern konnten, ist er allerdings der Inbegriff aller Grausamkeit. Noch heutigentages ist die Zahl der Tiger, welche Indien bewohnen, furchterregend, und noch heutigentages müssen dort Tausende von Menschen aufgeboten werden, um eine Gegend, welche sonst der Verödung anheimfallen würde, zeitweilig von dieser schlimmsten aller Landplagen zu befreien.

Der Königstiger (Tigris regalis) ist eine herrliche, wunderschön gezeichnete und gefärbte Katze. Seine Gestalt ist höher, schlanker und leichter, als die des Löwen; in der Größe aber steht der Tiger keineswegs hinter jenem zurück. Ein erwachsener männlicher Tiger erreicht regelmäßig sieben bis acht Fuß Gesammtlänge von der Schnauze bis zur Schwanzspitze; es sind aber nicht selten einzelne sehr alte erlegt worden, bei welchen die in derselben Weise gemessene Länge neun Fuß ergiebt. Die gewöhnliche Körperlänge beträgt etwas über 5 Fuß, die Länge des Schwanzes 2¼ Fuß, die Höhe am Widerrist 2½ Fuß. Der Leib ist etwas mehr verlängert



Der Königstiger (Tigris regalis).

und gestreckter, der Kopf runder, als der des Löwen, der Schwanz ist lang und quastenlos, die Behaarung kurz und glatt und nur an den Wangen bartmäßig verlängert. Das Weibchen ist kleiner und sein Backenbart schwächer. Alle Tiger, welche in nördlicher gelegenen Ländern wohnen, tragen ein viel dichteres und längeres Haarkleid, als diejenigen, deren Heimat die heißen Tiefländer Indiens sind. Die Zeichnung des Thieres zeigt die schönste Anordnung von Farben und einen lebhaften Gegensatz zwischen der hellen, rostgelben Grundfarbe und den dunklen Streifen, welche über sie hinweglaufen. Wie bei allen Katzen ist die Grundfärbung auf dem Rücken dunkler, an den Seiten lichter und auf der Unterseite, den Innenseiten der Gliedmaßen, dem Hinterkörper, den Lippen und dem Untertheile der Wangen weiß. Vom Rücken aus ziehen sich nun weit auseinanderstehende, unregelmäßige, schwarze Querstreifen in schiefer Richtung theils nach der Brust, theils nach dem Bauche herab, etwas von vorn nach hinten. Einige dieser Streifen sind doppelt, der größere Theil aber einfach und dann dunkler. Der Schwanz ist lichter, als die Oberkörpertheile, aber auch er ist durch dunkle Ringel ausgezeichnet. Die Schnurren sind weiß, die Nase ist ungefleckt und die Iris gelblichbraun. Die Jungen sind genau so gezeichnet, wie die Alten, nur hat ihre Grundfärbung einen etwas helleren Ton.

Man sollte meinen, daß ein so prachtvoll gezeichnetes Thier schon von weitem allen Geschöpfen auffallen müßte, denen es nachstrebt. Allein dem ist nicht so. Ich habe schon oben darauf hingewiesen, wie die Gesammtfärbung aller Thiere und die der Katzen insbesondere auf das innigste mit ihrem Aufenthaltsort übereinstimmt, und brauche blos deshalb hier nochmals an die Dschungeln oder Rohrwälder, an die Grasdickichte und die farbenreichen Gebüsche zu erinnern, in welchen der Tiger hauptsächlich seine Wohnung aufschlägt, — um eine solche Meinung zu widerlegen. Selbst geübten Jägern geschieht es nicht selten, daß sie einen Tiger, welcher ganz nahe vor ihnen liegt, vollkommen übersehen.

Der Tiger ist, wie bemerkt, der König aller Katzen Asiens; denn der Löwe, welcher an einigen Orten dieselben Steppen mit ihm bewohnt, ist viel schwächer, als er, und kann sich keinesfalls mit ihm messen. Wollte man den König einem Könige gegenüberstellen, so müßte man den afrikanischen Löwen wählen.

Die Verbreitung des Tigers ist eine auffallend große; denn er ist keineswegs, wie man gewöhnlich annimmt, blos auf die heißen Länder Asiens, zumal auf Ostindien, beschränkt, sondern zieht sich über eine Strecke des gewaltigen Erdtheils hinweg, welche unser Europa bei weitem an Ausdehnung übertrifft. Vom 8. Grade südlicher Breite an bis zum 52. oder 53. nördlicher Breite kommt der Tiger überall vor, und mit dieser einzigen Angabe ist die Meinung, daß er blos innerhalb des warmen Gürtels leben könne, hinlänglich widerlegt. Seine nördliche Verbreitungsgrenze geht über eine Breite hinaus, unter welcher Berlin liegt; aber man muß dabei bedenken, daß Sibirien ein ganz anderes und verhältnißmäßig kälteres Klima besitzt, als unser Europa, welches, wie bekannt, der Segnungen des Golfstromes theilhaftig ist. Als die westlichen Grenzen des Verbreitungskreises unsers Raubthieres ist der Südrand des westlichen Kaukasus anzusehen; die östliche bildet das große Weltmeer, die südliche Java und Sumatra und die nördliche das südliche Sibirien oder etwa der Baikalsee und seine Breite. Sein Hauptsitz ist Ostindien, und zwar ebensowohl Vorder- als Hinterindien. Von hier aus erstreckt er sich durch Tibet, Persien, die ganze Steppe zwischen Indien, China und Sibirien bis zum Ararat im Westen von Armenien. Er verbreitet sich weit über das im Süden von Kabul liegende Solimangebirge und findet sich überall in der waldreichen und bergigen Provinz Mazanderan am Südrande des Kaspischen Sees. Von hier aus reicht er um die Südspitze des Aralsees südlich bis in die Bucharei, von dort gegen Nordosten an den Saisangsee in die Songarei, nach Osten hin aber vom Baikalsee durch die Mandschurei bis nach Korea an die Meeresküste. In China findet er sich fast überall, und nur an dem höheren Mongolenlande oder den waldlosen und dürftigen Ebenen von Afghanistan ist er nicht zu treffen. Auch auf den Inseln des indischen Archipels, mit Ausnahme von Java und Sumatra, scheint er zu fehlen. Einzelne verlaufene oder versprengte Tiger gehen jedoch weit über ihre Grenze hinaus. Man hat solche auf der Westküste des Kaspischen Sees, in den kirgisischen Steppen zwischen den Flüssen Irtisch und Ischim im Altai, ja selbst bei Irkuzk an der Lena gefunden.

Ebensowohl als in den Dschungeln oder Rohr- und Graswäldern mit wenigen Bäumen, aber viel Gesträuch begegnet man dem Tiger in großen, hochstämmigen Wäldern, wenn auch immer nur bis zu einer gewissen Höhe über dem Meeresspiegel. Nach den herdenreichen Alpenweiden in den Hochgebirgen Asiens geht er niemals empor; um so öfter kommt er dicht an die Dörfer, ja selbst an die Städte heran. Die schilfbewachsenen Ufer der Flüsse, die ungeheueren,

schilfartigen Bambusgebüsche und andere Dickungen sind seine Lieblingsplätze; allen übrigen Orten aber soll er den Schatten unter einem buschigen Strauche, Korintha genannt, vorziehen, weil dessen Krone so dicht ist, daß sich kaum ein Sonnenstrahl zwischen den Zweigen hindurchstehlen kann. Diese Liebhaberei des Tigers für die Korintha ist so bekannt, daß bei den Jagden die Treiber stets zuerst ihr Augenmerk auf jene Büsche richten. Hier verbirgt er sich, um zu ruhen, und von hier aus schleicht er an seine Beute heran, bis er so nahe gekommen ist, daß er sie mit wenigen Sätzen erreichen kann. Er hat alle Sitten und Gewohnheiten der Katzen, aber sie stehen bei ihm im gleichen Verhältniß zu seiner Größe. Seine Bewegungen sind jedoch noch anmuthig, wie die kleinerer Katzen, und dabei ungemein rasch, gewandt und zugleich ausdauernd. Er schleicht unhörbar dahin, versteht gewaltige Sätze zu machen, klettert trotz seiner Größe rasch und geschickt an Bäumen empor, schwimmt meisterhaft schnurgerade über breite Ströme und zeigt dabei immer die bewunderungswürdige Sicherheit in der Ausführung jeder einzelnen Bewegung.

Er ist kein eigentliches Nachtthier, sondern streift, wie die meisten Katzen, zu jeder Tageszeit umher, wenn er auch den Stunden vor und nach Sonnenuntergang den Vorzug giebt. An Tränkplätzen, Landstraßen, Dorfwegen, Waldpfaden und dergleichen legt er sich auf die Lauer; am allerliebsten in dem Gebüsch an den Flußufern, weil hier entweder die Thiere zur Tränke kommen, oder die Menschen herabsteigen, um ihre frommen Uebungen und Waschungen zu verrichten. Von den Büßern, welche zeitweilig an den heiligen Strömen leben, werden viele durch die Tiger getödtet. Eigentlich ist kein Thier vor dem entsetzlichen Räuber sicher; er greift selbst den jungen Elefanten und das junge Nashorn an, wenn er sich auch an die alten Thiere nicht wagt und einem ausgewachsenen Elefanten unterliegen muß.

Der Tiger belauert und beschleicht schlangenartig seine Beute, stürzt dann pfeilschnell mit wenigen Sätzen auf dieselbe los und schlägt die Krallen mit solcher Kraft in den Nacken ein, daß auch das stärkste Thier sofort zu Boden stürzt. Die Wunden, welche er schlägt, sind immer außerordentlich gefährlich; denn nicht blos die Nägel, sondern auch die Zehen dringen bei dem fürchterlichen Schlage ein. Johnson hat solche Wunden gesehen, welche fünf Zoll tief waren.

Ein Tiger, welcher bei dem Marsche eines Regiments ein Kamel angriff, brach diesem mit einem Schlage den Schenkel. Ein anderer soll sogar einen Elefanten umgeworfen haben. Pferde, Rinder und Hirsche wagen gar keinen Widerstand, sondern ergeben sich, wie der Mensch, schreckerfüllt in das Unvermeidliche. Blos die muthigen männlichen Büffel gehen zuweilen auf den Tiger los und wissen ihm mit ihren tüchtigen Hörnern auch erfolgreich zu begegnen.

Groß ist die Frechheit des Tigers. Manche Engpässe durch waldreiche Schluchten sind berüchtigt wegen seiner Raubthaten; Forbes versichert, daß ohne die große Furcht des Tigers vor dem Feuer kaum hier und da eine Verbindung im Lande möglich sein könne. Man reist in Indien der Hitze wegen gewöhnlich des Nachts, und da kommt es noch immer vor, daß der Tiger einen seiner kühnen Angriffe nicht nur wagt, sondern auch erfolgreich ausführt, ungeachtet der Menschenmenge, welche einen Reisetrupp bildet, und trotz der Fackelträger und Trommelschläger, welche das Raubthier durch Feuer und Geräusch zu schrecken suchen; nicht einmal die Truppen sind gesichert. Forbes erlebte es, daß in einer einzigen Nacht drei gut bewaffnete Schildwachen von den Tigern gefressen wurden. Die Nachzügler der Heere fallen dem Tiger regelmäßig in Menge zur Beute. Ebenso wie unter Reisetrupps, dringt der Tiger in Dörfer, ja selbst in Städte ein und holt sich dort zuweilen am hellen lichten Tage einen Menschen weg. Hierdurch hat er an einigen Orten es wirklich dahin gebracht, daß ganze Dörfer ausgewandert sind oder andere sich blos durch beständig brennende Feuer und hohe Dornenhecken zu schützen vermögen. Man hat Beispiele, daß sich Leute, welche durch einen Tiger vom Pferde herabgerissen worden waren, selbst von ihrem Räuber befreiten. So sprang ein Tiger mit einem furchtbaren Satze auf den Rücken eines Elefanten, riß dort einen Engländer aus dem Sattelstuhl, schleuderte ihn zur Erde herab und entfloh mit ihm. Durch den hohen Sturz vom Elefanten und den entsetzlichen Schrecken besinnungslos, erwachte er, als ihm Dornen das Gesicht blutig rissen. Seine gefährliche Lage erkennend, hatte er Geistesgegenwart genug, eine in seinem Gürtel steckende Pistole hervorzuziehen und diese auf den Tiger abzuschießen. Der Schuß ging fehl, und sein Räuber biß nur noch heftiger zu. Der muthige Mann verlor jedoch noch immer seine Hoffnung nicht, sondern zog eine zweite Pistole und schoß diese auf das Schulterblatt des Raubthieres ab. Glücklicherweise traf die zweite Kugel das Herz des Tigers, welcher alsbald todt zur Erde stürzte. Die beiden Schüsse hatten seine Freunde ihm nachgezogen, und man fand den wackern Kämpen halb besinnungslos auf seinem Feinde liegend. Man konnte ihm bald die beste Pflege zu Theil werden lassen, und so kam er mit dem Leben davon.

Nur ein lahmes Bein ist ihm zur Erinnerung an jenen gewagten und zweifelhaften Kampf geblieben.

Ebenso selten als die Rettung aus den Klauen des Tigers sind die Fälle, in welchen sich derselbe vor dem Menschen zurückzieht, ohne überhaupt einen Angriff zu machen. Am allerschlimmsten sind jedenfalls die Leute daran, welche nur von dem Ertrag der Wälder leben müssen, z. B. die Hirten oder die Sammler des Sandelholzes. Auch die Briefträger leben in beständiger Gefahr. Forbes berichtet, daß die Briefboten, welche nachts das Felleisen durch die Wälder tragen, ohne ihr Geleit von Lanzen- und Fackelträgern, sowie durch den Lärm von den Trommeln, welche beständig gerührt werden, nie sicher seien, und ungeachtet dieser Begleitung noch immer oft genug weggeschleppt würden. An den beschwerlichen Uebergängen des Gumeahstromes in Guzerate wurden einmal vierzehn Tage lang diese Briefträger regelmäßig weggeschleppt; einmal sogar, anstatt eines Menschen, das Felleisen. In dem Engpasse Kutkum-Sandi lag eine Tigerin auf der Lauer und erwürgte mehrere Monate hindurch jeden Tag Menschen, unter welchen wohl ein Dutzend Briefträger waren. Dieses eine Thier hatte allmählich fast alle Verbindungen der Präsidentschaft mit den oberen Provinzen unterbrochen, so daß sich die Regierung veranlaßt sah, einen bedeutenden Preis auf seine Erlegung zu setzen. Sie that es aber vergebens; denn Niemand wollte sich an das Unthier wagen.

Bei großem Hunger scheut der Tiger selbst das Feuer nicht und ebensowenig hält ihn das Wasser ab, sich seiner ausersehenen Beute zu bemächtigen; denn mehr als ein Reisender berichtet, daß er Augenzeuge war, wie die Tiger sich in die Ströme stürzten und auf Kähne zuschwammen, um einen der Ruderer von dort herauszureißen.

Ein Tiger schwamm quer über einen Strom einem Boote zu und erkletterte es trotz alles Schreiens der entsetzten Schiffer. Einige von diesen stürzten sich augenblicklich in die Wellen, die anderen verrammelten sich in der kleinen Kajüte am Hintertheile des Fahrzeuges. Der Tiger, jetzt alleiniger Herr des Bootes, saß stolz am Vordertheile und ließ sich ruhig stromabwärts treiben; da er aber sah, daß die beabsichtigte Beute ihm entgangen war, sprang er endlich mit einem Satze in den Fluß, stieg ans Ufer, schüttelte sich ein wenig und verschwand bald darauf in den Dschungeln.

Die Stärke des Tigers ist sehr groß. Er schleppt mit Leichtigkeit nicht blos einen Menschen oder einen Hirsch, sondern selbst ein Pferd oder einen Büffel mit sich fort. Wenn er ein großes Thier schlägt oder tödtet, z. B. einen Ochsen, springt er auf den Rücken, schlägt seine fürchterlichen Klauen ein und leckt das Blut, welches aus der Wunde strömt. Dann erst trägt er das Thier weiter in das Dickicht, bewacht es dort bis zum Abend und frißt dann während der Nacht ungestört und ruhig, soviel er fressen kann. Er beginnt bei den Schenkeln, von dort aus frißt er weiter gegen das Haupt hin. Er ist unmäßiger, als der Wolf, und frißt, soviel als er kann; dabei geht er ab und zu nach den benachbarten Quellen oder Flüssen, um zu trinken. Nur diejenigen Tiger, welche einmal Menschenfleisch gekostet haben, sollen dies dem aller übrigen Thiere vorziehen und werden deshalb, wie die Löwen in Afrika, Menschenfresser genannt. Nach einer sehr guten Mahlzeit fällt der Tiger in Schlaf und liegt manchmal länger als einen ganzen Tag in einem halb bewußtlosen Zustande. Er bewegt sich blos, um zu trinken, und giebt sich mit einer gewissen Wollust der Verdauung hin.

Es wird uns nach dem Mitgetheilten nicht Wunder nehmen, daß alle Inder, und die europäischen Bewohner des schönen Tropenlandes nicht minder, den Tiger als den Inbegriff alles Entsetzlichen ansehen und ihn für ein Scheusal halten, welches die Hölle selbst ausgespieen. Damit steht nicht im Widerspruche, daß das Ungeheuer an vielen Orten Indiens geradezu geschont, ja an einigen sogar als Gottheit betrachtet wird, wie ja das Uebermächtige und Eigenthümliche von Unverständigen immer für etwas Erhabenes gehalten wird. In Siam nämlich fanden noch vor etwa sechzig Jahren Tigerproben zur Ermittlung des Schuldigen statt. Man warf zwei Gleichverdächtige einem Tiger vor, und derjenige, welchen er fraß, galt für schuldig! Dieser abscheuliche Aberglaube ist natürlich nur geeignet, die Tiger zu vermehren. Ebenso gute Gelegenheiten zur Vermehrung bieten ihm die beständigen Kriege, welche in Indien geführt werden, und namentlich Hyder Ali hat sich durch seine Kriege auch hierin einen Namen gemacht; denn während der Zeit seiner Berüchtigung nahmen die Tiger in unglaublicher Weise überhand. Einige Fürsten Indiens verbieten noch heutigentages die Tigerjagd, indem sie dieselbe als ein königliches Vergnügen für sich selbst aufsparen. So ist es erklärlich, daß in der einzigen Provinz Candesch in Dekan in dem kurzen Zeitraume von vier Jahren durch die Engländer 1032 Tiger erlegt werden konnten. Noch häufiger, als hier, sollen die Tiger in Siam und Birma sein, zumal an den Rohrwäldern am Irawaddi. Auf Java und Sumatra leben die Eingeborenen

der Ueberzeugung, daß die Tiger blos die Hüllen verstorbener Menschen sind, und wagen es deshalb gar nicht, sie zu tödten. In neuerer Zeit hat die englische Regierung in den ihr unterworfenen Landstrichen viel für Verminderung der Tiger gethan; aber noch immer giebt es deren gerade genug. Man bezahlt seit geraumer Zeit zehn Rupien für jeden Tigerkopf, und schon vor ungefähr sechzig Jahren hatte man auf diese Weise 30,000 Pf. St. verausgabt. Diese Summe hat übrigens Zinsen getragen, wie kaum eine andere; denn in allen Gegenden, wo sich viel englische Niederlassungen befinden und von den Engländern die Ausrottung ernstlich betrieben wird, ist der Tiger fast vernichtet. Die Insel Cossinbazar ist durch den unerschütterlichen Muth eines Deutschen, welcher mehrere Male in einem einzigen Tage fünf von den Ungeheueren tödtete, gereinigt worden. Aber dieser Held steht immer noch hinter dem Richter Heinrich Ramus zurück; denn dieser hat während seines Lebens nicht weniger als 360 Tiger eigenhändig erlegt. Man hat gelernt, gegenwärtig die Jagd regelrecht zu betreiben und erzielt dadurch vortreffliche Erfolge. In früheren Zeiten hielten blos die Fürsten und Kaiser Indiens große Jagden ab, bei denen aber der Pomp und Lärm des Jagdzuges das Hauptsächlichste war.

Möckern beschreibt eine große Jagd, welche der Nabob von Audh veranstaltete. Der Fürst hatte ein ganzes Heer von Fußvolk, Reiterei, Geschütze, über tausend Elefanten, eine unübersehbare Reihe von Karren, Kamelen, Pferden und Tragochsen bei sich. Die Weiber saßen in bedeckten Wagen. Bajaderen, Sänger, Possenreißer und Marktschreier, Jagdleoparden, Falken, Kampfhähne, Nachtigallen, Tauben gehörten zu dem großen Gefolge. Nicht weit von der Nordgrenze Indiens wurde eine große Menge Wild erlegt. Endlich ward auch ein Tiger entdeckt und sein Versteck augenblicklich mit 200 Elefanten umstellt. Beim Vorrücken hörte man ein Knurren und Bellen im dichten Gebüsch, und ehe noch ein Schuß gefallen, sprang der Tiger auf den Rücken eines Elefanten, welcher drei Jäger trug. Dieser schüttelte sich gewaltig und warf den Tiger und die drei Reiter ab, so daß alle vier ins Gebüsch flogen. Schon gab man die Reiter verloren, da krochen sie zum Erstaunen der Anwesenden zwar mit ängstlichen Gesichtern, aber unversehrt aus dem Gebüsch hervor. Der Nabob ließ jetzt größere Massen von Elefanten ins Gebüsch rücken und den Tiger nach der Stelle treiben, wo er selbst, von Bewaffneten umgeben, ihn auf seinem Elefanten erwartete. Beim Vorgehen ward der Tiger angeschossen, dann gegen den Nabob hingedrängt und dort erlegt.

Karl von Görtz hat bei Seharunpore eine Tigerjagd mitgemacht, welche von dem Oberbefehlshaber des indischen Heeres veranstaltet ward. Vierzig Elefanten standen in Bereitschaft, acht davon waren für die Jäger bestimmt. Jeder Elefant hatte einen von Rohrgeflecht umgebenen, bequemen Sitz für einen Schützen und hinter diesem einen kleinern für einen Diener, welcher zwei bis drei Gewehre in Bereitschaft hielt. Um hinaufzukommen, kletterte man, während der Elefant niederkauerte, an ihm empor. Vorn auf dem Halse des Thieres saß der Mahut. Die übrigen 32 Elefanten waren zum Treiben bestimmt; auf mehreren von ihnen saßen außer dem Lenker zwei bis drei Eingeborne. Schilf und Gras war da, wo sich die Reihe von 40 Elefanten vorwärts bewegte, oft 15 bis 20 Fuß hoch. Zum untrüglichen Zeichen von der Nähe eines Tigers erhoben die Elefanten den Rüssel und stießen zu wiederholten Malen den bekannten trompetenartigen Laut aus, welchen sie hören lassen, wenn sie irgendwie erregt sind. Der erste Tiger ward von einem gewissen Harvey, dem besten Schützen, welcher schon dem Tode von 100 Tigern beigewohnt hatte, erspäht und verwundet. Gleich darauf hing das Thier an dem Rüssel des Elefanten. Dieser stand unbeweglich. Harbey gab dem Tiger einen zweiten Schuß, worauf er zu Boden fiel, noch eine Kugel bekam, starb und auf einen Elefanten gebunden wurde, welcher ihn jedoch nur mit großem Widerwillen aufnahm.

Die indischen Fürsten wenden zuweilen auch die Lappjagd in großartigem Maßstabe an. Man setzt nämlich, auf 13 bis 14 Fuß Entfernung, hohe Bambusstangen mit großen, starken Netzen, welche an einem gewissen Punkte gegen einander laufen, und treibt dahin den Tiger. In dem Winkel, welchen die Netze bilden, werden dann für die hohen Herren Gerüste errichtet und mit den besten Schützen, namentlich mit den königlichen Hoheiten, besetzt. Die Netze sind an ihrer niedrigsten Stelle etwa 11 Fuß hoch, aber überall nur locker an die Stangen gehängt, damit sie augenblicklich herabfallen, wenn ein Tiger gegen sie springt, und diesen dann verwickeln.

Um den Tiger an die Schießstände zu treiben, werden alle möglichen Arten von Schreckmitteln angewandt. Man schießt, trommelt, zündet Feuer an, wirft brennende Fackeln in das Rohr, benutzt mit dem besten Erfolge sehr große Raketen, welche man in geringer Höhe über den Rohrwald dahinsausen läßt ꝛc. Wenn eine solche Rakete zu fliegen beginnt und zischend und leuchtend über die Dschungeln dahinfährt, versetzt sie alle Geschöpfe und auch den Tiger in einen namenlosen Schrecken. Die Feuerstrahlen und das Gezisch und Gebrause sind

dem Raubthiere fürchterlich: kein Tiger kann einem solchen feurigen Drachen, der mit soviel Wuth und Kraft dahinrauscht, widerstehen.

Weit ergiebiger, als alle die großen Treiben, wenn auch weniger pomphaft, sind die Einzeljagden, welche Engländer allein oder mit wenigen Gehilfen unternehmen. Wie Afrika seine Löwenjäger, hat Ostindien seine besonderen Tigerjäger, und eine der ersten Stellen unter ihnen dürfte der Lieutenant Rice einnehmen. Derselbe hat ein besonderes Werk herausgegeben, unter dem Titel „Tiger Shooting in India", und erzählt darin, daß er 68 Tiger, 3 Panther und 25 Bären erlegt und außerdem noch viele derselben verwundet habe.

Mit vortrefflichen Doppelläufern versehen und von wohl bezahlten Treibern und einer Koppel muthiger Hunde begleitet, drang Rice herzhaft in das Dickicht und suchte selbst den aufgescheuchten Tiger auf. Voran ging gewöhnlich der Schikari oder Haupttreiber, welcher, mit Aufmerksamkeit die Spuren des Tigers beobachtend, die einzuschlagende Richtung angab. Rechts und links schritten neben ihm die Engländer, stets schußfertig, und dicht hinter ihnen die sichersten ihrer Leute mit geladenen Gewehren zum Austausch. Dann folgte die Musik, welche aus vier oder fünf Trommeln verschiedener Größe, Zimbeln, Hörnern und ein Paar Pistolen bestand, welche letztere fort und fort abgeschossen wurden. Männer, welche mit Säbeln und langen Jagdspießen bewaffnet waren, dienten der Musik zum Geleite; den Nachtrupp bildeten Schleuderer, welche beständig über die Köpfe der vorderen hinweg Steine in die Dschungeln warfen und damit noch viel besser, als durch den Höllenlärm jener Werkzeuge, den Tiger aufscheuchten. Ab und zu kletterte auch ein Mann auf einen Baum, die Bewegung des Thieres zu beobachten. Der ganze Trupp bildete einen dicht geschlossenen Haufen.

Niemals wagt es der Tiger, eine Menschenmasse anzugreifen, welche sich auf eine so geräuschvolle Weise ankündigt. So wild und verwegen er ist, wenn es sich um das Beschleichen und Ueberfallen einer ahnungslosen Beute handelt, so wenig Muth beweist er bei Gefahr. Einem Kampfe mit dem Menschen sucht er immer auszuweichen, und wenn er sich verfolgt sieht, ergreift er fast feig die Flucht. Wird er verwundet, so stürzt er allerdings augenblicklich mit der blindesten Wuth auf seine Feinde los; hierdurch gerieth bei einer solchen Jagd der Fähndrich Elliot, ein Freund des Tigertödters, in große Gefahr. Von vierzig Treibern unterstützt, hatten beide Engländer eine Dschungel in Angriff genommen, welche nicht viel zu versprechen schien, und waren mit ihren Gewehren auf kleine Bäume gestiegen, um den Erfolg der Untersuchung abzuwarten. Plötzlich scheuchten die Leute einen schönen Tiger auf, und dieser schritt langsam auf sie zu. Sie schwiegen ganz still, aber einer ihrer Begleiter, welcher auf einem andern Baume Wache hielt und fürchtete, daß sie von dem Tiger überrascht werden möchten, schrie ihnen zu, auf ihrer Hut zu sein. Dies war genug, den Tiger von der eingeschlagenen Richtung abzulenken, so daß die Engländer kaum Zeit hatten, ihm eine Kugel nachzusenden. Sein lautes Gebrüll verkündete, daß er verwundet sei, doch hatte er sich schon zu weit in die Rohrwälder zurückgezogen, als daß man ihn noch mit Sicherheit hätte treffen können. Er wurde nun von den ungeduldigen Jägern mit mehr Hitze als Vorsicht verfolgt. Da läßt sich plötzlich ein wüthendes Gebrüll hören, und der Tiger springt aus einer unter dem Grase verborgenen Höhlung hervor und gerade auf Rice los. Dieser hat kaum Zeit, auf zwei oder drei Schritt Entfernung seine beiden Läufe auf den Kopf des Unthiers loszubrennen, und durch den Knall, den Rauch, und vielleicht auch durch die Kugeln abgelenkt, springt es nun mit einem ungeheueren Satze auf den Jagdgefährten, noch ehe derselbe seine Büchse anlegen kann. Mit der Schnelligkeit des Blitzes war Dies geschehen, und als Rice dem Tiger nacheilte, sah er schon seinen unglücklichen Freund zu den Füßen des grimmigen Gegners hingestreckt. In demselben Augenblicke reichte ihm der Haupttreiber mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit und Ruhe ein zweites geladenes Doppelgewehr. Er schoß sogleich den ersten Lauf ab, aber erfolglos; — jetzt mußte er inne halten: der Tiger hatte seinen ohnmächtig gewordenen Gefährten beim Oberarm gepackt und schleppte ihn nach dem Loche zu, aus welchem er hervorgesprungen war. Der nächste Schuß mußte also nothwendig das Thier in das Gehirn treffen, denn eine jede andere, nicht augenblicklich tödtliche Wunde würde die rasende Wuth der furchtbaren Katze nur noch mehr gereizt haben. Rice folgte deshalb dem Thiere in ganz kurzer Entfernung, um den günstigsten Augenblick abzuwarten. Nachdem er einige Male vergeblich gezielt, glaubte er endlich diesen Augenblick gekommen zu sehen, feuerte ab und traf den Schädel des Tigers, welcher sterbend über sein Opfer hinrollte. Ein fernerer Schuß tödtete ihn vollends, und jubelnd befreite er jetzt seinen Freund von dem erdrückenden Gewichte des Raubthiers.

Außer dieser Jagdart giebt es noch viele andere, zum Theil sehr eigenthümliche, um sich des Raubthieres zu entledigen. Fallen aller Art werden gestellt, um den Tiger zu fangen;

namentlich leisten die Fallgruben gute Dienste. Von vortrefflicher Wirkung ist auch das Feuer. Man zündet nämlich von Zeit zu Zeit die Hauptversteckplätze des Tigers an, zieht an der dem Feuer entgegengesetzten Seite starke Netze quervor und stellt dort in Zwischenräumen auf erhöhten Gerüsten sichere Schützen auf. Kann man den Ort auskundschaften, an welchem ein Tiger seine Beute verzehrt hat, so errichtet man rasch in der Nähe eine Schießhütte und erlegt ihn, wenn er zurückkommt, um den Rest seiner Beute zu verzehren.

Ein sehr gefährlich scheinender, aber in Wahrheit ungefährlicher Jagdplan besteht auch in Folgendem: Man baut einen Käfig aus sehr starkem Bambus und stellt ihn auf den Wechsel des Tigers. In diesen Käfig verbirgt sich ein bewaffneter Mann und giebt sich somit selbst als Köder hin. Mit Anbruch der Nacht erscheint der Tiger und gewahrt natürlich sehr bald den Menschen, welcher seinerseits alle Mittel gebraucht, um ihn herbeizulocken, und klagt und jammert oder anderes Geräusch hervorbringt. Die Sache näher zu untersuchen, kommt der Tiger heran, sieht sein vermeintliches Opfer durch die Stäbe des Gitters und versucht jetzt, diese mit seinen Tatzen zu zerbrechen. Dabei muß er sich aber nothwendigerweise so stellen, daß seine Brust nach dem Manne zugekehrt wird, und dieser benutzt den günstigen Augenblick, um ihm seine Lanze mit Macht in das Herz zu rennen. Da nun die Lanze, in einigen Gegenden wenigstens, vergiftet ist, wird das Raubthier fast regelmäßig mit dem ersten Stoß erlegt.

Es ist merkwürdig, daß ein so gewaltiges Thier, wie der Tiger, gewöhnlich auch einer leichten Verwundung erliegt. Ein angeschossener Tiger geht fast regelmäßig zu Grunde. Dabei wirken freilich noch andere Ursachen mit. In jenen heißen Ländern ist das Heer der stechenden und blutsaugenden Kerbthiere selbstverständlich ein weit größeres, als bei uns. Hunderte von Fliegen beeilen sich, ihre Eier an den Rändern der Wunde abzulegen. Da entstehen denn schon am zweiten Tage die bösartigsten Geschwüre. Es stellt sich Wundfieber ein, und das Thier geht zu Grunde, selbst wenn die Kugel keinen einzigen der edleren Theile getroffen hat. Der Leichnam des Tigers soll, wie allgemein versichert wird, außerordentlich leicht in Fäulniß übergehen. Man hütet sich deshalb sorgfältig, einen erlegten Tiger den Strahlen der Sonne auszusetzen oder auf einen von ihr beschienenen, freien Platz zu legen.

Der Nutzen, welchen ein geübter Tigerjäger aus seinen Jagden zieht, ist nicht unbedeutend. Ganz abgesehen von der Belohnung, welche dem glücklichen Schützen wird, kann er fast alle Theile des Tigers verwerthen. Das Fleisch wird allerdings nicht gegessen, wie man in Anbetracht der Gewohnheiten vieler Völker, welche alle erlegten wilden Katzen als gute Beute betrachten, vermuthen möchte: wohl aber benutzt man das Fell, die Klauen, die Zähne und das Fett. Das Fell wird mit irgend einem Gerbstoffe und Schutzmittel gegen die Kerbthiere getrocknet und wandert dann zumeist in die Hände der Europäer oder nach China. Es wird weniger geschätzt, als das Pantherfell und entweder zu Pferde-, Sattel- oder Schlittendecken, in China aber zu Polstern verwendet.

Die Paarungszeit des Tigers ist verschieden nach den Klimaten der betreffenden Heimatländer. Etwa 100 Tage nach derselben wirft die Tigerin zwei bis drei Junge an einem unzugänglichen Orte zwischen Bambus oder Schilf, am liebsten unter der dichten und schattigen Laube einer Korintha. Die Thiere sind, wenn sie zur Welt kommen, halb so groß wie eine Hauskatze und nach Art aller jungen Katzen ganz reizende Geschöpfe. In den ersten Wochen verläßt die Mutter ihre geliebten Kleinen nur, wenn sie den nagendsten Hunger fühlt. Sobald sie aber etwas größer geworden sind und auch nach fester Nahrung verlangen, streift sie weit umher und wird dann doppelt gefährlich. Der Tiger bekümmert sich gar nicht um seine Brut, unterstützt jedoch die Alte bei etwaigen Kämpfen für dieselbe. Nicht selten gelingt es, die jungen Tiger zu rauben. Dann hört man das rasende Gebrüll der Alten mehrere Nächte hindurch erschallen, und sie erscheint tollkühn in der Nähe der Dörfer und Wohnplätze, in denen sie ihre Nachkommenschaft vermuthet.

Jung eingefangene und verständig behandelte Tiger werden sehr zahm, zeigen sich aber selten so zutraulich und tückelos, wie Löwen unter ähnlichen Umständen. Man hat es in neuester Zeit weit in der Zähmung des Tigers gebracht; sehr häufig wagen die Thierbändiger, selbst zu ihm in den Käfig zu gehen und allerlei Spiele oder sogenannte Kunststücke mit ihm zu treiben. Allein eine gefährliche Sache bleibt das immer und volles Vertrauen verdient er nie. — Zwei schöne Tiger, welche ich beobachtete, begrüßten mich durch eigenthümliches Schnauben, sobald ich mich zeigte, und leckten mir zärtlich die Hand; dennoch durfte ich mich niemals verleiten lassen, die ihnen gegenüber nöthige Vorsicht zu vergessen: es liegen hierfür zu viele warnende Thatsachen vor, und mehr als ein Thierwärter oder neugieriger Beschauer hat durch den Tiger sogar hier in Europa sein Leben eingebüßt.

Dagegen sind auch Beispiele bekannt, daß zahme Tiger große Anhänglichkeit an ihre Wärter bewiesen. Ein junger Tiger, welcher einstmals nach England gebracht wurde, hatte während der Reise in dem Schiffszimmermann einen Freund gefunden, der ihn pflegte und wartete, aber, wenn er sich ungebührlich bezeigte, auch züchtigte. In Anerkennung des Erstern ließ sich der Tiger das Letztere wie ein Hund gefallen, und als sein Pfleger ihn nach zwei Jahren wiedersah, erkannte er ihn nicht nur sogleich, sondern legte so große Freude an den Tag, daß der Zimmermann zu ihm in den Käfig ging, wo er mit Schmeicheleien aller Art empfangen wurde. Erst nach drei Stunden gelang es ihm, von seinem überzärtlichen Freunde wieder loszukommen. Alt gefangene Tiger werden niemals zahm.

Bisweilen pflanzt sich der Tiger selbst in der Gefangenschaft fort. Man hat sogar erfahren, daß er sich mit dem Löwen paart und Blendlinge zur Welt gebracht hat, welche zwischen beiden in der Mitte stehen, immer aber die Streifen des Tigers tragen.

Die indischen Fürsten lassen die gefangenen Tiger zuweilen mit andern starken Thieren kämpfen, namentlich mit Elefanten. Tachard sah einen solchen Kampf in Siam.

Man sagt, daß der Elefant verloren wäre, wenn es dem Tiger gelänge, ihn am Rüssel fest zu fassen; doch soll sich der kluge Riese sehr in Acht nehmen, dieses wichtige Werkzeug in Gefahr zu bringen. Ungeachtet des Bewußtseins seiner Stärke läßt der wildlebende Elefant einen Tiger im Freien ungeschoren, ja er flieht sogar vor ihm, und das Gleiche thut das Nashorn, von dessen Freundschaft mit dem Tiger man früher vielerlei fabelte.

Die Alten lernten den Tiger erst sehr spät kennen. In der heiligen Schrift scheint er gar nicht vorzukommen, und auch die Griechen wissen noch sehr wenig von ihm. Nearch, der Feldherr Alexanders, hat zwar ein Tigerfell gesehen, nicht aber das Thier selbst, von dem er durch die Inder erfahren hat, daß es so groß wie das stärkste Pferd sei und an Schnelligkeit und Kraft alle übrigen Geschöpfe übertreffe. Erst Strabo spricht etwas ausführlicher von ihm. Den Römern war der Tiger bis zu Varro's Zeiten vollkommen unbekannt; als sie jedoch ihr Reich bis zu den Parthern ausdehnten, lieferten diese auch Tiger und brachten sie nach Rom. Plinius schreibt, daß zuerst Scaurus im Jahre 743 der Stadt einen gezähmten Tiger im Käfig gezeigt habe. Claudius besaß vier. Später kamen die Thiere öfter nach Rom, und Heliogabalus spannte sie sogar vor seinen Wagen, um den Bacchus vorzustellen. Avitus endlich ließ in einem Schauspiele ihrer fünf tödten, was früher nie gesehen worden war. —

Der Königstiger ist unter den Katzen eine ebenso vereinzelte Erscheinung wie der Löwe, und hat nicht einmal einen entfernten Verwandten, wie dieser in dem Puma. In der früheren Schöpfung gab es allerdings mehr unzweifelhafte Tigerarten, von denen diejenige, welche am häufigsten gefunden wird, der Höhlentiger nämlich, das mittlere Europa bewohnte. Gegenwärtig giebt es nur noch eine Katze, welche ihm entfernt ähnelt. Dies ist der

Nebelparder oder Rimau Dahan (Tigris macroscelis). Der lang gestreckte Rumpf mit den kräftigen, niedrigen Beinen, der kleine, sehr stumpfe Kopf mit den gerundeten Ohren und der lange, weiche Pelz ähneln noch am meisten dem Königstiger. Das Thier ist aber nicht nur bei weitem kleiner, als dieser, sondern auch durch die auffallend niederen Beine und den körperlangen Schwanz unterschieden. Die Grundfarbe seines Pelzes ist ein ins Aschgraue oder Bräunlichgraue, bisweilen auch ins Gelbliche oder Röthliche ziehendes Weißgrau, welches an den Untertheilen ins Lohfarbene spielt. Das Haar ist lang und wunderbar fein. Kopf, Füße und Unterleib sind mit vollen, schwarzen, rundlichen oder gekrümmten Flecken und Streifen gezeichnet. Beiderseits des Halses verlaufen drei unregelmäßige Längsbinden. Auf dem Rücken ziehen sich zwei ähnliche hinab. Die Mundränder sind schwarz gesäumt, die Ohren außen schwarz mit grauen Flecken. Schmälere Binden finden sich auch an den Seiten des Kopfes. Auf der Schulter, den Leibesseiten und Hüften liegen unregelmäßig, winklig gesäumte schwarze Flecken, ebenso auch auf dem Schwanze. Die Länge des Leibes beträgt 3 Fuß, des Schwanzes 2½ Fuß.

Bis noch vor wenigen Jahren war der Nebelparder ebenso selten in den Museen, als in den Thiergärten, und erst seit einiger Zeit sieht man ihn in den größeren Anstalten, doch noch immer sehr einzeln. Die Eingeborenen Sumatras, in deren Lande diese Katze am häufigsten lebt, versichern, daß sie nichts weniger als wild sei und sich blos von kleineren Säugethieren und Vögeln nähre. Ein sehr schöner und gesunder Nebelparder befindet sich gegenwärtig in dem Thiergarten zu London und ist beständig ein Gegenstand der Anziehung und Theilnahme für alle Beschauer. Ich sah ihn dort im Jahre 1863. Er ist ein prächtiges, zahmes, liebenswürdiges Thier, mit welchem der Wärter umgeht wie mit einer gutmüthigen Hauskatze.



Der Jaguar oder die Unze (Leopardus Onza).

Die schönsten Mitglieder der schönen Katzenfamilie sind diejenigen Arten, deren Färbung sich durch gesäumte, d. h. ringförmig einen Hof umschließende, oder durch volle Flecken auszeichnet. Man gab ihnen den Namen nach ihrem buntesten und am längsten bekannten Mitgliede, dem Leopard oder Pardel, und dieser Name genügt bei dessen Allbekanntschaft allein schon zur Bezeichnung der ganzen Familie. Alle Pardelkatzen (Leopardus) sind große oder mittelgroße Katzen mit kurzhaarigem, sehr buntem Fell, ohne Mähne, Quasten und Pinsel an irgend einer Stelle, mit kurzen Ohren und schönen, großen und leuchtenden Augen, deren Stern rund ist. Die Flecken stehen gewöhnlich rosettenartig zusammen, ändern aber selbst bei den einzelnen Arten vielfach in Stellung und Gestalt ab und verwandeln sich bei anderen in längliche Streifen. Die Pardel bewohnen die alte und die neue Welt und sind ziemlich zahlreich vertreten. In ihrem Leben, Lebensverhältnissen und ihren Sitten stimmen sie im wesentlichen mit einander überein; gleichwohl hat fast jede Art ihr Eigenthümliches, und deshalb macht sich eine Einzelbeschreibung der ausgezeichnetsten Mitglieder dieser Gruppe nothwendig.

Unter ihnen steht das gefürchtetste aller Raubthiere der neuen Welt, der Jaguar oder die Unze (Leopardus Onza), obenan. Er ist der größte und stärkste der ganzen Gruppe, zugleich aber auch einer der schönstgezeichneten. Wir kennen ihn schon aus den ersten Nachrichten, welche uns über Amerika zugekommen sind; doch hat auch jetzt noch immer fast jeder Reisende Etwas über ihn zu berichten. Daß bei den Beschreibungen auch viele Fabeln untergelaufen sind, ist leicht erklärlich. Sie beweisen eben nur die Furchtbarkeit, oder besser noch das Ansehen, in welchem das Thier bei den einheimischen und eingewanderten Amerikanern steht. Durch

Azara, Humboldt, Prinz von Wied und vor Allem durch Rengger sind wir mit dem Thiere genau bekannt geworden, und eine Beschreibung desselben ist daher sehr leicht; man braucht eben nur die Worte dieser ausgezeichneten Gelehrten wiederzugeben. Dies ist denn auch hier geschehen.

Der Jaguar steht hinsichtlich seiner Größe kaum hinter dem Tiger zurück und übertrifft somit alle übrigen Mitglieder der Familie, selbstverständlich noch mit Ausnahme des Löwen. Seine Gestalt zeigt mehr den Ausdruck von Kraft, als von Gewandtheit; denn das Thier erscheint etwas schwerfällig. Der Körper ist nicht so lang, wie der des Leoparden oder Tigers, und die Gliedmaßen sind im Verhältniß zum Rumpfe kürzer, als bei jenen Katzen. Ein vollkommen erwachsener Jaguar mißt nach Rengger 4 Fuß 7 Zoll von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel und 2 Fuß 2 Zoll von da bis zur Schwanzspitze; Humboldt berichtet aber auch von einzelnen, welche mindestens ebenso groß wie der Königstiger waren. Am Widerrist wird die Unze etwa 2½ Fuß hoch, etwas darüber oder darunter. Der Pelz ist kurz, dicht, glänzend und weich, und an der Kehle, dem Untertheile des Halses, der Brust und dem Bauche etwas länger, als an dem übrigen Körper. Die Pelzfärbung ändert vielfach ab, ebensowohl was die Grundfarbe, als was die Fleckenzeichnung anbelangt. Bei den meisten ist jene röthlichgelb, ausgenommen im Innern des Ohres, an der untern Schnauze, den Kinnladen, der Kehle und der übrigen Unterseite, sowie an der Innenseite der vier Beine, wo Weiß vorherrschend ist. Das ganze Fell ist theils mit kleineren, schwarzen, kreisförmigen, länglich oder auch unregelmäßig gestalteten Flecken, theils mit größeren Flecken und Ringen besetzt, welche gelblichroth und schwarz umrandet sind und in ihrer Mitte einen oder zwei schwarze Punkte tragen. Die vollen Flecken befinden sich besonders am Kopfe, am Halse, an der Unterseite des Leibes und an den Gliedmaßen. Sie sind da, wo die Grundfarbe die weiße ist, spärlicher, aber größer und unregelmäßiger, als an den übrigen Theilen, und bilden zuweilen an der innern Seite der Beine Querstreifen. Auch an der hintern Körperhälfte sind sie größer, als an der vordern, und am hintern Drittheile des Schwanzes, welches schwarz ist, bilden sie zwei bis drei volle Ringe. Bei allen Abänderungen findet sich immer ein schwarzer Flecken an jedem Mundwinkel und ein anderer mit einem weißen oder gelben Punkte in der Mitte an dem hintern Theile des Ohres. Auf dem Rücken fließen die unregelmäßigen Streifen, welche sich auf dem Kreuze in zwei theilten, zusammen; an den Seiten des Körpers bilden sie Reihen, welche mehr oder minder gleichlaufend sind. Etwas Genaueres läßt sich nicht sagen; denn man findet kaum zwei oder drei Felle, welche durchaus gleichmäßig gezeichnet sind. Der weibliche Jaguar ist im allgemeinen von etwas bläßerer Farbe, als der männliche, und hat auch weniger ringförmige Flecken am Halse und auf den Schultern, dafür aber mehr und deshalb natürlich kleinere an den Seiten des Leibes.

Der Name Jaguar stammt aus der Sprache der Guaraner, welche das Thier „Jaguarette", d. h. „Körper des Hundes", nennen. Die Spanier nennen ihn Tiger und die Portugiesen gemalte Onze oder Unze und unter diesem Namen wird er auch oft von den Reisebeschreibern erwähnt. Seine Heimat besitzt eine große Ausdehnung; denn sie reicht von Buenos-Ayres und Paraguay durch ganz Südamerika bis nach Mejiko und in den südwestlichen Theil der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Am häufigsten findet er sich in den gemäßigten Theilen von Südamerika, längs der Ströme Parana, Paraguay und Uruguay, am seltensten in den Vereinigten Staaten, wo ihn der vordringende Weiße mehr und mehr verdrängt. Gegenwärtig ist er überall weit seltener, als er es früher war, auch schon weit seltener, als zu Ende des vorigen Jahrhunderts, um welche Zeit, wie Humboldt angiebt, alljährlich noch zweitausend Jaguarfelle nach Europa gesandt wurden. Er bewohnt die bewaldeten Ufer der Ströme, Flüsse und Bäche, den Saum der Waldungen, welche nahe an Sümpfen liegen, und das Moorland, wo über sechs Fuß hohe Gras- und Schilfarten wachsen. Auf offenem Feld und im Innern der großen Wälder zeigt er sich selten und nur, wenn er aus einer Gegend in die andere zieht. Er hat kein bestimmtes Lager und gräbt sich keine Höhlen. Wo ihn die Sonne überrascht, legt er sich nieder, im Dickicht des Waldes oder im hohen Grase, und verweilt dort den Tag über. In den größeren Steppen, zumal in den Pampas von Buenos-Ayres, wo ihm die Wälder mangeln, verbirgt er sich, wie Azara sagt, im hohen Grase oder in den unterirdischen Höhlen, welche die dort sich herumtreibenden wilden oder verwilderten Hunde anlegen; wo er Wälder hat, zieht er diese jedem andern Aufenthaltsorte vor. In der Morgen- und Abenddämmerung, oder auch bei hellem Mond- und Sternenschein geht er auf Raub aus, nie aber in der Mitte des Tages oder bei sehr dunkler Nacht.

Alle größeren Wirbelthiere, deren er habhaft werden kann, bilden die Nahrung des Jaguars. Er ist ein in jeder Hinsicht furchtbarer Räuber. So plump sein Gang auch erscheint, so leicht

und geschwind weiß er sich im Falle der Noth zu bewegen. Seine Kraft ist für ein Thier von seinem Wuchse außerordentlich groß; sie kann nur mit der des Tigers und des Löwen verglichen werden. Die Sinne sind scharf und gleichmäßig ausgebildet; das unstäte Auge, welches in der Nacht oft leuchtet, ist lebendig und wild und sieht sehr scharf in der Dämmerung: es wird nur vom hellen Sonnenschein geblendet; das Gehör ist vortrefflich, der Geruch aber, wie bei allen Katzen, nicht eben besonders: doch vermag er immerhin noch eine Beute auf gewisse Entfernung zu wittern. So ist er leiblich vollkommen ausgerüstet, um als äußerst gefährliches Raubthier auftreten zu können. Er verschmäht blos das Fleisch seiner eigenen Art; Dies glaubt man wenigstens annehmen zu dürfen, weil Jaguare, die in der Gefangenschaft gehalten wurden und weder Katzen- noch Hundefleisch liegen ließen, niemals das Fleisch eines getödteten Jaguars verzehren wollten. Das ist aber auch die einzige Ausnahme, welche er macht! Azara fand im Kothe des Thieres die Stacheln eines Stachelschweins; Rengger im Magen Theile von Ratten und Agutis, woraus hervorgeht, daß er auch auf kleinere Thiere Jagd machen muß. Ebenso beschleicht er im Schilfe Sumpfvögel und weiß Fische sehr gewandt aus dem Wasser zu ziehen. Ja, es ist wiederholt behauptet worden, daß er sogar den Kaiman nicht verschone. Daß er Lurche verzehrt, ist nach den Beobachtungen Humboldt's und des Prinzen von Wied nicht in Zweifel zu ziehen. „Der Jaguar", sagt Ersterer, „der grausamste Feind der Arrua-Schildkröte, folgt dieser an die Gestade, wo sie ihre Eier legt. Er überfällt sie auf dem Sande und, um sie desto bequemer verzehren zu können, wendet er dieselbe um. Die Schildkröte kann sich nicht wieder aufrichten, und weil der Jaguar ungleich mehr derselben mordet, als er in einer Nacht frißt, so benutzen die Indianer öfters seine List zu ihrem Vortheil. Man kann übrigens die Gewandtheit der Pfote des Tigers nicht genug bewundern, die den gedoppelten Panzer der Schildkröte ausleert, als wären die Muskularbande mit einem chirurgischen Instrumente gelöst worden."

„Für einen geübten Jäger", sagt Rengger, „ist es nichts Seltenes, den Jaguar auf seinen Jagden beobachten zu können, besonders längs der Ströme. Man sieht ihn dann langsam und leisen Schrittes nach dem Ufer heranschleichen, wo er von Zeit zu Zeit den größeren Halbhufern oder Meerschweinchen und den Fischottern nachstellt. Von Zeit zu Zeit bleibt er wie horchend stehen und sieht aufmerksam um sich; niemals aber konnte ich bemerken, daß er, durch den Geruch geleitet, mit zur Erde gestreckter Nase die Spur eines Wildes verfolgt hätte. Hat er z. B. ein Meerschweinchen bemerkt, so ist es unglaublich, mit welcher Geduld und Umsicht er sich demselben zu nähern sucht. Wie eine Schlange windet er sich auf dem Boden hin, hält sich dann wieder Minuten lang ruhig, um die Stelle seines Opfers zu beobachten, und macht oft weite Umwege, um derselben von einer andern Seite, wo er weniger bemerkt werden kann, beizukommen. Ist es ihm gelungen, sich ungesehen dem Wilde zu nähern, so springt er in einem, selten in zwei Sätzen auf dasselbe hin, drückt es zu Boden, reißt ihm den Hals auf und trägt das noch im Todeskampfe sich sträubende Thier im Munde in das Dickicht.

In Viehherden richten die Jaguare oft bedeutenden Schaden an. Sie stellen besonders dem jungen Hornvieh, den Pferden und Mauleseln nach. Azara behauptet, daß er diese Thiere in ganz außergewöhnlicher Weise tödte, indem er auf den Hals seiner Beute springe, eine Klaue in den Nacken oder an das Gehörn setze, mit der andern die Spitze der Schnauze packe und den Kopf jetzt so schnell herumdrehe, daß er dem Thiere in einem Augenblicke das Genick breche. Rengger hat Dies nie beobachtet und auch bei todten Thieren keine Spur davon auffinden können. „Im Gegentheil habe ich immer bemerkt", fährt er fort, „daß der Jaguar seiner Beute, wenn sie in einem großen Thiere besteht, den Hals aufreißt oder, wenn sie nur ein kleines Thier ist, durch einen Biß im Nacken tödtet. Stiere und Ochsen greift er selten und nur in der Noth an; sie gehen muthvoll auf ihn los und verscheuchen ihn. Pferde und Maulesel werden ihm zur leichten Beute, wenn sie sich den Wäldern nähern. Blos Hengste sollen sich durch Beißen und Schlagen gegen den Jaguar vertheidigen, wenn sie nicht schon durch den ersten Sprung zu Boden geworfen werden."

Der Jaguar erhascht seine Beute ebensowohl im Wasser, wie auf dem Lande. Man hat viel gefabelt über die Art und Weise, wie er sich Fische zu verschaffen weiß. Eine Beobachtung, die Rengger mittheilt, belehrt uns hierüber. „Zusammengekauert saß der Jaguar an einem Vorsprung des Ufers, wo das Wasser einen etwas schnelleren Lauf hatte, dem gewöhnlichen Aufenthalt eines Raubfisches, welcher im Lande „Dorado" heißt. Unverwandt richtete er seinen Blick aufs Wasser, indem er sich hin und wieder vorwärts bog, wie wenn er in die Tiefe spähen wollte. Etwa nach einer Viertelstunde sah ich ihn plötzlich mit der Pfote einen Schlag ins Wasser geben und einen großen Fisch ans Land werfen. Er fischt also ganz auf gleiche Art wie die Hauskatze."

Hat der Jaguar ein kleines Thier erlegt, so zehrt er dasselbe mit Haut und Knochen sogleich auf; von großer Beute aber, wie von Pferden, Rindern und dergl., frißt er nur einen Theil, ohne Vorliebe für dieses oder jenes Stück des Körpers zu zeigen; nur die Eingeweide berührt er alsdann nicht. Nach der Mahlzeit zieht er sich in den Wald zurück, entfernt sich aber in der Regel nicht weiter, als eine Viertelstunde von der Stelle, wo er fraß, und überläßt sich dann dem Schlafe. Des Abends oder des andern Morgens kehrt er zu seiner Beute zurück, zehrt zum zweiten Male davon und überläßt dann den Rest den Geiern. Diese machen ihm, wie Humboldt beobachtete, auch schon während seiner Mahlzeiten die Beute streitig.

Mehr als zweimal frißt nach Rengger's Angabe kein Jaguar von einem getödteten Thiere, und noch weniger würde er ein Aas berühren. Niemals tödtet die Unze mehr als ein Stück Vieh auf einmal und unterscheidet sich hierdurch sehr zu ihrem Vortheile von anderen größeren Katzenarten.

Ein Jaguar, welcher den Menschen nicht kennen gelernt hat, weicht ihm, wenn er ihm begegnet, stets ehrfurchtsvoll aus, oder sieht ihn neugierig, oder blos aus der Ferne an. „Nicht selten", sagt Rengger, „stießen wir während unserer Reise in die Wildniß in das nördliche Paraguay auf eine oder mehrere Unzen, welche entweder in das Dickicht des Waldes flohen oder sich am Saume niedersetzten und unsern Zug ganz kaltblütig von weitem betrachteten. Es ist auch ohne Beispiel, daß in den unbewohnten Waldungen, wo das Paraguaykraut gesammelt wird, ein Mensch von einem Jaguar zerrissen worden ist. Diejenigen Unzen aber, welche sich in bewohnten Gegenden oder an Flüssen, wo viel Schifffahrt getrieben wird, aufhalten, verlieren gar bald die Scheu vor dem Menschen und greifen auch ihn an; hat ein Jaguar einmal Menschenfleisch gekostet, so wird ihm dies zur liebsten Speise, und nun fällt er nicht nur den Menschen an, wenn er von ungefähr auf ihn stößt, sondern er sucht ihn sogar gierig auf. Der allgemeinen Sage nach sollen sie sich sogar des Nachts auf die an das Ufer angebundenen Fahrzeuge gewagt und aufgehängtes Fleisch oder Hunde weggeschleppt, ja selbst Matrosen tödtlich verwundet haben. Daß er das Feuer keineswegs scheut, ist ganz sicher."

Azara behauptet, daß der Jaguar, wenn er einen Trupp schlafender Menschen anträfe, erst die Neger oder die Indianer und nur nachher die Weißen tödte. Dies ist, wie Rengger berichtet, ein Irrthum. Der Jaguar mordet, gleich wie bei den Thieren, nie mehr als einen Menschen auf einmal, wenn er sich nämlich nicht vertheidigen muß. So viel aber ist richtig, daß er vorzugsweise den Neger, Mulatten oder Indianer anfällt und den Farbigen dem Weißen vorzieht. Dies geht so weit, daß sich in Paraguay ein Weißer, der unter freiem Himmel an einem gefährlichen Orte die Nacht zubringen muß, für ganz sicher hält, wenn er Schwarze oder Indianer zu Begleitern hat.

Uebrigens scheinen die Unzen manchmal auch ihre besonders gute Laune zu haben. „In Altures", erzählt Humboldt, „hörten wir einen eigenen Zug von einem Jaguar: Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, von acht und neun Jahren hatten nahe beim Dorfe gespielt. Ein Jaguar war aus dem Walde zu ihnen gekommen und war um sie herumgehüpft. Nach längerem Hin- und Herhüpfen schlug er mit der einen Klaue den Knaben auf den Kopf, erst sanft, dann derber, so daß das Blut in Masse ausströmte. Da das Mädchen Dies sah, ergriff sie einen Baumast, schlug damit auf das Thier ein, und brachte es so zur Flucht."

Aehnliche Fälle dürften jedoch außerordentlich selten sein. In der Ebene von Maynas verstreicht nach Pöppig kein Jahr ohne Verlust eines Menschenlebens. Die Unzen kommen bei hellem Tage in die Ortschaften, um Hunde zu holen, welche ihre Lieblingsspeise bilden. Besonders berüchtigt ist der Weg durch die dicken Wälder von Sapuosa bis Moyobamba, indem auf ihm innerhalb eines Menschenalters gegen zwanzig Indianer zerrissen worden sind, welche man als Fußboten versandt hatte. In den Urwäldern am Ufer der peruanischen Anden wohnt nach Tschudi die Unze am liebsten in der Nähe der Dörfer und umkreist sie allnächtlich, entführt auch Hunde, Schweine und nicht selten Menschen. Weit entfernt, sich vor den letztern zu fürchten, stürzt sie sich auf Einzelne und dringt, wenn der Hunger sie treibt, selbst bei Tage in die Walddörfer.

Der Jaguar bleibt an ein und demselben Aufenthaltsorte, solange er dort Etwas erbeuten kann und nicht gar zu sehr beunruhigt wird. Wird ihm die Nahrung knapp oder die Verfolgung Seitens der Menschen zu arg, so verläßt er die Gegend und zieht in eine andere. Dabei hält den Jaguar selbst der breiteste Strom nicht auf. Er ist, wie Rengger versichert, ein trefflicher Schwimmer und hebt dabei den Kopf und das ganze Rückgrat über die Oberfläche des Wassers empor, so daß man ihn schon aus der Ferne von jedem andern schwimmenden Thiere unterscheiden kann. Man sollte glauben, ein schwimmender Jaguar wäre leicht zu

tödten, aber auch im Wasser ist er noch furchtbar. Nur gewandte Kahnführer getrauen sich, ihn anzugreifen; denn so wie er sich verfolgt sieht oder gar verwundet fühlt, wendet er sich sogleich gegen den Nachen. Gelingt es ihm, eine Kralle an den Rand desselben zu setzen, so schwingt er sich an Bord und fällt über die Jäger her. „Ich war", sagt Rengger, „im Jahre 1819 kurz nach meiner Ankunft in Assuncion Augenzeuge eines zum Glück blos lächerlichen Auftritts bei einer solchen Jagd. Es kam ein Jaguar vom jenseitigen Ufer des Stromes dahergeschwommen. Drei Schiffsleute, Ausländer, sprangen, trotz der Warnung eines Paraguayers, mit einer geladenen Flinte in ihren Nachen und ruderten dem Thiere entgegen. In einer Entfernung von 5 bis 6 Fuß feuerte der vorderste die Flinte auf den Jaguar ab und verwundete ihn. Dieser aber ergriff, ehe sich's die Schiffer versahen, den Rand des Nachens und stieg trotz aller Ruder- und Kolbenschläge an Bord. Nun blieb den Schiffsleuten nichts übrig, als ins Wasser zu springen und sich ans Land zu retten. Der Jaguar setzte sich im Kahn nieder und ließ sich wohlgemuth stromabwärts treiben, bis er, von einigen andern Jägern verfolgt, seinerseits ins Wasser sprang und das nahe Ufer gewann."

„Das jährliche Anschwellen der Ströme und Flüsse", fährt Rengger fort, „vertreibt die Jaguare von den Inseln und den mit Wald bewachsenen Ufern, so daß sie sich zu dieser Zeit mehr den bewohnten Gegenden nähern und Schaden unter Menschen und Vieh anrichten. Sind die Ueberschwemmungen groß, so ist es nicht selten, einen Jaguar mitten in einer am hohen Ufer gelegenen Stadt oder in einem Dorfe zu sehen. Als wir bei hohem Wasserstande im Jahre 1825 in St. Fe landeten, erzählte man uns, daß vor wenigen Tagen ein Franziskanermönch, als er eben die Frühmesse lesen wollte, unter der Thüre der Sakristei von einem Jaguar zerrissen worden sei."

Die Wunden, welche der Jaguar beibringt, sind immer höchst gefährlich, nicht nur ihrer Größe, sondern auch ihrer Art wegen. Weder seine Zähne, noch seine Klauen sind sehr spitz und scharf, und so muß bei jeder Wunde Quetschung und Zerreißung zugleich stattfinden.

Den größten Theil des Jahres lebt der Jaguar, nach Rengger's Beobachtungen, allein; in den Monaten August und September aber suchen sich beide Geschlechter auf.

„Die Tragzeit des Jaguars", berichtet Derselbe, „kenne ich nicht bestimmt; jedoch mag sie von 3 bis 3½ Monate sein. Das Weibchen wirft gewöhnlich zwei der Sage nach blinde Junge, selten drei, und zwar im undurchdringlichsten Dickicht des Waldes oder in einer Grube unter einem halbentwurzelten Baume. Die Mutter entfernt sich in den ersten Tagen nie weit von ihren Jungen und schleppt sie, sobald sie dieselben nicht sicher glaubt, im Maule in ein anderes Lager. Ueberhaupt scheint ihre Mutterliebe sehr groß zu sein, und sie vertheidigt die Jungen mit einer Art von Wuth und soll stundenweit den Räuber derselben brüllend verfolgen."

In Paraguay und längs des Parana zieht man nicht selten junge Jaguare in Häusern auf. Dazu müssen sie aber als Säuglinge eingefangen sein, sonst sind sie nicht mehr zu bändigen. In der Färbung unterscheiden sich ganz junge Thiere von den alten; doch schon im siebenten Monate sind sie denselben gleich. Rengger zog seine Jaguare mit Milch und gekochtem Fleisch auf. Pflanzenkost vertragen sie nicht lange, rohes Fleisch aber macht sie bald bösartig. Sie spielen mit jungen Hunden und Katzen, besonders gern aber mit hölzernen Kugeln. Ihre Bewegungen sind leicht und lebhaft. Sie lernen ihren Wärter sehr gut kennen, suchen ihn sogar auf und bezeugen bei seinem Wiedersehen ihre Freude. Sobald die Unzen ihre Kraft fühlen, gegen das dritte Jahr hin und noch früher, ermangeln sie nicht, zum Schaden ihres Herrn von ihren Zähnen Gebrauch zu machen. Vergebens werden ihnen die Eck- und Schneidezähne bis auf die Wurzel abgefeilt und die Klauen von Zeit zu Zeit beschnitten, sie können vermöge ihrer ungeheueren Kraft auch ohne Waffen Unglück stiften. So lange der Jaguar noch jung ist, kann man ihn durch Schläge bändigen; später hält es schwer, seiner Meister zu werden. Großmuth und Erkenntlichkeit sind ihm fremd; er zeigt keine ausdauernde Anhänglichkeit für seinen Wärter oder für ein mit ihm auferzogenes Thier, und es ist daher immer eine gewagte Sache, ihn länger als ein Jahr, ohne ihn einzusperren, in der Gefangenschaft zu halten.

Seines furchtbaren Schadens wegen wird der Jaguar in bewohnten Gegenden auf alle mögliche Weise gejagt und getödtet. Man glaubt, daß er sein Leben auf zwanzig Jahre bringen könne; doch dürfte er blos in den einsamsten Wildnissen ein derartiges Alter erreichen; denn in den bevölkerten Theilen Amerikas stirbt wohl kein Jaguar eines natürlichen Todes. Die älteste Jagdart ist wohl die tückischste und zugleich diejenige, welche am sichersten zum Ziele führt. Die Indianer nämlich erlegen ihn mit ihren uralten Waffen, ohne ein Mißlingen befürchten zu müssen. Sie fertigen sich aus einer riesigen Bambusart ein Blasrohr und aus

der Wedelrippe eines Palmbaumes oder aus Dornen kleine schmächtige Pfeile, welche sicherer und tiefer treffen, als die Kugeln aus der besten Büchse. Die Pfeile sind mit dem furchtbaren Urarigift getränkt. Aus ziemlich weiter Entfernung sendet der Jäger seine fürchterlichen Pfeile nach der gewaltigen Katze ab, einen nach dem andern. Diese achtet kaum des kleinen Ritzes, welchen die Geschosse ihr beibringen; sie hält vielleicht das Pfeilchen blos für einen Dorn, der sie verwundete: aber schon nach wenigen Minuten erfährt sie, mit welcher furchtbaren Waffe ihr der Mensch zu Leibe ging. Das Gift beginnt zu wirken, ihre Glieder erschlaffen, die Kraft erlahmt, sie stürzt mit einigen Zuckungen auf den Boden, richtet sich noch einige Male auf, versucht sich fortzuraffen, und bricht dann plötzlich zusammen, zuckend, verendend.

Weit verwegener, als diese heimtückische Jagd ist folgende. Der Jäger umwickelt mit einem Schaffelle den linken Arm bis über den Ellbogen und bewaffnet sich mit einem zweischneidigen Messer oder Dolche von etwa zwei Fuß Länge. So ausgerüstet, sucht er mit zwei oder drei Hunden den Jaguar auf. Dieser bietet wenigen Hunden sogleich die Spitze; der Jäger naht sich ihm und reizt ihn gewöhnlich mit Worten und Geberden. Plötzlich springt der Jaguar mit einem oder zwei Sätzen auf den Jäger zu, richtet sich aber zum Angriffe, wie unser Bär, in die Höhe, und öffnet brüllend den Rachen. In diesem Augenblicke hält der Jäger den beiden vorderen Tatzen des Thieres den umwundenen Arm dar, und mit dem Körper in etwas nach rechts ausweichend, stößt er ihm den Dolch in die linke Seite.

Wie man Rengger versicherte, giebt es sogar Menschen, die tollkühn genug sind, blos mit einer Keule bewaffnet den Jaguar anzugreifen. Auch diese sollen sich den linken Arm mit einem Schaffell umwinden und ihrem Feinde im Augenblicke, wo er gegen sie aufsteht, einen Schlag auf den Lendenwirbel versetzen, so daß er zusammensinkt und des gebrochenen Rückgrates wegen nicht mehr aufstehen kann. Einige Schläge auf die Nasenwurzel vollenden seine Niederlage. Nach demselben Beobachter wird der Jaguar in Paraguay auf folgende Art gejagt: Ein guter Schütze, in Begleitung von zwei Männern, von denen der eine mit einer Lanze, der andere mit einer fünf Fuß langen, zweizackigen Gabel bewaffnet ist, sucht mit sechs bis zehn Hunden den Jaguar auf. Ist dieser schon öfter gejagt worden, so reißt er auf das erste Anschlagen der Hunde aus; sonst aber stellt er sich zur Gegenwehr oder klettert auf einen Baum. Widersetzt er sich den Hunden, so schließen diese einen Kreis um ihn und bellen ihn an. Sie müssen schon sehr beherzt und geübt sein, um ihn anzugreifen, und werden dennoch gewöhnlich das Opfer ihres Muthes. Ohne Mühe bricht ihnen der Jaguar mit einem Schlage den Rücken oder reißt ihnen den Bauch auf; denn nicht einmal zwanzig der besten Doggen können einen ausgewachsenen Jaguar überwältigen. Sowie nun die Jäger das Raubthier ansichtig werden, stellen sie sich neben einander, den Schützen in der Mitte. Dieser sucht ihm einen Schuß in den Kopf oder in die Brust beizubringen. Gelingt der Schuß, so fallen die Hunde über das Thier her und drücken es zu Boden, wo seine Niederlage leicht vollendet wird. Fehlt aber der Schuß oder wird der Jaguar nur leicht verwundet, so springt er unter fürchterlichem Gebrüll auf den Schützen los. Sobald er sich aber auf die hinteren Beine stellt, hält ihm der mit der Gabel bewaffnete Jäger diese vor, und der Lanzenträger giebt ihm von der Seite einen Stich in die Brust, zieht aber die Lanze sogleich wieder zurück und macht sich auf einen zweiten Stoß gefaßt, denn der niedergeworfene Jaguar steht mit der größten Schnelligkeit wieder auf und stürzt sich auf seine Gegner, die ihn mit neuen Stößen empfangen, bis er seine Kraft verliert und endlich von den anspringenden Hunden auf dem Boden festgehalten wird.

Die Paraguayer greifen den Jaguar übrigens auch blos mit der Lanze an. Ist das Thier auf einen Baum geklettert, so suchen sie ihre Schlinge, die sie immer mit sich führen, ihm um den Hals zu werfen oder dieselbe ihm vermittelst einer oben eingekerbten Stange anzulegen. Hiergegen scheint sich der Jaguar wenig zu sträuben; er muß aber bald sehen, wie unbedachtsam Dies war; denn sobald ihm die Schlinge um den Hals geworfen ist, bringt der Reiter sein Pferd, an dessen Bauchriemen das andere Ende befestigt ist, in Galopp, reißt den Jaguar vom Baume herunter und schleift ihn aufs offene Feld hinaus. Hier wirft ein zweiter Reiter, wenn das Raubthier noch lebend und kräftig ist, ihm eine andere Schlinge um die Beine, und beide Männer reiten nun in entgegengesetzter Richtung davon und erdrosseln den Räuber. Auf gleiche Weise, aber noch leichter, erwürgt man ihn, wenn man ihn im offenen Felde antrifft; denn hier, vom Walde oder Röhricht entfernt, wagt er es gar nicht, sich zu vertheidigen, sondern sucht in großen Sprüngen zu entfliehen. Auf dem Anstande wird der Jaguar auch erlegt. Der Schütze versteckt sich in der Nähe eines lebenden Thieres oder eines von der Unze bereits getödteten auf einem Baume und schießt von dort herab auf



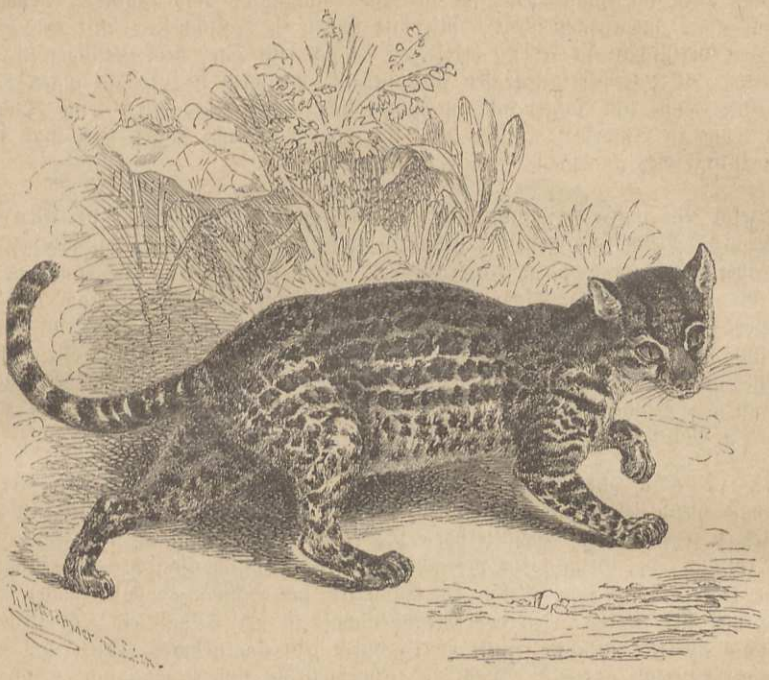
Der Ozelot oder die Pantherkatze (Leopardus pardalis).

das zurückkehrende Raubthier. Hier und da gräbt man auch Fallgruben aus und fängt in ihnen die angeköderte Katze.

Das Fell des Jaguars hat in Südamerika nur geringen Werth und wird höchstens zu Fußdecken und dergleichen verwendet. Das Fleisch essen blos die Botokuden. Manche Indianer sollen auch sein Fett genießen, trotz seines heftigen Geruches.

Weit weniger schädlich und furchtbar, als der Jaguar, ist eine zweite sehr schöne Katze Südamerikas, vielleicht das farbenschönste Mitglied der ganzen Familie, der Ozelot oder die Pantherkatze (Leopardus pardalis). Sie ist bedeutend kleiner, als der Jaguar, erreicht jedoch immer noch, wenn auch nicht die Höhe, so doch die Länge unseres Luchses; denn diese beträgt 3 Fuß und die Länge des Schwanzes 1 Fuß 3 Zoll, die Höhe am Widerrist dagegen kaum 1½ Fuß. Der Körper ist schlank, die Beine sind ziemlich hoch, obwohl viel niedriger, als beim Luchs, der Schwanz ist mittellang, von mäßiger Dicke, gegen die Spitze zu etwas verdünnt. Die Ohren sind kurz, breit und abgerundet, der Augenstern ist beinahe rund. Dicht, glänzend und weich ist der Pelz und dabei ebenso bunt wie geschmackvoll gezeichnet. Seine Grundfarbe ist auf der Oberseite ein bräunliches Grau oder Röthlichgelbgrau, auf der Unterseite ein gilbliches Weiß. Von den Augen zieht sich jederseits ein schwarzer Längsstreifen zu den Ohren. Die Oberseite des Kopfes ist klein getupft, auf den Wangen verlaufen Querstreifen und von diesen aus ein Kehlstreif. Ueber den Rücken ziehen sich Längsstreifen, meist vier, längs des Rückens eine Reihe schmaler, schwarzer Flecken, unter denen größere hervortreten, an den Seiten gekrümmte Längsreihen breiter, bandförmiger Längsstreifen, welche von den Schultern bis zum Hintertheile reichen, lebhafter, als die Grundfarbe, schwarz gesäumt, und oft in der Mitte dunkel punktirt sind. Der Unterleib und die Beine sind mit vollen Flecken bedeckt, welche auf dem Schwanze in Ringe übergehen. Diese Färbung ändert übrigens sehr ab.

Der Ozelot ist weit verbreitet. Er findet sich durch ganz Mittelamerika bis in das nördliche Brasilien und andrerseits bis Mejiko und Tejas und den südlichen Theil der Vereinigten Staaten. Hier lebt er mehr in den tieferen und menschenleeren Wäldern, als in der Nähe von Ortschaften, obgleich er auch da vorkommt. Auf freiem Felde findet man ihn nie,



Der Marguay (Leopardus tigrinus). (S. 141.)

immer nur in Wäldern und in sumpfigen Gegenden. An manchen Orten ist er häufig. Den Tag über schläft er im dunkelsten Theile des Waldes, zuweilen im hohlen Baume oder auch zwischen undurchdringlichen Bromelien, welche von dichtem Strauchwerk beschattet sind. In der Morgen- und Abenddämmerung, besonders auch bei Nacht, geht er auf Raub aus und zwar ebenso gut in hellen, sternklaren, als in dunkeln, stürmischen Nächten. Letztere sind ihm sogar angenehm, weil er dann, unbemerkt von den Hunden, an die Bauernhöfe herankommen und dort nach Belieben würgen kann. In dunkeln Nächten gilt es für den Hofbesitzer, das Hühnerhaus wohl zu verschließen; denn wenn der Ozelot unter die Hühner kommt, richtet er dort ein arges Blutbad an.

Im Freien besteht die Nahrung unserer Katze aus Vögeln, welche sie entweder auf dem Baume oder auf der Erde in ihren Nestern beschleicht, sowie aus allen kleineren Säugethieren, jungen Rehen, Schweinen, Affen, Agutis, Paccas, Ratten, Mäusen u. s. w.

Der Ozelot lebt paarweise in einem bestimmten Gebiet. Der Jäger kann gewiß sein, nachdem er einen aufgescheucht hat, den andern in nächster Nähe zu treffen. Mehr als ein Paar trifft man jedoch niemals in dem nämlichen Wald an. Männchen und Weibchen gehen nicht zusammen auf den Raub aus, sondern jedes jagt für sich; auch helfen sie einander nicht bei der Jagd oder bei feindlichen Angriffen.

Dem Menschen schadet der Ozelot nur wenig; er fürchtet ihn und die Hunde zu sehr, als daß er sich bevölkerten Gegenden näherte. Blos Wohnungen, welche nahe an Wäldern liegen, werden hin und wieder von ihm heimgesucht; doch auch dann nimmt er höchstens zwei Hühner oder eine Bisamente weg, trägt dieselben ins nächste Gebüsch und verzehrt sie sofort. Man glaubt jedoch, daß er die Schuld von der Verödung der Wälder an Hühnern und andern Vögeln trägt und jedenfalls ist es begründet, daß er diesen Thieren großen Schaden thut. Man jagt ihn in Paraguay mit Hunden oder fängt ihn in Fallen. Er ist sehr scheu und flüchtig und spürt den Jäger bei mondhellen Nächten, noch ehe derselbe ihn gewahr wird.

Der junge Ozelot wird häufig eingefangen und mit Sorgfalt aufgezogen wird er im hohen Grade zahm. Gleich den jungen Hauskatzen gaukeln solche mit einander, spielen mit einem Stück Papier, mit einer kleinen Pomeranze und dergleichen. Ihren Wärter lernen sie bald

kennen, springen ihm nach, belecken ihm die Hand, legen sich ihm zu Füßen nieder oder klettern an ihm hinauf. Gegen Liebkosungen sind sie sehr empfänglich und beginnen augenblicklich zu spinnen, wenn man ihnen schmeichelt. Niemals zeigen sie Falschheit. Mit den Hunden und Katzen, in deren Gesellschaft sie leben, vertragen sie sich sehr gut; dem Geflügel stellen sie aber doch noch nach. Aller früheren Strafen uneingedenk, springen sie, sobald ihnen die Lust ankommt, auf eine Henne und lassen sich im Augenblicke des Raubes durch keine Züchtigung abschrecken, das Thier zu ermorden. Ihrer unvertilgbaren Raubsucht wegen hält man sie gewöhnlich in einem Käfig oder an einem Stricke angebunden.

Dem Ozelot sehr nahe verwandt sind zwei andere Katzen Amerikas, der Marguay und der Mbaracaya. Beide sind mehrfach als Spielarten von jenem angesehen worden; sie unterscheiden sich aber hinlänglich durch ihre Größe. Der Marguay (Leopardus tigrinus) erreicht nur die Größe der Hauskatze. Seine Körperlänge beträgt 20, die des Schwanzes 11 Zoll. Der weiche und schöne Katzenpelz hat oben und an den Seiten eine fahlgelbe Grundfarbe und ist unten, wie bei den meisten übrigen Katzen, weiß mit dunklen Fleckenreihen; auch die Beine und der Unterleib sind gefleckt, die Ohren schwarz mit weißen Flecken. Der Schwanz ist an der Spitze buschiger, als an der Wurzel. Diese Katze läßt sich zähmen und vortrefflich gegen Mäuse und Ratten in den Wohnungen verwenden. —

Der Mbaracaya oder Tschati — Chati — (Leopardus Maracaya) ähnelt in seinem Leibesbau mehr dem Jaguar, als dem Ozelot; seine Körperlänge beträgt 2½ Fuß, die des Schwanzes 1 Fuß und die Schulterhöhe 1⅓ Fuß. Der Grundton der Färbung ist mehr gelblich, als röthlich, der Grundfarbe des Leopardenfells ziemlich ähnlich, unregelmäßig schwarz getüpfelt; die Unterseite ist rein weiß. Die Endhälfte des Schwanzes hat schwarze Binden und einige Ringel vor der Spitze. In der Gefangenschaft ist der Tschati ein sehr liebenswürdiges und anhängliches Wesen, welches seinen Herrn durch sein angenehmes Wesen und die hübschen und anmuthigen Streiche erfreut. Doch so liebenswürdig und umgänglich er sich auch gegen seinen Herrn beweist, so mord- und raublustig zeigt er sich gegen die Hühner.

Eine fünfte Art dieser neuweltlichen Katzen, die langgeschwänzte Tigerkatze (Leopardus macrurus), ist ein ziemlich unbekanntes und auch in Sammlungen noch seltenes Thier. Anfänglich wurde sie für einen Mbaracaya gehalten. Von dem Marguay und Ozelot ist sie verschieden. Ihre schlanke Gestalt und das bunte Fell machen sie zu einem der schönsten Thiere der Katzenfamilie, das fast in allen großen Urwäldern Brasiliens lebt. Bei den Brasilianern trägt sie den Namen der gefleckten Wildkatze und wird von ihnen ihres schönen Felles wegen oft geschossen. Da sie weit leichter und behender ist, als der Mbaracaya, steigt sie besonders gern an den Schlinggewächsen auf und ab, durchsucht die Bäume nach mancherlei Thieren und Vogelnestern und erhascht und verzehrt dabei alle kleineren Thiere, welche sie erreichen und bewältigen kann. Wilden und gezähmten Hühnern ist sie ebenfalls sehr gefährlich und kommt deshalb häufig genug an die Wohnungen heran, um Federvieh zu rauben. Ihr Lager schlägt sie in hohlen Stämmen, Felsenklüften oder Erdhöhlen auf und bringt dort auch ganz nach Art unserer Wildkatze ihre Jungen zur Welt. Die Körperlänge des Thieres beträgt 2 Fuß, die des Schwanzes 1 Fuß, die Schulterhöhe 10 Zoll. Es ist also nicht viel größer, als unsere Hauskatze. Seine Grundfarbe ist röthlichbraungrau, an den Seiten heller, unten weiß. Der ganze Leib ist unregelmäßig graubraun oder schwarzbraun gefleckt, und einzelne Flecken umschließen einen lichtern Hof.

Der Colocolo (Leopardus ferox), der Guyana bewohnt, hat einen schmächtigen Leib mit starken Gliedmaßen und einen auffallend flachen, breiten Kopf mit großen, runden Ohren. Der Kopf, die Schultern, die Seiten und die Untertheile sind weiß, der Nacken und der Rücken weißlichgrau. Auf dieser Grundfärbung zeigen sich, zumal auf dem Rücken, schwarze, fahlgelbe, gerundete Längsstriche, welche gegen die Schultern und Schenkel hin immer lichter werden. Die Fußwurzeln sind aschgrau. An den Seiten der Schnauze verläuft ein schwarzer Strich; Der Schwanz endet in eine schwarze Spitze und hat viele dunkle Halbringe. Die Nase und die Innenseite der Ohren sind nackt.

Die Pampaskatze (Leopardus pajeros) ähnelt unserer wilden Katze am meisten, ist jedoch von mehr untersetzter Gestalt und hat einen kleinern Kopf und kürzern Schwanz, sowie einen sehr langen, fast zottigen Pelz, dessen Haare hier und da sogar eine Länge von fünf Zoll erreichen. Die Färbung des Pelzes ist blaßgelblichgrau mit zahlreichen und regelmäßig



Die Pampaskatze (Leopardus pajeros).

gelben oder braunen Binden, welche vom Rücken aus schief gegen die Leibesseite verlaufen. Die einzelnen Haare sind an der Wurzel braun, dann gelb und endlich an der Spitze schwarz, die des Hinterrückens aber an der Wurzel schwarz, dann grau, dann gelblichweiß und endlich vor der schwarzen Spitze rein weiß. Von den Augen laufen jederzeit zwei gelbe oder zimmetfarbne Streifen über die Wangen herab und vereinigen sich unten an der Kehle, sie halsbandartig umfassend. Die Schnauzenspitze, das Kinn, die Augenflecken und der Unterleib sind weiß. Ein schwarzer Streifen liegt vor der Brust und verläuft über die Beine, zwei andere ziehen sich über ihn hin. Die Vorderbeine sind dreimal, die hinteren fünfmal breit schwarz gebändert. Die Füße sind gelblich, der Unterleib ist unregelmäßig schwarz gefleckt, die mäßig großen Ohren sind innen weißlich, außen schwarz, der spitze und etwas buschige Schwanz hat die Farbe des Rückens. Die Pampaskatze findet sich in den Steppen Südamerikas von Patagonien an bis zur Magelhaensstraße herab, und ist namentlich an den Ufern des Rio negro zu finden.

Unter den altweltlichen Gliedern unserer Gruppe verdient, wie billig, der Leopard oder Parder (Leopardus antiquorum) die meiste Berücksichtigung.

Schon seit Aristoteles und Plinius besteht unter den Forschern ein noch heutigen Tages nicht ausgefochtener Streit hinsichtlich der genaueren Bestimmung dreier Katzen, welche man Leopard oder Parder, Panther, und Pardel oder Irbis genannt und bald als Abänderungen ein und desselben Thieres, bald als besondere Art betrachtet hat. Zumal die beiden Erstgenannten haben zu widersprechenden Meinungen Anlaß gegeben; über den Irbis ist man so ziemlich im Reinen. Man hält Leopard und Panther für sogenannte Abarten, weil es bisher noch keinem Naturforscher gelungen ist, durchgreifende, zur Arttrennung Beider berechtigende Unterschiede festzustellen: allein man vergißt dabei, daß die Römer, welche beide Thiere unterschieden, weit bessere Gelegenheit hatten, sie kennen zu lernen, als wir. Uns möchte es äußerst schwer werden, auch nur halb soviel Parder- und Pantherfelle zusammenzubringen, als die Römer lebende Parder und Panther bei einem einzigen ihrer Kampfspiele verwendeten, und wir dürfen deshalb, wenn wir auch inzwischen weit fortgeschritten sind, die Meinung der Alten doch wohl noch nicht so ganz verwerfen, bevor wir mit aller Sicherheit zum Endurtheil berechtigt sind. Ich meinestheils schließe mich der Anschauung der Alten unbedingt an, und dies thun auch alle übrigen Naturforscher, welche Leopard und Panther lebend vor sich sahen. Der Leopard ist immer dunkler und entschieden kurzschwänziger, als der Panther; sein Schwanz hat auch nur 22 Wirbel,



Der Leopard oder Parder (Leopardus antiquorum).

während der Schwanz des Panthers aus 28 Wirbeln besteht. Bei jenem ist die Grundfarbe ein dunkles Gelb, welches auf dem Rücken, der hier sehr dicht stehenden schwarzen Flecken wegen, kaum zum Vorschein kommt: bei diesem ist sie ein helles Ockergelb, welches nach der Unterseite des Leibes in Reinweiß übergeht und allerorten deutlich sichtbar wird, weil die Flecken einzelner stehen, als beim Parder.

Der afrikanische Leopard ist ganz unzweifelhaft die vollendetste aller Katzen auf dem Erdenrund. Wohl flößt uns die Majestät des Löwen alle Achtung vor der gesammten Familie ein, wohl sehen wir in ihm den König der Thiere; wohl erscheint uns der Tiger als der Grausamste unter der grausamen Gesellschaft, wohl besitzt der Ozelot ein farbenreicheres und bunteres Kleid, als alle übrigen Pardel; hinsichtlich der Einhelligkeit des Leibesbaues, hinsichtlich der Schönheit und Fellzeichnung und hinsichtlich der Anmuth und Zierlichkeit der Bewegung aber stehen sie und alle übrigen Katzen weit hinter dem Leoparden zurück. Er vereinigt Alles in sich, was die einzelnen Mitglieder der Familie im Besondern auszeichnet; er vereinigt deren Eigenschaften in leiblicher wie in geistiger Hinsicht. Seine sammtne Pfote wetteifert an Weiche mit der unseres Hinz: aber sie birgt eine Klaue, welche mit jeder andern sich messen kann; sein Gebiß ist verhältnißmäßig viel gewaltiger, als das seines königlichen Verwandten. Ebenso schön als gewandt, ebenso kräftig als behend, ebenso klug als listig, ebenso kühn als verschlagen zeigt er das Raubthier auf der höchsten Stufe, welche es zu erlangen vermag.

Die Leibesgröße des Leoparden ist nicht gerade sehr bedeutend: ein nordischer Luchs kommt ihm fast oder ganz gleich. Recht alte Männchen, welche immer viel größer, als die Weibchen sind, haben wohl nur selten 6½ Fuß Länge und am Widerrist 2½ Fuß Höhe; der Schwanz nimmt von jener Länge etwas über ein Drittheil (2½ Fuß) weg. In unseren Thierschaubuden sehen wir auch von dem Leoparden nur Krüppel, welche höchstens drei Viertheile der angegebenen Maße haben.

Vor den meisten anderen Katzen zeichnet sich der Leopard sofort durch die auffallende Schlankheit aus, sein Leib erscheint noch länger, als er ist. Der kleine Kopf ist rund, die Schnauze kurz; der Schwanz ist lang und dünn, und nach neueren Beobachtungen endigt er in eine hornige Spitze. Die Pranken sind unigemein kräftig. Wahrhaft prachtvoll und dabei doch höchst ansprechend gezeichnet ist das Kleid. Auf der hellorangefarbenen, nach unten hin ins Weiße übergehenden Grundfarbe treten ringförmige, theils geschlossene, theils aus zwei, drei und vier im Ring stehenden Tupfen gebildete Flecken von kohl- oder bräunlichschwarzer Färbung hervor. Sie umschließen je einen Hof, welcher immer etwas dunkler, als die Grundfarbe ist, mit dieser aber in gleicher Abstufung nach unten hin sich lichtet. Nur auf der Mittellinie des Rückens, zumal nach hinten zu, bilden diese Flecken drei, seltner vier regelmäßige, gleichlaufende Reihen; seitlich sind solche Reihen zwar auch noch zu verfolgen, aber nicht mehr auf eine bestimmte Zahl zurückzuführen; und deshalb erscheinen hier die Flecken ganz unregelmäßig gestellt. Am Kopf und an den Beinen gehen die Ringflecken nach und nach in Punkte, am Bauche aber in große (oft noch doppelte) Tupfen über; die Punkte an den Läufen bilden noch Reihen, die Tupfen stehen unregelmäßig. Der Schwanz ist den größten Theil seiner Länge nach mit ringförmigen Flecken besetzt, welche gegen die Spitze hin voll werden und einige, durch schmale, lichte Bänder getrennte Halbringe bilden. Auf der Hinterseite der Ohren steht ein lichter Fleck. Mit zunehmendem Alter wird der Leopard oben dunkler, unten aber lichter.

Dem Kopfe geben die kleinen Ohren, welche er noch dazu gern zurücklegt, und die großen, funkelnden, goldgrünen Augen einen Ausdruck furchtloser Kühnheit, verbunden mit listiger Tücke.

Auf den ersten Blick hin will es scheinen, als wäre das Kleid des Leoparden viel zu bunt für einen Räuber, welcher durch ein lauerndes Verstecken und Anschleichen seine Beute gewinnen und sich vor dem scharfen Auge derselben decken muß. Allein bei einer oberflächlichen Betrachtung der Gegenden, welche das Thier bewohnt, muß jede derartige Meinung verschwinden. Wer Innerafrika aus eigner Erfahrung kennen lernte, erstaunt über das bunte Gewand, welches dort die Erde trägt, und findet es ganz natürlich, daß in derselben ein so farbenreiches Geschöpf, selbst in sehr geringer Entfernung, übersehen werden kann. Das Fell des Leoparden und der Boden stimmen in ihrer Färbung auf das genaueste überein!

Fast ganz Afrika ist die Heimat des Leoparden. Er findet sich überall, wo es zusammenhängende, wenn auch nur dünn bestandene Waldungen giebt, und zwar in verhältnißmäßig großer Menge. Wie die meisten Pardelkatzen, hat der Leopard keinen bestimmten Aufenthaltsort, sondern streift weit herum und verändert seinen Wohnsitz nach Umständen. So verläßt er eine Gegend vollständig, nachdem er sie ausgeraubt oder in ihr wiederholte Nachstellungen erfahren hat.

Ungeachtet seiner nicht eben bedeutenden Größe ist der Leopard ein wahrhaft furchtbarer Feind aller Thiere und selbst des Menschen, obgleich er diesem gern ausweicht, wo es geht. In allen Leibesübungen Meister und listiger, als andere Raubthiere, versteht er es auch, das flüchtigste oder das scheuste Wild zu berücken. Sein Lauf ist zwar nicht schnell, aber er kann durch gewaltige Sprünge das schon ersetzen, was ihm vor hochbeinigen Thieren abgeht. Im Klettern steht er nur wenig andern Katzen nach. Man trifft ihn fast ebenso oft auf Bäumen, als in einem Busch versteckt. Bei Verfolgung bäumt er regelmäßig. Wenn es sein muß, steht er auch nicht an, über ziemlich breite Ströme zu schwimmen, obgleich er sonst das Wasser scheut. Erst bei seinen Bewegungen zeigt er sich in seiner vollen Schönheit. Denn jede einzelne ist so biegsam, so federnd, gewandt und behend, daß man an dem Thiere seine wahre Freude haben muß, so sehr man auch den Räuber hassen mag. Da kann man Nichts gewahren, was irgend eine Anstrengung bekundet. Der Körper windet und dreht sich nach allen Richtungen hin, und der Fuß tritt so leise auf, als ob er den leichtesten Körper trüge. Jede Biegung ist zierlich, gerundet und weich; kurz, ein laufender oder schleichender Leopard wird für Jedermann zu einer wahren Augenweide.

Leider steht sein geistiges Wesen mit seiner Leibesschöne nicht im Einklang. Der Leopard ist listig, verschlagen, tückisch, boshaft, wild, raub- und mordlustig, blutdürstig und rachsüchtig. In Afrika nennt man ihn geradezu Tiger, weil man unter diesem Namen das Urbild eines blutdürstigen Wesens bezeichnet. Und wahrhaftig, keine andere altweltliche Katze kann den Namen des furchtbarsten Gliedes der Familie mehr verdienen, als unser Leopard. Er mordet alle Geschöpfe, welche er bewältigen kann, gleichviel, ob sie groß oder klein sind, ob sie sich wehren oder ihm ohne Abwehr zur Beute fallen. Antilopen, Ziegen und Schafe bilden wohl seine Hauptnahrung: aber er klettert auch den Affen auf den Bäumen, den Klippschliefern auf den Felsen nach. Den Pavianen ist er beständig auf den Fersen. Er ist es, welcher ein

gefährliches Ueberhandnehmen dieser Thiere verhindert: dies sieht man in jenen Höhen, wo er nicht hinkommt. Nicht einmal das Stachelschwein ist vor ihm sicher.

Unter den Herden richtet er oft ein fürchterliches Blutbad an. Manche Leoparden haben in einer einzigen Nacht dreißig bis vierzig Schafe getödtet. Deshalb wird er von den Viehzüchtern auch weit mehr gefürchtet, als der Löwe, welcher sich stets mit einem Wildpret begnügt. Aus der Klasse der Vögel fallen ihm hauptsächlich die Hühner zum Opfer: ihnen schleicht er ohne Unterlaß nach. Aber nicht einmal der Mensch ist vor ihm gesichert, und namentlich Kinder finden durch ihn gar häufig ihren Tod. So erzählte mir der Pater Filippini, ein sehr sorgsam beobachtender Jäger, welcher länger als 20 Jahre in Habesch gelebt hat, daß unser, von ihm grimmig gehaßtes Raubthier binnen drei Monaten aus dem Bogosdorfe Mensah allein 8 Kinder weggetragen und verspeist hatte. Mit der Kühnheit, Raublust und Mordgier verbindet der Leopard überdies die größte Frechheit. Dreist und unverschämt kommt er bis in das Dorf oder bis in die Stadt, ja selbst bis in die bewohnten Hütten hinein.

Von seiner kühnen Mordlust lieferte der Leopard auch mir einen schlagenden Beweis. Wir ritten Vormittags durch einen Theil des Bogosgebirges. Da hörten wir über uns wieder einmal das stets zur Jagd herausfordernde Gebell der großen Paviane, und beschlossen sofort, unsere Büchsen an ihnen zu erproben. Unsere Leute, unter denen sich der egyptische Koch meines Freundes van Arkel d'Ablaing befand, blieben unten im Thale stehen, um die Maulthiere zu halten; wir kletterten langsam an der Bergwand empor, wählten uns einen ziemlich passenden Platz und feuerten von da aus nach den oben sitzenden Affen. Es war ziemlich hoch, und mancher von den Schüssen ging fehl; einige hatten jedoch getroffen: die Opfer derselben brachen entweder zusammen oder suchten verwundet das Weite. So sahen wir einen uralten Hamadryas, welcher leicht am Halse verletzt worden war, taumelnd und unsicher den Felsen herabkommen und an uns vorüberschwanken, sich mehr und mehr dem Thale zuwendend, woselbst wir ihn als Leiche zu finden hofften. Wir beachteten ihn deshalb auch gar nicht weiter, sondern ließen ihn ruhig seines Weges ziehen und feuerten unsere Büchsen wieder nach den andern Affen ab, welche noch da oben saßen.

Urplötzlich entstand ein fürchterlicher Aufruhr unter den Affen und wenige Sekunden später ein wüster Lärm unten im Thale. Sämmtliche männliche Mantelpaviane rückten auf der Felskante vor, grunzten, brummten, brüllten und schlugen wüthend mit den Händen auf den Boden. Aller Augen richteten sich zur Tiefe, die ganze Bande rannte hin und her; einige besonders grimmige Männchen begannen an der Felswand herabzuklettern. Wir glaubten schon, daß jetzt wir angegriffen werden sollten, und beeilten uns etwas mehr, als gewöhnlich, mit dem Laden der Büchse. Da machte uns der Lärm unten auf die Tiefe aufmerksam. Wir hörten unsere Hunde bellen, die Leute rufen und vernahmen endlich die Worte: „zu Hilfe! zu Hilfe! ein Leopard!" An der Bergwand hinabschauend, erkannten wir denn auch wirklich das Raubthier, welches auf geradem Wege unseren Leuten zueilte, sich aber bereits mit einem Gegenstand beschäftigte, welcher uns unkenntlich blieb, weil er durch den Leoparden verdeckt war. Gleich darauf fielen unten zwei Schüsse. Die Hunde bellten laut auf, und die bis auf den Egypter wehrlosen Leute riefen von neuem mehrmals zu Hilfe. Dann wurde es bis auf das fort und fort dauernde Gebell der Hunde ruhig.

Die ganze Geschichte war so schnell vorübergegangen, daß wir noch immer nicht wußten, worum es sich eigentlich handelte. Wir stiegen deshalb ziemlich eilfertig an der Bergwand hinunter in das Thal. Hier trafen wir unsere Leute in den verschiedensten Stellungen. Der Egypter hatte sich auf einen Felsblock gestellt, hielt krampfhaft die Doppelbüchse seines Herrn in der Hand und starrte nach einem ziemlich dichten Busche hin, vor welchem die Hunde standen, jedoch in achtungsvoller Entfernung. Der eine Abissinier war noch immer beschäftigt, die aufs äußerste erregten Maulthiere zu beruhigen, und der dritte Diener, ein junger Mensch von etwa 15 Jahren, war an der andern Thalseite emporgeklettert und schien von dort aus das Ganze überwachen zu wollen, seine eigne Sicherheit natürlich nebenbei auch im Auge behaltend.

„Im Busche liegt der Leopard", sagte mir der Egypter; „ich habe auf ihn geschossen."

„Er ist, auf einem Affen reitend, den Berg heruntergekommen", fügte der Abissinier hinzu; „grade auf uns los kam er; wahrscheinlich wollte er die Maulthiere oder uns auch noch verschlingen."

„Dicht an Euch vorüber ist er gelaufen", schloß der Dritte; „ich habe ihn schon oben auf dem Berge gesehen, als er auf den Affen sprang."

Vorsichtig die gespannte und abgestochne Büchse in der Hand haltend, näherte ich mich dem Busche bis auf zehn, acht, fünf Schritte, aber ich konnte, so sehr ich mich auch anstrengte, noch immer Nichts von dem Leoparden gewahren. Endlich verließ der Wächter oben, welcher durch mein Vorgehen Muth gefaßt zu haben schien, seine Warte und deutete mit der Hand auf einen ganz bestimmten Fleck. Hier, dicht vor mir, sah ich den Leoparden endlich liegen. Er war todt. Etwa zehn Schritte weiter thalwärts lag der ebenfalls getödtete Hamadryas. Es war dies der früher erwähnte, verwundete alte Affe, über welchen der in einem nahen Versteck lauernde Leopard hergefallen war.

Die Bewohner Mittelafrikas und die Reisenden wissen eine Menge ähnlicher Geschichten zu erzählen. So kam ein Leopard an Gordon Cummings Wagen heran, holte neben dem Feuer ein großes Stück Fleisch weg, und als die Hunde ihm nachsprangen, zerkratzte und zerbiß er zwei derselben so fürchterlich, daß sie bald nachher starben. In allen Städten und Dörfern, welche nah am Walde liegen, besucht der Leopard die Häuser nur allzu oft, raubt hier vor den Augen der Menschen irgend ein Thier und schleppt es fort, ohne sich durch das Geschrei der Leute beirren oder sein Wild sich entreißen zu lassen. Ihm ist jedes Hausthier recht; er nimmt auch die Hunde mit, obgleich sich diese tüchtig wehren. In Abissinien kann man seinethalben weder Hunde oder Katzen, noch Hühner behalten und muß für die Ziegen und Schafe mindestens ebensogute Wohnungen herrichten, als für die Menschen. Glaubwürdige Männer erzählen, daß er die Hunde erst förmlich von den Orten, welche sie bewachen sollten, weglocke und sich dann plötzlich von der andern Seite nähere, um seinen Raub ungestört ausführen zu können.

In der Regel greift der Leopard den Menschen nicht an; wird er aber angeschossen, so stürzt er sich wie rasend auf seinen Gegner. So erzählt Cumming, daß einer seiner Freunde, welcher diese Katze nur verwundete, augenblicklich von ihr angesprungen, niedergeworfen und gräßlich von ihr zerfleischt, aber zum Glück doch gerettet wurde, weil das Raubthier den nächsten Augenblick schon seiner eigenen Wunde erlag. Der Diener des Geistlichen Stella in den Bogosländern wurde, wie man mir mittheilte, durch einen einzigen Schlag eines Leoparden, auf welchen er geschossen hatte, getödtet. Man kennt übrigens auch Beispiele, daß der Leopard, ohne irgend gereizt zu sein, den Menschen angriff.

Zur Paarungszeit des Leoparden sammeln sich oft viele Männchen an einem Orte und kämpfen wüthend unter einander. Das Weibchen wirft nach neunwöchentlicher Tragzeit drei bis fünf Junge, welche blind zur Welt kommen und am zehnten Tage ihre Augen öffnen. Es sind dies kleine, allerliebste Geschöpfe, ebensowohl ihrer schönen Zeichnung, als ihres hübschen Betragens wegen. Sie spielen ganz lustig, wie die Katzen, untereinander und mit ihrer Mutter, welche sie zärtlich liebt und muthvoll vertheidigt.

Wo der Leopard vorkommt, führt man einen Vernichtungskrieg gegen ihn. Die Jagdweisen sind natürlich höchst verschieden, weil das Feuergewehr nur hier und da eine Rolle spielt; im allgemeinen aber ist dieses doch die einzige Waffe, die den Jäger sichert und ihm zugleich Erfolg verspricht. Wer scharfe Hunde besitzt und die Jagd des Leoparden bei Tage betreibt, braucht sich nicht im geringsten vor ihm zu fürchten. Die Hunde beschäftigen ihn und geben dem Jäger Zeit, mit aller Muße eine gute Ladung Rehposten oder eine sichere Kugel ihm auf das bunte Fell zu brennen. Nur sehr wenig Jäger sind so tollkühn, ohne Hunde auf die Leopardenjagd zu gehen. Sie umwickeln sich dann gewöhnlich den einen Arm dick mit Fellen und tragen ein scharfes, breites Dolchmesser bei sich. Das Raubthier stürzt sich, wenn es gefehlt wurde, augenblicklich auf den Angreifer, und dieser hält ihm den geschützten Arm entgegen. In demselben Augenblick, wo jener sich in demselben verkrallt, stößt der Jäger ihm das breite Messer in das Herz.

Pater Filippini in Mensah hat während seines langjährigen Aufenthalts in Habesch und den Bogosländern viel Leoparden erlegt, die meisten freilich, nachdem er sie vorher gefangen hatte. Unter allen den Jagdberichten, welche er mir gab, hat mich der eine besonders angesprochen, und ihn will ich auch meinen Lesern nicht vorenthalten. In Keeren, dem Hauptdorfe des eigentlichen Bogoslandes, hat die katholische Mission einen festen Wohnsitz gegründet. Sie hält, wie die ganze Gebirgsbevölkerung, ihre Herden, welche, wenigstens das kleine Vieh, nachts immer in einen wohlverwahrten Stall gebracht werden. Der Ziegenhirt, ein junger Bursch von 15 Jahren, schläft auf einer etwa 4½ Fuß über dem Boden erhöhten Lagerstätte im Stalle. In einer Regennacht vernimmt der in der nächsten Hütte ruhende Pater plötzlich den lauten Angstschrei aller in dem Stall eingepferchten Ziegen und die Hilferufe ihres

Hirten. Er schließt sofort ganz richtig, daß ein Leopard irgendwie eingedrungen sein müsse, und eilt mit seinem treuerprobten Schweizerstutzen an den gefährdeten Stall.

„Was ist bei Dir los, Knabe?"

„„O Vater, ein Leopard ist in dem Stall! Er hat eine Ziege zusammengewürgt und wird wahrscheinlich auch über mich herfallen wollen. Seine Augen funkeln gräßlich.""

„Wie ist er eingedrungen?"

„„Er hat die Wand mit seinen Tatzen auseinandergeschlagen und sich so eine Thür gebildet; auf der andern Seite ist sie.""

Unser Pater geht auf die andre Seite, findet glücklich das Eingangsloch, holt einen großen Stein und legt diesen vor die Oeffnung.

„Sei ruhig, mein Sohn! Dir wird nichts geschehen; zünde aber Licht an, damit ich sehen kann."

„„Ich habe kein Feuer, mein Vater!""

„Wohl, so werde ich Dir welches bringen!"

Der Jäger geht zurück, holt ein Wachslicht und Streichhölzchen, macht eine kleine Oeffnung durch die Strohwand und reicht Beides dem Knaben mit der Aufforderung, Licht anzuzünden.

Der arme Bursche ist aber durch den Ueberfall des gefürchteten Thieres so erschreckt, daß er nicht unter seinen Fellen, welche er als schützende Decke über sich ausgebreitet hat, hervorkommt. Pater Filippini muß also ein zweites Loch öffnen, durch welches er die zweite Hand hindurchsteckt. Er bittet den Knaben, ihm wenigstens die Hand zu reichen und die Kerze zu fassen, streicht Licht an, und einen Augenblick später ist der nicht allzu große Raum erhellt, wenn auch noch immer dürftig genug.

Jetzt wird es dem Leoparden bedenklich. Er läßt die gemordete Ziege liegen und schleicht, den Leib dicht an die Wand des Stalles gedrückt, unhörbar dahin, seinem Ausgangsloche zu. Ein allgemeines Ausreißen der geängstigten Ziegen zeigt seine Bewegung dem Ohr unseres Paters an, welcher mit der Büchse in der Hand vor einem dritten durch die Wand gebohrten Schießloch steht.

„Leuchte mehr nach dieser Seite, Talla!"

Es geschieht; allein der Jäger sieht nur einen Schatten, ohne im Stande zu sein, ihn aufs Korn zu nehmen. Der Junge fackelt mit dem Lichte hin und her; der Leopard wird ängstlich und läßt ein leises Knurren vernehmen. Nun strengt der Pater auch sein Gehör an, um das Raubthier zu erspähen. Da fällt ein Lichtstrahl gerade in die glänzenden Feueraugen des Leoparden: — im Nu ist die Büchse an der Wange — der Schuß kracht in das Innere des Stalles; alle Ziegen rennen entsetzt umher; der Junge läßt vor Schreck das Licht zu Boden fallen, daß es erlischt: — dann wird es still.

„Lebt der Leopard noch, Talla?"

„„Ich weiß es nicht, mein Vater; die Ziegen sind aber ruhig geworden.""

„Nun, dann ist er auch getroffen", sagt der muthige Geistliche, ladet, holt sich neues Licht, öffnet die Thür und tritt, allerdings immer noch mit gespannter Büchse — in den Stall. An der gegenüberstehenden Wand liegt der Leopard; die Kugel ist ihm zwischen den Augen in den Kopf gedrungen. —

Bei weitem die wenigsten Leoparden, welche getödtet werden, enden ihr Leben durch die Kugel. Verschiedene Fallen sind weit ergiebiger, als das Feuergewehr. Wo Europäer hausen, wendet man starke Tellereisen und Schlagfallen an oder hängt ein Stück Fleisch in ziemlicher Höhe an einen Baumast auf und spickt den Boden dicht mit ziemlich langen, eisernen Spitzen. Das Raubthier springt nach dem Fleische, welches zu sicherm Sprunge zu hoch hängt, und stürzt oft in eine der dort aufgepflanzten Spitzen. — Pater Filippini hatte schon gegen ein Viertelhundert Leoparden in Fallen gefangen, welche ganz nach Art der Mäusefallen eingerichtet, aber natürlich viel größer sind. Eine Henne oder eine junge Ziege wurde in der hintersten Abtheilung der Falle zum Köder benutzt.

Genau dieselbe Falle wendet man am Vorgebirge der guten Hoffnung an. Es ist für die ganze Umgegend ein großes Fest, wenn eine von ihnen ihren Zweck erfüllt und den gehaßten Räuber in die Gewalt des Menschen gebracht hat. Drayson schildert in sehr lebendiger Weise einen derartigen Fang.

„Ein Haus in der Nähe von Natal wurde mehrmals von einem Leoparden besucht und nach Möglichkeit ausgeplündert. Das Thier hatte in kurzer Zeit einen Hund, unzählbare Hühner und ein Ferkel weggetragen und bezeigte einen so verschiedenartigen und außerordentlichen Appetit, daß es geradezu unersättlich schien. Man baute deswegen eine Falle und setzte

eine alte Henne in den hintersten Theil des Käfigs. Die Falle selbst war so fest, daß sie auch den Kräften eines Löwen Widerstand geleistet haben würde. Der Leopard war zu schlau, als daß er bei der ersten Gelegenheit, welche ihn mit der Falle bekannt gemacht hatte, in dieselbe gegangen wäre; er kehrte jedoch wenige Nächte später zurück, vergaß seine List über der Begierde nach der Henne und wurde so Gefangener. Man erzählte mir, daß er kurz nach seiner Festnahme ganz rasend gewesen sei und, obwohl vergeblich, die allerkräftigsten Anstrengungen gemacht habe, um sich aus dem verhaßten Kerker einen Ausweg zu bahnen."

„Ich besuchte ihn am Morgen nach seiner Gefangennahme und wurde mit dem abscheulichsten Zähnefletschen und den wüthendsten Blicken empfangen; doch konnte er seinerseits auch meine Blicke nicht vertragen und suchte denselben sobald als möglich zu entgehen. Wenn ich ihn stetig ansah, drückte er sich immer in eine Ecke. Es war wahrscheinlich, daß er über seine Ohnmacht und die Unfähigkeit, sich zu rächen, äußerst wüthend war."

„Verschiedene Kaffern, welche viel von seinen spitzbübischen Besuchen zu leiden gehabt hatten, kamen, um jetzt bei ihm vorzusprechen. Sie schütteten ihren ganzen reichen Schatz von Verwünschungen auf sein verruchtes Haupt. Rund um den Käfig stellten sie sich und begrüßten ihn etwa mit folgenden Redensarten:

„O du niederträchtiger, feiger Hund, du erbärmlicher Hühnerfresser; bist du endlich gefangen, bist du es? Erinnerst du dich noch an das roth und weiße Kalb, welches du mir letzten Monat todtgeschlagen hast? Dies Kalb war mein! Du muthloser Lump, warum hast du denn nicht gewartet, bis ich mit meinem Sper und Stecken kam? Du hast wohl geglaubt, daß dein Fell besser werden möchte, wenn du dich vorher hättest dick und voll fressen können? So, jetzt bist du gefangen!"

„Schau nach meinem Sper", sagte ein Anderer, „den will ich dir ins Herz stoßen, wie ich ihn jetzt in den Grund stoße. Ach, zeige mir nur deine Zähne, sie sollen mir zum Halsband werden und dein Herz will ich rösten."

„Plötzlich, inmitten der rührenden Ansprache, machte der Leopard einen mächtigen Satz und rüttelte an dem Gitter des Käfigs: — und in alle Winde zerstoben die Helden!"

Reiche Ansiedler am Kap machen sich ein ganz besonderes Vergnügen daraus, ihren Gefangenen durch die Hunde todtbeißen zu lassen.

Wohl nirgends benutzt man von dem erlegten Raubthier etwas mehr, als das bunt gezeichnete Fell, welches seiner Schönheit halber überall in hohem Werthe steht. Auch im Sudahn wird es sehr geschätzt und zwar mehr von den Negern, als von den Mohammedanern, welche es höchstens zu Fußdecken gebrauchen, während die Neger in ihm ein Siegeszeichen erkennen. Ich erwähne dies besonders aus dem Grunde, weil auch die Kaffern genau dieselben Ansichten hegen. Der Krieger des Kaffernlandes, welcher so glücklich gewesen ist, einen Leoparden zu tödten, wird mit Ehrfurcht und Bewunderung betrachtet. Die Zähne werden in eigenthümlicher Weise mit Faden und Draht zusammengeschlungen und in Gemeinschaft mit Perlen zu einer Kette aufgereiht, welche über die Brust des Kriegers herabhängt und von der dunkeln Haut des Mannes lebhaft absticht. Die Klauen werden in ähnlicher Weise verwendet und das Fell endlich wird zu dem Karroß oder Deckmantel verarbeitet. Die Schwanzenden werden aufgeschnitten und an einer Schnur befestigt, welche sich der Held um den Leib schlingt. Wenn ein Kaffer etwa acht oder zehn solche Schwänze aufzuweisen hat, welche rings um seinen Körper hängen, dünkt er sich der Höchsten einer zu sein und blickt fast verachtend auf seine Gefährten herab, welche nur, wie es allgemein gebräuchlich ist, Affenschwänze tragen können.

Obgleich nur die allerwenigsten der Leoparden, welche man jung oder alt fängt, nach Europa gebracht werden, ist die schöne Katze doch in allen Thiergärten und Thierschaubuden eine gewöhnliche Erscheinung. Bei gehöriger Pflege hält der Leopard die Gefangenschaft lange aus. Wenn man ihn zahm haben will, muß man ihn von Jugend auf behandeln können; denn wenn auch alt eingefangene Thiere einen gewissen Grad von Sanftmuth und Zahmheit zeigen, bricht ihr natürliches Wesen doch von Zeit zu Zeit durch, und ihre Tücke läßt immer einen niederträchtigen und gefährlichen Streich befürchten. Man braucht blos das Gesicht eines Leoparden anzusehen: die Falschheit und Hinterlist spricht ihm aus den Augen. In den Käfigen zeigen sich die jung gefangenen Leoparden gutmüthig und geduldig. Sie empfangen gern Liebkosungen von bekannten Personen, schnurren dabei wie die Katzen oder schmiegen sich wohl auch in schlangenartigen Windungen an ihre Wärter an und reiben sich an dem Käfig, was immer als ein Zeichen ihres Wohlbehagens anzusehen ist. Der von uns selbst beobachtete Panther ist ein überaus zahmes und gemüthliches Thier. Er springt seinen Bekannten freudig entgegen, langt mit der Tatze nach ihnen, um sie zu sich heranzuziehen, läßt sich streicheln und liebkosen



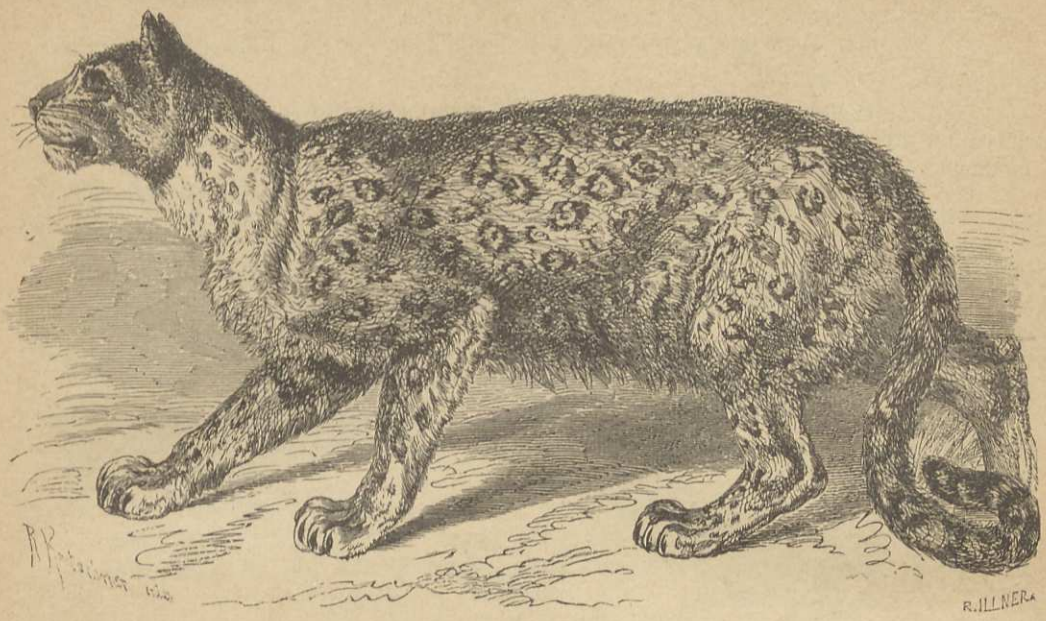
Der schwarze Leopard oder schwarze Panther (Leopardus Melas).

und leckt mit großer Zartheit die ihm gereichte Hand — ganz wie ein wohlerzogener Hund. Niemals denkt er daran, von seinen Klauen Gebrauch zu machen: seine gefährlichen Tatzen bleiben in der Hand seines Freundes immer weich und sammtig. Daß Leoparden ebenso zahm werden können, unterliegt keinem Zweifel. — Bei besonders guter Laune springt der Leopard in eigenthümlich künstlichen Sätzen, welche gewöhnlich zwei durch einander geschlungene Kreise bilden, unaufhörlich im Käfig auf und ab, und zwar so schnell, daß das Auge seinen Biegungen kaum folgen kann. Mit Hunden gewöhnt er sich bald zusammen und gewinnt dieselben auch so lieb, daß er mit ihnen spielt und selbst die Nahrung mit ihnen theilt. Mit seines Gleichen verträgt er sich recht gut; er hat sich auch schon mehrere Male in Europa fortgepflanzt.

Der Leopard wurde, wie bemerkt, von den Römern vielfach zu den Kampfspielen in Rom benutzt. Kleinasien war zu den Römerzeiten voll von diesen Thieren, und Cälius schrieb an Cicero, welcher damals Landvogt in Sicilien war: „Wenn ich in meinen Spielen nicht ganze Herden von Panthern zeige, wird man die Schuld auf Dich werfen." Scaurus war der erste, welcher unter seiner Aedilitätswürde 150 gescheckte Thiere schickte; dann sandte Pompejus 410, Augustus aber 420 Stück. Früher war es durch einen alten Senatsbeschluß verboten, die sogenannten „afrikanischen Thiere" nach Italien zu bringen; der Tribun Aufidius aber stellte einen Antrag an das Volk und erwirkte die Erlaubniß, daß sie zu den circensischen Spielen kommen dürften. Dies geschah im Jahre 670 nach Erbauung Roms. Den Namen Leopard hat zuerst der Geschichtsschreiber Julius Capitolinus am Ende des dritten Jahrhunderts gebraucht, weil man glaubte, daß das Thier ein Bastard von Panther und Löwe sei. Plinius erzählt, daß die Löwen, Parder und alle anderen des Geschlechts rauhe Zungen hätten wie eine Feile und damit die Haut des Menschen ableckten. Daher würden auch die gezähmten wüthend, wenn sie bis auf das Blut gekommen seien. Die Griechen nennen den Leoparden Pardalis, und Aristoteles spricht einigemal von ihm.

Zum Abschluß der vorhergegangenen Beschreibung will ich blos noch hinzufügen, daß das Fleisch des Leoparden in vielen Ländern von den Eingebornen gegessen und für sehr schmackhaft gehalten wird, und daß das schöne Fell namentlich in früherer Zeit oft in den Handel kam und noch vor 50 Jahren am Kap mit 10 Thalern das Stück bezahlt wurde. Auch gegenwärtig ist es unter dem Namen „Tigerfell" noch bei unseren Kürschnern zu erhalten; denn es wird noch immer gesucht und geschätzt. Man verwendet es theils als Pelzwerk, theils zu Mänteln, Ueberwürfen, vorzüglich aber zu Pferde-, Fuß- und Schlittendecken.

Den vorstehend beschriebenen müssen wir noch eine räthselhafte Pardelkatze anreihen, welche namentlich in neuerer Zeit vielfach lebend nach Europa gebracht worden ist. Es ist dies der sogenannte schwarze Leopard oder schwarze Panther (Leopardus Melas), ein prachtvolles Thier von dunkler aschgrauer oder dunkelbrauner Farbe mit kleinen dunkelschwarzen Flecken.



Der Irbis (Leopardus Uncia).

Delamétherie beschrieb diesen Panther zuerst und Peron, welcher einen zweiten nach Europa brachte, gab ihm seinen wissenschaftlichen Namen. Man hielt ihn lange Zeit für eine besondere Art, bis Reinwardt und Kuhl die Behauptung aufstellten, daß man in Java allgemein wisse, die schwarzen Leoparden würden mit bunten zusammen in einem Gewölfe gefunden und wären nichts Anderes, als Abarten des langschwänzigen Panthers.

Ich gestehe offen, daß mir die letztere Ansicht durchaus nicht glaublich scheinen will. Man hat zwar auch in Afrika dunkle Pardelkatzen gefunden und dieselben sofort als Bastarde vom Leoparden und wer weiß welch anderer Katze erklären wollen: aber auch diese dunkeln Leoparden bilden höchst wahrscheinlich eine eigne Art; und Fitzinger hat auch keinen Anstand genommen, sie unter dem Namen Grauparder (Leopardus poliopardus) aufzustellen. Jedenfalls ist es sehr merkwürdig, daß der schwarze Panther regelmäßig kleiner ist, als der gewöhnlich gefärbte, und ausschließlich in Java gefunden wird.

Dem Leoparden und dem Panther nah verwandt ist der Pardel oder Irbis (Leopardus Uncia). Er erreicht die Größe der Vorhergehenden und ähnelt ihnen im Ganzen, ebensowohl hinsichtlich seiner Gestalt, als seiner Lebensweise. Der Pelz ist aber viel dichter und länger, besteht auch aus gekräuseltem, am Grunde wolligem Haar, welches nur am Bauche weich und schlaff ist. Die Grundfarbe desselben ist weißlichgrau mit lichtgelblichem Anfluge und schwarzen Flecken und Tüpfelringen mit dunkler Mitte. Die Körperlänge des Thieres beträgt 4 Fuß, die Länge des Schwanzes 3 Fuß.

Der Irbis zeigt durch seine Bekleidung, daß er in kälterer Gegend lebt, als der Leopard. Seine Heimat ist das mittlere Asien bis nach Sibirien hinein; er ist an den Quellen des Jenisei und am Baikalsee nicht gerade selten, häufiger aber noch zwischen den Küsten des persischen Golfs. Bis jetzt ist es noch eine der seltensten Katzenarten in den Sammlungen und Thiergärten; auch selbst die Pelze kommen kaum auf unsere Lager.

Der Marmorleopard (Leopardus marmoratus) kennzeichnet sich sogleich durch seine sehr geringe Größe; denn sein Leib ist von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel nur 1½ Fuß und der Schwanz nur 1 Fuß lang; er hat also höchstens die Größe unserer Hauskatze. Die Hauptfärbung seines Pelzes ist lehmgelb mit leichtröthlichem Anfluge, die Unterseite ist lichter und selbst weiß. Von der Stirn aus laufen über Schädel und Nacken zwei schwarze Längsstreifen, welche sich vereinigen und als ein Streifen über den Rücken ziehen; hinten theilen

sie sich wieder. Andere gewundene Streifen theilen sich in Flecken und ziehen schief vom Nacken gegen den Bauch herab.

Der Marmorleopard ist ein Bewohner von Malakka und Java. Ueber seine Lebensweise ist uns gar Nichts bekannt.

Drei weitere Katzenarten zeichnen sich von den bisher genannten durch die einfache Flecken- und Tüpfelzeichnung und ihren kurzen Schwanz wesentlich aus und verdienen deshalb unsere Beachtung. Es sind dies der Serwal, der Tarrai und der Kueruck.

Der Serwal (Serval Galeopardus), gegen 3 Fuß lang, mit 14 Zoll langem Schwanz, von Farbe hellfahlgelb, mit schwarzen Streifen über dem Rücken und eben solchen Tüpfeln an den Seiten, lebt in Afrika, wo er unter dem Namen Boschkatte den holländischen Ansiedlern wohl bekannt ist. In Europa ist er unter dem Namen „Afrikanische Tigerkatze" bekannt. Seine Lebensweise und Ernährung ist im allgemeinen die der Katzen. Es wird angegeben, daß er ein mildes und gutartiges Wesen habe und dem entsprechend sich zähmen lasse, während einzelne selbst nach längerer Gefangenschaft sich äußerst wild, ja wüthend erwiesen. Gegen Kälte ist er sehr empfindlich.

Der Tarrai (Serval viverrinus), kleiner als der vorhergehende, lebt in Indien, besonders in den Himalayagegenden. Gefangene dieser Art erwiesen sich als wüthende, menschenfeindliche Geschöpfe.

Der Kueruck (Serval minutus) ähnelt unserer Hauskatze und soll eines der wildesten Thiere dieser Art sein. In der That erwies sich in der Gefangenschaft ein solches unzähmbar, ungeachtet der größten hierauf verwendeten Mühe. Seine Heimat sind die Wälder von Java, Sumatra, Siam und Bengalen.

Hinze (Catus) nennt man alle kleineren, langschwänzigen Katzen ohne Ohrpinsel. Ihr letzterer unterer Backenzahn ist zweispitzig, das Ohr ist am Rande gleichmäßig behaart; der Schwanz erreicht ungefähr die halbe Körperlänge. Eine Mähne fehlt gänzlich. Der Stern steht senkrecht und ist lang geschlitzt. Die wenigen Arten bewohnen blos die alte Welt, fehlen also in Amerika und Australien.

Unter ihnen betrachten wir billig zuerst die europäische oder gemeine Wildkatze (Catus ferus). Lange Zeit hat dieses Thier für die Stammart unserer Hauskatze gegolten, und auch gegenwärtig wird es von vielen Naturforschern noch dafür gehalten, obwohl die genaueren Beobachtungen und Untersuchungen diese Ansicht nicht zu stützen vermögen.

Die Wildkatze ist bedeutend größer und kräftiger, als die Hauskatze. Ihr Kopf und Leib sind kürzer und dicker, und ihr Schwanz namentlich ist bedeutend stärker, aber auch viel kürzer, als bei der Hauskatze; zudem unterscheiden sich beider Schwänze noch dadurch, daß der eine von seiner Wurzel bis zum Ende gleichmäßig dick, der andere aber von der Wurzel bis zur Spitze allmählich verdünnt ist. Eine erwachsene Wildkatze erreicht ungefähr die Größe eines Fuchses und ist also um ein Drittheil größer, als die Hauskatze. Von dieser unterscheidet sie sich auf den ersten Blick durch die stärkere Behaarung, den reichlichern Schnurrbart, den wildern Blick und das stärkere und schärfere Gebiß. Als besonderes Kennzeichen gilt die schwarzgeringelte Ruthe und der gelblichweiße Fleck an der Kehle. Ihre Körperlänge beträgt in der Regel 2½ Fuß, die Länge ihres Schwanzes gewöhnlich 1 Fuß. Die Höhe am Widerrist erreicht oft 14, ja sogar 16 Zoll, und ihr Gewicht 15 bis 18 Pfund. Einzelne Kater werden unter besonders günstigen Umständen auch 3 Fuß lang. Der Pelz ist dicht und lang, beim Männchen grau, bisweilen sogar schwarzgrau gefärbt, bei dem Weibchen hingegen gelblich. Von der Stirn ziehen sich vier gleichlaufende, schwarze Streifen zwischen den Ohren hindurch, von denen die beiden mittleren sich auf dem Rücken fortsetzen und, nachdem sie sich vereinigt haben, einen mittlen Streifen bilden, der längs des Rückgrates und über die Oberseite des Schwanzes läuft. Von ihm gehen auf beiden Seiten viele, aber verwaschene Querstreifen aus, welche etwas dunkler, als die anderen sind, und nach dem Bauche hinabziehen. Letzterer ist gelblich, mit einigen schwarzen Flecken betüpfelt, die Beine sind mit wenigen schwarzen Querstreifen gezeichnet, gegen die Pfoten zu gelber, an der Innenseite der Hinterbeine gelblich und ungefleckt. Der Schwanz ist gleichmäßig geringelt, die Ringe selbst von der Wurzel nach der Spitze hin immer dunkler. Das Gesicht ist rothgelb, das Ohr auf der Rückseite rostgrau, inwendig gelblichweiß.



Die europäische oder gemeine Wildkatze (Catus ferus).

Noch heutzutage ist die Wildkatze über fast ganz Europa verbreitet; sie konnte bis jetzt nicht einmal in dem so raubthierarmen Großbritannien ausgerottet werden. Gegenwärtig bewohnt sie übrigens blos noch waldreiche Gegenden, namentlich Gebirge, und streift von da aus nur selten in das Tiefland herab. In ausgedehnten Waldungen wird sie jedes Jahr wenigstens gespürt, wenn auch nicht erlegt. In dem Thüringer Walde hat man aber in den letzten Jahren immer noch zwölf Stück erwachsene und eine vierteljährige Wildkatze erlegt, außerdem noch eine angeschossen und drei aus dem Neste genommen, im Ganzen also sechzehn Stück getödtet. Soweit bis jetzt mit Sicherheit festgestellt ist, reicht ihr Verbreitungskreis nicht weit über die Grenze Europas hinaus. Südlich vom Kaukasus ist sie noch in Grusien vorgekommen; aus anderen asiatischen Ländern erhielt man sie nicht. Merkwürdig ist, daß sie in Norwegen, Schweden und Rußland nicht vorkommt; dort wird sie aber freilich durch den Vetter Luchs mehr als hinreichend ersetzt. Dichte, große, ausgedehnte Wälder, namentlich dunkle Nadelwälder, bilden ihren Aufenthalt; und je einsamer ihr Gebiet ist, um so ständiger ist sie in ihm. Felsreiche Waldgegenden zieht sie allen übrigen vor, weil die Felsen ihr die sichersten Schlupfwinkel gewähren. Außerdem bezieht sie auch Dachs- und Fuchsbauten und große Höhlungen in starken Bäumen.

Sie lebt einzeln oder höchstens paarweise und scheint ihr Gebiet gegen andere ihrer Art zu behaupten. Ihre Lebensweise ist eine durchaus nächtliche; sie ähnelt der des Luchses ebenso sehr, wie der unserer Hauskatze. Die Wildkatze ist geschickt im Klettern und ersteigt mit Leichtigkeit Bäume, auf deren stärkeren Aesten sie ausruht, wenn sie sich nicht in einer Höhle verbergen kann. Hier drückt sie sich fest auf den ihrem Pelze gleichgefärbten Ast und kann dann leicht übersehen werden. Erst mit Einbruch der Nacht beginnt sie ihre Jagdzüge, ganz nach Art ihrer zahmen Schwester. Mit der allen Katzen eignen List beschleicht sie den Vogel in seinem Neste, den Hasen in seinem Lager und das Kaninchen in seinem Baue, vielleicht auch das Eichhörnchen auf dem Baume. Größeren Thieren springt sie auf den Rücken und zerbeißt ihnen die Schlagadern des Halses. Nach einem Fehlsprunge verfolgt sie das Thier nicht weiter, sondern sucht sich lieber eine neue Beute auf: kurz, sie ist in jeder Hinsicht eine echte Katze. Zum Glück für die Jagd besteht ihre gewöhnliche Nahrung in Mäusen aller Art und in kleinen

Vögeln. Wohl nur zufällig macht sie sich an größere Thiere; aber sie überfällt wirklich sogar Reh- und Hirschkälber und ist für diese noch immer stark genug. An den Seen und Wildbächen lauert sie auch Fischen und Wasservögeln auf und weiß dieselben mit großer Schlauheit zu erbeuten. Sehr schädlich wird sie in allen Gehegen, am schädlichsten aber in Fasanerien. Hier gelingt es ihr in kurzer Zeit, alle Fasanen eines ganzen Geheges zu vernichten. Im Verhältniß zu ihrer Größe ist sie überhaupt ein gefährliches Raubthier, welches leider den Blutdurst der meisten seiner Gattungsverwandten theilt und weit mehr Thiere tödtet, als es verzehren kann. Aus diesem Grunde wird die Wildkatze von den Jägern grimmig gehaßt und unerbittlich verfolgt — denn kein Waidmann rechnet den Nutzen, welchen sie durch Vertilgung von Mäusen bringt, ihr zu Gute. Wie viele von diesen schädlichen Thieren sie vernichten kann, geht aus einer Angabe Tschudi's hervor, welcher berichtet, daß man in dem Magen einer Wildkatze die Ueberreste von 26 Mäusen gefunden hat. Im Winter tritt sie zuweilen größere Wanderungen an und kommt dann auch, vom Hunger geplagt, bis in das Innere der Dörfer herein.

Die Jagd der Wildkatze kann unter Umständen sehr gefährlich werden, weil das Thier, wenn es angeschossen wird, den Menschen nicht selten angreift. Mit hochgekrümmtem Rücken und gehobenem Schwanze naht sie zischend dem Jäger, setzt sich wüthend zur Wehr und springt auf den Menschen los; ihre spitzen Krallen haut sie fest in das Fleisch, besonders in die Brust, daß man sie fast nicht losreißen kann, und solche Wunden heilen sehr schwer.

Nahe meiner Heimat heißt noch heutigen Tages eine Forstabtheilung „die wilde Katze". Dieser Name verdankt einer unglücklichen Jagdgeschichte seine Entstehung. Ein Kreiser oder Waldläufer, dem eine verfolgte Wildkatze in den Nacken gesprungen war und ihn mit wüthenden Bissen und Krallenhieben in den Hals und das Gesicht furchtbar zugerichtet hatte, starb noch an demselben Tage unter entsetzlichen Schmerzen.

In felsigen Gegenden der tartarischen und mongolischen Steppen vertritt der Manul (Catus Manul) unsere Wildkatze. Er ist stärker und hochbeiniger, als sie, und übertrifft sogar den Fuchs an Größe; über seine Lebensweise fehlt eine ausführliche Beschreibung.

Denselben Mangel an genügender Kenntniß der Lebensverhältnisse müssen wir auch bei der nubischen oder Falbkatze (Catus maniculatus) beklagen und dies um so lebhafter, weil sich die neueren Naturforscher mehr und mehr zu der Ansicht hinneigen, daß dieses Thier die Stammmutter unserer Hauskatze sei. Wenn man festhält, daß die Hauskatze höchst wahrscheinlich von Egypten aus über die Erde verbreitet worden ist, hat die Sache auch gewichtige Gründe für sich, und zudem sind auch die Körperverhältnisse der einen und der andern beinahe dieselben.

Rüppell entdeckte unsere Katze in Nubien auf der Westseite des Nils bei Ambukol, in einer Wüstensteppe, in welcher felsige Gegenden mit buschreichen abwechseln. Ihre Länge beträgt 20 Zoll, die des Schwanzes etwas über 9 Zoll. Dies sind zwar nicht genau die Verhältnisse unserer Hauskatze, aber doch solche, welche den ihrigen ziemlich nahe kommen. Auch in ihrer Zeichnung ähnelt die nubische Katze manchen Abänderungen unsers zahmen Hinz außerordentlich.

Die Mumien und Abbildungen auf den Denkmälern in Theben und in anderen egyptischen Ruinen stimmen mit dieser Katzenart am meisten überein und scheinen zu beweisen, daß sie es war, welche bei den alten Egyptern als Hausthier gehalten wurde. Vielleicht brachten die Priester das heilige Thier von Meroë in Südnubien nach Egypten; von hieraus könnte sie nach Arabien und Syrien und später über Griechenland oder Italien nach dem westlichen und nördlichen Europa verbreitet worden sein und in neuerer Zeit durch die wandernden Europäer eine noch größere Verbreitung erhalten haben. Ich war eine Zeitlang im Besitz einer Falbkatze, habe mich aber vergeblich bemüht, ihr nur einigermaßen die Wildheit abzugewöhnen, welche sie zeigte.

Nach diesem Ueberblick der Wildkatzen können wir uns zu der für den Haushalt des Menschen nützlichsten Katze, unserm Hausfreunde Hinz (Catus domesticus), wenden. Die Unterschiede zwischen ihm und der Wildkatze sind etwa folgende: Der Leib der Hauskatze ist um ein Drittheil kleiner und weniger kräftig, der Schwanz länger und schlanker und gegen das Ende zu allmählich verdünnt, der Kopf stärker abgeplattet und der Darm fünf Mal — bei der Wildkatze nur drei Mal — so lang, als der Körper. Die Länge des Leibes beträgt



Der Hinz (Catus domesticus).

gewöhnlich 1 Fuß 6 Zoll, in seltneren Fällen aber noch 3 bis 4 Zoll mehr, die Länge des Schwanzes durchschnittlich 1 Fuß und die Höhe am Widerrist 10 Zoll.

Die Katze hat als Hausthier eine sehr weite Verbreitung gefunden und zwar hauptsächlich seit der Einwanderung der Ratten, dieser abscheulichen, nächtlichen Plagegeister des Hauses. Es ist wohl anzunehmen, daß sie von Egypten aus zuerst verbreitet worden ist; wenigstens erhalten wir von dort aus die ersten geschichtlichen Nachrichten über sie. Gegen das Jahr 430 v. Chr. berichtet Herodot über den Aielurus, wie er Freund Hinz benennt, Folgendes: „Entsteht in Egypten irgendwo eine Feuersbrunst, so kümmern sich die Leute nicht ums Feuer, sondern um ihre Katzen. Sie stellen sich um sie herum und halten Wache. Entweicht aber eine Katze aus dem Kreise und stürzt sich in die Flammen, so kommt über die Egypter große Trauer. Stirbt eine Katze von selbst, so scheren alle Bewohner des Hauses ihre Augenbrauen ab. Die todten Katzen werden in heilige Gemächer geschafft, einbalsamirt und dann in der Stadt Bubastis beigesetzt." Aristoteles beschreibt die Katze ums Jahr 330 v. Chr. so genau, daß man unbedingt annehmen muß, er habe sie selbst beobachtet. Diodorus Siculus sagt ums Jahr 30 v. Chr.: „Wer in Egypten eine Katze ums Leben bringt, muß sterben, er mag die Sünde absichtlich begangen haben oder nicht; das Volk rottet sich zusammen und schlägt ihn todt. Einen solchen unglücklichen Katzenmörder welcher ein Römer war und nicht einmal mit Vorsatz gesündigt hatte, konnte weder der egyptische König Ptolemäus, noch die Furcht vor Rom vom Tode befreien."

Vor der Zeit Herodots finden wir den Namen der Katze bei den alten griechischen Schriftstellern nicht, und daraus, sowie auch aus dem Umstande, daß sie selbst später von den Griechen und Lateinern nur kurz erwähnt wird, darf man schließen, daß sie sich ganz

allmählich von Egypten aus verbreitet hat. Von der Verehrung, welche sie dort genoß, geben außer den Schriften fast alle egyptischen Denkmäler Kunde, ebenso wie die Mumien, welche man aufgefunden hat. Letztere gehören jedoch nicht blos der eigentlichen Hauskatze, sondern auch dem noch heute in Egypten wild lebenden Sumpfluchs an.

Von Egypten aus ging die Katze zunächst wahrscheinlich mehr östlich. So erfahren wir, daß sie ein besonderer Liebling des Propheten Mohammed gewesen ist. In dem nördlichen Europa war sie vor dem zehnten Jahrhundert fast noch gar nicht bekannt, und die Gesetzsammlung für Wales enthält eine Bestimmung des Howell Dha oder Howell Lebon, welcher gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts starb, worin die Werthbestimmung der Hauskatzen, sowie die Strafen, welche auf Mißhandlung, Verstümmelung oder Tödtung derselben gesetzt waren, festgesetzt sind. Darin wird die Summe bestimmt, wofür eine junge Katze, bis zu dem Augenblicke, wo sie eine Maus fängt, verkauft werden darf, und Dem wird hinzugefügt, daß sie von jenem Augenblicke an des doppelten Preises werth sei. Der Käufer hatte das Recht, zu verlangen, daß Augen, Ohren und Krallen vollkommen wären und daß sich das Thier aufs Mausen verstände, ebenso auch, daß ein gekauftes Weibchen seine Jungen gut erziehe. War sie mit irgend einem Fehler behaftet, so konnte der Käufer das Dritttheil des Kaufpreises zurückverlangen. Wer auf den fürstlichen Kornböden eine Hauskatze stahl oder tödtete, mußte sie mit einem Schafe sammt dem Lamm büßen oder soviel Weizen als Ersatz für sie geben, als erforderlich war, um die Katze, wenn sie an dem Schwanze so aufgehängt wird, daß sie mit der Nase den Boden berührt, vollkommen zu bedecken.

Dieses Gesetz ist für uns von hohem Werthe, denn es liefert uns den Beweis, daß man zu damaliger Zeit die Hauskatze als eine sehr werthvolle Erwerbung betrachtete; zugleich aber sehen wir daraus, daß die Wildkatze nicht wohl als die Stammmutter jener angesehen werden darf: denn zu damaliger Zeit gab es auch in England so viele Wildkatzen, daß es jedenfalls nicht schwer gewesen sein würde, sich die Jungen davon in beliebiger Menge zu zähmen.

Gegenwärtig findet sich die Katze fast in allen Ländern, in welchen der Mensch feste Wohnsitze hat.

In den gesitteten Ländern ist die Hauskatze das einzige Mitglied ihrer Familie, welches allgemein gezähmt und im Hause gehalten wird. Gleichwohl bewahrt sich jede Katze immer in einem gewissen Grade ihre Selbstständigkeit und unterwirft sich dem Menschen nur insoweit, als sie es für gut befindet. Je mehr sich dieser mit ihr beschäftigt, um so treuere Anhänglichkeit gewinnt sie an die Familie, je mehr man aber eine Katze sich selbst überläßt, um so größer wird ihre Anhänglichkeit an das Haus, in welchem sie geboren wurde. Der Mensch bestimmt unter allen Umständen den Grad der Zähmung und der Häuslichkeit einer Katze. Wo sie sich selbst überlassen wird, kommt es nicht selten vor, daß sie zur Zeit des Sommers ganz dem Hause entläuft und sich in die Wälder begiebt, in denen sie unter Umständen fast völlig verwildern kann. Bei Eintritt des Winters kehrt sie gewöhnlich in ihre frühere Wohnung zurück und bringt dahin auch ihre Jungen, welche sie während ihres Sommeraufenthalts zur Welt gebracht hat. Namentlich die Katzen in Paraguay leben, wie uns Rengger mittheilt, in der größten Selbstständigkeit. Sie folgen, in den wenig bevölkerten Gegenden, ganz ihrem Triebe zur Unabhängigkeit, und selbst diejenigen, welche man als an das Haus gewöhnte betrachten kann, streifen Tage lang in den Waldungen und auf den Feldern umher und kommen blos bei regnerischem oder stürmischem Wetter nach Hause. Gleichwohl findet man in Paraguay nirgends wirklich verwilderte Katzen in den Waldungen; sie sind sogar aus den ehemals bewohnten Gegenden verschwunden, in denen sie beim Abzuge der Weißen zurückgelassen wurden.

Unsere Hauskatze ist vortrefflich geeignet, ihre ganze Familie kennen zu lehren, eben weil Jedermann sie beobachten kann. Sie ist ein außerordentlich schmuckes, reinliches, zierliches und anmuthiges Geschöpf. Jede ihrer Bewegungen ist nett und angenehm und ihre Gewandtheit wahrhaft bewunderungswürdig. Sie geht gemessen und tritt mit ihren Sammetpfötchen, deren Krallen sehr sorgfältig eingezogen sind, so leise auf, daß ihr Gang für den Menschen vollkommen unhörbar wird. Bei jedem Schritte zeigt sie die Beweglichkeit, welche ihr eigenthümlich ist, zugleich aber die größte Anmuth und Zierlichkeit. Nur wenn sie von einem andern Thiere verfolgt oder plötzlich sehr erschreckt wird, beschleunigt sie ihren Gang zu einem Laufe in schnell hinter einander folgenden Sätzen oder Sprüngen, welche sie ziemlich rasch fördern und fast regelmäßig vor dem Verfolger retten, weil sie klug jeden Schlupfwinkel zu benutzen oder jede Höhe zu gewinnen weiß. Sie klettert durch Einhäkeln ihrer Krallen sehr leicht und geschickt an Bäumen und rauhen oder weichen Mauern empor und ist im Stande, mit einem einzigen Satze eine Höhe von sechs bis acht Fuß zu gewinnen. Im freien Felde ist ihr Lauf nicht eben rasch, wenigstens

wird sie dort von jedem Hunde eingeholt. Ihre große Gewandtheit zeigt sich namentlich bei Sprüngen, welche sie freiwillig oder gezwungen ausführen muß. Sie mag fallen wie sie will, immer wird sie mit den Beinen den Boden erreichen und verhältnißmäßig sanft auf die weichen Ballen der Füße fallen. Mir ist es niemals gelungen, eine Katze, welche ich mit dem Rücken nach unten dicht über einen Tisch oder über einen Stuhl hielt, so zu Falle zu bringen, daß sie mit dem Rücken aufschlug. Sie wendet sich, sobald man sie freiläßt, blitzschnell um und steht dann ganz harmlos und fest auf allen vier Beinen. Wie sie dies anstellt, ist, bei so kurzen Entfernungen wenigstens, geradezu unerklärlich; beim Herabfallen aus bedeutender Höhe dagegen kann man es sich sehr wohl erklären, weil dann die Katze ihren gerade emporgestreckten Schwanz als Steuer benutzt und hierdurch die Richtung des Falles regelt. Das Schwimmen versteht sie auch; sie macht aber von dieser Fertigkeit blos dann Gebrauch, wenn sie in die unangenehme Lage kommt, sich aus dem Wasser retten zu müssen. Freiwillig geht sie niemals in das Wasser, ja sie meidet sogar den Regen mit der größten Aengstlichkeit. Sie sitzt, wie der Hund, auf dem Hintertheil und stützt sich vorn mit beiden Füßen; im Schlafe rollt sie sich zusammen und legt sich auf eine Seite. Dabei sucht sie gern eine weiche und warme Unterlage auf, kann es aber nur selten vertragen, wenn sie auch bedeckt wird. Vor allem Andern benutzt sie das Heu zum Pfühl, wahrscheinlich, weil sie den Duft desselben sehr gut leiden mag. Von diesem Lager nimmt auch ihr Fell einen höchst angenehmen Geruch an.

Unter den Sinnen der Katze sind Gefühl, Gesicht und Gehör die ausgezeichnetsten. Am schlechtesten ist wohl der Geruch, wie man sich sehr leicht selbst überzeugen kann, wenn man einer Katze irgendwelche Lieblingsnahrung so vorlegt, daß sie dieselbe nur durch den Geruch ermitteln kann. Sie naht sich dann dem Gegenstande und wendet, wenn sie in seine nächste Nähe gekommen ist, den Kopf so vielfach hin und her, daß man gleich an diesen Bewegungen sieht, wie wenig der Geruchsinn sie leitet. Und ist sie dann ganz nahe gekommen, so benutzt sie ihre Schnurrhaare, welche vortreffliche Tastwerkzeuge sind, noch immer weit mehr, als die Nase. Man muß ihr eine Maus, welche man in der Handhöhlung versteckt, schon nahe vorhalten, ehe sie dieselbe riecht. Weit feiner ist ihr Gefühl. Die Schnurrhaare zeigen dies am besten; denn man darf blos ein einziges ganz leise berühren, so wird man sehen, wie die Katze augenblicklich zurückzuckt. Auch in den weichen Pfoten besitzt sie Tastgefühl, obschon in untergeordneterem Grade. Ausgezeichnet ist das Gesicht, und zwar sieht die Katze ebensogut bei Tage als bei Nacht. Sie ist fähig, bei verschiedenem Lichte ihren Augenstern passend einzurichten, d. h. ihn bei großer Helligkeit so zu verkleinern und bei Dunkelheit so zu vergrößern, daß ihr das Sinneswerkzeug jederzeit vortreffliche Dienste leistet. Aber unter allen Sinnen steht das Gehör obenan. „Ich hatte mich", sagt Lenz, „vor nicht gar zu langer Zeit bei warmer stiller Luft in meinem Hofe auf einer Bank im Schatten der Bäume niedergelassen und wollte lesen. Da kam eins von meinen Kätzchen schnurrend und schmeichelnd heran und kletterte mir nach alter Gewohnheit auf Schulter und Kopf. Beim Lesen war das störend; ich legte also ein zu solchem Zwecke bestimmtes Kissen auf meinen Schos, das Kätzchen darauf, drückte es sanft nieder, und nach zehn Minuten schien es fest zu schlafen, während ich ruhig las und um uns her Vögel sangen. Das Kätzchen hatte den Kopf, also auch die Ohren südwärts gerichtet. Plötzlich sprang es mit ungeheurer Schnelligkeit rückwärts. Ich sah ihm erstaunt nach; da lief nordwärts von uns ein Mäuschen, von einem Busch zum andern über glattes Steinpflaster, wo es natürlich gar kein Geräusch machen konnte. Ich maß die Entfernung, in welcher das Kätzchen die Maus hinter sich gehört hatte; sie betrug volle 44 Fuß nach hiesigem Maße."

Die Lieblingsnahrung der Katze besteht in Mäusen und kleinen Vögeln; einzelne fangen auch Fische. In den Häusern füttert man sie mit allerlei Kost, gekochtem Fleische, Pflanzenstoffen, vor Allem aber mit Milch, welche sie überaus hochschätzt, obgleich sie sich sehr bemühen muß, eine Tasse voll auszulecken. Im Freien richtet sie, zuweilen auch unter größeren Thieren, arge Verwüstungen an. Sie wagt sich an ziemlich große Hasen und frißt vollkommen ausgewachsene Rebhühner. Ihre Beute beschleicht sie mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit.

Das geistige Wesen der Katze wird in den meisten Fällen gänzlich verkannt. Man betrachtet sie als ein treuloses, falsches, hinterlistiges Thier und glaubt, ihr niemals trauen zu dürfen. Ich habe mich seit meiner Jugend sehr viel mit ihr beschäftigt, sie sehr lieb gewonnen und nehme keinen Anstand, mich vollkommen mit Scheitlin's Ansichten über das geistige Wesen der Katze einverstanden zu erklären, dessen ebenso anziehende, als wahre Schilderung der Katzenseele oder des Wesens der Katze überhaupt ich hier im Auszuge wiedergebe.

„Die Katze ist ein Thier hoher Natur. Schon ihr Körperbau deutet auf Vortrefflichkeit.

Sie ist ein kleiner, netter Löwe, ein Tiger im verjüngten Maßstabe. Alles ist an ihr einhellig gebaut, kein Theil ist zu groß oder zu klein; darum fällt auch schon die kleinste Regelwidrigkeit an ihr auf. Alles ist rund; am schönsten ist die Kopfform, was man auch am entblößten Schädel wahrnehmen kann; kein Thierkopf ist schöner geformt. Die Stirn hat den dichterischen Bogen, das ganze Gerippe ist schön und deutet auf eine außerordentliche Beweglichkeit und Gewandtheit zu wellenförmigen oder anmuthigen Bewegungen. Ihre Biegungen geschehen nicht im Zickzack oder Spitzwinkel, und ihre Wendungen sind kaum sichtbar. Sie scheint keine Knochen zu haben und nur aus leichtem Teige gebaut zu sein. Auch ihre Sinnesfähigkeiten sind groß und passen ganz zum Körper. Wir schätzen die Katzen gewöhnlich viel zu niedrig, weil wir ihre Diebereien hassen, ihre Klauen fürchten, ihren Feind, den Hund, hochschätzen und keine Gegensätze, wenn wir sie nicht in einer Einheit auflösen, lieben können."

„Richten wir nun unsere Aufmerksamkeit auf ihre Haupteigenheiten. Zuvörderst fällt uns ihre Gewandtheit auf. Körper und Seele sind gewandt, beide sind aus einem Gusse. Wie gewandt dreht sie sich in der Luft, wenn sie auch nur mit dem Rücken abwärts wenige Fuß hoch fällt. Schon der geringe Widerstand der Luft vermittelt ihr, wie bei den Vögeln, die Möglichkeit der Drehung. Wie gewandt erhält sie sich auf schmalen Kanten und Baumzweigen, selbst wenn diese kräftig geschüttelt werden! Halb körperlich und halb geistig ist ihre Liebe zur Reinlichkeit; sie leckt und putzt sich immerdar. Alle ihre Härchen vom Kopf bis zur Schwanzspitze sollen in vollkommener Ordnung liegen; die Haare des Kopfes zu glätten und zu kämmen, beleckt sie die Pfoten und streicht dann diese über den Kopf, selbst die Schwanzspitze versäumt sie nicht."

„Sie hat körperlichen Höhesinn, der aber, weil er Schwindelfreiheit und tüchtige Nerven erfordert, mit dem geistigen verwandt ist. Sie klettert an senkrechten Tannen bis zum Wipfel, ungewiß, ob und wie sie wieder herunter könne, kennt den Raum und die Entfernungen, sowie die geraden, schiefen und senkrechten Flächen genau, schaut, wenn sie einen ungewohnten Sprung thun will, berechnend nach, vergleicht dann ihre Kraft und Geschicklichkeit und prüft sich selbst. Minder gut kennt sie die Zeit. Daß sie die Mittagszeit kenne, weiß man wohl; denn sie kommt zur Stunde heim. Allein wegen ihres freiern Lebens auf den Höhen und ihrer Nachtaugen bedarf sie mehr Raum- und Ort-, als Zeit- und Stundensinn. Es mangelt ihr nicht an Farbensinn, ihrem Gehörsinn nicht an Tonsinn. Sie kennt den Menschen an seiner Kleidung und an seiner Stimme. Sie will zur Thür hinaus, wenn sie gerufen wird; sie hat ein vorzügliches Ortsgedächtniß und übt es. In der ganzen Nachbarschaft, in allen Häusern, Kammern, Kellern, unter allen Dächern, auf allen Holz- und Heuböden zieht sie herum. Sie ist ein völliges Ortsthier, daher ihre bekannte Anhänglichkeit mehr ans Haus, als an die Bewohner. Sie zieht entweder nicht mit aus oder läuft wieder ins alte Haus. Unbegreiflich ist es, daß sie, stundenweit, in einem Sacke getragen, ihr Haus, ihre Heimat wiederfinden kann."

„Außerordentlich ist ihr Muth selbst gegen die allergrößten Hunde und Bullenbeißer, wie ungünstig ihr Verhältniß in Bezug auf Größe und Stärke ist. Sobald sie einen Hund wahrnimmt, krümmt sie den Rücken in einem ganz bezeichnenden Bogen, dem Katzenbuckel. Ihre Augen glühen Zorn oder plötzlich aufwallenden Muth nebst einer Art Abscheu. Sie speit schon von fern gegen ihn; sie will vielleicht entweichen, fliehen; sie springt im Zimmer aufs Gesimse, auf den Ofen oder will zur Thür hinaus. Hat sie aber Junge, so stürzt sie, wenn er dem Neste nahe kommt, gräßlich auf ihn los, ist mit einem Satze auf seinem Kopfe und zerkratzt ihm die Augen, das Gesicht gar jämmerlich. Geht unter dieser Zeit ein Hund sie an, so hebt sie die Tatzen mit hervorgestreckten Klauen und weicht nicht. Hat sie noch den Rücken frei, so ist sie getrost; denn die Seiten kann sie mit ihren Hieben sichern; sie kann die Tatzen, die Hände gebrauchen. Es können fünf und noch mehr Hunde kommen, sie ordentlich belagern und gegen sie prallen, sie weicht nicht. Sie könnte mit einem Satze weit über sie hinausspringen, aber sie weiß, daß sie alsdann verloren sei; denn der Hund holte sie ein. Zieht sich dieser, ohne sie angegriffen zu haben, endlich zurück, so bleibt sie oft ganz ruhig sitzen, erwartet, wenn die Hunde wollen, noch zehn Angriffe und hält alle aus. Andere ersehen den Vortheil und erklettern schnell eine nahe Höhe."

„Zu ihrem Muthe gehört ihre Raufluft, ihre große Neigung zu Balgereien unter sich, besonders zur Nachtzeit."

„Mit ihrem Muthe ist ihre Unerschrockenheit und Gegenwart des Geistes vorhanden. Man kann sie nicht, so wie den Hund oder das Pferd, erschrecken, sondern nur verscheuchen. Diese haben mehr Einsicht, die Katze hat mehr Muth; man kann sie nicht stutzig machen, nicht in Verwunderung setzen. Man spricht viel von ihrer Schlauheit und List: mit Recht; listig harrt

sie todtstill vor dem Mauseloche, listig macht sie sich klein, harrt lange, schon funkeln — das Mäuschen ist erst halb heraus — ihre Augen und noch hält sie an. Sie ist Meister über sich, wie alle Listige, und kennt den richtigen Augenblick."

„Gefühl, Stolz, Eitelkeit hat sie nur im schwachen Grade; sie ist ja kein Geselligkeits-, sondern ein Einsamkeitswesen; sie freut sich keines Sieges und schämt sich auch nie. Wenn sie sich einer Sünde bewußt ist, fürchtet sie einzig die Strafe. Ist sie derb ausgescholten und geprügelt worden, so schüttelt sie den Pelz und — kommt nach wenigen Minuten unbehelligt wieder. Doch fühlt sie sich nicht wenig geschmeichelt, wenn man sie nach ihrem ersten Jagdmusterstück auf eine Maus, die sie in die Stube bringt und vor die Augen der Leute legt, herzlich lobt. Sie kommt dann auch künftighin mit der Beute in die Stube und zeigt ihre große Kunst jedesmal an."

„Man spricht von ihrer Schmeichelei und Falschheit, wohl gar von Rachsucht, doch viel zu viel. Gefällt ihr Jemand vorzugsweise, denn sie kann sehr lieben und sehr hassen, so drückt sie sich oft mit der Wange und den Flanken an Wange und Seiten desselben, kost auf jede Weise, springt am frühen Morgen auf sein Bett, legt sich ihm so nahe, wie möglich, und küßt ihn. Manchen Katzen ist freilich immer nicht ganz zu trauen. Sie beißen und kratzen oft, wenn man es sich gar nicht vermuthet. Allein in den meisten Fällen beruht ein solches Betragen nur auf Nothwehr, weil man sie ja doch auch gar zu oft falsch und hinterrücks plagt. Allerdings thut der Hund Solches nicht, der Hund aber ist ein guter Narr. Wir dürfen die Ungutmüthigen doch nicht geradezu falsch nennen. Eigentlich falsche Katzen sind seltene Ausnahmen, deren es auch unter den Hunden giebt, wenn schon allerdings noch viel seltener. „Falscher Hund" ist doch für den Mann, wie „falsche Katze" fürs Weib eine Art Sprichwort. Was den Menschen falsch macht, das macht auch die vollkommeneren Thiere falsch."

Die Paarung der Hauskatze erfolgt gewöhnlich zweimal im Jahre; zuerst Ende Februar oder Anfang März, das zweite Mal zu Anfang des Juni. Fünfundfunfzig Tage nachher wirft sie fünf bis sechs Junge, welche blind geboren werden und erst am neunten Tage sehen lernen. Gewöhnlich erfolgt der erste Wurf Ende Aprils oder Anfangs Mai, der zweite Anfangs August. Die Mutter sucht vorher immer einen verborgenen Ort auf, meist den Heuboden oder nicht gebrauchte Betten, und hält ihre Jungen so lange als möglich verborgen, namentlich aber vor dem Kater, welcher dieselben auffrißt, wenn er sie entdeckt. Merkt sie Gefahr, so trägt sie die Thierchen im Maule nach einem andern Orte. — Die jungen Kätzchen sind außerordentlich hübsche, schmucke Thierchen. „Ihre erste Stimme", sagt Scheitlin, „ist auffallend zart; sie deutet auf sehr viel Kindisches. Sehr unruhig, wie sie sind, kriechen sie zuweilen noch blind aus dem Neste. Die Mutter holt sie wieder herein. Wenn nur ein Aeuglein geöffnet ist, ist ihres Bleibens nicht mehr, und sie kriechen überall in der Nähe herum, immer miauend. Sogleich fangen sie mit allem Rollenden, Laufenden, Schleichenden, Flatternden zu tändeln an; es ist der erste Anfang des Triebes, Mäuse und Vögel zu fangen. Sie spielen mit dem stets wedelnden Schwanze der Mutter und mit ihrem eigenen, wenn er so lang gewachsen, daß die Vorderpfote sein Ende erreichen kann; sie beißen auch hinein und merken zuerst nicht, daß er auch noch zu ihrem Körper, auch noch zu ihnen gehöre, sowie das Menschenkind in die zum Munde heraufgebogenen Zehen beißt, weil es sie für etwas ihm Fremdes hält. Sie machen die sonderbarsten Sprünge, und die artigsten Wendungen. Ihr Thun und Spielen, in welchem sie sich wie Kinder und als Kinder selbst unaussprechlich wohlgefallen, kann sie und die ihnen wohlwollenden Menschen stundenlang beschäftigen. Sobald ihre Augen aufgethan sind, können sie auch Gutes und Böses, d. h. Freund und Feind, unterscheiden. Geht ein Hund sie bellend an, so machen sie schon einen Buckel und speien ihn an. Sie werden als kleine Löwen geboren.

Der Mutter Liebe zu den Jungen ist großartig. Sie bereitet den noch Ungebornen ein Nest und trägt sie augenblicklich von einem Orte zum andern, sowie sie Gefahr für sie fürchtet; dabei faßt sie zart nur mit den Lippen ihre Haut im Genick an und trägt sie so sanft dahin, daß die Miezchen davon kaum Etwas merken. Während sie säugt, verläßt sie die Kinder blos, um für sich und sie Nahrung zu holen. Manche Katzen wissen mit ihren ersten Jungen nicht umzugehen, und es ist eine ausgemachte Thatsache, daß alle Katzen mit der Zeit viel besser lernen, wie sie ihre Kinder zu behandeln haben.

Wenn sich einer säugenden Katze ein fremder Hund oder eine andere Katze nähert, geht sie mit der größten Wuth auf den Störenfried los, und selbst ihren Herrn läßt sie nicht gerne ihre niedlichen Kinderchen berühren. Dagegen zeigt sie zu derselben Zeit gegen andere Thiere ein Mitleiden, welches ihr alle Ehre macht. Man kennt vielfache Beispiele, daß säugende

Katzen kleine Hündchen, Kaninchen, Häschen, Eichhörnchen, Ratten, ja sogar Mäuse säugten und groß zogen, und ich selbst habe derartige Versuche gemacht und bestätigt gefunden. Einer jung von mir aufgezogenen Katze brachte ich, als sie das erste Mal Junge geworfen hatte, ein noch blindes Eichhörnchen. Mit Zärtlichkeit nahm sie das fremde Kind unter ihre eignen auf, nährte und wärmte es aufs beste und behandelte es gleich von Anfang an mit wahrhaft mütterlicher Hingebung. Das Eichhörnchen gedieh mit seinen Stiefbrüdern vortrefflich und blieb, nachdem diese schon weggegeben waren, noch bei seiner Pflegemutter. Nunmehr schien diese das Geschöpf mit doppelter Liebe anzusehen. Es bildete sich ein Verhältniß aus, so innig, als es nur immer sein konnte. Mutter und Pflegekind verstanden sich vollkommen, die Katze rief nach Katzenart, das Eichhörnchen antwortete mit Knurren. Bald folgte es seiner Pflegerin durch das ganze Haus und später auch in den Garten. Als ein weiteres Beispiel verdient auch die nachfolgende, sehr anziehende Geschichte mitgetheilt zu werden. Eine säugende Katze nämlich wurde durch irgend einen Zufall plötzlich von ihren Kindern getrennt, und diese geriethen somit in Gefahr zu verkümmern. Da kam der Besitzer der kleinen Gesellschaft auf einen guten Gedanken. Des Nachbars Katze hatte Junge gehabt, war aber derselben beraubt worden. Diese wurde nun als Pflegemutter ausersehen und gewonnen. Sie unterzog sich bereitwillig der Pflege der Stiefkinder und behandelte sie ganz wie ihre eigenen. Plötzlich aber kehrte die rechte Mutter zurück, jedenfalls voller Sorgen für ihre lieben Sprößlinge. Zu ihrer höchsten Freude fand sie diese in guten Händen — und, siehe da! beide Katzenmütter vereinigten sich fortan in der Pflege und Erziehung der Kleinen und ernährten und vertheidigten sie gemeinschaftlich auf das kräftigste. Derartige Erzählungen könnte ich noch viele anführen, um das gute Gemüth der Katze zu beweisen.

Gewöhnlich nimmt man an, daß die Katze nicht erziehungsfähig sei; man thut ihr dabei aber großes Unrecht. Sie zeigt, wenn sie gut und verständig behandelt worden ist, ebensoviel Zuneigung zu dem Menschen, als Verstand. Es giebt Katzen, und ich kannte selbst solche, welche schon mehrere Male mit ihren bezüglichen Herrschaften von einer Wohnung in die andere gezogen sind, ohne daß es ihnen eingefallen wäre, nach dem alten Hause zurückzukehren. Sie urtheilten eben, daß der Mensch in diesem Falle ihnen mehr werth sei, als das Haus. Andere Katzen kommen, sobald sie ihren Herrn von Weitem sehen, augenblicklich zu demselben heran, schmeicheln und liebkosen ihm, spinnen vertraulich und suchen ihm auf alle Weise ihre Zuneigung an den Tag zu legen. Sie unterscheiden dabei sehr wohl zwischen ihnen bekannten und fremden Personen und lassen sich von ersteren, zumal von Kindern unglaublich viel gefallen, freilich nicht soviel, wie alle Hunde, aber doch ebensoviel, wie manche. Andere Katzen begleiten ihre Herrschaft in sehr artiger Weise bei Spaziergängen durch Hof und Garten, Feld und Wald, und ich selbst kannte zwei Kater, welche sogar den Gästen ihrer Gebieterin in höchst liebenswürdiger Weise das Geleit gaben, 10 bis 15 Minuten weit, dann aber mit Schmeicheln und wohlwollendem Schnurren Abschied nahmen und zurückkehrten. — Die Katzen befreunden sich aber auch mit Thieren. Man kennt genug Beispiele von den innigsten Freundschaften zwischen Hunden und Katzen, welche dem lieben Sprichwort oder der Redensart gänzlich widersprechen. Von einer Katze wird sogar erzählt, daß sie es sehr gern gehabt habe, wenn sie ihr Freund, der Hund, im Maule in der Stube hin und her getragen. Von anderen weiß man, daß sie bei Beißereien unter Hunden ihren Freunden nach Kräften beistanden, und ebenso auch, daß sie von den Hunden bei Katzenbalgereien geschützt wurden. Manche liefern außerordentliche Beweise ihrer Klugheit: die Katzen von echten Vogelliebhabern werden nicht selten so weit gebracht, daß sie den gefiederten Freunden ihres Herrn nicht das Geringste zu Leide thun. Giebel selbst beobachtete, daß sein schöner Kater, Peter genannt, eine graue Bachstelze, welche genannter Naturforscher im Zimmer hielt, wiederholt mit dem Maule aus dem Hofe zurückbrachte, wenn der Vogel seine Freiheit gesucht hatte, — natürlich, ohne ihm irgendwie zu schaden. Und ein ganz gleiches Beispiel ist mir aus meinem Heimatdorfe bekannt geworden. Dort brachte die Katze eines Vogelfreundes zur größten Freude ihres Herrn diesem ein seit mehreren Tagen schmerzlich vermißtes Rothkehlchen zurück, welches sie also nicht nur erkannt, sondern auch gleich in der Absicht gefangen hatte, ihrem Gebieter dadurch eine Freude zu bereiten! —

Es giebt noch genug Belege für den Verstand dieses vortrefflichen Thieres. Unsere Hauskatze hatte in dem schönen Mai des Jahres 1859 vier allerliebste Junge auf dem Heuboden geworfen und dort sorgfältig vor Aller Augen verborgen. So mochten ungefähr drei oder vier Wochen hingegangen sein, da erscheint sie plötzlich bei meiner Mutter, schmeichelt und bittet, ruft und läuft nach der Thür, als wolle sie den Weg weisen. Meine Eltern folgen ihr nach, sie springt erfreut über den Hof weg, verschwindet auf dem Heuboden, erscheint über der Treppe,

wirft von oben herab ein junges Kätzchen nach dem andern auf ein Heubündel, welches unten liegt. Die Kätzchen werden natürlich freundlich auf- und angenommen und geliebkost. Wie sich ergab, hatte die Katze fast gar keine Milch mehr, und klug genug, wie sie ist, sann sie deshalb darauf, diesem Uebelstande so gut als möglich abzuhelfen, und brachte ihr ganzes Kindernest jetzt zu ihrem Brodherrn.

Unzweifelhaft ließe sich noch sehr viel Aehnliches sagen; denn die wahren Katzenfreunde, d. h. diejenigen Leute, welche die Katzen der Beobachtung für würdig halten, wissen genug Züge aus ihrem Leben zu erzählen. Aus Allem geht hervor, daß die Katzen die Freundschaft des Menschen im vollsten Grade verdienen, oder daß es endlich einmal Zeit wäre, die ungerechten Meinungen und mißliebigen Urtheile über sie der Wahrheit gemäß zu verbessern und zu mildern. Zudem, däucht mich, sollte man auch dem Nutzen der Katzen mehr Rechnung tragen, als gewöhnlich zu geschehen pflegt. Mir ist die allbekannte Geschichte von dem jungen Engländer, welcher mit seiner Katze in Indien ein großes Glück machte, gar nicht so unwahrscheinlich, weil ich mir recht wohl denken kann, wie innig erfreut der von den Ratten gepeinigte König gewesen sein mag, als die Katze des Fremdlings eine so grausame Niederlage unter seinen bisher unüberwindlichen Feinden anrichtete. Schon das Vorhandensein einer Katze genügt, um die so übermüthigen Nager zu verstimmen und sogar zum Auszuge zu nöthigen.

Es ist unglaublich, was eine Katze leisten mag in der Vertilgung der Ratten und Mäuse. Zahlen beweisen, deshalb will ich das Ergebniß der Lenz'schen Untersuchungen und Beobachtungen hier mittheilen: „Um zu wissen, wie viel denn eigentlich eine Katze in ihrem Mausevertilgungsgeschäfte leisten kann, habe ich das äußerst mausereiche Jahr 1857 benutzt. Ich sperrte am 20. September 2 semmelgelbe, dunkler getigerte Halbangorakätzchen, als sie 48 Tage alt waren, in einen kleinen zu solchen Versuchen eingerichteten Stall, gab ihnen täglich Milch und Brod, und daneben jeder 4 bis 10 Mäuse, die sie jedesmal rein auffraßen. Als sie genau 56 Tage alt waren, gab ich jeder nur Milch und dazwischen 14 ausgewachsene oder zum Theil doch wenigstens halbwüchsige Mäuse. Die Kätzchen fraßen alle auf, spieen Nichts wieder aus, befanden sich vortrefflich und hatten am folgenden Tage ihren gewöhnlichen Appetit..... Kurz darauf sperrte ich, als die bewußten Mausefresser entlassen waren, in denselben Stall abends 9 Uhr ein dreifarbiges 5½ Monate altes Halbangorakätzchen, und gab ihm für die Nacht kein Futter. Das Thierchen war, weil es sich eingesperrt und von den Gespielen seiner Jugend getrennt sah, traurig. Am nächsten Morgen setzte ich ihm eine Mischung von halb Milch, halb Wasser für den ganzen Tag vor. Ich hatte einen Vorrath von 40 frischerlegten Feldmäusen und gab ihm davon in Zwischenräumen eine Anzahl. Als abends die Glocke 9 Uhr schlug, also während der 24 Stunden ihrer Gefangenschaft, hatte sie 22 Mäuse gefressen, wovon 11 ganz erwachsen, 11 wenigstens halbwüchsig waren. Dabei spie sie nicht, befand sich sehr wohl..... In jenem Jahre waren meine Katzen Tag und Nacht mit Mausefang und Mausefraß beschäftigt, und dennoch fraß am 27. September noch jede in Zeit von einer halben Stunde 8 Mäuse, die ich ihr extra vorwarf..... Nach solchen Erfahrungen nehme ich bestimmt an, daß in reichen Mausejahren jede mehr als halbwüchsige Katze im Durchschnitt täglich 20 Mäuse, also im Jahre 7300 Mäuse verzehrt. Für mittelmäßige Mausejahre rechne ich 3650 oder statt der Mäuse ein Aequivalent an Ratten..... Uebrigens geht aus den soeben angeführten Beobachtungen, sowie aus anderen, die man leicht bei Eulen und Busaaren, die man füttert, machen kann, hervor, daß Mäuse sehr wenig Nahrung geben; sie könnten sonst nicht in so ungeheurer Menge ohne Schaden verschluckt werden."

Aber die Katzen nützen auch in anderer Weise. Sie fressen schädliche Kerbthiere, z. B. Maikäfer und Heuschrecken, sie tödten sogar Giftschlangen, nicht blos Kreuzottern, sondern selbst die so überaus furchtbare Klapperschlange. „Mehr als einmal habe ich gesehen," sagt Rengger, „daß die Katzen in Paraguay auf sandigem und grasloſem Boden Klapperschlangen verfolgten und tödteten. Mit der ihnen eigenen Gewandtheit geben sie denselben Schläge mit der Pfote und weichen hierauf dem Sprunge ihres Feindes aus. Rollt sich die Schlange zusammen, so greifen sie dieselbe lange nicht an, sondern gehen um sie herum, bis diese müde wird, den Kopf nach ihnen zu drehen. Dann aber versetzen sie ihr einen neuen Schlag und springen sogleich auf die Seite. Flieht die Schlange, so ergreifen sie dieselbe beim Schwanze, gleichsam, um mit demselben zu spielen. Unter fortgesetzten Pfotenschlägen erlegen sie gewöhnlich ihren Feind, ehe eine Stunde vergeht, berühren aber niemals dessen Fleisch."

Die Katze hat wenig Rassen oder Abarten; bei uns sind folgende Färbungen gewöhnlich: Einfarbig schwarz mit einem weißen Stern mitten auf der Brust; ganz weiß; semmelgelb und fuchsroth; dunkler mit derselben Färbung getigert; einfach blaugrau; hellgrau mit dunkelen Streifen



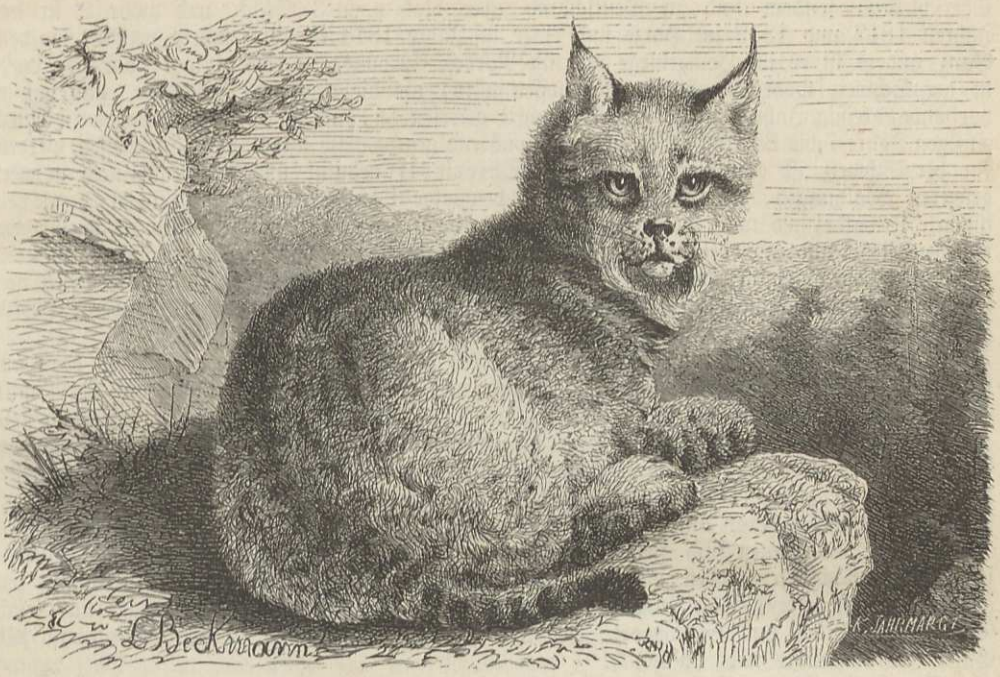
Die Angorakatze (Catus angorensis).

und dreifarbig mit großen weißen und gelben oder gelbbraunen und kohlschwarzen oder grauen Flecken. Die blaugrauen sind sehr selten, die hellgrauen oder Cyperkatzen gemein, doch müssen die echten schwarze Fußballen und an den Hinterfüßen schwarze Sohlen haben. Die schönsten oder die Zebrakatzen sind mit dunkelgrauer oder schwarzbrauner Tigerzeichnung. Eigenthümlich ist, daß die dreifarbigen Katzen, welche übrigens an einigen Orten für Hexen angesehen und deshalb erschlagen werden, immer weiblichen Geschlechts sind. Keine Farbe erbt übrigens fort, und bei einem einzigen Wurfe können so viele verschiedene Färbungen vertreten sein, als Junge sind. Daher haben diese Färbungen auch keinen thierkundlichen Werth.

Möglicherweise stammt von besonderen Stammeltern die Angorakatze (Catus angorensis). Diese ist eine der schönsten Katzen, welche man sich überhaupt denken kann. Sie ist sehr groß und durch langes, seidenweiches Haar, welches namentlich am Halse, unterm Bauche und am Schwanze dicht steht, ausgezeichnet. Ihre Färbung ist bald rein weiß, bald gelblich oder graulich, seltener gemischt; die Sohlen und Lippen sind fleischfarbig. In ihren Sitten weicht sie am meisten von der gemeinen Hauskatze ab. Sie ist träge, schläfrig und sehr eitel; ihre Klugheit soll jedoch die der anderen Katzen fast noch übertreffen.

Auch Europa besitzt Katzenarten, welche denen der heißen Erdstriche an Raubsucht und Blutdurst vollkommen ebenbürtig sind. Es sind dies die Luchse, welche früher über ganz Europa verbreitet waren, aber jetzt zum Heil unserer Jagden und Herden recht dünn geworden sind und sich bloß an den äußersten Grenzen und auf den Hochgebirgen unseres Erdtheils und zwar nirgends mehr häufig finden. Wir beschreiben so ziemlich das Leben aller bekannten Arten, wenn wir das unseres Luchses schildern.

Der europäische Luchs, wie er seiner weiten Verbreitung wegen gewöhnlich genannt wird (Lynx vulgaris), ist ein weit größeres Thier, als man gewöhnlich annimmt. Die Länge seines Leibes beträgt reichlich 3 Fuß und kann wohl auch bis zu 4 Fuß steigen, der Schwanz ist 6 bis 9 Zoll lang, die Höhe am Widerrist beträgt 2 Fuß. An Gewicht kann der Luchskater bis 60, ja, wie man mir in Norwegen sagte, sogar bis 90 Pfund erreichen, und selten



Der europäische Luchs (Lynx vulgaris).

erlegt man einen, welcher unter 40 Pfund schwer ist. Das Thier hat einen außerordentlich kräftigen, gedrungenen Leibesbau und verräth auf den ersten Blick seine große Kraft und Stärke. Auch seine Gliedmaßen sind sehr kräftig, und der Schwanz steht insofern mit ihnen im Einklange, als er gleich dick und ziemlich stark ist. Besonders kraftvoll erscheinen die großen Pranken; sie erinnern lebhaft an die des Löwen oder Tigers. Die Ohren sind ziemlich lang und zugespitzt und enden in einen pinselförmigen Büschel von fast 2 Zoll langen, schwarzen, dicht gestellten und aufgerichteten Haaren. Auf der dicken Oberlippe stehen mehrere Reihen steifer und langer Schnurren. Ein dichter, weicher Pelz umhüllt den Leib und verlängert sich im Gesicht zu einem langen und starken Barte, welcher zweispitzig zu beiden Seiten herabhängt und im Verein mit den Ohrbüscheln dem Luchsgesichte ein ganz seltsames Gepräge giebt. Die Färbung des Pelzes ist oben röthlichgrau und weißlich gemischt, auf Kopf, Hals und Rücken und an den Seiten dicht mit rothbraunen oder graubraunen Flecken gezeichnet. Die Unterseite des Körpers, die Innenseite der Beine, der Vorderhals, die Lippen und die Augenkreise sind weiß. Das Gesicht ist röthlich, das Ohr ist inwendig weiß, auf der Rückseite braun und schwarz behaart. Der Schwanz, welcher überall gleichmäßig und gleichdick behaart ist, hat eine breite, schwarze Spitze, welche fast die Hälfte der ganzen Länge einnimmt; die andere Hälfte ist undeutlich geringelt, mit verwischten Binden, welche unten aber nicht durchgehen. Im Sommer ist der Balg kurzhaarig und mehr röthlich, im Winter langhaarig und mehr grauweißlich gefärbt; allein die ganze Färbung ändert in der mannichfaltigsten Weise ab, und auch die Flecken erscheinen bei verschiedenen Thieren ganz verschieden. Das Weibchen scheint sich ständig durch röthere Färbung und undeutlichere Flecken von dem Männchen zu unterscheiden, und die neugebornen Jungen sind weißlich.

Der Luchs ist den Alten bereits bekannt gewesen, denn schon Plinius erwähnt ihn unter dem Namen Lynx. In Rom wurde er unter Pompejus gezeigt. Man hatte ihn zuerst aus Gallien oder dem heutigen Frankreich eingeführt. Sehr bekannt war er nicht, und deshalb war dem Aberglauben vielfacher Spielraum gelassen. So glaubte man, daß er mit seinen funkelnden Augen durch eine Mauer zu sehen vermöge, daß sein Harn zu einem kostbaren Stein erhärte, welchen man mit dem Namen Lynkur bezeichnete. In Deutschland war er überall wohlbekannt, denn er mochte wohl ziemlich häufig sein. Vielfache Berichte erwähnen seiner. Noch in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts wurde er gar nicht selten in unserem Mitteldeutschland erlegt: so wurden vom Jahre 1773 bis 1796 allein im Thüringer Walde noch 5 Stück geschossen. Nach Gloger's Angabe erlegte man zu Anfang dieses Jahrhunderts noch einen in

Oberschlesien; seitdem sind in Deutschland aber blos noch 3 Stück, und zwar 2 in den Jahren 1817 und 1818 im Harze und einer im Jahre 1846 in Würtemberg getödtet worden. Ganz anders ist es im Hochgebirge und im Norden Europas. Tschudi sagt, daß der Luchs in der Schweiz wohl noch häufiger geschossen wird, als die eigentliche Wildkatze, und daß er vor etwa dreißig Jahren noch keine Seltenheit gewesen sei, indem allein in Bünden in einem einzigen Jahre 7 bis 8 Stück erlegt wurden, während gegenwärtig nur 2 bis 3 geschossen werden. In der Schweiz ist er unter dem Namen Thierwolf bekannt und findet sich noch in allen größeren Waldungen, besonders in dem Dubenwalde im Thurmansthale, einem herrlichen, finstern Urwalde, wo man Tausende von mächtigen Tannen- und Lärchenstämmen abgebrochen dastehen sieht und nie betretene, dicht verzweigte Schluchten köstliche Schlupfwinkel gewähren. Weit häufiger ist er im Norden Europas. In Schweden allein wurden im Jahre 1835 noch 316 Stück von regierungswegen ausgelöst; in Norwegen werden jetzt noch jährlich über 20 Stück geschossen, in Rußland jedenfalls noch weit mehr.

Der Luchs hält sich nur in großen, dichten, dunklen Gebirgswäldern und in öden und felsigen Gegenden auf, wo er Klüfte und Höhlen zu seinem Obdache findet oder sich im Schilfe und hohen Grase oder im Dickicht verstecken kann. Nicht selten dienen ihm Fuchs- und Dachsbaue zu seinem Aufenthalte. Bei Tage sitzt er in einsamen Gegenden, wo er sich sicher glaubt, auf Felsspitzen und abgestumpften Baumstämmen, um sich zu sonnen, nicht selten auf starken Aesten in ziemlicher Höhe über dem Boden; denn er ist im Stande, Bäume zu erklettern, und springt wohl auch von hier herab auf ein etwa vorübergehendes Thier.

Seine Bewegungen sind ziemlich langsam, aber außerordentlich kräftig und ausdauernd; seine Sinnesfähigkeiten stehen mit seiner Körperstärke im besten Einklang. Er vernimmt sehr gut, wittert schärfer als die anderen Katzenarten, und äugt so ausgezeichnet, daß sein Gesicht seit uralten Zeiten zum Sprichworte geworden ist. Seine Stimme ist scharftönend und dem Geheul eines Hundes nicht unähnlich.

Der Luchs ist in unserem an Jagdthieren so armen Europa ein außerordentlich schädliches Raubthier. Seine große Stärke befähigt ihn, nicht blos kleineres Wild, sondern auch Edelwild aller Art, und zwar Jung wie Alt, zu bewältigen. Er lauert an den von ihm ausgespürten Wechseln, in Mitteleuropa den Hirschen und Rehen, im Norden auch den Renthieren, ja selbst Elenthieren auf, schleicht an sie heran und springt mit 3 bis 4 ungeheuren, 12 bis 14 Fuß weiten Sätzen auf seine Beute los, faßt sie, sich fest einbeißend, im Genick, schlägt seine Krallen tief ein, hält sich somit fest und beißt nun mit seinen scharfen Zähnen die Schlagadern des Halses durch. Bis das Thier verendet, bleibt er auf ihm sitzen; ja man kennt ein Beispiel, daß ein solcher furchtbarer Reiter wider seinen Willen mit seinem Reitthiere und Schlachtopfer weiter getragen worden ist, als ihm lieb war. Eine norwegische Zeitung berichtet, daß eines Tages eine Herde Ziegen mitten am Tage aus dem benachbarten Walde in höchster Eile nach dem Gute zugelaufen kamen. Ein Thier der Herde trug auf seinem Rücken einen jungen Luchs, welcher seine Klauen so tief und fest in den Hals der Ziege eingeschlagen hatte, daß er nicht wieder loskommen konnte. Die Ziege rannte in der Angst hin und her, bis es den inzwischen hinzugekommenen Söhnen des Gutsbesitzers gelang, das Raubthier zu erschießen, ohne die Ziege zu verletzen. Fehlt der Luchs seinen Raub, so folgt er ihm nicht weiter, sondern legt sich abermals auf die Lauer und sucht sich eine andere Beute auf. Von einem großen Thiere frißt er natürlich verhältnißmäßig nur sehr wenig, 2 bis 3 Pfund etwa, wenn er auch am nächsten Tage noch einmal kommt, um eine zweite Mahlzeit zu halten. Das Uebrige läßt er liegen den Füchsen und Wölfen zur Beute, welche ihn bald als freigebigen Wirth erkennen lernen und ihm folgen. Deshalb ist der Schaden, welchen er verursacht, weit größer, als man erwarten sollte, und er begnügt sich nicht einmal mit der Tödtung eines Thieres, sondern reißt in blinder Wuth und unersättlicher Mordgier soviel zu Boden, als er kann. Bechstein erzählt, daß ein einziger Luchs in Thüringen in einer Nacht 30 Schafe getödtet habe, und Schinz kennt Beispiele, daß er in der Schweiz in kurzer Zeit 30 bis 40 Stück kleines Vieh abgewürgt hat. Die Art, wie er raubt, und überhaupt seine Lebensweise hat Tschudi am besten beschrieben und ich will deshalb die bezügliche Stelle aus dem mustergiltigen Werke des ausgezeichneten Naturforschers hier folgen lassen.

„Wenn in den Alpen ein Luchs gespürt wird, so wird Alles aufgeboten, dieses reißenden und gefährlichen Räubers habhaft zu werden; doch weiß der sich gar gut zu verstecken. So lange er in seinen Hochwäldern und Gebirgsklüften seine Nahrung findet, jagt er nicht weiter. Hier lebt er in den einsamsten und finstersten Schluchten mit seinem Weibchen und verräth seinen Aufenthalt nur selten durch sein durchdringendes, widerliches Heulen. So lange es geht, liegt

er in der tiefsten Verborgenheit und jagt, auf dem Anstand lauernd, der Länge nach auf einem bequemen unteren Baumast im Dickicht hingestreckt, wo ihn das Laubwerk halb verhüllt, ohne ihn beim Absprunge zu hindern. Auge und Ohr in schärfster Spannung liegt er Tage lang auf dem gleichen Fleck und scheint mit halb gesenkten Lidern zu schlafen, wenn seine verrätherische Wachsamkeit am größten ist. Er lebt von der List, da sein (wie aller Katzen) stumpfer Geruchsinn, seine verhältnißmäßig geringe Schnelligkeit ihn zum offenen Angriff nicht befähigen. Geduldiges Lauern, außerordentlich leises, katzenartiges Schleichen bringt ihn zu Beute. Er ist nicht so schlau, als der Fuchs, aber geduldiger; nicht so frech, als der Wolf, aber ausdauernder, von gewandterm Sprung; nicht so kräftig, wie der Bär, aber scharfsinniger, aufmerksamer. Seine größte Kraft liegt in den Füßen, der Kinnlade und dem Nacken. Er weiß sich die Jagd bequem zu machen und ist nur wählerisch in der Beute, wenn er Fülle hat. Was er mit seinem langen, sichern Sprung erreicht, wird niedergerissen; erreicht er sein Thier nicht, so läßt er es gleichgiltig fliehen und kehrt ohne ein Zeichen von Gemüthsbewegung auf seinen Baumast zurück. Er ist nicht gefräßig, aber liebt das frische, warme Blut und wird durch diese Liebhaberei unvorsichtig. Erlauert er am Tage Nichts und wird er hungrig, so streift er des Nachts umher, oft ungeheuer weit, auf drei bis vier Alpen; der Hunger macht ihn muthig und schärft seine Klugheit und seine Sinne. Trifft er eine weidende Schaf- oder Ziegenherde, so schleicht er, schlangenartig auf dem Bauche sich windend, heran, schnellt sich im günstigen Augenblicke vom Boden auf, dem aufspringenden Thiere auf den Rücken, zerbeißt ihm die Pulsader oder das Genick und tödtet es so augenblicklich. Dann leckt er zuerst das Blut, reißt dann den Bauch auf, frißt die Eingeweide und etwas von Kopf, Hals und Schultern und läßt das Uebrige liegen. Daß er den Rest verscharre, ist nicht erwiesen, wenigstens in unseren Alpen geschieht es nicht; auch frißt der Luchs schwerlich Aas. Seine eigenthümliche Art der Zerfleischung läßt die Hirten über den Thäter nie im Zweifel. Nicht selten aber reißt er drei bis vier Ziegen oder Schafe auf einmal nieder, ja er fällt im Hunger selbst Kälber und Kühe an. Ein im Februar 1813 im Kanton Schwyz am Axenberge geschossener hatte in wenigen Wochen an vierzig Schafe und Ziegen zerfleischt. Im Sommer 1714 zerrissen drei oder vier Luchse in den Gebirgen des Simmenthales 160 Schafe und Ziegen."

„Hat der Luchs aber Wildpret genug, so hält er sich an dieses und scheint eine gewisse Scheu zu haben, sich durch Zerreißung der Hausthiere zu verrathen. Die in den Alpen lebenden Gemsen fällt er mit Vorliebe an; doch übertreffen ihn diese an Feinheit der Witterung und entgehen ihm häufig, selbst wenn er sich an ihre Wechsel und Sulzen in Hinterhalt legt. Häufiger erbeutet er Dachse, Murmelthiere, Alpenhasen, Hasel-, Schnee-, Birk- und Urhühner und greift im Nothfall selbst zu Eichhörnchen und Mäusen. Selten fällt ihm bei uns im Winter, wo er sich oft in die unteren Berge und selbst in die Thäler wagen muß, ein Reh zu; dagegen versucht er es wohl, sich unter der Erde nach den Ziegen- oder Schafställen durchzugraben, wobei einst ein Ziegenbock, der den unterirdischen Feind bemerkte, als er eben den Kopf aus der Erde hob, diesem so derbe Stöße zutheilte, daß der Räuber todt in seiner Mine liegen blieb."

„Die Luchse vermehren sich nicht stark. Das Weibchen wirft in einer tiefverborgenen Höhle, oft auch in einem erweiterten Dachs- oder Fuchsbau, unter einer Baumwurzel oder einem Felsen zwei bis höchstens drei blinde Junge, denen es Mäuse, Maulwürfe, kleine Vögel und dergleichen zuträgt."

„Regelmäßige Luchsjagden finden bei der Seltenheit des Raubthieres nicht statt. Findet man auch Spuren seiner Mordgier, so ist doch der Thäter gewöhnlich sehr weit weg und flieht, wenn er förmlich gejagt wird, in ganz andere Gegenden. Stößt ihm aber der Jäger unvermuthet auf, so weicht der Luchs nicht von der Stelle und ist sehr leicht zu schießen. Er bleibt ruhig auf seinem Baume liegen und starrt den Menschen unverwandt an, wie die wilde Katze, ja der unbewaffnete Jäger überlistet ihn sogar, indem er ein Paar Kleidungsstücke vor ihn hinpflanzt und inzwischen zu Hause seine Flinte holt. Der Luchs fixirt die Kleider so lange, bis das Gewehr bei der Hand ist und der Schuß fällt. Aber auch hier heißt es: gut gezielt! Wird die Bestie blos verwundet, so springt sie schäumend dem Jäger an die Brust, haut ihre scharfen Krallen tief ins Fleisch und beißt sich wüthend ein, ohne loszulassen. Manchmal springt sie aber nur auf den Hund, und der Jäger gewinnt Zeit zum zweiten Schuß. Hunde müssen dem Luchs unterliegen, da er viel sicherer im Angriff ist und mit großer Genauigkeit springt. Er fürchtet sie darum auch nicht, flieht gemächlich, klettert nicht bald auf einen Baum, eher in eine unzugängliche Schlucht und wird nöthigenfalls auch zweier bis dreier gewöhnlicher Jagdhunde Meister. Die Prämien auf Erlegung eines Luchses sind ziemlich hoch, in Freiburg 125 alte Schweizerfranken, in Glarus 15 Gulden, im Tessin 1 Louisd'or."



Der Pardelluchs (Lynx pardinus).

Der Balg des Luchses gehört zu den schönsten und theuersten Pelzwerken; leider aber sind die Haare spröde und springen deshalb nach längerm Gebrauch. Ein Balg kostet 20 bis 30 Gulden, und die schönsten, nämlich die, welche aus Sibirien kommen, werden selbst an Ort und Stelle mit 6 bis 16 Rubeln bezahlt. Die Jakuten halten auch das Fleisch des Luchses für einen vorzüglichen Leckerbissen und stellen es gleich neben das von ihnen hochgeachtete Roßfleisch. Dies nimmt uns vielleicht Wunder, allein weit merkwürdiger noch ist es, daß auch die Schweizer, wie uns Tschudi berichtet, Luchsfleisch essen und für sehr wohlschmeckend halten. Kobell erzählt, daß bei der Fürstenversammlung in Wien mehrmals Luchsbraten auf die Tafel gekommen sein soll, und fügt dem hinzu, daß noch im Jahre 1819 in Ettal Auftrag gegeben wurde, Luchswildpret zu liefern, weil dasselbe dem Könige von Baiern als Arznei gegen den Schwindel angerathen worden war.

Junge Luchse werden so zahm, als überhaupt ein derartiges Raubthier werden kann. Man darf, ohne Gefahr sie zu verlieren, sie später frei in dem Hause laufen lassen, doch wird, nach Tschudi, ihre Neugier lästig, da sie jeden fremden Gegenstand zu beriechen pflegen und ihn dabei natürlich nicht eben schonend behandeln. Die Katzen bleiben übrigens ebensowenig im Hause neben den jungen Luchsen, als die Hunde neben einem jungen Wolfe. Man hat Beispiele, daß zahme Luchse sich mit allerlei Thieren sehr befreundet und mit ihnen lange in Frieden gelebt haben. Wie schwer es aber ist, einen jungen Luchs für die Gefangenschaft zu erhalten, sieht man am besten in Thierschaubuden und Thiergärten; hier wird man wohl niemals einen Löwen oder Leoparden vermissen, einen Luchs aber bekommt man nur äußerst selten zu sehen. Man sagt, daß die zahmen Luchse gewöhnlich an allzu großer Fettigkeit sterben, und behauptet, daß die wilden nicht älter würden, als funfzehn Jahre.

Im Süden Europas wird der gemeine Luchs durch den Pardelluchs (Lynx pardinus) vertreten. Dieser ist viel kleiner, als sein nordischer Verwandter; denn seine Körperlänge beträgt höchstens 2½ Fuß und die seines Schwanzes 5 Zoll. Durch die Kürze seines Pelzes, den verhältnißmäßig sehr großen Backenbart und die langen Ohrpinsel, sowie die ganz verschiedene, vielfältige Zeichnung unterscheidet er sich von jenem.

In Nordamerika ersetzt der Pischu oder kanadische Luchs (Lynx canadensis) die genannten europäischen Arten. Er ist etwas schwächer, als sein europäischer Vetter, denn seine Körperlänge erreicht nur selten 3 Fuß, während die seines Schwanzes blos ½ Fuß beträgt. Der Pelz ist kürzer und reicher, als der des europäischen Luchses. Seine Heimat ist ganz Nordamerika, nördlich von den großen Seen und östlich von den Felsengebirgen. Hier lebt er in waldigen Gegenden ganz nach Art unseres Luchses.

Der kanadische Luchs ist neben dem Rothluchs (Lynx rufus) aus Amerika die nützlichste Wildkatze, weil sein Fell vielfache Verwendung findet. Gerade von diesem Luchs kommen alljährlich viele Tausende von Fellen in den Handel, welche dann von unseren Kürschnern nach ihrer allgemeinen Färbung und Güte in verschiedene Sorten geschieden und mit mancherlei Namen belegt werden.

Als echtes Wüsten- und Steppenkind muß uns unter den südlichen Luchsen der Karakal (Lynx Caracal oder Caracal melanotis) erscheinen. Das Thier erreicht nicht die Größe der nordischen Vertreter seiner Sippe, denn seine Leibeslänge beträgt blos 2 Fuß, seine Schwanzlänge aber fast 10 Zoll. Der Name Karakal soll, wie man erklärt, aus dem Türkischen stammen und Schwarzohr heißen. Und in der That sind die dunkeln Lauscher eins der Kennzeichen der schönen Katze.

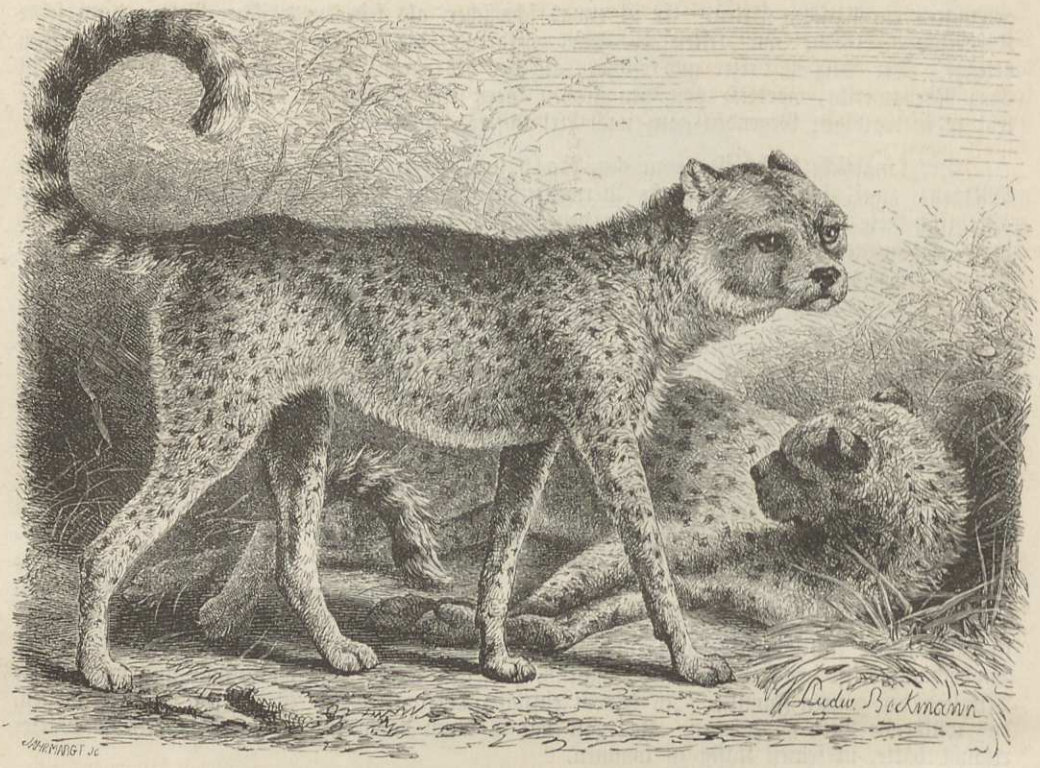
Der Verbreitungskreis des Karakal ist auffallend groß. Er bewohnt ganz Afrika, Vorderasien und Indien und zwar die Wüsten ebensowohl wie die Steppen; in Waldungen findet er sich nicht. In seinem Leben ähnelt er seinen Verwandten. Er jagt alle kleineren Säugethiere und Vögel der Wüste, macht sich aber auch über Antilopen her: Dies haben mir wenigstens die Araber, welche ihn Khut el Chala nennen, wiederholt versichert. Und hiermit steht denn auch die schon längst bekannte Thatsache im vollsten Einklange, daß er in Asien und namentlich in Indien zur Antilopen-, Hasen- und Kaninchenjagd abgerichtet werden kann. Nach meinen Beobachtungen ist der Karakal, im Verhältniß zu seiner Größe, das wüthendste und unbändigste Mitglied der ganzen Familie. In keinem einzigen Thiergarten hat es bis jetzt gelingen wollen, das wüthende Vieh zu zähmen. Ja man hat es kaum dahin gebracht, daß es einem Wärter erlaubt hätte, in seinen Käfig zu kommen.

Zu den Langschwänzen dieser Familie gehört der gestiefelte Luchs (Lynx caligatus), ein Bewohner der Gebirgswälder des östlichen Afrika vom Kap bis Habesch, sowie Vorderasiens und Indiens. Die Körperlänge des Thieres beträgt 2 Fuß und die des Schwanzes etwa die Hälfte. Die langen, zugespitzten Ohren tragen nur noch einen kleinen, bürstenähnlichen Pinsel, die Pelzfärbung ändert manchfaltig ab. Ueber die Lebensweise des Thieres ist so gut als Nichts bekannt.

Von ihm unterscheidet sich der Sumpfluchs (Lynx Chaus), welcher die sumpfigen und bewaldeten Gegenden am kaspischen Meere und Aralsee, in Persien, Syrien, Egypten, Nubien und Abissinien bewohnt und auch in seiner Lebensweise weit mehr Katze, als Luchs ist. Er ist, wie der Karakal, schlank gebaut und hochbeinig. Der Schwanz ist aber länger, die Ohrpinsel sind viel kleiner. Der Pelz ist reichlich behaart, im allgemeinen von gelblichgraulicher oder grünlichgelbgraulicher Färbung, auf welcher verwaschene, dunklere Streifen sich zeigen. Die Körperlänge beträgt 2 Fuß und die des Schwanzes 8 Zoll.

Ich bin dem Sumpfluchs im Nilthale mehrere Male begegnet. Er ist in Egypten eben keine seltene Erscheinung, man bemerkt ihn nur nicht oft. In jenem Lande fehlen größere Waldungen, in welchen sich ein Raubthier verbergen könnte, fast gänzlich, und dies ist deshalb auf andere Schlupfwinkel angewiesen, wie Röhricht, Riedgras und Getreide. Der Sumpfluchs schleicht ebensowohl bei Tag als bei Nacht umher, um Beute zu machen. Dabei kommt er dreist bis dicht an die Dörfer heran, und die größeren Gärten in der Nähe derselben scheinen ihm sogar besondere Lieblingsplätze zu sein. In der Gefangenschaft hat man ihn noch so gut als gar nicht beobachtet. Ein eingesperrter fraß zwölf Tage lang Nichts, sondern zerbiß seinen Stock und seine eigenen Vorderfüße, welche ihm von dem Eisen zerschlagen worden waren. Ein anderer dagegen lebte drei Monate, fraß viel Fisch, schäumte aber immer vor Zorn. Das ist Alles, was wir wissen.

Am Ende der reichen Familie, welche wir im Vorstehenden überblickten, steht ein eigenthümliches Bindeglied zwischen ihr und der nächstfolgenden, die Sippe der Jagdleoparden oder Gepards. Sie enthält, soviel man weiß, blos zwei Arten, welche sich jedoch in ihrer



Der Gepard oder Fahhad (Cynailurus guttatus).

Gestalt und in ihrer Lebensweise so ähneln, daß ihre Unterscheidung nur für den strengen Forscher irgendwelche Wichtigkeit hat. Die Gepards tragen ihren Sippennamen Cynailurus — Hundskatze — mit vollem Rechte; denn sie sind wirklich halb Katzen und halb Hunde. Katzenartig ist noch der Kopf, katzenartig der lange Schwanz: hundeartig aber ist der ganze übrige Körper, hundeartig zumal sind die langen Beine, deren Pfoten nur noch halbe Pranken genannt werden können. Noch ist hier die ganze Einrichtung zum Einziehen und Hervorschnellen der Klauen vorhanden, aber die betreffenden Muskeln sind so schwach und kraftlos, daß die Krallen fast immer hervorragen und deshalb, wie bei den Hunden, durch Abnutzung gestumpft werden. Das Gebiß gleicht im wesentlichen dem der Katzen, die Eckzähne aber sind ähnlich wie die der Hunde zusammengedrückt. Auch der Pelz hält die Mitte zwischen dem der Hunde und dem der Katzen. Von diesen hat er noch seine bunte Färbung, von jenen die Rauhheit oder das Struppige der Haare. Dieser Zwischenstellung entspricht das geistige Wesen der Gepards vollkommen. Ihr Gesichtsausdruck ist noch katzenähnlich, aber die Hundegemüthlichkeit spricht schon aus den Augen hervor, welche die Sanftheit des Geistes deutlich anzeigen.

Die beiden erwähnten Arten sind der Tschitah (Cynailurus jubatus), welcher Asien, und der Gepard oder Fahhad der Araber (Cynailurus guttatus), welcher Afrika bewohnt. Unsere Abbildung zeigt uns den letzteren.

Der Tschitah ist von etwas gedrungenerem Körperbau und niedriger auf den Beinen, als sein Sippschaftsverwandter, immer aber noch sehr schlank und schmächtig, auch hochbeiniger, als die eigentlichen Katzen. Der Kopf ist sehr klein und mehr hundeartig gestreckt, als katzenartig gerundet. Die Ohren sind breit und niedrig, die Augen durch ihren runden Stern ausgezeichnet. Der Balg ist ziemlich lang und struppig, namentlich auf dem Rücken, weshalb unser Thier auch den Namen „der Gemähnte" erhielt. Die Grundfärbung des Pelzes ist ein sehr lichtes Gelblichgrau, auf welchem schwarze und braune Flecken stehen, die auf dem Rücken

dicht gedrängt sind, ja fast zusammenfließen, sich auch an dem Bauche fortsetzen und selbst den Schwanz noch theilweise bedecken, da sie sich nur gegen das Ende hin zu Ringeln verbinden. Die Leibeslänge des Tschitah beträgt 2 Fuß und 3 Zoll, die Länge des Schwanzes 2 Fuß, die Höhe am Widerrist ebensoviel. Dem afrikanischen Verwandten fehlt die Nackenmähne fast gänzlich; die Grundfarbe seines Pelzes ist fast orangengelb, der Bauch aber weiß und ungefleckt; auch die Flecken sind etwas anders, und die Spitze des Schwanzes ist weiß, anstatt schwarz.

Der Tschitah scheint einen ziemlich großen Verbreitungskreis zu haben; denn er findet sich im ganzen südwestlichen Asien. Er ist, wie seine Farbe und Gestalt anzeigt, ein echtes Steppenthier, welches sich seinen Unterhalt weniger durch seine Kraft, als durch seine Behendigkeit erwerben muß. Die Nahrung besteht hauptsächlich in den mittelgroßen und kleineren Wiederkäuern, welche in seinem Gebiete leben, und ihrer weiß er sich mit großem Geschick zu bemächtigen. Die Schnelligkeit und Ausdauer des Jagdleoparden sind nicht eben groß, und eine von ihm verfolgte Antilope würde ihn schon nach kurzem Laufe weit hinter ihren Fersen zurücklassen; der Tschitah muß also seine Schlauheit und List einsetzen, um zu seiner Beute zu gelangen. Sobald er ein Rudel weidender Antilopen oder Hirsche bemerkt, drückt er sich auf die Erde und kriecht nun schlangengleich, leise, aber behende auf dem Boden hin, um sich vor den wachsamen Augen seiner gewünschten Beute zu verbergen. Dabei berücksichtigt er alle Eigenthümlichkeiten des Wildes und kommt z. B. niemals über dem Winde angeschlichen, liegt auch still und regungslos, sobald das Leitthier des Rudels seinen Kopf erhebt, um zu sichern. So stiehlt er sich bis auf etwa funfzig Fuß heran, sucht das bestgestellte Thier aus und springt nun mit wenigen Sätzen zu ihm heran, schlägt es mit den Tatzen nieder und faßt es dann im Genick. Nach kurzem Widerstande, wobei er jedoch immerhin mehrere hundert Schritte mit fortgeschleppt werden kann, hat er sein Opfer bewältigt und trinkt nun gierig das rauchende Blut.

Solche angeborene List und Jagdfähigkeit mußte den achtsamen Bewohnern seiner Heimat auffallen und sie zu dem Versuche reizen, die Jagdkunst des Thieres für sich zu benutzen. Dies ist wirklich außerordentlich gut gelungen; denn der Jagdleopard ist durch einfache Abrichtung zu einem trefflichen Jagdthiere geworden, welches in seiner Art dem besten Edelfalken kaum nachsteht. In ganz Ostindien betrachtet man ihn allgemein als einen geachteten Jagdgehilfen. Der Schah von Persien läßt ihn sich aus Arabien kommen und hält ihn mit einer Menge Hunde in einem eignen Hause. Joseph Barbaro sah im Jahre 1474 bei dem Fürsten von Armenien hundert Stück solcher Jagdleoparden, Orlich fand das Thier noch 1842 bei einem indischen Fürsten, und Prinz Waldemar von Preußen wohnte bei Delhi einer solchen Jagd bei. Auch in Deutschland ist der Gepard als Jagdthier benutzt worden. Leopold der Erste, Kaiser von Deutschland, erhielt vom türkischen Kaiser zwei abgerichtete Tschitahs, mit denen er oftmals jagte.

Es wird behauptet, daß auch der afrikanische Gepard von den Abissiniern zur Jagd abgerichtet würde; ich habe jedoch davon niemals Etwas gehört, und auch weder Rüppell noch Heuglin bestätigen jene Erwähnung. Dagegen versicherte mich Von der Decken, bei den Arabern der nördlichen Sahara gezähmte und eingeschulte Jagdleoparden gesehen zu haben.

Behufs dieser Jagd wird der Gepard behaubt und auf einen jener leichten, zweirädrigen Karren gesetzt, wie sie dem Lande eigenthümlich sind; einzelne Jäger nehmen ihn wohl auch hinter sich auf das Pferd. Man zieht nun nach den Wildplätzen hinaus und sucht sich einem Rudel Wild soviel als möglich zu nähern. Wie überall, läßt auch das scheueste asiatische Wild einen Karren weit näher an sich herankommen, als gehende Leute. Deshalb kann man mit dem Leoparden bis auf zwei- oder dreihundert Ellen an das Rudel heranfahren. Sobald nun die Jäger nahe genug sind, enthauben sie den Tschitah und machen ihn durch sehr ausdrucksvolle Winke und leise Aufmunterungen auf seine Beute aufmerksam.

Kaum hat das vortreffliche Thier die Beute ersehen, so erwacht in ihm das ganze Jagdfeuer, und all seine natürliche List und Schlauheit bekundet sich. Zierlich, ungesehen und ungehört schlüpft er von dem Wagen und schleicht nun in der oben angegebenen Weise sorgfältig an das Rudel heran und reißt ein Stück von ihm zu Boden. Ein Augenzeuge erzählt eine solche Jagd mit folgenden Worten:

„Kurz bevor wir unser Revier berührten, meldete uns der Kameltreiber (denn deren bedient man sich gewöhnlich zum Aufsuchen des Wildes und zum Vorbereiten der Jagdlust), daß eine halbe Meile von unserm Stande eine Herde Gazellen weide, und wir beschlossen sogleich, sie mit unseren Gepards zu verfolgen. Jeder derselben befand sich auf einem offenen,

mit zwei Ochsen bespannten Karren ohne Leitern, und jeder hatte ein Gefolge von zwei Männern. Die Gepards waren mit einem Halfter an ein leichtes Halsband oben auf den Karren gebunden und wurden noch von den Beileuten an einem Riemen gehalten, welcher um die Lenden ging. Eine lederne Kappe bedeckte ihnen die Augen. Da die Gazellen außerordentlich scheu sind, so ist die beste Weise, an sie zu kommen, wenn der Treiber an der langen Seite des Jagdwagens sitzt, und man baut auch darum letztern so, wie die Karren der Bauern, weil an deren Anblick die Thiere gewöhnt sind, so daß man sich ihnen auf 100 bis 200 Ellen nähern kann. Diesmal hatten wir drei Gepards bei uns und rückten auf die Stelle, wo die Gazellen gesehen worden waren, in einer Linie vor, in welcher jeder 100 Ellen vom andern entfernt blieb. Als wir eben in ein Baumwollenfeld kamen, erblickten wir vier Gazellen und mein Kutscher bemühte sich, bis auf 100 Ellen an sie zu kommen. Schnell wurden dem Gepard die Kappe und die Fesseln abgenommen, und kaum erblickte er das Wild, als er sich nach der entgegengesetzten Richtung, mit dem Bauche gänzlich zur Erde gedrückt, äußerst langsam und schmiegsam, hinter jedem Hindernisse, das im Wege lag, sich verbergend, fortschlich; sobald er indessen vermuthete, bemerkt zu werden, beflügelte er seine Schritte und war nach einigen Sätzen plötzlich mitten unter den Thieren. Er faßte ein Weibchen und rannte, indem er dieses gepackt, gegen 200 Ellen weit, gab ihm dann einen Schlag mit der Tatze, wälzte es um, und in einem Augenblicke trank er das Blut aus der geöffneten Kehle. Einer der andern Gepards war zu derselben Zeit losgelassen worden; nachdem er aber vier bis fünf verzweifelte Sprünge gemacht hatte, mit denen er die Beute verfehlte, gab er die Verfolgung auf, kehrte knurrend zurück und setzte sich wieder auf den Karren. Als jenes Thier überwältigt worden, lief einer vom Gefolge hin, setzte dem Gepard seine Kappe auf und schnitt der Gazelle die Kehle ab, sammelte Blut in ein hölzernes Gefäß und hielt es dem Gepard unter die Nase. Die Gazelle wurde fortgeschleppt und in ein Behältniß unter den Wagen gebracht, während dem Gepard durch ein Bein des Thieres sein Wildrecht gegeben wurde."

Sehr auffallend ist es, daß man von dem Freileben dieser so oft gezähmten Katze noch wenig oder gar Nichts weiß. Auf meinem Jagdausfluge nach Habesch erlegte mein Gefährte, van Arkel d'Ablaing, einen Gepard, welcher bei hellem Tage einer angeschossenen Gazelle nachgeschlichen war; aber er sah das Raubthier eben auch nur, ohne es länger beobachten zu können. Ueber die Fortpflanzung des Jagdleoparden ist gar Nichts bekannt. Ich habe mich in Afrika sogar bei den Nomaden vergebens hiernach erkundigt; diese Leute, welche das Thier ganz genau kennen, konnten mir eben blos sagen, daß man es in Schlingen fängt und trotz seiner ursprünglichen Wildheit binnen sehr kurzer Zeit zähmt. Daß die Zähmung so gut als gar keine Schwierigkeiten macht, wird Jedem klar, welcher einen Gepard in der Gefangenschaft gesehen hat. Ich glaube nicht zuviel zu sagen, wenn ich behaupte, daß es in der ganzen Katzenfamilie kein so gemüthliches Thier giebt, als unsern Jagdleoparden, und bezweifle, daß (vielleicht mit alleiniger Ausnahme des Löwen) irgend eine Wildkatze so zahm wird, wie er. In Afrika hielt ich selbst Gepards längere Zeit gefangen. Unter allen, welche ich sah, war nicht ein einziger, welcher jemals auch nur die leisesten Spuren von Wildheit gezeigt hätte. Gemüthlichkeit ist der Grundzug des Wesens unseres Thieres. Dem angebundenen Gepard fällt es gar nicht ein, den leichten Strick zu zerbeißen, an welchen man ihn gefesselt hat. Er denkt nie daran, Dem Etwas zu Leide zu thun, welcher sich mit ihm beschäftigt, und man darf ohne Bedenken dreist zu ihm hingehen und ihn streicheln und liebkosen. Scheinbar gleichmüthig nimmt er solche Liebkosungen an, und das Höchste, was man erlangen kann, ist, daß er etwas beschleunigter spinnt, als gewöhnlich. So lange er nämlich wach ist, spinnt er ununterbrochen nach Katzenart, nur etwas tiefer und lauter. Oft steht er stundenlang unbeweglich da, sieht träumerisch starr nach einer Richtung und spinnt dabei höchst behaglich. In solchen Augenblicken dürfen Hühner, Tauben, Sperlinge, Ziegen und Schafe an ihm vorübergehen: er würdigt sie kaum eines Blickes. Nur andere Raubthiere stören seine „ungeheure Heiterkeit" und Gemüthlichkeit. Ein vorüberschleichender Hund regt ihn sichtlich auf: das Spinnen unterbleibt augenblicklich; er äugt scharf nach dem gewöhnlich etwas verlegenen Hunde, spitzt die Ohren und sucht wohl auch einige kühne Sprünge zu machen, um ihn zu erreichen. Ich besaß einen Gepard, welcher so zahm war, daß ich ihn wie einen Hund am Stricke herumführen konnte und es dreist wagen durfte, mit ihm in den Straßen zu lustwandeln. So lange er es blos mit Menschen zu thun hatte, ging er immer ruhig mir zur Seite; anders aber wurde es, wenn uns Hunde begegneten. Er zeigte dann jedesmal eine so große Unruhe, daß ich auf den Gedanken kam, einmal zu versuchen, was er denn machen würde, wenn er wenigstens beschränkt frei wäre. Ich band ihn also an eine Leine von ungefähr funfzig oder sechzig Fuß Länge, wickelte mir

diese leicht um Hand und Ellbogen und führte ihn spazieren. Zwei große, faule Köter kreuzten den Weg. Jack, so hieß mein Gepard, äugte verwundert, endigte sein gemüthliches Spinnen und wurde ungeduldig; jetzt faßte ich das Ende der Leine und warf die Schlingen zu Boden, so daß er Spielraum hatte. Augenblicklich legte er sich platt auf die Erde und kroch nun in der oben beschriebenen Weise an die Hunde hinan, welche ihrerseits ganz verdutzt und verwundert das sonderbare Wesen betrachteten. Je näher er den Hunden kam, um so aufgeregter, aber zugleich auch vorsichtiger wurde er. Wie eine Schlange glitt er auf dem Boden hin. Endlich glaubte er nahe genug zu sein, und nun stürzte er mit drei, vier gewaltigen Sätzen auf einen der Hunde los, erreichte ihn, trotzdem daß dieser die Flucht ergriff, und schlug ihn mit den Tatzen nieder. Dies geschah in ganz eigenthümlicher Weise. Er hieb seine Krallen nicht ein, sondern er prügelte blos mit seinen Vorderläufen auf den Hund los, bis dieser zu Boden fiel. Der arme Köter bekam plötzlich Todesangst, als er das Katzengesicht über sich erblickte, und fing an, jämmerlich zu heulen. Sämmtliche Hunde der Straße geriethen in Aufruhr und heulten und bellten aus Mitleiden; ein dichter Volkshaufen sammelte sich, und ich mußte wohl oder übel meinen Gepard an mich nehmen, ohne eigentlich zum Ziele gekommen zu sein, d. h. ohne gesehen zu haben, was er mit dem Hunde beginnen würde. Dagegen veranstaltete ich in unserm Hofe einen großen Thierkampf, welcher überhaupt, zu meiner Schande will ich es gestehn, das Ergötzlichste ist, was ich sehen kann. Ich besaß zu derselben Zeit einen fast erwachsenen Leoparden, ein rasendes, wüthendes Thier ohne Gleichen, ich möchte fast sagen, einen Teufel in Katzengestalt. Die Kette des Leoparden wurde also durch einen darangebundenen Strick verlängert und er aus seinem Käfig heraus in den Hof gelassen. Der Gepard seinerseits war ungefesselt und konnte nach Belieben den Kampf aufnehmen oder abbrechen. Er befand sich gerade in höchst gemüthlicher Stimmung und schnurrte besonders ausdrucksvoll, als ich ihn herbeiholte. Kaum aber ersah er seinen Herrn Vetter, als nicht nur alle Gemüthlichkeit verschwand, sondern auch sein ganzes Aussehen ein durchaus anderes wurde. Die Seher traten aus ihren Höhlen heraus, die Mähne sträubte sich, er fauchte sogar, was ich sonst niemals vernommen hatte, und nun stürzte er sich muthig auf seinen Gegner los. Der hielt ihm auch Stand, und so begann jetzt ein Kampf und ein Fauchen, daß mir, ich will es gern zugeben, angst und bange dabei wurde. Der Leopard war bald niedergetrommelt, aber gerade jetzt wurde er furchtbar. Er lag auf dem Rücken und mißhandelte meinen Jack mit seinen vier Tatzen, daß ich mit Recht besorgt um ihn wurde. Jack achtete aber der Schmerzen nicht, sondern biß muthig auf den heimtückischen Vetter los und würde ihn jedenfalls besiegt haben, wenn ich dem Kampfe nicht ein Ende gemacht hätte. Zwei Eimer voll Wasser, welche ich über die wüthenden Kämpen goß, unterbrachen den Streit augenblicklich.

* * *

(**Hunde.**) Gemeinsame und gleichmäßige Berücksichtigung aller Eigenthümlichkeiten eines Thieres oder einer Thierfamilie sind für den Kundigen maßgebend zur Beurtheilung und Würdigung der betreffenden Geschöpfe. Eben deshalb beschäftigen uns die Hunde (Canes) erst in der zweiten Familie.

Wollten wir die geistigen Eigenschaften und Fähigkeiten allein in Betracht ziehen, so müßten wir den Hunden unzweifelhaft die erste Stellung unter allen Raubthieren einräumen; denn die große Mehrzahl dieser ausgezeichneten Geschöpfe übertrifft in geistiger Hinsicht die Katzen bei weitem. Aber die Katzen sind einhelliger gebaut, als die Hunde, und ihre Geisteskräfte wenigstens nicht so gering, daß sie eine Voranstellung in der Reihe der Raubthiere verbieten sollten.

Die Hunde bilden eine ziemlich streng nach außen hin abgeschlossene Familie. In dem oben über die ganze Ordnung Mitgetheilten ist bereits hervorgehoben worden, daß die Hunde in ihrem Leibesbaue nicht so sehr von den Katzen verschieden sind, als man auf eine flüchtige Betrachtung hin wohl annehmen möchte. So entschieden sie auch ihr eigenthümliches Gepräge im äußern wie im innern Bau und ihre Eigenthümlichkeiten in der Lebensweise wie in ihren Sitten festhalten, so nahe kommen sie in leiblicher Hinsicht den Katzen. In der Größe stehen sie sämmtlich hinter den größeren Arten der vorigen Familie zurück und besitzen demgemäß auch nicht die Stärke und Furchtbarkeit jener vollendetsten Räuber. Ihre Gestalt ist mager, der Rumpf ruht auf dünnen oder hohen Beinen mit kleinen Pfoten, der Kopf ist klein, die Schnauze spitz, die stumpfe Nase vorstehend. Der Hals ist ziemlich schwach und der Rumpf in den Weichen eingezogen, der Schwanz ist kurz und oft buschig behaart. An den Vorderfüßen finden

sich regelmäßig fünf, an den Hinterfüßen vier Zehen, welche sämmtlich mit starken, immer aber stumpfspitzigen und nicht zurückziehbaren Krallen bewehrt sind. Die Augen sind groß und hellem Lichte zugänglicher, als die Katzenaugen; die Ohren sind meist spitzer und größer, als bei der vorigen Familie, die Zitzen an Brust und Bauch zahlreicher. Das Gebiß ist kräftig, die Schneidezähne sind verhältnißmäßig groß, zumal die der oberen Kinnlade, und die äußeren Zähne sind fast eckzahnartig vergrößert, die Reißzähne sind schlank und etwas gekrümmt, die Lückzähne, von denen im Oberkiefer drei, im untern vier sich finden, sind weniger scharf gezackt, als bei den Katzen, die Kauzähne ziemlich stumpfe Mahlzähne, welche die Speise ordentlich zermalmen. Der Schädel ist gestreckt, namentlich die Kiefer sind verlängert. Zwanzig Brust- und Lendenwirbel, drei Kreuzbein- und achtzehn bis zweiundzwanzig Schwanzwirbel bilden die Wirbelsäule. Den Brustkasten umgeben dreizehn Rippenpaare, von welchen neun wahre und vier falsche sind. Das Schlüsselbein ist noch verkümmert, das Schulterblatt schmal, das Becken kräftig. Der Darmschlauch zeichnet sich durch einen rundlichen Magen aus; der eigentliche Darm hat vier- bis siebenfache Körperlänge.

Die Hunde zeigen in ihrer ganzen Anlage, daß sie weit weniger ausschließlich auf rein thierische Nahrung angewiesen sind, und lassen den Schluß zu, daß sie demgemäß auch weniger mordlustig und blutgierig sein werden, als die Katzen. In der That unterscheiden sie sich gerade hierin wesentlich von jenen. Sie stehen an Wildheit, an unbändiger Mordlust und an abscheulicher Blutgier sämmtlich weit hinter den Katzen zurück und geben alle eine mehr oder minder große Gutmüthigkeit kund.

Schon in der Vorzeit waren die Hunde wenigstens in Europa weit verbreitete Säugethiere, und es steht unzweifelhaft fest, daß sie sehr früh auf der Erdoberfläche erschienen. Gegenwärtig verbreiten sie sich über die ganze bewohnte Erde und sind in den meisten Gegenden auch häufig. Einsame stille Gegenden und Wildnisse, dieselben mögen im Gebirge oder in der Ebene gelegen sein, düstere Wälder, Dickichte, Steppen und Wüsten sind ihre Aufenthaltsorte. Einige schweifen fast beständig umher und halten sich höchstens so lange an einem Orte auf, als sie durch ihre noch unmündige Nachkommenschaft an ihm festgehalten werden, andere graben sich Höhlen in die Erde, oder benutzen bereits gegrabene Baue zu festen Wohnungen. Die einen sind rein nächtliche, die anderen blos halbnächtliche Thiere und manche vollkommen Tagfreunde. Jene verbergen sich während des Tages in ihren Bauen oder in einsamen und geschützten Schlupfwinkeln, im Gebüsch, im Schilf oder hohen Getreide, zwischen öden und dunklen Felsen u. s. w. und streifen zur Nachtzeit entweder einzeln oder in Gesellschaften durch das Land, durchwandern dabei unter Umständen viele Meilen, jagen während der Wanderung, besuchen dabei sogar größere Dörfer und Städte und ziehen sich bei Anbruch des Tages in den ersten passenden Schlupfwinkel zurück, den sie auffinden. Nur die wenigsten leben paarweise, denn selbst diejenigen Arten, bei denen Männchen und Weibchen zeitweilig zusammenhalten, schlagen sich unter Umständen in stärkere Meuten zusammen: man kann wohl behaupten, daß alle Hunde ohne Ausnahme gesellige Thiere sind.

Hinsichtlich der Beweglichkeit geben die Hunde den Katzen wenig nach. Ihre stumpfen Krallen erlauben ihnen nicht, zu klettern, sie sind deshalb auf den Boden gebannt; auch verstehen sie nicht, so hohe und weite Sprünge auszuführen, wie die Katzen, im übrigen aber übertreffen sie diese ganz entschieden. Sie sind vortreffliche Läufer und besitzen eine unglaubliche Ausdauer; sie schwimmen ohne Ausnahme und zum Theil ganz meisterhaft, ja wir finden bei ihnen bereits förmliche Wasserthiere, d. h. Hunde, welche sich mit wahrer Wonne in den Wellen herumtummeln. Beim Gehen treten sie blos mit den Zehen auf, wie die Katzen, ihr Gang ist aber eigenthümlich schief, weil sie die Beine nicht gerade vor sich hinzusetzen pflegen.

Ganz vorzüglich sind die Sinne der Hunde. Das Gehör steht dem der Katzen kaum nach, der Geruch dagegen ist zu einer bewunderungswürdigen Schärfe ausgebildet, und auch vom Gesicht darf man behaupten, daß es besser als bei den Katzen ist: denn die Nachthunde stehen den Katzen gleich und die Taghunde übertreffen sie entschieden.

Noch viel ausgezeichneter sind die geistigen Fähigkeiten der Hunde. Die tiefstehenden Arten bekunden überaus große List und Schlauheit, zum Theil sogar auf Kosten des Muthes, welchen andere im hohen Grade besitzen, die höher stehenden Hunde aber und namentlich diejenigen, welche mit dem Menschen verkehren oder, besser gesagt, sich ihm hingegeben haben mit Leib und Seele, beweisen tagtäglich, daß ihre Geistesfähigkeiten einer Ausbildung fähig sind, wie bei keinem andern Thiere. Der zahme Hund und der wilde Fuchs handeln mit wahrhaft vernünftiger Ueberlegung und führen sorgfältig durchdachte Pläne aus, deren Ergebniß sie mit größtmöglicher Sicherheit im voraus abschätzen. Dieser Verstand ist es, welcher die Hunde auf das innigste

mit den Menschen verbunden hat und sie über alle übrigen Thiere stellt. Dabei sind die Hunde gemüthliche Burschen, aufgelegt zu Spiel und Scherz, heiter und lustig, gutmüthig und verhältnißmäßig sanft, wenn sich gleich nicht leugnen läßt, daß es, wie überall, so auch bei ihnen Ausnahmen giebt.

Die Nahrung der Hunde besteht hauptsächlich aus thierischen Stoffen, zumal aus Säugethieren und Vögeln. Sie fressen frisch erlegte Beute ebenso gern, wie Aas, für welches alle Arten sogar eine gewisse Vorliebe zu haben scheinen. Einzelne verzehren auch sehr gern Knochen, und andere finden selbst in den schmutzigsten Auswurfstoffen noch eine erwünschte Speise. Außerdem fressen die Hunde Lurche, Fische, Schalthiere, Krebse, Kerbthiere oder Honig, Obst, Feld- und Gartenfrüchte, ja sogar Baumknospen, Pflanzensprossen, Wurzeln, Gras und Moos. Manche sind sehr gefräßig und tödten mehr, als sie verzehren können, doch zeigt sich der Blutdurst niemals in der abschreckenden Gestalt, wie bei den Katzen, und keinen einzigen Hund giebt es, welcher sich im Blute der von ihm getödteten Schlachtopfer mit Lust berauscht.

Die Fruchtbarkeit der Hunde ist größer, als die der Katzen; ja die Zahl ihrer Jungen erreicht zuweilen beinahe die äußersten Grenzen der Erzeugungsfähigkeit der Säugethiere überhaupt. Im Mittel darf man annehmen, daß die Hunde zwischen vier bis neun Junge werfen; doch sind Ausnahmsfälle bekannt, in welchen eine Mutter auf einen Wurf ihrer funfzehn, und selbst einundzwanzig zur Welt brachte. Es kommt vor, daß der Vater seine Sprößlinge oder ein anderer männlicher Hund die junge Nachkommenschaft einer Hündin mit Mordgedanken verfolgt und auffrißt, wenn er es thun kann; zumal geschieht dies bei den Wölfen und Füchsen, welche unter Umständen auch ihres Gleichen nicht verschonen. Bei den meisten Arten macht sich die Geselligkeit, auch den ganz jungen gegenüber, geltend. Die Mütter sorgen stets in wahrhaft aufopfernder Weise für ihr Gewölfe.

Wegen der großen Anzahl, in der manche Hundearten auftreten, ist der Schaden, den die ganze Familie durchschnittlich anrichtet, ein ziemlich bedeutender, und die den Menschen beeinträchtigenden Arten werden deshalb auch überall unbarmherzig verfolgt. Dagegen leisten die kleineren Arten durch Wegfangen schädlicher Nagethiere oder durch das Aufzehren von Aas und anderm Unrathe gute Dienste und liefern zudem noch ihren Balg, ihre Haut und ihre Zähne zur Benutzung.

Man kann die Hunde in drei große Abtheilungen bringen und diese, wenn man will, wieder in kleinere Gruppen zerfällen. Die Abtheilungen sind die Wölfe oder eigentlichen Hunde mit rundem Augenstern und mit kurzem Schwanz, die Füchse mit spaltenförmigem Augenstern und mit langem, buschigem Schwanze, und die Hiänen, die eigentlichen Nachthunde, mit rundem Augenstern, plumpem Leibesbau und mit abschüssigem Rücken, langem, lockerm und rauhem Pelz und buschigem Schwanz.

Kein einziges Thier der ganzen Erde ist der vollsten und ungetheiltesten Achtung, der Freundschaft und Liebe des Menschen würdiger, als der Hund. Er ist ein Theil des Menschen selbst; er ist zu dessen Gedeihen, zu dessen Wohlfahrt unentbehrlich.

„Der Hund", sagt Friedrich Cuvier, ist die merkwürdigste, vollendetste und nützlichste Eroberung, welche der Mensch jemals gemacht hat, denn die ganze Art ist unser Eigenthum geworden; jedes Einzelwesen derselben gehört dem Menschen, seinem Herrn, gänzlich an, richtet sich nach seinen Gebräuchen, kennt und vertheidigt dessen Eigenthum und bleibt ihm ergeben bis zum Tode. Und alles dieses entspringt weder aus Noth noch aus Furcht, sondern aus reiner Liebe und Anhänglichkeit. Die Schnelligkeit, die Stärke des Geruchs haben für den Menschen aus ihm einen mächtigen Gehilfen gemacht, und vielleicht ist er sogar nothwendig zum Bestand der Gesellschaft des Menschenvereins. Der Hund ist das einzige Thier, welches dem Menschen über den ganzen Erdboden gefolgt ist.

Der Hund ist wohl würdig, daß wir ihn ausführlich behandeln und, trotz seiner scheinbaren Allbekanntschaft, hier sehr mit Lust und Liebe seiner gedenken.

Ich sage „scheinbaren Allbekanntschaft", denn Jedermann glaubt ihn zu kennen, gründlich und hinlänglich zu kennen, und nur der Naturforscher gesteht zu, daß er, trotz aller Nachforschungen und Vergleichungen, eigentlich noch äußerst wenig und kaum irgend etwas Sicheres über den Hund weiß.

Der Hund hat sich mit dem Menschen über die ganze Erde verbreitet. So weit sich das Menschengeschlecht ausgedehnt hat, so weit findet man auch ihn, und selbst die armseligsten,

ungesittetsten und ungebildetsten Völker haben ihn zu ihrem Genossen, Freund und Vertheidiger. Aber in keinem Lande der Erde ist er noch wild zu treffen; man findet ihn überall nur gezähmt, überall blos in Gesellschaft des Menschen. Nicht die dunkelste Sage kann uns über seine Vorfahren Aufschluß geben, und auch die genaueste und sorgfältigste Forschung hat dies bis jetzt noch nicht vermocht. Ueber der Abstammung des wichtigsten aller Hausthiere liegt ein scheinbar undurchdringliches Dunkel. Es giebt kein anderes Thier weiter, über welches so viele Muthmaßungen, so viele Annahmen herrschen, als über den Hund. Nach der Ansicht der Einen gehören alle Hunde der ganzen Erde nur zu einer einzigen Art, die Anderen nehmen, und jedenfalls mit Recht, mehrere Stammeltern an. Die Ersteren betrachten alle Hunde als Abkömmlinge vom Wolf, vom Schakal, vom Dingo, vom Dole und Buansu; die Anderen glauben, daß er ein Erzeugniß mehrfacher Kreuzungen zwischen diesen oder jenen der genannten, ein Blendling verschiedener wilder Hunde sei. Wo ist hier ein Ausweg zu finden, und wer hat Recht? Wir vermögen dies nicht zu unterscheiden; wohl aber sind wir befugt, die verschiedenen Annahmen gegeneinander abzuwägen, und getrost dürfen wir uns für die wahrscheinlichste aussprechen. Nach dieser müssen wir glauben, daß das Geschlecht der zahmen Hunde in verschiedene Arten zerfällt, über deren ursprüngliche Heimat keine Forschung und keine Sage irgend welchen Anhalt geben kann.

Ich halte es für unumgänglich nothwendig, hier diese sich entgegenstehenden Meinungen zweier der gründlichsten Forscher anzugeben, damit sich der Leser selbsteigen eine Ansicht bilden kann.

„Will man den Haushund", sagt Blasius, „als Art von den übrigen Wölfen trennen, so gibt es jetzt noch keine besseren Merkmale, als der links gekrümmte Schwanz, wie es Linné angibt."

„Das naturgeschichtliche Schicksal des Hundes gleicht dem des Menschen. Daß der Hund sich dem Herrn der Erde ganz unterworfen und angeeignet hat, ist von Folgen gewesen, wie wir ihres Gleichen in der Thierwelt nicht finden. Das Vorhandensein des Hundes ist mit dem des Menschen so eng verschmolzen, der Hund hat sich, wie der Mensch, den manchfaltigsten und gegensätzlichsten Natureinflüssen in einem solchen Maß unterwerfen müssen, um den ganzen Erdkreis erobern und beherrschen zu helfen, daß von seinem ursprünglichen Naturzustande, wie von dem des Menschen, nur willkürliche Vermuthungen uns Kunde geben können. Doch gilt dies blos von seinen leiblichen Eigenthümlichkeiten. Ueber sein geistiges Wesen können die Stimmen nicht getheilt sein."

„Der Hund ist nach seinem Gerippe, nach Schädel und nach Gebiß ein Wolf; doch ist es weder nach Schädel noch nach Gebiß möglich, ihn mit irgend einer wild vorkommenden Wolfsart zu vereinigen, noch von den bekannten Wolfsarten scharf zu trennen. Unsere europäischen Hunde schwanken in ihren Schädeleigenthümlichkeiten zwischen denen des Wolfes und des Schakals, doch so, daß sich die Eigenthümlichkeiten manchfaltigst kreuzen, verbinden und abändern."

„Die Amerikaner haben Hunde gehabt, ehe durch die Spanier der europäische Hund nach Amerika gebracht wurde. In Mejiko fanden die Spanier stumme Hunde vor. Humboldt führt an, daß von den Indianern von Jauja und Huanta, ehe sie der Inka Pachacutec zum Sonnendienste bekehrte, die Hunde göttlich verehrt wurden. Ihre Priester bliesen auf skelettirten Hundeköpfen, und Hundeschädel und Hundemumien fanden sich in den peruanischen Grabmälern der ältesten Zeit. Tschudi hat diese Schädel untersucht, hält sie für verschieden von denen der europäischen Hunde und glaubt, daß sie von einer eignen Art herrühren, die er Canis Ingae nennt; auch werden die einheimischen Hunde im Peruanischen mit dem Namen Runa-allco bezeichnet, um sie von den europäischen, die verwildert in Südamerika vorkommen, zu unterscheiden. Diese Hunde sollen besonders gegen Europäer feindlich gesinnt sein."

„Es ist bekannt, daß vom Hund und Wolf Bastarde in jeder Art der Kreuzung nachgewiesen sind. Bastarde zwischen Hund und Schakal sind nach Naturbeobachtungen keine Seltenheit. Pallas erwähnt sogar, daß unter den Russen Bastarde von Hund und Fuchs als eine bekannte Sache angenommen werden, doch gründet er diese Behauptung offenbar nicht auf eigne Beobachtungen."

„Fragt man sich nun nach diesen Andeutungen, ob der Hund eine Art, eine selbständige und getrennte, wie der Wolf, Schakal und Fuchs, so ist es schwer, die Frage zu bejahen. Kein einziges wildes Thier zeigt solche Abweichungen im Schädel, im ganzen Körperbau, in den Verhältnissen der absoluten Größe. Aber auch die Hausthiere, bei denen wir annehmen müssen, daß die Art an und für sich noch unverfälscht erhalten, nur durch Zähmung und Kultur verändert ist, wie Pferd, Esel, Rind, Ziege, Schwein, haben solche Gegensätze nicht aufzuweisen, und noch weniger läßt sich sagen, daß mehrere Arten unter dieser großen Manchfaltigkeit von Formen enthalten wären. Ebenso willkürlich, wie die Aufstellung verschiedener Menschenarten,

würde es bleiben, mehrere Hundearten unterscheiden zu wollen. Es liegt offenbar hier eine Thatsache vor, die mit den sonst in der Natur und Kultur beobachteten nicht gleichlaufend ist."

„Und so bleibt darin, so lange man diese Fragpunkte auf dem Gebiete der Naturforscher erhalten will, kaum ein anderer Ausweg, als sich zu der Ansicht bekennen, welcher Pallas huldigt: daß in der Zähmung und Vermischung der in verschiedenen Ländern ursprünglichen Wolfsarten der Ursprung des Haushundes zu suchen sei. Diese Ansicht ist natürlich, wie jede andere über diesen Punkt, nur eine Annahme, aber es wird, wenn sie in der Natur begründet ist, möglich sein, sie durch unmittelbare Vergleichung der Hunde- und Wolfsschädel bis zur vollen Ueberzeugung zu erheben. Man hat keine Veranlassung mehr, sich in solcher Auffassung durch die Lehren und Annahmen von Buffon beirren zu lassen. Daß sich gleichzeitig die unbeschränkte Kreuzung der Hundearten unter sich und des Hundes mit Wolf und Schakal am besten mit dieser Ansicht verträgt, liegt auf der Hand. Daß auch die große Manchfaltigkeit der Hunde in Gestalt und Größe allein dadurch eine Analogie erhielt z. B. in den manchfaltigen, zwitterhaften Pflanzen, sogar im Thierreich unter den Hühnern, ist auch nicht ohne Gewicht. Ebenso ist die große Verwandtschaft der verwilderten Hunde in Gestalt und Farbe mit dem Schakal und die Annäherung und Freundschaft beider von großer Bedeutung. Auch die verwilderten Pferde nähern sich ursprünglich den wilden wieder. Ziegen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht den größten Theil des Jahres frei im Gebirge umhertreiben, wie in Dalmatien und manchen Gegenden Italiens, gleichen sehr der wilden Bezoarziege; bunte Kaninchen, die im Freien ausgesetzt werden, haben im Verlauf von einigen Jahren Junge, die von wilden nicht zu unterscheiden und vollkommen wild sind."

„Daß im Ganzen der Schakal in dieser Angelegenheit am meisten betheiligt sein muß, scheint mir aus der Bildung des Hundeschädels hervorzugehen, und es mag schließlich wohl nicht von blos zufälliger Bedeutung sein, daß die alten Bildungsländer der Menschheit von Indien bis zum Mittelländischen Meer mit der Heimat des Schakals fast gänzlich übereinstimmen."

Ganz im entgegengesetzten Sinne läßt sich Giebel vernehmen.

„In der That", sagt dieser bekannte Forscher, „die Aehnlichkeit gewisser Hunderassen mit dem Wolfe, anderer mit dem Fuchs, noch anderer mit dem Schakal, die vielfache Vermischung der verschiedensten Körperformen mit einander, geben der Behauptung, daß der Hund ursprünglich ein Bastard von Wolf, Fuchs oder Schakal sein möchte, für den ersten Augenblick viel Wahrscheinlichkeit. Allein um bei dieser schnell gewonnenen Annahme sich beruhigen zu können, muß man die Bastardnatur genau erforschen. Von welchen Arten man auch Bastarde ziehen mochte, niemals vermehrten sich dieselben mit so erstaunlicher Fruchtbarkeit, wie der Hund, niemals sah man ihre Nachkommen körperlich und geistig so weit aus einander laufen, wie der Dachshund vom Windhund, der Bullenbeißer vom Neufundländer sich entfernt; im Gegentheil, die Bastarde bewahren entweder streng die Eigenthümlichkeiten beider Eltern, oder sie fallen ganz in das Geschlecht des Vaters und der Mutter zurück. Die natürlichen Gesetze, welche die Bastardbildung beherrschen, waren nun zu allen Zeiten und unabänderlich dieselben. Der heutige Bastard von Wolf und Schakal ist derselbe, welcher er zu Adams Zeiten war. Gerade die verwilderten und wilden Hunde in Asien, Neuholland und Südamerika, welche ihren wilden Eltern am ähnlichsten sein müßten, weichen entschieden ab, und überdies sind die Beispiele von Bastarden wilder Hundearten so sehr selten, daß wir unmöglich eine den ganzen Erdboden bevölkernde Nachkommenschaft aus ihnen herleiten können."

„Eine andere Ansicht läßt den Haushund in gerader Linie vom Wolf abstammen und erklärt alle Unterschiede der Hunderassen, selbst die auffälligsten, kurzweg durch Züchtung, den Einfluß der Kultur, der Lebensweise, der Nahrung und des Klimas. Zähmen läßt sich der Wolf wohl und gewinnt dann auch Anhänglichkeit an seinen Herrn; aber durch welche Züchtungsmittel wäre es möglich, den Wolfskopf in einen Windhund- und Bullenbeißerkopf umzuwandeln, die Beine dachsartig zu krümmen und zu verkürzen, die Körpergröße auf liliputanische Verhältnisse herabzudrücken? An der Vielgestaltigkeit der Hunderassen scheitert jeder Versuch, dieselben von einer einzigen Art oder einer einzigen Urrasse abzuleiten, mag dieselbe nun ein Wolf oder ein echter Hund gewesen sein."

„Die Natur gründet die Eigenthümlichkeit der Sippen und Arten der Säugethiere, und also auch die der Raubthiere, nicht auf die An- und Abwesenheit eines farbigen Streifen, nicht auf verschiedene Farbentöne überhaupt, sondern auf wesentliche Eigenthümlichkeiten, welche entweder in der gesammten innern und äußern Leibesbildung ausgesprochen, also durchgreifend sind, oder aber in erheblichen Formabänderungen der für das Wesen der Familie oder überhaupt

nächst höheren Gruppen wichtigsten Organe beruhen, also schlechthin auffällige sind. Wird es uns möglich sein, solche durchgreifende Eigenthümlichkeiten an dem Haushunde nachzuweisen, oder nur im Gebiß und allen davon unmittelbar abhängigen Organen, in den Sinneswerkzeugen oder in den Pfoten erhebliche Formverschiedenheiten aufzufinden, so sind sie artlich verschieden und die Eigenthümlichkeiten der Art sind in der Natur begründete, nicht künstliche. Diesen Nachweis und zwar der durchgreifenden Eigenthümlichkeiten wird Jeder leicht verfolgen können, wenn er etwa den isländischen Hund, Pudel, Bulldoggen, Spitz, Wind- und Jagdhund, Pintscher, Neufundländer und Dachshund neben einander stellt."

„Die in der That für Raubthiere beispiellosen Verschiedenheiten im äußern Körperbau der Hunderassen lassen schon im voraus nicht minder erhebliche in der innern Organisation erwarten, und wirklich wird der Forscher schon bei der ersten Vergleichung der Zahnformen, des Schädels und des ganzen übrigen Knochengerüstes von den augenfälligsten, eigenthümlichen Unterschieden überrascht. Außer in anderen Eigenthümlichkeiten liegt bei den fleischfressenden Raubthieren eines der entschiedensten Kennzeichen in dem sogenannten Fleischzahn, welcher nur in dieser Familie überhaupt vorkommt, und in dessen Verhältniß zu den dahinter folgenden stumpfhöckrigen Kauzähnen. Wir erkennen darin die sichersten Sippen- und Artunterschiede. Je spitzzackiger der Fleischzahn ist, desto weniger entwickelt, kleiner und unbedeutender sind die Kauzähne, und ebenso genau und sicher spricht sich dieses Verhältniß der charakteristischen Zähne in dem mehr oder weniger blutgierigen, bösartigen und grimmigen Naturell der betreffenden Thiere aus."

„Die Unterschiede im Naturell der Hunderassen sprechen sich gleich auffällig in der übrigen Bildung des Schädels aus. Das raubgierige Thier mit starkem Gebiß bedarf kräftigere Kiefermuskeln, und diese größere und bezeichnetere Ansatzpunkte im Schädel, als das sanftere und gutmüthigere mit feinen Zahnformen. Vergleichen wir die Schädel der schon weit auseinandergehenden Hunderassen mit einander, so finden wir viel auffallendere Unterschiede, als bei den Arten irgend einer andern Raubthiersippe, ja erheblichere, als noch bei sonst verwandten Sippen. Sehr wichtig für die Systematik, doch leider bisher wenig gewürdigt, ist aber noch die Erscheinung, daß einige Hunderassen an den Hinterpfoten äußerlich sowohl als im Skelett fünf vollkommen entwickelte Zehen haben, während die meisten anderen nur deren vier ausgebildet besitzen und statt der fünften blos eine Afterzehe tragen, welche im Geripp völlig fehlt. Eine Zehe mehr oder weniger bei Raubthieren reicht für die meisten Thierkundigen schon aus, die Thiere als Arten zu trennen, auch wenn dieselben in allem Uebrigen viel geringere Unterschiede bieten, als die erwähnten der Hunderassen."

„Die Unterschiede in den Weichtheilen der Hunderassen, in Form und Größe des Magens und Darms, der Leber und Milz, der Lunge und des Herzens, der Nieren und der Geschlechtstheile, des Nerven- und Muskelsystems aufzuzählen: dazu fehlen hinlängliche Beobachtungen. Meine hierauf bezüglichen, erst nur an drei Rassen angestellten Untersuchungen bestätigen indeß schon als erste Versuche die Ergebnisse, welche aus dem Bau der Zähne und des Gerippes gewonnen sind, daß nämlich auch in den Weichtheilen die Hunderassen sehr weit über die Grenzen der Rassenabänderungen und Spielarten hinausgehen. Und sind dann nun nicht auch Naturell und Lebensweise, welche sich auf den verschiedenen Leibesbau gründen, in der größten Verschiedenartigkeit in den Hunderassen vertreten? Wir haben Allesfresser, Pflanzenfresser und Fleischfresser unter den Haushunden; die Südseeinsulaner sind entschiedene Pflanzenfresser, die kamtschadalischen und Eskimohunde entschiedene Fischfresser; die Hunde auf Juan Fernando fressen nur Seehunde, und dem aufmerksamen Beobachter wird es nicht entgehen, daß selbst von unseren einheimischen Haushunden, obwohl dieselben meist von Jugend auf an gemischte Kost gewöhnt, einige Rassen entschiedene Fleischfresser sind, andere Gemüse vorziehen und dabei besser gedeihen. Das wilde, bösartige Wesen des Bergamasker- und Punahirtenhundes, des Dingo und Nippon steht in auffallendstem Gegensatz zu dem sanften unsers Pudels, die Gelehrigkeit dieses im schroffen Gegensatz zu der Dummheit des gemeinen Hofhundes, in ebenso grellem der Gesichtsausdruck der verschiedenen Rassen. Und endlich das Vaterland, die geographische Verbreitung: auch sie ist keine allgemeine, das Vaterland kein einziges für alle Rassen. Wie der Neuholländer seinen Dingo hat, so hat Süd- und Nordamerika ursprünglich seine ganz eigenthümlichen Haushunde gehabt. In den bebauten Ländern sind die Hunderassen seit Beginn der Bildung verwischt und ausgebreitet mit dem Menschen, so daß es nunmehr nicht leicht möglich ist, jedem Gebiet seine ursprünglichen Hunde, jeder Rasse ihre ursprüngliche Heimat nachzuweisen. Für unsern Zweck liegt an diesem Nachweis ebensowenig, wie an der Anzahl ursprünglich verschiedener Rassen."

„Wie also auch immerhin der Forscher seine Artenunterschiede macht, nach Farbe und Pelz, nach Größe, Lebensweise und Vaterland, nach Zähnen und Schädel oder nach durchgreifenden Eigenthümlichkeiten in dem gesammten Bau: jedenfalls muß er die sogenannten Hunderassen als ebenso viel von der Natur wirklich unterschiedene Arten anerkennen."

„Was den Einfluß der Züchtung betrifft, so beschränkt sich dieser bei den Säugethieren auf dieselben, schlechtweg unwesentlich körperlichen Eigenthümlichkeiten, nämlich auf die Größe, innerhalb enger, das Doppelte überall niemals übersteigender Grenzen, auf die Fett- und Milcherzeugung, die Haarbildung und Färbung, die bezügliche Größe der Ohren und Klauen, die Weite des Magens, die Drüsenthätigkeit und dergleichen. Dem geschicktesten Thierzüchter, den gewaltsamsten äußeren, von Klima, Nahrung, Aufenthalt, Beschäftigung gebotenen Einflüssen ist es noch in keinem Fall gelungen, einen neuen Körpertheil zu erzeugen oder die eigenthümliche Form irgend eines Organes zu ändern. Die Natur läßt ihren Kindern gewaltsam keinen Zahn und keine Zehe mehr aufdrängen oder rauben, nicht deren eigenthümliche Formen vermögen wir zu ändern, kein Muskel, kein Knochen ändert Lage und Gestalt, keiner tritt neu hinzu, keiner verschwindet spurlos. Der Magen und Darmschlauch bleibt wesentlich derselbe, welche Nahrung wir auch dem Thiere geben mögen, die Luftröhre und der Kehlkopf, Gehirn und Sinneswerkzeuge, Herz, Lungen, kurz, jedes Organ bewahrt unter allen Umständen, welche überhaupt seine Thätigkeit gestatten, die ihm ursprünglich eigenthümlich gewordene Gestalt und Bedeutung. Um dem einzelnen Wesen eine Eigenthümlichkeit zu verleihen, um die einzelnen Thiere von einander zu unterscheiden, hat die Natur gewisse Körpertheile und Organe der Wandelbarkeit innerhalb ganz bestimmter Grenzen unterworfen, und solche Veränderungen sind eben das Zufällige, Oberflächliche, zur Bestimmung der Art Bedeutungslose. Dahin gehören die Farben, Dichtigkeit und Länge der Behaarung, die durch Fett und üppige Muskelkraft bedingte Körperform, die Einschnitte in den Leberlappen, die schwankende Anzahl der Schwanzwirbel und dergleichen."

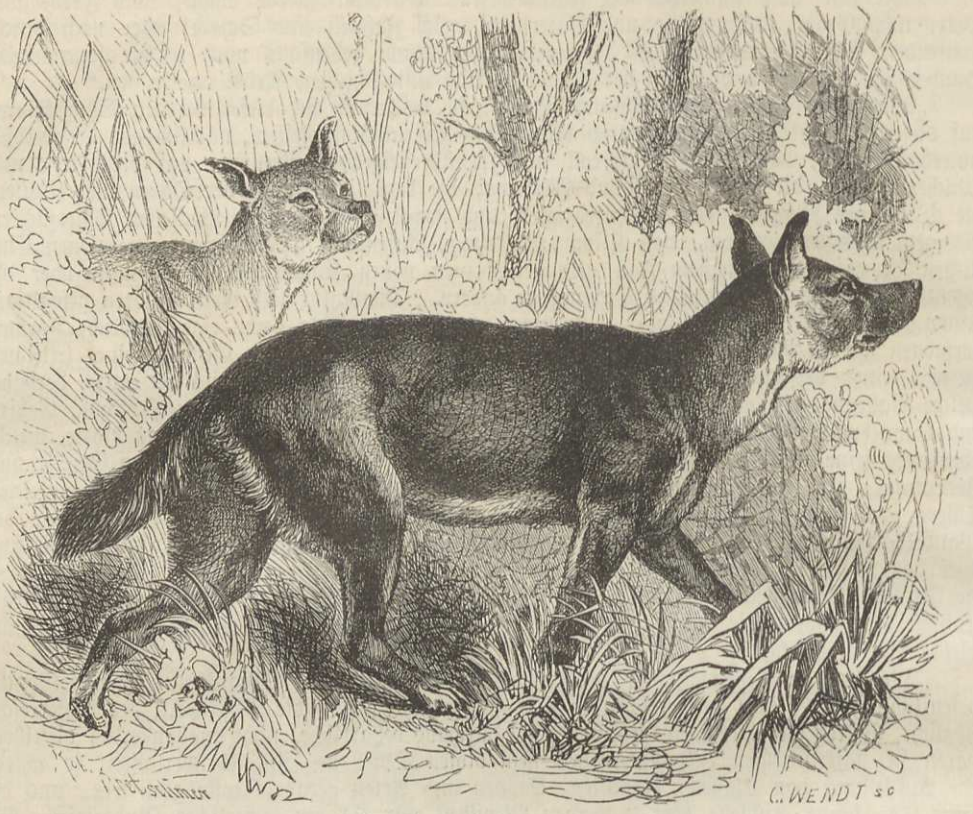
„Die strengste Gesetzmäßigkeit der Gestaltung des thierischen Organismus, die bestimmte, wesentliche Form seiner vorherrschenden Organe, macht allein die Systematik des Thierreichs möglich. Wären die thierischen Gestalten nicht durchaus beharrliche, nicht unabänderlich dieselben, wären sie statt strengen Bildungsgesetzen dem blosen Spiel des Zufalls überlassen, so würde jede Aufstellung von Klassen, Familien, Sippen und Arten geradezu unmöglich sein, und die ganze Thierkunde erschiene dem denkenden Menschen nur als ein lächerliches Kinderspiel. So müssen wir also zugestehen, daß weder durch Vermischung, noch durch Zähmung sich derartige, den ganzen Organismus neu gestaltende Unterschiede, wie wir sie bei den Hunden finden, nie und nimmermehr erklären lassen; wir müssen annehmen, daß die Hunderassen ursprünglich im Sinne der heutigen Systematik scharf geschiedene, besondere Arten sind. Das Suchen nach einem wilden Urhunde, aus welchem sich alle übrigen herleiten ließen, oder nach wilden Arten, welche sie durch Kreuzung erzeugten, muß unter allen Umständen ergebnißlos bleiben und wird immer nur eine nutzlose Zeitverschwendung sein!"

Soweit Giebel. Sehen wir nun zu, ob die Betrachtung der einzelnen Hunde seine Ansicht wahr oder wenigstens wahrscheinlich macht.

Bevor wir zu den eigentlichen Haushunden übergehen, können wir uns zunächst mit denjenigen Arten beschäftigen, welche von den meisten Forschern entweder als Stammhunde oder als die nächsten Verwandten der Haushunde angesehen worden sind.

Hier haben wir zuerst den Kolsun oder Dole (Canis dukhunensis) zu berücksichtigen. Das Thier bewohnt Dekan, die Gebirge, Nilagiri, Balaghad, Hyderabad und die östlich der Küste Coromandel gelegenen Waldgegenden; in anderen Theilen des großen Reichs scheint es nicht vorzukommen. Auch in Gegenden, welche der Kolsun bevorzugt, ist er nicht eben eine häufige Erscheinung, und viele Besucher Indiens haben ihn als ein fabelhaftes Wesen, als ein Märchen der Eingeborenen angesehen. Er ist nämlich ein sehr scheues Thier und hält sich immer fern von dem Menschen und seinen Wohnungen, dafür jene dunkelen Rohrwaldungen vorziehend, welche uns unter dem Namen von Dschungeln bekannt sind, jene Dickichte, welche sich über Hunderte von Meilen ausdehnen und dem Menschen nur hier und da den Zutritt gestatten.

Der Entdecker des Kolsun, Oberst Sykes, hält ihn geradezu für den Stammvater unsers Haushundes, obgleich seine eigne Beschreibung dieser Ansicht widerspricht. Das Thier hat entfernte Aehnlichkeit mit dem Windspiel, aber keine mit dem Schakal, Fuchs und Wolf. Seine Leibeslänge beträgt gegen 3 Fuß und die des Schwanzes 8 Zoll; die Höhe am



Der Kolsun oder Dole (Canis dukhunensis).

Widerrist 16 Zoll. Dies sind ungefähr die Verhältnisse eines mittelgroßen Windhundes. Seine Färbung ist ein schönes Braunroth, welches auf den Füßen, den Ohren oder der Schnauze und an der Schwanzspitze dunkler, unten aber blässer wird; der ziemlich behaarte Schwanz ist hängend.

In seinen Sitten zeigt der Kolsun viel Eigenthümliches. Er schlägt sich, wie seine Sippschaftsverwandten, in stärkere oder schwächere Meuten, deren durchschnittliche Zahl aber doch funfzig bis sechzig sein soll, jagt abweichend von den anderen Hunden ganz still oder läßt wenigstens nur in großen Zwischenräumen seine Stimme ertönen. Diese ist kein Bellen, wie das der Haushunde, sondern eher ein ängstliches Wimmern, welches dem Geheul des Haushundes ähnelt. Alle Berichte stimmen überein, daß er ein außerordentlich geschickter Jäger ist. Eher noch als im Kolsun glaubte man in dem Buansu oder im Buansuah den wilden Urhund zu finden und gab ihm deshalb geradezu dem Namen Canis primaevus. In seiner Gestalt, seinem Wesen und seinen Sitten hat er große Aehnlichkeit mit jenem. Er ist ebenso scheu und hält sich gerade so zurückgezogen, wie der Kolsun. Die dichten und unzugänglichsten Wälder und andere Dickichte, mit welchen die so reiche Pflanzenwelt den dortigen Boden deckt, zieht er jedem andern Aufenthalt vor.

Der Buansu jagt ebenfalls in Meuten, unterscheidet sich aber bei seiner Jagd von dem vorigen hauptsächlich dadurch, daß er ununterbrochen Laute von sich giebt, während er läuft, und zwar stößt er ein sonderbares Gebrüll aus, welches von der Stimme des Haushundes ganz verschieden ist und ebensowenig etwas gemein hat mit dem langen Geheul der Wölfe, des Schakals oder des Fuchses. Die Zahl der Mitglieder einer Meute ist nicht groß, sondern beträgt höchstens acht bis zwölf. Nach allen Beobachtungen wird das jagende Thier durch seinen vorzüglichen Geruch geleitet; wenigstens folgt es der Nase entschieden mehr, als dem Auge. Jung eingefangene Buansus sollen sehr zahm werden. Sie zeigen bald große Anhänglichkeit an ihren Pfleger, und dieser kann sie zu trefflichen Jagdgehilfen abrichten.



Der Buansu oder Buansuah (Canis primaevus).

In diesen beiden Thieren sehen wir also schon durchaus wildlebende Hunde vor uns, von welchen man schwerlich sagen kann, daß sie als Nachkommen von Haushunden betrachtet werden müssen und deren Ahnen sich von den Menschen frei gemacht haben und verwildert sind; aber wir kennen noch mehr solch wilder Hunde. Ob der sehr bösartige Nippon (Canis javanicus) und der unzähmbare Adjak (Canis rutilans), der Hund von Sumatra (Canis sumatrensis) und andere ähnliche mit einem der genannten vereinigt werden müssen, lasse ich dahingestellt sein; ganz entschieden aber widerspreche ich Denen, welche glauben, daß alle wilden und unsere Haushunde zu einer und derselben Art gehören. Ich sah einen Adjak im Thiergarten von Amsterdam, wohin er von Cheribon gebracht worden war. In mancher Hinsicht ähnelt er freilich dem zahmen Hunde. Er läuft, sitzt, liegt zusammengekauert, wie dieser. Aber der erste Blick auf ihn genügt, um in ihm ein von unserm Hunde durchaus verschiedenes Thier zu erkennen. Dem Adjak schaut der Wolf so klar aus dem Gesicht heraus, daß man gar nicht zweifeln kann, weß Geistes Kind man vor sich hat.

Auch Afrika besitzt seine wilden Hunde, den von Rüppell in Abissinien entdeckten Kaberu (Canis simensis) und den vom Senegal bis zum indischen Meere verbreiteten Dihb oder Wolfshund (Canis Anthus), auf welchen ich zurückkommen werde. Ersterer wird von den Balgforschern ohne Umstände als ein von dem Haushunde nicht zu unterscheidendes Thier angesehen, ist aber mindestens eine ebenso gute Art, wie der Wolf und der Schakal. Schon Eins dürfte alle Wildhunde von den Haushunden unterscheiden: sie bellen nicht! Man wird schwerlich annehmen können, daß die Haushunde erst in der Gefangenschaft des Menschen das Bellen erlernt haben, und ebensowenig kann man glauben, daß sie es verlernten, nachdem sie wild geworden. Die Vogelkundigen unterscheiden mit vollstem Rechte manche sich täuschend



Der Dingo oder Warragal (Canis Dingo).

ähnliche Arten nach der Stimme und nach dem Gesang; warum sollte diese Unterscheidung für die Säugethiere nicht zulässig sein? Alle wilden Hunde heulen und lassen nur zuweilen kurze, abgestoßene Töne vernehmen, welche entfernt an ein Bellen erinnern und denen des Fuchses ähneln. In meinen Augen würde diese einzige Eigenthümlichkeit hinreichend sein, sie von den Haushunden zu trennen. Keinem der scharf und gut beobachtenden Nomaden fällt es ein, in diesem Thiere einen verwilderten Hund zu erblicken; sie halten sich einfach an das Leben und Wesen des Geschöpfes und sind eben frei von aller Schulweisheit. Die Größe des Kaberu ist die eines starken Schäferhundes.

Den Dingo oder Warragal (Canis Dingo), den wilden Hund Australiens und das einzige echte Raubthier dieses Erdtheils, welches nicht zu den Beutelthieren gehört, dürfen wir ebensowenig, wie die Vorhergehenden, als verwilderten Haushund betrachten. Das Aussehen, die Farbe und die gesammte Erscheinung des Dingo erinnert an den Fuchs, obgleich jener viel stärker und größer ist, als Meister Reinecke. Seine Färbung ist gemeiniglich ein lichtes Roth, welches hier und da, namentlich auf dem Rücken und an den Seiten, mit schwarzen Haaren zierlich gesprenkelt ist. Sehr selten findet sich eine schwarze Spielart. Wie bei allen wilden Hunden ist die Schnauze lang und spitz, das Ohr kurz, der hängende Schwanz buschig, das Auge klein, schief gestellt und von bösartigem Ausdruck. Der ganze Bau ist stark und kräftig, aber doch nicht unzierlich.

Noch heutigen Tags findet sich der Dingo fast in allen dichteren Wäldern, den mit Buschwerk ausgekleideten Schluchten, in den Hainen der parkähnlichen Steppen und in letzteren selbst. Er reicht über das ganze Festland und ist überall ziemlich häufig. Man hält ihn, und wohl mit Recht, für den schlimmsten Feind, welchen die herdenzüchtenden Ansiedler überhaupt besitzen, und hat, um seinen Räubereien zu steuern, schon mehrmals große Kriegszüge gegen ihn unternommen.

In seiner Lebensweise und in seinem Betragen ähnelt der Dingo mehr unserm Fuchs, als dem Wolfe. Wie dieser liegt er da, wo es unsicher ist, den ganzen Tag in seinem Schlupfwinkel verborgen und streift dann erst zur Nachtzeit umher, räuberisch fast alle australischen Erdthiere bedrohend. Dem Fuchs ähnelt er auch darin, daß er nur selten in großen Gesellschaften jagt. Gewöhnlich sieht man Trupps von fünf bis sechs Stück, meistens eine Mutter mit ihren Kindern; doch kommt es auch vor, daß sich bei einem Aase viele Dingos versammeln: manche Ansiedler wollen bei solchen Gelegenheiten schon ihrer achtzig bis hundert vereinigt gesehen haben. Man behauptet, daß die Familien sehr treu zusammenhalten, ein eignes Gebiet haben und niemals in das einer andern Meute eintreten, aber ebensowenig leiden, daß diese ihre Grenzen überschreitet.

Ehe die Ansiedler regelrecht gegen diesen Erzfeind ihrer Herden zu Felde zogen, verloren sie durch ihn erstaunlich viel Schafe. Man versichert, daß in einer einzigen Schäferei binnen drei Monaten nicht weniger als 1200 Stück Schafe und Lämmer von den Dingos geraubt wurden. Größer noch, als die Verluste, welche ein Einfall des Raubthieres unmittelbar zur Folge hat, sind die mittelbaren, weil die Schafe beim Erscheinen des Raubthieres wie unsinnig davon rennen, blind in die Steppe hinausjagen und dann entweder anderen Dingos oder dem Durst zum Opfer fallen. Außer den Schafen frißt der „Wildhund" Kängurus aller Art und andere größere und kleinere Buschthiere.

Vor dem Menschen nimmt der Dingo regelmäßig Reißaus, wenn dazu noch Zeit ist. Er zeigt auf der Flucht alle List und Schlauheit des Fuchses und versteht es meisterhaft, jede Gelegenheit zu benutzen; wird er aber von seinen Feinden hart verfolgt und glaubt er nicht mehr entrinnen zu können, so dreht er sich mit einer wilden Wuth um und wehrt sich mit der Raserei der Verzweiflung; dabei sucht er aber immer sobald als möglich davonzukommen.

Von der Zähigkeit seines Lebens erzählt Bennett geradezu unglaubliche Dinge. Ein Dingo war von seinen Feinden überrascht und so geschlagen worden, daß man meinte, alle seine Knochen müßten zerbrochen sein; deshalb ließ man ihn auch liegen. Kaum aber hatten sich die Männer von dem anscheinend leblosen Körper entfernt, als sie zu ihrer Ueberraschung das Thier sich erheben, schütteln und so eilig als möglich nach dem Busch begeben sahen. Ein anderer, anscheinend todter Dingo war schon in eine Hütte getragen worden, wo er abgezogen werden sollte. Der Arbeiter hatte ihm bereits das Fell von der halben Seite des Gesichts abgezogen, da sprang er plötzlich auf und versuchte nach dem Mann der Wissenschaft zu beißen.

Gegenwärtig gelten alle Mittel, um den Dingo auszurotten. Jedermanns Hand ist über ihm. Man schießt ihn, fängt ihn in Fallen und vergiftet ihn mit Strychnin. Ein kleines Stück Fleisch, in welches eine Messerspitze dieses fürchterlichen Giftes gebracht worden ist, hängt man an einem Busch auf, so daß es ein paar Fuß über der Erde schwebt; dann findet man regelmäßig in nächster Nähe den armen Schelm, welcher seine Freßlust so schwer büßen mußte. Mit dem Gewehr erlegt man ihn nur zufällig; er ist zu scheu und listig, als daß er öfters vor das Rohr kommen sollte, und nicht einmal auf Treibjagden kann man seiner so habhaft werden. Alle Dingos, welche man bisher bei uns in der Gefangenschaft hielt, blieben wild und bösartig, ihre Wolfsnatur brach bei jeder Gelegenheit durch, und oft und gern biß ein solcher so recht heimtückisch nach Vorübergehenden.

Verlassen wir die Osthälfte der Erde, um auch in Amerika nach den wilden Hunden uns umzusehen, so finden wir, daß hier die Sage von den verwilderten Haushunden scheinbar nur neue Glaubwürdigkeit erhält. Die Pampas von Buenos-Ayres beherbergen starke Trupps von Hunden, welche mit gezähmten hinsichtlich ihres Leibesbaues die größte Aehnlichkeit haben, sich aber doch als durchaus verschiedene Thiere bekunden. Rengger hält sie für verwilderte Abkömmlinge der von den ersten Ansiedlern zufällig zurückgelassenen europäischen Hunde. Aber wäre dies auch wirklich wahr, so würde man sich immer noch nicht erklären können, wie die Stammeltern derjenigen Hunde nach Amerika gekommen sein sollten, welche die Spanier im Besitz der Urbevölkerung fanden, als sie zum ersten Male in Amerika landeten.

Verwilderte Hunde kennt man meines Wissens nur in der alten Welt, zumal im Morgenlande. Sie leben aber immer noch in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse von dem Menschen und kennzeichnen sich sofort als Das, was sie wirklich sind.

Schon im Süden Europas leben die Hunde auf ganz anderm Fuße, als bei uns zu Lande. In der Türkei und in Griechenland umlagern Massen von herrenlosen Hunden die Städte und Dörfer, kommen wohl auch bis in das Innere der Straßen herein, betreten aber niemals einen Hof und würden auch von den Haushunden sofort vertrieben werden. Sie nähren sich haupt-

sächlich von Aas oder jagen bei Gelegenheit wohl auch auf eigne Faust kleinere Thiere, namentlich Mäuse und dergleichen. Auch die Hunde der südspanischen Bauern werden nur sehr wenig zu Hause gefüttert; sie streifen zur Nachtzeit weit und breit umher und suchen sich selbst ihre Nahrung. Auf den Kanaren ist es nach Bolle noch neuerdings vorgekommen, daß einzelne Hunde verwilderten und unter den Schafherden bedeutenden Schaden anrichteten.

Alle egyptischen Städte stehen zum Theil auf den Trümmern der alten Ortschaften, also gewissermaßen auf Schutthaufen. Wahre Berge von Schutt umgeben auch die meisten und die größeren, wie Alexandrien oder Kairo, in sehr bedeutender Ausdehnung. Diese Berge nun sind es, welche den verwilderten Hunden hauptsächlich zum Aufenthalt dienen. Die Thiere selbst gehören einer einzigen Rasse an. Sie kommen in der Größe mit einem Schäferhunde überein, sind von plumper Gestalt und haben einen widerwärtigen Gesichtsausdruck; die Ruthe ist lang und ziemlich buschig, wird auch in den meisten Fällen hängend getragen. Die Färbung ihres rauhen, struppigen Pelzes ist ein schmuziges, röthliches Braun, welches mehr oder weniger in das Graue oder in das Gelbe ziehen kann. Andersfarbige, namentlich schwarze und lichtgelbe kommen vor, sind aber immer ziemlich selten.

Sie leben in vollkommenster Selbstständigkeit an den genannten Orten, bringen dort den größten Theil des Tages schlafend zu und streifen bei Nacht umher. Jeder besitzt seine Löcher, und zwar sind diese mit eigenthümlicher Vorsorge angelegt. Jedenfalls hat jeder einzelne Hund zwei Löcher, von denen eins nach Morgen, das andere nach Abend liegt; streichen die Berge aber so, daß sie dem Nordwind auf beiden Seiten ausgesetzt sind, so graben sich die Thiere auch noch auf der andern Seite ein besonderes Loch, welches sie jedoch blos dann bewohnen, wenn ihnen der kalte Wind in ihrem Morgen- oder Abendloche lästig wird. Morgens findet man sie regelmäßig bis gegen 10 Uhr in dem nach Osten hin gelegenen Loche; sie erwarten dort nach der Kühle des Morgens die ersten Strahlen der Sonne, um sich wieder zu erwärmen. Nach und nach aber werden ihnen diese Strahlen zu heiß, und deshalb suchen sie jetzt Schatten auf. Einer nach dem andern erhebt sich also, klettert über den Berg weg und schleicht sich nach dem auf der Westseite gelegenen Loche, in welchem er seinen Schlaf fortsetzt. Fallen nun die Sonnenstrahlen nachmittags auch in diese Höhlung, so geht der Hund wieder zurück nach dem ersten Loche, und dort bleibt er bis zum Sonnenuntergang liegen.

Um diese Zeit wird es in den Bergen lebendig. Es bilden sich größere und kleinere Gruppen, ja selbst Meuten. Man hört Gebell, Geheul, Gezänk, je nachdem die Thiere gestimmt sind. Ein größeres Aas versammelt sie immer in zahlreicher Menge, und ein todter Esel oder ein verendetes Maulthier wird von der hungrigen Meute in einer einzigen Nacht bis auf die größten Knochen verzehrt. Sind sie sehr hungrig, so kommen sie auch bei Tage zum Aase, namentlich wenn dort ihre unangenehmsten Gegner, die Geier, sich einfinden sollten, deren Beeinträchtigung in der Nahrung sie fürchten. Sie sind im höchsten Grade brodneidisch und bestehen deshalb mit allen unberufenen Gästen heftige Kämpfe. Die Geier aber lassen sich so leicht nicht vertreiben und leisten ihnen unter allen Aasfressern den entschiedensten und muthigsten Widerstand, deshalb haben sie auch von ihnen das Meiste zu leiden. Aas bleibt unter allen Umständen der Hauptheil ihrer Nahrung, doch sieht man sie auch katzenartig vor den Löchern der Rennmäuse lauern und schakal- oder fuchsartig auch diesen oder jenen Vogel beschleichen. Wenn ihre Aastafel einmal nicht gespickt ist, machen sie große Wanderungen und kommen dann auch in das Innere der Städte herein und streifen in den Straßen umher. Dort sind sie, weil sie allen Unrath wegfressen, geduldete, wenn auch nicht gern gesehene Gäste, und gegenwärtig kommt es wohl nur sehr selten vor, daß einzelne gläubige Mohammedaner sie, wie vormals, in ihren Vermächtnissen bedenken und für ihre Erhaltung gewissermaßen Sorge tragen.

Innerhalb ihrer eigentlichen Wohnkreise sind die verwilderten Hunde ziemlich scheu und vorsichtig, und namentlich vor dem fremdartig Gekleideten weichen sie jederzeit aus, sobald sich dieser ihnen nähert. Beleidigt man einen, so erhebt sich ein wahrer Aufruhr. Aus jedem Loche schaut ein Kopf heraus, und nach wenigen Minuten sind die Gipfel der Hügel mit Hunden bedeckt, welche ein ununterbrochenes Gebell ausstoßen. Ich habe mehrmals auf solche Hunde förmlich Jagd gemacht, theils um sie zu beobachten, theils um ihr Fleisch zu verwenden, d. h. um es entweder als Köder für die Geier auszuwerfen, oder um es meinen gefangenen Geiern und Hiänen zu verfüttern. Bei diesen Jagden habe ich mich von dem Zusammenleben und Zusammenhalten der Thiere hinreichend überzeugen können und dabei auch unter andern die Beobachtung gemacht, daß sie mich schon nach kurzer Zeit vollständig kennen und fürchten gelernt hatten. In Chartum z. B. war es mir zuletzt unmöglich, solche herrenlose Hunde mit der Büchse zu erlegen, weil sie mich nicht mehr auf 400 Schritt an sich herankommen ließen.

Manchmal vermehren sich die verwilderten Hunde in das Unglaubliche, und dann werden sie zur wirklichen Landplage. Mohammed Aali ließ einmal, um dieser Pest zu steuern, ein Schiff förmlich mit Hunden befrachten und diese dann auf hoher See über Bord werfen, um sie sicher zu ertränken. Zum größten Glück sind sie der Wasserscheu nur äußerst selten ausgesetzt, ja man kennt wirklich kaum Beispiele, daß Jemand von einem tollen Hunde gebissen worden wäre.

In Konstantinopel soll das Verhältniß des Menschen zu den Hunden ein ganz ähnliches sein. „Unzertrennlich von den Gassen der Hauptstadt", sagt Hackländer, „ist der Gedanke an ihre beständigen Bewohner, die herrenlosen Hunde, welche man in zahlloser Menge auf ihnen erblickt. Gewöhnlich macht man sich von Dingen, von denen man oft liest, eine große Idee und findet sich getäuscht. Nicht so bei diesen Hunden. Obgleich alle Reisenden darüber einig sind, sie als eine Plage der Menschen darzustellen, so sind doch die meisten bei der Beschreibung dieses Unwesens zu gelinde verfahren."

„Diese Thiere sind von einer ganz eignen Rasse; sie kommen in der äußern Gestalt wohl am meisten unseren Schäferhunden nahe, doch haben sie keine gekrümmte Ruthe und kurze Haare von schmuziggelber Farbe. Wenn sie faul und träge umherschleichen oder in der Sonne liegen, muß man gestehen, daß kein Thier frecher, ich möchte sagen pöbelhafter aussieht. Alle Gassen, alle Plätze sind mit ihnen bedeckt; sie stehen entweder an den Häusern gereiht und warten auf einen Bissen, der ihnen zufällig zugeworfen wird, oder sie liegen mitten in der Straße, und der Türke, der sich äußerst in Acht nimmt, einem lebenden Geschöpfe Etwas zu Leide zu thun, geht ihnen aus dem Wege. Auch habe ich nie gesehen, daß ein Muselmann eins dieser Thiere getreten oder geschlagen hätte. Vielmehr wirft der Handwerker ihnen aus seinem Laden die Ueberreste seiner Mahlzeit zu. Nur die türkischen Kaikschi und die Matrosen der Marine haben nicht diese Zartheit, weshalb mancher Hund im goldnen Horn sein Leben endet."

„Jede Gasse hat ihre eignen Hunde, die sie nicht verlassen, wie in unseren großen Städten die Bettler ihre gewissen Standorte haben, und Wehe dem Hunde, der es wagt, ein fremdes Gebiet zu besuchen. Oft habe ich gesehen, wie über einen solchen Unglücklichen alle anderen herfielen und ihn, wußte er sich nicht durch schleunige Flucht zu retten, förmlich zerrissen. Ich möchte sie mit den Straßenjungen in gesitteten Ländern vergleichen; wie diese, wissen sie ganz gut den Fremden vom Einheimischen zu unterscheiden. Wir brauchten nur in einer Ecke des Bazars etwas Eßbares zu kaufen, so folgten uns alle Hunde, an denen wir vorbeikamen, und verließen uns erst wieder, wenn wir in eine andere Gasse traten, wo uns eine neue ähnliche Begleitung zu Theil wurde."

„So ruhig bei Tage diese Ablösung vor sich geht, so gefährlich werden die Hunde zuweilen dem einzelnen Franken, der sich bei der Nacht in den Gassen Stambuls verirrt, besonders wenn er keine Laterne trägt."

Auch bei den nogayischen Tartaren am asowschen Meer ist es nach Schlatter's Bericht nicht viel anders. „Der Hund genießt dort nicht soviel Werthschätzung, wie die Katze, welche das Recht hat, im Hause zu wohnen, an Allem herumzunaschen, aus einer Schüssel mit den Kindern und Erwachsenen zu essen und wohl auch auf einer Matratze mit dem Menschen zu schlafen. Sie wird zu den reinen Thieren gezählt, und der Tartar läßt es ihr, als dem Liebling des großen Propheten, an Nichts fehlen. Der Hund hingegen darf sich nicht im Hause blicken lassen. Der nogayische Hund ist von mittler Größe, gewöhnlich sehr mager, mit struppigen, langen Haaren von dunkler Farbe. In den Dörfern findet man von ihnen eine übergroße und lästige Anzahl, da kein junger Hund umgebracht wird. Sie erhalten zwar zu Zeiten, wenn ein Stück Vieh geschlachtet wird, oder wenn es Aas giebt, satt zu fressen, müssen dann aber oft wieder lange hungern."

Von den Hunden des südlichen Rußland erzählt Kohl. „Im Winter", sagt er, „ziehen sich die Hunde schaarenweise nach den Städten, stören im weggeworfenen Unrath und zerren an verrecktem Vieh herum. In einigen Städten, wie Odessa, gehen Wächter umher, die ein beständiges Blutbad unter den herrenlosen Hunden anrichten. Allein es hilft wenig, da man die Hundequellen in den Dörfern und Städten nicht verstopfen kann. Die Hunde sind eine wahre Landplage, sie sind Allen zur Last und fressen selbst den Gärtnern Obst und Trauben weg."

Jene verwilderten Hunde des Südens nun mögen uns zu den eigentlichen Haushunden selbst führen. Die Beschreibung ihres Wesens und Lebens mag die unübertreffliche Kennzeichnung des Thieres eröffnen, welche der Altvater der Thierkunde, Linné, in seiner eigenthümlich kurzen und schlagenden Weise geschrieben und uns hinterlassen hat. Ich habe mich bemüht, dieselbe so treu als möglich im Deutschen wiederzugeben, obgleich dies keine leichte Sache ist. Manche

Stellen lassen sich gar nicht übersetzen; das Uebrige lautet etwa also: Frißt Fleisch, Aas, mehlige Pflanzenstoffe, kein Kraut, verdaut Knochen, erbricht sich nach Gras; lost auf einen Stein: Griechisch-Weiß (Arzneimittel), äußerst beizend. Trinkt leckend; wässert seitlich, in guter Gesellschaft oft hundertmal; Nase feucht, wittert vorzüglich; läuft der Quer; geht auf den Zehen, schwitzt sehr wenig, in der Hitze läßt er die Zunge hängen; vor Schlafengehen umkreist er die Lagerstätte; hört im Schlaf ziemlich scharf, träumt. Die Hündin trägt neun Wochen, wölft vier bis acht, die Männchen dem Vater, die Weibchen der Mutter ähnlich. Treu über Alles; Hausgenosse des Menschen; wedelt beim Nahen des Herrn, läßt ihn nicht schlagen; geht Jener, läuft er voraus, am Kreuzwege sieht er sich um; gelehrig, erforscht er Verlorenes, macht nachts die Runde, meldet Nahende, wacht bei Gütern, wehrt das Vieh von den Feldern ab, hält Renthiere zusammen, bewacht Rinder und Schafe vor wilden Thieren, hält Löwen im Schach, treibt das Wild auf, stellt Enten, schleicht im Sprunge an das Netz, bringt das vom Jäger Erlegte, ohne zu naschen, zieht in Frankreich den Bratspieß, in Sibirien den Wagen. Bettelt bei Tische; hat er gestohlen, zieht er ängstlich den Schwanz ein; frißt gierig. Zu Hause Herr unter den Seinigen; Feind der Bettler; greift ungereizt Unbekannte an. Mit Lecken heilt er Wunden, Gicht und Krebs. Heult zur Musik, beißt in einen vorgeworfenen Stein; bei nahem Gewitter unwohl und übelriechend. Hat seine Noth mit dem Bandwurm; Verbreitung der Tollwuth. Zuletzt wird er blind und benagt sich selbst. Der amerikanische vergißt das Bellen. Die Mohammedaner verabscheuen ihn; Opfer der Zergliederer für Blutumlauf ꝛc."

Wir haben diese ausgezeichnete Beschreibung blos weiter auszuführen. Alle Haushunde kommen in der Lebensweise und in ihren Sitten so ziemlich überein, so lange nicht die Beeinflussung, welche sie von den Sitten und Gewohnheiten des Menschen nothwendig mit erdulden müssen, ihnen eine andere Lebensweise vorschreibt.

Die Hunde sind mehr Tag- als Nachtthiere, obwohl sie für beide Zeiten gleich günstig ausgerüstet sind und auch ebensowohl bei Tag als bei Nacht munter und lebendig sein können. Sie jagen, wenn sie es dürfen, bei hellem Tage wie auch bei Nacht und vereinigen sich dazu gern in größeren Gesellschaften. Geselligkeit ist überhaupt ein Grundzug ihres geistigen Wesens und hat auf ihre Sitten den entschiedensten Einfluß. Sie fressen Alles, was der Mensch ißt, thierische Nahrung ebensowohl als pflanzliche, und im rohen Zustand nicht minder als zubereitet. Vor Allem aber lieben sie Fleisch, und zwar etwas fauliges mehr noch, als das frische. Wenn sie es haben können, verzehren sie Aas mit wahrer Leidenschaft, und selbst die wohlerzogensten und bestgehaltenen Hunde fressen oft gierig die schmutzigsten Auswurfsstoffe. Einzelne Arten ziehen Fleisch aller übrigen Nahrung vor, andere achten es weniger hoch. Von gekochten Speisen sind ihnen mehlige, besonders süße, die willkommensten, und auch wenn sie Früchte fressen, ziehen sie die zuckerhaltigen den säuerlichen besonders vor. Knochen, gute Fleischbrühe, Brod, Gemüse und Milch sind die eigensten Nahrungsstoffe eines Hundes; Fett und zuviel Salz sind ihm schädlich. Auch mit Brod allein kann man ihn füttern und gesund erhalten, wenn man ihm nur immer seine Nahrung zu bestimmten Zeiten reicht. Keine Speise darf ihm heiß gegeben werden; sie muß immer lau sein und ihm nur aus Geschirren gereicht werden, welche man beständig rein hält. Wenn ein alter Hund sich täglich einmal recht satt fressen kann, hat er vollkommen genug Nahrung erhalten; besser jedoch ist es, wenn man ihn zweimal füttert: und giebt man ihm abends soviel, daß er genügend gesättigt ist, so hütet er eifriger und sicherer den ihm anvertrauten Posten, als ein hungriger, welcher leicht bestochen werden kann. Wasser trinken alle Hunde viel und oft; sie schlappen es schöpfend mit der Zunge ein, indem sie dieselbe löffelförmig krümmen und die Spitze etwas nach vorn biegen. Das Wasser ist allen zur Erhaltung ihrer Gesundheit unbedingt nothwendig.

Der Hund kann vortrefflich laufen und schwimmen, ja auch bis zu einem gewissen Grade klettern, aber nicht leicht, ohne Schwindel zu bekommen, an steilen Abgründen hingehen. Sein Gang geschieht in einer eigenthümlichen schiefen Richtung, wie Jeder, der ihn genau beobachtet, bemerken kann. Bei eiligem Laufe ist er im Stande, große Sprünge zu machen, nicht aber auch jähe Wendungen, Kreuz- und Querbewegungen auszuführen. Das Schwimmen versteht jeder Hund von Hause aus, obwohl einige Arten weit besser, als andere. Einige lieben das Wasser außerordentlich; verwöhnte Hunde scheuen es in hohem Grade. Das Klettern habe ich von den Hunden hauptsächlich in Afrika beobachtet. Hier erklimmen sie mit großer Gewandtheit Mauern und die wenig geneigten Hausdächer, und laufen mit unfehlbarer Sicherheit wie Katzen auf den schmalsten Absätzen hin. — In der Ruhe sitzt der Hund entweder auf den Hinterbeinen oder legt sich auf die Seite oder den Bauch, indem er die Hinterfüße auswärts legt, die Vorder-

füße vorgestreckt und zwischen sie seinen Kopf legt; selten streckt er die Hinterbeine dabei auch nach rückwärts aus.

Alle Hunde schlafen gern und viel, aber in Absätzen, und ihr Schlaf ist sehr leise und unruhig, häufig auch von Träumen begleitet, welches sie durch Wedeln mit dem Schwanz, durch Zuckungen, Knurren und leises Bellen kundgeben. Reinlichkeit lieben sie über Alles, und der Ort, wo sie gehalten werden, und namentlich, wo sie schlafen sollen, muß immer rein sein. Sie schwitzen wenig am Körper, selbst beim stärksten und anhaltendsten Laufe; ihr Schweiß sondert sich auf der Zunge ab, welche sie, wenn sie erhitzt sind, keuchend aus dem Munde strecken.

Die Sinne des Hundes sind scharf, aber bei den verschiedenen Arten nicht gleichmäßig ausgebildet. Geruch, Gehör und Gesicht scheinen obenanzustehen, und zwar zeichnen sich die einen durch besseres Gehör, die anderen durch besseren Geruch vor den übrigen aus. Auch der Geschmack ist ihnen nicht abzusprechen, obwohl sich derselbe in eigenthümlicher Weise äußert. Alle Reizungen, welche ihre Sinneswerkzeuge zu sehr anregen, sind ihnen verhaßt. Am unempfindlichsten sind sie noch gegen das Licht; sehr empfindlich aber gegen laute und gellende Töne oder scharfe Gerüche. Glockengeläute und Musik bewegt sie zum Heulen; kölnisches Wasser, Salmiakgeist, Aether und dergleichen ruft wahres Entsetzen bei ihnen hervor, wenn man solche Dinge ihnen unter die Nase hält. Der Geruch ist bei manchen in wunderbarer Weise entwickelt und erreicht eine Höhe, welche wir geradezu nicht begreifen können.

Ueber das geistige Wesen der Hunde lassen sich Bücher schreiben; es dürfte also sehr schwer sein, dasselbe mit kurzen Worten zu schildern. Die beste Beschreibung der Hundeseele hat Scheitlin gegeben, und wir wollen deshalb aus dieser Bruchstücke hier folgen lassen:

„So groß die leibliche Verschiedenheit der Hunde ist, die geistige ist noch viel größer; denn die einen Hundearten sind völlig ungelehrig, die anderen lernen alles Mögliche augenblicklich. Die einen kann man nicht, die anderen schnell ganz zähmen, und was die einen hassen, das lieben andere. Der Pudel geht von selbst ins Wasser, der Spitz will immer zu Hause bleiben. Die Dogge läßt sich auf den Mann, der Pudel nicht hierzu abrichten. Nur der Jagdhund hat eine solche feine Spürnase; nur der Bärenhund beißt den Bären zwischen die Hinterbeine; nur der lange Dachshund, dem in der Mitte ein paar Beine zu mangeln scheinen, ist so niedrig gebaut und so krummbeinig, um in Dachslöcher hineinkriechen zu können, und thut dies mit derselben Wollust, mit welcher der Fleischerhund in Bogen läuft und hinter den Kälbern und Rindern herhetzt."

„Der Hund von Neufundland ist es, der den Wolf nicht fürchtet, daher vortrefflich zur Herdenbewachung dient und meisterhaft gräbt, schwimmt, taucht und Menschen herausholt. Auch der Fleischerhund mißt sich mit dem Wolfe, ist ein guter Herdenwächter, jagt auf wilde Schweine und jedes andere große Thier, ist verständig und dem Herrn treu zugethan, geht aber nicht ins Wasser, wenn er nicht muß. Man benutzt und mißbraucht ihn zur Hetze, wodurch er ganz nach psychologischer Ordnung immer schärfer, und besonders gegen Kälber, die, weil sie nicht ausschlagen, von ihm nicht gefürchtet werden, eine wahre Bestie wird. Sein Blutdurst ist äußerst widrig, und seine Wuth zu beißen, Blut zu trinken, Thierüberreste herumzuzerren und zu fressen, gehört zu seinen schlechtesten Eigenschaften. Dem Windhund wird beinahe aller Verstand, Erziehungsfähigkeit und Treue an seinem Herrn ab-, dafür kindische Neigung, von Unbekannten sich schmeicheln zu lassen, zugesprochen; doch kann man ihn zur Jagd auf Hasen ꝛc. abrichten. Die Wachtelhunde deuten mit ihrem Namen auf Das, wozu sie von Natur taugen. Denn der Hund und jedes andere Thier muß durch irgend Etwas von sich aus kund thun, wozu es Lust hat, ehe man es abrichten will. Zum bloßen Vergnügen, sich im Arme sanft tragen zu lassen, mit der Dame auf dem Sopha zu schlafen, am warmen Busen zu liegen, Ungünstlinge anzuknurren, in der Stube zu bleiben, mit der Dame aus einem Glase zu trinken, von einem Teller zu speisen und sich küssen zu lassen, dazu wird das Bologneser- und Löwenhündchen gehalten. Am Jagdhunde wird ein scharfer Geruch und viel Verstand und die größte Gelehrigkeit nebst treuer Anhängigkeit an seinen Herrn gelobt. Ebenso verständig und ein guter Wächter ist der Haus- oder der Hirtenhund. Der Spitz oder Pommer soll kluger, gelehriger, lebhafter und geschickter Art sein und gern beißen, als Haushund wachsam und in einzelnen Abarten tückisch und falsch sein. Dem Menschen ergeben, aber ohne seinen Herrn zu kennen, Schläge nicht fürchtend, unersättlich und doch mit Geschicklichkeit lange zu hungern fähig, gehört zur Kennzeichnung des Nordhundes. Der Doggen Art ist Treue bei wenig Verstand; sie sind gute Wächter, wilde, muthige Gegner auf wilde Schweine, Löwen, Tiger und Panther; sie achten auch ihr eignes Leben fast für Nichts, merken auf jeden Wink des Auges und der Hand, wie vielmehr auf das Wort ihres Herrn, lassen sich auf den Mann

abrichten, nehmen es mit drei, vier Mann auf, berücksichtigen Schüsse, Stiche und zerrissene Glieder nicht und balgen sich mit ihres Gleichen greulich herum. Sie sind sehr stark, reißen den stärksten Menschen zu Boden, erdrosseln ihn, bannen ihn, auf ihm herumspringend, auf eine Stelle, bis er erlöst wird, und halten rasende Wildschweine am Ohr unbeweglich fest. Leitsam sind sie im höchsten Grade. Sie haben ein wenig mehr Verstand, als man meint. Am tiefsten unter den Hunden steht unleugbar der Mops. Er ist eigentlich dumm; er ist durch geistige Versinkung entstanden und kann sich begreiflich durch sich selbst nicht heben. Er erfaßt den Menschen nicht und der Mensch ihn nicht."

„Der vollkommenste Hund ist der Pudel, und was Gescheites und Braves am Hunde gerühmt wird, bezieht sich vereint auf ihn. Von keinem Thiere können wir so oft sagen, daß ihm vom Menschen Nichts mehr, als die Sprache, mangelt, von keinem Säugethiere haben wir so viele Darstellungen aller Abänderungen, von keinem so eine außerordentliche Menge von Erzählungen, die uns seinen Verstand, sein Gedächtniß, seine Erinnerungskraft, sein Schließungsvermögen, seine Einbildungskraft oder sogar sittliche Eigenschaften, als da sind: Treue, Anhänglichkeit, Dankbarkeit, Wachsamkeit, Liebe zum Herrn, Geduld im Umgang mit Menschenkindern, Wuth und Todeshaß gegen die Feinde seines Herrn ꝛc., kundthun sollen, deswegen kein Thier so oft als er dem Menschen als Muster vorgestellt wird. Wie viel wird uns von seiner Fähigkeit, zu lernen, erzählt! Er tanzt, er trommelt, er geht auf dem Seile; er steht Wache; er erstürmt und vertheidigt Festungen, er schießt Pistolen los; er dreht den Bratspieß; zieht den Wagen; er kennt die Noten, die Zahlen, Karten, Buchstaben; er holt dem Menschen die Mütze vom Kopfe; bringt Pantoffeln und versucht Stiefel und Schuhe wie ein Knecht auszuziehen; er versteht die Augen- und Mienensprache und noch gar vieles Andere."

„Ich habe Hunde gekannt", sagt Lenz, „die fast jedes Wort ihres Herrn zu verstehen schienen, auf seinen Befehl die Thür öffneten und verschlossen, den Stuhl, den Tisch oder die Bank herbeibrachten, ihm den Hut abnahmen oder holten, ein verstecktes Schnupftuch und dergleichen aufsuchten und brachten, den Hut eines ihnen bezeichneten Fremden unter anderen Hüten durch den Geruch hervorsuchten u. s. w. Ueberhaupt ist es eine Lust, einen klugen Hund zu beobachten, wie er die Ohren und Augen wendet, wenn er den Befehl seines Herrn erwartet, wie entzückt er ist, wenn er ihm folgen darf, und wie jämmerlich dagegen sein Gesicht, wenn er zu Hause bleiben muß; wie er ferner, wenn er voraus gelaufen und an einen Scheideweg gekommen, sich umsieht, um zu erfahren, ob er links oder rechts gehen müsse; wie glückselig er ist, wenn er einen recht klugen, wie beschämt, wenn er einen dummen Streich gemacht hat; wie er, wenn er ein Unheil angestellt hat und nicht gewiß weiß, ob sein Herr es merkt, sich hinlegt, gähnt, den Halbschlafenden und Gleichgiltigen spielt, um jeden Verdacht von sich abzuwälzen, dabei aber doch von Zeit zu Zeit einen ängstlichen, ihn verrathenden Blick auf seinen Herrn wirft; wie er ferner jeden Hausfreund bald kennen lernt, unter den Fremden Vornehm und Gering leicht unterscheidet, vorzüglich einen Ingrimm gegen Bettler hegt u. s. w. Hübsch sieht sich's auch mit an, wenn ein Hund seinem Herrn zu Gefallen Trüffeln sucht, für die er doch von Natur eigentlich gar keine Liebhaberei hat; wie ein anderer seinem Herrn den Schubkarren ziehen hilft und sich umsomehr anstrengt, jemehr er sieht, daß sein Herr es thut."

Aus diesem Allen geht hervor, daß die Hundearten unter einander mindestens in eben demselben Grade geistig verschieden sind, wie sie leiblich von einander abweichen. Außerordentliche und unverwüstliche Treue und Anhänglichkeit an den Herrn, unbedingte Folgsamkeit und Ergebenheit, strenge Wachsamkeit, Sanftmuth, Milde im Umgang, dienstfertiges und freundliches Betragen: dies sind die hervorragendsten Züge ihres geistigen Wesens; allein kein einziger Hund vereinigt sie alle in gleich hoher Ausbildung. Der eine Zug tritt mehr zurück, der andere mehr hervor. Mehr, als man annimmt, thut dabei die Erziehung. Nur gute Menschen können Hunde gut erziehen, nur Männer sind fähig, sie zu etwas Vernünftigem und Verständigem abzurichten. Frauen sind keine Erzieher, und deshalb sind die Schoshunde auch stets verzogene, verzärtelte, launenhafte und nicht selten heimtückische Geschöpfe. Der Hund wird ein treues Spiegelbild seines Herrn; je freundlicher, liebreicher, aufmerksamer er behandelt, je besser, reinlicher er gehalten wird, je mehr und je verständiger man sich mit ihm beschäftigt, um so verständiger und ausgezeichneter wird er, und genau das Gegentheil geschieht, wenn er umgekehrt behandelt wird. Unter allen Umständen fügt er sich in die verschiedenartigsten Verhältnisse, und immer giebt er sich dem Menschen mit ganzer Seele hin. Diese hohe Tugend wird leider gewöhnlich nicht erkannt, und deshalb gilt heute noch das Wort „hündisch" für entehrend, während es eigentlich gerade das Gegentheil bedeutet. Die Allseitigkeit der Befähigung erhebt den Hund auf die höchste Stufe, die Treue zum Menschen macht ihn zu dessen unent-

behrlichsten Genossen. Er gehört ganz und gar seinem Herrn an und opfert ihm zu Liebe sich selbst auf. In seinem Gehorsam, mit welchem er alle Befehle seines Gebieters ausführt, in der Bereitwilligkeit, mit welcher er sich den schwersten Arbeiten unterzieht, er sich in Lebensgefahr begiebt, kurz, in dem beständigen Bestreben, dem Herrn unter allen Umständen zu nützen und zu dienen: darin liegt sein Ruhm, seine Größe. Wenn man ihn Speichellecker und Schwanzwedler schimpft, vergesse man nicht, daß der Hund sich dieser Kriecherei und Erniedrigung nur seinem Herrn und Wohlthäter gegenüber schuldig macht; gegen diesen wedelnd und kriechend, weist er sofort dem eintretenden Fremden die Zähne und ist sich jeden Augenblick seiner Stellung bewußt.

Manche eigenthümliche Sitten sind fast allen Arten gemein. So heulen und bellen sie den Mond an, ohne daß man dafür eigentlich einen Grund auffinden könnte. Sie rennen Allem, was schnell an ihnen vorübereilt, nach, seien es Menschen, Thiere, rollende Wagen, Kugeln, Steine oder dergleichen, suchen es zu ergreifen und festzuhalten, selbst wenn sie recht wohl wissen, daß es ein durchaus unnützbarer Gegenstand für sie ist. Sie sind gegen gewisse Thiere im höchsten Grade feindlich gesinnt, ohne daß dazu ein sicherer Grund vorhanden wäre. So hassen alle Hunde die Katzen und den Igel; sie machen sich bei letzterm förmlich ein Vergnügen daraus, sich selbst zu quälen, indem sie wüthend in das Stachelkleid beißen, obgleich sie wissen, daß dies erfolglos ist und ihnen höchstens blutige Nasen und Schnauzen einbringt.

Merkwürdig ist ein sehr starkes Vorgefühl des Hundes bei Veränderung der Witterung. Er sucht deren Einflüssen im voraus zu begegnen; ja, er zeigt sogar dem Menschen schon durch einen widerlichen Geruch, den er ausdünstet, den kommenden Regen an.

Unter sich leben die Hunde gewöhnlich nicht besonders verträglich. Wenn zwei zusammenkommen, welche sich nicht kennen, geht's erst an ein gegenseitiges Beriechen, dann fletschen beide die Zähne, und die Beißerei beginnt, falls nicht zarte Rücksichten obwalten. Um so auffallender sind Freundschaften von der größten Innigkeit, welche einzelne Hunde zuweilen eingehen. Solche Freunde zanken sich nie, suchen sich gegenseitig, leisten sich Hilfe in der Noth ꝛc. Auch mit anderen Thieren werden manchmal ähnliche Bündnisse geschlossen; selbst das beliebte Sprichwort von der Zuneigung zwischen Hund und Katze kann zu Schanden werden.

Zweimal im Jahre, zumeist im Februar und August, ist die Hündin geneigt, die Huldigung ihrer stets zahlreichen Verehrer anzunehmen, und dreiundsechzig Tage nach der Paarung wölft dieselbe an einem dunkeln Orte drei bis zehn, gewöhnlich vier bis sechs, in äußerst seltenen Fällen aber funfzehn, ja selbst zwanzig Junge, welche schon mit den Vorderzähnen zur Welt kommen, jedoch zehn bis zwölf Tage blind bleiben. Die Mutter liebt ihre Kinder über Alles, säugt, bewahrt, beleckt, erwärmt, vertheidigt sie und trägt sie nicht selten von einem Ort zum andern, indem sie dieselben sanft mit ihren Zähnen an der schlaffen Haut des Halses faßt. Ihre Liebe zu den Sprößlingen ist wahrhaft rührend; man kennt Geschichten, welche unsere vollste Bewunderung erregen müssen. So erzählt Bechstein eine Thatsache, welche fast unglaublich ist. „Ein Schäfer in Waltershausen kaufte regelmäßig im Frühjahr auf dem Eichsfelde Schafe ein, und seine Hündin mußte ihn natürlich auf dem achtzehn Meilen weiten Geschäftswege begleiten. Einst kam dieselbe in der Fremde mit sieben Jungen nieder, und der Schäfer war genöthigt, sie deshalb zurückzulassen. Aber siehe! anderthalb Tage nach seiner Rückkehr zu Hause findet er die Hündin mit ihren sieben Jungen vor seiner Hausthüre. Sie hatte streckenweise ein Hündchen nach dem andern die weite Reise fortgeschleppt und so den langen Weg vierzehnmal zurückgelegt und trotz ihrer Entkräftung und Erschöpfung, das überaus schwere Werk glücklich beendet."

Gewöhnlich läßt man einer Hündin nur zwei bis drei, höchstens vier Junge; denn die kleinen Burschen brauchen viel Nahrung, und die Alte ist kaum im Stande, ihnen soviel Milch zu liefern, als sie bedürfen. Daß man eine säugende Hündin besonders gut und kräftig füttern muß, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. So lange die Hündin säugt, ist ihr Herz einer besonders großen Liebe fähig, und deshalb duldet sie es auch, wenn man ihr fremde Hunde, ja sogar andere Thiere, wie Katzen und Kaninchen, anlegt. Ich habe Letzteres oft bei Hunden versucht, jedoch bemerkt, daß säugende Katzen noch viel freundlicher gegen Pflegekinder waren, als die Hundemütter.

Gewöhnlich läßt man die jungen Hunde sechs Wochen lang an der Alten saugen. Wenn man die Jungen entwöhnen will, füttert man die Alte einige Zeit lang sehr mager, damit ihr die Milch ausgeht, dann duldet sie schon selbst nicht, daß ihre Jungen noch länger an ihr saugen. Nunmehr gewöhnt man diese an leichtes Futter und hält sie reinlich. Schon im dritten oder vierten Monate wechseln sie ihre ersten Zähne, im sechsten Monate bekümmern sie

sich nicht viel mehr um die Alte. Will man sie abrichten, so darf man nicht früher beginnen, als bis sie ein Jahr alt geworden sind.

Der Hund tritt schon im zwölften Jahre in das Greisenalter ein. Man kennt übrigens Beispiele, daß Hunde ein Alter von zwanzig, ja sogar von sechsundzwanzig und dreißig Jahren erreicht haben. Viele Hunde enden ihr Leben durch Krankheiten; denn sie sind solchen vielfach ausgesetzt.

Eine sehr häufig vorkommende Hundekrankheit ist die Räude, gewöhnlich eine Folge von zu fetter und zu stark gesalzener Nahrung, schlechtem Wasser, wenig Bewegung und Unreinlichkeit. Junge Hunde leiden oft an der Staupe oder Hundeseuche, einer Erkältung, welche Entzündung der Schleimhäute herbeiführt und am häufigsten zwischen dem vierten oder neunten Monat vorkommt. Wohl mehr als die Hälfte der europäischen Hunde erliegen dieser Krankheit oder verderben doch durch sie. Die entsetzlichste Krankheit aber ist die Tollheit oder Wuth, und sie ist schon aus dem Grunde äußerst verderblich, weil durch sie nicht blos die übrigen Hunde und Hausthiere, sondern auch der Mensch aufs höchste gefährdet wird.

Gewöhnlich tritt diese fürchterliche Seuche erst bei älteren Hunden ein, zumeist im Sommer bei sehr großer Hitze oder im Winter bei allzugroßer Kälte. Auch scheint Wassermangel eine der Haupturſachen ihrer Entstehung zu sein. Man erkennt die Wuth daran, daß der Hund zunächst sein früheres Betragen ändert, tückischfreundlich wird und gegen seinen Herrn knurrt, dabei eine ungewöhnliche Schläfrigkeit und Traurigkeit zeigt, beständig warme Orte aufsucht, öfters nach dem Futter schleicht, ohne zu fressen, begierig Wasser, aber immer nur in geringer Menge zu sich nimmt und sich überhaupt unruhig und beängstigt geberdet. Untrügliche Kennzeichen sind auch, daß er seine Stimme ändert, indem der Anschlag gleich in ein rauhes, heiseres Heulen übergeht, daß er seine Freßlust verliert, nur mit Beschwerlichkeiten schlucken kann, geifert, einen trüben Blick bekommt, gern viel fortgeht, kalte Körper beleckt und bei zunehmender Krankheit um sich schnappt und ohne Ursache beißt. Bei Annäherung von Thieren und Menschen knurrt er. Im Verlauf der Krankheit tritt gewöhnlich Verstopfung ein, die Ohren werden schlaff, das kranke Thier läßt den Schwanz hängen, sein Auge wird matt, der Blick schielend. Später röthet sich das Auge und wird entzündet. Der Hund ist unempfänglich für Liebkosungen, achtet nicht mehr des Herrn Befehl, wird immer unruhiger und scheuer, der Blick wird starr oder feurig, der Kopf senkt sich tief herab, Augen- und Backengegend schwellen an, die Zunge wird stark geröthet und hängt aus dem Maule, an dessen Seiten zäher Schleim herabquillt. Bald knurrt er blos noch, ohne zu bellen, kennt auch Personen und zuletzt seinen eigenen Herrn nicht mehr. So sehr er nach Getränk lechzt, so wenig vermag er es hinabzuschlingen; selbst wenn es ihm gewaltsam beigebracht wird, verursacht es ihm Würgen und krampfhaftes Zusammenziehen der Schlundmuskeln. Nunmehr tritt Scheu gegen das Wasser und jede andere Flüssigkeit ein. Er magert schnell ab, besonders in den Weichen; er legt sich nicht mehr nieder, sondern schleicht schielend mit gesenktem Schwanze unruhig umher.

Jetzt erst entwickelt sich die Krankheit, entweder zur stillen oder zur rasenden Wuth. Bei der stillen Wuth sind die Augen entzündet, aber trübe und starr, die Zunge wird bläulich und hängt oft weit aus dem Maule heraus. Weißer Schaum überzieht die Mundwinkel; das Maul ist immer offen, der Unterkiefer ist gelähmt und hängt schlaff herab. Mit eingezogenem Schwanze und gesenktem Kopfe läuft der Hund taumelnd und unstet oft Meilen weit den geraden Weg fort und beißt, was ihm in den Weg kommt, besonders aber andere Hunde. Stößt er dabei auf ein Hinderniß, welches ihm nicht gestattet, den geraden Weg zu verfolgen, so taumelt er im Kreise herum, fällt öfters nieder und schnappt dabei nach Luft.

Bei der rasenden Wuth funkelt das Auge, der Stern erweitert sich, das Maul steht offen, ist nur wenig von Geifer benetzt und die bläuliche Zunge hängt aus dem Maule herab. Schon bei der Entwickelung dieser Krankheitsform zeigt der Hund einen großen Grad von Trotz und Falschheit, selbst gegen seinen Herrn, schnappt unwillkürlich nach Fliegen oder nach Allem, was ihm in die Nähe kommt, fällt das Hausgeflügel an und zerreißt es, ohne es zu fressen, lockt andere Hunde zu sich heran und fällt dann wüthend über sie her, fletscht die Zähne, verzerrt das Gesicht, winselt, leckt mit der entzündeten Zunge seine Lippen und schnalzt auch mit derselben, wobei ihm oft schon wäßriger Geifer aus dem Munde tritt. Später verfolgt er mit aufgerichtetem Schwanze und hoch aufgehobenen Beinen den geraden Weg im Freien, wobei ihn nur unüberwindliche Hindernisse von der einmal eingeschlagenen Richtung abzubringen vermögen. Vom Wasser wendet er sich taumelnd ab, schwimmt aber doch noch zuweilen durch Bäche und Pfützen. Er beißt Alles, was ihm entgegenkommt, oft auch leblose Gegenstände; der angehängte Hund beißt sogar in seine Kette. Wie es scheint, peinigen die fürchterlichsten

Schmerzen das arme Thier, denn es stirbt unter den gräßlichsten Zuckungen, gewöhnlich am sechsten oder achten, bisweilen am vierten, selten erst am neunten Tage.

Schon die Griechen kannten die Tollwuth des Hundes, obwohl sie in Südeuropa weit seltner ist, als bei uns. In den Ländern des kalten oder gar des heißen Erdgürtels kommt die Seuche nur selten oder gar nicht zum Ausbruch, wahrscheinlich, weil weder hier noch da der Hund sich selbst überlassen wird. Bisher hat man noch kein sicheres Mittel gegen die Wuthkrankheit aufgefunden, und dies ist um so trauriger, weil leider noch immer viel Menschen in Folge der Ansteckung ihr Leben verlieren. Nach amtlichen Nachrichten sind vom Jahre 1810 bis 1819 im preußischen Staate 1666 Menschen in Folge des Bisses von tollen Hunden gestorben. Geht der Wuthgeifer einmal in das Blut eines anderen Thieres über, so ist es in den allermeisten Fällen verloren, falls nicht augenblicklich ein geübter und erfahrener Arzt bei der Hand ist, welcher die Wunde mit glühendem Eisen, Höllenstein oder anderen Aetzmitteln ausbrennt, durch Schröpfköpfe Blut entzieht, mit Salzwasser die Wunde auswäscht, ausschneidet ꝛc. Ausbrennung des Giftes durch die eine oder die andere Art ist wohl das sicherste Mittel, denn die sämmtlichen übrigen, welche man bisher angewendet hat, haben sich noch nicht bewährt.

In der Neuzeit will man beobachtet haben, daß unter Hunden, welche beständig Maulkörbe tragen müssen, die Wuth seltener ist, als unter jenen, welchen das Maul nicht verbunden wurde. Die Beobachtungszeit ist jedoch noch zu kurz, als daß sie Berechtigung zu richtigen Schlüssen gewähren könnte.

Das untrüglichste Zeichen von der Gesundheit eines Hundes ist seine kalte und feuchte Nase. Wird diese trocken und heiß, und trüben sich die Augen, zeigt sich Mangel an Appetit ꝛc., so kann man überzeugt sein, daß sich der Hund unwohl befindet. Man sperrt ihn dann in einen wohlverwahrten Stall, läßt ihn dort hungern und giebt ihm zuletzt Leinöl, welches unter gute Speise gemischt wird. Ein großer Hund erhält einen Eßlöffel voll Oel, ein kleinerer einen halben; dies wiederholt man einige Male. Leberthran leistet dieselben Dienste. Hilft das bloße Leinöl nicht, so streut man am folgenden Tage einen halben Theelöffel voll gestoßenen Schwefel auf ein Butterbrödchen, klappt es zusammen und giebt es dem Leidenden. Füttert man außerdem den Hund mit süßer oder saurer Milch und etwas gutem Brod, so braucht man bei keiner Krankheit ein anderes Mittel anzuwenden.

Alle Hunde sind von Schmarotzern geplagt. Sie leiden oft entsetzlich an Flöhen und Läusen, und an gewissen Orten auch an Holzböcken oder Zecken. Die Flöhe und Läuse vertreibt man bald, wenn man unter das Strohlager des Hundes eine Schicht Asche auf den Boden streut, oder das Fell des Thieres mit persischem Insektenpulver dick einstreut. Die Zecken, welche die Hunde am meisten peinigen, vertreibt man, indem man etwas Branntwein, Salzwasser oder Tabaksaft auf sie träufelt. Man muß sich hüten, sie gewaltsam auszureißen, weil sonst leicht der Kopf in der Saugwunde stecken bleibt und dort Eiterung und Geschwüre verursacht. Schwieriger ist den Bandwürmern beizukommen. Namentlich Jagdhunde leiden an diesen abscheulichen Schmarotzern, weil sie häufig das Fleisch und die Eingeweide von Hasen und Kaninchen verzehren, in denen der Bandwurm als Finne lebt. Er läßt sich, wie alle Würmer, nur sehr schwer vertreiben, doch dürfte in den meisten Fällen ein Absud der abissinischen Kussoblüthe dazu wohl hinreichend sein. Außerdem wird empfohlen, dem Hunde Hagebutten sammt den darin befindlichen Körnern und Härchen in das Fressen zu geben. —

Der Nutzen, welchen der Hund als Hausthier leistet, ist kaum zu berechnen. Was er den gesitteten und gebildeten Völkern ist, weiß jeder Leser aus eigner Erfahrung, fast noch mehr aber ist er den ungebildeten oder wilden Völkerstämmen. Auf den Südseeinseln wird sein Fleisch gegessen, ebenso bei den Tungusen, Chinesen, Grönländern, Eskimos und den Indianern Nordamerikas. „Auf der Goldküste von Afrika", so erzählt Bosmann, „wird der Hund ordentlich gemästet zu Markte gebracht und lieber, als alles andere Fleisch, gegessen. Ebenso in Angola, wo man zuweilen für einen Hund mehrere Sklaven gegeben hat." In Neuseeland und auf den kleinen Inseln des Südmeeres hält man die Hunde für einen besseren Leckerbissen, als Schweinefleisch. In China sieht man oft Metzger, die mit geschlachteten Hunden beladen sind; sie müssen sich aber immer gegen den Angriff anderer, noch frei herumlaufender Hunde vertheidigen, welche sie schaarenweise anfallen. Noch neuerlich sah ein Reisender in China überall in den Läden der Metzger geschlachtete Hunde. In dem nördlichen Asien giebt sein Fell Kleidungsstoffe her, und selbst in Deutschland werden Hundefelle zu Mützen, Taschen und Muffen verarbeitet. Aus Knochen und Sehnen bereitet man Leim; das zähe und dünne Hundeleder wird lohgar zu Tanzschuhen und weißgar zu Handschuhen verwendet. Die Haare benutzt man zum Ausstopfen von Polstern; Hundefett dient zum Einschmieren von Räderwerk ꝛc., früher

galt es als Hausmittel gegen Lungenschwindsucht. Sogar der Hundekoth war als „Griechisch-Weiß" (Album graecum) ein Arzneimittel; seinen eigenthümlichen Namen erhielt dasselbe, weil die Griechen zuerst auf seine Benutzung aufmerksam machten. Außerdem findet er bei der Gerberei gewisser feiner Kalbleder Anwendung; er besteht der Hauptsache nach aus phosphorsaurem Kalk.

Schon seit den frühesten Zeiten wurde der Nutzen der Hunde gewürdigt, und deshalb rühmen auch die Schriften aller Völker die trefflichen Thiere. Gleichwohl war die Behandlung, welche sie erfuhren, und die Achtung, in der sie standen, eine sehr verschiedene. Sokrates hatte die Gewohnheit, bei dem Hunde zu schwören. Alexander der Große war über den frühzeitigen Tod eines Lieblingshundes so betrübt, daß er ihm zu Ehren eine Stadt mit Tempeln bauen ließ. Homer besingt den Argus, den Hund des Ulysses, in wahrhaft rührender Weise. Plutarch rühmt Melampithos, den Hund des Handelsmannes von Korinth, welcher seinem Herrn durch das Meer nachschwamm. Der treue Phileros ist durch griechische Grabschriften verewigt worden. In römischen Schriften wird des Hundes eines Verurtheilten gedacht, welcher dem in die Tiber geworfenen Leichnam seines Herrn unter traurigem Geheul schwimmend nachfolgte. Soter, der einzige überlebende von den hündischen Wächtern, welche Korinth vertheidigten, empfing auf Kosten des Staats ein silbernes Halsband mit den darauf gestochenen Worten: „Korinths Vertheidiger und Erretter". Plinius stellt die Rüden sehr hoch und erzählt viel Merkwürdiges von ihnen. Wir erfahren z. B., daß die Kolophonier wegen ihrer beständigen Kriege große Hundeherden unterhielten, daß die Hunde immer zuerst angriffen und in keiner Schlacht ihre Dienste versagten. Als Alexander der Große nach Indien zog, hatte ihm der König von Albanien einen Hund von ungeheurer Größe geschenkt, welcher Alexander sehr wohl gefiel. Er ließ deshalb Bären, Wildschweine und dergleichen Thiere gegen ihn, aber der Hund lag stockstill und wollte nicht aufstehen. Alexander glaubte, daß er faul wäre, und ließ ihn umbringen. Als Solches der albanesische König erfuhr, schickte er noch einen zweiten Hund gleicher Art und ließ sagen, Alexander solle nicht schwache Thiere gegen die Dogge schicken, sondern Löwen und Elefanten, er, der König, habe nur zwei solcher Hunde gehabt; ließe Alexander diesen umbringen, so habe er nicht einen gleichen. Alexander der Große ließ ihn also auf einen Löwen, dann auf einen Elefanten; der Hund aber erlegte beide. Justinus berichtet, daß die Könige Habis und Cyrus in der Jugend von Hunden ernährt worden sind. Gar nicht zu zählen sind die Schriftsteller, welche die Treue des Hundes rühmen. Die Spartaner opferten dem Gott des Krieges auch einen Hund; junge säugende Hunde durften von dem Opferfleische fressen. Die Griechen errichteten ihnen sogar Bildsäulen: demungeachtet war bei ihnen das Wort Hund ein Schimpfwort. Die alten Egypter gebrauchten die Hunde zur Jagd und hielten sie, wie man aus den Abbildungen auf Denkmälern sehen kann, sehr hoch. Bei den Juden hingegen war der Hund verachtet, was viele Stellen aus der Bibel beweisen; und heutigen Tages ist dies bei den Arabern kaum anders. Hoch geehrt war der Hund bei den alten Deutschen. Als die Cimbern im Jahre 108 v. Chr. von den Römern besiegt worden waren, mußten Letztere erst noch einen harten Kampf mit den Hunden bestehen, welche das Gepäck bewachten. Bei den alten Deutschen galt ein Leithund zwölf Schillinge, ein Pferd dagegen nur sechs. Wer bei den alten Burgundern einen Leithund oder ein Windspiel stahl, mußte sieben Schillinge zahlen. Die kanarischen Inseln haben, wie Plinius berichtet, ihren Namen von den Hunden erhalten. In Peru wurde, nach Humboldt, der Hund bei einer Mondfinsterniß so lange geschlagen, bis die Finsterniß vorüber war.

Wirklich spaßhaft ist es, was die alten Schriftsteller noch Alles von der Benutzung des Hundes zu Arzneizwecken aufgeführt haben. Der ganze Hund war eigentlich nur Ein Arzneimittel. Namentlich Plinius ist unermüdlich in Aufzählung der verschiedenen Heilkräfte des Hundes. Außer ihm leisten Sextus, Hippokrates, Galen, Faventius, Marcellus, Bontius, Aeskulap und Amatos auch das Ihrige.

So haben wir denn den Hund im allgemeinen verfolgt, und es wird nun wohl an der Zeit sein, wenn wir uns mit einigen der Hauptarten dieses merkwürdigen Geschlechts beschäftigen, wobei wir aus dem zahllosen Heere der Formen — Reichenbach führt ihrer 195 (!) auf — blos die wichtigsten hervorheben.

Ein bei uns sehr selten vorkommendes, fast haarloses Thier ist der nackte oder afrikanische Hund (Canis africanus), so genannt, weil er, wie man annimmt, ursprünglich dem Innern von Afrika angehörte und von dort nach Nordafrika und über Guinea nach Manila, China, auf die Antillen und Bahama-Inseln, sowie über das Festland von Süd- und Mittel-



Der nackte oder afrikanische Hund (Canis africanus).

amerika verbreitet wurde. Wegen seiner Merkmale, die durch den einen seiner Namen schon ausgedrückt sind, ist er sehr leicht kenntlich. Der Leib ist etwas gestreckt, schmächtig, gegen die Weichen stark eingezogen, der Rücken stark gekrümmt, die Brust schmal, der Hals mittellang, aber dünn, der Kopf länglich und hoch, die Stirn stark gewölbt, die Schnauze ziemlich lang, nach vorn verschmälert und zugespitzt, die mittellangen, etwas breiten, zugespitzten und halb aufrechtstehenden Ohren sind nackt, wie der übrige Körper, und gegen die Spitze etwas umgebogen, die Lippen kurz und straff. Nur in der Nähe des Schwanzes, um den Mund herum und an den Beinen finden sich einige Haare; sonst ist die übrige Haut vollkommen nackt und deshalb der Hund ein häßliches Thier. Denn auch die schwarze Hautfärbung, welche bei uns nach einiger Zeit ins Grauliche übergeht und hier und da fleischfarbige Flecken zeigt, ist unschön. Die Länge des Körpers beträgt 2 Fuß, die des Schwanzes 10 Zoll, die Höhe am Widerrist einen Fuß. In seinem Vaterlande soll der nackte Hund zur Antilopenjagd verwendet werden. In unserm Klima kann der nackte Hund wegen seiner Zartheit und Empfindlichkeit gegen rauhe Witterung nur als Stubenthier gehalten werden und dauert in der Regel nicht sehr lange aus.

Auf den nackten Hund können wir die Windhunde (Canis Grajus) folgen lassen; auch schon deshalb, weil sie sich den wirklich wild vorkommenden Hunden am meisten nähern.

Die Gestalt der Windhunde ist bekannt und außerdem auf unserer Abbildung vortrefflich wiedergegeben. Ein äußerst schlanker, zierlicher Leib, mit dünnen, hohen Gliedmaßen, spitzem, zierlichem Kopfe und weitem Brustkasten kennzeichnen die Thiere. Der langausgestreckte Kopf, die lange Schnauze, die ziemlich langen, schmalen, zugespitzten, halbaufrechtstehenden, gegen die Spitze umgebogenen und mit kurzen Haaren besetzten Ohren, die kurzen und straffen Lippen geben dem Kopfe das eigenthümliche, zierliche Ansehen, und bedingen zugleich die verschiedene Ausbildung der Sinne. Der Windhund vernimmt und äugt vortrefflich, hat dagegen nur einen schwachen Geruchssinn, weil die Nasenmuscheln in der spitzen Schnauze sich nicht gehörig auszubreiten vermögen, und so die Nervenentwickelung des betreffenden Sinnes nie zu derselben Ausbildung gelangen kann, wie bei den anderen Hunden. An dem gestreckten Leib fällt die Brust besonders auf. Sie ist breit, groß, ausgedehnt und gibt verhältnißmäßig sehr großen Lungen Raum, welche auch bei dem durch eilige Bewegung außerordentlich gesteigerten Blutumlauf hinreichenden Sauerstoff aufnehmen können. Die Weibchen dagegen sind aufs äußerste angezogen, gleichsam, um dem durch die Brust erschwerten Leib wieder das nöthige Gleichgewicht zu geben. Die Läufe des Windhundes sind außerordentlich fein gebildet. Man sieht an ihnen jeden Muskel und namentlich auch die starken Sehnen, in welche diese Muskeln endigen. Aber auch an dem Brustkasten bemerkt man alle Zwischenrippenmuskeln, und manche Windhunde sehen aus, als ob ihre Muskeln von einem geschickten Zergliederer bereits bloßgelegt wären. Der Schwanz ist sehr dünn, ziemlich lang und reicht weit unter das Fersengelenk herab; er

wird entweder zurückhängend getragen oder nach rückwärts gestreckt und etwas nach aufwärts gebogen. Nur an ihm findet sich bei einzelnen Abarten oder Rassen eine dichtere und längere Behaarung und zwar sind es regelmäßig die schnellsten Windhunde, welche einen dicker behaarten Schwanz tragen. Auf dem übrigen Körper ist die Behaarung dicht anliegend, fein und glatt; manche Rassen sind aber auch am Körper verhältnißmäßig langhaarig. Ein röthliches Gelb oder die bekannte Rehfarbe ist die allgemeine Färbung dieses Haares. Gefleckte Windspiele sind seltener und schwächlicher, als die einfarbigen. Die Körperlänge eines großen Windhundes beträgt 2, ja selbst 3 Fuß, die des Schwanzes 1½ Fuß, die Höhe am Widerrist 2 Fuß 3 Zoll, häufig noch darüber.

Hinsichtlich des geistigen Wesens unterscheidet sich der Windhund sehr von allen übrigen Verwandten. Er ist ein im höchsten Grade selbstsüchtiges Geschöpf. Aus diesem Grunde hängt er auch nicht in besonderer Treue seinem Herrn an, sondern läßt sich von Jedermann schmeicheln und neigt sich zu Jedem hin, der ihm freundlich ist. Seine Untreue ist geschichtlich. Als Eduard III. starb, verließ ihn sein Windspiel im Augenblicke des Todes und schmiegte sich seinen Feinden an. Wie der Windhund gegen Menschen sich zeigt, so benimmt er sich auch gegen andere Hunde. Er liebt sie nicht, sie sind ihm sogar fast gleichgiltig: — kommt es aber zu einer Balgerei, so ist er sicher der Erste, welcher zubeißt, und dann ist er sehr gefährlich. Denn trotz seiner schlanken, feinen Gestalt ist er stark, und sobald es zum Knurren kommt, benutzt er seine Größe, hält dem Gegner seine Schnauze immer übers Genick, packt, sobald sich jener rührt, fest zu, sucht ihn empor zu heben und schüttelt ihn, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Dennoch ist das Thier nützlich und manchen Völkerschaften zu ihrer Jagd geradezu unentbehrlich, namentlich in allen Steppenländern. Die Tartaren, Perser, Kleinasiaten, die Beduinen, Kabilen, die Araber, Sudahnesen, Inder und andere mittelafrikanische und asiatische Völkerschaften achten ihn überaus hoch, im Werthe oft einem guten Pferde gleich. Unter den Araberstämmen der Wüste oder vielmehr der Wüstensteppen am Rande der Sahara geht das Sprichort:

„Ein guter Falk, ein schneller Hund, ein edles Pferd,
Sind mehr als zwanzig Weiber werth."

Die Wahrheit dieses Sprichworts begreift man, wenn man unter den Leuten gelebt hat.

Bei uns freilich wird der Windhund eben nicht häufig zur Hasenjagd gebraucht und es ist ein schönes Schauspiel, solche Jagd mit anzusehen. Der Hase ist so dumm nicht, wie er aussieht, und spielt dem unerfahrenen Hunde manche Tücke. In rasender Eile jagt dieser seinem Wilde nach, er macht Sätze von wirklich unglaublicher Entfernung, nicht selten solche, welche mit denen der größeren Katzen wetteifern, von acht, zehn und zwölf Fuß, und so ist es kein Wunder, daß er dem Hasen bald genug auf den Leib rückt. Jetzt ist er dicht herangekommen, — im nächsten Augenblick wird er ihn fassen — nein, so schnell geht das nicht! Der Hase hat plötzlich einen Haken geschlagen und rennt rückwärts; der Hund aber, der in gerader Flucht ihm nacheilte, ist weit über ihn hinausgestürzt, fällt fast auf die Erde, sieht sich wüthend um, geräth in äußersten Zorn, sucht und sieht endlich den Hasen bereits auf anderthalbhundert Schritte Entfernung dahinlaufen. Jetzt wirft er sich herum, rast ihm nach, faßt ihn bereits wieder — da schlägt der Hase einen zweiten Haken und dem Hunde ergeht es wie das erste Mal. In dieser Weise würde die Jagd ohne Ende fortdauern, wenn man nicht zwei Hunde auf einen Hasen laufen ließ. Da freilich endet sie weit schneller; denn während der Eine den Hasen verfolgt, schneidet der Andere ihm den Bogen ab, und so trifft das Sprichwort ein: „Viele Hunde sind der Hasen Tod". Ein Windhund welcher im Stande ist, einen Hasen allein ohne Hilfe zu erhaschen, wird „Solofänger" genannt.

Während im Norden die Windhunde sich vielfach durch ihren Leibesbau und ihre Behaarung unterscheiden, gehören die des Südens, wie es scheint, mehr oder weniger einer Rasse an und namentlich ist der persische Windhund ein ebenso edles, als anmuthiges Thier. Die Behaarung ist seidenweich; ihre Färbung ist ein leichtes Isabellgelb, welches nicht selten ins Weißliche zieht, häufig aber bis zur echten Rehfarbe dunkelt. Auf den alten egyptischen Denkmälern findet man diese Rasse unter anderen, namentlich gefleckten Windhunden abgebildet.

In dem Dorfe Melbeß in Kordofahn hatte ich vielfache Gelegenheit, den innerafrikanischen Windhund zu beobachten. Die Dorfbewohner nährten sich, obgleich sie Getreide bauten, hauptsächlich von der Viehzucht und der Jagd. Aus diesem Grunde hielten sie blos Schäfer- und Windhunde, die ersteren bei den Herden, die letzteren im Dorfe. Es war eine wahre Freude, durch das Dorf zu gehen; denn vor jedem Hause saßen drei oder vier der prächtigen Thiere, von denen einer immer den andern an Schönheit übertraf. Sie waren wachsam und schon



Der Windhund (Canis Grajus).

hierdurch von ihren Verwandten sehr verschieden. Sie schützten das Dorf auch gegen die nächtlichen Ueberfälle der Hiänen und Leoparden, nur in einen Kampf mit dem Löwen ließen sie sich nicht ein. Am Tage waren sie ruhig und still, nach Einbruch der Nacht aber begann ihr wahres Leben. Man sah sie dann auf allen Mauern herumklettern; selbst die Strohdächer der Dokhahl oder runden Hütten mit kegelförmigem Dache bestiegen sie, wahrscheinlich um dort einen geeigneten Standpunkt zum Ausschauen und Lauschen zu erhalten. Ihre Gewandtheit im Klettern erregte billig meine Verwunderung.

Jede Woche brachte ein Paar Festtage für unsere Thiere. Am frühen Morgen vernahm man zuweilen im Dorfe den Ton eines Hornes, es war das Jagdzeichen. Nun sammelte sich ein ganzer Jagdzug aus Mannschaft und Hunden und zog geordnet zum Dorfe hinaus, dabei ein wirklich prachtvolles Schauspiel gewährend. Man ging selten weit, denn schon die nächsten Wälder boten eine ergiebige Jagd, und diese war, Dank dem Eifer und Geschick der Hunde, für die Männer eine verhältnißmäßig sehr leichte. An einem Dickicht angekommen bildete man einen weiten Kessel und ließ dann die Hunde los. Diese drangen in das Innere des Dickichts ein und fingen fast alles jagdbare Wild, welches sich dort befand. Man brachte mir Trappen, Perlhühner, Frankoline, ja sogar Wüstenhühner, welche von den Hunden gefangen worden waren. Eine Antilope entkam ihnen nie, weil sich jedesmal ihrer Vier oder Sechs vereinigten, um sie zu verfolgen.

Ueber die Windhunde des westlichen Theiles der Wüste mag uns General Daumas belehren: „In der Sahara, wie in allen übrigen Ländern der Araber, ist der Hund nicht mehr, als ein vernachlässigter, beschwerlicher Diener, welchen man von sich stößt, wie groß auch die Nützlichkeit seines Amtes sei, gleichviel ob er die Wohnung bewachen oder das Vieh hüten muß: — nur der Windhund allein genießt die Zuneigung, die Achtung, die Zärtlichkeit seines Herrn. Der Reiche sowohl, als der Arme, betrachten ihn als den unzertrennlichen Genossen aller

ritterlichen Vergnügungen, welche die Beduinen mit so großer Freude üben. Man hütet diesen Hund wie seinen eigenen Augapfel; man gibt ihm sein besonderes Futter, läßt ihn, so zu sagen, mit sich aus einer Schüssel speisen und sieht mit großer Sorgfalt auf die Reinhaltung der Rassen."

„Ist der Windhund 3 oder 4 Monate alt geworden, so beginnt man, sich mit seiner Erziehung zu beschäftigen. Die Knaben lassen vor ihm Spring- und Rennmäuse laufen und hetzen den jungen Fänger auf dieses Wild. Es dauert nicht lange, so zeigt das edle Thier bereits große Lust an dieser Jagd, und nach wenigen Wochen ist es schon soweit gekommen, daß es auch auf andere, größere Nager verwendet werden kann. Im Alter von 5 und 6 Monaten beginnt man bereits mit der Jagd des Hasen, welche ungleich größere Schwierigkeit macht. Von dem Hasen steigt man zu jungen Gazellen auf."

„Unter solchen Uebungen ist das edle Thier 1 Jahr alt geworden und hat beinahe seine ganze Stärke erreicht. Seine Sinne haben sich entwickelt, und namentlich der Geruch, welcher bei ihm nicht in dem Grade verkümmert erscheint, als bei anderen Windhunden, hat seine volle Ausbildung erhalten, demohngeachtet wird der Slugui noch nicht zur Jagd verwandt, höchstens, nachdem er 15 oder 16 Monate alt geworden ist, gebraucht man ihn wie die übrigen. Aber von diesem Augenblicke an muthet man ihm auch fast das Unmögliche zu, und er macht das Unmögliche möglich."

„Wenn jetzt dieser Hund ein Rudel von 30 oder 40 Antilopen erblickt, zittert er vor Aufregung und Vergnügen und schaut bittend seinen Herrn an, welcher erfreut ihm zu sagen pflegt: „Du Judensohn, sage mir nur nicht mehr, daß du sie nicht gesehen hast. Ich kenne dich, Freund, aber will dir gern zu Willen sein." Jetzt nimmt er seinen Schlauch herab und befeuchtet dem Judensohne und Freunde Rücken, Bauch und Lenden, überzeugt, daß der Hund hierdurch mehr gestärkt werde, als durch alles Uebrige. Der Windhund seinerseits ist voll Ungeduld und wendet seine Augen bittend nach seinem Herrn. Endlich sieht er sich frei, jauchzt vor Vergnügen auf und wirft sich wie ein Pfeil auf seine Beute, immer sich das schönste und stattlichste Stück des Rudels auswählend. Sobald er eine Gazelle oder andere Antilope gefangen hat, erhält er augenblicklich sein Waidrecht, das Fleisch an den Rippen nämlich, — Eingeweide würde er mit Verachtung liegen lassen."

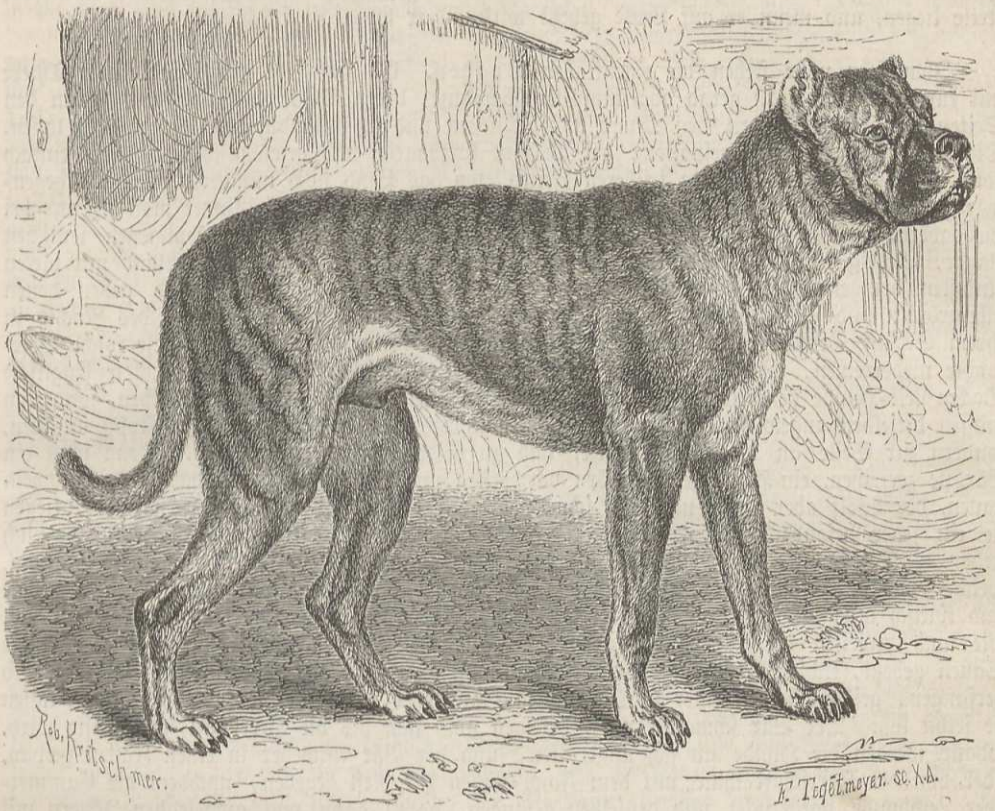
„Der edle Windhund jagt nur mit seinem Herrn. Solche Anhänglichkeit und die Reinlichkeit des Thieres vergilt die Mühe, welche man sich mit ihm gibt. Wenn nach einer Abwesenheit von einigen Tagen der Herr zurückkommt, stürzt der Windhund jauchzend aus dem Zelte hervor und springt mit einem Satze in den Sattel, um den von ihm schmerzlich Vermißten zu liebkosen; dann sagt der Araber zu ihm: „Mein lieber Freund, entschuldige mich, es war nothwendig, daß ich dich verließ: aber ich gehe nun mit dir; denn ich brauche Fleisch, ich bin des Dattelnessens müde, und du wirst wohl so gut sein, mir Fleisch zu verschaffen". Der Hund benimmt sich bei allen diesen Freundlichkeiten, als wisse er sie Wort für Wort in ihrem vollen Werthe zu würdigen."

„Der Preis eines Slugui, welcher die größeren Gazellen fängt, steht dem eines Kameles gleich; für einen Windhund, welcher größere Antilopen niederreißt, bezahlt man gern soviel, wie für ein schönes Pferd."

Das allerzierlichste Mitglied der ganzen Windhundgesellschaft ist der sogenannte italienische Hund, der seines überaus zarten und feinen Leibesbaues wegen der Erwähnung verdient. Den anderen Windhunden gegenüber ist er ein wahrer Zwerg; aber er ist ein höchst wohlgebildeter Zwerg, bei welchem jeder Körpertheil im genauesten Verhältnisse steht. Sein ganzes Gewicht übersteigt selten 6 oder 7 Pfund, und die allerausgezeichnetsten wiegen sogar blos 4 Pfund, trotz ihrer Höhe von 14 oder 15 Zoll.

Als ein Mischling von Windhund und Bullenbeißer wird der große dänische Hund angesehen. Man sieht ihn in Deutschland selten, in England aber als den treuen Begleiter von Pferden und Wagen häufiger. Er ist ein großes schönes Thier und gilt als treu, gutmüthig und wachsam.

Bei dem eigentlichen Bullenbeißer (Canis Molossus) ist der Leib gedrungen dick, gegen die Weichen nur wenig eingezogen, der Rücken nicht gekrümmt, die Brust breit und tiefliegend, der Hals ziemlich kurz und dick, der Kopf rundlich, hoch, die Stirne stark gewölbt, die Schnauze kurz, nach vorn verschmälert und sehr stark abgestumpft. Die Lippen hängen zu beiden Seiten über (klaffen vorn aber nicht) und triefen beständig von Geifer; die ziemlich langen und mittelbreiten Ohren sind gerundet, halb aufrecht stehend, gegen die Spitze umgebogen



Der Bullenbeißer (Canis Molossus).

und hängend. Die Beine sind von mittler Höhe, dick und stark; an den Hinterpfoten ist keine Afterzehe vorhanden. Der Schwanz ist am Grunde dick, gegen das Ende zu verschmälert, ziemlich lang; er reicht bis an das Fersengelenk. Selten wird er gerade oder nach rückwärts gestreckt, sondern meistens in die Höhe gerichtet und vorwärts gebeugt. Die Färbung ist entweder fahl oder bräunlichgelb, bisweilen mit einem schwärzlichen Ueberfluge, oder auch bräunlich; die Schnauze, die Lippen und die äußeren Enden der Ohren sind schwarz: doch gibt es, wie bei allen Hunden, vielfache Abänderungen. Gewöhnlich beträgt die Körperlänge $2^1/_2$ Fuß, die des Schwanzes etwas über 1 Fuß, die Höhe am Widerrist gegen 2 Fuß.

Als muthmaßliche Heimat des Bullenbeißers kann Irland betrachtet werden; wenigstens finden sich dort die ausgezeichnetsten Rassen, welche man überhaupt kennt. Die Thiere sind schwer und plump, und ihr Lauf deswegen weder anhaltend, noch rasch. Dagegen besitzen sie eine überaus große Stärke, viel Entschlossenheit und einen unglaublichen Muth, ja, man kann sagen, daß sie mit wenigen Ausnahmen als die muthigsten aller Thiere angesehen werden können. Diese hervorragende Eigenschaft ist so wohl bekannt, daß sie zum Sprichwort geworden ist. Ihrer Stärke wegen sind die Bullenbeißer zu schwerer und gefährlicher Jagd und zu Kämpfen mit wilden Thieren besonders geeignet. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts veranstalteten die Engländer Kampfspiele zwischen Bullenbeißern und Stieren; selbst gegen Bären und Löwen kämpften die Hunde mit vielem Glück: man rechnete nur drei Doggen auf einen Bären, vier auf einen Löwen.

Die geistigen Fähigkeiten des Bullenbeißers sind nicht so ausgezeichnet, wie die der übrigen gescheiten Hunde, keineswegs aber so tief stehend, wie man gewöhnlich angenommen hat; denn jeder Bullenbeißer gewöhnt sich an den Menschen und opfert mit Vergnügen sein Leben für ihn auf. Er eignet sich vortrefflich zum Wachen und Hüten unsers Hauses oder unserer Güter und vertheidigt das ihm Anvertraute mit wirklich beispiellosem Muthe. Anderen Hunden gegenüber beträgt er sich sehr anständig. Er sucht nur selten Streit und läßt sich besonders von kleineren

Hunden viel gefallen. Gegen Fremde bleibt er immer gefährlich, er mag frei sein oder an der Kette liegen, und wenn er auf Leute gehetzt wird, ist er wahrhaft furchtbar.

Ihm sehr nahe stehen die eigentlichen Doggen. Es sind sehr große und starke Thiere mit kurzer, dicker, vorn gerad abgestumpfter Schnauze, deren Oberlippen, obgleich sie an den Seiten herabhängen, vorn den Mund nicht schließen und so beständig das Gebiß sehen lassen. Die Nase ist nicht selten gespalten, der Pelz ist kurzhaarig und gewöhnlich von Farbe einfach roth, oft aber auch bunt. In früheren Zeiten, wo das Land noch unsicherer war, als gegenwärtig, hielt man die Doggen noch in ziemlicher Menge, gegenwärtig findet man sie nur bei Liebhabern. „Die Englischen Docken", sagt v. Flemming in seinem Vollkommenen teutschen Jäger, Leipzig 1717, „welche große Herren anfänglich aus England und Irrland mit vielen Unkosten bringen lassen, werden jetziger Zeit in Teutschland auferzogen. Und geben denen allergrößten und schönsten den Namen Cammer-Hunde, weil sie solche meistens des Nachts in ihrem Schlaff-Gemach bei sich haben, damit, wann Mörder einfallen sollten, diese solche Böse-wichte niederreißen, ihren Herrn aber erretten mögten. Nächst diesen werden andere Englische Docken Leib-Hunde genennet, welche an Hirsche, Schweine und Wölfe gehetzt werden, sonderlich müssen dieselben angewiesen werden, daß sie ein wildes Thier ja nicht vor den Kopff anfallen, sondern zur Seite an die Ohren fassen, und zu beiden Seiten sich anlegen. Denn sonst ein Bär sie zerreißen, ein Hirsch sein Gehörn vorwerffen und dieselben spießen, das wilde Schwein hauen, der Wolf aber stetig umb sich schnappen und herumb beißen würde. Im Stall liegen sie ein jeder besonders vor sich an Ketten und hat jeder seinen Fraß absonderlich vor sich stehen. — Die Bären- oder Vollbeißer sind von dieser vorgemeldeten Art eine besondere Gattung, welche zwar dicke und schwer, zum fangen aber ungemein hitzig erbittert sind. Sie sehen böse und tückisch auf, und werden insgemein zur Podolischen und Ungarischen Büffel-Ochsen-Hatz, wie auch zuweilen die Bäre damit zu hetzen, gebraucht. Sie werden anfänglich an mäßige Sauen gehetzt, endlich an kleine Bären. Man muß dieselben, wenn sie sich fest einbeißen und verfangen, geschwind mit einer starken rauhen Gänsefeder in die Kehle kützeln, alsdann lassen sie selbst loß. Der Bär schmeisset mit Ohrfeigen umb sich, bis die Herrschaft überdrüssig wird, sodann werden die Hunde an sich angeruffen, und der Bär entweder in einen Kasten gethan, oder von der Herrschaft ihme mit dem Fang-Eysen der Rest gegeben, nachdem die Cammer- oder Leibhunde vorgerücket und denselben gefangen, darzu dann von anwesenden Jägern mit Wald- und Hüffthörnern geblasen wird."

Mit diesen Worten sind die Doggen fast hinlänglich beschrieben. Bei uns sieht man gewöhnlich nur eine mittelgroße Rasse, welche höchstens die Größe eines mittelmäßigen Hühnerhundes erreicht, oft aber nur halb so groß ist. Die Farbe dieses Thieres ist regelmäßig ein lichtes Isabellgelb; es finden sich aber auch, obwohl selten, Doggen, welche dunkler gefärbt sind.

Der eigentliche Bulldogg wird zumal in England sehr häufig gehalten und heißt deshalb bei uns auch geradezu „englische Dogge". Man sieht ihn, noch mehr, als den Bullenbeißer, für ein wüthendes, unzugängliches und stumpfsinniges Thier an; doch kann man ihm diese Eigenschaften nur in beschränkter Weise zuschreiben. Seinem Herrn gegenüber zeigt der Bulldogg immer Treue und Anhänglichkeit; doch muß er denselben vollkommen kennen gelernt und erfahren haben, daß dessen geistige Kraft seine leibliche unter allen Umständen unterjochen kann; denn sonst glaubt das Thier nicht selten, das auch an den Menschen versuchen zu dürfen, was es an allen Thieren sich zu Schulden kommen läßt. Die Dogge ist sehr bissig und herrschsüchtig und zeigt unter Umständen eine wahre Freude, ein anderes Thier todtzubeißen. Dabei muß man rühmend anerkennen, daß ihr Muth noch größer ist, als ihre wirklich furchtbare Stärke. Sie wagt sich an jedes Thier, selbst an das gefährlichste: ein wüthender Ochse, ein hungriger, gefährlicher Wolf, ein Löwe erscheinen einer echten Dogge noch keineswegs als unüberwindliche Gegner: sie versucht wenigstens, inwiefern sie jener Meister werden kann.

Was der Bulldogg einmal gefaßt hat, läßt er so leicht nicht wieder los. Das sieht man deutlich, wenn man ihn in einen Stock oder in ein Tuch beißen läßt; denn dann kann man ihn an diesem Gegenstand in die Höhe heben, auf den Rücken werfen und andere Dinge mit ihm vornehmen, ohne daß er ausläßt.

Die Eigenschaften der Doggen waren schon den Römern bekannt und sie deshalb außerordentlich geschätzt, weil sie sich mehr, als alle übrigen Hunde, eigneten, eine Hauptrolle in den blutigen Spielen des Circus zu übernehmen. Nachdem England römische Provinz geworden war, gab es daselbst besondere Beamte, welchen die Erziehung und Auswahl der nach Rom zu sendenden Doggen oblag. Dort kämpften diese zur Freude des Volkes mit zahlreichen wilden

Thieren, und diese römische Belustigung erbte auch auf spätere Zeit fort, indem namentlich in England noch zu Zeiten der Elisabeth und Jacobs I. große Thierkämpfe angestellt wurden.

Ihre Eigenschaften machen die Doggen nicht gerade zu angenehmen Gefährten des Menschen. Man kennt viele Beispiele, daß sie ihren eigenen Herrn in Belagerungszustand erklärten und ihn nicht von der Stelle ließen, und namentlich eine Geschichte, welche erzählt wird, ist sehr lustig. Ein einsam wohnender Junggesell nämlich hatte eine große Bulldogge gekauft und brachte sie hoch erfreut mit Hilfe ihres früheren Besitzers auf sein Zimmer. Am andern Morgen will er sich aus dem Bett erheben: in demselben Augenblick aber springt die Dogge auf ihn zu, stemmt trotzig beide Füße gegen das Bett und droht ihm mit ihrem furchtbaren Gebiß so verständlich, daß er augenblicklich einsieht, nur die größte Ruhe könne ihn vor dem Viehe schützen. So oft er den Versuch erneuert sich anzukleiden, wiederholt sich dieselbe Geschichte, und so ist er gezwungen, ruhig liegen zu bleiben. Nun will aber der Zufall, daß ihn gerade an diesem Tage Niemand besucht, und er hat das Vergnügen, seinem schönen Hunde zu Liebe den ganzen Tag hungernd und dürstend im Bette zu verweilen. Der frühere Herr errettet ihn endlich von dem ungeschlachten und unhöflichen Thiere.

Eine große Rasse dieser Hunde benutzte man in früheren Zeiten in der scheußlichsten Weise. Man richtete sie ab, Menschen einzufangen, niederzuwerfen oder sogar umzubringen. Schon bei der Eroberung von Mejiko wandten die Spanier derartige Hunde gegen die Indianer an und einer derselben, Namens Bezerillo, ist berühmt oder berüchtigt geworden. Seine Kühnheit und Klugheit waren gleich außerordentlich. Er genoß unter allen Hunden einen hohen Rang und erhielt doppelt soviel Fressen, wie die übrigen. Beim Angriff pflegte er sich in die dichtesten Haufen der Indianer zu stürzen, die Indianer beim Arm zu fassen und sie so gefangen wegzuführen. Gehorchten sie, so that der Hund ihnen weiter Nichts, weigerten sie sich aber, mit ihm zu gehen, so riß er sie augenblicklich zu Boden und erwürgte sie. Indianer, welche sich unterworfen hatten, wußte er genau von den Feinden zu unterscheiden und berührte sie nie. So grausam und wüthend er auch war, bisweilen zeigte er sich doch viel menschlicher, als seine Herren. Man erzählt z. B. Folgendes: Eines Morgens wollte sich der Hauptmann Jago de Senadza den grausamen Spaß machen, von Bezerillo eine alte gefangene Indianerin zerreißen zu lassen. Er gab ihr daher ein Stückchen Papier mit dem Auftrage, den Brief zu dem Statthalter der Insel zu tragen, in der Voraussetzung, daß der Hund, welcher nach dem Abgehen der Alten gleich losgelassen werden sollte, die alte Frau ergreifen und zerreißen werde. Als die arme, schwache Indianerin den wüthenden Hund auf sich losstürzen sah, setzte sie sich schreckerfüllt auf die Erde und bat ihn mit rührenden Worten ihrer doch zu schonen. Dabei zeigte sie ihm das Papier vor und versicherte ihm, daß sie es zum Befehlshaber bringen und ihren Auftrag doch erfüllen müßte. Der wüthende Hund stutzte bei diesen Worten, und nach kurzer Ueberlegung näherte er sich liebkosend der Alten. Dieses Ereigniß erfüllte die Spanier mit Erstaunen und erschien ihnen als etwas Uebernatürliches und Geheimnißvolles. Wahrscheinlich deshalb wurde auch die alte Indianerin von dem Statthalter nachher freigelassen. Zur Schande der Neuzeit benutzte man noch im Jahre 1798 diese Hunde zu gleichen Zwecken, und zwar waren es nicht nur die Spanier, sondern auch die Engländer, welche die Menschenjagd vermittelst der Hunde betrieben.

Eine andere den Römern ebenfalls schon bekannte Dogge ist die von Tibet. Es ist ein herrliches, schönes und großes Thier von wahrhaft ehrfurchteinflößendem Aeußern.

Man sieht aus der ganzen Gestalt, daß diese Dogge der Riese unter allen Hunden ist und sich gleichwohl dabei durch ebenso große Schönheit seiner Gestalt wie seiner Farbe auszeichnet. Letztere ist zum größten Theil schwarz, die Schnauze und die Brauengegend ist gelblich, die Behaarung ist lang und rauh. In seiner Heimat gilt diese prächtiges Thier für ebenso brauchbar, als lenksam; man findet ihn deshalb in allen Gebirgsdörfern Tibets und zwar ebensowohl als Wächter des Hauses, wie der Herden. Es geschieht sehr oft, daß ein tibetanisches Dorf ganz allein der Wachsamkeit dieser Hunde überlassen wird.

Mit diesen schönen Hunden sind die berühmten St. Bernhardshunde in Gestalt und in Größe nahe verwandt.

„Die Bernhardiner Doggen" sagt Tschudi, „sind große, langhaarige, äußerst starke Thiere, mit kurzer, breiter Schnauze und langem Behang, von vorzüglichem Scharfsinn und außerordentlicher Treue. Sie haben sich durch vier Geschlechter rein fortgepflanzt, sind aber jetzt nicht mehr rein vorhanden, nachdem sie durch ihren treuen Dienst bei Lawinen umgekommen



Der St. Bernhardshund.

sind. Eine naheverwandte Rasse wird nachgezogen und ein junges Thier zu 6 bis 10 Louisdor verkauft. Die Heimat dieser edlen Thiere ist das Hospiz des St. Bernhard, 7880 Fuß über dem Meere. Jener traurige Gebirgssattel, wo in der nächsten Nähe ein acht- bis neunmonatlicher Winter herrscht, indem das Thermometer sogar bis — 27° R. steht, während in den heißesten Sommermonaten und im ganzen Jahre kaum zehn ganz helle Tage ohne Sturm und Schneegestöber oder Nebel kommen, wo, um es kurz zu sagen, die jährliche Mittelwärme niedriger steht, als am europäischen Nordkap. Dort fallen blos im Sommer große Schneeflocken, im Winter dagegen trockne, kleine, zerreibliche Eiskrystalle, die so fein sind, daß der Wind sie durch jede Thür- und Fensterfuge zu treiben vermag. Diese häuft der Wind oft, besonders in der Nähe des Hospizes, zu 30 bis 40 Fuß hohen, lockeren Schneewänden an, welche alle Pfade und Schlünde bedecken und beim geringsten Anstoß in die Tiefe stürzen."

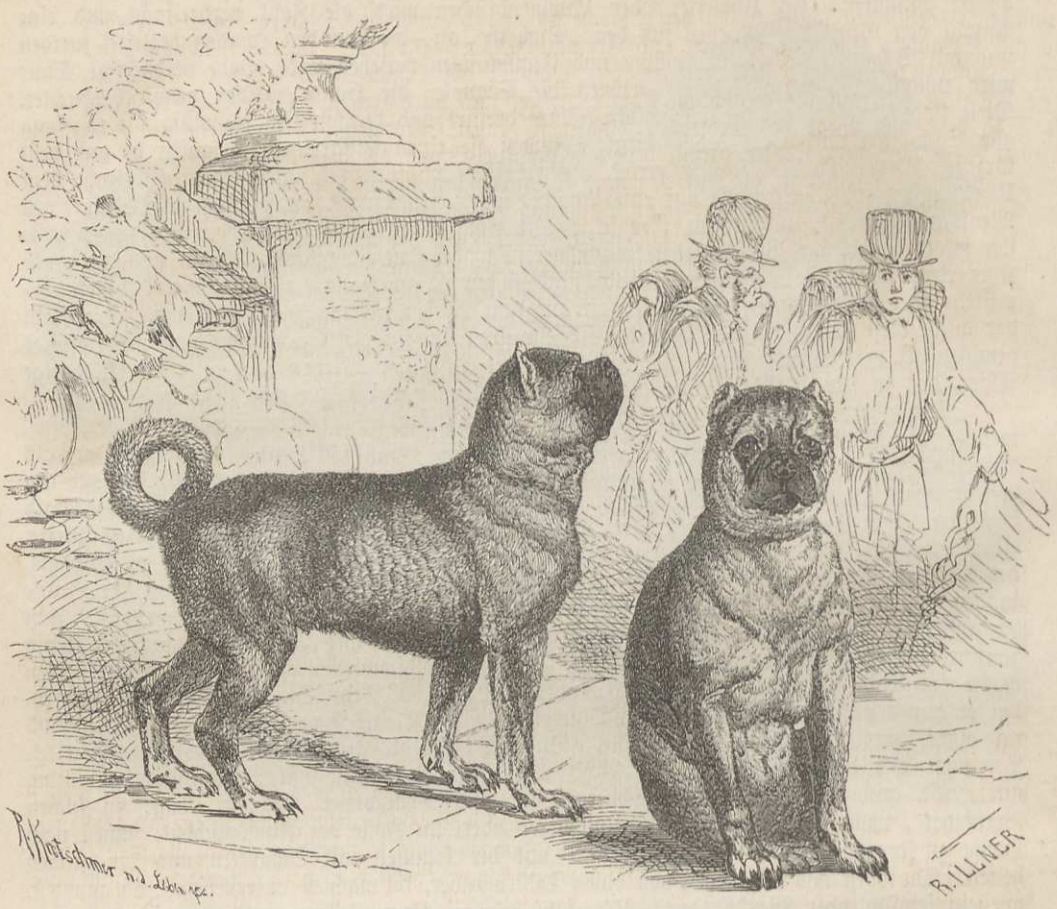
„Die Reise über diesen alten Gebirgspaß ist nur im Sommer bei ganz klarem Wetter gefahrlos, bei stürmischem Wetter dagegen und im Winter, wo die vielen Spalten und Klüfte verdeckt sind vom Schnee, dem fremden Wanderer ebenso mühvoll, als gefahrvoll. Alljährlich fordert der Berg eine kleine Anzahl von Opfern. Bald fällt der Pilger in eine Spalte, bald begräbt ihn ein Lawinenbruch, bald umhüllt ihn der Nebel, daß er den Pfad verliert und in der Wildniß vor Hunger und Ermüdung umkommt, bald überrascht ihn der Schlaf, aus dem er nicht wieder erwacht. Ohne die echt christliche und aufopfernde Thätigkeit der edlen Mönche wäre der Bernhardspaß nur wenige Wochen oder Monate des Jahres gangbar. Seit dem achten Jahrhundert widmen sie sich der frommen Pflege und Errettung der Reisenden. Die Bewirthung der letzteren geschieht unentgeltlich. Feste, steinerne Gebäude, in denen das Feuer des Herdes nie erlöscht, können im Nothfall ein paar hundert Menschen beherbergen. Das Eigenthümlichste ist aber der stets gehandhabte Sicherheitsdienst, den die weltberühmten Hunde wesentlich unterstützen. Jeden Tag gehen zwei Knechte des Klosters über die gefährlichsten Stellen des Passes: einer von der tiefsten Sennerei des Klosters hinauf in das Hospiz, der

andere hinunter. Bei Unwetter oder Lawinenbrüchen wird die Zahl verdreifacht und eine Anzahl von Geistlichen schließen sich den „Suchern" an, die von den Hunden begleitet werden und mit Schaufeln Stangen, Bahren und Erquickungen versehen sind. Jede verdächtige Spur wird unaufhörlich verfolgt, stets ertönen die Signale; die Hunde werden genau beobachtet. Diese sind sehr fein auf die menschliche Fährte dressirt und durchstreifen freiwillig oft tagelang alle Schluchten und Wege des Gebirgs. Finden sie einen Erstarrten, so laufen sie auf dem kürzesten Wege nach dem Kloster zurück, bellen heftig und führen die stets bereiten Mönche dem Unglücklichen zu. Treffen sie auf eine Lawine, so untersuchen sie, ob sie nicht die Spur eines Menschen entdecken, und wenn ihre feine Witterung ihnen davon Gewißheit gibt, machen sie sich sofort daran, den Verschütteten freizuscharren, wobei ihnen die starken Klauen und die große Körperkraft wohl zustattenkommen. Gewöhnlich führen sie am Halse ein Körbchen mit Stärkungsmitteln oder ein Fläschchen mit Wein, oft auf dem Rücken wollene Decken mit sich. Die Zahl der durch diese klugen Hunde Geretteten ist sehr groß und in den Geschichtsbüchern des Hospizes gewissenhaft verzeichnet. Der berühmteste Hund der Rasse war Barry, das unermüdlich thätige Thier, das in seinem Leben mehr als vierzig Menschen das Leben rettete."

„Der allervortrefflichste Hund, den wir kennen", sagt Scheitlin, „war nicht derjenige, welcher die Wachmannschaft der Akropolis in Korinth aufgeweckt; nicht derjenige, der als Bezerillo Hunderte der nackten Amerikaner zerrissen; nicht der Hund des Henkers, der auf den Befehl seines Herrn einen ängstlichen Reisenden zum Schutz durch den langen, finstern Wald begleitete; nicht Drydens „Drache", der, sobald sein Herr ihm winkte, auf vier Banditen stürzte, etliche erwürgte, und so seinem Herrn das Leben rettete; nicht derjenige, der zu Hause anzeigte, des Müllers Kind sei in den Bach gefallen; noch der Hund in Warschau, der von der Brücke in den Strom hinabsprang und ein kleines Mädchen dem Tode in den Wellen entriß; nicht Aubry's, der wüthend den Mörder seines Herrn oft anpackte und im Kampfe vor dem König zerrissen hätte; nicht Benevenuto Cellini's, der die Goldschmiede, als man Juwelen stehlen wollte, sogleich aufweckte: sondern Barry, der Hund auf dem St. Bernhard! Ja Barry, du höchster der Hunde, du höchstes der Thiere! Du warst ein großer, sinnvoller Menschenhund mit einer warmen Seele für Unglückliche. Du hast mehr als 40 Menschen das Leben gerettet. Du zogst mit deinem Körblein und Brod und einem Fläschlein süßer, stärkender Erquickung am Halse aus dem Kloster, in Schneegestöber und Thauwetter Tag für Tag, zu suchen Verschneite, Lawinenbedeckte, sie hervorzuscharren oder, im Falle der Unmöglichkeit, schnell nach Hause zu rennen, damit die Klosterbrüder mit dir kommen mit Schaufeln und dir graben helfen. Du warst das Gegentheil von einen Todtengräber, du machtest auferstehen. Du mußtest, wie ein feinfühlender Mensch, durch Mitgefühl belehren können, denn sonst hätte jenes hervorgegrabene Knäblein gewiß nicht gewagt, sich auf deinen Rücken zu setzen, damit du es in das freundliche Kloster trügest. Angelangt, zogst du an der Klingel der heiligen Pforte, auf daß du den barmherzigen Brüdern den köstlichen Findling zur Pflege übergeben könntest. Und als die süße Last dir abgenommen war, eiltest du sogleich aufs neue zum Suchen aus, auf und davon. Jedes Gelingen belehrte dich und machte dich froher und theilnehmender. Das ist der Segen der guten That, daß sie fortwährend Gutes muß gebären!"

Zu den eigentlichen Doggen gehört auch noch das Zerrbild der Hunde, wenn ich so sagen kann, der Mops, eigentlich ein Bullenbeißer im Kleinen, mit ganz eigenthümlich abgestumpfter Schnauze und schraubenförmig gerolltem Schwanze. Sein gedrungener kräftiger Bau und das mißtrauische, bösartige Wesen macht ihn den Bulldoggen außerordentlich ähnlich, und deshalb hat man ihn oft auch für eine bloße Spielart der Letzteren angesehen. Inwieweit Dies begründet ist, lassen wir dahingestellt sein und können es um so eher, als die Möpse gegenwärtig fast ausgestorben sind. Nur in Rußland finden sie sich noch einzeln.

Eine von den Genannten sehr verschiedene Gruppe ist die der Dächser oder Dächsel. Der eigentliche Dachshund (Canis Vertagus) ist jedenfalls einer der eigenthümlichsten und merkwürdigsten aller Hunde. Der lange, walzenförmige, nach unten eingekrümmte Leib mit dem eingebogenen Rücken, welcher auf so kurzen, gekrümmten Ständern ruht, der große Kopf und die große Schnauze mit dem tüchtigen Gebiß, die hängenden Ohren, die großen Pranken mit den scharfen Krallen, und das kurze, glatte, straffe Haar kennzeichnen das Thier. Das Merkwürdigste am ganzen Hunde sind die Beine. Sie sind sehr kurz, plump und stark, die vorderen haben das Handgelenke nach einwärts gebogen, so daß sich beide fast berühren, von da an aber sind sie plötzlich wieder nach auswärts gekrümmt. An den Hinterpfoten ist eine



Die Möpse. (S. 201).

etwas höher gestellte, gekrallte Afterzehe vorhanden. Die Färbung ist gewöhnlich schwarz und in der Regel finden sich ein Paar hellrostrothe Flecken über beiden Augen. Die Länge des Körpers beträgt 2½ Fuß, die des Schwanzes fast 1 Fuß, die Höhe am Widerrist aber selten mehr als 11 Zoll.

Man ist darüber vollkommen im Unklaren, woher der Dachshund stammt, obgleich man ziemlich allgemein annimmt, daß seine ursprüngliche Heimat in Spanien zu suchen sein dürfte. Im Verhältniß zu seiner geringen Größe ist der Dachshund ein außerordentlich starkes Thier, und mit dieser löblichen Stärke steht auch sein großer Muth im besten Einklange. Aufs Jagen ist er so erpicht, wie kaum ein anderer Hund, und würde zu aller möglichen Jagd verwendet werden können, wenn er nicht die Unart besäße, unter keiner Bedingung auf seinen Herrn zu achten und das Erjagte gewöhnlich anzuschneiden. Alle Dächser besitzen eine sehr feine Spürnase und ein außerordentlich feines Gehör, dagegen ein verhältnißmäßig schlechtes Gesicht. Muth und Verstand im hohen Grade, Tapferkeit und Ausdauer sind ihnen allen eigen. So können sie zu jeder Jagd gebraucht werden, denn selbst auf Schweine gehen sie tolldreist los und wissen sich auch prächtig vor dem wüthenden Eber zu schützen, welcher sie ihres niedern Baues halber ohnehin nicht so leicht fassen kann, wie einen größern Hund. Ihre Klugheit ist außerordentlich. Sie sind gelehrig, treu, munter und angenehm, wachsam und von Fremden schwer zu Freunden zu gewinnen.

Bei der Jagd hat man oft seine Noth mit ihnen. Der Dächser nimmt die Verfolgung des Wildes mit einer unglaublichen Gier auf und begibt sich mit Hast in die ärgsten Dickichte, sie mögen aus einer Baumart bestehen, aus welcher sie wollen; er findet, Dank seiner vortrefflichen Sinne, auch bald ein Wild auf; aber nun vergißt er Alles. Er mag früher wegen seines



Die Dächser (Canis Vertagus).

Ungehorsams soviel Prügel bekommen haben, als er nur will, — ganz gleichviel; der Jäger mag pfeifen, rufen, nach ihm suchen, — hilft Alles Nichts: solange er das Wild vor Augen hat oder dessen Fährte verfolgt, geht er seinen eignen Weg mit einer Willkür, welche bei Hunden geradezu beispiellos ist. Stundenlang folgt er dem aufgescheuchten Hasen, stundenlang scharrt und gräbt er an einem Bau, in welchen sich ein Kaninchen geflüchtet hat; unermüdlich jagt er hinter dem Reh drein und vergißt dabei vollständig Raum und Zeit. Ermüdet er, so legt er sich hin, ruht aus und setzt dann seine Jagd fort.

Aus all diesen Gründen ist der Dachshund nur zu einer Jagdweise zu gebrauchen, nämlich unterirdisch wohnende Thiere aus ihren Wohnungen herauszutreiben. Einer Abrichtung hierzu bedarf der Dachshund nicht. Man sucht sich Junge von einem recht guten Alten zu verschaffen und hält sie im Sommer in einem freien Zwinger, im Winter in einem warmen Stall, vermeidet dabei auch Alles, was sie einschüchtern könnte; denn der ihnen angeborne Muth muß ihnen in allen Umständen gestählt oder wenigstens erhalten werden. „Für den Hauptzweck", sagt Lenz, „zum Eindringen in Dachs- und Fuchsbaue, verwendet man den Dachshund nicht eher, als bis er ein Jahr alt ist. Das erste Mal führt man ihn an der Leine oder trägt ihn in einem Korbe im Mai an einen Fuchsbau, worin Junge sind, läßt einen guten alten Hund vorweg hinein und einen Jungen unter dem Zuruf: „faß das Füchschen" hinterdrein. Weigert er sich, darf man ihn nicht zwingen wollen; man nimmt ihn auf, macht einen Einschlag über dem Fuchsbau bis zu den jungen Füchsen und läßt ihn hinab, um sie zu erwürgen. Dies wiederholt man einige Male und braucht ihn erst dann allein. So oft er dabei aus dem Bau kommt, um nach seinem Herrn zu sehen, wird er schnell ein wenig aufgenommen. Dies macht ihn um so begieriger, wieder hineinzukriechen. Erst nach langer Zeit bringt man ihn an den alten Fuchs. In dem Bau muß der gute Dachshund den Fuchs in den Kessel treiben und dann in geringer Entfernung solange vor ihm liegen und laut sein, bis vor ihm eingeschlagen ist. Kann er den Fuchs nicht aus dem Kessel treiben, so muß er ihn aus dem Baue herausbeißen."

In Frankreich und England wurde der Dachshund häufig zum Wenden des Bratspießes abgerichtet und verdankt diesem Geschäfte seine englische Benennung „Turnspit". Man versichert, daß die dazu benutzten Hunde ganz genau wußten, wenn ihre Zeit abgelaufen war, und daß diejenigen sich hartnäckig weigerten, den Bratspieß zu drehen, welche nicht an der Reihe waren, während sie sonst, sobald sie von dem Herrn oder den abgelösten Hunden aufgefordert wurden, ohne Weigerung an ihr Werk gingen.

In England wird eine Abart des Dächsers, die vortrefflich schwimmt und ebenso kräftig als muthig beißt, zur Otterjagd abgerichtet und heißt daher Otterhund oder Skye Terrier, genannt von der Insel Skye, wo er am häufigsten zu finden ist.

Weit zahlreicher, als die Abtheilung der Dächser ist die Gruppe der eigentlichen Jagdhunde (Canis sagax). Es sind schöne, große oder mittelgroße Thiere, und namentlich ist das treue, gutmüthige Gesicht allen echten Jagdhunden gemein. Die Färbung ist ganz verschiedenartig.

Die meisten Abarten kennt man in England, wo für die Zucht dieser Thiere von jeher sehr viel gethan worden ist.

Alle eigentlichen Jagdhunde sind geborene Jäger, und wenn sie dies nicht sind, taugen sie eben Nichts. Mehr, als bei jedem andern Hunde, kommt es bei ihnen auf die Rasse oder Unterrasse an, und regelmäßig findet man hier, daß gute Mütter oder gute, geschickte Eltern auch vortreffliche Junge erzeugen. Alle sind kräftig, schnell und durch ihre ausgezeichneten Sinne, namentlich durch den überaus feinen Geruch, vor den übrigen Hunden zur Jagd befähigt. Sie gehen nach der Spur und besitzen ein so starkes Spürvermögen, daß sie die Fährte eines Wildes noch nach Stunden, ja sogar nach Tagen durch den Geruch wahrnehmen können.

Es ist ziemlich gleichgiltig, welche von den unzähligen Rassen wir zuerst betrachten. Wir können die bekanntesten, die Hühnerhunde, wählen. Sie sind mittelgroß und ziemlich stark gebaut. Ihre Schnauze ist lang und dick, die Nase zuweilen gespalten; die Ohren sind breit, lang und hängend, weshalb man sie auch geradezu den Behang nennt. Das Haar ist kurz bei den Vorstehhunden, länger bei den eigentlichen Hühnerhunden, ziemlich lang bei den sogenannten Wasserhunden, welche ihren Namen auch regelmäßig bethätigen.

Die Hühnerhunde sind ganz ausgezeichnete, kluge, gelehrige, folgsame und jagdbegierige Thiere und zur Jagd auf allerlei Wild geradezu unentbehrlich. Sie spüren das Wild weniger durch scharfe Verfolgung der Fährte aus, als vielmehr durch Wittern desselben, und zwar gibt es Hühnerhunde, welche schon aus einer Entfernung von 16 bis 18 Schritten mit aller Sicherheit ein Jagdthier durch den Geruchsinn wahrnehmen. Bei der Jagd selbst gehen alle höchst verständig zu Werke.

„Ich habe mich", sagt Diezel, „seit einer langen Reihe von Jahren fortwährend damit beschäftigt, die Fähigkeit der bei uns vorkommenden Thiere zu vergleichen, und mich immer fester überzeugt, daß sie alle bei weitem von einem übertroffen werden, nämlich von dem gewöhnlichen Begleiter des Jägers, von dem Vorstehhund (Canis avicularius)."

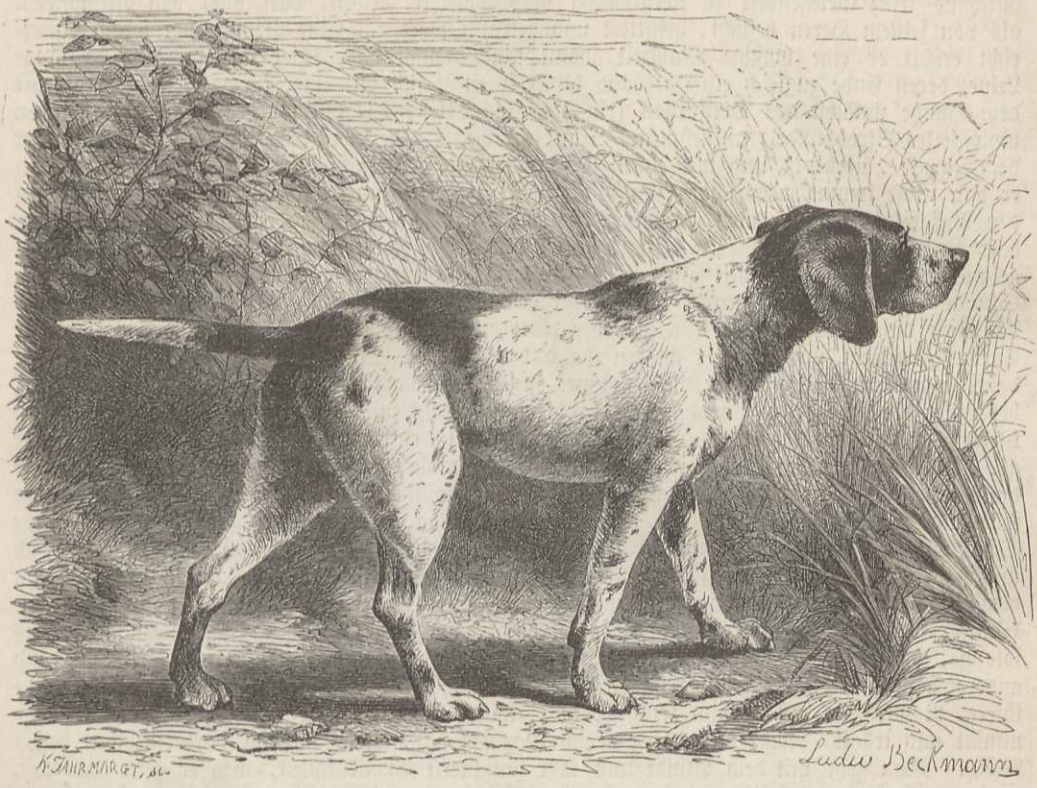
„Dieses Thier muß jedoch, wenn meine Behauptung auf ihn anwendbar sein soll, von ganz reiner Abkunft sein und alle seine natürlichen Anlagen, namentlich einen sehr scharfen Geruch besitzen. Er muß ferner nicht vereinzelt erzogen werden, sondern unmittelbar unter den Augen seines Führers aufgewachsen sein, damit er gleich von Jugend an jedes Wort und jeden Wink verstehen lernt. Endlich muß auch sein Herr alle Eigenschaften eines guten Lehrers, worunter die Geduld keine der geringsten ist, im vorzüglichen Grade besitzen, ja er muß sogar ein sicherer Schütze sein; denn nur wenn alle Erfordernisse mit einander vereinigt sind, kann der Lehrling jenen bewunderungswürdigen Grad von Folgsamkeit, Selbstbeherrschung und Geschicklichkeit erreichen, welchen ich hier in einigen kurzen Sätzen zu schildern versuchen will."

„Ein vollkommen abgerichteter, stets zweckmäßig geführter Hund, im Alter von 3 bis 4 Jahren, sucht, seinem natürlichen Triebe folgend, mit immer dem Wind entgegengehaltener Nase das Wild auf, indem er bald rechts bald links sich wendet. Auch bleibt er von Zeit zu Zeit einmal stillestehen und sieht sich nach seinem Gebieter um, der nun durch eine Bewegung dem Hunde die Gegend bezeichnet, welche er absuchen soll. Diese Winke werden auf das genaueste befolgt."

„Kommt ihm nun die Witterung irgend eines bedeutenden Wildes in die Nase, so hört auf einmal die sonst unaufhörliche Bewegung des Schweifens auf. Sein ganzer Körper verwandelt sich in eine Art von Bildsäule. Oft auch schleicht er nach Katzenart und mit leichten Tritten dem Gegenstand näher, ehe er ganz fest steht. Nach wenigen Augenblicken wendet er nun den Kopf nach seinem Herrn, um sich zu überzeugen, ob dieser ihn bemerkt hat oder nicht, und ob er sich nähert."

„Es gibt sogar Hunde, welche, wenn der Oertlichkeit nach Solches nicht möglich ist (z. B. im Walde oder im hohen Getreide, wo man es nicht sehen kann), das gefundene Wild auf kurze Zeit verlassen, um ihren Herrn aufzusuchen und an Ort und Stelle zu führen. Doch thaten Dies von den vielen Hunden, welche ich in meinem Leben besessen und geführt, nur einige, und nicht schon in der ersten Zeit, sondern sie lernten es erst in späteren Jahren."

„Eine der schönsten Gelassenheitsproben für junge, feurige Hunde ist die, wenn sie das dicht vor ihren Augen von dem Jäger getroffene Thier flattern und dann fallen sehen, dasselbe aber nicht greifen dürfen. Und auch dieser großen Versuchung lernt ein folgsamer Hund bald



Der Vorstehhund (Canis avicularius).

widerstehen und wagt es nicht eher, zu apportiren, als bis er von seinem Herrn die Erlaubniß dazu erhalten hat."

„Ein ebenso schwieriger und fast noch schwierigerer Punkt ist die tief in des Hundes Natur liegende Begierde, jeden ihm ins Gesicht kommenden Hasen zu verfolgen. Hier hat er einen um so schwerern Kampf zu bestehen, als es ja unstreitig die Bestimmung des Hundes ist, das Wild zu verfolgen und zu fangen. Es muß augenscheinlich der Hund seine Natur hier verleugnen, und er verleugnet sie auch wirklich. Denn nachdem er eine Viertelstunde lang vor dem Lager des Hasen gestanden hat, darf er, wenn dieser endlich aufsteht und entflieht, ihm dennoch keinen Schritt nachfolgen, viel weniger noch im Lager selbst oder im Augenblick des Entweichens ihn ergreifen oder tödten Er darf es sogar dann nicht thun, wenn ein in voller Flucht begriffener Hase sich seinen Zähnen gleichsam freiwillig darbietet und, so zu sagen, in den Rachen hineinlaufen würde.

Der Hund lernt alle diese Jagdgriffe allerdings erst nach langer Abrichtung, aber wohl bei keinem andern Thiere sieht man besser, wieviel es leisten kann, wenn der Mensch es lehrt und gut behandelt, als bei dem Hühnerhund. Ein gut abgerichteter Jagdhund ist ein wirklich wunderbares Thier und verdient seinen lateinischen Namen, Canis sagax, in vollem Maße, und ein schlechter Jäger, welchen ein gut geschulter Jagdhund begleitet, wird von diesem nicht selten in der aller empfindlichsten Weise getadelt. In der That erzählt Scheitlin, daß ein vorzüglicher Hühnerhund, der mit einem ungeübten Schützen, einem sogenannten Sonntagsjäger, auf die Jagd geschickt wurde, diesem verächtlich den Rücken kehrte und fortlief, nachdem derselbe mehrmals fehl geschossen hatte.

Es ist leicht erklärlich, daß ein so gut erzogener Hund auch einen vortrefflichen Erzieher haben muß, wenn aus ihm Etwas werden soll. Die Abrichtung ist ein sehr schwieriges Geschäft und wird blos von Wenigen verstanden.

Wenn der junge Hühnerhund 1 Jahr alt geworden ist, beginnt man mit der Abrichtung, am liebsten in Februar, und wenn Dies nicht geht, im Juli oder August. Während der ganzen Lehrzeit muß er an einem ganz ungestörten Ort eingesperrt oder angebunden werden und darf

durchaus keine Gelegenheit zu Zerstreuung oder Spielerei haben, dort auch von Niemandem als von seinem Herrn besucht, gefüttert und getränkt werden. Eine Stunde vor jedem Unterricht erhält er eine mäßige Mahlzeit, dann nimmt man das Thier an ein 10 Fuß lange Leine, deren Ende zugleich ein Halsband bildet, versieht sich mit einer kurzen Peitsche und lehrt dem Hunde zunächst den Dressurbock (ein 1½ Zoll dickes, 16 Zoll langes, fest mit Bindfaden umwickeltes Strohbündel) aufnehmen. Man legt dem Hunde zuerst die Leine an, zieht ihn unter dem Zurufe „hierher!" und mit einem bestimmten Pfiffe an sich, lobt und streichelt ihn, wenn er von selbst kommt, oder schafft ihn mit Gewalt herbei, wenn er störrisch ist. Sobald er auf den Ruf folgt, wird er noch ein wenig herumgeführt, und zwar, indem man sich bald rechts, bald links wendet und dabei „herum!" ruft. Dann wird er nach seinem Wohnplatz zurückgebracht und ihm Gelegenheit gegeben, das Gelernte ordentlich durchzudenken. In einer andern Stunde beginnt das Apportiren. Man legt den Dressurbock auf die Erde, zieht den Hund an der Leine dicht herbei, drückt seinen Körper platt auf den Boden und hält ihn dort in liegender Stellung, schiebt ihm mit der andern Hand den Bock ins Maul und ruft „Faß!", greift ihn dabei von oben herab hinter die Eckzähne, öffnet ihm die Kinnlade und schiebt ihm den Bock bis unter die Fänge, ruft nochmals „Faß!" und schließt mittelst der Hand das Maul. Nach kurzer Zeit läßt man ihn los, und indem man „Aus!" ruft, nimmt man ihm den Bock wieder ab. Wenn er das Maul nicht selbst öffnet, reibt man ihm den Bock gegen das Zahnfleisch oder dreht ihm das Halsband derart zusammen, daß er unwillkürlich das Maul aufsperrt. In einer spätern Lehrstunde läßt man ihm, während er den Bock im Maule hat, aufstehen und einige Schritte weit gehen und nimmt ihm denselben unter dem Zurufe „Aus!" wieder ab. Nach und nach hört man auf, ihm das Maul zuzuhalten, während er den Bock faßt und läßt ihn denselben aus immer größeren Entfernungen herbeiholen, wobei man immer „Apportez" sagt. Will er Etwas nicht thun, so wird er jedesmal ohne Umstände dazu gezwungen und Dies solange, bis er es gern ausführt. Später nimmt man anstatt des Bockes Stücken Holz und andere Dinge, endlich einen Hasenbalg und schließlich Hasen, Rebhühner, zuletzt auch Raubthiere, Raubvögel, Elstern und Krähen, kurz, lauter Thiere, welche er nur höchst ungern aufnimmt und trägt. Nachdem er diese Kunst begriffen hat, wird ihm das Verlorensuchen beigebracht. Man geht mit dem Winde und läßt unbemerkt Etwas fallen, was er gern apportirt, wendet nach einigen Schritten mit dem Zuruf: „Such verloren!" um, und leitet ihn auf demselben Wege gegen den Wind zu dem Gegenstand hin, indem man ihm denselben zeigt und „Apportez" ruft. Diese Uebung wird weiter und weiter ausgedehnt, bis er auch Dieses begriffen hat. Hierauf muß er das Vorstehen lernen, wieder mit seinem Bock, welchen man vor ihm auf den Boden wirft, während man den Kopf ihm zur Erde drückt und „tout beau" oder, wenn er es nach einiger Zeit ergreifen soll, „Avancez" ausruft. Alles dies wird in einem umschlossenen Raum vorgenommen, erst mit, später auch ohne Leine. Hat nun der Hund die Sache gut begriffen, so nimmt man ihn mit sich auf das Feld hinaus, immer noch an der Leine und mit der Peitsche in der andern Hand. Hier läßt man ihn an einem freien Orte, wo Wild ist, gegen den Wind suchen und schwenkt ihn dabei abwechselnd rechts und links, indem man „herum" ruft. Durch die Worte „Such, Such!" feuert man ihn, durch ein leises „Sachte, Sachte" beruhigt man ihn, wenn er zu hitzig ist, und durch einen starken Ruck an der Leine bezeichnet man ihm seine Unzufriedenheit, wenn er nicht gehorchen will. Sucht er nach Mäusen, Lerchen und anderen kleinen Thieren, wird er unter dem Zuruf „Pfui" abgehalten, und niemals schießt man ein solches Thier vor ihm. Ist er bei der Suche folgsam geworden, so bringt man ihn dann an Orte, wo es Rebhühner, aber wenig Hasen gibt, und läßt ihn an der Leine unter dem Winde suchen, ruft ihm, sobald er Etwas in die Nase bekommen hat, zu „Such!" und läßt ihn, sobald er festliegt oder steht, kreisen, bis man die Hühner erblickt. Hierauf geht man zurück, führt ihn unter dem Zurufe „Hierher!" ab, läßt ihn nochmals vorgehen, wieder kreisen und stößt endlich die Hühner ohne zu schießen, auf, gestattet aber ihm das Nachfahren durchaus nicht. Fallen die Hühner wo anders ein, so verfährt man wie vorher und sucht endlich eins im Sitzen oder, wenn es aufsteht und der Hund nicht hinterdrein fährt, im Fluge zu schießen, wobei man sich aber sehr vor einem Fehlschusse zu hüten hat. Ist das Huhn gefallen, so läßt man es sich bringen und sieht streng darauf, daß er es nicht schüttelt oder zerbeißt. Nach dem Schusse darf er nie schwärmen, sondern wird gleich herangerufen und muß, bis der Jäger geladen hat, ruhig neben ihm sitzen. Auf Hasen lehrt man ihn in ähnlicher Weise. Im Walde bringt man ihm zunächst bei, daß er sich nie weit von dem Schützen entfernen kann, und geht deshalb zuerst in buschreiche Orte, wo man ihn immer übersehen kann. Zum Schluß endlich führt man ihn an das Wasser und läßt ihn hier zuerst in ganz seichtem Wasser apportiren



Der Hirschhund (Canis acceptorius).

und veranlaßt ihn, später immer tiefer und tiefer in dasselbe hineinzugehen; niemals aber darf man einen jungen Hund in das Wasser werfen, weil er sonst leicht zu große Scheu davor bekommt.

Dem englischen Vorstehhund oder Pointer ähneln die Parforcehunde am meisten, obgleich sie größtentheils anders verwendet werden. Man gebraucht sie nämlich in Meuten von 8 bis 40 Stück und läßt sie ein bestimmtes Wild so lange verfolgen, bis sie dasselbe entweder einholen und festpacken oder doch wenigstens feststellen. Jede einzelne Meute wird blos auf eine und dieselbe Wildart abgerichtet, weil man die Erfahrung gemacht hat, daß sie verderben, wenn man diesen Grundsatz nicht befolgt. In früheren Zeiten wandte man große Mühe auf die Zucht dieser Hunde, und auch gegenwärtig werden in England noch Summen dafür verschwendet. Die hauptsächlichsten Parforcehunde sind:

Der Hirschhund (Canis acceptorius), der größte dieser Unterabtheilung, wie man sagt, ein Abkömmling von dem Bluthund und Windhund, deren beider Eigenschaften er auch in sich vereinigt. Er ist ausgezeichnet durch sein scharfes Spürvermögen und seine außerordentliche Schnelligkeit. Gegenwärtig befinden sich nur noch wenig Ueberreste im Besitze der Königin von England. Früher war es anders. Namentlich Georg III. war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Hirschhetze, an welcher er oft persönlich theilnahm. Nicht selten hetzte man mit solchem Eifer, daß von den hundert berittenen Jägern, welche anfangs hinter dem Hirsche drein ritten, zuletzt nur noch 10 oder 20 übrig waren, wenn das flüchtige Wild von den Hunden gepackt wurde. Man durchritt in Windeseile unglaubliche Entfernungen und setzte die Jagd oft solange fort, daß ein großer Theil der Pferde und selbst viele Hunde dabei zu Grunde gingen. Funfzig englische Meilen hinter einem Hirsche herzureiten war keineswegs ein seltner Fall. Jetzt ist es freilich anders, da die Bebauung des Bodens dieser Jagd viel zu große Hindernisse in den Weg legt.

Gegenwärtig jagt man aber immer noch mit den Fuchshunden (Canis vulpicapus), welche als die vorzüglichsten aller englischen Jagdhunde angesehen werden. Berühmte Männer



Der Fuchshund (Canis vulpicapus).

haben sich mehr mit ihnen als mit anderen Dingen beschäftigt, dicke Bücher sind über sie geschrieben worden, und noch heutigen Tages erwecken sie bei den Großen Englands weit mehr Theilnahme, als ganze Völkerschaften. Er vereint gleichsam alle guten Gaben der Hunde in sich. Seine Schnelligkeit ist wirklich unglaublich. Bei einem Wettrennen durchlief ein Hund, Blaumütze genannt, eine Länge von fast 4½ englische Meilen in 8 Minuten und wenigen Sekunden, und das bereits erwähnte Rennpferd Flying-Childres, welches auf demselben Grunde lief, erreichte das Ziel kaum eine halbe Minute früher, als er. Wenn man dabei die körperliche Beschaffenheit beider Thiere in Rechnung zieht, muß man wahrhaft über die Schnelligkeit des Hundes erstaunen, denn sie ist verhältnißmäßig eine ungleich größere, als die jener unübertrefflichen Pferde. Dabei ist nur zu verwundern, daß das schnelle Thier immer noch Stunden braucht, um einen Fuchs wirklich zu erreichen, denn man muß wohl bedenken, daß die Hunde in Meuten jagen, Reinecke aber sich vor allen zu decken hat.

Von geringerem Interesse sind: der Hasenhatzhund (Canis Bracca), der Stöberhund (Canis irritans), der eigentliche englische Hühnerhund oder Setter (Canis sequax), der Wasserhund (Canis aquatalis) und die Saurüde (Canis Rudo).

Einen Gegensatz zu den genannten nach Gestalt und Verwendung bildet der selten gewordene Blut- oder Schweißhund (Canis sanguinarius). In den guten alten Zeiten wurde das Thier häufig als Diebsfänger benutzt und diente dem Lande zur Sicherung vor Räubern, welche in jener Zeit überall ihr Unwesen trieben. Er war so klug, daß er die Fährte eines Diebes selbst dann verfolgte, wenn derselbe seinen Weg in einem Bach oder Flüßchen fortgesetzt hatte, um den Hund zu täuschen. Dieser suchte dann beide Ufer des Flusses solange ab, bis er die Fährte des nach dem Lande zurückgekehrten Diebes von neuem auffand



Der Blut- oder Schweißhund.

und verfolgen konnte. Auch im Kriege wurden Bluthunde angewandt, so noch in den Kriegen zwischen England und Schottland. Heinrich VIII. brachte sie sogar auf seinen Kriegszügen mit nach Frankreich, und Graf Essex hatte allein 800 Stück von ihnen bei seinem Heere in Irland.

Mehrere sehr verschiedenartige Hunde pflegt man unter dem Namen der Seidenhunde zusammenzufassen, und die ganze Gruppe zerfällt wieder in eigentliche Seidenhunde, Wachtelhündchen und Pudel. Alle Seidenhunde sind leicht und schnell, aber nicht ausdauernd. Sie haben feinen Geruch und großen Verstand, ohne jedoch besonders gelehrig zu sein. Zur Jagd auf kleines Wild und namentlich auf Federwild werden einige und vor allen die Wachtelhunde vielfach benutzt, doch bedürfen sie einer sehr sorgfältigen Erziehung, weil ihre ursprüngliche Jagdbegierde so groß ist, daß sie häufig durch Dick und Dünn gehen und kaum durch Zurufe zu bändigen sind. Selbst bei der besten Erziehung zittern sie vor Begierde bei Auffindungen einer Spur und sind nicht im Stande, ihre Freude oder ihren Eifer zu verbergen, sondern kläffen und bellen fast fortwährend. Sie werden aus diesem Grunde noch weit häufiger in der Stube gehalten als zur Jagd benutzt. Die Engländer haben sich große Mühe mit ihrer Zucht gegeben und deshalb auch eine Menge von Spielarten erzielt, wie z. B. die Schnepfenhunde. Sie sind klein und wiegen selten mehr als 12 Pfund, sehr oft nur 9 oder 10 Pfund. Außerordentlich lebendig und thätig, wie sie sind, verrichten sie ihre Arbeit mit einem geradezu unerschöpflichen Grade von Selbstbewußtsein und Vergnügen. Dabei sind sie sehr muthig und behalten auch in anderen Klimaten ihre ursprüngliche Kühnheit bei, selbst in dem heißen Indien, welches die besten nordischen Hunde bald verdirbt. Kapitän Willaimson erzählt, daß eines dieser kleinen tolldreistesten Thiere einstmals sogar einem Tiger muthig entgegenging.



Der Neufundländer (Canis terrae novae).

Die kleinsten Wachtelhündchen werden gewöhnlich „König-Karlshündchen" genannt, aus dem Grunde, weil König Karl II. von England sie außerordentlich liebte und stets einige bei sich hatte. Sie sind durch ihre dunkle Farbe, welche übrigens oft ins Bräunliche spielt, die weiße Vorderbrust, das seidenweiche, lange Haar und das große lange Behänge ausgezeichnet. Die allerbesten und geschätztesten von ihnen wiegen blos 5 Pfund und die größten nicht mehr als 7. Sie sind als Stubenhunde außerordentlich beliebt. Noch kleiner, als diese, sind die Blenheims-Wachtelhündchen, welche gegenwärtig in England vielfach als Schoshündchen der Damen in größerem Ansehen stehen. Unangenehm ist, daß ihre Augen beständig thränenfeucht sind, und ihnen von einem Winkel aus die Thränen ohne Unterlaß über die Wangen herablaufen.

Während wir sie mit Fug und Recht die Zwerge der ganzen Gruppe nennen können, müssen wir den Neufundländer (Canis terrae novae) als den Riesen unter den Seidenhunden ansehen. Derselbe ist ein gewaltiges, starkes und kräftiges Thier mit breitem, langem Kopfe, etwas verdickter Schnauze, mittelgroßen, hängenden, zottig behaarten Ohren, starker Brust, kräftigem Halse, mit ziemlich hohen starken Beinen, mit dichter, langer, zottiger, krauslicher, weicher, fast seidenartiger Behaarung, mit ziemlich langem, zottigem Schwanze und mit stark ausgebildeten Schwimmhäuten zwischen den Zehen. Seine Färbung ist sehr verschiedenartig. Viele sind schwarz mit einem lebhaften, rostgelben Flecken über jedem Auge und rostgelben Flecken an der Kehle und an den Fußgelenken. Etwas weniger häufig ist er schwarz und weiß oder braun und weiß gefleckt, oder einförmig schwarzbraun und weiß.

Mit Recht gilt der Neufundländer für eine der schönsten Rassen und ist sehr gesucht; denn auch seine Eigenschaften stehen mit seiner äußern Schönheit im Einklang und verkünden den guten Stamm, von welchem er herrührt. Seinem Herrn ist er im höchsten Grade treu und anhänglich; dabei ist er verständig und außerordentlich gelehrig. Der Neufundländer ist der

beste aller Wasserhunde; das Wasser scheint sein eigentlich heimisches Element zu sein. Er schwimmt leidenschaftlich gern und mit der größten Leichtigkeit, taucht wie ein Seethier und kann Stunden lang im Wasser aushalten. Einmal fand man eines dieser Thiere in einer weiten Meeresbucht, Meilen vom Lande entfernt, und mußte wohl annehmen, daß es viele Stunden lang im Meere herumgeschwommen war. Dem Neufundländer ist es vollkommen gleichgiltig, in welcher Weise er schwimmen muß; denn er geht ebensogut gegen den Strom oder Wellenschlag, als mit beiden. Ohne irgend welche vorausgegangene Abrichtung holt er unermüdlich jeden Gegenstand aus dem Wasser, selbst bei der strengsten Kälte, und bringt ihn seinem Herrn. Der Mensch kann ihn überhaupt nicht mehr vergnügen, als wenn er ihm Gelegenheit gibt, sich viel im Wasser aufzuhalten, und schwerlich dürfte man etwas Lustigeres sehen können als einen guten Schwimmer, welcher sich in Gesellschaft seines Neufundländers im Meere herumtreibt. Der Hund ist dann außer sich vor Freude, daß auch der Mensch gleich ihm mit dem Wasser vertraut ist, und bemüht sich nach Kräften, diese Freude an den Tag zu legen. Er macht dann Purzelbäume und treibt das tollste Zeug aus lauter Uebermuth; schwimmt bald vor seinem Herrn, bald hinter ihm her, taucht unter ihm weg, thut, als wolle er ihn ein Stückchen tragen oder stützen: kurz, er spielt förmlich im Wasser. Und wenn endlich der Herr ermüdet nach dem Ufer sich wendet, bemüht sich der Hund, ihn noch zum neuen Wettschwimmen aufzufordern.

Diese außerordentliche Befähigung des Neufundländers für das Wasser macht ihn zu einem sehr nützlichen Thiere an allen Seeküsten. Man kennt Hunderte von Beispielen, wo durch den Muth und die Kraft des vortrefflichen Geschöpfes ertrinkende Menschen gerettet worden sind. Viele Schiffer haben ihn stets bei sich, weil er vorkommenden Falls die ganze Mannschaft zu retten im Stande ist. Bei Schiffbrüchen z. B. ist er oft mit einem Seile im Maule ans Land geschwommen und hat so die Rettung der Mannschaft vermittelt, oder aber ist vom Lande aus in die See gegangen und hat einen der Schiffbrüchigen nach dem andern herübergebugsirt. Auch als Kinderwärter ist er unübertrefflich, namentlich in Ortschaften, welche in der Nähe tiefer Gewässer liegen. Man darf auch das kleinste Kind ganz dreist seiner Wachsamkeit und Treue anvertrauen, weil man sicher ist, daß dem Kinde, solange der Hund sich bei ihm befindet, nicht das Geringste zu Leide geschieht. Die Beispiele, in denen er sich bei diesen Geschäften bewährt hat, sind gar nicht zu zählen. Zu diesen vortrefflichen Eigenschaften kommt noch seine große Gutmüthigkeit und Sanftheit, sowie die unauslöschliche Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten.

Als Uebergangsglied von dem Neufundländer zu den Pudeln oder aber zu den Wachtelhunden, wie man will, kann man den Wasserwachtelhund (C. crispus) betrachten, welcher hauptsächlich in England gezüchtet wird.

Der bei uns jedoch am besten bekannte Seidenhund und, seiner geistigen Fähigkeit wegen, auch der merkwürdigste ist der Pudel (Canis genuinus). Ihn zu beschreiben ist fast unnöthig, da er so ausgezeichnet ist, daß Jedermann ihn kennt. Der gedrungene Körperbau mit den langen, wolligen zottigen Haaren, welche hier und da förmliche Locken bilden und den ganzen Hund dicht einhüllen, die langen und breiten Ohren kennzeichnen ihn vor seinen übrigen Verwandten. Ein schöner Pudel muß ganz weiß oder ganz schwarz sein, er darf höchstens bei ganz schwarzer Farbe einen weißen Stirn- oder Brustflecken haben.

Der Pudel zeigt durch seine Liebe für das Wasser seine Verwandtschaft mit den übrigen Seidenhunden an. Er schwimmt gut und gern und kann wohl auch zur Jagd abgerichtet werden. Weit mehr aber eignet er sich zum Gesellschafter des Menschen, und als solcher leistet er das Größte, was überhaupt ein Thier zu leisten vermag. Um ihn vollständig zu kennzeichnen, borgen wir Scheitlins Meisterworte.

„Der Pudel ist unter allen Hunden am besten gebaut. Er hat die schönste Kopfform, den wohlgebildetsten Leib, die schönste Gestalt, eine volle, breite Brust, wohlgebaute Beine, ist nicht hoch und nicht niedrig, nicht lang und nicht kurz und stellt sich am würdigsten dar. Schon körperlich ist er zu allen Künsten vorzugsweise geeignet. Tanzen kann er von selbst lernen; denn seine halbmenschliche Natur treibt ihn, sich an seinem Herrn aufzurichten, auf zwei Beine zu stellen und aufrecht zu gehen. Bald genug merkt er, daß er es könne, und er thut es sehr oft von selbst, wenn er will."

„Sein Geschmacksinn ist fein; er unterscheidet zwischen Speisen sehr genau; er ist ein Leckermaul. Sein Geruchsinn ist berühmt. Er kennt die Kinder seines Herrn durch ihn und



Der Pudel (Canis genuinus).

findet mit Hilfe derselben seine verlorne Spur. Gibt man ihm von einem verlornen Kinde einen Schuh oder sonst etwas zu riechen, so kann er durch die Festhaltung des Eindrucks dieses Geruchs das verlorne Kind von selbst finden. Kaum jemals täuscht er sich, ihm ist der Geruch als Erkennungsvermögen angewiesen. Er fühlt auch fein. Für körperliche Schmerzen ist er sehr empfindlich; er ist wehleidig. Sein Gehör ist vortrefflich. Von weitem kennt er die Stimme, unterscheidet sie auch dem Sinne nach, kennt den Unterschied der Glocken und Klingeln, kennt die Art und Weise und den Ton des Schrittes seiner Hausgenossen. Aber sein Gesicht ist zurückgeblieben, er sieht nicht gut, er kennt seinen Herrn durch das Gesicht nur, wenn er ziemlich nahe ist."

„Der Ortsinn ist im Pudel ausgezeichnet. Er findet den Weg nach Hause Stunden und Tage weit her. Er läuft in der Stadt oder auf dem Lande willkürlich herum und besucht, mit der Gewißheit zu finden, irgend ein Haus, in welchem er mit seinem Herrn, sei es auch nur einmal, gewesen, in welchem ihm wohlgethan worden ist. Deshalb kann er abgerichtet werden, Brod beim Bäcker, Fleisch in der Fleischerei zu holen. Sein Zeitsinn ist merkwürdig; er merkt an den Tagen, daß der Sonntag kommt; er kennt, wie der hungrige Mensch, die Mittagsstunde und die Schlachttage im Schlachthause. Die Farben kennt er genau und unterscheidet die Dinge mit Hilfe derselben deutlich. Sonderbar ist der Eindruck der Musik auf ihn: manche Werkzeuge kann er wohl leiden, andere gar nicht."

„Der Pudel hat ein außerordentlich scharfes Wahrnehmungsvermögen. Nichts entgeht ihm, und darum heißt er gescheit. Er ist ein vollkommener Beobachter und lernt deshalb nicht blos die Worte, sondern auch die Mienen und Blicke seines Herrn ausgezeichnet verstehen. Sein Gedächtniß ist im hohen Grade treu. Jahrelang bleibt ihm die Form und die Farbe seines Herrn in der Seele; jahrelang verliert er den Weg irgend wohin nicht. Man nennt den Hund schon wegen seines unterscheidenden Geruchsinns gescheit: wie viel mehr wird man ihn wegen seines getreuen Gedächtnisses gescheit nennen, da man ja im täglichen Leben jedes Kind mit gutem Gedächtniß für gescheit hält und selbst einen dummen Gelehrten, d. h. Vielwisser, für

gescheit hält. Dieses Gedächtniß ist eine Hauptursache zur Gelehrigkeit des Pudels. Doch bedarf er auch dazu Geduld, Gutmüthigkeit und Folgsamkeit. Er kann wirklich trommeln, Pistolen losschießen, an Leitern hinaufklettern, frei mit einer Schaar Hunde eine Anhöhe, die von anderen Hunden vertheidigt wird, erstürmen und mit Kameraden eine Komödie spielen lernen. Wir wissen, daß man auch Pferden und Elefanten (aber blos diesen!) Aehnliches und Gleiches lehren kann."

„Zwei Dinge kommen noch dazu: des Pudels Nachahmungssucht und sein Ehrgefühl d. h. seine Eitelkeit. Immer schaut er seinen Herrn an, immer schaut er, was er thut, immer will er ihm zu Diensten stehen. Er ist der rechte Augendiener; er denkt wie ein Kind vom Vater, was dieser thut, sei recht, er müsse oder dürfe es ebenfalls thun. Nimmt der Herr eine Kegelkugel, so nimmt er zwischen seine Pfoten auch eine, will sie anbeißen und plagt sich, wenn es ihm nicht gelingen will. Sucht jener Steine behufs wissenschaftlicher Behandlung, so sucht auch der Pudel Steine. Gräbt der Herr irgendwo, so fängt auch der Pudel mit den Pfoten zu graben an. Sitzt jener im Fenster, so springt auch Dieser auf die Bank neben ihn, legt beide Tatzen aufs Gesimse und guckt ebenfalls in die schöne Aussicht hinaus. Er will auch einen Stock oder Korb tragen, weil er den Herrn oder die Köchin einen tragen sieht. Er trägt ihn sorgfältig, stellt ihn vor die Leute hin, geht von einer Person zur andern, um zu zeigen, wie geschickt er sei, und wedelt mit dem Schwanze selbstgefällig. Während des Tragens kümmert er sich gar nicht um andere Hunde; er scheint sie als Taugenichtse zu verachten, sie aber scheinen ihn zu achten."

„Der Pudel ist der geachtetste und auch beliebteste Hund, weil er der gutmüthigste ist. Kindern ist er ganz besonders lieb, weil er sich auf jede Weise necken und auf sich reiten, sich zupfen und zerren läßt, ohne zu knurren, zu beißen und ungeduldig zu werden. So gefräßig er ist, so kann man ihm doch das Fressen oft aus seinem Rachen wieder hervorholen, was sehr wenige Hunde zulassen. Den, welcher ihn einmal geschoren, kennt er für sein ganzes Leben und schaut ihn darum an, wo er ihn trifft. Kommt er nach Jahresfrist wieder ins Haus, um ihn zu scheren, so rennt er augenblicklich weg und verbirgt sich: er will nicht geschoren sein."

„Sehr artig ist zu sehen, wie er seinen Herrn sucht. Er läuft mit gesenktem Kopfe die Straße lang, steht still, besinnt sich, kehrt wieder um, bleibt an der andern Ecke der Straße wieder still stehen, denkt mehr, als er schaut, beschreibt Diagonalen, um schneller irgendwo zu sein ꝛc. Artig zu sehen ist auch, wenn er ausgehen will und nicht soll, seinen Herrn überlisten will, wie er ihn zu überschleichen sucht, thut, als wenn er nicht fort wolle, wenn man ihn nicht anschaut, plötzlich den Reißaus nimmt oder mit füchsischer List an der Wand ein Bein aufhebt, als ob er pissen müsse, damit man ihn hinausjage."

„Sonderbar ist es, daß der Pudel, je gutmüthiger und verständiger er ist, um so minder ein guter Hauswächter ist, desto minder auf den Menschen abgerichtet werden kann. Er liebt und schätzt alle Menschen; will man ihn gegen einen Menschen reizen, so schaut er nur seinen Herrn und dessen Gegner an, als ob er denke, es könne seinem Herrn nicht möglich sein, ihn auf einen seines Gleichen zu hetzen. Man könnte seinen Herrn morden, ohne daß er sich für ihn wehrte. Gegen seinen Herrn ist er stets unterwürfig im höchsten Grade, er fürchtet nicht nur die Schläge, sondern schon den Unwillen, das Wort, den drohend verweisenden Finger."

„Pferde und Hunde scheinen unter allen Thieren am ersten erschreckt werden zu können, der Pudel kann sogar erstaunen, d. h. es kann seine Beurtheilungskraft plötzlich stillgestellt werden, ein Pudel verfolgte einen Raben auf einer Wiese. Der Rabe stellt sich gegen ihn, auf einmal ruft er den Hund an: „Spitzbube, Spitzbube!" — erschrocken fährt der Hund zurück, sein Verstand stand ihm still: ein Thier, ein Vogel und — eine Menschenstimme!"

„Der Pudel ist nie gern allein; immer sucht er Menschen auf. Die ersten sind ihm die besten. Er gibt sich nicht gern mit Hunden anderer Art ab, und will er spielen, so thut er's mit Pudeln, wenigstens vorzugsweise. Mit solchen erfreut er sich dann sehr. Andere Hunde scheint er zu hassen oder sie ihn, wahrscheinlich, weil sie ihn als einen besonderen Menschenfreund und Vorgezogenen oder als den höchstbegabten unter den Hunden ansehen und ihn darum nicht leiden mögen."

„Der Pudel liebt die Freiheit ungemein. Er kommt und geht wieder. An der Kette ist kein Hund gern, am allerwenigsten der Pudel, er versteht, sich davon auf alle Weise loszumachen, und erprobt darin seine Künste, Stricke zu zerreißen und zu zerbeißen. Aus Schleifen zieht er den Kopf; er kann gerade so wie ein Mensch jauchzen, wenn er entkettet wird, und vor Freude ganz unsinnig thun." —

Von seinen Erfindungsgaben, um sich freizumachen, erzählt Giebel eine anmuthige Geschichte. „In einer der Hundesteuer unterworfenen, großen Stadt fing der Abdecker, wie üblich, alle markenlosen Hunde ein und steckte Groß und Klein, Alt und Jung, Schön und Häßlich in einen weiten Schuppen, wo sie ihr unverschuldetes Unglück in dem lautesten Jammergeheul beklagten. Der verständige Pudel allein saß ruhig, in sein Schicksal ergeben, im Winkel des Gefängnisses und sah bald, auf welche Weise die Thür geöffnet wurde. Der Weg zur Freiheit war ihn damit gezeigt. Er ging flugs an die Thür, zog mit der Pfote den Drücker nieder, öffnete die Thür, und auf seinen Wink folgte die ganze Schaar der Gefangenen. Im Sturmschritt und lärmend eilte sie, im Thor die Wache unter das Gewehr rufend, in die Stadt hinein, und ein jeder kehrte zu seinem Herrn vergnügt zurück."

Aus einer Kreuzung zwischen Pudel und Spitz oder Wachtelhund sollen die beliebtesten aller Schoshündchen hervorgehen, der Zwergpudel, das Löwenhündchen und der Bologneserhund. Ersterer verdient seinen Namen in der That und Wahrheit; denn er ist so klein, daß man ihn fast zu den fabelhaften Thieren rechnen möchte.

Wenden wir nunmehr unsere Aufmerksamkeit einer andern, sehr merkwürdigen Gruppe zu, nämlich den Pintschern (Canis Gryphus). Der Bau des Schädels und des Geripps läßt sie als eigenthümliche Hunde erscheinen. Man unterscheidet hauptsächlich die glatthaarigen und stachelhaarigen oder die Ratten- und Affenpintscher. Erstere ähneln in ihrem Gesammtbau dem Dachshund, jedoch ist ihr Körper ziemlich schlank, der Kopf stark, die Schnauze ist lang und gerade abgestumpft, die Beine sind mittelhoch und gerade, der Schwanz ist glatt, er wird nach rückwärts oder vorwärts gekrümmt getragen. In der Jugend schneidet man den Pintschern gewöhnlich den Schwanz und die Ohren ab und verhäßlicht hierdurch die Thiere in unverantwortlicher Weise.

Alle Pintscher sind äußerst kluge, höchst muntere und über alle Maßen jagdbegierige Hunde. Sie fangen mit der größten Liebhaberei Ratten, Mäuse, aufwühlende Maulwürfe, und sind geradezu unermüdlich in der Verfolgung dieser Thiere. Als Hausgenosse des Menschen sind sie eben nicht zu empfehlen, weil sie wegen ihrer steten Unruhe ihrem Herrn oft mehr Verdruß, als Freude machen; dagegen eignen sie sich vortrefflich für Leute, welche reiten oder mit schnellen Pferden fahren; denn am allerliebsten begleitet der Pintscher seinen Herrn, wenn er tüchtig rennen und laufen muß. Doch selbst bei den schnellsten Ritten macht er sich noch immer Zeit, jedes Mauseloch zu untersuchen und jeden Maulwurf im Aufwerfen seiner Haufen zu stören. Die Nase hoch gegen den Wind getragen, späht er nach allen Seiten hin, und wo Etwas raschelt, naht er sich vorsichtig und leise, steht eine Zeit lang unbeweglich, thut plötzlich einen Sprung, schlägt mit den Vorderfüßen in die Erde und hat im nächsten Augenblicke das unterirdisch lebende Geschöpf im Maule. Genau auf dieselbe Weise jagt er Maulwürfe, und zwar mit solchem Eifer, daß er bei einem längern Spaziergang, wie Lenz sagt, regelmäßig 4 bis 5 und zuweilen 14, ja 18 Stück fängt. Die Maulwürfe frißt er nicht, sondern begräbt sie, von den Mäusen dagegen frißt er soviel, bis er vollkommen gesättigt ist, die übrigen wirft er weg.

Die Fähigkeit im Fangen von Ratten hat natürlich die Aufmerksamkeit der Engländer besonders auf ihn gezogen, und weil dieses launenhafte und grillige Volk, d. h. die reichen Nichtsnutzer desselben, ohnehin nicht wissen, was sie anfangen sollen, um die liebe Zeit todtzuschlagen, sind sie frühzeitig darauf verfallen, große Rattenjagden abzuhalten und dabei ihre Hunde in Thätigkeit zu setzen. Damit die Sache doch auch nach Etwas klang hat, werden dabei außerordentlich hohe Wetten gemacht, und das Vergnügen bekommt hierdurch, wie Dies bei den Engländern überhaupt gewöhnlich, durchaus das Gepräge des Glücksspiels. Man kreuzt den Pintscher noch mit dem kleinen Bulldoggen und erhält dann den wahren Rattenpintscher, welcher unter dem englischen Namen „Bullterrier" oder Bulldoggpintscher bekannt geworden ist. Dieser leistet allerdings Unglaubliches im Fangen und Todtbeißen der Ratten; denn seine Ausdauer und Geschicklichkeit ist wirklich bewunderungswürdig. Gewisse Leute der City Londons übernehmen es, für die vornehmen, jungen Nichtsthuer die nöthige Anzahl von Ratten herbeizuschaffen. Mit diesen Thieren begiebt man sich in eine alte Niederlage, in einen Keller oder andere derartige Orte, stellt sich ringsum an den Wänden auf, um dem Wild und seinen Verfolgern größtmöglichen Spielraum zu gewähren, und läßt nun die Ratten zu Dutzenden, oft zu Hunderten auf einmal laufen. Eine bestimmte Anzahl von Hunden, gewöhnlich aber doch nur zwei, werden hierauf ausgesetzt. In einigen verrufenen Stadtvierteln Londons giebt



Der Affenpintscher. (S. 216.)

es sogar förmliche Kampfplätze für diese Ratten: Sandplätze, ringsum mit Planken umhegt, hinter denen die Zuschauer Platz nehmen. Der Besitzer derselben gehört regelmäßig den untersten Volksschichten an eund empfängt von den Zuschauern, außer einem gewissen Eintrittsgeld, auch noch eine Summi für jeden Rattenkopf. Sobald sich eine Anzahl von Zuschauern gesammelt hat, bringt er sene Rattenkäfige herbei und läßt die Thiere laufen. Es gibt zunächst ein unerhörtes Durcheinander; die unglückseligen Ratten durchstöbern den ganzen Raum des Sandplatzes, in der Hoffnung, einen Ausweg zu finden; rennen in schrecklicher Weise an einander und geberden sich, als empfänden sie eine Vorahnung ihres gräßlichen Endes. Sobald sie sich einigermaßen beruhigt haben, bringt der Vorsteher der Arena die Pintscher herbei und läßt sie laufen. Und nun beginnt ein Schlachten und Morden ohne Gleichen. Wood berichtet, daß er einen dieser Bulldoggpintscher gekannt habe, welcher unter dem Namen Tiny wahrhaft berühmt geworden ist. Derselbe wog blos 5½ Pfund, und gleichwohl war er der allerärgste Feind der Ratten, den man sich denken konnte. In einem Zeitraume von 28 Minuten 5 Sekunden — mit solcher Gewissenhaftigkeit beobachteten die Zuschauer das großartige Schauspiel! — hatte er 50 Ratten erbissen, und man berechnet, daß dieses ausgezeichnete Thier während seines Lebens mehr als 5000 Ratten erlegt habe: eine Menge, welche, wie mein Berichterstatter hinzufügt, 1½ Tonne an Gewicht gehabt haben mag. Er konnte nicht zurückgescheucht werden, weder durch die Zahl, noch durch die Größe seines Wildes, und freute sich am meisten, wenn er recht starken Ratten zu Leibe konnte. Seine Jagd betrieb er in einer sehr regelrechten und klugen Weise. Zuerst suchte er sich die stärksten und kräftigsten Ratten aus, um so die schwierigste Arbeit zu verrichten, während seine Kräfte noch frisch waren; dann wurde es ihm leicht, die übrigen zu vertilgen, selbst wenn er schon etwas angegriffen von seiner Arbeit war. In seinen jungen Jahren rannte er mit solch außerordentlicher Behendigkeit auf dem Sandplatze herum, daß es hieß, man könne den Schwanz von seinem Kopf nicht unterscheiden.

Die geistigen Fähigkeiten aller Pintscher sind sehr beachtenswerth. Sie zeigen einen großen Verstand, viel Selbstüberlegung und Geschicklichkeit, sich in alle Lage möglichst gut zu finden. Man kennt viele Beispiele, daß solche Hunde den Werth des Geldes zu würdigen und sich daher Münzen zu verschaffen wußten, um dafür Eßwaaren zu kaufen. Ein Hund mit Namen Peter stahl kleine Geldmünzen, wo er sie nur finden konnte und lief damit zum Bäcker hin, um sich dort Gebäck zu kaufen. Als ihm einmal der Bäcker, dessen eifriger Kunde er war, einen angebrannten Zwieback hinlegte, verließ er ihn im Augenblick und besuchte fortan einen auf der andern Seite der Straße, welcher seinen neuen Kunden nach Verdienst ehrte.

Der Muth der Pintscher ist wirklich großartig, zumal der Bulldoggpintscher. Anderson erzählt in seinem Werk über den See Ngami einige sehr anziehende Thatsachen. Einer dieser Hunde, Namens Venus, wagte sich sogar an ein verwundetes Nashorn, welches fliehen wollte, und verbiß sich so geschickt in dessen Oberlippe, daß der gewaltige Riese nicht im Stande war, den kleinen Kläffer abzuschütteln, und so den Jägern zu einem zweiten Schusse, welcher tödtlich wurde, Gelegenheit geben mußte.

Sehr verschieden von dem gewöhnlichen Pintscher ist einer der sonderbarsten Hunde, was Gestalt und Aussehen anlangt, der Affenpintscher nämlich. Ihn macht seine Häßlichkeit schön, und deshalb wird er von Liebhabern eifrig gesucht und hochgeachtet. Wenn ich sagte, daß die Häßlichkeit diesen Hund schön mache, meine ich natürlich blos die des Leibes, denn geistig betrachtet muß der Hund als einer der besten angesehen werden. Es ist ein sehr munteres und unterhaltendes Thier, dem Menschen im höchsten Grade zugethan, schmeichelnd und liebkosend gegen seine Freunde und sehr brav im Kampf mit anderen Hunden. Auch er eignet sich vortrefflich zur Rattenjagd und wird sogar hier und da zur Kaninchen- und Wachteljagd mit Erfolg verwendet.

Die letzte Gruppe der Hunde, welche wir betrachten wollen, umfaßt diejenigen, welche dem Menschen am treuesten dienen und am meisten von ihm geknechtet werden, die Haushunde. Zu dieser Gruppe gehört der Pyrenäenhund, der Pommer, der Spitz, der ungarische Wolfshund, der Hund in Lappland, in Kamtschatka, der Hund der Hasenindianer, der Eskimos und der Hund von der Baffinsbay; ebenso auch der Zigeunerhund, der chinesische, der isländische, der sibirische Hund und andere.

Von diesen Hunden verdient der Schäferhund (Canis pecuarius) zunächst genannt zu werden. Er zeichnet sich vor den anderen Haushunden dadurch aus, daß die Spitzen seiner Ohren nicht überhängen; im Uebrigen ähnelt er seinen nächsten Verwandten. Er ist ein ganz vortreffliches Thier, welches nach kurzer Zeit jeden Blick und Wink des Schäfers kennen und mit seltener Ausdauer jegliche Beschwerde ertragen lernt. Es giebt solche Schäferhunde, welche wirklich jedes Wort ihres Herrn verstehen. Ein glaubenswürdiger Beobachter erzählte mir, daß er selbst gehört habe, wie ein Schäfer seinem Hund befahl, den „Raps" besonders in Acht zu nehmen. Das Thier stutzte einen Augenblick, wahrscheinlich, weil er das Wort früher noch nicht gehört hatte. Weizen und Roggen, Gerste und Hafer, Wiese und Feld waren ihm bekannte Dinge: vom Raps jedoch wußte er noch Nichts. Nach kurzer Ueberlegung machte er die Runde um die Herde, untersuchte die einzelnen Felder und blieb endlich bei demjenigen stehen, dessen Frucht sich von den ihn bekannten Getreidearten unterschied: — das mußte das Rapsfeld sein, und dem war auch wirklich so! Man verwendet den Hund gewöhnlich schon im ersten Jahre seines Alters als Wächter der Herden, muß ihn aber in der Jugend seiner ihm angebornen Bissigkeit und Heftigkeit wegen zuweilen züchtigen. Mit der Zeit lernt er seinen ganzen Wirkungskreis vollständig ausfüllen. Es ist keineswegs gleichgiltig, welches Thier er zu hüten hat; denn er muß nach den verschiedenen Hausthieren sein Betragen einrichten. Der Hund des Kuhhirten muß stets seinen Herrn beobachten und aufmerken, was er befiehlt. Rinder, welche nicht sogleich gehorchen, muß er wirklich beißen; denn sonst haben sie keine Furcht vor ihm. Treibt er die Kuh vor sich her, so darf er ihr nur nach den Hinterbeinen beißen, nie nach dem Schwanze oder an die Seiten, am allerwenigsten nach dem Euter. Schlägt eine Kuh nach ihm aus, so muß er sich gut in Acht nehmen, aber dennoch beißen; widersetzt sich ein Ochse oder eine Kuh geradezu mit den Hörnern, so trägt er, wenn er seinem Amte gewachsen ist, dennoch den Sieg



Der Schäferhund (Canis pecuarius).

davon, indem er das Thier in die Schnauze beißt und sich daran festhängt. Die spanischen Hirten benutzen während des Hütens auch noch die Schleuder und wissen sie mit unfehlbarer Sicherheit zu gebrauchen. Ein Ochse, welcher einige Mal durch einen ihm an den Kopf geworfenen Stein vom Hirten gestraft worden ist, darf sich vor dem Hunde in Acht nehmen, denn dieser merkt sich den störrischen sehr bald und erlaubt ihm schon nach kurzer Zeit blos die allerbeschränktesten Bewegungen innerhalb eines gewissen Kreises. Starke Hammel muß der Schäferhund auch beißen, jedoch blos in die Hinterbeine; Lämmer, trächtige oder säugende Schafe aber darf er niemals beißen, sondern er muß dann bloß so thun, als ob er beißen wollte. Trotz seiner außerordentlichen Arbeiten erreicht dieser Hund immerhin ein durchschnittliches Alter von 10 bis 12 Jahren.

Ihm gegenüber ist der Spitz ein großer Herr. Dieser in seiner Art ebenfalls ganz vortrefflicher Hund wird in vielen Gegenden Deutschlands, zumal in Thüringen, als Wächter auf Bauerhöfen zum Bewachen des Hauses und Hofes, oder von Fuhrleuten als Hüter ihrer Wagen benutzt. Bei den Letzteren fehlt er wohl selten und übernimmt hier zugleich noch eine andere Rolle: er erheitert und erfreut durch sein munteres Wesen den in gleichmäßiger Weise seinen Tag verbringenden Mann bei dem schwierigen Geschäft. Der Pommer gilt für die beste Rasse, weil er bei großer Treue und Anhänglichkeit besonders aufmerksam und lebhaft ist, dabei weder Regen noch Kälte scheut, ja gewöhnlich im Hause oder Hofe dort am liebsten zu liegen pflegt, wo der Wind am stärksten pfeift. Nach ihm ist die Rasse (Canis Pomeranus) zubenannt worden. Uebrigens ähneln ihm die übrigen Spitze sämmtlich mehr oder weniger. Sie alle zeigen einen großen Hang zur Freiheit und taugen deshalb gar nicht als Kettenhunde, während sie als herumstreifende Wächter unersetzbar sind, ihrer Treue und Unbestechlichkeit wegen.

Die Größe des Spitzes ist mittelmäßig oder klein; die Schnauze ist spitz, die Ohren stehen aufrecht, und der Schwanz ist gerollt. Ein echter Spitz muß einfarbig weiß, schwarz, grau,



Der Spitz.

gelb oder fuchsroth sein, kann aber dabei eine weiße Bläſſe auf Stirn und Bruſt und weiße Pfoten haben: beim rothen sieht man es gern, wenn er ein schwarzes Gesicht hat. Der Pelz ist etwas kurz oder lang, fein oder stachelhaarig, bei dem Pommer ist er immer sehr weich und stets reinweiß.

Nicht minder nützlich, als die beiden genannten, ist der Eskimohund (Canis borealis), welcher im ganzen Norden der Erde von den ungesitteten Völkerschaften, die dort ihre Heimat haben, alls das wichtigste aller Hausthiere angesehen werden muß. Er bekundet durch seine ganz aufrechtstehenden Ohren die größere Freiheit, in welcher er lebt. Er wird ebenso zum Hüten des Viehes wie zum Ziehen von Schlitten benutzt.

Der Eskimohund bringt fast sein ganzes Leben unter dem Joche zu. Entweder muß er Schlitten ziehen oder kleine Lasten tragen, und im Norden von Amerika und seinen benachbarten Inseln ist er wirkliches oder einziges Jochthier, welches der Mensch dort sich zu eigen gemacht hat. Nur während der kurzen Sommerzeit gestattet ihm sein eigennütziger Herr eine gewisse Freiheit, während des Winters ist er vollendeter Sklave.

Der Eskimohund ist größer, als unser gewöhnlicher Schäferhund. Wenn er wohl genährt ist, muß man ihn einen schönen Hund nennen, aber leider wird ihm die Nahrung, wenn er sich nicht selbst solche verschafft, von seinem Herrn so sparsam zugemessen, daß er viele Monate hindurch mehr einem Geripp, als einem lebenden Wesen, ähnelt. Sein Verhältniß zu dem Menschen ist eigenthümlicher Art. Er weiß, daß er Sklave ist, und versucht, die Kette der Sklaverei zu brechen. Es ist etwas vom wölfischen Wesen in ihm, in leiblicher Hinsicht sowohl, wie in geistiger. Dem arktischen Wolf gleicht er so sehr durch seine dichte Behaarung, die



Der Eskimohund (Canis borealis).

aufrechtstehenden Ohren, die Breite des Oberkopfes und die spitzige Gestalt der Schnauze, daß beide, aus einiger Entfernung gesehen, gar nicht unterschieden werden können. Der Eskimohund raubt und stiehlt, wie nur Einer, aber auf der anderen Seite ist er auch wieder so hündisch demüthig, wie nur ein von Furcht gepeinigter Sklave es sein kann. Vor den Schlitten wird immer blos ein ziemlich starker Trupp gespannt, welcher unter Leitung eines ältern und erfahrenen Hundes seinen Weg verfolgt; von einer Lenkung des Schlittens nach unsern Begriffen seitens des Menschen kann keine Rede sein. Jeder einzelne Hund ist an einen Lederriemen gespannt, welcher vermittelst eines höchst einfachen Kummts an ihm befestigt ist. Eine Weile geht Alles gut. Plötzlich aber gerathen zwei von dem Gespann aus irgend welcher Ursache in Feindschaft. Aus dem Knurren entsteht bald eine Beißerei, das ganze Gespann verwirrt sich in einen undurchdringlichen Knäuel, Alles knurrt, bellt, beißt, wüthet durch einander, und nicht einmal die mit Macht geschwungene Peitsche des Schlittenführers bringt Ordnung in den Haufen. Endlich hat sich der Hundeballen so arg verwirrt, daß an keine freie Bewegung mehr zu denken ist, und nun hat der Eskimo seine liebe Noth, die Thiere wieder zu entwirren und von neuem einzuspannen. Dann geht die Fuhre weiter, und die Peitsche wird etwas öfter gebraucht.

Ohne dieses Hausthier würden die Eskimos gar nicht bestehen können. Die Hunde leisten ihnen alle nur möglichen Dienste. Mit einer Bürde von 30 Pfund beladen, begleiten sie ihre Herren, wenn sie zu ihren lang dauernden Jagden ausziehen. Ihrer sechs bis acht ziehen einen Schlitten, welcher mit fünf bis sechs Personen oder einem Gewicht von 600 bis 800 Pfund besetzt ist, 8 bis 10 Meilen weit in einem Tage. Nach langer Ruhe und guter Fütterung vor einen Schlitten gespannt, sind sie kaum zu zügeln und durchlaufen auf ebener Bahn mehr als 2 geographische Meilen in einer Stunde. Spüren sie ein Rennthier unterwegs, so laufen sie wie rasend in der Richtung desselben und ruhen nicht eher, als bis sie den Jäger schußgerecht an das Wild gebracht haben. Außerdem helfen sie bei der Seehund-, Bären- und Otterjagd, halten Wache, vertheidigen ihren Herrn in Gefahr und leisten noch hundert andere Dienste. Und gleichwohl fühlen die Eskimos nicht die geringste Liebe zu ihnen, sondern betrachten sie höchstens als belebte Maschinen, welche einzig und allein zu dem Zwecke geschaffen worden sind,

ihnen Dienste zu leisten. Aus diesen Grunde sind sie auch die unnachsichtigsten und grausamsten Herren, welche die armen Thiere geradezu regelrecht quälen, sie Hunger und Durst leiden lassen, peitschen, mit Fußstößen behandeln und ihrer Geduld Dinge zumuthen, welche selbst einem Engel zu toll sein dürften. Daß die Hunde nun nicht große Zuneigung zu ihrem Herrn besitzen, versteht sich ganz von selbst.

Merkwürdig ist die starke Härung, welche sich bei diesen echt nordischen Thieren zeigt. Während des Winters ist ihr Pelz dick und wollig, und bei der Frühjahrhärung hängt die Wolle in großen dicken Flocken um sie herum, bis der glatte, schöne Sommerpelz durchgebrochen ist. —

Unter ganz ähnlichen Verhältnissen leben die Hunde der Hasenindianer, und auch an der nördlichen Küste Asiens kennt man kein anderes Zugthier als den Hund. „Unter den zahmen Thieren auf Kamtschatka", sagt Steller, „gebührt den Hunden wegen Alterthums und Nutzens das Vorrecht, und machen sie allein die ganze Klasse der kamtschadalischen zahmen Thiere aus. Ohne diese Hunde kann Niemand, so wenig, als an anderen Orten ohne Pferd und Rindvieh leben. Die kamtschatkischen Hunde sind verschiedenfarbig, hauptsächlich aber dreierlei: weiß, schwarz und wolfsgrau, dabei sehr dick- und langhaarig. Sie ernähren sich von alten Fischen. Vom Frühjahr bis in den späten Herbst bekümmert man sich nicht im geringsten um sie, sondern sie gehen allenthalben frei herum, lauern den ganzen Tag an den Flüssen auf Fische, die sie sehr behend und artig zu fangen wissen. Wenn sie Fische genug haben, so fressen sie, wie die Bären, nur allein den Kopf davon, das andere lassen sie liegen. Im Oktober sammelt Jeder seine Hunde und bindet sie an den Pfeilern der Wohnung an. Dann läßt man sie weidlich hungern, damit sie sich von dem Fett entledigen, zum laufen fertig und nicht engbrüstig werden mögen, und alsdann gehet mit dem ersten Schnee ihre Noth an, so daß man sie Tag und Nacht mit gräßlichem Geheul und Wehklagen ihr Elend bejammern hört. Ihre Kost im Winter ist zweifach, die eine zur Ergötzung und Erstärkung, nämlich stinkende Fische, die man in Gruben verwahrt und versäuern läßt. Das andere Futter besteht in trockener Speise, von verschimmelten und an der Luft getrockneten Fischen. Damit füttert man sie des Morgens, um unterwegs ihnen einen Muth zu machen."

„Man kann sich nicht genug über die Stärke der Hunde verwundern. Gewöhnlich spannt man nur 4 Hunde an einen Schlitten; diese ziehen 3 erwachsene Menschen mit 1½ Pud Ladung behend fort. Auf 4 Hunde ist die gewöhnliche Ladung 5 bis 6 Pud. Leicht beladen kann ein Mensch in einem Tage in schlimmen Wegen und tiefem Schnee 30 bis 40 Werste zurücklegen, bei gutem Wege 80 bis 100 Werste. Im Winter sind die Pferde nicht zu gebrauchen wegen des allzutiefen Schnees, über welchen die Hunde hinlaufen, ein Pferd aber bis an den Leib einfällt."

„Dieser Ursachen wegen werden die Hunde allezeit nöthige und nützliche Thiere bleiben und ihnen niemals bei aller Kultivirung die Last, zu ziehen, abgenommen werden. Man findet ebenso große Liebhaber von Hunden, als anderswo von Pferden, und kann leicht Jemand an einen kamtschatkischen Schlitten für Hund und Hundegeschirr 60 bis 80 Rubel anwenden."

„Die kamtschatkischen Schlitten sind nach Kräften der Hunde und nach der gebirgigen Gegend dergestalt ausgedacht, daß solche der geschickteste Mechanikus nicht besser hätte erfinden können. Sie scheinen ihren Grund aus der Anatomie und Bildung des menschlichen Körpers zu haben. Oben ist ein länglichhohler Korb, der aus lauter gebogenen Hölzern und zwei dünnen, langen Stöcken besteht, daran dieselben mit Riemen festgebunden sind. Dieses Gitter nun ist überall und auf allen Seiten mit Riemen umwunden und biegt sich Alles daran, ohne zu zerbrechen; bricht auch ein Hölzchen, so lassen doch die Riemen den Korb nicht auseinanderfallen. In diesen Korb packt man 5 Pud schwer, und wenn ein Mensch darauf sitzt, kann man noch 2 Pud sehr bequem mit sich führen. Dieser Korb ist auf 2 krummgebogene Hölzer aufgebunden, welche wiederum auf den Schlittenläufern festgemacht sind. Letztere sind nicht über ⅓ Zoll dick, der ganze Schlitten aber wiegt nicht über 16 Pfund. Obgleich nun daran Alles so dünn und biegsam ist, so widerstehen die Schlitten doch solcher Gewalt, daß man sich nicht genug darüber wundern kann. Man fährt damit öfters dergestalt an Bäumen an, daß sich der Schlitten fast doppelt zusammenbiegt, und doch keinen Schaden leidet."

„Der andere Hauptnutzen der Hunde, weshalb sie auch so häufig gehalten und gezogen werden, ist, daß man sowohl den abgelebten Schlittenhunden, als den zur Fahrt untauglichen, die Häute abnimmt und zweierlei Kleider daraus machet, welche in dem ganzen Lande von großem Nutzen und großem Werth sind."

Im übrigen Sibirien werden die Hunde etwas besser behandelt. „Der sibirische Hund", sagt Wrangel, „hat auffallende Aehnlichkeit mit einem Wolf, sein Gebell gleicht ganz dem

Geheul desselben. Im Sommer bringt er die größte Zeit im Wasser zu, um gegen Stechfliegen in Sicherheit zu sein; im Winter hat er sein Lager tief im Schnee. Das vollständige Gespann eines Schlittens besteht aus 12 Köpfen. Ein besonders gut abgerichteter Hund befindet sich an der Spitze und leitet die übrigen. Hat dieses Thier nur ein einziges Mal einen Weg zurückgelegt, so erkennt es nicht nur aufs genaueste die zu nehmende Richtung, sondern auch die Orte, wo man zu verweilen pflegt, selbst wenn die Hütten tief unter dem Schnee verborgen sind. Er hält plötzlich auf der gleichförmigen Oberfläche still, wedelt mit dem Schwanze und scheint dadurch seinen Herrn einzuladen, die Schaufel zu ergreifen, um den engen Gang in die Hütte zu finden, welche einen Rastort gewähren soll. Im Sommer muß derselbe Hund Boote stromaufwärts ziehen; hindert ihn ein Felsen, weiter vorwärts zu gehen, so stürzt er sich ins Wasser und setzt seinen Weg am andern Ufer fort. Dafür werden ihm täglich 10 halbverfaulte Häringe als Futter gereicht!"

„Der Hund ist den Sibiriern unentbehrlich. Als im Jahre 1821 eine Seuche unter den Thieren wüthete und eine jukagirische Familie Alles verlor, mit Ausnahme von 2 ganz kleinen Hunden, welche noch nicht sehen konnten, so theilte die Hausfrau ihre eigene Milch zwischen diesen beiden Hündchen und ihrem Kinde und hatte die Freude, daß diese beiden Hunde die Stammeltern einer sehr starken Rasse wurden. Im Jahre 1822 waren die Einwohner am Kolymaflusse, nachdem sie ihre meisten Hunde durch die Seuche eingebüßt hatten, in die traurigste Lage versetzt. Sie mußten ihr Brennholz selbst herbeischleppen; dabei fehlte ihnen sowohl Zeit als Kräfte, die an verschiedenen, weit entfernten Orten gefangenen Fische nach Hause zu bringen. Endlich waren sie gezwungen, während aller dieser Arbeiten, welche äußerst langsam vonstattengingen, die Jagd der Vögel und Pelzthiere fast ganz zu verabsäumen. Eine furchtbare Hungersnoth, welche viele Menschen hinraffte, war die Folge dieses Mangels an Hunden."

Wenige Thiere sind, mindestens dem Namen nach, so allgemein bekannt geworden, als der **Wolf** (Canis lupus oder Lupus vulgaris). Von ihm berichtet die älteste Geschichte und das älteste Märchen, er spielt seine Rolle in den frühesten Völkersagen und in heutigen Ammengeschichten, er ist der wilden Völker nicht weniger verhaßt, als den gesitteten. Wo er auch erscheint, tritt er als Feind des Menschen auf, und dieser hat seine Feinde, wenn auch nicht richtiger beurtheilt, so doch oft schärfer beobachtet, als die meisten seiner Freunde unter den Thieren. Der Wolf hat etwa die Gestalt eines großen, hochbeinigen, dürren Hundes, welcher den Schwanz hängen läßt, anstatt ihn aufgerollt zu tragen. Bei schärferer Vergleichung zeigen sich die Unterschiede namentlich im Folgenden: Der Leib ist hager, der Bauch eingezogen, die Läufe sind klapperdürr und schmalpfotig. Die langhaarige Lunte hängt bis auf die Fersen herab, die Schnauze ist im Verhältniß zu dem dicken Kopf gestreckt und spitzig, die breite Stirn fällt schief ab, die Seher stehen schief, die Lauscher immer aufrecht. Der Pelz ist nach dem Klima der Länder, welche der Wolf bewohnt, verschieden, ebensowohl hinsichtlich seines Haarwuchses, als seiner Färbung. In den nördlichen Ländern ist die Behaarung lang, rauh und dicht, am längsten am Unterleib und an den Schenkeln, buschig am Schwanze, dicht und aufrechtstehend am Halse und an den Seiten; in südlichen Gegenden ist der Pelz kürzer und rauher. Die Färbung ist gewöhnlich fahlgraugelb mit schwärzlicher Mischung, welche an der Unterseite lichter, oft weißlichgrau erscheint. Im Sommer spielt die Gesammtfärbung mehr in das Röthliche, im Winter mehr in das Gelbliche, in nördlichen Ländern mehr in das Weiße, in südlichen mehr in das Schwärzliche. Die Stirn ist weißlichgrau, die Schnauze gelblichgrau, immer aber mit Schwarz gemischt. Die Lippen sind weißlich, die Wangen gelblich und zuweilen undeutlich schwarz gestreift. Ein ausgewachsener Wolf erreicht gewöhnlich 5 Fuß Leibeslänge, wovon 1½ Fuß auf den Schwanz kommen. Die Höhe am Widerrist beträgt etwa 2½ Fuß. Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen durch einen etwas schwächern Körperbau, eine spitzere Schnauze und einen dünneren Schwanz.

Noch heutigen Tages ist der Wolf weit verbreitet, so sehr auch sein Gebiet gegen frühere Zeiten beschränkt worden ist. Er findet sich gegenwärtig noch in ganz Europa, obgleich er sich in den bevölkertsten Ländern dieses Erdtheils nur in den Hochgebirgen aufhält. In Spanien ist er in allen Gebirgen und selbst in den größeren Ebenen eine ständige Erscheinung; in Griechenland, Italien und Frankreich findet er sich häufig genug; in der Schweiz ist er seltener geworden, im südlichen, mittlern und nördlichen Deutschland gänzlich ausgerottet, im Osten aber mitunter sehr gemein. Polen, Rußland, Schweden, Norwegen und Lappland sind diejenigen



Der Wolf (Canis lupus).

Länder, in welchen er jetzt noch in namhafter Menge auftritt. Außerdem findet er sich im ganzen nördlichen und mittlern Asien, und ein ihm sehr naher Verwandter auch in Nordamerika von Mexik und Florida bis an die Küste des Eismeers. Nach Angabe einzelner Reisenden, soll er in Nordwestafrika vorkommen. In Asien geht er bis Nepal. Auf Island und auf den Inseln des Mittelmeers hat man ihn nie gefunden, und in Großbritannien ist er schon vor Jahrhunderten gänzlich ausgerottet worden.

Die Alten kannten den Wolf sehr genau. Alle Naturforscher der Römer und Griechen gedenken seiner: schon ihnen erscheint er als ein gespensterhaftes Ungeheuer, wie später unter dem Namen Wehrwolf uns Deutschen. Im vorigen Jahrhundert wurden selbst in Deutschland sehr viel Wölfe getödtet, und auch in diesem Jahrhundert sind nach amtlichen Angaben immerhin noch Tausende erlegt worden. Innerhalb der Grenzen Preußens wurden im Jahre 1819 noch 1080 Stück geschossen. In Pommern allein wurden erlegt im Jahre 1800 hundertachtzehn Stück, 1801 hundertneun Stück, 1802 hundertzwei, 1803 sechsundachtzig, 1804 hundertzwölf, 1805 fünfundachtzig, 1806 sechsundsiebzig, 1807 zwölf, 1808 siebenunddreißig, 1809 dreiunddierzig. Sie werden dann seltener, folgten jedoch im Jahre 1812 den sich aus Rußland zurückziehenden Franzosen und kamen nun wieder in sehr großer Menge vor. So wurden im Kösliner Regierungsbezirk im Jahre 1816 bis 1817 hundertdreiundfunfzig Stück getödtet. Jetzt sind sie sehr selten geworden.

Der Wolf bewohnt einsame, stille Gegenden und Wildnisse, namentlich dichte, düstere Wälder, Brüche mit morastigen und trockenen Stellen und im Süden die Steppen. In Mitteleuropa findet er sich nur in den Hochgebirgen, schon in Spanien aber liegt er häufig genug in den Getreidefeldern und oft gar nicht sehr entfernt von bewohnten Gebäuden. Bei Tage hält er sich in versteckten Plätzen auf und vermeidet es mit Sorgfalt, sich irgendwie bemerklich zu machen. Zur Nachtzeit streift er einzeln oder paarweise nach Nahrung umher. Im Sommer ist er selten zu großen Gesellschaften vereinigt, im Winter aber bildet er Rudel von bedeutender

Anzahl. Seine Beweglichkeit bedingt einen bedeutenden Nahrungsverbrauch, und deshalb wird er empfindlich schädlich, getrieben vom Hunger sogar gefährlich. Im Winter fällt er alle Thiere und zuweilen auch den Menschen an, und reißt Alles nieder, was er erreichen kann. Seine Beute ermüdet er durch eifrige Verfolgung, seltener beschleicht er einzelne Thiere. Zuweilen tödtet er mehr, als er verzehrt; namentlich unter den wehrlosen, in Herden lebenden Thieren richtet er manchmal entsetzliche Verwüstungen an: der „Wolf im Schafstall" ist ja zum Sprichwort geworden. Unter Schafherden wüthet er nicht selten in erschrecklicher Weise: es kann vorkommen, daß er in einer Nacht den dritten Theil einer ziemlich zahlreichen Herde niederwürgt und tödtet. Seine liebste Nahrung bilden die größeren Jagd- und Hausthiere, doch verschmäht er auch kleine Wirbelthiere, ja selbst niedere Thiere nicht. Er frißt ebensowohl Säugethiere, als Geflügel von jeder Größe, überhaupt Alles, was er fassen und überwältigen kann: Hirsche ebensogut wie Mäuse, Gänse wie kleinere Vögel, Frösche, Maikäfer u. s. w. Den Zügen der Lemminge folgt er in den nordosteuropäischen Tundren oft durch Hunderte von Werften und nährt sich dann einzig und allein von jenen Wühlmäusen. Das Aas liebt er, wie alle Hunde, leidenschaftlich; es will scheinen, als zöge er es dem frischen Fleische vor. Im Winter durchstreift er mit anderen seiner Art gemeinschaftlich bedeutende Strecken. So folgt er Gebirgszügen mehr als 50 Meilen weit und wandert über Ebenen von 100 Meilen im Durchmesser. Dabei legt er in einer Nacht bedeutende Strecken zurück und ändert erst dann seine Wanderung, wenn er einen passenden Versteck für den Tag findet. Bei diesen Raubzügen bildet er gewöhnlich lange Rotten; die einzelnen Thiere laufen dabei nicht blos in einer Reihe hinter einander her, sondern treten, wie die Indianer auf ihren Kriegszügen, auch gewöhnlich in dieselben Fußtapfen, und es wird dann schwer, zu erkennen, wie stark eine solche Meute ist. Sobald die Bande eine Beute bemerkt, umringt sie dieselbe und sucht ihr auf der Flucht immer soviel als möglich den Weg abzuschneiden, bis sie Einer erreicht und niederreißt. Dann fällt die ganze Gesellschaft unter wüthendem Knurren und Heulen über das verendende Thier her und frißt es bis auf die Knochen auf. Wenn der Hunger den Wolf peinigt, ist er ein abscheuliches Thier, obgleich er dann gerade eine ihm sonst gänzlich mangelnde, rühmenswerthe Eigenschaft zeigt: Muth nämlich. Der hungrige Wolf überwältigt Pferde und Rinder, deren Hufen und Hörnern er im Sommer sorgfältig ausweicht, und greift manchmal, obschon äußerst selten, rücksichtslos auch den bewehrten Menschen an, selbst wenn er sieht, daß dieser mehrere seiner Gefährten mit seiner Feuerwaffe niedergestreckt hat. Gewöhnlich bleibt bei diesen Todten ein Theil des Rudels zurück, um sie in der scheußlichsten Weise zu begraben — in dem Innern ihres bellenden Magens. Auch kranke Wölfe werden unter Umständen von ihren Mitbrüdern aufgefressen. Im allergrößten Nothfalle, d. h. nur dann, wenn ihm thierische Kost gebricht, nimmt der Wolf seine Zuflucht zu Pflanzennahrung und begnügt sich mit Moos und Baumknospen. Im hohen Norden, wo ihm auch diese Kost mangelt, verzehrt er oft unverdauliche Stoffe, um seinen Hunger zu stillen, z. B. alte Kleidungstücke, Garn, altes Schuhwerk und dergleichen, welche Dinge er sich in der Nähe der Wohnungen aus dem Kehricht hervorsucht. Den Menschen fällt er unter allen Umständen nur dann an, wenn ihn der wüthendste Hunger dazu zwingt. Hat er aber einmal gesehen, wie leicht der Mensch zu überwältigen ist, so zieht er später sein Fleisch dem aller Thiere vor. Er schleicht sich dann oft in die Dörfer hinein, selbst bei hellem Tage, um Kinder zu rauben. Häufig genug soll es vorgekommen sein, daß er auch Leichen aus der Erde gegraben und diese gefressen hat.

Aus allen diesen Angaben mag hervorgehen, wie schädlich dieses Raubthier ist oder werden kann. Bei den Nomadenvölkern oder allen denen, welche Viehzucht treiben, ist er entschieden der schlimmste ihrer Feinde. Es kommt vor, daß er die Viehzucht wirklich unmöglich macht. In der russischen Provinz Liefland wurden in dem Jahre 1823 bei den Behörden als den Wölfen zur Beute gefallene Thiere angemeldet: 15,182 Schafe, 1807 Rinder, 1841 Pferde, 3270 Lämmer und Ziegen, 4190 Schweine, 703 Hunde und 1873 Gänse und Hühner. Im Großherzogthum Posen wurden im Jahre 1820 neunzehn Erwachsene und Kinder zerrissen, und doch hatte die preußische Regierung in den vorhergehenden Jahren 4618 Thaler Schußgeld für erlegte Wölfe bezahlt. Dem Rückzug der Franzosen folgten die vierbeinigen Raubmörder durch ganz Deutschland bis an den Rhein und richteten überall namhaften Schaden an. In Lappland ist das Wort Friede gleichbedeutend mit „Ruhe vor den Wölfen". Auch in Spanien verursachen die Wölfe bedeutende Verluste. Während meiner Anwesenheit in diesem schönen Lande, im Winter von 1856 zu 1857, fand man einmal 2 jener muthigen Sicherheitsbeamten, welche Spanien von menschlichen Räubern befreit haben, todt inmitten einer Schaar von Wölfen, welche sie vorher erlegt hatten. Die tapferen Männer hatten gekämpft, solange ihr Pulver und Blei

ausgereicht hatte, und selbst dann noch mit dem Bayonnet sich vertheidigt, waren aber endlich doch unterlegen, vielleicht mehr der Ermattung und der Kälte als den hungrigen Wölfen.

Es ist kein Wunder, wenn diese gefährlichen Thiere, zumal da, wo sie in Menge auftreten, nicht blos unter den Menschen, sondern auch unter den Thieren Angst und Schrecken verursachen. Die Pferde werden im hohen Grade unruhig, sobald sie einen Wolf wittern, die übrigen Hausthiere, mit Ausnahme der Hunde, ergreifen die Flucht, wenn sie nur die geringste Wahrnehmung von ihrem Hausfeinde erlangt haben. Für gute Hunde aber scheint es kein größeres Vergnügen zu geben als die Wolfsjagd, wie ja überhaupt die Hunde sich dadurch auszeichnen, daß sie gerade diejenige Jagd am liebsten treiben, welche die gefährlichste ist. Dabei ist es merkwürdig, daß der Haß zwischen zwei so nahen Verwandten, wie es der Hund und Wolf sind, eine so unbeschreibliche Höhe erreichen kann. Andere Hausthiere wissen sich gegen den Wolf zu vertheidigen. „In den südrussischen Steppen", sagt Kohl, „wohnen die Wölfe in selbst gegrabenen Höhlen, die oft klaftertief sind. Kaum sind sie irgendwo häufiger, als in den waldigen und buschigen Ebenen der Ukraine und Kleinrußlands. Jede menschliche Wohnung ist dort eine wahre Festung gegen die Wölfe, und mit 12 bis 14 Fuß hohen Dornmauern umgeben. Diese Thiere umschleichen in der Nacht immerfort die Herden der russischen Steppen. Den Pferdeherden nahen sie sich mit Vorsicht, suchen einzelne Füllen wegzuschnappen, die sich zu weit von der Herde weggewagt haben, oder beschleichen auch einzelne Pferde, springen ihnen an die Gurgel und reißen sie nieder. Merken die übrigen Pferde den Wolf, so gehen sie ohne weiteres auf ihn zu und hauen, wenn er nicht weicht, mit den Vorderhufen auf ihn los, ja die Hengste packen ihn auch mit den Zähnen. Oft wird der Wolf schon auf den ersten Schlag erlegt, oft aber macht er eine schnelle Wendung, packt das angreifende Pferd an der Gurgel und reißt es zu Boden. Auch viele zugleich erscheinende Wölfe sind nicht im Stande eine Pferdeherde zum Weichen zu bringen; sie sind im Gegentheil, wenn sie sich nicht bald zurückziehen, in Gefahr umringt und erschlagen zu werden." In Spanien erzählte man mir, daß auch die Schweine, welche dort in den großen Eichwaldungen gehütet werden, sich muthig vertheidigen, wenn sie von Wölfen angefallen werden.

Die Sinne des Wolfes sind ebenso scharf, wie die des zahmen Hundes. Geruch, Gehör und Gesicht sind gleich vortrefflich. Es wird behauptet, daß er nicht blos spüre, sondern auch auf große Strecken hin wittere. Daß er auch leises Geräusch in bedeutender Entfernung vernimmt und zu deuten weiß, ist sicher. Ebenso versteht er genau, welchem Thiere eine Fährte angehört, die er zufällig auf seinen Streifereien gefunden hat. Er folgt dieser dann, ohne sich um andere zu bekümmern: es wird behauptet, daß er, wenn er einer Fährte folgt, oft an anderen Thieren vorüberläuft. Seine elende Feigheit, seine List und die Schärfe seiner Sinne zeigt sich bei seinen Ueberfällen. Er ist dabei überaus vorsichtig und behutsam, um ja seine Freiheit und sein Leben nicht aufs Spiel zu setzen.

Anders benimmt er sich freilich, wenn ihn der quälende Hunger zur Jagd treibt. Dieser verändert das Betragen und läßt den Wolf namentlich seine Vorsicht und List ganz vergessen, stachelt aber auch seinen Muth an. Der hungrige Wolf ist geradezu tollkühn, und fürchtet sich vor gar Nichs mehr. Es giebt dann für ihn wirklich kein Schreckmittel, und eine Rotte solcher Thiere ist deshalb für Mensch und Thier im höchsten Grad gefährlich. Gewöhnlich frißt der Wolf seine Beute gleich auf einmal auf, und seine Freßfähigkeit ist so großartig, daß er ein ganzes Schaf recht gut bewältigen kann. Die Paarungszeit der Wölfe fällt in den Winter und nach 14 Wochen wölft das Weibchen, in einsamen düsteren Wäldern, 3 bis 9, gewöhnlich aber 4 bis 6 Junge. Das Gewölfe bleibt 9 bis 14 Tage lang blind und saugt 5 bis 6 Wochen. Die Mutter verbirgt es so lange, bis die Jungen laufen können, sorgfältig vor anderen Wölfen; denn der Herr Gemahl frißt ohne weiteres seine eigne Nachkommenschaft auf, wenn er sie erwischen kann. In der Nähe des Gewölfes vermeidet die Alte jede Räuberei, um das Lager ja nicht zu verrathen. Wittert sie bei der Zurückkunft von einem Ausfluge etwas Verdächtiges, so trägt sie die Jungen nach Hundeart weg in ein anderes Lager. Sie liebt und pflegt ihre Kinder mit großer Zärtlichkeit und vertheidigt sie aufopfernd gegen jede Gefahr, am allermuthigsten gegen die Angriffe, welche ihnen von anderen Wölfen drohen. Die Jungen wachsen bis ins dritte Jahr. Das Alter, welches sie überhaupt erreichen, dürfte sich auf 12 bis 15 Jahr belaufen.

Durch vielfache Versuche ist es zur Genüge festgestellt, daß durch Paarung des Wolfes mit dem Hunde Bastarde entstehen, welche wahrscheinlich wiederum fruchtbare Junge erzeugen. Diese Bastarde halten nicht immer die Mitte zwischen Wolf und Hund, und auch die Jungen eines

Wurfes sind sehr verschieden. In der Regel sind sie mehr dem Wolfe ähnlich, obwohl auch hundähnliche vorkommen.

Jung aufgezogene und verständig behandelte Wölfe werden sehr zahm und zeigen große Anhänglichkeit zu ihrem Herrn. Cuvier berichtet von einem solchen, welcher ganz wie ein junger Hund aufgezogen worden war und nach erlangtem Wachsthum von seinem Herrn dem Pflanzengarten geschenkt wurde. „Hier zeigte er sich einige Wochen lang ganz trostlos, fraß äußerst wenig und benahm sich ganz gleichgiltig gegen seinen Wärter. Endlich aber faßte er eine Zuneigung zu Denen, die um ihn waren und sich mit ihm beschäftigten, ja es schien, als hätte er seinen alten Herrn vergessen. Letzterer kehrte nach einer Abwesenheit von 18 Monaten nach Paris zurück. Der Wolf vernahm seine Stimme trotz dem geräuschvollen Gedränge mitten in den Gärten der Menagerie, und überließ sich, da man ihn in Freiheit gesetzt, den Ausbrüchen der ungestümsten Freude."

Es ist erklärlich, daß die Wolfsjagd schon seit den ältesten Zeiten in einen wahren Vertilgungskrieg ausartete. Nach den Gesetzen Karls des Großen durfte Jedermann Wölfe und Bären tödten. „Wolffen und Beeren, an den brichet nyemand keynen Frid", so lautet das Gesetz deutsch übersetzt in der zu Straßburg 1507 erschienenen Ausgabe des „Sachsenspiegels". Wer einen zahmen Wolf, oder Hirsch oder Bären oder einen bissigen Hund hielt, mußte nach Karls des Großen Gesetz den Schaden, welchen ein solches Thier anrichtete, bezahlen: „Wer behaltet einen anfelligen Hund oder einen czamen Wolff oder Hirß, oder Beeren, wa sig icht schaden thund, das soll der gelten (bezahlen), des sy seind."

Zur Vertilgung des Wolfes gelten alle Mittel. Pulver und Blei ebensogut, wie das tückisch gestellte Gift, die verrätherische Schlinge und Falle, der Knüppel und jede andere Waffe. Die meisten Wölfe werden gegenwärtig wohl mit Brechnuß und in der neuern Zeit hauptsächlich mit Strychnin, bekanntlich dem eigentlichen wirksamen Bestandtheile der Brechnuß, getödtet. Wenn im Winter die Nahrung zu mangeln beginnt, bereitet man für den Wolf ein getödtetes Schaf zu und legt es aus. Das Thier wird abgestreift und das Gift in kleinen Mengen überall in das aufgeschnittene Fleisch eingestreut. Dann zieht man die Haut wieder darüber und wirft den Köder nun auf den bekannten Wechselstellen der Wölfe aus. Die Wirkung ist furchtbar. Kein Wolf frißt sich an einem derartig vergifteten Thiere satt, sondern bezahlt gewöhnlich schon in den ersten Minuten seine Freßgier mit dem Tode. Vortheilhaft sind auch die Fallgruben. Sie sind etwa 10 Fuß tief und haben 8 Fuß im Durchmesser. Man überdeckt sie mit einem leichten Dach aus schmalen, biegsamen Zweigen, Moos und dergleichen und bindet in ihrer Mitte einen Köder an. Damit der Wolf nicht Zeit habe, vorher lange Untersuchungen zu machen, wird die Grube mit einem etwa 3½ Fuß hohen Zaun umgeben, und dieser dient auch gleich noch dazu, die Menschen gegen das Hinabfallen in solche Gruben zu sichern. So muß der Wolf, um zu seiner Beute zu gelangen, mit einem Satze über den Zaun wegspringen, bricht dann augenblicklich durch und fällt hinab in die Tiefe. Der schweizer Naturforscher Geßner berichtet einen wirklich lustigen Fall, welcher zugleich von der Feigheit des Wolfes Zeugniß ablegt. Er erzählt, daß ein Jäger in einer solchen Wolfsgrube einmal einen dreifachen Fang auf einmal gemacht habe: einen Wolf, einen Fuchs und ein altes Weib, von denen Jedes aus Furcht vor den Anderen die ganze Nacht sich nicht gerührt hatte!

In volkreichen Gegenden bietet man die Mannschaft zu großen Treibjagden auf. Die Auffindung einer Wolfsspur war das Zeichen zum Aufbruch ganzer Gemeinden. In den größeren Förstereien Polens, Posens, Ostpreußens, Litthauens u. s. w. hat man eigens zur Wolfsjagd breite Schneißen durch den Wald gehauen und diesen dadurch in kleinere Vierecke abgetheilt. Bei einem Aase auf der Schießhütte wird der Wolf ebenfalls oft erlegt. Ja, es gibt Leute, welche einen dick vollgefressenen Wolf aufsuchen und ohne weiteres mit dem Knüppel todtschlagen. Diese Jagdart erinnert am lebhaftesten an die Jagden, welche die Bewohner der russischen Steppe auf die Wölfe abhalten. Bei diesen erscheint das Gewehr nämlich geradezu als Nebensache. Der aufgetriebene Wolf wird von den berittenen Jägern solange verfolgt, bis er nicht mehr laufen kann und dann todtgeschlagen. Schon nach einer Jagd von ein paar Stunden versagen dem Wolf die Kräfte. Er stürzt, rafft sich von neuem zu verzweifelten Sätzen auf, schießt noch eine Strecke weiter vorwärts und gibt sich endlich verzweiflungsvoll seinen Verfolgern hin. Man kann sich keinen scheußlichern Anblick denken, als den des mattgehetzten Wolfs.

Sehr eigenthümlich ist die Jagdweise der Lappen. Wie ich oben bemerkte, ist der Wolf für sie der Schrecken aller Schrecken, ich möchte sagen, ihr einziger Feind. Und wirklich bringt ihnen kein anderes Geschöpf so vielen Schaden, wie er. Während des Sommers und auch mitten im Winter sind ihre Renthiere den Angriffen des Raubthieres preisgegeben, ohne daß

sie viel dagegen thun könnten. Die Meisten besitzen zwar das Feuergewehr und wissen es auch recht gut zu gebrauchen; allein die Jagd mit diesem ist bei weiten nicht so erfolgreich, als eine andere, welche sie ausüben. Sobald nämlich der erste Schnee gefallen ist und noch nicht jene feste Kruste erhalten hat, welche er im Winter regelmäßig bekommt, machen sich die Männer zur Wolfsjagd auf. Ihre einzige Waffe besteht in einem langen Stock, an welchem oben ein scharfschneidiges Messer angefügt wurde, so daß der Stock hierdurch zu einem Sper umgewandelt worden ist. An die Füße schnallen sie sich die langen Schneeschuhe, welche ihnen ein sehr schnelles Fortkommen ermöglichen. Jetzt suchen sie den Wolf auf und verfolgen ihn laufend. Das Thier, welches bis an den Leib im Schnee waten muß, ermüdet sehr bald und kann auch einem Skyläufer nicht entkommen. Der Verfolger nähert sich dem gehetzten Wolf mehr und mehr, und wenn er ihn auf eine waldlose Ebene herausgebracht hat, ist derselbe verloren, denn hier wird er erreicht und niedergestochen.

Der größte Nutzen, welchen wir vom Wolf ziehen können, besteht in Erbeutung seines Winterfells, welches, wie bekannt, als gutes Pelzwerk vielfach angewendet wird. Die schönsten Felle kommen aus Schweden, Rußland, Polen, Frankreich und werden mit 6 bis 8 Thaler bezahlt. Außerdem bezahlen alle Regierungen noch ein besonderes Schußgeld für den getödteten Wolf.

Der Jagdgeschichten, welche vom Wolfe handeln, giebt es so viele, daß wir sie hier gänzlich unbeachtet lassen müssen.

Mehrere Naturforscher unterscheiden gegenwärtig den schwarzen amerikanischen Wolf (Lupus occidentalis), als Art von den übrigen, während man ihn früher als bloße Abänderung ansah. Die Unterschiede zwischen Beiden sind in Wahrheit nicht eben bedeutend; sie begründen sich hauptsächlich auf die dunklere Farbe des Pelzes.

In Ostafrika lebt ein diesem Wildhunde nicht unähnlicher Wolf, der „Abu el Hossein" der Araber (Canis Lupaster). Er ist bedeutend kleiner, als unser Isegrimm, diesem aber ähnlich, von aschgrau gelblichem Grunde, schwarz und fuchsroth gezeichnet, mit deutlich hervortretendem, dunklen Halsbande. Ueber sein Freileben ist wenig bekannt, und auch über die Gefangenen, welche in Thiergärten lebten, fehlen Beobachtungen. Nach den Berichten gleicht das Leben des Thieres anderen kleineren Wölfen.

Alle kleinen Wölfe pflegt man unter dem gemeinsamen Namen Schakale zu vereinigen. Es finden sich die zu dieser Gruppe gehörigen Mitglieder ebensowohl in der alten, wie in der neuen Welt. Afrika und Asien sind jedoch reicher an Arten, als Amerika. Unter den Naturforschern herrscht über die Schakale eine große Unklarheit, ja vollständige Verwirrung; zumal die altweltlichen Arten bedürfen noch sehr der genaueren Bestimmung.

Der gemeine Schakal (Canis aureus) ist dasselbe Thier, welches die Alten „Goldwolf" nannten, und wahrscheinlich der bei dem Bubenstreiche Simsons erwähnte „Fuchs", welchen jener edle Recke benutzte, um den Philistern ihr Getreide anzuzünden; sein Name ist persischen Ursprungs; er ist im Morgenlande überall bekannt; man spricht mit demselben Wohlgefallen von seinen Thaten, mit welchen wir des Fuchses gedenken. Nordafrika und Nordasien bilden seine eigentliche Heimat, nach neueren Beobachtungen kommt er aber auch in Europa und zwar in Dalmatien und in Griechenland vor. In Mittel-, Ost-, West- und Südafrika sowie in Indien wird er durch andere, ihm mehr oder weniger ähnliche Arten vertreten.

Der Schakal ist kräftig gebaut, hochbeinig und kurzschwänzig; seine Schnauze ist spitzer, als die des Wolfes, aber stumpfer, als die des Fuchses. Die buschige Standarte hängt bis zu den Füßen herab. Die Lauscher sind ziemlich klein, die Augen haben einen runden Stern. Ein mittellanger, rauher Balg von schwer beschreiblicher Färbung deckt den Leib. Die Grundfarbe ist ein schmutziges Fahl- oder Graugelb, welches auf dem Rücken und an den Seiten mehr ins Schwarze zieht, bisweilen auch schwarz gewellt erscheint. Die Unterseite ist gelblichroth oder lichtgelb, die Kehle weißlich, der Kopf aber röthlich, mit Grau gemischt. Die Lippen sind schwarz, die Lauscher an der Innenseite weiß. Die Läufe sind ebenfalls fahl oder gelbroth. Seine Leibeslänge beträgt 2 Fuß und etwas darüber, die des Schwanzes 10 Zoll, die Höhe am Widerrist $1\frac{1}{2}$ Fuß.

In seiner Lebensweise stellt er sich so recht eigentlich als Bindeglied zwischen Wolf und Fuchs dar. Dem Letztern ähnelt er mehr als dem Erstern. Bei Tage hält er sich zurückgezogen; gegen Abend begibt er sich auf seine Jagdzüge, heult laut, um andere seiner Art herbeizulocken, und streift nun mit diesen umher. Er liebt die Geselligkeit sehr, obwohl er auch einzeln umherjagt. Man darf ihn vielleicht den dreistesten und zudringlichsten aller Hunde nennen.



Der gemeine Schakal (Canis aureus).

Er scheut sich nicht im geringsten vor menschlichen Niederlassungen, sondern dringt frech in das Innere der Dörfer, ja selbst der Gehöfte und Wohnungen ein und nimmt dort weg, was er grade findet. Durch diese Zudringlichkeit wird der Schakal weit unangenehmer und lästiger, als durch seinen berühmten Nachtgesang, welchen er mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer vorzutragen pflegt. Sobald die Nacht wirklich hereingebrochen ist, vernimmt man ein vielstimmiges, im höchsten Grade klägliches Geheul, welches dem unserer Hunde ähnelt, sich aber durch größere Vielseitigkeit auszeichnet. Wahrscheinlich dient dieses Geheul hauptsächlich anderen der gleichen Art zum Zeichen: die Schakale heulen sich gegenseitig zusammen. Jedenfalls ist es nicht als ein Ausdruck der Wehmuth unsrer lieben Thiere anzusehen; denn der Schakal heult auch bei reichlicher Mahlzeit.

Zum Haß berechtigen übrigens auch noch andere Thaten der Schakale. Der geringe Nutzen, welchen sie bringen, steht mit dem Schaden, den sie verursachen, in gar keinem Verhältnisse. Nützlich werden sie nur durch Wegräumen des Aases und Vertilgung allerhand Ungeziefers, hauptsächlich durch Mäusefang, schädlich aber wegen ihrer unverschämten Spitzbübereien. Sie fressen nicht nur alles Genießbare weg, sondern stehlen noch allerhand Ungenießbares aus Haus und Hof, Zelt und Zimmer, Stall und Küche. Sie nehmen mit, was ihnen gerade paßt, und ihre Freude am Diebstahl ist vielleicht ebenso groß, als ihre Gefräßigkeit. Im Hühnerhofe spielen sie ganz die Rolle unsers Reinecke. Sie morden mit der Gier des Marders und stehlen, wenn auch nicht mit der List, doch mit der Frechheit des Fuchses. Die Morgenländer sagen ihnen nach, daß sie unter Umständen auch den Menschen angriffen, zwar nicht den Erwachsenen und Gesunden, wohl aber Kinder und Kranke.

Jung eingefangene Schakale werden bald sehr zahm, jedenfalls weit zahmer, als Füchse. Sie gewöhnen sich ganz an den Herrn, folgen ihm, wie ein Hund, lassen sich liebkosen oder verlangen Liebkosungen, wie dieser, hören auf den Ruf, wedeln freundlich mit dem Schwanze, wenn sie gestreichelt werden, kurz, zeigen eigentlich alle Sitten und Gewohnheiten der Haushunde. Selbst alt gefangene gewöhnen sich mit der Zeit an den Menschen, so bissig sie auch anfänglich sich zeigen.

Wir beschränken uns darauf, die weniger bekannten Arten der Schakale, deren Eigenthümlichkeit von manchen Naturforschern in Zweifel gezogen wird, dem Namen nach aufzuführen, da im Wesentlichen ihre Lebensweise der des gemeinen Schakals entspricht. Solche sind der Indische Schakal (Canis indicus); der in Süd- und Mittelafrika häufige Schabrakenschakal (Canis mesomelas); der sogenannte Wildhund Mittelafrikas, wahrscheinlich dem von Cuvier aufgestellten Wolfshund (Canis Anthus) entsprechend und endlich der



Der Schabrakenschakal (Canis mesomelas).

Savannenhund der Ansiedler in Südamerika (Canis cancrivorus), von den Indianern Karasiffi oder Maikong genannt.

Ein sehr bekannter amerikanischer Hund ist der Prairiewolf (Canis latrans). Er bildet gewissermaßen ein Uebergangsglied von den Wölfen zu den Füchsen. Seine Art ist noch wolfartig, der Kopfbau, die niederen Läufe und der ziemlich lange dicke Schwanz aber erinnern an den Fuchs. Der Leib ist dick und erscheint wegen des ungewöhnlich reichen Balges noch dicker, als er wirklich ist. Der Hals ist kurz und kräftig, der Kopf schlanker, als der des Wolfes, oben breit, an der Schnauze zugespitzt. Das Ohr ist ziemlich groß, unten breit, oben aber nicht gerundet. Das Auge, dessen Färbung ein lichtes Braun ist, besitzt einen runden Stern. Die Färbung des Balges ist ein schmuziges Gelblichgrau. Die Unterseite und die innere Seite der Beine sind weißlich.

Prinz Max von Wied, dem wir, neben Audubon, die beste Beschreibung verdanken, sagt, daß der Prairiewolf nur einzeln oder paarweise vorkommt und nach Art unserer europäischen Wölfe lebt. Er raubt Alles, was er bezwingen kann, und gleicht auch hinsichtlich der Schlauheit vollständig unseren Wölfen und Füchsen. Des Nachts kommt er oft bis in die indianischen Dörfer hinein, und im Winter sieht man ihn auch nicht selten am Tage herumtraben, wie unsern Wolf bei tiefem Schnee und Kälte. Zur Zeit der Paarung bewohnt er selbstgegrabene Baue oder Höhlen, und hier soll im April die Wölfin ihre sechs bis zehn Junge werfen. Um dieselbe Zeit vernimmt man ihre Stimme in der Prairie: ein sonderbares, am Ende etwas gezogenes Bellen, welches dem Lautgeben unserer Füchse ähnelt.

In die Falle geht der Prairiewolf weit seltener, als der Wolf oder Fuchs, und wenn er es thut, geschieht es nicht zur Freude des Jägers, weil der Pelz keinen Werth hat und von den Pelzhändlern nicht beachtet wird.

Ein Prairiewolf, welcher im Zimmer aufgezogen worden ist, erweist sich ebenso artig, wie ein gutmüthiger Hund, obgleich nur gegen Bekannte. Er hat ganz das Wesen des Haushundes. Bei dem Anblick seiner Freunde springt er vor Freuden hoch auf, wedelt mit dem Schwanze



Der Prairiewolf (Canis latrans).

und kommt dann an das Gitter heran, um sich liebkosen zu lassen. Die ihm schmeichelnde Hand leckt er jedoch nicht: er beriecht sie höchstens. Wenn er allein ist, langweilt er sich und fängt dann jämmerlich zu heulen an. Gibt man ihm aber Gesellschaft, so mißhandelt er diese, falls er es nicht mit besseren Beißern zu thun hat, als er einer ist. Lebende Thiere, welche an seinem Käfig vorübergehen, versetzen ihn stets in große Aufregung, Hühnern namentlich folgt er mit der größten Begierde, so lange er sie sehen kann. Er ist an Hausmannskost gewöhnt worden und zieht Brot entschieden dem Fleische vor, verachtet aber auch dieses nicht.

Die eigentlichen Füchse unterscheiden sich von den Haushunden, Wölfen und Schakalen durch den Schädelbau, den länglichrunden, etwas schiefstehenden Augenstern und den langen, buschigen, behaarten Schwanz, noch mehr aber durch ihre geistigen Fähigkeiten und ihre Lebensweise.

Unter den in Europa einheimischen und wildlebenden Säugethieren steht der gemeine Fuchs (Vulpes vulgaris) unzweifelhaft obenan. Kaum ein einziges anderes Mitglied der ersten Klasse genießt einen so hohen Ruhm und erfreut sich einer so großen Bekanntschaft, wie Freund Reinecke, das Sinnbild der List, Verschlagenheit, Tücke, Frevelhaftigkeit und, wie ich sagen möchte, gemeinen Ritterlichkeit. Ihn rühmt das Sprichwort, ihn preist die Sage, ihn verherrlicht das Gedicht, und einer unserer größten Meister hielt ihn für würdig, seinen Gesang ihm zu widmen. Es ist gar nicht anders möglich: der Gegenstand einer so allgemeinen Theilnahme muß ein ausgezeichnetes Geschöpf sein. Und das ist denn auch unser Schlaukopf und Strauchdieb in jeder Hinsicht. Wir müssen ihm unsere Achtung zollen seiner geistigen, wie leiblichen Eigenschaften wegen, wir müssen ihn gewissermaßen liebgewinnen. Gleichwohl erfreut sich Reinecke keineswegs unserer Freundschaft. Trotz der Achtung, welche seine Fähigkeiten uns einflößen, wird er von uns verfolgt und befehdet, wo sich nur immer Gelegenheit dazu bietet. Es scheint fast, als bestände zwischen dem Menschen und Thiere ein Wettstreit, als bemühe sich der Mensch, ihm gegenüber zu zeigen, daß die geistigen Fähigkeiten des Erdenbeherrschers denn doch noch die des Fuchses überträfen — und Reinecke seinerseits läßt es sich angelegen sein, seinem Verfolger immer und immer wieder zu zeigen, daß man auch trotz aller Hindernisse noch zu leben verstehe.

Der Fuchs ist ein vollendetes Thier in seiner Art. „Zierlicher, als seine Verwandten in Tracht und Haltung", sagt Tschudi, „feiner, vorsichtiger, berechnender, biegsamer, von großem

Gedächtniß und Ortsinn, erfinderisch, geduldig, entschlossen, gleich gewandt im Springen, Schleichen, Kriechen und Schwimmen, scheint er alle Erfordernisse des vollendeten Strauchdiebes in sich zu vereinigen und macht, wenn man seinen geistreichen Humor hinzunimmt, den angenehmen Eindruck eines abgerundeten Virtuosen in seiner Art." Reinecke ist unbedingt der allervollendetsten Spitzbuben einer. Mit seinen leiblichen Begabungen stehen seine geistigen Fähigkeiten nicht blos im Einklange, sondern diese ersetzen ihm gewissermaßen die Mängel seiner leiblichen Ausrüstung, anderen, besser begabten Raubthieren gegenüber. So versteht auch Reinecke sein Handwerk zu treiben und wahrlich, er läßt sich kaum von einem zweiten Geschöpfe übertreffen. Ihm scheint Nichts unerreichbar, seiner List und Tücke kein Wild zu schnell oder zu stark, seiner Behendigkeit Nichts zu rasch, seiner Leichtigkeit Nichts zu gewandt zu sein. Die Gefahr würdigt er vollkommen, aber er fürchtet sie nicht; denn für ihn sind alle Netze, Fallen, Schlingen und Jagdwaffen eigentlich kaum da; für ihn findet sich aus jeder Verlegenheit noch ein Ausweg, und nur die noch größere Menschenlist oder die durch Verbindung mit des Fuchses eigenen Familiengenossen unberechenbar vermehrte Macht des Menschen kostet unserm Strauchdieb Haut und Haar.

Reinecke lebt, hundertfach durch Wort und Bild gezeichnet, in Jedermanns Anschauung und ist deshalb wohl bekannt. Dennoch verdient er den weniger mit der Natur Vertrauten besonders vorgestellt zu werden. Sein Kopf ist breit, die Stirn platt, die Schnauze, welche sich plötzlich verschmälert, lang und dünn. Die Seher sind schief und die Lauscher, welche am Grunde sich verbreitern und nach oben zuspitzen, aufrecht gestellt. Der Leib erscheint seines ziemlich dichten Haarkleides wegen dick, ist in Wahrheit aber ungemein schlank, jedoch äußerst kräftig und der umfassendsten Bewegung fähig. Die Läufe sind dünn und kurz, die Standarte oder Lunte aber lang und buschig; der Balg ist sehr reichlich, dicht, weich, und hinsichtlich seiner Färbung ein wirklich vollendeter zu nennen. Reinecke sammt seiner ganzen edlen Sippschaft trägt ein Kleid, welches seinem Räuberthum in der allervortrefflichsten Weise entspricht. Die Färbung desselben paßt ebenso zum Laubwalde, als zum Nadelholzbestande, er sei hoch oder niedrig; sie ist für die Haide, wie für das Feld, für das Stein- oder Felsengeklüft gleich geeignet. Es ist ein fahles, grauliches Roth, welches sich der Bodenfärbung förmlich anschmiegt und mit ihr wirklich auch mehr oder weniger wechselt. Mehr als anderen Thieren scheint dem Fuchse der Rock nach dem Lande angepaßt zu sein; denn der südliche Fuchs ist von dem nördlichen und der Gebirgsfuchs von dem der Ebene nicht unwesentlich in der Färbung verschieden. Seine im Norden in der Steppe und Wüste lebenden Verwandten zeigen uns ihre Gleichfärbigkeit mit dem Boden noch deutlicher. Wenn wir das Gewand unsers Raubgesellen genau prüfen, finden wir, daß die Farbenvertheilung etwa folgende ist: Auf der ganzen Oberseite ist der Pelz rost- oder gelbroth gefärbt, die Stirn, die Schultern und der Hintertheil des Rückens bis zur Schwanzwurzel sind mit Weiß überlaufen, weil die einzelnen Haare an dieser Stelle in eine weiße Spitze endigen; die Lippen, Wangen und die Kehle sind weiß und ein weißer Streifen zieht sich auch an den Beinen herab. Brust und Bauch sind aschgrau, die Weichen weißgrau, die Vorderläufe roth, die Lauscher wie die Pranken oder Zehen schwarz, die Standarte rostroth oder gelbroth, schwärzlich überlaufen und ihre Blume oder Spitze weiß. Alle diese Färbungen gehen ganz unmerklich in einander über, keine sticht grell von der andern ab: und daher kommt es eben, daß das ganze Kleid für alle Verhältnisse so außerordentlich geeignet ist.

Unser Fuchs ist etwa 2¼, einschließlich der Lunte aber etwas über 3½ Fuß lang. Die Höhe am Widerrist beträgt etwas über einen Fuß. Die Füchsin ist schlanker gebaut und hat gewöhnlich eine spitzere Schnauze.

Reinecke bewohnt den größten Theil der nördlichen Hälfte unserer Halbkugel. Er geht durch ganz Europa, Nordafrika, West- und Nordasien, ja selbst nach Amerika hinüber. Man vermißt ihn nirgends ganz und trifft ihn in manchen Gegenden sehr häufig an. Seine Allseitigkeit läßt ihn aller Orten passende Wohnplätze finden, wo andere Raubthiere, aus Mangel an solchen, sich nicht aufhalten können, und seine List, Schlauheit und Gewandtheit befähigt ihn, diese Wohnsitze mit einer Hartnäckigkeit und Starrsinnigkeit zu behaupten, welche geradezu ohne Beispiel dasteht. Auf kein Thier wird so eifrig und unerbitterlich Jagd gemacht, wie auf den Fuchs, und gleichwohl ist es den Menschen bisher noch durchaus nicht gelungen, ihn auszurotten.

Die Geselligkeit scheint der Fuchs nicht besonders zu lieben, denn er lebt paarweise und am liebsten einzeln. Seine Wohnplätze werden immer mit äußerster Vorsicht gewählt. Es sind tiefe, gewöhnlich verzweigte Höhlen im Geklüft, zwischen Wurzeln oder anderen günstigen Stellen, welche am Ende in einen geräumigen Kessel münden. Wenn es nur irgend angeht, gräbt er sich diese Baue nicht selbst, sondern bezieht alte, verlassene Dachsbaue oder zwingt Grimbart, den mürrischen Einsiedler, seine Wohnung zu räumen, sei es, daß er ihn hinausbeißt oder



Der Fuchs (Vulpes vulgaris).

durch seinen abscheulich riechenden Unrath austreibt, indem er denselben den reinlichen Gesellen vor die Thüre setzt. Der Hauptbau, neben welchem der Fuchs noch mehrere Nothbaue von geringerer Ausdehnung zu besitzen, bezüglich anzulegen pflegt, hat nicht selten eine Tiefe von 10 Fuß, einen Umfang bis zu 50 Fuß und einen Kessel von 3 Fuß Durchmesser. Seine Gänge oder Röhren stehen durch vielfach sich durchkreuzende Querröhren mit einander in Verbindung und münden auch an verschiedenen Orten nach außen; nur zu dem eigentlichen Kessel führt eine einzige Röhre. Bei Verfolgung flieht der Fuchs in die erste, beste Röhre, welche er kennt, jedoch niemals geraden Wegs, sondern stets auf Umwegen, um seine Feinde zu täuschen. Dabei ist es ihm dann vollkommen gleichgiltig, ob er seine Wohnung oder die eines seiner Mitbrüder betritt.

Bei Platzregen, Sturm, kalter Witterung und während der Paarungszeit, auch im Sommer während der größten Hitze, oder solange die Füchsin kleine Junge hat, findet man unsern Buschklepper regelmäßig in seinem Bau; bei günstiger Witterung aber schleicht er durch sein Gebiet und ruht da aus, wo sich gerade ein passendes Plätzchen findet.

Der Fuchs scheint zu seinen Jagdzügen die Nacht dem Tage vorzuziehen; jedoch jagt er auch recht gern angesichts der Sonne, an stillen Orten lieber noch, als in der Dunkelheit. Wie der Hund, hält auch er die Wärme sehr hoch. Bei schönem Wetter legt er sich auf einen alten Baumstamm oder Stein, um sich zu sonnen, und verträumt in behaglichster Gemüthsruhe manches Stündchen. Mit Einbruch der Dämmerung oder schon gegen Abend endigt diese Beschaulichkeit, und er beginnt nun einen seiner Schleich- und Raubzüge. Aeußerst vorsichtig strolcht er langsam dahin, äugt und wittert von Zeit zu Zeit, sucht sich beständig zu decken und wählt deshalb immer die günstigsten Wege zwischen Gestrüpp, Steinen, hohen Gräsern und dergleichen. Er achtet auf Alles und bemerkt auch das Geringste, noch ehe andere Thiere davon eine Ahnung bekommen. Seine Sinnesfähigkeiten kommen ihm dabei vortrefflich zu statten: er vernimmt, äugt und wittert außerordentlich scharf und weiß mit überraschender Schlauheit jede gemachte Beobachtung zu benutzen. List und Verstellung sind ihm zur zweiten Natur geworden. Ein auf die Jagd gehender Fuchs sieht harmlos aus und ist doch entschieden eines der gefährlichsten Raubthiere, welche wir in bewohnten Gegenden noch besitzen. Seine Jagd gilt allem möglichen Gethier, von dem jungen oder kranken Reh an bis zu dem Käfer oder der Raupe herab, wenn auch Mäuse wohl den Haupttheil seiner Mahlzeit bilden dürften. Der Jägerei wird er ungemein verhaßt, denn er schont weder Jung noch Alt, verfolgt die Hasen und Kaninchen aufs eifrigste, plündert die Nester aller an der Erde brütenden Vögel aus und frißt die Eier, wie die Jungen und die Eltern. Er wagt es sogar ein Reh- oder Hirschkälbchen zu beschleichen, wenn er glaubt, daß dieses einen Augenblick lang unbewacht ist, obgleich er weiß, daß ihn die Mutter, sobald sie ihn bemerkt, abtreibt und, wenn sie ihn erreichen kann, mit den starken Vorderläufen dergestalt durchprügelt, daß er lendenlahm davonhinkt. Er versucht es sogar, die flugbegabten, alten Vögel zu überlisten und kommt nicht selten zum Ziele. Außerdem plündert er die Herden des zahmen Geflügels und schleicht zur Nachtzeit bis in die Höfe einzelnstehender Bauerngüter ein. Er schwimmt und watet durch Sumpf und Moor, um den auf dem Wasser brütenden Vögeln beizukommen; es sind Fälle bekannt, daß er brütende Schwäne erwürgt hat. Wenn er ein gutes Versteck besitzt, schleicht er dem Hausgeflügel selbst bei hellem Tage nach. In großen Gärten ist er sicherlich ein viel häufigerer Gast, als man gewöhnlich glaubt. Dort fängt er sich Heuschrecken, Maikäfer und deren Larven, Regenwürmer ꝛc., oder sucht sich süße Birnen, Pflaumen, Wein- und andere Beeren zusammen. An dem Bache lungert er herum, um eine schöne Forelle oder einen dummen Krebs zu überraschen; am Meeresstrande frißt er den Fischern die Netze aus; im Walde entleert er die Schneißen der Jäger. Im Nothfalle verzehrt er Aas und, wenn der dieses nicht hat, Kerfe aller Art: Käfer, Wespen, Bienen, Fliegen ꝛc. So kommt es, daß seine Tafel fast immer wohl bestellt ist und er nur dann in einige Noth geräth, wenn sehr tiefer Schnee ihm seine Jagd besonders erschwert.

Bei allen seinen Jagdzügen gilt ihm die eigene Sicherheit als erstes Gesetz: ihr ordnet er alle seine Lüste und Begierden unter, und eben deshalb entgeht er so vielfachen Nachstellungen. Weiß er sich vollkommen sicher, dann verwandelt sich seine Furcht in eine wirklich unverschämte Frechheit. Er kommt bei hellem Tage in den Hof, holt sich angesichts der Bewohner ein Huhn, eine Gans, macht sich mit seiner Beute ganz offen davon und trägt sie ruhig seines Weges, selbst wenn ihm die Hunde auf den Balg kommen. Nur im äußersten Nothfalle läßt er so schwer Errungenes im Stiche, und regelmäßig kommt er dann zurück, um zu sehen, ob er es nicht noch wegbringen könne. Dieselbe Frechheit bemerkt man bei ihm auch unter Umständen, welche ihm die schleunigste Flucht zur Nothwendigkeit machen. Ein Fuchs, welcher in einer Scheune gefangen war und

dort mit Knütteln und Heugabeln erschlagen werden sollte, entwischte der drohenden Gefahr glücklich, rannte lustig davon, bemerkte auf der nächsten Wiese Gänse, würgte schnell 2 von ihnen und nahm eine mit sich hinweg, gleichsam zum Hohne Derer, welche ihm den Hals brechen wollten. Forstrath Liebig erzählt, daß ein Fuchs in Mähren auf den Hof eines Bauern kam, um Hühner zu würgen, mit dem Stocke verjagt wurde, wiederkehrte, nochmals vertrieben wurde und zum dritten Male einrückte, dabei aber sein Leben lassen mußte.

Der Lauf des Fuchses ist schnell, ausdauernd, behend und im höchsten Grade gewandt. Er versteht zu schleichen, unhörbar auf dem Boden dahinzugleiten, aber auch zu laufen, zu rennen und außerordentlich weite Sätze zu machen. Selbst gute Jagdhunde sind selten im Stande, ihn einzuholen. Bei rascherem Laufe trägt er die Lunte gerade nach rückwärts gestreckt, während er sie beim gehen auf der Erde schleppt. Wenn er lauert, liegt er fest auf dem Bauche, wenn er ruht legt er sich nicht selten, wie der Hund, zusammengerollt auf die Seite, oder auch selbst auf den Rücken; sehr häufig sitzt er auch ganz nach Hundeart auf dem Hintern und schlägt dabei die buschige Standarte zierlich um seine Vorderläufe. Sein Schlaf ist ziemlich fest; wenigstens ist es möglich, sich dem schlafenden Fuchs einigermaßen zu nähern. Freilich ist er bei Treibjagden immer noch der Erste, welcher an der Schützenreihe erscheint und spähend umherschaut, wo ein Ausweg zu gewinnen. Seine Stimme ist ein kurzes Gekläff, welches mit einem stärkern und höhern Kreischen endet. Man nimmt es übrigens von erwachsenen Füchsen blos vor stürmischem Wetter, bei Gewittern, bei großer Kälte und zur Zeit der Paarung; die Jungen freilich schreien und kläffen, sobald sie hungrig sind oder sich langweilen. Im Zorn oder bei großer Gefahr knurrt oder heult der Fuchs; einen Schmerzenslaut vernimmt man von ihm blos dann, wenn er von einer Kugel getroffen worden ist: bei jeder andern Verwundung schweigt er hartnäckig still. Im Winter, namentlich bei Schnee und Frost, schreit er laut und klagend. Die Zeit der Paarung fällt auf das Ende Februars und dauert einige Wochen. Sechzig Tage oder auch 9 Wochen nach derselben, nämlich Ende Aprils oder Anfangs Mai, wölft die Füchsin im hintersten Kessel ihres Baues 3 bis 6, zuweilen aber 8 bis 9 Junge, welche 10 bis 14 Tage blind bleiben. Sie verläßt nun den Bau fast gar nicht mehr, und wird anfangs durch den Fuchs mit Nahrung versehen und auch später bei den Jagden zu Gunsten ihrer Jungen von ihm unterstützt. Schon einen Monat nach ihrer Geburt wagen sich die netten, mit röthlichgrauer Wolle bedeckten Raubjunker in stiller Stunde heraus vor den Bau, um sich zu sonnen und unter einander oder mit der gefälligen Alten zu spielen. Beide Eltern tragen ihnen Nahrung in Menge zu, von allem Anfange an auch lebendiges Wildpret: Mäuse, Vögelchen, Frösche und Käfer; die Mutter lehrt die hoffnungsvollen Sprößlinge, diese Thiere zu fangen, zu quälen und zu verzehren. Sie ist jetzt vorsichtiger, als je, sieht in dem unschuldigsten Dinge schon Gefahr für ihr Gewölfe und führt es bei dem geringsten Geräusche in den Bau zurück. Daher kommt es, daß es nur höchst selten dem Beobachter gelingt, die spielende Familie zu bemerken. Wenn die Kleinen eine gewisse Größe erlangt haben, liegen sie bei gutem Wetter gern morgens und abends vor dem Baue und erwarten die Heimkunft der Alten: währt ihnen diese zu lange, so bellen sie und verrathen sich hierdurch zuweilen selbst. Sobald die Alte irgend eine Nachstellung merkt, trägt sie die Jungen im Maule nach einem andern Baue, oft ziemlich weit weg. Schon im Juli begleitet das Gewölfe die jagende Alte oder macht sich wohl auch allein auf die Jagd, sucht in der Dämmerung ein junges Häschen, Mäuschen, Vögelchen und andere Thierchen zu überraschen, und wäre es auch nur ein Käfer. „Sie haben", sagt Tschudi, „schon ganz die Art der Alten. Die längliche, spitze Schnauze sucht emsig am Boden die Fährte, die feinen Oehrchen stehen gerade aufgerichtet, die kleinen, graugrünen, schief blitzenden Aeuglein visiren scharf das Revier, die reichwollige Standarte folgt leise dem leisen Auftritte der Sohlen. Bald steht der junge Jäger mit den Vorderfüßen auf einem Steine und spürt umher, bald duckt er sich in den Busch, um die Ankunft der Nestvögel zu erwarten, bald steht er heuchlerisch harmlos am Bergstalle, um den nächtlicher Weile das muntere Volk der Mäuse das Heugesäme durchsucht." Schon Ende Juli verlassen die jungen Füchslein den Bau gänzlich und beziehen mit ihrer Mutter die Getreidefelder, welche ihnen reichen Fang versprechen und vollkommene Sicherheit gewähren. Nach der Ernte suchen sie dichte Gebüsche, Haiden und Röhricht auf, bilden sich inzwischen zu vollkommen gerechten Jägern und schlauen Strauchdieben aus, und trennen sich endlich im Spätherbst gänzlich von der Mutter, um auf eigene Faust ihr Heil zu versuchen.

Sehr jung eingefangene Füchse lassen sich leicht aufziehen, weil sie sich ohne Mühe an Hundekost gewöhnen. Sie werden, wenn man sich viel mit ihnen abgibt, bald und sehr zahm und erfreuen uns durch ihre Munterkeit und Beweglichkeit. „Von mehreren Füchsen, welche ich

aufgefüttert habe", erzählt Lenz, „war der letzte, ein Weibchen, der zahmste, weil ich ihn am kleinsten bekam. Er fing eben an, selbst zu fressen, war aber doch schon so boshaft und beißig, daß er, wenn er eine Lieblingsspeise vor sich hatte, dabei immer knurrte und, wenn ihn auch Niemand störte, doch rings um sich in Stroh und Holz biß. Durch freundliche Behandlung ward er bald so zahm, daß er sichs gern gefallen ließ, wenn ich ihm ein eben gemordetes Kaninchen aus dem blutigen Rachen nahm und statt dessen den Finger hineinlegte. Ueberhaupt spielte er, selbst als er erwachsen war, außerordentlich gern mit mir, war außer sich vor Freude, wenn ich ihn besuchte, wedelte wie ein Hund und sprang winselnd um mich herum. Ebenso freundlich war er gegen jeden Fremden."

Reinecke steckt jahraus, jahrein im Waldbann und ist vogelfrei; für ihn gibt es keine Zeit der Hegung, keine Schonung. Man schießt, fängt, vergiftet ihn, gräbt ihn aus seinem sichern Bau und schlägt ihn mit dem gemeinen Knüppel nieder, hetzt ihn zu Tode, holt ihn mit Schraubenziehern aus der Erde heraus, kurz, sucht ihn zu vernichten, wo immer nur möglich und zu jeder Zeit. Wäre er nicht so gescheit und schlau: der Mensch hätte ihn längst vollkommen ausgerottet. Wenn man sehr vorsichtig ist, schießt man ihn auf dem Anstande, indem man ihn durch Nachahmung des Lautes eines jungen Hasen oder einer Maus herbeilockt, oder auf Treibjagden und erlegt ihn bei hellem Mondschein von der Schießhütte aus — einem in die Erde gegrabenen, von dichtem Gebüsch verdeckten und oben mit Erde und Moos bedachten Gemache, vor dem ein freier womöglich von Gebüsch umgebener Platz sich befindet, auf welchem der Fuchs geludert d. h. durch Aas geködert wird. — Lebendig fängt man ihn in Fallen aller Art, am häufigsten aber noch im Schwanenhalse und Tellereisen oder auch in dem sogenannten Kunstbau. Dieser wird in der Nähe des eigentlichen Fuchsbaues angelegt und besteht nur aus einer Röhre, welche in einem Bogen hufeisenförmig umläuft und für beide Enden nur einen einzigen Eingang hat. Der hinterste Theil dieser Röhre wird etwas erweitert und höher angelegt, als der Eingang, damit sich kein Wasser dort ansammle. Die Röhre selbst ist mit Steinplatten allseitig ausgekleidet und liegt etwa 2 Fuß in der Erde. Ueber dem Kessel liegt eine größere Platte dicht unter dem Boden, welche man mit leichter Mühe abheben kann. Wenn nun der Fuchs nachts auf seine Jagd ausgegangen ist, schleicht man leise zu seinem Bau und verstopft hier alle Röhren. Der Heimkehrende versucht vergeblich in das Innere seiner Wohnung einzudringen und flüchtet sich, weil ihm der Tag über den Hals kommt, in den nebenanstehenden Kunstbau, aus welchem er dann mit geringer Mühe ausgehoben wird. Der Fang mit dem Schwanenhalse erfordert einen echten Jäger, welcher mit der Lebensweise und den Sitten des Thieres genauer vertraut ist. Er glückt nur vom Anfang Novembers bis Ende Januars, wo die Nahrung knapp ist; denn wenn der Fuchs viel zu fressen hat, fällt es ihm gar nicht ein, den Köder anzugehen. Schon mehrere Tage, bevor man das Eisen stellt, muß man Lockspeise oder, wie die Jäger sagen, Vorwurf auf den Platz legen und somit den Fuchs an diesen gewöhnen. Erst wenn er mehrere Nächte die Speise aufgenommen hat, wird das gereinigte und mit etwas Witterung bestrichene Eisen fangbar gestellt, mit frischer Füllung und mit frischem Vorwurfe versehen und sorgfältig den Blicken verborgen. Die größte Vorsicht ist hierbei erforderlich; man darf niemals sichtbare Spuren seiner Anwesenheit zurücklassen; kein Fuchseisen darf fest angekettet werden, sonst beißt sich der Fuchs, der sich nur mit dem Laufe gefangen hat, denselben ab und entflieht ꝛc.

Der Fuchs zeigt einen unglaublichen Muth und große, bewunderungswürdige Selbstbeherrschung bei Gefahr und im Elend. Winckell hatte einst einem Fuchs den Vorderlauf dicht unterm Blatt mit der Büchse entzweigeschossen. Beim Ausreißen schlug ihm dieser immer um den Kopf; darüber ärgerlich, fuhr er mit der Schnauze herum, biß den Lauf schnell ab und war nun eben so flüchtig, als fehlte ihm Nichts. Ueberhaupt besitzt der Fuchs eine überraschende Lebenszähigkeit. Es sind mehrere Beispiele bekannt, wo für todt gehaltene Füchse plötzlich wieder auf- und davonsprangen. Ganz scheintodte bissen die Leute, welche sie längere Zeit schon getragen hatten, plötzlich fürchterlich.

Nur wenn der Fuchs sehr hungrig ist, läßt er sich baizen oder ködern, und auch dann erscheint er selten vor 10 Uhr des Nachts auf dem Luderplatze. Der Hunger läßt ihn zuletzt seine Klugheit gänzlich aus den Augen setzen; er macht schließlich einen wahren Wolf aus ihm. Es ist ein ganz gewöhnlicher Fall, daß von hungrigen Füchsen schwer Verwundete ihrer eigenen Art zerrissen und aufgefressen worden sind. Gefangene Füchsinnen haben sogar ihre Kinder aufgefressen.

Außer dem Menschen hat der Fuchs übrigens immer noch eine Anzahl von Feinden. Wenn ihn der Wolf fangen kann, frißt er ihn ohne Umstände auf, und die Hunde haben so großen

Groll auf ihn, daß sie ihn wenigstens zerreißen. Der Habicht nimmt junge Füchse ohne Zögern weg, der Jagdedelfalke des Nordens halberwachsene und der Steinadler sogar erwachsene, obgleich ihm dies zuweilen sehr schlecht bekommt. Tschudi berichtet einen solchen Fall. „Ein Fuchs lief über den Gletscher und wurde blitzschnell von einem Steinadler gepackt und hoch in die Lüfte geführte. Der Räuber fing bald an, sonderbar mit den Flügeln zu schlagen und verlor sich hinter einem Grat. Der Beobachter stieg zu diesem heran — da lief zu seinem Erstaunen der Fuchs pfeilschnell an ihm vorbei: auf der andern Seite fand er den sterbenden Adler mit aufgebissener Brust. Dem Fuchs war es gelungen, den Hals zu strecken, seinen Räuber bei der Kehle zu packen und diese durchzubeißen." In den übrigen Thierklassen hat der Fuchs keine Feinde, welche ihm gefährlich werden könnten, wohl aber solche, welche ihn belästigen, so namentlich viel Flöhe. Daß er diese durch ein sorgfältig genommenes Bad in ein im Maule getragenes Bündel Moos treibe und dann durch Wegwerfen dieses Bündels sich jene unangenehmen Gäste vom Halse schaffe, ist eine Fabel.

Es ist erwiesen, daß der Fuchs fast alle Krankheiten des Hundes theilt und auch von der fürchterlichen Tollwuth befallen wird. Ja, man kennt sogar Beispiele, daß er, von dieser entsetzlichen Seuche getrieben, bei hellem Tage in das Innere der Dörfer kam und hier Alles biß, was ihm in den Weg lief. Glücklicher Weise sind solche Fälle selten, wie denn überhaupt wohl am wenigsten Füchse ihr Leben durch Krankheiten enden dürften. Ebenso selten mögen sie aber wohl das höchste Ziel ihres Alters, 12 bis 15 Jahre, erreichen; denn der Mensch ist ihnen doch gar zu auffässig.

Ein Verwandter unseres Fuchses, der gleichsam zur Ergänzung dessen Lebensbildes dienen kann, ist der Aguarachay (sprich Agaratschai) der Guaraner oder der brasilianische Fuchs (Vulpes Azarae). Sein Vaterland ist ganz Südamerika, vom Stillen bis zum Atlantischen Weltmeer, vom Gleicher bis zur Südspitze Patagoniens. Als sonderbare Eigenthümlichkeit dieses Thieres wird angeführt, daß es, ähnlich wie der Rabe, allerlei ihm nutzlose Gegenstände, deren es habhaft werden kann, hinwegschleppt und versteckt. Tschudi fand in der Höhle eines solchen Fuchses ein Stück Steigbügel, einen Sporn und ein Messer.

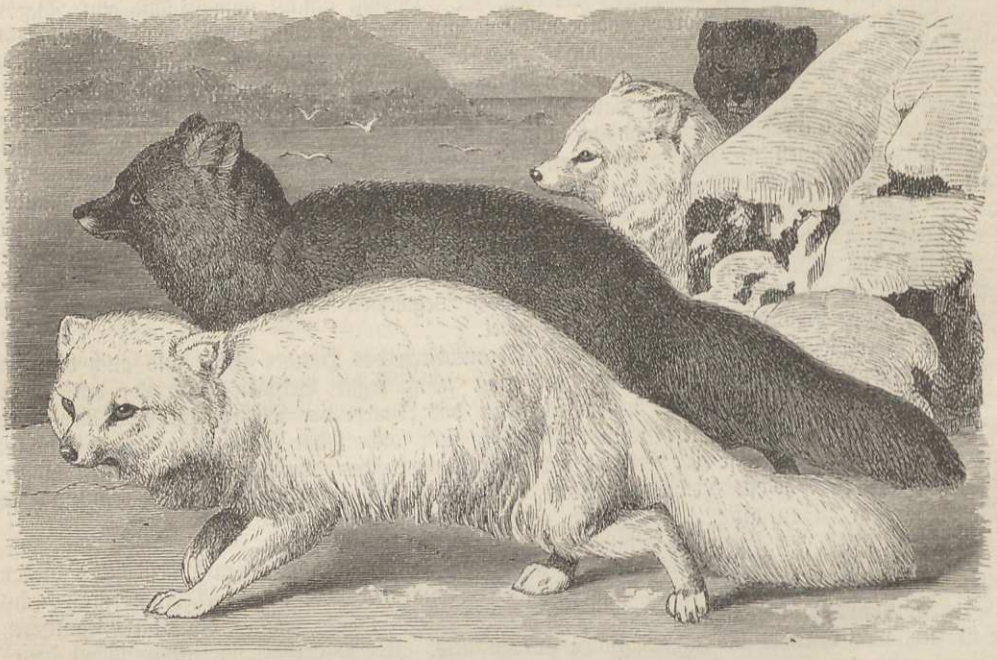
Auch im Thierreich gibt es ausgeartete Mitglieder guter Familien; auch hier finden sich Verwandte, welche sich leiblich außerordentlich nahe stehen und geistig doch in jeder Hinsicht unterscheiden. Ein solcher, wirklich aus der Art geschlagner Bursch ist der Eis-, Polar- oder Steinfuchs (Vulpes lagopus), einer der nächsten Vettern unsers Reinecke und ihm gleichwohl in Sitten und Lebensweise durchaus unähnlich, eines der einfältigsten und zugleich zudringlichsten, der dümmsten und doch auch schlausten Glieder der Fuchsfamilie. Ich selbst bin auf meinen vieljährigen Reisen von keinem Thier mehr überrascht oder in Erstaunen versetzt worden, als gerade von dem Eisfuchse. Kein anderes mir bekanntes Säugethier, kein Vogel, ja kein Wirbelthier überhaupt, scheint in gleich störrischer Weise an dem einmal Gewohnten festzuhalten und alle Erfahrungen so hartnäckig in den Wind zu schlagen, wie dieser nordische Fuchs, der Verwandte des unsrigen, welcher sich bekanntlich mit überraschender Fähigkeit in jede Ortsgelegenheit zu schicken und alle Erfahrungen auf das beste zu benutzen weiß.

Den Eisfuchs kennzeichnen seine geringere Größe (sein Leib ist höchstens zwei Fuß und seine Standarte nur einen Fuß lang), seine kurzen Läufe, seine stumpfe und starke Schnauze, seine kurzen, rundlichen Lauscher und der sehr dichte, langhaarige, fast filzige Balg, welcher im Sommer wie im Winter eine der Oertlichkeit vollkommen entsprechende Färbung hat. Wie die meisten nordischen Thiere, wechselt auch er zweimal sein Kleid und erscheint so im Sommer entweder felsen- oder erdfarbig, im Winter aber schnee- oder eisfarbig. Vielfache Abänderungen kommen nun vor. Es gibt reinweiße mit schwarzer Schwanzspitze, eisblaue, bleifarbige, braune oder röthlichbraune, auch im Winter, und im Sommer schmuziggraue, braunröthliche, braune u. s. w.

Wie der Name sagt, bewohnt der Eisfuchs die Polargegenden oder die Länder, in denen es viel Eis gibt, und zwar die der alten Welt ebensogut, wie die der neuen, die Inseln nicht seltner, als das Festland. Bei ihm ist es wirklich anzunehmen, daß er sich mit den Eisbergen über die ganze nördliche Erde verbreitet hat.

Man kann eben nicht sagen, daß der Eisfuchs bei dem Menschen besonders beliebt sei. Seine Dreistigkeit und Unverschämtheit erbittern vielmehr alle Leute gegen ihn; man betrachtet ihn geradezu als Landplage.

Nur bei bevorstehendem Unwetter oder an Orten, an denen er sich nicht recht sicher fühlt, zieht er sich in Höhlen im Geklüft oder auch in selbstgegrabene Röhren zurück und wagt sich dann



Der Eisfuchs (Vulpes lagopus).

blos des Nachts heraus, um auf Raub auszugehen. An allen Orten jedoch, wo er auch bei Tage nicht nöthig hat, sich vor dem Menschen zu verbergen, nimmt er sich nicht die Mühe, selbst Gruben und Höhlen für sich zu scharren, sondern lauert unter Steinen, Büschen und ähnlichen Verstecken auf Beute. Er ist kein Kostverächter und nimmt mit aller thierischen Nahrung vorlieb. Unter den Säugethieren fällt ihm Alles zur Beute, was er bewältigen kann; am liebsten jagt er auf Mäuse. Die Züge der Lemminge verfolgt er oft Meilen weit und setzt ihnen auch über die Flüsse und Meere nach. Man versichert, daß oft der vierte Theil des Zuges solcher Mäuse ihm zur Beute wird. Aus der Klasse der Vögel raubt er Schneehühner, Regenpfeifer, Strand- und Seevögel.

Man trifft den Eisfuchs häufig in Gesellschaften; gleichwohl herrscht keine große Eintracht unter diesen: es finden vielmehr blutige Kämpfe statt, welche für den Zuschauer sehr viel Ergötzliches haben.

Die geistigen Fähigkeiten des Thieres sind keineswegs gering; demungeachtet zeigen sich gerade bei der Beobachtung des Geistigen die sonderbarsten Widersprüche, und man geräth oft in Zweifel, wie man diese oder jene Handlung zu beurtheilen habe. List, Verschlagenheit, Kunstfertigkeit, kurz, Verstand zeigten Alle, welche beobachtet wurden: dabei aber bemerkte man eine Dummdreistigkeit, wie bei kaum einem andern Thiere. Hiervon habe ich mich selbst überzeugen können. Wir, mein norwegischer Jäger und ich, begegneten nach Sonnenuntergang einem dieser Füchse auf dem Doverfjeld in Norwegen und schossen siebenmal nach ihm, ohne ihn bei der herrschenden Dämmerung genau auf das Korn nehmen und somit auch erlegen zu können. Anstatt nun die Flucht zu ergreifen, folgte uns dieser Fuchs noch wohl zwanzig Minuten lang, wie ein gutgezogner Hund seinem Herrn, und erst da, wo das felsige Gebiet endete, hielt er es für gerathen, umzukehren. Er ließ sich durch gutgezielte Steinwürfe ebensowenig vertreiben, als er sich von den hart vorüberpfeifenden Kugeln hatte in die Flucht schlagen lassen. Mein Jäger erzählte mir, daß er das Thier mehrmals mit den Händen gefangen hätte, weil es ohne Umstände auf ihn zugekommen und sich neugierig fragend vor ihm hingesetzt habe. Einmal wurde ihm sogar von Eisfüchsen die Renthierdecke angefressen, unter welche er sich gelegt hatte. Seine einsam im Gebirg stehende Hütte wurde des Winters regelmäßig von ihnen geplündert, und er mußte förmliche Vorsichtsmaßregeln ergreifen, um diese zudringlichen Thiere los zu werden. Ich erwähne diese Thatsachen nur flüchtig, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, um zu beweisen, daß der Eisfuchs sich überall gleichbleibt.

Die ausführlichste und zugleich anziehendste Schilderung dieser Thiere hat schon im vorigen Jahrhundert der berühmte Seefahrer Steller gegeben, der wir das Nachfolgende entnehmen:

„Von vierfüßigen Landthieren gibt es auf Behringseiland nur die Stein- oder Eisfüchse, welche ohne Zweifel mit dem Treibeis dahingebracht worden und, durch den Seeauswurf genährt, sich unbeschreiblich vermehrt haben. Ich habe die Natur dieser an Frechheit, Verschlagenheit und Schalkhaftigkeit den gemeinen Fuchs weit übertreffenden Thiere nur mehr als zu genau während unsers unglückseligen Aufenthalts auf diesem Eilande kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Die Geschichte der unzähligen Possen, die sie uns gespielt, kann wohl der Affenhistorie des Albertus Julius auf der Insel Sarenburg die Waage halten. Sie drängten sich in unsere Wohnungen sowohl bei Tage, als bei Nacht ein, und stahlen Alles, was sie nur fortbringen konnten, auch Dinge, die ihnen gar Nichts nutzten, als Messer, Stöcke, Säcke, Schuhe, Strümpfe, Mützen u. s. w. Sie wußten so unbegreiflich künstlich eine Last von etlichen Pud von unseren Vorrathsfässern herabzuwälzen und das Fleisch daraus zu stehlen, daß wir es anfangs kaum ihnen zuschreiben konnten. Wenn wir einem Thier das Fell abzogen, so geschah es oft, daß wir zwei bis drei Stück Füchse dabei mit Messern erstachen, weil sie uns das Fleisch aus den Händen reißen wollten. Vergruben wir Etwas noch so gut und beschwerten es mit Steinen, so fanden sie es nicht allein, sondern schoben, wie Menschen, mit den Schultern die Steine weg und halfen, unter denselben liegend, einer dem andern aus allen Kräften. Verwahrten wir Etwas auf einer Säule in der Luft, so untergruben sie dieselbe, daß sie umfallen mußte, oder einer von ihnen kletterte wie ein Affe oder Katze hinauf und warf das darauf Verwahrte mit unglaublicher Geschicklichkeit und List herunter. Sie beobachteten all unser Thun und begleiteten uns, wir mochten vornehmen, was wir wollten. Warf die See ein Thier aus, so verzehrten sie es, ehe noch ein Mensch dazu kam, zu unserm größten Nachtheil; und konnten sie nicht Alles gleich auffressen, so schleppten sie es stückweise auf die Berge, vergruben es vor uns unter Steinen und liefen ab und zu, solange noch was zu schleppen war. Dabei standen andere auf Posten und beobachteten der Menschen Ankunft. Sahen sie von fern Jemand kommen, so vereinigte sich der ganze Haufe und grub gemeinschaftlich in den Sand, bis sie einen Biber oder Seebären so schön unter der Erde hatten, daß man keine Spur davon erkennen konnte. Zur Nachtzeit, wenn wir auf dem Felde schliefen, zogen sie uns die Schlafmützen und Handschuhe von und unter den Köpfen und die Biberdecken und Häute unter dem Leibe weg. Wenn wir uns auf die frisch geschlagenen Biber legten, damit sie nicht von ihnen gestohlen würden, so fraßen sie unter dem Menschen ihnen das Fleisch und Eingeweide aus dem Leibe. Wir schliefen daher allezeit mit Knütteln in den Händen, damit wir sie, wenn sie uns weckten, damit abtreiben und schlagen könnten."

„Weil sie uns nun weder Tag noch Nacht ruhen ließen, so wurden wir in der That dergestalt auf sie erbittert, daß wir Jung und Alt todtschlugen, ihnen alles Herzeleid anthaten und, wo wir nur konnten, sie auf die grausamste Art marterten. Wenn wir des Morgens vom Schlaf erwachten, lagen immer zwei oder drei Erschlagene vor unseren Füßen, und ich kann wohl während meines Aufenthaltes auf der Insel auf mich allein über zweihundert ermordete Thiere rechnen. Den dritten Tag nach meiner Ankunft erschlug ich binnen drei Stunden über siebenzig mit einem Beil, aus deren Fellen das Dach über unserer Hütte verfertigt ward. — Aufs Fressen sind sie so begierig, daß man ihnen mit der einen Hand ein Stück Fleisch vorhalten und mit der andern die Axt oder den Stock führen konnte, um sie zu erschlagen."

Mitte oder Ende Juni wölft das Weibchen in Höhlen und Felsenritzen 9 bis 10, ja selbst 12 Junge. Den Bau pflegten die Füchsinnen am liebsten oben auf den Bergen oder am Rande derselben anzulegen. Sie lieben ihre Jungen außerordentlich, fast zu sehr; denn sie verrathen dieselben, in der Absicht, sie vor Gefahren zu schützen. Sobald sie nämlich einen Menschen auch nur von fern erblicken, beginnen sie zu bellen, wie die Hunde, wahrscheinlich, um die Leute von ihrem Bau abzuhalten.

Man jagt die Eisfüchse theils, um sie auszurotten, theils, um ihren Balg zu verwerthen, obgleich dieser nicht eben sehr geschätzt wird. Die meisten Felle gehen von Rußland nach China, und Ende vorigen Jahrhunderts betrug die durchschnittliche Zahl immer noch Tausende jährlich. Aus Mangasea allein sind in gewissen Jahren 40,000 Felle ausgeführt worden. Je dunkelblauer die Felle sind, um so größern Werth haben sie im Handel; und man unterscheidet ungefähr zwischen den dunkelen und hellen fünf Abstufungen.

Jung eingefangene Eisfüchse werden ziemlich zahm und können dahin gebracht werden, ihrem Herrn wie ein Hund nachzufolgen. Sie sind aber immer reizbar, und sobald sie angerührt werden, knurren sie boshaft, wie Hunde, und ihre grünen, glänzenden Augen blitzen dann



Der Korsack (Vulpes Corsac).

feurig und tückisch. Auch in der Gefangenschaft tritt der Farbenwechsel in der Behaarung regelmäßig ein, gleichviel, ob das Thier in seinem eignen Klima oder ob es warm oder kalt gehalten wird.

Von den übrigen Fuchsarten will ich blos noch die hier erwähnen, welche sich durch besondere Eigenthümlichkeiten in der Lebensweise oder durch auffallende Färbung wesentlich unterscheiden. Zu den kleinsten und wildesten Arten aller Füchse gehört der Vertreter unseres Reinecke in Asien, der Korsack, wie ihn die Russen nennen, die Kirsa der Mongolen (Vulpes Corsac). Das Thier bewohnt alle tartarischen Steppen, von der Wolga und dem Kaspischen Meere an durch das ganze mittlere Asien hindurch bis an den Baikalsee. Seine Größe steht ungefähr in der Mitte zwischen der des Eisfuchses und der unserer Hauskatze: er ist 20, der Schwanz 12 Zoll lang. In der Gestalt ist er dem Fuchs ganz ähnlich. Die Färbung seines Balges ist rothgelb im Sommer, bräunlichgelb oder weißfahl im Winter; die Lunte ist unten schwarz und grau gefleckt.

Der Korsack liebt einsame und trockne Stellen, namentlich solche in der Nähe von Flüssen als Aufenthalt und verbirgt sich hier bei Tage in Höhlen und unterirdischen Gängen, welche er sich selbst, aber nicht eben tief, in die Erde gräbt und mit zwei, drei oder vier Ausgängen versieht. Abweichend von der Sitte unsers Fuchses finden sich in diesen Bauen immer zwei oder mehrere Korsacks zusammen: sie scheinen also die Geselligkeit besonders zu lieben. Das Thier verfolgt hauptsächlich einige Mäusearten und größere Nager, Vögel, welche nachts auf der flachen Erde schlafen, Eidechsen und Frösche oder auch Fische.

Seines weichen, dichten, warmen und gut aussehenden Winterbalges wegen wird er eifrig gejagt, besonders von den Kirgisen, Karakalpaken, Truchmenen und anderen diesseits des Urals wohnenden Nomadenstämmen.

Ueber den gefangenen Korsack hat namentlich Hablitzel hübsche Beobachtungen gemacht. Ungeachtet aller Versuche ist es ihm niemals gelungen, einen Korsack zu zähmen, und selbst derjenige, welchen er ganz jung erhalten und beständig unter seiner Aufsicht hatte, gestattete seinem Herrn nie, ihn anzugreifen, ohne sich nach Kräften dagegen zu wehren. Nur seinem Wärter, der ihn fütterte, erlaubte er Dies. Sobald sich aber ein Anderer ihm näherte, empfing er denselben mit funkelnden Augen, zeigte ihm murrend die Zähne und biß um sich, soviel er nur konnte. Sah er ein, daß er mit seinem Beißen nichts ausrichten konnte, so begann er vor lauter Angst zu zittern. Bei Tage verhielt er sich ruhig und schlief gewöhnlich, mit Eintritt der Nacht aber wurde der Trieb nach Freiheit in ihm rege, und er bemühte sich dann unaufhörlich von der Kette sich loszuarbeiten. Dabei winselte er, beinahe wie ein Fuchs.

In der Nähe der Kapstadt, häufiger aber noch in der Karu, jener öden Wüstensteppe Südafrikas, lebt ein kleiner, schmucker Fuchs von fahler Farbe: der Kama (Vulpes Caama). Seines vortrefflichen Felles wegen stellen die Kaffern und Hottentotten dem hübschen Thiere lebhaft nach; denn aus den Fellen bereiten sich jene Afrikaner Karosse oder Decken, für sie das Höchste ihrer Wünsche, weil der Karoß als das Vorzüglichste aller ihrer Kleidungsstücke gilt.

Der Kama soll ein eifriger und gefährlicher Feind aller Erdvögel und noch mehr von deren Brut sein. Große Gewandtheit setzt ihn in den Stand, auch nachts die schlafenden Vögel zu überrumpeln, ja man behauptet, daß er sich selbst an Straußeneier mache und wirklich fähig wäre, ein ganzes Ei des Riesenvogels auf eine Mahlzeit zu fressen. Diese Behauptung aber beruht wohl blos auf den Anschauungen der Kaffern über die Eßfähigkeit eines Geschöpfes, soweit solche durch die eigenen Erfahrungen begründet sind: denn bekanntlich ist ein einziges Straußenei hinreichend, um vier Menschen zu sättigen, und es ist unmöglich, anzunehmen, daß ein Füchslein, welches kaum halb so groß ist, als unser Reinecke, eine größere Eßlust zeigen sollte, als vier Menschen zusammengenommen. Das kleine Thierchen ist nicht einmal im Stande, ein so großes Ei fortzuschleppen; aber es weiß sich doch zu helfen. Der Fuchs rollt das Ei einfach vom Neste aus bis zu seinem Baue hin und öffnet es hier in einer ebenso einfachen als gescheiten Weise. Für sein schwaches Gebiß ist die harte Schale viel zu stark; sie erlaubt den scharfen Zähnen wegen der Glätte und des großen Durchmessers des Eies nicht einmal eine ordentliche Ansatzfläche. So muß der Kama auf andere Mittel denken, um sie zu zerschellen. Im Bau angekommen, rollt er das Ei über einige Steine hinab, bis es zerbricht; dann ist er geschwind bei der Hand und leckt den herausfließenden Inhalt gierig auf. Die beständige Verfolgung, welcher der Kama ausgesetzt ist, hat ihn weiter und weiter zurückgedrängt. In der Nähe der Kapstadt ist er bereits gänzlich vertrieben.

Von allen bisher genannten Füchsen unterscheiden sich zwei afrikanische Arten durch ihren außerordentlich zierlichen Bau und die großen Lauscher, welche bei beiden Arten (oder Sippen, wie man in der Neuzeit mit Fug und Recht bestimmt) alles gewöhnliche Maß weit übertreffen. Eine dieser Arten bewohnte die Wüste, die andere die Steppe, und beide geben sich als treue Kinder ihrer Heimat kund.

Bei Betrachtung der Wüstenthiere erkennen wir mit Erstaunen, wie dieselben auf das allerzweckmäßigste eingerichtet sind. Die Wüste ist zu arm an Nahrung, als daß sie große Thiere ernähren könnte. Es finden sich deshalb in ihr nur verhältnißmäßig kleine, zierliche Geschöpfe, deren geringe Körpergröße wenig Nahrung bedarf. Und auch diese spärliche Nahrung kann nicht so ohne Beschwerde errungen werden: deshalb verlieh die Wüste ihren Kindern die nöthige Behendigkeit und Ausdauer; deshalb schärfte sie ihnen die Sinne, um auch das Wenige wahrzunehmen, was sie ihnen bieten konnte. Große Lauscher setzen unsern Fuchs oder alle Wüstenthiere überhaupt in den Stand, auch das geringste Geräusch zu vernehmen, die scharfen Seher gestatten ihm und ihnen einen weiten Ueberblick, die feine Nase bringt jeden Geruch zum Bewußtsein. Ihr dem Erdboden gleichgefärbter Balg verbirgt sie selbst auf ganz kahlen Stellen den Blicken in überraschender Weise. So sind sie alle wohlbefähigt, in ihrer Heimat zu leben und glücklich zu sein. Auch unsere kleinen Räuber sind ganz vortrefflich ausgerüstet, auf dem Gebiete als Jäger aufzutreten. Sie machen immer noch genug Beute, um sich ohne große Sorge ernähren zu können.



Der Wüstenfuchs (Megalotis Zerda).

Wenn die gluthstrahlende Sonne sich zur Erde neigt und alle Tagesgeschöpfe noch einmal neulebendig geworden sind in der Kühle des Abends, da denkt eine mehr oder weniger düstere und dennoch so schmucke Schaar daran, ihr Tage- oder besser Nachtwerk zu beginnen. Von den greulichen Hiänen und den heulenden Schakalen, welche um diese Zeit hungrig nach Nahrung umherstreifen, will ich hier nicht reden, und der Karakal, der Wüstenluchs, ist uns bereits bekannt geworden. Es gilt jetzt, noch einen dieser Räuber, und zwar den zierlichsten und schmucksten von allen, meinen Lesern vorzustellen. Das ist der Fenek oder Wüstenfuchs (Megalotis Zerda), ein Thier, welches noch besser, als die Gazelle selbst, die Wüste kennzeichnet. Man denke sich ein Fuchsgesicht, zart und fein, listig, pfiffig und schlau im Ausdruck, wie das unsers Reinecke. Aus diesem Fuchsgesicht treten aber ein Paar ungewöhnlich große Augen hervor, und zu beiden Seiten dieses Gesichts strecken sich gewaltige Lauscher, so großartige Ohren heraus, wie sie nicht nur in der ganzen Fuchssippe, sondern nicht einmal in der Hundefamilie wiederzufinden sind. Auf ungemein zarten, zierlichen Füßchen ruht der schlanke Leib, und eine dicke, lange und buschige Lunte endet ihn. Das ganze Thier zeigt augenblicklich an, daß es ebenso gewandt als behend sein muß, und giebt schon äußerlich die vorzügliche Schärfe seiner Sinne kund.

Mit der Dämmerung hört man zuweilen ein leises Kreischen, das nicht wohl beschrieben werden kann, und sieht, wenn man glücklich ist, zwischen dem Gekklüft oder in den Niederungen zwischen dem Grase unsern Fenek dahinschleichen, äußerst bedachtsam, äußerst vorsichtig, lauernd, äugend, witternd, lauschend nach allen Seiten hin. Da ist Nichts, was der Aufmerksamkeit dieses durchgebildeten Raubgesellen entginge. Die Heuschrecke dort, welche den letzten Abendsprung macht, hat soviel Geräusch hervorgebracht, daß es die großen Lauscher des Fenek wohl vernommen haben, und mehr neugierig, als eßlustig, schleicht die zierliche Gestalt herbei, um ihr den Garaus zu machen. Oder die gewandte Eidechse hat sich geregt, und im Nu ist der Fenek bei der Hand, um zu sehen, was es gebe. Doch seine Hauptnahrung besteht in anderen Thieren,

namentlich in Vögeln. Wehe der Wüstenlerche, welche zufällig nahe des Weges sitzt, den der Fenek wandelt! Sie ist verloren, wenn sie nur einmal den Flügel regt; sie ist ein Kind des Todes, wenn sie, träumerisch an ihr einfaches Lied gedenkend, einen einzigen Ton vernehmen läßt! Wehe auch dem Flughuhn, gerade ihm strebt der Fuchs am eifrigsten nach! Er braucht nicht viel zu fangen: ein einziges giebt einen leckern Braten, hinreichend für ihn und vielleicht auch für seine hungrige Sippschaft. Da muß man ein Schleichen sehen, wenn in die feine Nase des feinen Stromers eine Witterung gekommen ist von einer Flughuhnkette! Vielleicht hat blos eines oder das andere den Pfad gekreuzt, auf welchem der Gaudieb dahinstrolcht, aber Das genügt. Sorgfältig wird die Fährte aufgenommen, mit tiefgesenkter Nase geht es weiter, lautlos, unhörbar und unsichtbar. Der Fenek kennt die Flughühner wohl, und sein Auge ist schärfer, als das der meisten Reisenden. Er läßt sich nicht täuschen von ähnlich gefärbten Steinen oder Erdhaufen, denn auch seine Nase und sein herrliches Gehör sprechen ein Wörtchen mit beim Aufspüren. So gering auch das Geräusch ist, welches ein Flughuhn hervorbringt, wenn es in seinem Federwamse nestelt, so wenig sichtbar die Bewegung scheint, welche ein sorgenvolles Männchen macht, auch im halben Schlafe noch, um zu sichern, und so unbedeutend, für uns unbegreiflich der Geruch ist, welchen die Fährte eines Huhnes zurückließ: dem Fenek entgeht es nicht. Sieh da! er hat die volle Ueberzeugung gewonnen: und jetzt schleicht er heran, fast auf dem Bauche kriechend, unwahrnehmbar für Auge, wie für Ohr. Dort, hinter dem letzten Busche macht er Halt. Wie glühen die Augen, wie sind die Lauscher gebreitet und vorgespannt, wie gierig spürt er nach den sich sicher träumenden, schlummerden Vögeln hin. Die ganze Gestalt ist lebendig, und doch sieht man keine Bewegung. Die ganze Seele des Fuchses liegt in seinem Gesicht, und doch erscheint das so starr und ruhig, wie er selbst, welcher aus Wüstensand geformt zu sein scheint. Da, ein einziger Sprung, ein kurzes Flattern: das Flughuhn hat geendet. Schnell stürmen die anderen empor, schallend klatschen die Flügelschläge. Sie irren unsicher in der Nacht umher und fallen nach kurzer Zeit wieder ein im Riedgrase, vielleicht kaum wissend, welcher nächtliche Besucher sie aufgescheucht.

Der Fenek ist der kleinste aller Füchse. Er ist sammt seiner Standarte, deren Länge 7 bis 8 Zoll beträgt, höchstens 2 Fuß lang und am Widerrist kaum 8 Zoll hoch. Der ganze Leibesbau ist ungemein fein, der Kopf sehr zugespitzt, die Augen sind groß und wegen ihrer runden Augensterne, die von einer braunen Regenbogenhaut eingefaßt werden, besonders merkwürdig. Das Ausgezeichnetste am ganzen Thiere sind aber unzweifelhaft die Lauscher. Sie haben fast Kopfeslänge und sind etwas mehr als halb so breit. Das Thier gewinnt durch sie ein wahrhaft abenteuerliches Ansehen. Die Lauscher machen den Fenek gewissermaßen den Fledermäusen ähnlich und sind zu seiner Kennzeichnung durchaus wesentlich. Ihre Innenränder sind weiß behaart und zwar derartig, daß von der Ohröffnung zwei Haarbüschel aufsteigen, welche sich, so zu sagen, in einem Bart fortsetzen nach der obern Spitze hin, dort aber kürzer und dünner werden. Die kleine Schnauze zieren lange, borstenartige Schnurren, welche ebenfalls wesentlich zu dem äußern Gepräge des Thieres gehören. Der Balg ist seidenweich und verstärkt sich zur Winterszeit durch ein sehr dichtes Wollhaar, welches sich während der Raue durch Anstreichen des Körpers an Aesten u. s. w. flockenartig löst. Man sollte eigentlich nicht glauben, daß der Fenek in seiner warmen Heimat einen dichten Balg nöthig hätte, allein der kleine Gesell ist gegen die Kälte äußerst empfindlich und verlangt des genügenden Schutzes. Die Färbung der ganzen Oberseite ähnelt durchaus der des Sandes, die Unterseite ist weiß, und auch über dem Auge befindet sich ein weißer Flecken, vor demselben aber ein dunklerer Streifen. Die sehr lange buschige Standarte ist fast ockerfarben, ein Fleck an der Wurzel und die Blume sind schwarz. Bei dem Weibchen ist der Balg immer mehr strohgelb, wie er auch bei zunehmendem Alter bei weitem lichter wird.

In der Gefangenschaft ist der Fenek, vorzüglich wenn er jung in die Gewalt des Menschen kam, ein äußerst lebendiger, höchst vergnüglicher Gesellschafter. Er wird sehr bald zahm und mit seinem neuen Herrn vertraut. Manche werden so anhänglich, daß sie dem Menschen folgen, aus- und eingehen und abends in ihren Käfig zurückkehren. Weniger verträglich ist er mit andern seiner Art. Alle meine Gefangenen liebten die Wärme über Alles, und oftmals ist es vorgekommen, daß sie sich in noch glühender Kaminasche den Pelz und die Pfoten verbrannten, ohne den Platz zu verlassen.

Das letzte Mitglied der zahlreichen Fuchsgesellschaft ist der Löffelhund (Otocyon megalotis), welcher Südafrika angehört. Er gleicht seiner äußern Erscheinung nach einem Fuchse und zwar am meisten unserm Fenek, ist sogar mit diesem mehrmals verwechselt worden. Allein



Der Steppenhund (Lycaon pictus).

er ist bedeutend größer und hochbeiniger, als der Fenek; seine Schnauze ist viel kürzer, und nur die Ohren sind denen des Fenek gleich und fast ebenso groß.

Den Uebergang von den eigentlichen Hunden zu den in dieselbe Familie gehörenden oder wenigstens innig verwandten Hiänen bildet eines der merkwürdigsten und zugleich am schönsten gezeichneten Thiere, der Hiänen-, Steppen- oder gemalte Hund (Lycaon pictus). Der Leibesbau dieses Hundes ist schlank, aber dennoch kräftig. Die Gliedmaßen sind fast von gleicher Länge und vierzehig. Der Kopf ist stark und stumpfschnauzig. Die Lauscher sind groß und namentlich breit, sie stehen, wie bei allen wilden Hunden und Hiänen, aufrecht; die Seher sind groß, und ihr Stern ist rund. Die Standarte ist mittellang und nicht sehr buschig. Eine Rückenmähne fehlt gänzlich; wie denn auch blos der Kopf an die Hiäne erinnert, während alles Uebrige eigentlich den Hunden ähnelt.

Der Steppen- oder Hiänenhund hat ungefähr die Größe eines schmächtigen Wolfes oder mittelgroßen Fleischerhundes, und in seiner Gestalt die größere Aehnlichkeit mit Letzterm. Bei aller Schlankheit und Leichtigkeit des Baues macht er doch den Eindruck eines kräftigen und starken Thieres; und hiermit stimmen auch alle Beobachtungen überein.

Es giebt kaum zwei von diesen Hunden, welche vollkommen gleich gezeichnet wären; nur am Kopf und am Nacken hat die Zeichnung eine gewisse Beständigkeit. Weiß, Schwarz und Ockergelb bilden die Hauptfarben. Bei dem Einen ist die weiße, bei dem Andern die schwarze

Farbe vorherrschend und so gleichsam Grundfarbe, von welcher die lichteren oder dunkleren Flecken ziemlich grell abstechen. Auch die Flecken sind unregelmäßig, bald kleiner, bald größer, sehr verschieden gestaltet und oft über den ganzen Leib vertheilt, und nur der eine kehrt regelmäßig wieder. Die weißen und ockerfarbenen Flecken sind immer schwarz gesäumt. Beständiger ist, wie gesagt, die Färbung des Gesichts. Hier ist die Schnauze bis zu den Augen hinauf schwarz, und diese Färbung setzt sich auch noch in langen Streifen zwischen den Augen und Ohren, längs des Scheitels, des Oberkopfes und Nackens fort. Die Lauscher sind schwarz, die Seher braun; in der Regel ist auch die Lunte ziemlich gleichmäßig gezeichnet. Ihre Wurzel ist ockerfarben, ihre Mitte schwarz und ihre buschige Blume weiß oder ockergelb. Die Leibeslänge des erwachsenen Thieres beträgt 3 Fuß 3 Zoll, die des Schwanzes 1 Fuß und 4 Zoll, die Höhe am Widerrist 1 Fuß und 10 Zoll. Unsere Abbildung bekundet eine treue Auffassung des Thieres.

Der Steppenhund ist, wie die neuen Forschungen lehren, über einen großen Theil Afrikas verbreitet. Früher kannte man ihn nur aus der Kapgegend. Später fand ihn Rüppell in der Bahiudawüste auf, und neuere Reisende haben ihn am Kongo, wie im Mozambik beobachtet. Er ist ein echtes Steppenthier, bunt am Leibe und lebendig vom Geiste. Das Hündische spricht sich in seinem Wesen vorwiegend aus. Er ist Tag- und Nachtthier und liebt zahlreiche Gesellschaften; deshalb findet man ihn stets in Meuten oder Rudeln von 30 bis 40 Stück vereinigt. In früheren Zeiten war er am Kap eine häufige Erscheinung, und vielfache Berichte erwähnen seiner. Daß dabei manchfaltige Ausschmückungen seiner Naturgeschichte mit unterliefen, versteht sich von selbst, und noch heute sind wir nicht im Stande, das Wahre immer und überall von dem Unwahren zu säubern.

Nach dem Bericht von Kolbe, welcher die Thiere an dem Vorgebirge der guten Hoffnung bemerkte, heißen sie dort „wilde Hunde", welche oft in die Dörfer der Hottentotten und in die Häuser der Europäer laufen. Sie fügen dem Menschen kein Leid zu, richten aber unter den Schafen großen Schaden an, wenn sie nicht vertrieben werden; denn sie reißen oft 60 bis 100 Stück Schafe nieder, beißen ihnen den Bauch auf, fressen ihnen die Eingeweide aus und laufen dann davon.

Das Neueste, welches wir über das Leben der in mehr als einer Hinsicht merkwürdigen Thiere haben, berichtet Gordon Cumming, ein sehr eifriger Jäger und guter Beobachter. Er lernte die Steppenhunde im Norden der Kapansiedelung genau kennen. „Diese Hunde", erzählt er, „jagen im Innern der Ansiedelung in Meuten, deren Zahl bis auf sechzig steigt, mit einer ungeheuern Ausdauer, so daß sie selbst die größte und stärkste Antilope ermatten und überwältigen. An die Büffel wagen sie sich, soviel ich weiß, nicht. Sie verfolgen das Wild, bis es nicht weiter kann, reißen es dann augenblicklich zu Boden und verzehren es in wenigen Minuten. Vor dem Menschen fürchten sie sich weniger, als irgend ein reißendes Thier. Die Weibchen erziehen ihre Jungen in großen Höhlen, die sie in den öden Ebenen graben. Nähert sich der Mensch den Höhlen, so laufen die Hunde weg, ohne ihre Brut zu vertheidigen. Die Verheerung, welche sie unter den Herden der Boers anrichten, sind unglaublich. Sie tödten und verstümmeln viel mehr Schafe, als sie verzehren können. Ihre Stimme ist dreifach verschieden: sehen sie plötzlich einen gefährlich scheinenden Gegenstand, so bellen sie laut; des Nachts, wenn sie in Menge beisammen und durch irgend Etwas aufgeregt sind, geben sie Töne von sich, welche klingen, als ob Menschen sprächen, denen dabei die Zähne vor Frost klappern; wenn sie sich sammeln, so stoßen sie einen wohlklingenden Laut aus, der etwa so klingt, wie der zweite Laut des Kukukrufes. Sie behandeln alle zahmen Hunde mit der äußersten Verachtung, warten ihren Angriff ab, kämpfen aber dann mit vereinten Kräften und zerreißen die Feinde gewöhnlich. Die Haushunde erwiedern die Feindseligkeit mit Ingrimm und bellen stundenlang, wenn sie die Stimme der wilden auch nur von fern hören."

Sehr schade ist es, daß alle Versuche, den prächtigen Hiänenhund zu zähmen, bis jetzt erfolglos geblieben sind. Man hat zwar jung aufgezogene fast gänzlich ihrer Wildheit entwöhnt, und sie sogar dahin gebracht, mit anderen Thieren in Frieden und Freundschaft zu leben, selbst mit dem von ihnen so gehaßten Löwen oder der von ihnen wahrhaft verachteten Hiäne: — allein zu einem eigentlichen Hausthier hat man ihn doch noch nicht umwandeln können.

Unter den Thieren der Schaubuden finden sich regelmäßig einige, denen sich, Dank den vortrefflichen Erläuterungen der erklärenden Thierwärter, die besondere Aufmerksamkeit der

Schaulustigen zuzuwenden pflegt! Der Erklärer pflegt diese Thiere als wahre Scheusale darzustellen und dichtet ihnen die fürchterlichsten Eigenschaften an. Mordlust, Raubgier, Grausamkeit, Blutdurst, Hinterlist und Tücke ist gewöhnlich noch das Geringste, was der Mann ihnen, den Hiänen, zuschreibt. Er lehrt sie regelmäßig auch noch als Leichenschänder und Todtenausgräber kennen und erweckt sicherlich ein gerechtes Entsetzen in den Gemüthern aller naturunkundigen Zuschauer. Die Wissenschaft hat es bis jetzt noch nicht vermocht, solchen Unwahrheiten zu steuern; diese haben sich vielmehr allen Belehrungen zum Trotz seit uralter Zeit frisch und lebendig erhalten.

Es giebt wenig Thiere, deren Kunde mit so vielen Fabeln und abenteuerlichen Sagen ausgeschmückt worden wäre, als die Geschichte der Hiänen. Schon die Alten haben die unglaublichsten Sachen von ihnen erzählt. Man behauptete, daß die Hunde Stimme und Sinne verlören, sobald sie der Schatten einer Hiäne träfe; man versicherte, daß die scheußlichen Raubthiere die Stimme des Menschen nachahmen sollten, um ihn herbeizulocken, dann plötzlich zu überfallen und zu ermorden. Das Merkwürdigste bei der Sache ist, daß diese Fabelei Wiederklang findet bei allen Völkerschaften, welche die Hiänen kennen lernten. Namentlich die Araber sind reich an Sagen über die Hiäne. Man glaubt steif und fest, daß Menschen von dem Genusse des Hiänengehirnes rasend werden, und vergräbt den Kopf des erlegten Raubthieres, um bösen Zauberern die Gelegenheit zu übernatürlichen Beschwörungen zu nehmen. Ja, man ist sogar fest überzeugt, daß die Hiänen selbst nichts Anderes sind, als verkappte Zauberer, welche bei Tage in Menschengestalt umherwandeln, bei Nacht aber die Hiänenmaske annähmen, allen Gerechten zum Verderben. Ich selbst bin mehrere Mal von meinen arabischen Dienern herzlich und dringend gewarnt worden, auf Hiänen zu schießen, und schauerliche Geschichten wurden mir über die Gewalt der verlarvten, höllischen Geister mitgetheilt.

„Diese verzauberten Menschen, die von Allah, dem Erhabenen, Verdammten", so sagte mir mein Diener Aali, „können durch den bloßen Blick ihres bösen Auges das Blut in den Adern des Gottseligen zum Stocken und das Herz zum Stillstehen bringen, die Eingeweide austrocknen und den Verstand verwirren. Einer unserer Herrscher, Churschid Pascha, ließ viele von den Dörfern verbrennen, — Gott segne ihn dafür! — in denen sich solche Zauberer befanden, und dennoch ist ihre Anzahl immer noch groß genug, und sie sind übermüthig zum Schaden der Gläubigen. Zwar wird sie Allah in den tiefsten Pfuhl der Hölle schleudern: allein während sie leben, thut der Gläubige wohl, ihnen aus dem Wege zu gehen und den Bewahrer zu bitten, daß er ihn vor den aus seinem Himmel herabgeschleuderten Teufeln in Gnaden bewahre. Jener Fürst starb eines frühen Todes, denn er verfuhr hart gegen alle Zauberer, und wahrlich! — nur der Blick des bösen Auges hat ihn unter die Erde gebracht. Glaube mir, ich selbst war in großer Gefahr; nur der Allmächtige hat mir geholfen und mein Herz gutem Rath geöffnet. Meine Ohren waren bereit, die Stimme des Warners zu meinem Herzen zu führen. Ich wollte mit einem meiner Brüder Jagd anstellen auf jene nächtlichen Geister der Hölle, die sich gar heftig auf dem Leichnam eines Kameles stritten. Allein noch zur rechten Zeit wurde ich durch den Sohn eines weisen Scheich davon abgehalten. „Hört, o Ihr Gläubigen, auf die Stimme der Wesen, welche Ihr für Hiänen haltet; gleicht sie wohl der Stimme eines Thieres? Sicherlich nicht! Gleicht sie nicht vielmehr dem Wehrufe eines jammernden Menschen? Gewiß! O, so glaubet mir, daß diese, welche Ihr für Thiere haltet, nichts Anderes, als große Sünder sind, welche über ihre entsetzliche Missethat jammern und klagen. Und wird diese Stimme nicht zugleich dem Gelächter eines Teufels gleich? So glaubet, daß der Verworfene aus ihnen spricht! Wisset, daß von diesen Zauberwesen schon großes Unheil gestiftet worden ist. Ich kenne einen jungen Mann, dessen Gebein von Stunde an vertrocknete, nachdem er einen solchen Zauberer getödtet hatte. Laßt ab, meine Brüder!" Wir thaten es, und die ganze Nacht hindurch hörte ich das Heulen der Hiänen. Es war, als ob sich die Diener des Teufels (Gott schütze uns vor ihm!) gestritten hätten. Das waren keine Thiere, das waren wirkliche Zauberer, das waren die Söhne des Verfluchten!"

Das Märchen und die Sage sucht sich immer seine Gestalten. Ein Thier, von welchem soviel Wunderbares berichtet oder geglaubt wird, muß irgend etwas Absonderliches in seiner Gestalt zeigen. Dies finden wir denn auch bei den Hiänen bestätigt. Sie ähneln den Hunden und unterscheiden sich gleichwohl in jedem Stücke von ihnen. Sie gehören zur ganzen Familie und stehen vereinzelt für sich da. Ihr Anblick ist keineswegs anmuthig, sondern entschieden abstoßend. Alle Hiänen sind häßlich, weil sie eben blos Andeutungen von einer Gestalt sind, welche wir in viel vollendeterer Weise kennen. Einzelne Forscher sehen sie als Zwittergestalten zwischen Hund und Katze an. Wir aber können dieser Anschauung nicht beipflichten, weil die

Hiänen eine ganz eigenthümliche Gestalt für sich selbst haben. Der Leib ist gedrungen, der Hals dick, der Kopf stark und die Schnauze kräftig und unschön. Die krummen, vorderen Läufe sind länger, als die hinteren, der Rücken wird dadurch abschüssig, das Thier hinten niederer, als es am Widerrist ist. Die Lauscher sind nur spärlich behaart und unedel geformt, die Seher liegen schief, funkeln unheimlich, sind unstät und zeigen einen abstoßenden Ausdruck. Der dicke, scheinbar steife Hals, die buschig behaarte Lunte, welche nicht über das Fersengelenk hinabreicht, und der lange, lockere, rauhe Pelz, welcher sich längs des Rückens in eine schweineähnliche Borstenmähne verlängert, die düstere, nächtige Färbung der Haare endlich, dies Alles vereinigt sich, den ganzen Eindruck zu einem recht unangenehmen zu machen. Zudem sind alle Hiänen Nachtthiere, besitzen eine widerwärtige, mißtönende, kreischende oder wirklich gräßlich lachende Stimme, sind gierig, gefräßig, verbreiten einen üblen Geruch und haben nur unedle, fast hinkende Bewegungen, offenbaren auch gewöhnlich etwas ganz Absonderliches in ihrem Wesen: — kurz man kann sie unmöglich schön nennen. Die vergleichende Forschung findet noch andere ihnen eigenthümliche Merkmale auf. In dem sehr kräftigen Gebiß sind die Schneidezähne sehr entwickelt, die großen Eckzähne aber plump und kegelförmig, die drei Lückzähne haben starke eingedrückte Kronen. Am Schädel ist der Schnauzentheil breit und stumpf, der Hirnkasten eng, die Jochbögen und Leisten sind stark und abstehend, die Halswirbel, von denen die Alten glaubten, daß sie zu einem einzigen Stücke verschmölzen, sehr kräftig; sie bieten den hier besonders entwickelten Muskeln vielfache Ansatzflächen. Mächtige Kaumuskeln, große Speicheldrüsen, die hornigbewarzte Zunge und eine weite Speiseröhre kennzeichnen die Thiere noch anderweitig.

Der Verbreitungskreis der Hiänen ist ein sehr ausgedehnter. Sie finden sich in dem größten Theile Süd- und Westasiens bis zum Altai, besonders häufig sind sie jedoch in ganz Afrika, und dieser Erdtheil ist deshalb auch als ihr eigentliches Vaterland anzusehen.

Bei Tage sieht man sie nur, wenn sie durch einen Zufall aufgescheucht wurden; freiwillig verläßt keine Hiäne ihren Schlupfwinkel. Die Nacht muß schon vollständig hereingebrochen sein, ehe sie daran denken, ihre Raubzüge zu beginnen. In stark bewohnten Gegenden wagen sie sich selten bis in die Nähe der Menschen heran; in dünner bevölkerten Landstrichen aber kommen sie auf ihren nächtlichen Wanderungen dreist bis in das Innere der Ortschaften herein. Etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang vernimmt man in den einsamsten Gebirgs- oder Waldgegenden, in der Steppe oder selbst in der Wüste das Geheul der einzeln oder in kleinen Gesellschaften herumschweifenden Thiere. In den Urwäldern Mittelafrikas und namentlich in den Uferwaldungen des blauen Flusses bilden diese Heuler einen förmlichen Chor; denn sobald die eine mit ihrem abscheulichen Nachtgesange beginnt, stimmen die andern augenblicklich ein. Das Geheul der gewöhnlichen (gestreiften) Hiäne ist sehr mißtönend, aber nicht so widerlich, das man gesagt hat. Ich und meine ganze Reisegesellschaft sind durch dasselbe stets im hohen Grade belustigt worden. Das Geschrei oder Geheul selbst ist sehr verschieden. Heisere Laute wechseln mit hochtönenden, kreischende mit murmelnden oder knurrenden ab. Dagegen zeichnet sich das Geheul der gefleckten Art durch ein wahrhaft fürchterliches Gelächter aus, ein Lachen, wie es die gläubige Seele und die rege Phantasie etwa dem Teufel und seinen höllischen Gesellen zuschreibt, scheinbar ein Hohnlachen der Hölle selbst. Wer diese Töne zum ersten Male vernimmt, kann sich eines gelinden Schauders kaum entwehren, und der unbefangene Verstand erkennt in ihnen sofort einen der hauptsächlichsten Gründe für die Entstehung der verschiedenen Sagen über unsere Thiere.

Solange die Nacht währt, sind die herumstreifenden Thiere in steter Bewegung, und erst gegen den Morgen hin ziehen sie sich wieder nach ihren Ruheplätzen zurück. In die Städte und Dörfer kommen sie nach meinen Beobachtungen selten vor zehn Uhr nachts, dann aber auch ohne Scheu, selbst ohne sich durch die Hunde beirren zu lassen. In der Stadt Sennaar am blauen Flusse traf ich, von einem Gastmahle heimkehrend, um Mitternacht eine sehr zahlreiche Gesellschaft von Hiänen an und hielt sie, weil mich die Thiere sehr nahe an sich herankommen ließen, zuerst für Hunde, bis mich der kreischende, heisere Laut, den die eine ausstieß, belehrte, mit welchen Gästen ich es zu thun hatte. Ein einziger Steinwurf verjagte sie augenblicklich, und sie stoben nun wie dunkle Geister nach allen Seiten hin durch die Straßen der Stadt.

Bei ihren Wanderungen wird die Hiäne ebensowohl durch den Geruch, wie durch das Gehör und Gesicht geleitet. Ein stinkendes Aas versammelt regelmäßig zwei oder mehrere Hiänen. Ebenso werden die häßlichen Gesellen durch eine eingezäunte Herde von Schafen, Ziegen oder Rindern herbeigelockt und umschleichen dann mit lüsternen Blicken, bezüglich mit unheimlich grünlichfunkelnden Augen ärgerlich die dichte Umzäunung, welche sie nicht zu durch-

dringen vermögen, und setzen durch ihr Geheul die eingeschlossenen Hausthiere in gewaltigen Schreck. Die wachsamen Hunde jener Gegenden treiben sie stets ohne große Mühe zurück; sie sind trefflich eingeschult, augenblicklich nach der Seite hinzustürzen, von welcher ihren Schutzbefohlenen eine Gefahr drohen könnte. Es kommt niemals vor, daß eine Hiäne den muthigen Wächtern Stand hielte; sie ergreift vielmehr immer die Flucht vor der Meute, kommt aber nach sehr kurzer Zeit wieder zurück. Sobald sie eine Beute gewittert hat, verstummt sie und trottet nun, so leise sie kann, — denn zum Schleichen bringt sie es nicht, — in kurzen Absätzen näher und näher, äugt, lauscht und wittert, so oft sie stillsteht, und ist jeden Augenblick bereit, die Flucht wieder zu ergreifen. Die gefleckte Art ist etwas muthiger, als die gestreifte, verhältnißmäßig zu ihrer Größe aber immer noch ganz erbärmlich feig und furchtsam. Alle Hiänen greifen nur Thiere an, welche sich gar nicht wehren, namentlich Schafe, Ziegen, junge Schweine und dergleichen. Am liebsten ist es ihnen unter allen Umständen, wenn sie ein Aas finden. Um dieses herum beginnt regelmäßig ein Gewimmel, welches kaum zu schildern ist. Sie sind die Geier unter den Säugethieren, und ihre Gefräßigkeit ist wahrhaft großartig. Im tiefen Innern Afrikas sind die Hiänen noch heutigen Tages die Bestatter der Leichname armer oder unfreier Leute, welche ihnen gleichsam zum Fraße vorgeworfen werden, und noch während der türkischen Herrschaft war es gar nichts Seltenes, daß in Sennaar und Obeid während der Nachtzeit menschliche Leichname von den Hiänen gefressen wurden. In Südostafrika graben sie die nur leicht verscharrten Leichen der Hottentotten aus, und hierauf mögen sich alle die bösen Nachreden gründen, an denen sie noch jetzt zu leiden haben.

Von der Beute, welche eine Hiäne gefaßt hat, läßt sie sich nicht wieder abtreiben. Sie nimmt dann wenigstens ein Stück derselben mit, und was sie einmal im Rachen trägt, giebt sie lebendig nicht wieder her, selbst wenn sie geschlagen oder sonst wie gemißhandelt wird. Vielfach ist hin- und hergestritten worden, ob die Hiänen auch den Menschen angreifen oder nicht. Die gestreifte thut es ganz entschieden nicht, die gefleckte aber greift Kinder oder schlafende Erwachsene wirklich an und schleppt sie mit sich weg; denn ihre Kraft ist so groß, daß sie bequem einen Menschen forttragen kann. An erwachsene Männer wagt aber auch sie sich wohl nur äußerst selten, und deshalb fürchtet Niemand die leibliche Stärke des Thieres, umsomehr freilich ihre unheilvollen, zauberischen Kräfte.

Um die Zeit, in welcher es die meiste Beute giebt, im Innern Afrikas also zu Anfang der Regenzeit und im Norden im Frühlinge, wölft die Hiäne in einer selbstgegrabenen kunstlosen Röhre oder Felsenhöhle auf den nackten Boden drei, höchstens vier Junge. In frühester Kindheit eingefangene Hiänen kann man sehr leicht zähmen und sie halten auch die Gefangenschaft sehr gut und dauernd aus, werden aber meistens im Alter staarblind.

Des Schadens wegen, welchen diese Raubthiere anrichten, werden sie von den europäischen Ansiedlern und auch von einigen andern Völkerschaften ziemlich regelmäßig und lebhaft verfolgt. Man schießt sie, fängt sie in Fallen oder Fallgruben, vergiftet sie und greift sie lebendig. Letztere Fangart wird namentlich in Egypten angewandt, und ich kann sie den übereinstimmendsten Nachrichten vieler glaubwürdigen Männer zufolge verbürgen. Der Hiänenfänger begiebt sich mit einem weißen Teppich an einen Felsspalt des Gebirges, in welchem er Hiänen zu finden hoffen darf, weil ihm derselbe als Schlupfwinkel seit Jahren bekannt ist. Vorsichtig weiterschreitend oder, wenn es eine Höhle ist, kriechend, dringt er nach dem Lager des Thieres vor, bis die grünlichfunkelnden Augen ihm seine Beute verrathen. Sobald er sich nähert, zieht sich die Hiäne zornig schreiend zurück, soweit sie kann. Am hintern Ende der Höhle endlich macht sie Halt, der Fänger nähert sich ihr, wirft ihr den Teppich über den Kopf und sich dann selbst auf ihn und die Hiäne, sucht, das Thier soviel als möglich in denselben zu verwickeln und bringt es dahin, daß der wüthende Nächtling sich im Teppich festbeißt. Dann hat er leichtes Spiel: er bindet die Beine zusammen und wirft schließlich eine Schlinge über den Hals, um daran die Hiäne zu erdrosseln, oder auch blos auf die Schnauze, um diese zuzuschnüren. Ist Dies einmal geschehen, dann wird die Hiäne, so sehr sie sich auch wehrt, leicht wehrlos gemacht. Von den Mohammedanern wird kein einziger Theil einer Hiäne benutzt, weil das ganze Thier mit Recht als unrein gilt.

In der Vorwelt waren die Hiänen über einen weit größern Theil der Erde verbreitet, als gegenwärtig, und fanden sich auch in Deutschland ziemlich häufig, wie die vielfach aufgefundenen Knochen der Höhlen- und Vorweltshiänen hinlänglich beweisen. Gegenwärtig leben, so viel man weiß, vier Arten der Gruppe, von denen drei echte, die vierte aber ein vermittelndes Bindeglied zwischen diesen und den Zibetkatzen ist.



Die gefleckte Hiäne (Hyaena crocuta).

Zu der ersten Sippe gehören die gefleckte Hiäne (Hyaena crocuta), der Strandwolf (Hyaena brunnea) und die gestreifte Hiäne (Hyaena striata). Erstere ist, wie ich bereits bemerkte, die größte und stärkste der jetzt lebenden, obgleich sie noch lange nicht die Größe der vorweltlichen Höhlenhiäne erreicht. Sie zeichnet sich durch ihren kräftigen Körperbau und den gefleckten Pelz von der viel häufigern, oder wenigstens viel häufiger zu uns kommenden, gestreiften Hiäne und dem einfarbigen Strandwolf aus. Die Grundfarbe dieses Pelzes ist weißlichgrau, etwas mehr oder weniger ins Fahlgelbe ziehend. Auf dieser finden sich an den Seiten und an den Schenkeln braune Flecken. Der Kopf ist braun, auf den Wangen und auf dem Scheitel röthlich, die Branten sind weißlich; die Standarte ist braun, geringelt und ihre Blume schwarz. Uebrigens wechselt diese Färbung nicht unbedeutend: man findet bald dunklere, bald hellere. Die Leibeslänge des Thieres beträgt über drei und einen halben, ja selbst über vier Fuß, ihre Höhe am Widerrist dritthalben Fuß.

Die gefleckte Hiäne bewohnt das südliche und östliche Afrika vom Vorgebirge der guten Hoffnung an bis zum siebzehnten Grad nördlicher Breite und verdrängt, wo sie sehr häufig vorkommt, die gestreifte Hiäne fast gänzlich. In Abissinien und Ostsudahn lebt sie mit dieser an gleichen Orten, wird aber nach Süden hin immer häufiger und ist schließlich die einzig vorkommende. In Abissinien ist sie gemein und geht hier in den Gebirgen sogar bis 12,000 Fuß über die Meereshöhe hinauf. Ihre ganze Lebensweise ähnelt der der gestreiften. Sie wird aber ihrer Größe und Stärke halber weit mehr gefürchtet und wohl deshalb auch hauptsächlich als unheilvolles, verzaubertes Wesen betrachtet. Die Araber nennen sie Marrafil. Viele Beobachter versichern einstimmig, daß sie wirklich auch Menschen angreife, namentlich über Schlafende und Ermattete herfalle. Dasselbe behaupten die Abissinier, wie wir von Rüppel erfahren. — Ich habe sie überall nur als feiges, dem Menschen scheu aus dem Wege gehendes Thier kennen gelernt.

Die gefleckte Hiäne ist diejenige Art, mit welcher sich die Sage am meisten beschäftigt. Viele Sudahnesen behaupten, daß die Zauberer blos ihre Gestalt annehmen, um ihre nächtlichen Wanderungen zum Verderben aller Gläubigen auszuführen. Die häßliche Gestalt und die schauderhaft lachende Stimme der gefleckten Hiäne wird die Ursache dieser Meinung gewesen sein. Auch wir müssen dieser Hiäne den Preis der Häßlichkeit zugestehen. Unter sämmtlichen Raubthieren ist sie unzweifelhaft die mißgestaltetste, garstigste Erscheinung, und dazu kommen nun noch die geistigen Eigenschaften, um das Thier gewissermaßen verhaßt zu machen. Sie ist dümmer, böswilliger und roher, als ihre gestreifte Verwandte, obwohl sie bei ihrer grenzenlosen Feigheit sich vermittelst der Peitsche bald bis zu einem gewissen Grade zähmen läßt.

Der Strandwolf zeichnet sich namentlich durch seine lange, rauhe, breit zu beiden Seiten herabhängende Rückenmähne vor seinen übrigen Verwandten aus. Die Färbung seiner überhaupt langen Behaarung ist einförmig dunkelbraun bis auf wenige braun und weiß gewässerte Punkte an den Beinen. Die Haare der Rückenmähne sind im Grunde weißlichgrau, übrigens schwärzlichbraun gefärbt. Der Kopf ist dunkelbraun und grau, die Stirn schwarz mit weißer und röthlichbrauner Sprenkelung. Er ist bedeutend kleiner, als die gefleckte Hiäne, und wird höchstens so groß, wie die gestreifte Art.

Das Thier bewohnt den Süden von Afrika und zwar gewöhnlich die Nähe des Meeres. Es ist überall weit weniger häufig, als die gefleckte Hiäne, lebt so ziemlich wie diese, jedoch hauptsächlich von Aas, zumal von solchem, welches vom Meere an den Strand geworfen wird.

Die gestreifte Hiäne endlich ist das uns wohlbekannte Mitglied der Thierschaubuden. Sie kommt, weil sie uns am nächsten wohnt und überall gemein ist, auch am häufigsten zu uns und wird gewöhnlich zu den beliebten Kunststücken abgerichtet, welche man in Thierbuden zu sehen bekommt und welche, wie aus dem Folgenden hervorgehen wird, weit gefährlicher aussehen als sie sind. Das Thier ist so bekannt, daß eine Beschreibung desselben kaum nöthig ist oder sich mindestens auf wenige Worte beschränken läßt. Der Pelz ist rauh, straff und ziemlich langhaarig, seine Färbung ein gelbliches Weißgrau, auf welchem sich schwarze Querstreifen finden. Die Mähnenhaare haben ebenfalls schwarze Spitzen, und der Vorderhals ist nicht selten ganz schwarz, die Standarte ist bald einfarbig, bald gestreift, der Kopf ist dick, die Schnauze verhältnißmäßig dünn, obgleich immer noch plump genug, die aufrechtstehenden Lauscher sind groß und ganz nackt. Drei Fuß, etwas mehr oder weniger, ist das gewöhnliche Maß der Leibeslänge.

Diese Hiäne ist wohl die verbreitetste unter allen, wenigstens geht sie von der Sierra Leona an quer durch Afrika und fast ganz Asien hindurch bis zum Altai. Sie ist nirgends selten, an menschenleeren Orten sogar außerordentlich häufig, aber sie ist auch die am wenigsten schädliche unter allen und wird deshalb wohl nirgends besonders gefürchtet. In ihrer Heimat giebt es gemeiniglich soviel Aas oder wenigstens Knochen, daß sie nur selten durch den Hunger zu kühnen Angriffen auf lebendige Thiere gezwungen wird. Ihre Feigheit übersteigt alle Grenzen; doch kommt auch sie in das Innere der Dörfer herein und in Egypten schon wenigstens bis ganz nahe an dieselben heran. Auf dem Aase, welches wir auslegten, um später Geier auf ihm zu schießen, erschienen des Nachts regelmäßig Hiänen und wurden uns deshalb sehr lästig. Wenn wir im Freien rasteten, kamen sie häufig bis in das Lager geschlichen, und mehrmals haben wir von unserer Lagerstätte aus, ohne aufzustehen, auf sie feuern können. Bei einem Ausfluge nach dem Sinai erlegte Heuglin eine gestreifte Hiäne vom Lager aus mit Hühnerschroten. Trotz ihrer Zudringlichkeit fürchtet sich kein Mensch vor ihr, und sie wagt auch wirklich niemals, auch nur Schlafende anzugreifen. Ebensowenig gräbt sie Leichen aus, und deshalb eben ist sie an den schauerlichen Erzählungen, welche man in Schaubuden von ihr hört, vollkommen unschuldig. In ihrer Lebensweise ähnelt sie übrigens den vorhin genannten Arten vollständig und ist auch deshalb nicht besonders zu schildern; dagegen kann ich aus eigener Erfahrung Einiges über gezähmte mittheilen, welche ich in Afrika längere Zeit besaß.

Wenige Tage nach unserer ersten Ankunft in Chartum kauften wir zwei junge Hiänen für zehn Groschen unsers Geldes. Die Thierchen hatten etwa die Größe eines halb erwachsenen Dachshundes und waren mit sehr weichem, feinem, dunkelgrauem Wollhaar bedeckt. Sie waren aber noch sehr ungezogen und bissen heftig; wiederholte tüchtige Schläge brachen jedoch ihren Trotz und nach Verlauf eines Vierteljahres, vom Tage der Erwerbung an, konnte ich mit ihnen spielen, wie mit einem Hunde, ohne befürchten zu müssen, irgend welche Mißhandlung von ihnen zu erleiden. Sie gewannen mich mit jedem Tage lieber und freuten sich ungemein, wenn ich



Der Erdwolf Proteles Lalandii).

zu ihnen kam. Dabei benahmen sie sich, nachdem sie mehr, als halberwachsen waren, höchst sonderbar. Sobald ich in den Raum trat, fuhren sie unter fröhlichem Geheul auf, sprangen an mir in die Höhe, legten mir ihre Vorderpranken auf beide Schultern, und schnüffelten mir im ganzen Gesicht herum. Sie zeigten sich so anhänglich, daß sie ohne Aufforderung mich zuweilen besuchten, und für Fremde war es ein ebenso überraschender, als spaßhafter Anblick, uns beim Theetisch sitzen zu sehen. Jeder von uns hatte nämlich eine Hiäne zu seiner Seite, und diese saß so verständig und ruhig, wie ein wohlerzogener Hund bei Tische zu sitzen pflegt, wenn er um Nahrung bettelt. Letzteres thaten die Hiänen auch, und zwar bestanden ihre zarten Bitten in einem höchst leisen, aber ganz heiserklingenden Kreischen und ihr Dank in einem Beschnüffeln der Hände. Sie verzehrten Zucker leidenschaftlich gern, fraßen aber auch Brod und zumal solches, welches wir mit Thee getränkt hatten, mit vielem Behagen. Ihre gewöhnliche Nahrung bildeten Hunde, welche wir für sie erlegten.

Unter sich hielten meine Gefangenen gute Freundschaft und bewiesen deutlich genug, daß auch Hiänen innig lieben können.

Der Erdwolf oder die Zibethiäne (Proteles Lalandii) stellt sich als ein echtes Bindeglied zwischen den Hiänen und den Schleichkatzen dar und gilt deshalb mit Recht als Vertreter einer eignen Sippe. In seiner äußeren Erscheinung ähnelt das im Ganzen noch wenig beobachtete Thier auffallend der gestreiften Hiäne; denn es hat dieselben hohen Vorderbeine, denselben abschüssigen Rücken, dieselbe Rückenmähne und denselben buschigen Schwanz; nur die Schnauze ist etwas gestreckter und spitziger, die Ohren sind größer, und die Vorderpfoten tragen einen kurzen Daumen nach Art der Afterzehen bei manchen Hunden.

Bis jetzt ist die Zibethiäne die einzige bekannte Art ihrer Sippe. Ihre Länge beträgt 2½ Fuß und die des Schwanzes einen Fuß. Der Pelz, welcher aus weichem Wollhaar und langen, starken Grannen besteht, ist blaßgelblich gefärbt mit schwarzen Seitenstreifen. Der Erdwolf ist ein Bewohner des Kaplandes. Aus allen Angaben, welche sich auf unser Thier beziehen lassen, geht hervor, daß es nächtlich lebt und sich bei Tage in Bauen verbirgt, welche mit denen unserer Füchse Aehnlichkeit haben, aber ausgedehnter sind und von mehreren Erdwölfen zugleich bewohnt werden.

* * *

(Schleichkatzen.) Die Familie der Schleichkatzen (Viverrae), zu welcher der Erdwolf uns führt, unterscheidet sich von allen bisher genannten Raubthieren durch ihren langgestreckten, dünnen, runden Leib, welcher auf niedrigen Beinen ruht, durch den langen, dünnen Hals und verlängerten Kopf, sowie durch den langen, meist hängenden Schwanz. Die Augen sind gewöhnlich klein, die Ohren bald größer, bald kürzer, die Füße meist fünfzehig und die Krallen fast immer zurückziehbar. Neben dem After befinden sich zwei oder mehrere Drüsen, welche besondere, aber selten wohlriechende Flüssigkeiten absondern und diese zuweilen in einer eigenthümlichen Drüsentasche aufspeichern.

Im allgemeinen ähneln die Schleichkatzen unseren Mardern, welche sie in den südlichen Ländern der alten Welt vertreten. Sie haben einen ähnlichen Leibesbau, dieselbe Gewandtheit und Raublust und denselben Blutdurst, wie die echten Marder, kurz, sie ähneln ihnen leiblich und geistig.

Die Schleichkatzen sind in ihrer Verbreitung ziemlich beschränkt. Sie bewohnen, mit Ausnahme einer einzigen amerikanischen Art, welche sich aber auch wesentlich von den übrigen unterscheidet, den Süden der alten Welt, also vorzugsweise Afrika und Asien. In Europa finden sich nur zwei Arten der Familie, und zwar ausschließlich in den Ländern des Mittelmeeres, die eine nur in Spanien. Die Sippen erschienen bereits in der Vorzeit auf der Erdoberfläche, zeigten jedoch vormals keine Manchfaltigkeit; wenigstens hat man bis jetzt aus dieser Familie nur sparsame und unvollkommene Reste sehr ähnlicher Art gefunden. In der gegenwärtigen Schöpfung zeichnen sie sich durch großen Formenreichthum aus, wie die Marder, und zwar auf weit beschränkterem Gebiet als diese. Ihre Aufenthaltsorte sind so verschieden, wie sie selbst. Manche wohnen in unfruchtbaren, hohen, trockenen Gegenden, in Wüsten, Steppen, auf Gebirgen oder in den dünn bestandenen Waldungen des wasserarmen Afrikas und Hochasiens, andere ziehen die fruchtbarsten Niederungen, zumal die Ufer von Flüssen oder Rohrdickichte, allen übrigen Orten vor; diese nähern sich den menschlichen Ansiedelungen, jene ziehen sich scheu in das Dunkel der dichtesten Wälder zurück; die einen führen ein Baumleben, die anderen halten sich blos auf der Erde auf; einige gehen sogar auf kurze Zeit ins Wasser. Felsspalten und Klüfte, hohle Bäume und Erdlöcher, welche sie sich selbst graben oder anderen Thieren abjagen, dichte Gebüsche ꝛc. bilden ihre Behausung und Ruheorte während derjenigen Tageszeit, welche sie der Erholung widmen. Die meisten scheinen vollkommene Nachtthiere zu sein; eine nicht unbedeutende Anzahl aber treibt sich auch bei Tage umher, zumal an Orten, wo sie von den Menschen nicht eben behelligt werden. Nur höchst wenige sind träge, langsam und etwas schwerfällig, die größere Menge zeichnet sich durch Behendigkeit und Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen aus. Die langsamen treten beim Gehen mit der ganzen Sohle auf, die schnelleren sind echte Zehengänger und haben daher auch behaarte Sohlen. Viele klettern sehr geschickt, und fast alle sind wenigstens fähig, schiefstehende Bäume zu ersteigen. Ihre Sinne sind sehr scharf, zumal die drei edleren, Gesicht, Gehör und Geruch. So sind sie ganz geeignet, das Räuberhandwerk zu betreiben, und wirklich finden sie blos in den eigentlichen Mardern ebenbürtige Genossen. Sämmtliche Schleichkatzen sind im höchsten Grade räuberisch und blutgierig und fallen alle Thiere an, welche sie zu bewältigen glauben. Kleine Säugethiere, Vögel und deren Eier, sowie Kerfe der verschiedensten Art dürften wohl ihre Hauptnahrung ausmachen, nicht wenige aber nähren sich auch von Lurchen, Fischen und Krebsen. Die Gewandtheit und der Muth, mit welchem einige sich in Kämpfe mit den giftigsten Schlangen einlassen, hat sie von Alters her berühmt gemacht bei allen Völkern, welche sie kannten, und einzelne Arten haben zu den merkwürdigsten Fabeln Veranlassung gegeben. Ohne Unterlaß schweifen sie während ihres Wachseins in ihrem Gebiete umher und durchspähen und untersuchen jede Ritze, jeden Spalt, jede Höhlung, das Feld oder die Baumdickung, Rohrwälder oder Geröllhalden, welche ihnen Nahrung versprechen könnten. Während der Ruhe liegen sie dagegen meist in eine Kugel zusammengerollt in stiller, beschaulicher Zurückgezogenheit,

gewöhnlich da, wo sie der Morgen überrascht, da nur wenige einen bestimmten Aufenthaltsort haben. Ihre Stimme ist bald ein heiseres und dumpfes Knurren, bald ein scharfes, eintöniges Pfeifen, bald ein sehr wechselvolles Geschrei.

Merkwürdig ist der ziemlich starke Moschusgeruch, welchen viele Arten verbreiten. Derselbe stammt aus den erwähnten Drüsen, und rührt von einer öligen oder fettigen, schmierigen und wohlriechenden Masse her, welche sich in dem Drüsenbeutel absetzt und uns unter dem Namen Zibet bekannt ist.

Wie bei den übrigen Raubthieren, schwankt auch unter den Schleichkatzen die Zahl der Jungen ziemlich erheblich; soviel man etwa weiß, zwischen Eins bis Sechs. Die Mütter lieben ihre Brut überaus zärtlich; aber bei einer oder einigen Arten nimmt auch der Vater wenigstens am Erziehungsgeschäfte Theil. Die Jungen können durchschnittlich leicht gezähmt werden und zeigen sich dann ebenso zutraulich und gutmüthig, wie die Alten bissig, wild und störrisch. Sie halten die Gefangenschaft leicht aus, und manche Arten werden deshalb in gewissen Gegenden in großer Menge zahm gehalten, damit ihre kostbare Drüsenabsonderung leichter gewonnen werden kann. Andere verwendet man mit Erfolg zur Kammerjagd.

Im Ganzen mag der Nutzen, welchen die Schleichkatzen bringen, den durch sie verursachten Schaden aufwiegen. In ihrer Heimat fallen ihre Räubereien nicht so ins Gewicht; der Nutzen aber, welchen sie auch freilebend durch Wegfangen schädlichen Ungeziefers bringen, wird um so mehr anerkannt, und dieser Nutzen war denn auch Ursache, daß eines unserer Thiere im hohen Alterthume von dem merkwürdigen Volke Egyptens für heilig erklärt und von Jedermann hochgeachtet wurde.

Die kleine Gruppe der eigentlichen Zibetkatzen (Viverra) erinnert in ihrem ganzen Wesen noch lebhaft an den Erdwolf. Ihr Leibesbau ist der der ganzen Familie. Ihr Körper ist leicht und gestreckt, die Beine sind aber ziemlich hoch und die Füße haben fünf Zehen mit halb einziehbaren Krallen; die Sohlen sind ganz behaart. Die Ohren sind stumpf, die Zunge ist mit scharfen Warzen besetzt; der lange Schwanz kann nicht eingerollt werden. Ganz eigenthümlich ist die große Drüsentasche zwischen dem After und den Geschlechtstheilen. Die Thiere sind gegenwärtig besonders über Asien und Afrika verbreitet, waren aber in der Vorwelt auch in Europa heimisch. In allen ihren Bewegungen sind sie behend und gewandt, wie überhaupt ihre ganze Erscheinung viel Anmuthiges und Zierliches hat. Ihre Nahrung theilen sie ebenfalls mit ihrer ganzen Familie. So räuberisch und bissig sie aber sind, so leicht lassen sich doch die meisten zähmen, und dann bringen sie noch heutigen Tags durch den heilkräftigen und von allen morgenländischen und afrikanischen Völkerschaften hochgepriesenen Zibet großen Nutzen. Diesen liefern hauptsächlich zwei Arten, welche ich deshalb auch den übrigen voranstellen will. Es sind die Civette und die Zibete, oder die afrikanische und die asiatische Zibetkatze.

Erstere (Viverra Civetta) hat vielleicht die Größe eines mittelgroßen Hundes, aber ein mehr katzenartiges Aussehen und steht in ihrem gesammten Bau zwischen einem Marder und einer Katze mitten inne. Der gewölbte, breite Kopf trägt eine etwas spitze Schnauze, kurz zugespitzte Ohren und schiefgestellte Augen mit runder Pupille. Der Leib ist gestreckt, aber nicht besonders schmächtig, sondern einer der kräftigsten in der ganzen Familie. Der Schwanz ist mittellang oder etwa von halber Körperlänge. Die Beine sind mittelhoch und die Sohlen ganz behaart; der Pelz ist dicht, grob und locker, doch nicht besonders lang, aber durch eine aufrichtbare, ziemlich lange Mähne ausgezeichnet, welche sich über die ganze Firste des Halses und Rückens zieht und selbst auf dem Schwanze noch sichtbar ist. Ihre Grundfarbe ist ein schönes Aschgrau, welches bisweilen ins Gelbliche fällt. Von ihr zeichnen sich zahlreiche runde und eckige, schwarzbraune Flecken ab, welche die allerverschiedenste Gestalt und Größe haben, auf den Seiten des Körpers bald der Länge nach, bald der Quere an einander gereiht sind und auf den Hinterschenkeln deutliche Querstreifen bilden. Der Bauch ist heller, als die Oberseite, und die schwarzen Flecken sind hier weniger deutlich begrenzt. Die Rückenmähne ist schwarzbraun; der Schwanz, welcher an der Wurzel noch ziemlich dick behaart ist, hat etwa sechs bis sieben schwarze Ringe und endigt in eine schwarzbraune Spitze. An jeder Seite des Halses befindet sich ein langer, viereckiger, schräg von oben nach hinten laufender großer, weißer Flecken, welcher oben und hinten durch eine schwarzbraune Binde begrenzt und durch einen schwarzbraunen Streifen in zwei gleiche Theile getrennt wird. Die Nase ist schwarz, die Schnauze an der Spitze weiß und in der Mitte vor den Augen hellbraun, während Stirn- und Ohrengegend mehr gelblichbraun und das Genick hinter den Ohren noch heller gefärbt ist. Ein großer schwarz-



Die Civette oder afrikanische Zibetkatze (Viverra Civetta).

brauner Flecken befindet sich unter jedem Auge und läuft über die Wangen nach der Kehle hin, welche er fast ganz einnimmt. Der Leib des Thieres hat etwa zwei Fuß drei Zoll, der Schwanz dagegen blos einen Fuß zwei Zoll Länge; die Höhe am Widerrist beträgt elf und einen halben Zoll.

Die Heimat der Civette ist Afrika und zwar hauptsächlich der westliche Theil desselben, nämlich Ober- und Niederguinea. Von dort aus hat man sie weiter und weiter verbreitet. Auch im Osten Afrikas kommt sie, obgleich einzeln vor. Wohl die wenigsten dieser Thiere findet man gegenwärtig noch im Zustande der Wildheit; sie leben vielmehr schon seit alten Zeiten in der Gefangenschaft und so begegnet man ihnen in ziemlicher Anzahl in Abissinien, Nubien und Egypten als Hausthier; denn in allen diesen Ländern trifft man sie wild nirgends an. Wie die meisten Arten ihrer ganzen Familie, ist sie mehr Nacht-, als Tagethier. Kleine Säugethiere, Vögel und namentlich Eier sollen ihre Leibspeise bilden. In der Gefangenschaft hält man sie in besonderen Ställen oder Käfigen und füttert sie mit Fleisch, besonders aber mit Geflügel. Wenn sie jung eingefangen wird, erträgt sie nicht nur die Gefangenschaft weit besser, als wenn sie alt erbeutet würde, sondern wird auch sehr zahm und zutraulich. Der heftige Moschusgeruch, welchen das gefangene Thier verbreitet, macht es für nervenschwache Menschen geradezu unerträglich. Aber grade des Zibets wegen, der früher als Arzneimittel hoch geschätzt und wovon das Quentchen bis zu vier Dukaten bezahlt wurde, ist die Zibetkatze in Gefangenschaft genommen worden. Sie liefert davon wöchentlich etwa zwei Quentchen, indem man zweimal den Beutel entleert. Besonders lebhaft wurde dieses Geschäft in der Stadt Euphras in Abissinien betrieben, wo Einzelne bis dreihundert dieser Thiere unterhielten. Selbst in europäischen Städten pflegte man zu gleichem Zwecke Zibetkatzen zu halten. Der Zibet wird gegenwärtig vornehmlich als ein sehr wichtiger Bestandtheil gewissen Wohlgerüchen beigesetzt, doch hat der Handel damit sehr abgenommen, seit der Moschus demselben vorgezogen wird.

Fast genau Dasselbe, was über die eigentliche Civette gesagt wurde, gilt auch für die echte oder asiatische Zibetkatze (Viverra Zibetha). Früher hielten sie Viele nur für eine Abänderung der afrikanischen Art. Sie ist jedoch von dieser nicht blos durch die Farbezeichnungen unterschieden, sondern zeigt auch mancherlei Abweichungen von ihr in Bezug auf die Gestalt. Ihr Kopf ist spitzer, die Ohren sind länger, der Leib ist schmächtiger, als bei der Civette, und die Behaarung bildet nirgends eine Mähne. Ihre Grundfärbung ist ein Bräunlichgelb, von welchem sich eine große Anzahl dichtstehender, verschiedenartig gestalteter und einigermaßen in Querreihen geordneter, dunkel rostrother Flecken abheben. Ein ausgewachsenes Thier hat zwei Fuß fünf Zoll Körperlänge und besitzt einen funfzehn Zoll langen Schwanz. Die



Die asiatische Zibetkatze (Viverra Zibetha).

Höhe am Widerrist beträgt etwa einen Fuß. Die asiatische Zibetkatze bewohnt hauptsächlich Ostindien und seine Inseln und wurde durch die Malaien sehr weit, ja selbst bis nach Arabien verbreitet.

Eine Schleichkatze, welche man in der Neuzeit öfters in Thiergärten zu sehen bekommt, ist die Rasse (Viverra indica). Sie ist bedeutend kleiner, als die vorstehend Beschriebenen, denn ihre Leibeslänge beträgt nicht viel über einen Fuß, die Schwanzlänge etwas weniger. Ihr sehr schmaler Kopf mit den verhältnißmäßig großen Ohren zeichnet sie aus. Der rauhe Pelz ist graugelbbräunlich oder schwarz gewässert, reihenweise dunkel gefleckt. Der Schwanz ist mehrfach geringelt. Sie bewohnt einen großen Theil Indiens und wird außerdem in Java, Sumatra und auf anderen südasiatischen Inseln gefunden, soll auch in China vorkommen. In ihrer Heimat steht sie in sehr hohem Ansehen wegen des von den Malaien in der ausgedehntesten Weise benutzten Zibets.

Den Lisang oder Dilungdung (Viverra — Lisang — gracilis) kann man als Uebergangsglied von den eigentlichen Zibetthieren zu den Ginsterkatzen ansehen; denn er vereinigt die Leibesgestalt Beider in sich. Sein spitzer Kopf und der fast körperlange Schwanz, sowie endlich das Gebiß zeichnen ihn aus. Im Oberkiefer steht jederseits nur ein eigentlicher Kauzahn, und die Backenzähne haben sehr scharfe Nebenzacken. Auch der Lisang ist ein äußerst zierlich gebautes, schlankes und schmuckes Thier. Seine Länge beträgt fast 1¼ Fuß, die des Schwanzes einen Fuß. Der Lisang bewohnt die dunkelen Wälder von Java und Malakka, ist nicht eben häufig und in seinen Sitten so gut als nicht bekannt.

Die Sippe der Ginsterkatzen (Genetta) wird durch einen sehr gestreckten Leib, den kahlen Längsstreifen auf den Sohlen, die fünfzehigen Vorder- und Hinterfüße, den langen Schwanz und die mittelgroßen Ohren gekennzeichnet. In der Aftergegend befindet sich noch eine seichte Drüsentasche. Die Zehen sind lang und die Krallen können vollkommen zurückgezogen werden.



Die Ginsterkatze (Genetta vulgaris).

Die bekannteste Art ist die Ginsterkatze (Genetta vulgaris), die einzige in Europa vorkommende Art ihrer Sippe und mit einer Manguste Vertreter ihrer ganzen Familie. Sie hat im allgemeinen noch ziemlich viel Aehnlichkeit mit den echten Zibetkatzen, und auch die Färbung ist fast dieselbe. Ihr Körper erreicht eine Länge von zwanzig Zoll, der Schwanz mißt sechzehn, die Höhe am Widerrist beträgt fünf bis sechs Zoll. Ihr Leib ist außerordentlich schlank und der Kopf klein, hinten breit und durch die sehr lange Schnauze ausgezeichnet. Die kurzen Ohren sind breit und stumpf zugespitzt. Die Augen haben eine echte Katzenpupille, welche bei Tage nur wie ein Spalt erscheint. Die Beine sind sehr kurz, und die Zehen haben große, zurückziehbare Krallen. Die Drüse sondert nur in geringer Menge eine fette, schmierige, stark nach Moschus riechende Feuchtigkeit ab. Der Pelz ist kurz, dicht und glatt. Seine Grundfärbung ist ein ins Gelbliche sich ziehendes Hellgrau mit dunklen Flecken.

Das eigentliche Vaterland des äußerst zierlichen und dabei doch so raub- und mordlustigen, bissigen und muthigen Thierchens ist Afrika, und namentlich sind es die Länder des Atlas. Allein es kommt auch im südlichen Europa vor und zwar vorzugsweise in Spanien und im südlichen Frankreich. Hier ist sie freilich eine sehr seltene Erscheinung. Schon in Spanien ist sie ein ständiger Bewohner geeigneter Aufenthaltsorte, obgleich man ihr nur höchst selten begegnet. Sie bewohnt die wald- und baumlosen Gebirge ebensowohl, als die bewaldeten, und kommt auch in die Ebenen herab. Feuchte Orte in der Nähe der Quellen und Bäche, buschreiche Gegenden, sehr zerklüftete Bergwände und dergleichen sind die bevorzugten Aufenthaltsorte. Hier stöbert sie der einsame Jäger zuweilen auch bei Tage auf; gewöhnlich aber ist sie wegen der Gleichfärbigkeit ihres Felles mit dem Geklüft oder auch mit der bloßen Erde selbst so rasch verschwunden, daß er nicht zum Schusse kommt. Sie schlängelt sich wie ein Aal, aber mit der Gewandtheit eines Fuchses, zwischen den Steinen, Pflanzen, Gräsern und Büschen hin und ist nach wenig Minuten von diesen vollständig verborgen.

Weit öfters würde man dem Thiere zur Nachtzeit begegnen, wenn man dann seine Lieblingsorte aufsuchen wollte. Erst ziemlich lange nach Sonnenuntergang und jedenfalls nach vollkommen eingetretener Dämmerung erscheint es und gleitet nun unhörbar von Stein zu Stein, von Busch zu Busch, scharf nach allen Seiten hin witternd und lauschend und immer bereit, auf das geringste Zeichen hin, welches ein lebendes Thier gibt, dasselbe mörderisch zu überfallen und abzuwürgen. Kleine Nagethiere, Vögel und deren Eier, sowie Kerbthiere bilden ihre Nahrung, und sie weiß dieselben auch aus dem besten Versteck herauszuholen. Ihre Bewegungen sind ebenso anmuthig und zierlich, als behend und gewandt. Ich kenne kein einziges Säugethier weiter, welches sich so, wie sie, mit der Biegsamkeit der Schlange, aber auch mit der Schnelligkeit des Marders zu bewegen versteht. Unwillkürlich reißt die Vollendung ihrer Beweglichkeit zur Bewunderung hin. Es scheint, als ob sie tausend Gelenke besäße. Bei ihren Ueberfällen gleitet sie unhörbar auf dem Boden hin; plötzlich aber springt sie mit gewaltigem Satze auf ihre Beute los, erfaßt dieselbe mit unfehlbarer Sicherheit, würgt sie unter beifälligem Knurren ab und beginnt dann mit der Mahlzeit. Beim Fressen sträubt sie den Balg, als ob sie beständig befürchten müsse, ihre Beute wieder zu verlieren. — Auch das Klettern versteht sie ausgezeichnet, und selbst im Wasser weiß sie sich zu behelfen.

Ueber ihre Fortpflanzung im Freien ist Nichts bekannt. An Gefangenen aber hat man beobachtet, daß das Weibchen nur ein Junges wirft; diese Zahl dürfte jedoch schwerlich mit der eines Wurfes von wildlebenden Müttern übereinstimmen.

Die Ginsterkatze läßt sich sehr leicht zähmen; denn sie ist gutmüthig und sehr sanft. Doch verschläft sie fast den ganzen Tag und kommt erst in der Nacht zum Vorschein. In der Berberei benutzt man sie, und noch mehr ihre Verwandte, die blasse Ginsterkatze (Genetta senegalensis), in derselben Weise wie unsere Hauskatze, als Vertilger der Ratten und Mäuse.

Zu den Ginsterkatzen zählte man früher auch noch ein anderes, höchst zierliches Raubthier, die Wieselkatze, welches man gegenwärtig als Vertreter einer besondern Sippe (Hemigale) angesehen hat.

Das Thier ist nur wenige Male von Asien nach Europa gekommen und deshalb noch sehr unbekannt. Sein wissenschaftlicher Name ist Hemigale Boiei. In der Gestalt ähnelt es den Zibetkatzen ungemein, und nur die Färbung unterscheidet sie ziemlich weit von ihnen.

Als einzigen Vertreter der Zibet in Amerika kann man das Katzenfrett oder, wie es bereits Hernandez im Jahr 1651 nannte, den Cacamizli der Mexikaner (Bassaris astuta) ansehen.

Das erwachsene Männchen erreicht eine Gesammtlänge von fast 3 Fuß, wovon ⅔ auf den Schwanz zu rechnen sind. In der Gestalt erinnert das Katzenfrett an einen kleinen Fuchs, in der Färbung an die Nasenbären; es bewohnt Mexiko und Texas, dort Felsenklüfte und verlassene Gebäude, hier hauptsächlich Baumhöhlen. In Mexiko findet sich der Cacamizli häufig in der Hauptstadt selbst, und Charlesworth nimmt sogar an, daß er sein Lager niemals weit von menschlichen Wohnungen aufschlage, weil gerade der Mensch durch seine Hühnerställe die Jagd des Räubers besonders begünstige. Derselbe ist ein lebendiges, spiellustiges und munteres Geschöpf, welches in seinen Bewegungen und Stellungen vielfach an das Eichhörnchen erinnert. Wenn man es aus seiner Höhle aufstört, nimmt es ganz die anmuthigen Stellungen desselben an, indem es den Schwanz über den Rücken legt, doch kann es nicht, wie dieses, sich auf die Hinterfüße setzen. Es klettert vorzüglich, vermag aber nicht, mit der Sicherheit und Gewandtheit des Eichhörnchens von einem Ast zum andern zu springen, sondern läuft, wenn es erschreckt wird, solange als möglich auf einem Ast hin und versucht, von dessen Gezweig aus einen andern zu erreichen, dabei sich mit den Klauen einhäkelnd. Zuweilen sieht man es sich sonnen, auf der Oberseite eines Astes gelagert. Es liegt dann, halb aufgerollt, bewegungslos da, anscheinend schlafend; bei dem geringsten Zeichen der Gefahr aber schlüpft es so eilig als möglich in seine Höhle und erscheint dann erst nach Sonnenuntergang wieder. Audubon glaubt, daß immer nur eins auf ein und demselben Baume wohne, und hält es für ungesellig, und auch die übrigen Beobachter scheinen seine Ansicht zu bestätigen. Wie derselbe berichtet, kann, ungeachtet der Scheu und Zurückgezogenheit, dieses Thier ziemlich zahm gemacht werden, und wenn man es längere Zeit im Käfig gehalten hat, darf man es sogar frei und im Hause umherlaufen lassen. Es wird oft zum Schosthierchen der Mexikaner, und durch seine Mäuse- und Rattenjagd sehr nützlich.

Für viele meiner Leser dürfte die Gruppe, welcher wir jetzt die Aufmerksamkeit zuwenden wollen, die anziehendste der gesammten Familie sein, und zwar aus dem Grunde, weil ihr ein Thier angehört, welches schon seit den ältesten Zeiten von sich reden gemacht hat und von den alten Egyptern für heilig gehalten wurde.

Die Mangusten (Herpestes) ähneln in ihrem Körperbau noch ganz den Zibetkatzen, unterscheiden sich von ihnen aber dadurch, daß ihnen die Zibettasche fehlt oder doch nur durch einige eigenthümliche Drüsen vertreten ist, daß die Hinterpfoten zuweilen blos vier Zehen haben und die Krallen bei allen gar nicht zurückgezogen werden können. Das Gebiß kennzeichnet sich durch einen besonderen Innenhöcker am dritten Oberzahne. Der Schädel hat einen kürzern Schnauzentheil, als bei den Zibetkatzen, und ist rundlich. Die Zunge ist mit scharfen Hornspitzen bewaffnet. Der Stern in dem hellen, klugen Auge ist fast kreisrund. Unsere Thiere bewohnen ebenfalls nur die wärmeren Länder der alten Welt und leben im ganzen genau wie die übrigen Mitglieder ihrer Familie.

Wie billig wenden wir unsere Aufmerksamkeit zunächst dem Ichneumon, dem heiligen Thiere der alten Egypter zu, der „Ratte der Pharaonen" (Herpestes Ichneumon) nämlich, eingedenk seines aus den ältesten Zeiten auf die unsrigen herübergetragenen Ruhmes und der Achtung, welche es früher genoß. Schon Herodot sagt, daß man die Ichneumonen in jeder Stadt an heiligen Orten einbalsamire und begrabe. Strabo berichtet, daß jenes vortreffliche Thier niemals große Schlangen angreife, ohne einige seiner Gefährten zu Hilfe zu rufen, dann aber auch die giftigsten Würmer leicht bewältige. Sein Bild diene deshalb in der heiligen Bilderschrift zur Bezeichnung eines schwachen Menschen, welcher den Beistand seiner Mitmenschen nicht entbehren kann. Aelian dagegen behauptet, daß es allein auf die Schlangenjagd ausgehe, jedoch mit großer List und Vorsicht, sich im Schlamm wälze und diesen an der Sonne trockne, um so einen Panzer zu erhalten, welcher den Leib vor seinem Gegner schütze, während es die Schnauze dadurch vor Bissen sichere, daß es seinen Schwanz über dieselbe schlage. Aber die Sage ist hiermit noch nicht zufrieden, sondern theilt dem muthigen Kämpfer für das öffentliche Wohl noch ganz andere Dinge zu, wie Plinius mittheilt. Das Krokodil nämlich legt sich, wenn es sich satt gefressen hat, gemüthlich auf eine Sandbank und sperrt dabei den zähnestarrenden Rachen weit auf, Jeglichem Verderben drohend, der es wagen wollte, sich ihm zu nähern. Nur einem kleinen Vogel ist dies gestattet — und zwar, wie ich selbst beobachtet habe, in der That und Wahrheit! — er ist so frech, zwischen den Zähnen hervor sich die Speise herauszupicken, welche dort hängen geblieben ist. Außer ihm fürchtet aber jedes andere Thier die Nähe des Ungeheuers, nur der Ichneumon nicht. Er naht sich leise, springt mit kühnen Sätzen in den Rachen hinein, beißt und wühlt sich die Kehle hindurch, zerfleischt dem schlafenden Krokodil das Herz, tödtet es auf diese Weise und öffnet sich nun, blutbedeckt, vermittelst seiner scharfen Zähne einen Ausweg aus dem Leibe des Ungethüms. Oder aber, er schleicht umher und spürt die Stellen aus, wo der gefürchtete Lurch seine zahlreichen Eier abgelegt hat, und scharrt und wühlt hier, bis er zu dem verborgenen Schatze in der Tiefe gelangt ist; dann macht er sich darüber her und frißt in kurzer Zeit, der Wachsamkeit der Mutter ungeachtet, das ganze Nest aus und wird hierdurch zu einem unschätzbaren Wohlthäter der Menschheit. Daß auch die Egypter diese Sage geglaubt haben, daß sie von ihnen aus erst jenen Schriftstellern berichtet wurde, ist unzweifelhaft: aber die sonst so genauen Naturbeobachter haben sich hierbei doch einer großen Täuschung hingegeben. Denn alle die schönen Sagen über unser Thier sind falsch. Allerdings ist es erst der Neuzeit vorbehalten gewesen, Genaues über die Sitten und Lebensweise des Ichneumon zu erforschen, aber schon seit einigen Jahrhunderten haben mehrere Reisebeschreiber ihren Zweifel über den Nutzen des Ichneumon ausgesprochen, und die Sagen könnten somit als ganz erledigt gelten.

Der Ichneumon übertrifft, wenn er ausgewachsen ist, an Größe unsere Hauskatze bedeutend; denn die Länge seines Leibes beträgt beinahe 2 Fuß, und die des Schwanzes wenigstens 1½ Fuß. Er erscheint aber kleiner, als er ist, wegen seiner niederen Beine. Nur selten findet man ausgewachsene Männchen, welche am Widerrist höher, als einen halben Fuß sind. Der Körper ist schlank, wie bei allen Schleichkatzen, keineswegs aber so zierlich, wie bei den echten Ginsterkatzen, sondern in Vergleich zu den meisten seiner Familienverwandten sogar sehr kräftig. Dies zeigt am besten das Gewicht, welches ein starker Ichneumon erreichen kann: es beträgt häufig funfzehn, ja selbst achtzehn Pfund. Die Beine sind kurz, die Sohlen nackt und die Zehen fast bis zur Hälfte mit kurzen Spannhäuten verbunden. Der lange Schwanz erscheint durch die lange Behaarung an der Wurzel sehr dick, fast als ob er allmählich in den Körper



Ichneumon.

überginge, und endet mit einer pinselartigen Quaste. Ueberhaupt ist die Behaarung sehr reichlich, und namentlich sind die einzelnen Haare lang und rauh. Die Augengegend ist nackt und deshalb treten die kleinen feurigen Augen, deren Stern rund ist, um so mehr hervor. Die Ohren sind kurz, breit und abgerundet. Ganz eigenthümlich ist der Pelz. Er besteht aus dichten Wollhaaren von rostgelblicher Farbe, welcher aber überall von den fast 3 Zoll langen Haaren überdeckt wird. Diese sind schwarz und gelblichweiß geringelt und enden in einer fahlgelben Spitze. Hierdurch erhält der ganze Balg eine grünlichgraue Färbung, welche zu den Aufenthaltsorten des Thieres ganz vortrefflich paßt. Am Kopfe und auf dem Rücken ist die Färbung dunkler, an den Seiten und dem Bauche fahler: die Beine und die Schwanzquaste sind dunkelschwarz oder ganz schwarz; doch kommen auch Abänderungen vor.

Die Ratte der Pharaonen ist über das ganze nördliche Afrika verbreitet; sie wird sowohl in Egypten, wie auch überall in der Berberei gefunden. Niemals entfernt sie sich weit von Niederungen. Ihre eigentlichen Wohnplätze sind die dicht mit Rohr bewachsenen Ufer der Flüsse und die Rohrdickichte, welche manche Felder umgeben. Hier hält sich das Thier bei Tage auf und bildet sich zwischen den Rohrstengeln schmale aber höchst sorgfältig gesäuberte Gangstraßen, welche nach tiefen, aber nicht besonders ausgedehnten Bauen führen. In diesen wirft auch das Weibchen in den Frühlings- oder ersten Sommermonaten 2 bis 4 Junge, welche sehr lange gesäugt und noch viel länger von beiden Alten gefüttert werden.

Den Namen Ichneumon, welcher soviel als „Aufspürer" bedeutet, verdient unser Thier in jeder Hinsicht. In seinen Sitten und im geistigen Wesen ähnelt der Aufspürer den gestaltverwandten Mardern, deren unangenehmen Geruch und deren Listigkeit, Diebesgewandtheit und Mordlust er besitzt.

Nach meinen Beobachtungen geht der Ichneumon nur bei Tage auf Raub aus. Er frißt Alles, was er erlisten kann, die Säugethiere vom Hasen bis zur Maus herab, die Vögel vom Huhn oder der Gans bis zum Riedsänger (Drymoica). Außerdem verzehrt er aber auch Schlangen, Eidechsen, Kerbthiere, Würmer u. s. w. und wahrscheinlich auch Früchte. Seine Diebereien haben ihm den größten Haß und die vollste Verachtung der egyptischen Bauern zugezogen; denn deren Hühner- und Taubenställe plündert er in der unbarmherzigsten Weise und namentlich den Hühnernestern, welche dort von den egyptischen Hühnern ganz nach freier Vögel Art angelegt werden, wird er sehr gefährlich. Wirklichen Nutzen bringt er jetzt soviel, als nicht; man müßte ihm denn die Vertilgung der Schlangen besonders hoch anrechnen. Gegenwärtig hat er mit den Krokodilen gar nichts mehr zu schaffen, weil diese in Unteregypten, wo er sich hauptsächlich findet, gänzlich ausgerottet sind; und somit kann er die rühmlichen Thaten seiner Ahnen weder bekräftigen noch widerlegen. Doch will es allen denen, welche ihn kennen, scheinen, daß auch seine Ahnen nicht so dumm gewesen seien, in den zähnestarrenden Rachen eines Krokodiles zu kriechen und jedenfalls haben allen Ichneumonen die Hühnereier von jeher besser geschmeckt, als die Eier der Krokodile, welche, wie bekannt, von der Mutter sorgsam bewacht werden. Dann ist der Raub solcher Eier eben keine Kleinigkeit: — eine alte Krokodilmutter kann, zumal einem Ichneumon gegenüber, unter Umständen sehr ungemüthlich werden.

Wenn man unsern Aufspürer, ohne von ihm bemerkt zu werden, beobachtet, sieht man ihn sehr langsam und bedächtig durch die Felder oder Rohrdickichte schleichen. Sein Gang ist höchst eigenthümlich. Es sieht aus, als ob das Thier auf der Erde dahinkröche, ohne ein Glied zu bewegen.

In den Sommermonaten sieht man ihn höchst selten allein, sondern stets in Gesellschaft seiner Familie. Das Männchen geht voran, das Weibchen folgt, und hinter der Mutter kommen die Jungen. Immer geht ein Mitglied dicht hinter dem andern, und so sieht es aus, als ob die ganze Kette von Thieren nur ein einziges Wesen sei, einer merkwürdig langen Schlange etwa vergleichbar. Bisweilen bleibt der Vater stehen, hebt den Kopf und sichert; dabei bewegt er die Nasenlöcher nach allen Seiten hin und schnauft wie ein keuchendes Thier. Hat er sich vergewissert, daß er Nichts zu befürchten hat, so geht es weiter; hat er eine Beute erspäht, so windet er sich wie eine Schlange geräuschlos zwischen den Halmen hindurch, um an jene heranzukommen, und plötzlich sieht man ihn ein oder zwei Sätze machen, selbst noch nach einem bereits aufgeflogenen Vogel. Die ganze Familie thut ihm jede Bewegung nach, wendet den Kopf, schnüffelt nach derselben Richtung hin, untersucht witternd und scharrend dasselbe Mauseloch wie er, oder sieht ihm wenigstens achtsam zu und bemüht sich jedenfalls nach Kräften, ihm so viel als möglich von seinen Kunstgriffen zu erlernen. Er übt seine Sprößlinge aber auch besonders im Fange und bringt ihnen z. B., wie unsere Hauskatzen es ebenfalls thun, junge, lebendige Mäuse, welche er dann vor den hoffnungsvollen Kindern frei läßt, um ihnen

das Vergnügen einer Jagd zu bereiten. Wenn er an das Wasser geht, um zu saufen, schreitet er erst sehr furchtsam aus dem Graben, in welchem er sich ungesehen hingeschlichen hat, kriecht langsam auf dem Bauche weiter fort und schreckt bei jedem Schritte etwas zurück, beriecht alle Gegenstände und macht dann einen plötzlichen Sprung nach dem Wasser zu, gerade so, wie wenn er sich auf seine Beute stürzt. Bei seinen Jagden ist seine Vorsicht außerordentlich groß und für den Beobachter höchst ergötzlich. Er lauert vor einem Mauseloche regungslos wohl eine Stunde lang und schleicht einer Ratte, einem jungen Vogel mit einer Bedachtsamkeit nach, welche geradezu ohne Gleichen ist.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß er ebenso vortrefflich spürt, wie der beste Hund; soviel ist sicher, daß ihn hauptsächlich der Geruch bei seinen Jagden leitet. Trifft er auf Eier, so trinkt er sie alle aus; von Säugethieren und Vögeln saugt er in der Regel nur das Blut und frißt das Gehirn aus. Er mordet weit mehr, als er bewältigen kann und wird hierdurch dem zahmen Hausgeflügel viel verderblicher, als jedes andere Raubthier seiner Heimat.

Seine Stimme hört man blos dann, wenn er mit einer Kugel angeschossen worden ist, sonst schweigt er, selbst bei der schmerzhaftesten Verwundung. Doch behaupten die Egypter, daß er auch zur Paarungszeit sein ziemlich scharfes eintöniges Pfeifen vernehmen lasse.

Die Jagd des Ichneumon gilt in den Augen aller Egypter als ein höchst gottseliges Werk. Man braucht nur in ein Dorf zu gehen und dort zu verkünden, daß man den Nims, so heißt unser Thier bei den Arabern, jagen wolle, dann ist gewiß Jung und Alt mit Freuden behilflich. Der Bauer im Felde wirft Hacke und Spaten weg, der Weber steht vom Arbeitsstuhl auf, der Knabe am Schöpfrad gönnt seinen Ochsen Ruhe und läßt das Feld dürsten, der Schäfer kommt mit seinem Hunde, und Alle brennen vor Begierde, den schlimmen Schurken und Spitzbuben vernichten zu helfen. Mit Hilfe jener Leute ist es nicht schwer, den Ichneumon zu erlegen. Man zieht nach einem langen Rohrstreifen hinaus, stellt sich dort auf und läßt die Leute langsam treiben. Das Thier merkt sehr wohl, worum es sich handelt und sucht, sowie der Lärm der Treiber beginnt, in einem seiner Fluchtlöcher Schutz, doch hilft ihm Dieses nur sehr wenig, denn die Araber treiben ihn mit ihren langen Stöcken auch aus den Nothbauen heraus, und so sieht er sich genöthigt, in einem andern Rohrbestand Zuflucht zu suchen. Mit äußerster Vorsicht schleicht er nun zwischen den Stengeln dahin, lauscht und wittert von Zeit zu Zeit, hört aber die Verfolger immer näher und näher kommen und muß sich endlich doch entschließen, über eine Stelle hinwegzulaufen, welche ihn nicht vollständig decken kann. Ist sie mit Gras bewachsen, so bemerkt der dort aufgestellte Jäger gewöhnlich blos an dem Bewegen desselben, daß der Ichneumon dahin kriecht; denn dieser hütet sich wohl, durch irgend eine rasche Bewegung sich zu verrathen. Man muß mit sehr starkem Blei und aus geringer Entfernung schießen, wenn man ihn tödten will; denn er verträgt bei seiner unglaublichen Lebenszähigkeit einen tüchtigen Schuß und entkommt, wenn er blos verwundet wird, sicher noch.

Das Gefangenleben des Ichneumon ist schon von Alpinus geschildert worden. Dieser Forscher besaß einen männlichen Nims mehrere Monate lang und hielt ihn in seinem Zimmer. Er schlief mit ihm, wie ein Hund, und spielte mit ihm, wie eine Katze. Seine Nahrung suchte er sich selbst. Wenn er hungrig war, verließ er das Haus, und nach Verlauf einiger Stunden kehrte er gesättigt zurück. Er war höchst reinlich, schlau und muthig, griff ohne Besinnen große Hunde an, tödtete Katzen, Wiesel und Mäuse und richtete unter den Hühnern und anderen Vögeln mehrmals arge Verwüstungen an. Durch Benagen aller Dinge, namentlich aber der Bücher, wurde er höchst unangenehm. — Von anderen Gefangenen erzählen französische Naturforscher, daß sie sich leicht zähmen lassen, sanft werden, die Stimme ihres Herrn unterscheiden und ihm wie ein Hund folgen. Ein Haus, in welchem man einen Ichneumon hält, ist in der kürzesten Zeit von Ratten und Mäusen vollständig gesäubert; denn das Raubthier liegt ohne Unterlaß der Jagd dieser Nager ob.

Auch ich habe einen lebenden Ichneumon beobachten können. Es ist ein schönes, ausgewachsenes Männchen, welches sich sehr wohl zu befinden scheint. Das Thier sieht höchst gutmüthig aus, obschon es die entgegengesetzten Eigenschaften schon mehrmals bethätigt hat.

Alle Mangusten ähneln sich in ihrem Leibesbau und die meisten auch in ihrem Betragen. Somit konnte die gegebene Beschreibung des Ichneumon für unsere Zwecke genügen, wären nicht noch einige einer besondern Besprechung werth. Eine derselben und zwar die zweitberühmteste Art ist der Mungos oder Mungo (Herpestes javanicus), ein Thier, welches die Ratte der Pharaonen in Asien vertritt und sich bis heutigen Tages den Ruhm seiner Verwandten gewahrt hat. Er ist halb so groß, als der Ichneumon. Seine Leibeslänge beträgt



Der Mungos (Herpestes javanicus).

ungefähr 17 Zoll, die des Schwanzes kaum weniger. Der Pelz ist reich, namentlich an der Schwanzwurzel sehr dicht. Die Färbung des Haares ist ein blasses Rothbraun mit gelber Sprenkelung, welche dem Fell einen goldgelben Schimmer verleiht.

Unter allen Mangusten eignet sich der Mungos, welcher seiner ganzen Sippschaft den Namen verliehen hat, am meisten zur Zähmung, weil er ein überaus sauberes, reinliches, munteres und verhältnißmäßig gutmüthiges Thier ist. Man findet ihn deshalb auch in vielen Häusern seiner heimatlichen Länder als Hausthier, und er vergilt die ihm gewährte Gastfreundschaft durch seine ausgezeichneten Dienste tausendfach. Wie der Ichneumon, versteht auch er es, das Haus von Ratten und Mäusen zu säubern, aber er tritt auch dem abscheulichen Ungeziefer südlicher Länder, den Giftschlangen und Skorpionen, mit bewunderungswürdigem Muthe entgegen. Als echte Manguste ist er nur bei Tage thätig, dann aber rastlos und unermüdlich. Wenn man ihn zuerst in eine fremde Wohnung bringt, läuft er behend umher und hat in der kürzesten Zeit alle Löcher, Spalten und andere Schlupfwinkel untersucht und vermittelst seines scharfen Geruchs auch bald ausgefunden, in welcher Höhle sich eines seiner Jagdthiere aufhält. Diesem strebt er nun mit einem großartigen Eifer nach, und selten mißglückt ihm seine Jagd. Genau so beträgt er sich in der Freiheit. Er läuft von Felsen zu Felsen, von Stein zu Stein, von Höhle zu Höhle und untersucht eine Gegend so gründlich, daß ihm schwerlich etwas Genießbares entgeht. Zuweilen verkriecht er sich selbst in einer kleinen Höhle, und wenn er dann wieder zum Vorschein kommt, bringt er gewiß eine Maus, Ratte, Eidechse, Schlange oder ein ähnliches Geschöpf mit sich, welches er in der eigenen Wohnung gefangen nahm. Berühmt und geehrt ist der Mungo vor allem wegen seiner Kämpfe mit Giftschlangen. Er wird trotz seiner geringen Größe sogar der Brillenschlange Meister. Seine Behendigkeit ist es, welche ihm zum Siege verhilft. Die Eingebornen behaupten, daß er, wenn er von der Giftschlange gebissen sei, eine sehr bittere Wurzel Namens Mungo, ausgrabe, diese verzehre, durch den Genuß solcher Arznei augenblicklich wieder hergestellt werde und den Kampf mit der Schlange nach wenigen Minuten fortsetzen könne. Dadurch sollen die Inder auf die Heilkraft dieser Wurzel aufmerksam gemacht worden sein. Selbst genaue Beobachter behaupten, daß etwas Wahres an der Sache sei; sie berichten wenigstens, daß der gebissene und ermattete Mungos vom Kampfplatze fortlaufe, Wurzeln suche und, durch diese gestärkt, den Kampf wieder aufnehme.

Horsfield, welcher den Mungos sehr ausführlich beschreibt, bemerkt jedoch ausdrücklich, daß er hiervon Nichts erfahren habe und hält die ganze Erzählung für ein Märchen. Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß der Mungos wirklich mit Giftschlangen kämpft. Als Dr. Rauschenberg Ceylon besuchte, hatte er Gelegenheit, einen Kampf zwischen Mungos und Brillenschlange mit anzusehen. „Mein Freund, der Doktor", so erzählte er, „legte eine kleine Schlange auf den Boden des Saales nieder. Sie blickte mit emporgerichtetem Kopfe und ausgebreitetem Nacken träge um sich. Jetzt nahm der Doktor einen halberwachsenen Mungos, liebkoste ihn und setzte ihn mehrere Schritte vor der Schlange auf den Boden nieder.

Das Thier heftete die kleinen Augen fest auf seinen Feind, ging diesem vorsichtig etwas näher und machte die Schlange bald aufmerksam. Plötzlich sprang der Mungos auf seine Feindin los, packte sie mit den Zähnen am Kopfe, schüttelte sie heftig mit zornigem Geknurr und rannte dann mit ihr im Saale umher, in jedem Winkel das Schütteln und Knurren wiederholend. Er tödtete sie wirklich." — Auch Ida Pfeiffer hat solche Kämpfe in Ostindien gesehen, und sie bemerkt, daß der Mungos die Giftschlange äußerst geschickt beim Genicke packt und fast jedesmal überwältigt.

Bei schlechter Laune zeigt das sonst sehr gemüthliche Thier Jedem, der sich ihm nähert, die Zähne, wie ein bissiger Hund, doch hält sein Zorn nicht lange an. Mit dem Menschen befreundet er sich sehr bald. Seinem Herrn folgt er nach kurzer Zeit, wie ein Hund, schläft mit ihm, frißt aus seiner Hand und geberdet sich überhaupt ganz als Hausthier. Mit verwandten Arten verträgt er sich, wie ich aus eigener Erfahrung versichern kann, ganz vortrefflich.

Die Niula (Herpestes Nyula) ist dem Mungos nahe verwandt und vielleicht nur Spielart desselben; sie wird von einigen Forschern aber auch wieder mit der grauen Manguste aus Indien (Herpestes griseus) zusammengestellt. Ihr Haar ist graulichgelb, dunkler geringelt, wodurch eine hübsche Sprenkelung entsteht.

Neben diesen Ausländern müssen wir unsere europäische Manguste, den Melon oder Meloncillo (Herpestes Widdringtonii) wenigstens erwähnen. Das Thier war den spanischen Jägern schon lange bekannt, ehe es einen Naturforscher in die Hände fiel. Seine Jagd galt als lohnend, weil die Schwanzhaare zu Malerpinseln verwendet, sehr gesucht und zu hohen Preisen bezahlt wurden; aber die Jäger erlegten den Meloncillo eben nur dieser Haare wegen und warfen seinen Balg weg, nachdem sie ihn in ihrer Weise ausgenutzt hatten.

In Spanien lebt er ganz nach Art des Ichneumon in den Flußniederungen und zwar hauptsächlich in Estremadura und Andalusien. Er bewohnt fast ausschließlich die Rohrwaldungen und Ebenen, welche mit einem Riedgrase, dem Esparto, bewachsen sind, kommt aber keineswegs im Gebirge vor, wie angegeben wurde. Seine Gesammtlänge beträgt 3½ Fuß, die Länge des Schwanzes ungefähr 1½ Fuß. Der im Ganzen kurze Pelz verlängert sich auf der Rückenmitte und verschwindet fast ganz am Vorderhals und am Unterleibe, welche Theile beinahe nackt sind. Ein dunkles Grau mit lichterer Sprenkelung ist die Gesammtfärbung.

Zu den übrigen Ausgezeichneten der Gruppe gehört die gestreifte oder Zebramanguste, die Sakie der Eingeborenen (Herpestes fasciatus oder Herpestes Zebra). Sie ist eine der kleineren Mitglieder der ganzen Sippschaft. Ihre Leibeslänge wird zu 15, die Schwanzlänge zu 8 Zoll angegeben.

Wie es scheint, kommt die Zebramanguste in ganz Ostafrika, vom Kap der guten Hoffnung an bis nach Abissinien herab in ziemlicher Anzahl, sowie in den Bogosländern gar nicht selten vor.

Man meint es der zierlichen Schleicherin an den funkelnden Augen anzusehen, daß sie ebenso blutgierig ist, wie ihre Verwandten. Ihre Nahrung besteht aus sämmtlichen kleinen Säugethieren, Vögeln, Lurchen und Kerbthieren, welche sie bewältigen kann, aus Eiern und vielleicht auch aus Früchten.

Man kann die Zebramanguste ebenso leicht zähmen, als die anderen Arten. Sie schmiegt sich bald an ihren Pfleger an und nimmt Liebkosungen mit einem beifälligen Knurren entgegen. Erzürnt läßt sie abgebrochene Laute oder ein gleichtöniges Pfeifen vernehmen, bei großer Wuth schreit sie laut auf. Gegen ihres Gleichen zeigt sie sich manchmal sehr verträglich, oft aber auch höchst unleidig.

Schließlich will ich noch ein Mitglied unserer Sippe die Krabbenmanguste oder Urva (Herpestes cancrivorus), anführen, weil sie als eigenthümliches Mitglied zwischen den wahren Mangusten und den Vielfraßen erscheint. Gestalt und Gebiß der Urva unterscheiden sich von den der übrigen Mangusten nicht wesentlich, erstere erinnert aber noch mehrfach an den Vielfraß. Die Schnauze ist gestreckt und zugespitzt, der Leib fast wurmförmig. Die Zehen haben große Spannhäute, und die Afterdrüsen sind auffallend entwickelt. In der Gesammtfärbung des Pelzes ähnelt die Urva wieder den übrigen Mangusten. Sie ist oben rothgelblich und graubraun gemischt, die Unterseite und Beine sind gleichmäßig dunkelbraun. Ueber den Oberkörper verlaufen einige dunklere Streifen; von dem Auge zur Schulter herab zieht sich eine weiße, scharf abstechende Binde; auch der Schwanz, welcher an der Wurzel sehr stark behaart ist, zeigt



Die Krabbenmanguste oder Urva (Herpestes cancrivorus).

einige Querbänder. Erwachsene Männchen werden über 3 Fuß lang. Hodgson entdeckte die Urva in den sumpfigen Thälern Nepals und erfuhr, daß sie ein leidenschaftlicher Krebs- und Krabbenjäger sei: Weiteres über das Leben ist nicht bekannt.

An die eigentliche Manguste schließen sich aufs engste einige Thiere an, welche gleichsam als süd- und westafrikanische Umprägungen von jenen erscheinen. Sie werden zugleich als Vertreter eigener Sippe angesehen.

Die Fuchsmanguste oder das Hundsfrett (Cynictis Steedmannii) ist bisher nur einmal nach Europa gekommen. Ihre Leibeslänge beträgt 1½ Fuß, die Länge des Schwanzes einen Fuß. Der Pelz ist glatt, der Schwanz buschig. Die ziemlich gleichmäßige hellrothe Färbung dunkelt am Kopf und an den Gliedmaßen, die Schwanzhaare mischen sich mit Silbergrau und bilden eine weiße Spitze. Lange, schwarze Schnurren stehen über den Augen und auf den Lippen. Von den wahren Mangusten unterscheidet sie hauptsächlich der Bau der Hinterfüße, welche blos vier Zehen haben. Eine zweite Art dieser Sippe wurde zu Ehren des berühmten Afrikareisenden Levaillant benannt. Sie lebt in den gleichen Gegenden, wie jene, vom Kap der guten Hoffnung an nördlich, in den Niederungen und Steppen Südafrikas.

Das Scharrthier oder die Surikate (Rhyzaena tetradactyla) ist bis jetzt die einzige Art ihres Geschlechts, welche den Forschern bekannt wurde. Die Heimat ist das südliche Afrika, vom Tschadsee an bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. Die Füße sind das beste Merkmal des Thieres, welches nicht umsonst den Namen Scharrthier erhielt. Sie sind mit langen und starken Krallen bewaffnet, und namentlich die Vorderfüße zeigen diese Krallen in einer Ausbildung, wie sie in der ganzen Familie nicht wieder vorkommt. Mit ihrer Hilfe wird es dem Scharrthier leicht, seinen Namen zu bethätigen und seine ziemlich tiefen Gänge auszugraben. Das Gebiß zeichnet sich durch seine schlankspitzigen Lückzähne aus, von denen zwei im obern, drei im untern Kiefer stehen. In seiner äußeren Gestaltung erscheint das Scharrthier als ein Mittelglied zwischen den Mangusten und Mardern. Es ist ein kleines Geschöpf von nur 1½ Fuß Länge, wovon der Schwanz ein Drittel wegnimmt; seine Höhe beträgt fast



Die Fuchsmanguste oder das Hundsfrett (Cynictus Steedmannii). (S. 262.)

6 Zoll. Der ziemlich graue Pelz erscheint im Grunde graubraun, mit gilblichem Anflug; von dieser Färbung heben sich 8 bis 10 dunklere Binden ab.

Ueber sein Freileben ist leider noch wenig oder Nichts bekannt. Noch weniger weiß man von dem Kusimanse (Crossarchus obscurus), einem Bewohner Westafrikas, zumal den Sierra Leona. Halb Scharrthier, halb Manguste, stellt das Thier wiederum eines jener Binder glieder dar, welche beweisen, daß es in der Natur keine Lücken giebt. Der Leib ist gedrungener runde Kopf spitzschnauzig, der Schwanz mittellang; die Beine sind ziemlich hoch, alle Füße fünfzehig; das Gebiß hat oben 2, unten 3 Lückzähne. Kleine runde Ohren, rundsternige Augen, mit einem dritten, unvollkommenen Lide, eine lange Zunge und eine verschließbare Aftertasche sind weitere Kennzeichen des Thieres. Der Kusimanse ist der einzig bekannte seines Geschlechts. Er ist etwa 19 oder 20 Zoll lang, wovon 7 bis 8 Zoll auf den Schwanz kommen. Der rauhe Pelz ist einfarbig braun, am Kopfe bläßer, vorn gelblich.

Die Rollmarder (Paradoxurus) unterscheiden sich von den Mangusten durch kräftiger, Gestalt und weichern Pelz, durch Eigenthümlichkeiten im Gebiß und durch ihre verschiedene Lebensweise. Ihre nacktsohligen Füße sind fünfzehig, die Zehen haben scharfe, halb einziehbare Krallen; der lange Schwanz kann eingerollt werden; der Kopf ist gebaut, wie bei den echten Zibetkatzen; daß Gebiß zeichnet sich durch kurze und stumpfe Zähne aus.

Alle Roller sind Bewohner Südasiens und seiner Inseln. Sie leben von kleinen Säugethieren, Vögeln, Eiern, Kerfen und Früchten, klettern vortrefflich, sind nächtliche Räuber und meist unzugängliche, mürrische Geschöpfe. Uebelriechende Drüsen machen sie Vielen höchst widerlich.

Ueber die Zahl der Arten und deren Leben herrscht noch große Unklarheit. Wir betrachten die genauer beobachteten Arten. Unter ihnen ist der gemeine Roller oder der Palmenmarder, der Luwack und wie er sonst noch heißen mag (Paradoxurus Typus), einer der bekanntesten. Er ähnelt in seiner Gestalt und auch hinsichtlich seiner Farbenvertheilung noch den Ginsterkatzen. Seine Größe ist etwa die einer Hauskatze. Der Leib mißt 1½ Fuß, der Schwanz beinahe ebenso viel; die Höhe am Widerrist beträgt 7 Zoll. Der Leib ist gestreckt, obgleich etwas untersetzt; die Füße sind kurz und kräftig, der lange Schwanz kann ebenso gut nach unten, als nach oben zusammengerollt werden. Die Ohren sind mittelgroß, die Augen sehr



Der Palmenmarder (Paradoxurus Typus).

gewölbt mit brauner Iris und großem, äußerst beweglichem Stern, welcher bis auf eine haarbreite Spalte oder Ritze zusammengezogen werden kann. Der Pelz besteht aus reichlichen Woll- und dünneren Grannhaaren. Seine Grundfärbung ist gelblich schwarz mit drei Längsreihen schwarzer Flecken.

Auf der indischen Halbinsel ist der Palmenmarder sehr häufig. Er hält sich in Wäldern auf, kommt aber sehr gern in die Nähe der Dörfer, um dort zu stehlen. Ein weich ausgefüttertes Lager in hohlen Stämmen verbirgt ihn während des Tages, und solche Baumhöhlungen zieht er entschieden einem Baue in der Erde vor. Das Klettern fällt ihm durchaus nicht schwer; er ist im Stande, mit Leichtigkeit selbst die höchsten Bäume zu besteigen. Auf der Erde ist er langsam, schwerfällig und träge, auch zur Nachtzeit, wo seine eigentliche Thätigkeit beginnt. Er macht, wie alle anderen Mitglieder seiner Familie, eifrig Jagd auf Säugethiere und Vögel, verzehrt aber auch die Eier und die Jungen aus dem Neste und besonders gern Früchte. Den Ananaspflanzungen soll er sehr schädlich werden und in den Kaffeepflanzungen ist er oft ein höchst lästiger Gast. Er frißt die Bohnen in Menge, gibt aber dieselben unverdaut wieder von sich und ersetzt dadurch gewissermaßen den Schaden, welchen er anrichtet, indem er dazu beiträgt, den Kaffee immer weiter und weiter zu verbreiten. Die Eingebornen, welche ihn wegen seiner Diebereien „Kaffeeratte" nennen, sammeln die Körner aus seiner Losung. Sein Gelüst nach Früchten aller Art ist groß, und er weiß dabei vortrefflich, was gut schmeckt: reifen und süßen Früchten gibt er entschieden den Vorzug. Nur wenn ihn der Hunger zwingt, kommt er in die Höfe herein und besucht dann gelegentlich die Hühnerställe, in denen er nach Art seiner Sippschaft zuweilen ein großes Blutbad anrichten kann.

In der Gefangenschaft kann man ihn, wie alle anderen Rollmarder, leicht erhalten, denn er genießt Alles, was man ihm gibt, Fleisch, Eier, Reis und andere Früchte. Seine Bewegungen sind in der Gefangenschaft ebenso träge, wie im freien Zustande. Auf Java, Sumatra, Borneo und in Siam wird er von einem nahen Verwandten, dem Musang (Paradoxurus Musanga) vertreten.



Der Larvenroller (Paradoxurus larvatus).

Eine dritte Art unserer Sippe, der Larvenroller (Paradoxurus larvatus), verdient wegen seines sehr gestreckten Leibes und des fleckenlosen Pelzes Erwähnung. Die Färbung des Haarkleides ist am Kopf größtentheils schwarz, an den Wangen, den Unterkiefern, der Kehle und dem Halse aber grau, am Oberkörper gelblichgrau. Von der nackten Nasenspitze an läuft ein weißlicher Streif über die Stirn zum Hinterkopf, ein anderer zieht sich unter den Augen und ein dritter über dieselben dahin. Die Ohren, die Schwanzspitze und die Füße sind schwarz. Der Larvenroller lebt in China.

Mit den Rollmardern verwandt ist ein sonderbares, plumpes Raubthier, der Mampalon (Cynogale Bennettii). Das Thier lebt in Gewässern auf Sumatra und Borneo, klettert aber auch mit ziemlichem Geschick auf schrägstehenden Bäumen und starken Aesten umher und nährt sich von Fischen, Vögeln und Früchten.

Endlich haben wir hier noch eines schönen und merkwürdigen Bewohners der an auffallenden Geschöpfen so reichen Insel Madagaskar zu gedenken. Das Beutelfrett (Cryptoprocta ferox) wurde bisher nur ein einziges Mal erbeutet. Ueber sein Freileben ist nichts bekannt.

Das Beutelfrett ist nebst Schwanz 25 Zoll lang; der Schwanz mißt 11½ Zoll. Im Ganzen ähnelt das Thier seinen Familienverwandten; es unterscheidet sich aber durch sein kurzes, glattes, anliegendes Haar und andere weniger leicht zu beschreibende Merkmale. Der gestreckte Leib ruht auf kräftigen Gliedern, trägt einen länglichen, kleinschnäuzigen Kopf mit ungewöhnlich großen, breiten Ohren und mittelgroßen Augen und endet in einen fast gleichdicken, gleichmäßig behaarten Schwanz. Das kurze, glatte, leicht gekräuselte Haar ist braun und strohgelb geringelt; der Pelz erscheint licht bräunlichroth; oben etwas dunkler, als unten. Sehr starke, lange, an der Wurzel schwarze, an der Spitze lichte Schnurren stehen auf der Lippe. Die Sohlen sind nackt. Im übrigen Leibesbau ähnelt das Beutelfrett den Katzen; der After aber wird, wie bei anderen Mitgliedern der Familie von einer Tasche umgeben. Die fünf Zehen sind ganz verbunden, ihre Krallen vollständig zurückziehbar.



Das Beutelfrett (Cryptoprocta ferox). (S. 265.)

(**Marder.**) Reicher an Arten und Formen, als die Gruppe der Schleichkatzen, ist die Familie der Marder (Mustela).

Es hält sehr schwer, eine allgemein giltige Beschreibung dieser Familie zu geben; der Leibbau, das Gebiß und die Fußbildung schwanken mehr, als bei allen übrigen Fleischfressern, und man kann deshalb nur sagen, daß die Mitglieder der Abtheilung mittelgroße oder kleine Raubthiere sind, deren Leib sehr gestreckt ist und auf sehr niedrigen Beinen ruht, und deren Füße 4 oder 5 Zehen tragen. Auch bei ihnen finden sich Drüsen, wie bei den meisten Schleichkatzen; aber niemals sondern sie einen wohlriechenden Stoff ab, wie bei jenen, vielmehr gehören die ärgsten Stänker den Mardern an. Die Behaarung des Leibes ist gewöhnlich eine sehr reichliche und feine, und deshalb finden wir in unserer Familie die geschätztesten aller Pelzthiere.

Die Marder traten zuerst in der Tertiärzeit auf, aber nur einzeln, und Dies war auch noch in der Diluvialzeit der Fall. Gegenwärtig bewohnen sie alle Erdtheile mit Ausnahme von Australien, alle Klimate und Höhengürtel, die Ebenen wie die Gebirge. Ihre Aufenthaltsorte sind Wälder oder felsige Gegenden; aber auch freie, offene Felder, Gärten und die Wohnungen der Menschen. Die einen sind Erdthiere, die andern bewohnen das Wasser; jene können gewöhnlich auch vortrefflich klettern: alle verstehen zu schwimmen. Die meisten graben sich Löcher und Höhlen in die Erde oder benutzen bereits vorhandene Baue zu ihren Wohnungen; andere bemächtigen sich der Höhlen in Bäumen oder auch der Nester des Eichhorns und mancher Vögel: kurz man kann sagen, daß diese Familie fast alle Oertlichkeiten zu benutzen weiß, von der natürlichen Steinkluft an bis zur künstlichen Höhle, vom Schlupfwinkel in der Wohnung des Menschen, bis zu dem Gezweig oder Gewurzel im einsamsten Walde. Die meisten haben einen festen Wohnsitz; viele schweifen aber auch umher, je nachdem das Bedürfniß sie hierzu antreibt. Einige, welche den Norden bewohnen, verfallen in Winterschlaf; die meisten aber sind während der ganzen Jahreszeit lebendig und rege.

Fast alle Arten sind in hohem Grade behende, gewandte, bewegliche Geschöpfe und in allen Leibesübungen ungewöhnlich erfahren. Beim Gehen treten sie mit ganzer Sohle auf, beim Schwimmen gebrauchen sie ihre Pfoten und den Schwanz, beim Klettern wissen sie sich, trotz ihrer stumpfen Krallen, äußerst geschickt anzuklammern und im Gleichgewicht zu erhalten. Ebenso ausgezeichnet, wie ihre Leibesbegabungen, sind auch die geistigen Fähigkeiten. Ihre Sinne sind vortrefflich und namentlich Geruch, Gehör und Gesicht sehr ausgezeichnet. Der Verstand erreicht bei den meisten Arten eine hohe Stufe. Sie sind klug, listig, mißtrauisch

und behutsam, äußerst muthig, blutdürstig und grausam, gegen ihre Jungen aber ungemein zärtlich. Die einen lieben die Geselligkeit und vereinigen sich zu großen Scharen; die anderen leben einzeln oder zeitweilig paarweise; die Jungen bleiben immer lange bei der Mutter. Viele sind bei Tag und bei Nacht thätig; die meisten müssen jedoch als Nachtthiere angesehen werden. In bewohnten und belebten Gegenden gehen alle nur nach Sonnenuntergang auf Raub aus. Ihre Nahrung besteht vorzugsweise in Thieren, namentlich in kleinen Säugethieren, Vögeln, deren Eier, Lurchen und Kerbthieren. Einzelne fressen Schnecken, Fische, Krebse und Muscheln; manche verschmähen nicht einmal das Aas, und andere nähren sich zeitweilig auch von Pflanzenstoffen. Auffallend groß ist der Blutdurst, welcher alle beseelt. Sie erwürgen, wenn sie können, weit mehr, als sie zu ihrer Nahrung brauchen, und manche Arten berauschen sich förmlich in dem Blute, welches sie ihren Opfern aussaugen.

Die Zahl ihrer Jungen schwankt erheblich, — soviel man weiß, zwischen zwei und zehn. Die Kleinen kommen blind zur Welt und müssen lange gesäugt und gepflegt werden. Sorgfältig bewacht sie die Mutter und vertheidigt sie bei Gefahr mit großem Muthe oder schleppt sie, sobald sie sich nicht sicher fühlt, nach anderen Schlupfwinkeln. Eingefangene und sorgsam aufgezogene Junge erreichen einen hohen Grad von Zahmheit und können dahin gebracht werden, ihrem Herrn, wie ein Hund, nachzulaufen und für ihn zu jagen und zu fischen. Eine Art ist sogar gänzlich zum Hausthier geworden und lebt seit undenklichen Zeiten in der Gefangenschaft.

Wegen ihrer Raubluft und ihres Blutdurstes fügen einige dem Menschen zuweilen nicht unbeträchtlichen Schaden zu; im Allgemeinen überwiegt jedoch der Nutzen, welchen sie mittelbar oder unmittelbar bringen, den von ihnen angerichteten Schaden bei weitem, indem sie namentlich durch Wegfangen von schädlichen Thieren sehr große Dienste leisten; außerdem nützen sie durch ihr Fell und einige auch durch ihr Fleisch, welches hier und da gegessen wird.

Das vollendetste Bild eines selbstsüchtigen, mißtrauischen, übellaunischen und gleichsam mit sich selbst im Streit liegenden Gesellen ist der Dachs (Meles vulgaris). Hierüber sind so ziemlich alle Beobachter einverstanden, obleich sie den Nutzen, welchen dieses eigenthümliche Raubthier gewährt, nicht verkennen. Der gemeine Dachs ist unter den größeren europäischen Raubthieren das unschädlichste und wird gleichwohl verfolgt und befehdet, wie der Wolf oder wie der hinterlistige Fuchs, ohne daß er selbst unter den Waidmännern, welche doch bekanntlich diejenigen Thiere am meisten lieben, denen sie am eifrigsten nachstellen, irgend einen Vertheidiger gefunden hat. Man schilt ihn, man verurtheilt ihn wahrhaft rücksichtslos, ohne zu bedenken, daß er nach seiner Weise schlecht und gerecht lebt und sich, so gut es gehen will, ehrlich und redlich durchs Leben schlägt. Nur die eigenthümliche Lebensweise, welche der Dachs führt, ist schuld an der so großen Härte des Urtheils über ihn. Er ist allerdings ein griesgrämiger menschen- und thierscheuer Einsiedler und dabei ein so bequemer und fauler Bursch, wie es nur irgend einen geben kann: und alle diese Eigenschaften sind in der That nicht geeignet, sich Freunde zu erwerben. Ich für meinen Theil muß gestehen, daß ich ihn nicht ungern habe: mich ergötzt sein Leben und Wesen.

Der Dachs gehört mit einem einzigen Verwandten, dem Sandbären oder amerikanischen Dachse, einer besondern Sippe an, welche, wegen ihres plumpen und gedrungenen Körperbaues, ihres Ganges auf der ganzen Sohle und ihrer Nahrung lange Zeit zu der Familie der Bären gestellt wurde und von einigen Thierkundigen noch gegenwärtig zu derselben gerechnet wird. Der Bau ihres Gerippes und Gebisses, sowie die Anordnung der Weichtheile aber weisen ihn unzweifelhaft der Familie der Marder zu. Ein gedrungener Leibesbau mit dickem Halse und langem Kopfe, an dem sich die Schnauze rüsselförmig zuspitzt, kleine Augen und ebenfalls kleine, aber sichtbare Ohren, nackte Sohlen und starke Krallen an den Vorderfüßen, der kurze, behaarte Schwanz und der dichte, grobe Pelz, sowie eine Querspalte, welche zu einer Drüsentasche führt, kennzeichnen diese Sippe. In dem Gebiß der beiden Arten fällt noch besonders die unverhältnißmäßige Größe des einzigen obern Kauzahns oder die Verkleinerung oder Abstumpfung des Fleischzahns als höchst eigenthümlich auf und läßt schon im voraus ahnen, daß die Dachse nur in untergeordneter Weise als Raubthiere betrachtet werden können. Die übrigen Zähne sind sehr kräftig und die Kinnlade wird durch starke Kaumuskeln bewegt. Ueberhaupt ist der ganze Bau des Thieres ein sehr starker, mehr auf kräftige, als auf schnelle und gewandte Bewegungen deutend; und die Muskeln stehen natürlich damit im vollsten Einklange.



Der Dachs (Meles vulgaris).

Unser europäischer Dachs ist von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 2 Fuß 3 bis 5 Zoll lang, der Schwanz hat eine Länge von 7½ Zoll. Die Höhe am Widerrist beträgt kaum einen Fuß.

Ein straffes fast borstenartiges, glänzendes Haar, welches ziemlich lang ist, bedeckt den ganzen Körper, auch die Ohren gänzlich mit. Seine Färbung ist am Rücken weißgrau und schwarz gemischt, und zwar sind die einzelnen Haare an der Wurzel meist gelblich, in der Mitte schwarz und an der Spitze weißgrau. An den Körperseiten und am Schwanze geht diese allgemeine Färbung in das Röthliche über, und Unterseite und Füße sind schwarzbraun. Der Kopf ist weiß, aber ein matter, schwarzer Streifen verläuft jederseits der Schnauze, verbreitet sich, geht über die Augen und die weiß behaarten Ohren hinweg und verliert sich allmälig am Nacken. Die Weibchen unterscheiden sich von den Männchen durch geringere Größe und Breite, sowie durch hellere Färbung, welche namentlich durch die weißlichen, durchschimmernden Wollhaare bewirkt wird. Sehr selten sind Ab- oder Spielarten von ganz weißer Farbe und noch seltner solche, welche auf weißem Grunde dunkele kastanienbraune Flecke zeigen.

Der Dachs bewohnt ganz Europa mit Ausnahme der Insel Sardinien und des Nordens von Skandinavien, sowie Asien von Syrien an, durch Georgien und Persien bis nach Japan und Sibirien bis zur Lena. Er lebt einsam in Höhlen, welche er selbst mit seinen starken, krummen Krallen auf der Sonnenseite bewaldeter Hügel ausgräbt, mit 4 bis 8 Ausgängen und Luftlöchern versieht und innen aufs Bequemste einrichtet. Die Hauptwohnung im Bau ist der Kessel, zu welchem mehrere Röhren führen. Er ist so groß, daß er ein geräumiges, weiches Moospolster und das Thier selbst, unter Umständen auch mit seinen Jungen, aufnehmen kann.

Mehrere Röhren führen zu ihm; die wenigsten derselben aber werden befahren, sondern dienen blos im Falle der größten Noth als Fluchtröhren oder auch als Luftausgänge. Die größte Reinlichkeit und Sauberkeit herrscht überall, und hierdurch zeichnet sich der Dachsbau vor allen übrigen ähnlichen, unterirdischen Behausungen der Säugethiere aus. Vorhölzer, welche nicht weit von Fluren gelegen sind, ja sogar unbewaldete Gehänge mitten in der Flur werden zur Anlegung dieser Wohnungen vorgezogen. Immer aber sind es stille und einsame Orte, welche sich der Einsiedler aussucht; denn das Geräusch und der Lärm der bösen Welt ist ihm in den Tod verhaßt. Seine Stärke macht es ihm leicht, mit großer Schnelligkeit die unterirdischen Höhlen auszuscharren; wie einige andere unterirdisch lebende Thiere, ist er im Stande, sich in wenig Minuten vollkommen zu vergraben.

In diesem Baue bringt der Dachs den größten Theil seines Lebens zu, und nur, wenn die Nacht vollkommen hereingebrochen ist, verläßt er ihn auf weitere Entfernung. Früher glaubte man, daß er, so lange die Sonne am Himmel stehe, niemals an das Tageslicht komme, doch ist Dieses in der Neuzeit widerlegt worden. Meines Wissens ist Tschudi der erste, welcher eine ebenso ausführliche, als anziehende Schilderung jener kurzen Tagesausflüge des Dachses giebt, und deshalb will ich eine bezügliche Stelle aus dem vortrefflichen Werke dieses Gewährmannes folgen lassen.

„Der Dachs ist sehr menschenscheu und hält sich den Tag über im Baue auf, um nicht beunruhigt zu werden. Von einem Jäger, dem das seltene Glück zu Theil ward, einen Dachs im Freien ganz ungestört längere Zeit beobachten zu können, erhalten wir anziehende Mittheilungen. Er besuchte wiederholt einen Dachsbau, der am Rande einer Schlucht angelegt, von der entgegengesetzten Seite dem freien Ueberblick offen lag. Der Bau war stark befahren, der neu aufgeworfene Boden jedoch vor der Hauptröhre so eben und glatt, wie eine Tenne, und so festgetreten, daß nicht zu erkennen war, ob er Junge enthalte."

„Als der Wind günstiger war, schlich sich der Jäger von der entgegengesetzten Seite in die Nähe des Baues und erblickte bald einen alten Dachs, der griesgrämig, in eigener Langweiligkeit verloren, dasaß, doch sonst, wie es schien, sich recht behaglich fühlte in den warmen Strahlen. Dies war nicht ein Zufall; der Jäger sah das Thier, so oft er an hellen Tagen den Bau beobachtete, in der Sonne liegen. In Wohlseligkeit und Nichtsthun brachte es die Zeit hin. Bald saß es da, guckte ernsthaft ringsum, betrachtete dann einzelne Gegenstände genau und wiegte sich endlich nach Art der Bären auf den vorderen Pranken gemächlich hin und her. So große Behaglichkeit unterbrachen jedoch plötzlich blutdürstige Schmarotzer, die es mit außergewöhnlicher Hast mit Nagel und Zahn sofort zur Rechenschaft zog. Endlich zufrieden mit dem Erfolge des Strafgerichts gab der Dachs mit erhöhtem Behagen in der bequemsten Lage sich der Sonne preis, indem er ihr bald den breiten Rücken, bald den wohlgenährten Wanst zuwandte. Lange dauert aber dieser Zeitvertreib auch nicht; mit der Langweile mochte ihm Etwas in die Nase kommen. Er hebt diese hoch, wendet sich nach allen Seiten, ohne Etwas ausfindig zu machen. Doch scheint ihm Vorsicht rathsam, und er fährt zu Baue."

Blos zur Zeit der Paarung lebt der Dachs mit seinem Weibchen gesellig, doch immer nur in beschränkter Weise. Den ganzen übrigen Theil des Jahres bewohnt er für sich allein einen Bau und hält weder mit seinem Weibchen, noch mit anderen Thieren Freundschaft. Er kommt gewöhnlich erst spät des Abends, jedenfalls nur dann, wenn es vollkommen dunkel geworden ist, zum Vorschein und streift nach Nahrung umher. Dabei entfernt er sich jedoch nicht weiter als höchstens eine Viertelmeile von seiner Wohnung, und bei der geringsten Unruhe sucht er diese schleunigst wieder auf.

Es geschieht blos dann und wann, daß ein Jäger einem Dachse begegnet. Wenn jener in der Frühe eines Herbstmorgens auf dem Anstande steht und sich ganz lautlos verhält, kann er vielleicht den heimkehrenden Dachs bemerken, wie er bedächtig nach Hause schleicht. Seine Bewegungen sind sehr langsam und träge, der Gang ist schleppend und schwerfällig, nicht einmal der schnellste Lauf ist fördernd, und man behauptet, daß ein guter Fußgänger ihn einholen kann.

Seine Nahrung besteht im Frühjahr und im Sommer vorzüglich aus Wurzeln, namentlich aus Birkenwurzeln, dann aber auch aus Trüffeln, Bücheln und Eicheln. Später scharrt er hier und da ein Hummel- oder Wespennest aus und frißt mit großem Behagen die larvenreichen und honigsüßen Waben, ohne sich viel um die Stiche der erbosten Kerbthiere zu kümmern. Sein rauher Pelz, die dicke Schwarte und die regelmäßig sich darunter befindende Fettschicht schützen ihn auch vollständig vor den Stichen der Immen; macht er sich doch, wie Lenz aus seinen Beobachtungen erfuhr, nicht einmal aus dem Biß der Kreuzotter etwas, falls er Lust

verspürt, diesen giftzahnigen Wurm zu verspeisen. Kerbthiere aller Art, Schnecken und Regenwürmer bilden während des Sommers wohl den Haupttheil seiner Mahlzeit. Im Herbst verspeist er abgefallenes Obst aller Art, Möhren und Rüben, Vogeleier und junge Vögel, die auf der Erde liegen; kleinere Säugethiere, junge Hasen, Fledermäuse, Maulwürfe ꝛc. werden auch nicht verschmäht, ja selbst Eidechsen, Frösche und, wie oben bemerkt, Schlangen munden ihm vortrefflich. Honig und Trauben scheinen aber doch seine Hauptnahrung zu bleiben, und in den Weinbergen richtet er nach Umständen große Verwüstungen an. Er drückt die traubenschweren Reben ohne Umstände mit der Pfote zusammen und mästet sich förmlich mit ihrer süßen Frucht. Nur höchst selten stiehlt er auch junge Enten und Gänse von Bauerhöfen, welche ganz nahe am Walde liegen; denn er ist außerordentlich mißtrauisch und furchtsam, wagt sich deshalb auch blos dann heraus, wenn er überzeugt sein kann, daß Alles vollkommen sicher ist. Im Nothfalle geht er auch auf Aas aus. Er frißt im Ganzen wenig und trägt auch nicht viel für den Winter in seinen Bau ein.

Zu Ende des Spätherbstes hat er sich, wie es bei vielen Menschen, welche wenig Bewegung und hinreichende Nahrung haben, ebenfalls zu geschehen pflegt, wohl gemästet. Jetzt denkt er daran, den Winter so behaglich, als nur irgend möglich, zu verbringen und bereitet das Wichtigste für seinen Winterschlaf vor. Er trägt Laub in seine Höhle und bereitet sich ein dichtes, warmes Lager. Bis zum Eintritt der eigentlichen Kälte zehrt er von dem Eingetragenen. Nun rollt er sich zusammen, legt sich auf den Bauch und steckt den Kopf zwischen die Vorderbeine (nicht wie gewöhnlich behauptet wird, zwischen die Hinterbeine, die Schnauzenspitze in seiner Drüsentasche verbergend) und verfällt in einen Winterschlaf. Derselbe ist aber, wie jener der Bären, sehr häufig unterbrochen. Bei nicht anhaltender Kälte oder beim Eintritt gelinderer Witterung wird er immer wach, geht sogar zuweilen nachts aus seinem Baue heraus, um zu trinken, besonders bei Thauwetter und nicht sehr kalten Nächten. Bei verhältnißmäßig warmer Witterung verläßt er schon im Januar oder spätestens im Februar zeitweise den Bau, um Wurzeln auszugraben und, wenn ihn das Glück wohl will, auch vielleicht ein dummes Mäuschen zu überraschen und abzufangen. Dennoch bekommt ihm das Fasten sehr schlecht, und wenn er im Frühling wieder an das Tageslicht kommt, ist er, der sich ein volles Bäuchlein angemästet und 30 bis 40 Pfund erreicht hatte, fast klapperdürr geworden.

10 bis 12 Wochen nach der Paarung, also Ende Februars oder Anfangs März wirft die Mutter 3 bis 5 blinde Junge auf ein sorgfältig ausgepolstertes Lager von Moos, Blättern, Farrnkräutern und langem Grase. Daß sie dabei einen eigenen Bau bewohnt, versteht sich eigentlich von selbst; denn der weibliche Dachs ist ebensogut ein eingefleischter Einsiedler, wie der männliche.

Die kleinen Jungen werden von der Mutter treu geliebt. Sie säugt sie und trägt ihnen so lange Würmer, Wurzeln und kleine Säugethiere in den Bau, bis sie sich selbst zu ernähren im Stande sind. Nach ungefähr 3 bis 4 Wochen wagen sich die kleinen, sehr hübschen Thierchen in Gesellschaft ihrer Mutter bereits bis zum Eingange ihres Baues und legen sich mit ihr auch wohl vor die Höhle, um sich zu sonnen. Dabei spielen sie nach Kinderart gar allerliebst mit einander und erfreuen den glücklichen Beobachter umsomehr, weil diesem das anziehende Schauspiel so sehr selten geboten wird. Bis zum Herbst bleiben sie bei der Mutter, dann trennen sie sich und beginnen nun auf eigne Hand ihr Leben. Die Dachse bringen ihr Alter auf 10 bis 12 Jahre.

Der Dachs hat in dem Erzschelme, Gauner, Strolch und Tagedieb Reinecke einen argen Feind, welcher sich wenig aus der Würdigkeit des Einsiedlers macht und wirklich recht niederträchtige Kniffe und Pfiffe anwendet, um ihm sein behagliches Leben möglichst zu verbittern und zu zerstören. Reinecke, viel zu geistreich und mit anderen wichtigen Unternehmungen zu sehr beschäftigt, als daß er sich selbst einen eigenen Herd gründen möchte, findet es überaus bequem, daß der Dachs ein so vortrefflicher Gräber ist und zugleich Wohnungen baut, die in jeder Weise für den Geschmack dieses Schurken passen. Und um Mittel, den Dachs von seiner Wohnung zu vertreiben, ist Reinecke nicht verlegen. Er zeigt, welch abscheulichen Charakter er besitzt; denn er greift den reinlichen Einsiedler von der Seite an, an welcher er ihn am leichtesten verwunden kann. Heimtückisch schleicht er sich in den Dachsbau und setzt dort seine stinkende Losung ab und zwar so lange, bis der Dachs, zwar mürrisch und grämlich, im Innern aber gewiß noch sehr froh, von dem Lump loszukommen, die eigene, behäbige Wohnung verläßt und sich eine andere anlegt. Darauf wartet der Schelm und zieht nun behaglich in die so hübsch eingerichtete und ausgepolsterte Wohnung. Doch kommt es trotz dieser Feindschaft, welche in der Gegensätzlichkeit der Sitten beruht, vor, daß in ein und demselben Baue Fuchs und Dachs

neben einander hausen, wenn auch beide Inhaber nur die Hauptröhre gemeinschaftlich befahren, im Innern aber abgesonderte Kessel bewohnen.

Die Dachsjagd hat wegen der großen Vorsicht des betreffenden Wildes ungewöhnliche Schwierigkeiten, gehört aber demungeachtet zu den Lieblingsvergnügungen der Jäger. Man fängt die Dachse zwar zuweilen in verschiedenen Fallen oder gräbt sie auch aus und bohrt sie dann, scheußlich genug, mit dem sogenannten Krätzer an, d. h. einem Werkzeuge, welches einem Korkzieher in vergrößertem Maßstabe ähnelt, oder aber, man treibt den Dachs durch scharfe Dachshunde aus seinem Baue, und erschießt ihn dann beim Herauskommen. Nur wenn er sich in seinem Bau verklüftet, d. h. so versteckt, daß sogar die Hunde ihn nicht auffinden können, ist er im Stande, der drohenden Gefahr sich zu widersetzen, denn seine Plumpheit ist so groß, daß ihm eine Flucht vor dem Hunde durchaus Nichts helfen würde. Er sucht sich deshalb, wenn er in seinem Bau verfolgt wird, gewöhnlich dadurch zu retten, daß er sich ganz still, aber mit großer Schnelligkeit in die Erde gräbt und hierdurch sich wirklich oft genug, den ihm nachgrabenden Hunden entzieht.

Ganz früh am Morgen kann man den heimkehrenden Dachs wohl auch auf dem Anstande auflauern und ihn erlegen. Dazu gehört aber immer ein sehr starker Schuß. Abends ist der Anstand auf das Thier höchst langweilig, denn der mißtrauische Bursche erscheint erst mitten in der Nacht und geht so geräuschlos als möglich davon.

Im Frühling hält es nicht eben schwer, sich junge Dachse für die Gefangenschaft zu verschaffen, falls nicht der Bau im Geklüft angelegt ist; selten aber erlebt man Freude an den Zöglingen. Sie sind viel zu dumm und faul, als daß irgend welche Erziehung an ihnen fruchtete. Die alt Eingefangenen sind nun gar abscheuliche Thiere. Sie rühren sich bei Tage nicht und werden nur des Nachts ein wenig munter. Dabei sind sie tückisch und bösartig und beißen Den, welcher sich ihnen unvorsichtig nähert, auf das Fürchterlichste.

Aus den Beobachtungen von Lenz geht hervor, daß der Dachs am gierigsten nach Mäusen ist, Schlangen und Eidechsen aber auch verzehrt. Man darf ihn daher zu den nützlichsten Thieren zählen; denn an den Obstbäumen kann er keinen beträchtlichen Schaden thun, weil er nicht zu klettern vermag, und nur das abgefallene Obst auflieſt.

Der Nutzen, welchen der getödtete Dachs bringt, ist ziemlich beträchtlich. Sein Fleisch ist genießbar; es schmeckt noch süßer, als Schweinefleisch, erscheint aber manchen Menschen als ein wahrer Leckerbissen. Das wasserdichte, feste und dauerhafte Fell wird zu Ueberzügen von Koffern und dergleichen verwendet. Aus den langen Haaren, namentlich aus denen des Schwanzes, werden Bürsten und Pinsel verfertigt. Das Fett wird als Arzneimittel gebraucht und auch zum Brennen benutzt.

Der Sandbär oder amerikanische Dachs (Meles labradorica), ist mit dem unsrigen innig verwandt. Er erreicht nicht ganz die Größe des europäischen, besitzt einen dicken Schwanz und kurze Schnauze und trägt ein weiches Haarkleid von grauer Färbung. Das Thier bewohnt die Prairien und die Felsengebirge, namentlich die Ebenen um den Missouri und ähnelt in seiner Lebensweise und in seinen Sitten dem europäischen Dachse vollständig.

Man kann nicht eben sagen, daß irgend ein Mitglied aus der Familie der Marder Wohlgerüche verbreitete; wir finden im Gegentheil schon unter den bei uns hausenden Arten solche, welche von dem Volke mit dem Namen „Stänker" bezeichnet werden und diesen Namen auch mit Fug und Recht tragen. Was aber ist unser Iltis gegen einige seiner Verwandten, welche in Ostindien und Amerika leben! Sie sind die wahren Stänker! Die meisten Leser werden irgend Etwas über die amerikanischen Stinkthiere erfahren haben, während wohl nur wenige zwei andere Thiere kennen, welche ebenfalls einen geradezu sinnbetäubenden und Ohnmacht erregenden Geruch verbreiten. Es sind Dies die ostindischen Stinkdachse, welche einer eigenen Sippe (Midaus) zugehören. Die Thiere haben die plumpe Dachsgestalt mit echter Schweinsschnauze und kurzen Beinen und Füßen. Ihre Nahrung besteht aus Gewürme aller Art und aus Wurzelwerk, welches sie aus dem lockern Boden mit ihrem Rüssel aufwühlen. Wohl nur zufällig fangen sie ein warmblütiges Thier. In der Gefangenschaft ziehen sie Brod, Früchte und überhaupt Pflanzenkost dem frischen Fleisch entschieden vor.

Die bekannteste Art dieser Sippe ist der Stinkdachs (Midaus meliceps), Teladu und Telagon von den Indiern, Tellego von den Bewohnern Sumatras genannt, und damit als



Der Stinkdachs (Midaus meliceps).

Das bezeichnet, was er ist, als ein Stänker erster Sorte. Er ist ein kleiner, kaum marder-großer Dachs mit äußerst kurzem, aber langbehaartem Schwanzstummel. Seine Leibeslänge beträgt 14 Zoll, die Länge des Schwanzes ½ Zoll, die Höhe am Widerrist 5½ Zoll. Die Färbung ist ein gleichartiges Dunkelbraun, mit Ausnahme des Hinterhauptes und Nackens. Ein weißer Streifen verläuft längs des Rückens bis zur Spitze des kurzen Schwanzes. Die Unterseite des Leibes ist lichter, als die obere. Der dichte, lange Pelz besteht aus seidenweichem Woll- und grobem Grannenhaar und deutet darauf hin, daß das Thier mehr in kälteren Gegenden, in Höhen, lebt. Besonders lang ist das Haar an den Seiten und auf dem Nacken. Hier bildet es eine Art von Mähne.

Der Reisende und Naturforscher Th. Horsfield hat uns zuerst mit der Lebensweise des eigenthümlichen Geschöpfes bekannt gemacht. Der Stinkdachs ist nicht blos hinsichtlich seiner Gestalt, sondern auch hinsichtlich seiner Heimat ein sehr merkwürdiges Thier. Er ist ausschließlich auf Höhen beschränkt, welche mehr als 7000 Fuß über dem Meere liegen; dort kommt er ebenso regelmäßig vor, wie gewisse Pflanzen. Alle Gebirgsbewohner kennen ihn und seine Eigenthümlichkeiten; in der Tiefe weiß man von ihm ebensowenig, als von einem fremdländischen Geschöpf. In Batavia, Samarang oder Surabaya würde man vergeblich nach ihm fragen. Die langgestreckten Gebirge der Inseln, welche mit so vielen Spitzen in jene Höhen ragen, geben ihm herrliche Wohnorte. Man baut auf den Hochebenen europäisches Korn, Kartoffeln, Tabak u. s. w., und diese Pflanzen dienen ihm denn auch zur hauptsächlichsten Nahrung. Seinen Bau legt er in geringer Tiefe unter der Oberfläche der Erde an, aber mit großer Vorsicht und mit viel Geschick. Während des Tages verweilt er, wie ein Dachs, versteckt in seinem Bau; nach Einbruch der Nacht aber beginnt er Jagd auf Larven aller Art und auf Würmer.

Alle Bewegungen des Stinkdachses sind langsam, und er wird deshalb öfters von den Eingeborenen gefangen, welche sich keineswegs vor ihm fürchten, sondern sogar sein Fleisch essen.

Horsfield beauftragte während seines Aufenthalts in den Gebirgen von Prahu die Leute, ihm behufs seiner Untersuchungen Stinkdachse zu verschaffen, und die Eingeborenen brachten ihm dieselben in solcher Menge, daß er bald keinen einzigen mehr annehmen konnte. „Ich wurde versichert", sagt dieser Forscher, „daß das Fleisch des Teladu sehr wohlschmeckend wäre; man müsse das Thier nur rasch tödten und sobald als möglich die Stinkdrüsen entfernen, welche dann ihren höllischen Geruch dem übrigen Körper noch nicht mittheilen konnten. Mein indischer Jäger erzählte mir auch, daß der Stinkdachs seinen Stinksaft höchstens auf 2 Fuß Entfernung spritzen könne. Die Flüssigkeit selbst ist klebrig; ihre Wirkung beruht auf ihrer leichten Verflüchtigungsfähigkeit, welche unter Umständen die ganze Nachbarschaft eines Dorfes verpesten kann und in der nächsten Nähe so heftig ist, daß einzelne Leute geradezu in Ohnmacht fallen, wenn sie dem Geruch nicht ausweichen können. Die verschiedenen Stinkthiere in Amerika unterscheiden sich von unserm Teladu blos durch die Fähigkeit, ihren Saft weiter zu spritzen."

„Der Stinkdachs ist sanft und mild in seinem Wesen und kann, wenn man ihn jung einfängt, sehr leicht gezähmt werden."

Die zweite Art des Stinkdachses ist der Balisaur (Midaus collaris). Er bewohnt die Gebirge von Butan und Hindostan und unterscheidet sich von seinen indischen Verwandten hauptsächlich durch den langen, spärlich behaarten Schwanz.

Alle Berichte von amerikanischen Reisenden und Naturforschern stimmen darin überein, daß die eigentlichen Stinkthiere (Mephitis) die eben genannten Verwandten und Gesinnungsgenossen noch weit übertreffen. Wir sind nicht im Stande, die Wirkung der Drüsenabsonderung dieser Thiere uns gehörig ausmalen zu können. Keine Küche eines Scheidekünstlers, keine Senkgrube, kein Aasplatz, kurz, kein Gestank der Erde soll an Heftigkeit und Unleidlichkeit dem gleichkommen, welchen die äußerlich so zierlichen Stinkthiere zu verbreiten und auf Wochen und Monate hin einem Gegenstande einzuprägen vermögen. Man bezeichnet den Gestank mit dem Ausdruck „Pestgeruch"; denn wirklich wird Jemand, welcher das Unglück hatte, mit einem Stinkthier in nähere Berührung zu kommen, von Jedermann gemieden, wie ein mit der Pest Behafteter. Die Stinkthiere sind trotz ihrer geringen Größe so gewaltige und mächtige Feinde des Menschen, daß sie Denjenigen, welchen sie mit ihrem furchtbaren Saft bespritzten, geradezu aus der Gesellschaft verbannen und ihm selbst eine Strafe auferlegen, welche so leicht von keiner andern übertroffen werden dürfte. Sie sind fähig, ein ganzes Haus unbewohnbar zu machen und ein ganzes Vorrathsgewölbe, gefüllt mit den kostbarsten Stoffen, vollkommen zu entwerthen. Mehr brauche ich wohl nicht über diese Thiere zu sagen, um ihnen die Theilnahme meiner Leser, wenn auch nicht im guten Sinne, zu sichern.

Die Stinkthiere unterscheiden sich von den Dachsen durch den gestreckten, marderartigen Leib mit langem, buschigen Schwanz, durch die kleinen, halb nackten Pfoten und die schwarze Färbung mit weißen Längsstreifen. Die Schnauze ist sehr gestreckt und spitzig; die Beine sind niedrig und die fünf Zehen an beiden Füßen mit starken, langen Grabkrallen versehen. Hinsichtlich des Zahnbaues zeigen sie noch große Aehnlichkeit mit den Dachsen. Ihre Stinkdrüsen sind von bedeutender Größe und können durch einen besonderen Muskel zusammengezogen werden. Das Thier vermag, jenachdem der Druck schwächer oder stärker ist, seinen Pestsaft von zwei bis auf sechs, ja acht Fuß weit von sich zu spritzen.

Alle eigentlichen Stinkthiere sind Bewohner Amerikas und zwar ebensowohl des Nordens als des Südens. Bei Tage liegen sie in hohlen Bäumen, in Felsspalten und in Erdhöhlen, welche sie sich selbst graben, versteckt; nachts werden sie munter und springen und hüpfen höchst beweglich hin und her, um Beute zu machen. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Würmern, Kerbthieren, Lurchen, Vögeln und Säugethieren; doch fressen sie auch Beeren und Wurzeln. Nur wenn sie gereizt werden oder sich verfolgt sehen und deshalb in Angst gerathen, gebrauchen sie ihre sinnbetäubende Drüsenabsonderung zur Abwehr gegen Feinde, und wirklich besitzen sie in ihrer stinkenden Flüssigkeit eine Waffe, wie kein anderes Thier. Sie halten selbst die blutdürstigsten und raubgierigsten Katzen nöthigenfalls in der bescheidensten Entfernung, und nur in sehr scharfen Hunden, welche, nachdem sie bespritzt worden sind, gleichsam mit Todesverachtung sich auf sie stürzen, finden sie Gegner.

Unserm Zweck genügt es vollkommen, wenn wir das Leben und Treiben einer der bekanntesten Arten, der Chinga (Mephitis Chinga), betrachten. Sie ist ungefähr von der Größe einer Hauskatze und wegen der rücksichtslosen Beleidigung eines unserer empfindlichsten Sinneswerkzeuge schon seit langer Zeit wohlbekannt geworden. Ihr Verbreitungskreis ist ziemlich ausgedehnt; am häufigsten wird sie in der Nähe der Hudsonsbai gefunden, von wo aus sie sich nach dem Norden hin verbreitet. Im Süden findet sie vollkommen ebenbürtige Genossen, welche sie in jeder Hinsicht ersetzen. Ihre Aufenthaltsorte sind höher gelegene Gegenden, namentlich Gehölze und Wälder längs der Flußufer, oder auch Felsengegenden, in deren Spalten und Höhlen sie wohnt.

Der Erste, welcher eine ausführliche Beschreibung des Stinkthieres gibt, ist Kalm. „Das Thier", sagt er, „ist wegen seiner besonderen Eigenschaft bekannt. Wird es von Hunden oder Menschen gejagt, so läuft es Anfangs so schnell, als es kann, oder klettert auf einen Baum; findet es keinen Ausweg mehr, so wendet es noch ein Mittel an, welches ihm übrig ist; es spritzt seinen Feinden seinen Harn entgegen, und zwar auf große Entfernung. Einige Leute



Das Stinkthier (Mephitis Humboldii).

haben mir erzählt, daß ihnen von diesem schändlichen Safte das Gesicht ganz bespritzt worden wäre, obwohl sie noch gegen achtzehn Fuß davon entfernt gewesen seien. Diese Feuchtigkeit hat einen so unerträglichen Gestank, daß kein schlimmerer gedacht werden kann. Ist Jemand dem Thiere zur Zeit des Ausspritzens nahe, so kann er wohl kaum Athem holen, und es ist ihm später zu Muthe, als wenn er ersticken sollte. Ja, kommt dieser Pestsaft in die Augen, so läuft man Gefahr das Gesicht zu verlieren, und aus Kleidern ist der Geruch fast gar nicht wieder herauszubringen, man mag sie waschen, so oft man will. Viele Hunde laufen davon, sobald sie der Guß trifft, richtige Fänger hören aber nicht eher auf, dem Flüchtigen nachzusetzen, als bis sie ihn todt gebissen haben. Sie reiben jedoch ihre Schnauze auf der Erde, um den Gestank einigermaßen zu vertreiben."

„Der widrige Geruch geht selten vor einem Monat aus den Kleidern; doch verlieren sie das Meiste davon, wenn man sie vier und zwanzig Stunden lang mit Erde bedeckt. Auch die Hand und das Gesicht muß man wenigstens eine Stunde mit Erde reiben, weil das Waschen Nichts hilft. Als ein angesehener Mann, der unvermuthet gespritzt wurde, sich in einem Hause waschen wollte, schloß man die Thüre und die Leute liefen davon. Bespritzte Hunde läßt man Tage lang in kein Haus. Wenn man in einem Walde reiset, muß man sich oft lange Zeit die Nase zuhalten, falls das Thier an einer Stelle seinen Pestgeruch verbreitet hat. Ich schlief einmal auf einem Hofe, wo ein Lamm getödtet lag, und es schlich sich solch ein Thier heran; der Hund sah und verjagte es. Dann entstand plötzlich ein solcher Gestank, daß ich glaubte, ersticken zu müssen; sogar die Kühe blökten aus vollem Halse. Die Köchin bemerkte, daß verschiedene Tage nach einander das Fleisch im Keller benascht worden war; sie versperrte deshalb alle Zugänge, um die Katzen abzuhalten. Allein in der folgenden Nacht hörte sie einen

Lärm in dem Keller und ging deshalb hinab. Da sah sie ein Thier mit feurigen Augen, welches sie ganz ruhig zu erwarten schien. Sie faßte sich jedoch ein Herz und schlug es todt. Plötzlich aber entstand solch ein abscheulicher Gestank, daß sie einige Tage krank wurde und man alle Eßwaaren im Keller sammt Brod und Fleisch wegwerfen mußte."

Das Stinkthier ist sich seiner furchtbaren Waffe so wohl bewußt, daß es keineswegs scheu oder feig ist. Alle seine Bewegungen sind langsam. Es kann weder springen, noch klettern, sondern nur gehen und hüpfen. Beim Gehen tritt es fast mit der ganzen Sohle auf, wölbt den Rücken und trägt den Schwanz nach abwärts gerichtet. Ab und zu wühlt es in der Erde oder schnüffelt nach irgend etwas Genießbarem herum. Trifft man nun zufällig auf das Thier, so bleibt es ganz ruhig stehen, hebt den Schwanz auf, dreht sich herum und spritzt den Saft gerade von sich.

Auch Audubon erfuhr die Furchtbarkeit des Stinkthiers an sich selbst. „Dieses kleine, niedliche, ganz unschuldig aussehende Thierchen", sagt er, „ist doch im Stande, jeden Prahlhans auf den ersten Schuß in die Flucht zu schlagen, so daß er mit Jammergeschrei Reißaus nimmt. Ich selbst habe einmal, als kleiner Schulknabe, so ein Unglück erlitten."

„Die Sonne war eben untergegangen. Ich ging mit einigen Freunden langsam meinen Weg. Da sahen wir ein allerliebstes, uns ganz unbekanntes Thierchen, welches gemüthlich herumschlich, dann stehen blieb und uns ansah, als warte es, wie ein alter Freund, um uns Gesellschaft zu leisten. Das Ding sah gar zu unschuldig und niedlich aus, und es hielt seinen buschigen Schwanz hoch empor, als wolle es daran gefaßt und in unseren Armen nach Hause getragen sein. Ich war ganz entzückt, griff voller Seligkeit zu — und patsch! da schoß das Höllenvieh seinen Teufelssaft in die Nase, in den Mund, in die Augen. Vom Donner gerührt, ließ ich das Ungeheuer fallen und nahm in Todesangst Reißaus."

Fröbel hörte einmal ein Geräusch hinter sich und bemerkte, als er sich umwandte, das ihm unbekannte Stinkthier, welches, als er sich nach ihm hinkehrte, augenblicklich zu knurren begann, mit dem Fuße stampfte und, sobald er seinen Stock ergriff, ihm Kleider, Gesicht und Haare mit seiner entsetzlichen Flüssigkeit bespritzte. Voller Wuth schlug er das Thier todt, eilte über den Platz und wollte dem Hause zu, verursachte aber allgemeine Furcht. Die Thür wurde verrammelt, und nur aus dem Fenster rief man ihm guten Rath zu. Wasser, Seife, kölnisches Wasser half Nichts; endlich wurde ein kräftiges Feuer angebrannt, und der arme, verstänkerte Reisende legte die ihm von einem Ansiedler geborgten Kleider an und räucherte die bespritzten, nebst Gesicht und Haar, im dichten Qualm einige Stunden lang, worauf dann wirklich der Geruch verschwand.

Zuweilen greift das Thier auch ganz ungereizt an, jedenfalls aber blos dann, wenn es glaubt, gereizt worden zu sein. So wurde ein an einem Zaune dahinlaufendes Stinkthier durch eine vorbeifahrende Kutsche erschreckt, versuchte zu fliehen, kam aber nicht gleich durch den Zaun und spritzte jetzt seinen ganzen Saft gegen die Kutsche, an welcher unglücklicher Weise die Fenster offen standen. Eine gehörige Ladung drang in das Innere und dort verbreitete sich dann augenblicklich ein so fürchterlicher Gestank, daß mehrere von den mitfahrenden Damen sofort in Ohnmacht fielen.

Die in Südamerika lebenden Stinkthiere unterscheiden sich, was die Güte ihres Pestsaftes anlangt, durchaus nicht von den nordamerikanischen. Azara fand ein Stinkthier in Paraguay, wo es Yaguaré, zu deutsch, „stinkender Hund" genannt wird, und berichtet, daß man den Gestank, den es verbreitet, wohl eine halbe englische Meile weit riechen könne.

Ungeachtet des abscheulichen Geruches ist das Stinkthier doch nützlich. Aus seinem Pelze machen sich die Indianer weiche und schöne Decken, welche man trägt, obgleich sie sehr schlecht riechen. In der Gefangenschaft entleeren die Stinkthiere ihre Drüsen nicht, wahrscheinlich, weil man sich sorgfältig hütet, sie zu reizen. Sie werden nach kurzer Zeit sehr zahm und gewöhnen sich gewissermaßen an ihren Pfleger. Man füttert sie mit Fleisch; am liebsten fressen sie Vögel.

Den eigentlichen amerikanischen Stinkthieren sehr nahe verwandt sind die Banditisse (Rhabdogale). Ihr äußere Erscheinung, die starken Grabkrallen an den Vorderfüßen, die Stinkdrüsen, welche eine äußerst heftig stinkende Flüssigkeit absondern, sind Eigenthümlichkeiten, welche diese Thiere mit jenen gemein haben. Ihre Sohlen sind aber behaart, und der innere Bau und vor allem das Gebiß stimmt entschieden mit dem der Marder überein. Man kennt nur eine Art dieser Sippe, den gewöhnlichen Banditis oder die Zorilla (Rhabdogale



Der Bandiltis (Rhabdogale mustelina).

mustelina). Derselbe ist ein mittelgroßes Marderthier, von 23 Zoll Leibes- und 9½ Zoll Schwanzlänge und über ganz Afrika verbreitet. Man hat ihn bis jetzt schon fast in allen Ländern gefunden, welche einigermaßen durchforscht worden sind. Er geht selbst noch über die Landenge von Suez weg und verbreitet sich in Kleinasien, ja er soll sogar bis in die Nähe von Konstantinopel, selbstverständlich nur auf der asiatischen Seite, gefunden werden. Felsige Gegenden bilden seinen Lieblingsaufenthalt. Hier lebt er entweder im Geklüft oder in selbstgegrabenen Löchern unter Bäumen und Gebüschen. Seine Lebensweise ist eine rein nächtliche, und daher kommt es, daß er im Ganzen doch nur selten gesehen wird. Ich z. B. habe während meines Aufenthalts in Afrika viel von dem „Vater des Gestankes" reden hören, denselben aber niemals zu Gesicht bekommen. Die Berichte, welche ich erhielt, stimmen im Ganzen vollkommen mit der Beschreibung überein, welche Kolbe gegeben hat. Dieser ist der Erste, welcher unser Thier erwähnt. Es heißt bei den holländischen Ansiedlern am Kap der guten Hoffnung „Stinkbinksem" oder „gestreifter Maushund" und macht beiden Bezeichnungen durch die That volle Ehre. Seine Nahrung besteht in kleinen Säugethieren, namentlich in Mäusen, kleinen Vögeln und deren Eiern, in Lurchen und Kerbthieren. Dem Hausgeflügel wird er nicht selten gefährlich. Er schleicht nach Marderart in die Bauernhöfe ein und richtet unter dem Hausgeflügel entsetzlichen Schaden an.

In seinen Bewegungen ähnelt er den Mardern nicht, denn er ist weniger behend und kann eher träge genannt werden, gerade so, wie die amerikanischen Stinkthiere es auch sind. Das Klettern versteht er nicht und auch vor dem Wasser hat er große Scheu, obwohl er, wenn es sein muß, recht fertig schwimmt. Seiner abscheulichen Waffen bedient er sich ganz in derselben Weise, wie das Stinkthier. „Befindet er sich auf einem Felde oder einer Wiese", sagt Kolbe, „und bemerkt er, daß sich ihm ein Hund oder ein wildes Thier nähert, das ihn umbringen will, so spritzt er seinen Feinden einen so pestartigen Gestank entgegen, daß sie genug zu thun haben, die Nase an der Erde und den Bäumen abzureiben, um den Gestank nur einigermaßen wieder loszuwerden. Nähert sich ihm der Feind wieder oder kommt wohl noch ein zweiter hinzu, so schießt er zweimal auf die Gegner und gibt wieder einen Gestank von sich, welcher durchaus nicht besser ist, als der erste. Auf diese Weise vertheidigt er sich sehr tapfer gegen seine Widersacher."

Noch immer ist die Reihe der eigenthümlichen und für höher ausgebildete Geruchswerkzeuge so empfindlich wirkenden Thiere nicht geschlossen. Wir haben außer den genannten zweier anderer Mitglieder unserer Familie zu gedenken, welche sich im Nothfalle ebenfalls durch Ausspritzen eines Pestsaftes zu helfen suchen, der Honigdachse oder Ratels. Dieselben gehören einer besondern Sippe (Ratelus) an, deren Kennzeichen so ziemlich die der eigentlichen Dachse sind. Indeß durch die fast gänzlich fehlenden Ohrmuscheln und den Zahnbau, welcher wegen eines Höckers am untern Kauzahn ausgezeichnet ist, durch die verhältnißmäßig sehr großen Scharrnägel, die wegen rückwärts gerichteter Stachelwarzen rauh gemachte Zunge und durch andere für uns weniger wichtige Eigenthümlichkeiten unterscheiden sich die Honigdachse hinlänglich von den eigentlichen Dachsen und auch von den übrigen Mardern. In der Lebensweise haben beide Arten, welche man bis jetzt kennt, sehr viel Eigenthümliches, und deshalb hat sich auch die Sage lebhaft mit ihnen beschäftigt.

Eine Art der Honigdachse bewohnt das Vorgebirge der guten Hoffnung und Mittelafrika und wird vorzugsweise Honigdachs (Ratelus capensis) genannt. In Größe und Gestalt ähnelt er den Dachsen, und wie diese lebt er in selbstgegrabenen Höhlen unter der Erde und besitzt eine unglaubliche Fertigkeit, solche auszuscharren. Träge, langsam und ungeschickt, wie er ist, würde er seinen Feinden kaum entgehen können, wenn er nicht die Kunst verstände, sich förmlich in die Erde zu versenken, d. h. sich so rasch eine Höhle zu graben, daß er unter der Erdoberfläche verborgen ist, ehe ein ihm auf den Leib rückender Feind nahe genug gekommen ist, um ihn zu ergreifen. Er führt eine halb nächtliche Lebensweise und geht des Tages nur selten auf Raub aus. Auf unserm Jagdausfluge nach den Bogosländern wurde er zweimal gesehen, jedes Mal gegen Abend, noch ehe die Sonne niedergegangen war. Nachts dagegen streift er langsam und gemächlich umher und stellt kleinen Säugethieren, namentlich Mäusen, Springmäusen, Ratten und dergleichen, oder Vögeln, wohl auch Schildkröten nach, gräbt sich Wurzeln oder Knollengewächse aus, sucht Früchte und schlägt sich ehrlich und redlich durchs Leben. Allein er hat eine Liebhaberei, welche seine ganze Lebensweise bestimmt. Er ist nämlich ein leidenschaftlicher Freund von Honig, und aus diesem Grunde der eifrigsten Bienenjäger einer.

In ganz Afrika bauen die Bienenarten hauptsächlich in die Erde und zwar in verlassenen Höhlen aller Art, wie es bei den Hummeln und Wespen ja auch der Fall ist. Solche Nester sind nun für den Honigdachs das Erwünschteste, was er finden kann, und er macht sich, wenn er einen derartigen Schatz gefunden hat, mit unverhehlter Freude darüber her. Natürlich wehren sich die Bienen nach Kräften und suchen ihn mit ihrem Stachel bestmöglichst zu verwunden. Sein dicht behaartes, sehr starkes Fell ist aber gegen Bienenstiche das vorzüglichste, welches es gibt, und noch besonders dadurch ausgezeichnet, daß die Fettschicht unter ihm in einem Grade locker ist, wie kaum bei einem andern Thiere. Man versichert, daß sich der Ratel förmlich in seinem Balge herumdrehen könne, so locker liege das Fell auf seinem Leibe! Die Bienen sind vollkommen ohnmächtig solchem Feinde gegenüber, und dieser wühlt nun mit Lust in ihren Wohnungen umher und labt sich nach Behagen an dem köstlichen Inhalt derselben. Sparmann, der bekannte Reisende am Kap der guten Hoffnung, berichtet über die Art und Weise der Jagden unserer Honigdachse ganz ergötzliche Dinge, von denen eigentlich weiter Nichts zu bedauern ist, als daß sie blos auf Erzählung der Hottentotten und holländischen Ansiedler gegründet und nicht wahr sind.

„Die Bienen", sagt jener Schriftsteller, „geben dem Honigdachse, wenn auch nicht die einzige, so doch die hauptsächlichste Nahrung, und ihr Feind ist mit großer Schlauheit begabt, um die unterirdischen Nester aufzuspüren. Gegen Sonnenuntergang verläßt er seine Höhle, in welcher er den Tag verträumte, und schleicht umher, um seine Beute von fern zu beobachten, wie das der Löwe auch thut. Er setzt sich auf einen Hügel hin, schützt seine Augen durch eine vorgehaltene Vorderpfote vor den Strahlen der tiefstehenden Sonne und paßt sorgfältig den Bienen auf. Bemerkt er nun, daß Einige immer in derselben Richtung hinfliegen, so humpelt er denselben gemächlich nach, beobachtet sie, und wird so allmählich bis zu ihrem Neste geleitet, in welchem nun ein gegenseitiger Kampf auf Leben und Tod stattfindet. Es wird erzählt, daß der Ratel ebensowohl, wie der Eingeborne Südafrikas, zuweilen auf der Suche nach Honig von einem Vogel, dem Honigangeber (Indicator major), geleitet werde, welcher Klugheit genug besitzt, um zu wissen, daß Menschen und Thiere nach jenem Leckergerichte verlangen. Der kleine Bursch, unfähig, eine Bienenfestung durch eigene Macht zu erobern, sucht seinen Vortheil darin, aufgefundene Bienenstöcke anderen, stärkeren Wesen anzuzeigen, um dann bei der Räumung des Nestes mitzuschmausen. Zu diesem Zwecke erregt er durch sein Geschrei die



Der Honigdachs (Ratelus capensis).

Aufmerksamkeit der Honigliebhaber und fliegt in kurzen Absätzen gemächlich vor ihnen hin von Zeit zu Zeit sich niederlassend, wenn der schwerleibige Bodenbewohner ihm nicht so schnell folgen kann, und dann von neuem seine Führerschaft aufnehmend. In der Nähe eines Bienennestes angekommen, läßt er seine Stimme um so freundlicher vernehmen und zeigt endlich geradezu auf den niedergelegten Schatz. Während dieser erhoben wird, bleibt er ruhig in der Nähe und wartet, bis der habgierige Mensch oder Ratel genug hat, um dann seinen Theil für den geleisteten Dienst sich zu holen."

Der Ratel stellt übrigens nicht blos dem Honig nach, sondern liebt auch kräftigere Nahrung. Carmichael sagt, daß er von den Besitzern der Hühnerhöfe als eines der schädlichsten Thiere betrachtet werde. In der Algoabai zankten sich einmal die Bauern um das Eigenthum der Eier, welche die Hühner verlegt hatten. Der Ratel machte in einer Nacht diesem Streite ein Ende, indem er einfach allen Hühnern, gegen dreißig Stück, den Kragen abbiß und drei todte in seine Höhle schleppte. Jung eingefangene Ratels werden zahm und ergötzen durch die Plumpheit ihrer Bewegungen.

Der asiatische oder indische Ratel (Ratelus indicus) ist oft mit seinem afrikanischen Vetter verwechselt worden und hat auch wirklich so große Aehnlichkeit mit ihm, daß seine Artselbstständigkeit noch sehr in Frage gestellt wird.



Der gemeine Vielfraß (Gulo borealis).

Linné stellt den Vielfraß zu den Mardern; die nordamerikanische Wolverene aber, welche von den neueren Naturforschern gar nicht als besondere Art, sondern nur als „Abart" des Vielfraßes angesehen wird, zu den Bären. Hierdurch beweist der ausgezeichnete Naturforscher deutlich genug, was der Vielfraß ist: ein Mittelglied zwischen den genannten Familien. Den in Europa lebenden Vielfraß hatte er selbst beobachtet und war deshalb über sein Leben und Wesen ganz ins Klare gekommen.

Der Vielfraß ist ein großer Marder, denn er ähnelt den übrigen Sippschaftsgenossen dieser Familie in seinem Gebiß vollkommen, und dieses gilt bekanntlich bei allen Naturforschern als das wesentlich bestimmende Merkmal, um ein Säugethier irgendwo einzuordnen. Aber der Vielfraß ähnelt auch dem Bären in seiner Gestalt und seinem Wesen, und selbst der geübte Blick kommt in Versuchung, einen Vielfraß, welcher in der Ferne sich zeigt, für einen Bären zu halten. Da man gegenwärtig nur eine einzige Art annimmt, so können wir die Beschreibung derselben sogleich hier folgen lassen.

Der gemeine Vielfraß (Gulo borealis oder arcticus) ist 2½ bis 3 Fuß lang, wovon 4 bis 5 Zoll auf den Schwanz kommen, und am Widerrist 14 Zoll bis 1½ Fuß hoch. Die Augen sind klein, mit braunem oder schwarzem Stern. Ueber denselben stehen fünf starke Borsten, auf der Oberlippe aber vier Reihen langer Schnurren. Auf der Schnauze sind die Haare kurz und dünn, an den Füßen stark und glänzend, am Rumpfe lang und zottig, um die Schenkel, an den hellen Seitenbinden und am Schwanze endlich sehr lang. Scheitel und Rücken sind braunschwarz mit grauen Haaren gemischt, der Rücken, die Unterseite und die Beine dunkelschwarz, die Schnauze ist braunschwarz. Ein hellgrauer Flecken steht zwischen Augen und Ohren, und eine hellgraue Binde verläuft von jeder Schulter an längs der Seiten hin. Das Wollhaar ist grau, an der Unterseite mehr braun.

Wenn unser europäischer und asiatischer Vielfraß mit der nordamerikanischen Wolverene übereinstimmt, bewohnt der Vielfraß den ganzen Norden der Erde. Früher war die südliche Grenze seiner Verbreitung in Europa unter tieferen Breiten zu suchen, als gegenwärtig, wo Norwegen, Schweden, Lappland, Großrußland, namentlich die Gegenden um das weiße Meer, ganz Sibirien, Kamtschatka und Nordamerika sein hauptsächlichster Aufenthalt sind.

Ueber die Lebensweise hat uns zuerst Pallas genaue Nachrichten gegeben. Die älteren Naturforscher erzählen nämlich von ihm die fabelhaftesten Dinge. Ihnen ist es auch hauptsächlich zuzuschreiben, daß der Vielfraß seinen in allen Sprachen gleichbedeutenden Namen erhalten hat. Bei den Finnen heißt das Thier Campi, womit man jedoch auch den Dachs bezeichnet, bei den Russen Rosomacha oder Rosomaka und bei den Skandinaviern Jerf; die Kamtschadalen nennen ihn Dimug und die Amerikaner endlich Wolverene. Wenn man jene Erzählungen liest und glaubt, muß man dem alten Kinderreim:

„Vielfraß nennt man dieses Thier,
Wegen seiner Freßbegier!"

freilich beistimmen. Michow sagt Folgendes: „In Lithauen und Moscowien gibt es ein Thier, welches sehr gefräßig ist, mit Namen Rosomaka. Es ist so groß wie ein Hund, hat Augen wie eine Katze, sehr starke Klauen, einen langhaarigen, braunen Leib und einen Schwanz wie der Fuchs, jedoch kürzer. Findet es ein Aas, so frißt es solange, daß ihm der Leib wie eine Trommel strotzt; dann drängt es sich durch zwei naheſtehende Bäume, um sich des Unraths zu entledigen, kehrt wieder um, frißt von neuem und preßt sich dann nochmals durch die Bäume, bis es das Aas verzehrt hat. Es scheint weiter Nichts zu thun, als zu fressen, zu saufen und dann wieder zu fressen".

Olaus Magnus weiß noch mehr. „Unter allen Thieren", sagt er, „ist dieses das einzige, welches, wegen seiner beständigen Gefräßigkeit, im nördlichen Schweden den Namen Jerf, im Deutschen den Namen Vielfraß erhalten hat. Sein Fleisch ist unbrauchbar, nur sein Pelz ist sehr nützlich und kostbar und glänzt sehr schön und noch mehr, wenn man ihn künstlich mit anderen Farben verbindet. Nur Fürsten und andere große Männer tragen Mäntel davon, nicht blos in Schweden, sondern auch in Deutschland, wo sie wegen ihrer Seltenheit noch viel theurer zu stehen kommen. Dabei darf ich nicht verschweigen, daß alle Diejenigen, welche Kleider von solchen Thieren tragen, nie mit Essen und Trinken aufhören können."

Von diesen Erzählungen weichen freilich die in der Neuzeit gemachten Beobachtungen wesentlich ab. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Vielfraß einen gesegneten Appetit besitzt und verhältnißmäßig mehr frißt, als andere Marder: eine derartige Gefräßigkeit, wie sie ihm von den genannten Naturforschern zugeschrieben wird, zeigt er aber nicht.

Der Vielfraß bewohnt die gebirgigen Gegenden des Nordens und zieht die nackten Höhen der skandinavischen Alpen den ungeheueren Wäldern des niederen Gebirges vor, obwohl er auch in diesen zu finden ist. Die ödeste Wildniß ist sein Aufenthalt. Er hat keine feststehenden Wohnungen, sondern wechselt sie nach dem Bedürfnisse und verbirgt sich, wenn die Nacht hereinbricht, an jedem beliebigen Orte, der ihm einen Schlupfwinkel gewährt, sei es im Dickicht der Wälder oder im Geklüft der Felsen, in einem verlassenen Fuchsbau oder in einer andern, natürlichen Höhle. Wie alle Marder eigentlich mehr Nacht- als Tagethier, schleicht er doch in seiner so wenig von den Menschen beunruhigten Heimat ganz nach Belieben umher und zeigt sich auch im Lichte der Sonne. — In seinen Bewegungen ist er plump und ungeschickt, weiß aber doch durch Ausdauer sich seiner Beute zu bemächtigen, und da er kein Kostverächter ist, führt er ein sehr behagliches und gemüthliches Leben, ohne jemals in große Noth zu kommen. Seine Bewegungen sind sehr eigenthümlicher Art und namentlich der Gang zeichnet sich vor dem aller übrigen Thiere aus. Der Vielfraß wälzt sich nämlich in lauter großen Bogensätzen dahin, ganz merkwürdig humpelnd und Purzelbäume schlagend. Er versteht es, niedere Bäume zu besteigen, auf deren Aesten liegt er, dicht an den Stamm gedrückt, auf der Lauer und wartet, bis ein Wild unter ihm weggeht. Dem springt er dann mit einem kräftigen Satze auf den Rücken, hängt sich an den Hals fest, beißt ihm bloß die Schlagadern durch und wartet, bis es sich verblutet hat. Unter seinen Sinnen steht der Geruch oben an; doch ist auch sein Gesicht und Gehör hinlänglich scharf.

Die Lebens- und Jagdweise des Thieres hat gar viele widersprechende Berichte hervorgerufen. Einige Schriftsteller behaupten, daß es blos von solchen Thieren lebe, welche zufällig getödtet worden sind, und Aas jeder übrigen Nahrung vorziehe. Nur im Sommer soll er Murmelthiere und Mäuse ausgraben oder die Fallen, welche Jäger gestellt haben, und selbst die Häuser der Nordländer plündern. Dem ist jedoch nicht so, sondern die uns von Pallas gegebene Beschreibung seiner Lebensweise ist durchaus richtig. Er sieht schläfrig und plump aus,

weiß aber seine Jagd mit hinlänglichem Erfolg zu betreiben. Seine Hauptnahrung bilden die Mäusearten des Nordens und namentlich die Lemminge, von denen er eine erstaunliche Menge vertilgt. Bei der großen Häufigkeit dieser Thiere in gewissen Jahren, braucht er sich kaum um ein andres Wild zu bekümmern. Aber es ist gewiß, daß er auch Renthiere, ja selbst Elenthiere angreift und niedermacht. Thunberg erfuhr, daß er sogar Kühe tödte, indem er ihnen die Gurgel abbeißt. Auch Steller berichtet, daß er an der Lena Pferde anfalle; Löwenhjelm erwähnt in seiner Reisebeschreibung von Nordland, daß er dort Schaden unter den Schafherden anrichte, und Erman erfuhr von den Ostjaken, daß er dem Elenthiere auf den Nacken springe und es durch Bisse tödte. Ein Jäger erzählte mir, daß er sich, zumal im tiefen Schnee, leise unter dem Winde an die vergrabenen Schneehühner heranmacht, sie in den Höhlen, welche sich die Vögel ausscharren, verfolgt und dann mit Leichtigkeit tödtet. Den Jägern ist er ein höchst verhaßtes Thier; ein solcher versicherte mich, daß ein jedes erlegte Renthier, welches er nicht sorgfältig unter Steinen verborgen habe, während seiner Abwesenheit von dem Vielfraß angefressen worden sei. Sehr häufig stiehlt er auch die Köder von den Fallen weg oder frißt die darin gefangenen Thiere an. In den Hütten der Lappen richtet er oft bedeutende Verwüstungen an. Daß er auch in ganz baumlosen Gebirgsgegenden, dem ausschließlichen Aufenthalt der wilden Renthiere, diesen großen Schaden zufügt, habe ich nicht blos aus dem Munde der Jäger vernommen, sondern auch aus dem Benehmen einer von ihm bedrohten Renthierherde schließen können. Eine kleine Beute, die der Vielfraß gemacht hat, verzehrt er auf der Stelle mit Haut und Haaren, eine größere aber vergräbt er sehr sorgfältig und hält dann noch eine zweite Mahlzeit davon. Obgleich sein Fell keineswegs überall benutzt wird, schätzen es die Kamtschadalen sehr hoch und glauben, daß es kein schöneres Rauchwerk geben kann, als eben dieses Fell. Gerade die weißgelben Felle, welche von den Europäern für die schlechtesten gehalten werden, sind, nach ihrer Einbildung, die allerschönsten, und sie sind fest überzeugt, daß der Gott des Himmels, Bulutschei, Rosomaka- oder Vielfraßkleider trage.

Trotz seiner geringen Größe ist der Vielfraß kein zu verachtender Gegner. Er ist nämlich außerordentlich wild, ganz unverhältnißmäßig stark und versteht es vortrefflich, Widerstand zu leisten. Man versichert, daß selbst Bären und Wölfe ihm aus dem Wege gehen. Die Letzteren sollen ihn überhaupt nicht anrühren, wahrscheinlich seines Gestankes wegen. Gegen den Menschen wehrt er sich blos dann, wenn er gar nicht mehr weichen kann. Gewöhnlich rettet er sich, sobald er einen Jäger gewahrt, durch die Flucht, und wenn er verfolgt wird, auf einen Baum oder auf die höchsten Felsspitzen, wohin ihm seine Feinde nicht nachfolgen können. Von raschen Hunden wird er in ebenen, baumlosen Gegenden bald eingeholt, vertheidigt sich aber mit Ausdauer und Muth gegen dieselben und beißt wüthend um sich. Ein einziger Hund überwältigt ihn niemals, und nicht selten wird es selbst mehreren schwer, ihn zu besiegen.

Das Weibchen wirft gewöhnlich im Mai in einer einsamen Schlucht des Gebirges oder in den dichtesten Wäldern zwei bis drei, selten auch vier Junge auf ein weiches und warmes Lager, welches sie entweder in hohlen Bäumen oder in tiefen Felsenhöhlen angelegt hat. Es hält sehr schwer, das weiche Bett eines Vielfraßes aufzufinden. Bekommt man aber Junge, welche noch klein sind, so kann man sie ohne große Mühe zähmen. Genberg zog einen Vielfraß mit Milch und Fleisch auf und gewöhnte ihn so an sich, daß er ihm wie ein Hund auf das Feld nachlief. Mit zunehmendem Alter wurde er wilder, und einmal biß er sich mit einem großen Hunde derart herum, daß man dem Letzteren zu Hilfe eilen mußte, weil man für sein Leben fürchtete. Aber auch im Alter spielte er immer noch mit den bekannten Leuten.

Bis jetzt sind gefangene Vielfraße in Thiergärten und Schaubuden noch eine sehr große Seltenheit, und daher ist es zu erklären, daß wir noch so wenig über das Leben und Wesen dieses Thieres wissen.

In Brasilien leben einige Arten von Raubthieren, welche zwischen dem Vielfraß und den eigentlichen Mardern ungefähr in der Mitte stehen. Es sind dies die Huronen oder Grisons (Galictis).

Sie haben einen ziemlich schlanken Leib mit kurzen Beinen und ganz nackte Sohlen, ein kurzes Haarkleid und einen nicht eben buschigen Schwanz. Der ziemlich dicke Kopf ist hinten breit und an der Schnauze nur wenig vorgezogen; die Ohren sind niedrig und abgerundet. Die Zehen sind zum Theil verbunden und mit mittellangen Krallen bewehrt. Ihre Afterdrüsen sondern eine stark nach Moschus riechende Feuchtigkeit ab. Das Gebiß und der innere Leibesbau zeigen Eigenthümlichkeiten sehr untergeordneter Art, welche blos den streng wissenschaftlichen



Der Edelmarder (Martes abietum).

Forscher beschäftigen und von uns deshalb übergangen werden können. Bis jetzt kennt man zwei Arten, welche sich in Wäldern und im Gebüsch aufhalten. Sie sind gewandt in allen ihren Bewegungen, klettern auch sehr geschickt und sind deshalb flinke Jäger, welche kleinen und mittelgroßen Säugethieren nachstellen, mit dem Ratel und den Bären aber die Liebhaberei nach Honig theilen. Diese beiden Arten sind die Tayra oder Hyrare (Galictis barbara) und der Grison (Galictis vittata). —

Nicht ohne Grund haben die Naturforscher den Namen der Sippe, mit welcher wir uns jetzt beschäftigen wollen, als maßgebend für die ganze Familie erwählt. Die eigentlichen Marder (Martes) sind die vollendetsten Gestalten der ganzen Familie und vereinigen das Gepräge, die Lebensweise und die sämmtlichen Sitten der übrigen Mitglieder in sich. Es sind Thiere, welche allen Erfordernissen zu einem echten Räuberleben Genüge leisten können. Ihr Leibesbau ist gestreckt, die Beine sind kurz und kräftig, die Zehen getrennt und mit spitzigen, kleinen Krallen versehen, der Kopf ist klein und platt, die Ohren und Augen sind groß, das Gebiß ist furchtbar.

Alle diese Begabungen befähigen ebenso zu höchst gewandten Bewegungen, als zum Durchstöbern und Durchkriechen der verschiedenartigsten Schlupfwinkel und machen es den Mardern leicht, ihre Beute überall aufzusuchen. Sie sind wirklich ausgezeichnete Raubthiere. Ihre Bewegungen sind rasch und sicher: sie gehen gut, klettern vorzüglich, schwimmen ausgezeichnet, verstehen es, weite Sätze zu machen, und sind ausdauernd und unglaublich behend. Sie besitzen feine Sinne, einen sehr empfindlichen Geruch, ein gutes Gehör und scharfe Augen, und haben außerdem in ihren Stinkdrüsen ein Schutzmittel gegen stärkere Raubthiere, als sie sind. Dabei sind sie klug, listig, schlau, muthig und tapfer und somit auch in geistiger Hinsicht mit jeder Fähigkeit begabt, welche einen sehr leichten Nahrungserwerb ermöglichen kann.

Ihre Verbreitung beschränkt sich auf Europa, Asien und Amerika. Hier aber sind sie auch fast überall zu finden, in Amerika wenigstens in der ganzen nördlichen Hälfte. Der vorzügliche Pelz, welchen sie tragen, bringt dem Menschen ebenso großen Nutzen, als der Schaden ist, welchen sie ihm während ihrer Lebenszeit durch ihre Räubereien zufügen.

Als vorzüglichstes Mitglied der Gruppe gilt, wie aus dem Namen hervorgeht, der Edelmarder (Martes abietum), hier und da wohl auch Baummarder genannt. Dieses sehr schöne Geschöpf ist eins der schädlichsten unter allen kleinen europäischen Raubthieren. Seine Leibeslänge beträgt etwa 20, die des Schwanzes 11 bis 12, die Höhe am Widerrist 10 Zoll. Der ganze Pelz ist oben dunkelbraun, an der Schnauze fahl, an der Stirn und den Wangen lichtbraun, an den Körperseiten und dem Bauche gelblich, an den Beinen schwarz-

braun, und an dem Schwanze dunkelbraun. Ein schmaler dunkelbrauner Streifen zieht sich unterhalb der Ohren hin. Zwischen den Hinterbeinen befindet sich ein röthlichgelber, dunkelbraun gesäumter Flecken, welcher sich zuweilen in einem schmuziggelben Streifen bis zur Kehle fortzieht. Diese und der Unterhals sind schön dottergelb gefärbt, und hierin liegt das hauptsächlichste Kennzeichen unsers Thieres. Die Behaarung ist dicht, weich und glänzend. Sie besteht aus ziemlich langen, steifen Grannenhaaren und kurzem, feinem Wollhaar, welches an der Vorderseite weißgrau, hinten und an den Seiten aber gelblich gefärbt ist. Auf der Oberlippe stehen vier Reihen von Schnurren und außerdem noch einzelne Borstenhaare unter den Augenwinkeln, so wie unter dem Kinne und an der Kehle. Im Winter ist die allgemeine Färbung dunkler, als im Sommer. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch bläßere Färbung des Rückens und einen weniger deutlichen Flecken. Bei jungen Thieren sind Kehle und Unterhals heller gefärbt.

Das Vaterland des Baum- oder Edelmarders erstreckt sich über alle bewaldeten Gegenden der nördlichen Erdhälfte. In Europa findet er sich in Skandinavien, Rußland, England, Deutschland, Frankreich, Ungarn und Italien, in Asien bis zum Altai, südlich bis zu den Quellen des Jenisei. Solch ausgedehntem Verbreitungskreise entsprechend, ändert er namentlich in seinem Felle nicht unwesentlich ab. Die größten Edelmarder wohnen in Schweden, und der Pelz derselben ist noch einmal so dicht und so lang, als der unserer deutschen Marder; die Farbe ist grauer. Unter den deutschen finden sich mehr gelbbraune als dunkelbraune, welche letztere namentlich in Tirol vorkommen und dem amerikanischen Zobel oft täuschend ähneln. Die Edelmarder der Lombardei sind blaßgraubraun oder gelbbraun, die der Pyrenäen groß und stark, aber ebenfalls hell, die aus Macedonien und Thessalien mittelgroß, aber dunkel.

Der Edelmarder bewohnt die Laub- und Nadelwälder und findet sich um so häufiger, je einsamer, dichter und finsterer dieselben sind. Er ist ein echtes Baumthier und klettert so meisterhaft, daß ihn kein anderes Raubsäugethier hierin übertrifft. Hohle Bäume, verlassene Nester von wilden Tauben, Raubvögeln und Eichhörnchen sind die Wohnungen, welche er sich zu seinem Lager wählt; selten sucht er sich auch in Felsenritzen eine Zufluchtsstelle. Auf seinem Lager ruht er gewöhnlich während des ganzen Tages; mit Beginn der Nacht aber, meist schon vor Sonnenuntergang, geht er auf Raub aus und stellt nun allen Geschöpfen nach, von denen er glaubt, daß er sie bezwingen könnte. Von dem Hasen oder jungen Reh herab bis zur Maus ist kein Säugethier vor ihm sicher. Er beschleicht und überfällt sie plötzlich und würgt sie ab. Selbst an junge Rehe soll er sich wagen, obgleich er weiß, daß ihn die alte Ricke mit ihren Vorderläufen empfindlich durchprügelt, wenn er es versieht. Ebenso verderblich wie unter den Säugethieren, haust er unter den Vögeln. Alle Hühnerarten, welche bei uns leben, haben in ihm einen furchtbaren Feind. Leise und geräuschlos schleicht er zu ihren Schlafplätzen hin, mögen diese nun Bäume oder der flache Boden sein; ehe noch die sonst so wachsame Henne eine Ahnung von dem blutgierigen Feinde bekommt, sitzt dieser ihr auf dem Nacken und zermalmt ihr mit wenigen Bissen den Hals oder reißt ihr die Schlagadern auf, an dem herausfließenden Blute gierig sich labend. Nur eigentliche Baumthiere verfolgt er durch Nachgehen, und wirklich bringt er es dahin, daß das behende, flinke und ausdauernde Eichhörnchen zuletzt ganz ermattet sich ihm ergiebt, nachdem es eingesehen hat, daß auch die kühnsten Sprünge von hohen Bäumen herunter auf die Erde, das verwegenste Klettern auf die dünnsten Aeste heraus, vor dem schlangenartig sich bewegenden Räuber es nicht schützen können; den Wasserratten und dem Wassergeflügel schleicht er an den Teichen nach, und wenn es sein muß, jagt er sie in ihrem eigenen Element. Die Hasen überfällt er im Lager, oder während sie sich äsen. Außerdem plündert er alle Nester der Vögel aus, sucht die Bienenstöcke heim und raubt dort den Honig, geht auch den Früchten nach und labt sich an allen Beeren, welche auf dem Boden wachsen, frißt auch Birnen, Kirschen und Pflaumen. Wenn ihm die Nahrung im Walde zu mangeln beginnt, wird er dreister, kommt wohl auch zu den menschlichen Wohnungen, allerdings nur in der höchsten Noth. Hier besucht er Hühnerställe und Taubenhäuser und richtet Verwüstungen an, wie kein anderes Thier, mit Ausnahme der Glieder seiner eigenen Sippschaft. Er würgt weit mehr ab, als er verzehren kann, oft den ganzen Stall, und nimmt dann nur eine einzige Henne oder eine einzige Taube mit sich weg. So wird er der gesammten kleinen Thierwelt wahrhaft verderblich und ist deshalb mehr gefürchtet, als kaum ein anderes Raubthier.

Nach neunwöchentlicher Tragzeit, Ende März oder Anfangs April, wirft das Weibchen drei bis vier Junge in ein mit Moos ausgefüttertes Lager in hohle Bäume, selten in Eichhorn- oder Elsternester oder in eine Felsenritze. Die Mutter sorgt mit größter Liebe für die Familie und geht, voll Besorgniß ihr Lager zu verlieren, niemals aus der Nähe desselben. Schon nach

wenigen Wochen folgen die Jungen der Alten bei ihren Lustwandelungen auf die Bäume nach und springen auf den Aesten munter und hurtig umher, werden aber bei der geringsten Gefahr von der vorsichtigen Alten gewarnt und zu eiliger Flucht angetrieben. Solche Junge kann man ziemlich leicht auffüttern und anfangs mit Milch und Semmel, später mit Fleisch lange erhalten. Sie sind unter allen zähmbaren Raubthieren mit die angenehmsten und artigsten, verlieren aber selten die ihnen angeborene Wildheit. Lenz, welcher einen jungen Edelmarder besaß, berichtet, daß derselbe am liebsten kleine Vögel fraß, allein gelegentlich auch Schlangen nicht verschmähte.

„Als der Marder", erzählt Lenz, „Dreiviertel seines Wachsthums erreicht hatte und außerordentlich gefräßig war, gab ich ihm wiederum eine Blindschleiche. Er war gerade hungrig, näherte sich aber doch behutsam und sprang bei jeder ihrer Bewegungen wieder zurück. Wie er sich endlich überzeugt hatte, daß es nicht gefährlich sei, da biß er dann endlich zu; ihr Schwanz brach ab, er fraß ihn auf und trug dann das Thier in sein Nest, wo es ihm entschlüpfte und unter das Heu kroch. Er zog es wieder vor, biß sich noch ein Stück des übergebliebenen Schwanzstummels ab; nach zwei Stunden endlich wagte er, die Blindschleiche am Halse zu packen und zu zerreißen. Er trug sie dann ins Nest und fraß sie nach und nach mit Wohlbehagen, jedoch ohne Begierde. Noch war er mit der Blindschleiche nicht fertig, als ich ihm eine etwa zwei Fuß lange Ringelnatter in seine Kiste warf. Sobald sie da lag, näherte er sich behutsam, sprang aber, so oft sie sich rührte oder zischte, erschrocken zurück und wurde erst am dritten Tage so dreist, sie zu tödten; jedoch fraß er sie nicht."

„Während er noch mit dem Ringelnatterspiel beschäftigt war, brachte ich ihm eine frisch getödtete, große Kreuzotter. Vorsichtig kam er sogleich heran, aber bald überzeugt, daß sie todt sei, nahm er sie auf, trug sie bald hier-, bald dorthin, und verschmauste sie nach einer Stunde, sammt Kopf und Giftzähnen, ganz. Ich gab ihm dann eine Eidechse, die er ebenfalls schnopernd begrüßte; das Thierchen zischte heiser, fast wie eine Schlange, sperrte den Rachen auf und sprang wohl zehnmal drei Zoll weit auf ihn zu. Er traute nicht und wich ihren Bissen aus; jedoch wurde er immer dreister und machte sich, da ihm die Eidechse Nichts zu Leide that, nach Verlauf einer Stunde daran, biß sie todt und fraß sie auf."

„Wir sehen denn, daß er von Natur wenig Trieb hat, Schlangen und andere Lurche zu tödten; es ist aber nach den genannten Erfahrungen keineswegs unwahrscheinlich, daß er sie im Winter, wenn er sie zufällig in ihrem wehrlosen Zustande trifft, tödtet und frißt; denn zu dieser Zeit mag er oft bittern Hunger leiden, da er ungeheuer gefräßig ist. Er ist übrigens in der Gefangenschaft leicht zu halten, weil er gern mit Milch und Brod vorlieb, auch Pflaumen, Birnen, Aepfel gern annimmt. Aus Eiern macht er sich nicht sonderlich viel, Honig nascht er gern."

„Solange er noch jung war, spielte er gern mit Menschen, wenn man das Spiel selbst begann; — später ist zu solchen Spielen nicht zu rathen: denn er gewöhnt sich, wenn er groß ist, in Alles, selbst wenn er es nicht böse meint, so fest einzubeißen, daß er mir durch dicke Handschuhe mit den Eckzähnen bis ins Fleisch gebissen hat, übrigens in aller Freundschaft."

„Eigentliche Liebe zu seinem Erzieher spricht sich nicht in seinen Mienen und Geberden aus, obgleich er sehr Wohlbekannten, wenn er gut behandelt wird, nie Etwas zu Leide thut. Aus seinen schwarzen Augen blickt nur Begierde und Mordlust. Wenn er recht behaglich in seinem Neste liegt, läßt er oft ein anhaltendes, trommelndes Murren hören. Das Knäffen des Iltis habe ich nie von ihm gehört. Wenn er böse ist, knurrt er heftig."

„Ich will hier noch auf einen Irrthum aufmerksam machen, der ziemlich allgemein ist. Man glaubt nämlich, daß die Wieselarten, wenn sie ein Thier tödten, allemal die starken Pulsadern des Halses mit den Eckzähnen treffen und durchschneiden. Das ist nicht richtig. Sie packen allerdings größere Thiere beim Halse und erwürgen sie so, jedoch ohne gerade die Adern zu treffen, daher vermögen sie auch nicht, ihnen das Blut auszusaugen, sondern begnügen sich damit, das zufällig hervorfließende abzulecken. Dann fressen sie das Thier an und beginnen gewöhnlich mit dem Halse; bei etwas größeren Thieren, wie bei großen Ratten, Hühnern u. s. w., wird beim Tödten nicht einmal die Halshaut, welche zähe ist und nachgiebt, durchschnitten, sondern erst später."

Man verfolgt den Edelmarder überall noch auf das nachdrücklichste, ebensowohl, um seinem Würgen unter den nützlichen Thieren zu steuern, als auch, um sich seines werthvollen Felles zu bemächtigen. Am leichtesten erlegt man ihn beim frischen Schnee, weil dann nicht blos seine Fährte auf dem Boden, sondern auch die Spur auf den beschneiten Aesten verfolgt werden kann. Zufällig bemerkt man ihn wohl auch ab und zu einmal im Walde liegen, gewöhnlich der Länge nach ausgestreckt auf einem Baumaste. Von dort aus kann man ihn leicht herab-

schießen und, wenn man gefehlt hat, ruhig noch einmal laden, weil er sich nicht von der Stelle rührt und den Jäger unverwandt im Auge behält. Hat man das Gewehr nicht bei sich, so braucht man blos ein Schnupftuch oder den Rock vor seinen Augen auf einen Stock zu hängen und kann dann ruhig nach Hause gehen, um Gewehr und Hund zu holen. Die vor ihm aufgestellten Gegenstände beschäftigen ihn derart, daß er gar nicht daran denkt, zu entwischen.

Bei der Jagd des Edelmarders muß man einen recht scharfen Hund haben, welcher herzhaft zubeißt und den Marder faßt, weil dieser wüthend gegen seine Verfolger zu springen und einen minder guten Hund abzuschrecken pflegt. Ziemlich leicht fängt er sich in Eisen, welche eigens dazu verfertigt worden und sehr verborgen aufgestellt sind. Als Anbiß dient gewöhnlich ein Stückchen Brod, welches man mit einem Scheibchen Zwiebel, mit ungesalzener Butter und Honig gebraten und mit Kampfer bestreut hat. Außerdem bedient man sich einer Falle, welche aus einem langen, nach einer Seite offenen Kasten besteht, der eine Fallthür besitzt. In der Mitte ist ein tellerförmiges Bretchen und die Lockspeise, oder noch besser, am hintern Ende der Falle ein enggeflochtener Drathkäfig, welcher ein lebendes junges Kaninchen, Täubchen oder Mäuschen enthält. Der Marder kriecht dann durch die Fallthür in den Kasten und wird gefangen, sobald er nach der Lockspeise greift, weil die geringste Bewegung an dem Bretchen die Thür zum Fallen bringt.

Das Pelzwerk des Edelmarders ist das kostbarste aller unserer einheimischen Säugethiere und ähnelt in seiner Güte am meisten dem Pelze des Zobels.

Der zweite echte Marder, welcher bei uns vorkommt, ist der Stein- oder Hausmarder (Martes Foina). Er unterscheidet sich von dem vorhergehenden hauptsächlich durch seine etwas geringere Größe und die verhältnißmäßig kürzeren Beine, den langen Kopf und den kürzeren Pelz. Die Färbung des letztern ist kastanienbraun am ganzen Körper, mit Ausnahme des Halses und der Vorderbrust, welche weiß, und der Beine, welche schwarzbraun sind. Die Körperlänge beträgt etwa 17, die Länge des Schwanzes aber 9 Zoll.

Der Steinmarder findet sich fast in allen Ländern und Gegenden, in denen der Edelmarder vorkommt. Ganz Mitteleuropa und Italien, mit Ausnahme von Sardinien, England, Schweden, das gemäßigte europäische Rußland bis zum Ural, der Krim und dem Kaukasus ebensowohl als Deutschland und Frankreich sind seine Heimat. In den Alpen steigt er während der Sommermonate über den Tannengürtel hinauf, im Winter zieht er sich gewöhnlich nach den tieferen Gegenden zurück. Er ist fast überall häufiger, als der Edelmarder, und nähert sich weit mehr, als jener, den Wohnungen der Menschen, ja man darf sagen, daß Dörfer und Städte geradezu sein Lieblingsaufenthalt sind. Einsam stehende Scheuern, Ställe, altes Gemäuer, Steinhaufen und größere Holzstöße in der Nähe von Dörfern werden fast immer von diesem gefährlichen Feinde des zahmen Geflügels bewohnt.

Lebensweise und Sitten des Hausmarders stimmen ganz mit denen des Edelmarders überein. Er ist ebenso lebendig, gewandt und geschickt, ebenso muthig, listig und mordsüchtig wie jener. In den Leibesübungen ist er Meister. Er klettert selbst an glatten Bäumen und Stämmen hinauf, versteht es, weite Sprünge zu machen, schwimmt mit Leichtigkeit, weiß zu schleichen und sich durch die engsten Ritzen zu zwängen; kurz er ist eines der begabtesten Raubthiere, welche es geben kann. Seine Nahrung ist deshalb auch fast dieselbe, wie die des vorhergehenden; gleichwohl wird er weit schädlicher, als der Edelmarder, weil er eben viel mehr Gelegenheit findet, dem Menschen empfindliche Verluste beizubringen. Wo er nur irgend kann, schleicht er sich in die Wohnungen des Hausgeflügels ein und würgt hier mit einer Mordlust und Grausamkeit ohne Gleichen. Nicht selten findet man zehn bis zwölf, ja selbst zwanzig Stück todtes Geflügel, welches er in einer einzigen Nacht umgebracht hat. Außerdem fängt er Mäuse, Ratten, Kaninchen, allerhand Vögel und, wenn er im Walde jagt, auch Eichhörnchen und Lurche. Eier scheinen für ihn ein Leckerbissen zu sein, und auch an Früchten aller Art, Kirschen, Pflaumen, Birnen und Stachelbeeren, Vogelbeeren, Hanf und dergleichen findet er Gefallen. Gute Obstsorten muß man vor ihm schützen und erreicht diesen Zweck einfach dadurch, daß man, sobald man den Unfug wahrnimmt, den Stamm mit Tabaksaft oder Steinöl bestreicht. Hühnerhäuser und Taubenschläge muß man aber durch festes Verschließen vor ihm bewahren und dabei bedacht sein, jedes nur halbwegs große Rattenloch zu stopfen, weil er, wie bemerkt, die Kunst versteht, sich durch unglaublich kleine Löcher zu drängen.

Im April oder Mai wirft das Weibchen drei bis fünf Junge, welche sehr leicht gezähmt werden können und sich an die verschiedenartigste Kost gewöhnen lassen.



Der Zobel (Martes Zibellina).

Auch der Steinmarder ist ein höchst angenehmes Thier in der Gefangenschaft; er erfreut durch die außerordentliche Behendigkeit und die Anmuth seiner Bewegungen. Doch macht ihn der unangenehme Geruch, welchen namentlich das Männchen verbreitet, oft widerlich, und er wird auch durch seine Mordlust den anderen, schwachen Thieren sehr gefährlich.

An die beiden deutschen Marder reiht sich der werthvollste aller an, der Zobel (Martes Zibellina). Er ist, obgleich dem Baummarder sehr ähnlich, eine gut unterschiedene, selbstständige Art und vertritt gewissermaßen unsern Baum- oder Steinmarder in den östlichen Theilen Asiens, zumal Sibiriens. Die meiste Aehnlichkeit hat er mit dem Baummarder; ihm kommt er auch in der Größe etwa gleich. Sein Kopf ist aber etwas gestreckter; die Ohren sind größer, und der Schwanz ist verhältnißmäßig kürzer. Vor allem unterscheidet ihn aber sein kostbares, glänzendes und seidenweiches Fell, welches schon seit alter Zeit unter allem Pelzwerk oben angestellt und mit wirklich unglaublichen Preisen bezahlt wird. Die Schönheit und der Werth desselben gelten um so höher, je einfarbiger er ist, und deshalb sind die Zobel vom Jenisei die besten. Sie sind auf dem Rücken schwärzlich, am Hals und Seiten röthlich-kastanienbraun, an den Wangen grau, an der Schnauze schwarz und grau gemischt, an den Ohren grauweißlich oder lichtbraunblaß gerändert, am untern Halse röthlich oder schön rothgelb gefärbt, — also ziemlich gleichfarbig, während die Pelze von den anderen Zobeln mehr ins Dunkle oder Gelbe spielen. Sehr selten sind ganz rothgelbe oder weiße Zobel. Die Länge des Thieres beträgt 16 Zoll, die des Schwanzes ungefähr die Hälfte davon.

Gegenwärtig ist der Zobel nur noch auf einen sehr kleinen Theil des nördlichen Asiens beschränkt. Die außerordentlichen Verfolgungen, denen er ausgesetzt ist, haben ihn in die dunkelsten Gebirgswälder Nordostasiens zurückgedrängt, und da ihm der Mensch auch hier begierig, ja mit Aussetzung seines Lebens, nachfolgt, muß er immer weiter und weiter sich zurückziehen und wird immer seltener und seltener. „In Kamtschatka", sagt Steller, „hat es bei der Eroberung der Halbinsel soviel Zobel gegeben, daß es den Kamtschadalen nicht die geringste Schwierigkeit machte, Zobelfelle zur Bezahlung der Steuern zusammenzubringen; ja die Leute lachten die Kosacken aus, daß sie ihnen ein Messer für ein Zobelfell gaben. Einmal hatte ein Mann, ohne sich anstrengen zu müssen, sechzig, achtzig und noch mehr Zobel in einem Winter zusammengebracht. Es gingen deshalb ganz erstaunliche Mengen von Zobeln aus dem Lande, und ein Kaufmann konnte durch Tauschhandel mit Eßwaaren leicht das Funfzigfache gewinnen. Ein Beamter, der in Kamtschatka war, kam als reicher Mann, wenigstens als ein Besitzer von dreißigtausend Rubeln und mehr nach Jakutzk zurück." Diese Goldzeit für die Zobelhändler gründete Fängergesellschaften auf Kamtschatka. Von da verminderten sich die Thiere dergestalt, daß zu Stellers Zeiten, also etwa vor hundert Jahren, nicht einmal der zehnte Theil der Zobelfelle ausgeführt wurde, wie früher. In jener Zeit, welche Steller erwähnt, kostete ein vorzügliches Zobelfell nicht mehr als einen Silberrubel, die mittelguten aber blos einen halben, und die schlechten kaum einen Fünftelrubel, während sie gegenwärtig

um das Sechzigfache theurer sind. Demungeachtet ist Kamtschatka immer noch einer der reichsten Orte an Zobeln, und die Thiere können auch, der vielen und beschwerlichen Gebirge wegen, nicht so leicht vertilgt werden, als an anderen Orten Sibiriens. Sie können auch nicht so leicht aus Kamtschatka auswandern, weil ihnen nach drei Seiten das Meer, nach der vierten große Torfmoore den Weg versperren. Doch sind sie auch dort in steter Abnahme begriffen und finden sich blos noch an den unzugänglichsten Orten.

In der Lebensweise ähnelt der Zobel ganz unsern beiden Edelmardern. Er raubt alle Thiere, welche er bewältigen kann, namentlich Eichhörnchen, Hasen, kleine Vögel, frißt aber auch Beeren und andere Früchte. Muthig, listig und mordlustig ist er, wie die übrigen. Die Rollzeit fällt in den Januar und nach ungefähr zwei Monaten wirft das Weibchen drei bis fünf Junge. Als besondere Eigenthümlichkeit des Zobels dürfte gelten, daß er gern an Flußufern lebt, jedenfalls blos deshalb, weil in seiner armen Heimat die Flüsse immer noch die meisten Thiere um sich versammeln. Im übrigen können wir von einer ausführlichen Beschreibung seiner Lebensweise absehen. Dafür wenden wir uns zu einer Betrachtung der Anstalten, welche man anwendet, um seiner habhaft zu werden.

Dem Jäger winkt allerdings ein hoher Gewinn, wenn er glücklich ist; allein er geht bei der Zobeljagd auch vielfachen Gefahren entgegen. Viele lassen ihr Leben in den schneebedeckten Wildnissen jener unwirthlichen Länder. Ein plötzlich hereinbrechender Schneesturm raubt ihnen oft alle Hoffnung, zu ihren Freunden zurückzukehren. Nur die größte Abhärtung und eine oft geprüfte Erfahrung kann den Jäger aus Gefahren erretten, und es fallen von Jahr zu Jahr noch genug Opfer. Wie uns schon Steller und später der Russe Schtschukin berichten, finden sich gegenwärtig die meisten Zobel noch in den finstern Wäldern zwischen der Lena und dem östlichen Meere, und der Ertrag ihrer Felle bildet jetzt noch immer den bedeutendsten Zweig des Einkommens der Eingebornen und der russischen Ansiedler. Vom Oktober an währen die Jagden bis zum 15. November oder bis Anfang Dezembers. In kleine Genossenschaften vereinigen sich die kühnen Jäger auf den Jagdplätzen, wo jede Gesellschaft ihre eigenen Wohnungen hat; die Hunde müssen während der Reise zugleich die Schlitten ziehen, auf denen Lebensmittel für mehrere Monate geladen sind. Nun beginnt die Jagd, wesentlich noch immer in derselben Weise, wie sie Steller beschreibt. Man verfolgt auf Schneeschuhen die Spur des Zobels, bis man sein Lager antrifft oder ihn bemerkt; man stellt Fallen oder Schlingen der allerverschiedensten Arten. Entdeckt man einen Zobel in einer Erd- oder Baumhöhle, auf welche er sich zurückgezogen hat, so stellt man ringsum ein Netz und treibt ihn aus seinem Schlupfwinkel, oder man fällt den Baum und erlegt dann den Flüchtenden mit Pfeilen und mit der Flinte. Am beliebtesten sind diejenigen Fallen, in denen sich die Thiere fangen, ohne ihrem Fell irgendwie Schaden zu thun. Der Jäger braucht mehrere Tage mit seinen Genossen, um alle die Fallen zurechtzumachen und oft genug findet er dann beim Nachsehen, welches er täglich vornehmen muß, daß ein naseweiser Schneefuchs oder ein anderes Thier die kostbare Beute aufgefressen hat bis auf wenige Fetzen, welche gleichsam noch daliegen, um ihm sicher zu beweisen, daß er beinahe eine Summe von vierzig, funfzig, ja sechzig Silberrubel hätte verdienen können! Oder der Arme wird von Ungewitter aller Art überrascht und muß nun eilig bedacht sein, sein eigenes Leben zu retten, ohne weiter an die Auslösung der möglicherweise gefangenen Thiere zu denken. So ist der Zobelfang eigentlich weiter Nichts, als eine ununterbrochene Reihe von Mühseligkeiten aller Art. Wenn endlich die Gesellschaften zurückkehren, stellt es sich häufig heraus, daß kaum mehr als die Kosten, niemals aber die Beschwerden bezahlt sind.

Bis jetzt ist es noch nicht oft gelungen, den Zobel zu zähmen. Ein Zobel wurde in dem Palaste des Erzbischofs von Tobolsk gehalten und war so vollkommen gezähmt, daß er nach eignem Ermessen in der Stadt lustwandeln durfte. Andere gezähmte Zobel spielten sehr lustig mit einander, setzten sich oft aufrecht, um so besser fechten zu können, sprangen munter im Käfig umher, wedelten mit dem Schwanze, wenn sie sich behaglich fühlten, und grunzten und knurrten im Zorn, wie junge Hunde.

In Java wird der Zobel durch einen nahen Verwandten (Martes melampus) ersetzt. In Amerika finden wir unsere Sippe durch den Pekan oder kanadischen Marder (Martes canadensis) vertreten. Er ist unter seinen Verwandten derjenige, welcher gegenwärtig die meisten Felle auf den Markt liefert.



Frettchen (Foetorius Furo) und Iltis (Foetorius putorius).

Der Iltis, Hausmarder oder Ratz (Foetorius putorius) ist unser europäisches Stinkthier und versteht die Kunst, eine halbwegs verwöhnte Nase gründlich zu beleidigen. Dieses auf allen Bauerngütern wohlbekannte, etwas plump gebaute Thier hat eine Körperlänge von 15 und eine Schwanzlänge von 6 Zoll. Der Pelz ist unten einfarbig schwarzbraun, oben und an den Rumpfseiten heller, gewöhnlich dunkelkastanienbraun, an dem Oberhals, den Seiten des Rumpfes aber, wegen des hier besonders durchschimmernden, gelblichen Wollhaars, lichter. Ueber die Mitte des Bauches verläuft eine undeutlich begrenzte, röthlichbraune Binde; Kinn und Schnauzenspitze, mit Ausnahme der dunklen Nase, sind gelblichweiß. Hinter den Augen steht ein kaum begrenzter gelblichweißer Flecken, welcher mit einer undeutlichen Binde zusammenfließt, die unterhalb der Ohren beginnt. Diese sind braun und gelblichweiß gerändert, die langen Schnurren sind schwarzbraun. Manchfaltige Abänderungen kommen vor, sie sind zum Theil als eigene Arten angesehen worden. Sehr selten sind Weißlinge oder ganz gelb gefärbte Iltisse. Der Pelz ist zwar dicht, aber doch weit weniger schön, als der des Edelmarders oder Zobels. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen hauptsächlich durch rein weiße Färbung aller Stellen, die bei jenem gelblich sind.

Unser Stänker bewohnt die ganze gemäßigte Zone von Europa und Asien; er geht sogar ein Stück in den nördlichen Gürtel hinüber. Mit Ausnahme von Lappland und Nordrußland ist er überall auf unserm Erdtheil zu finden. In Asien trifft man ihn durch die Tartarei bis an den Kaspischen See und nach Osten hin durch ganz Sibirien bis nach Kamtschatka. Ihm ist jeder nahrungversprechende Ort recht, und deshalb bewohnt er ebenso die Ebenen wie die Gebirge, die Wälder wie die Felder, vor allem aber die Nähe menschlicher Wohnungen, zumal größerer Bauergüter. Im Freien schlägt er sein Lager in hohlen Bäumen, im Geklüft, in alten Fuchsbauen und andern Erdlöchern auf, welche er zufällig findet; im Nothfalle gräbt er sich wohl selbst einen Bau. Auf den Feldern bezieht er das hohe Getreide, außerdem haust er in der Nähe von Felsen, Pfahlwerk, Brücken, altem Gemäuer, dem Gewurzel größerer Bäume, dichten Hecken und dergleichen. Im Winter zieht er sich nach Dörfern oder Städten zurück und kommt hier der Hauskatze oder dem Hausmarder in das Gehege, dabei aber auch gelegentlich in Hühnerhäuser, Taubenschläge, Kaninchenställe und an andere Orte, wo er dann nicht eben zur Freude des Menschen eine Thätigkeit entwickelt, welche blos von seinen Familienverwandten

erreicht, kaum aber übertroffen werden kann. Auf der andern Seite ist er aber auch nützlich, und wenn die Bauern sonst Hühner, Tauben und Kaninchen gut verwahren, können sie mit ihrem Gaste ganz zufrieden sein, denn dieser fängt ihnen eine ungeheure Menge von Ratten und Mäusen weg, säubert auch die Nähe der Wohnungen von Schlangen gründlich und verlangt dafür weiter gar Nichts, als ein warmes Lager im dunkelsten Winkel des Heubodens. Es gibt mehrere Gegenden, wo man ihn ebenso gern sieht, als man ihn an anderen Orten haßt. Er genießt dort wirklich eines gewissen Schutzes von Seiten der Landwirthe.

Vollkommen einverstanden müssen wir uns daher erklären, wenn Lenz jedem Forstmann anrathet, den Ratz im Walde zu schonen; denn dort ist er ganz an seinem Platze und wirkt hier unstreitig sehr viel Gutes durch Wegfangen der Mäuse und zumal auch der Kreuzottern, sowie er auf dem Felde durch Vertilgung der Hamster sich sehr verdient macht. Derselbe stellte vielfache Versuche an mit halbwüchsigen Iltissen, wobei sich ergab, daß dieselben lebende und todte Frösche, Blindschleichen, Ringelnattern und Kreuzottern mit Begierde auffraßen und sich dabei um die Bisse der letzteren nicht kümmerten und an denselben auch keinen Schaden nahmen.

Außer den giftigen Schlangen verzehrt der Iltis nach Marderart alles Gethier, welches er überwältigen kann. Er ist ein furchtbarer Feind aller Maulwürfe, Feld- und Hausmäuse, Ratten und Hamster und unter den Vögeln sämmtlicher Hühner und Enten. Die Frösche scheinen eine Lieblingsspeise für ihn zu sein; denn er fängt sie oft massenweise und sammelt sie in seinen Wohnungen zu Dutzenden. Im Nothfalle begnügt er sich wohl mit Heuschrecken und Schnecken. Aber auch auf den Fischfang geht er aus und lauert an Bächen, Seen und Teichen den Fischen auf, springt plötzlich nach ihnen ins Wasser, taucht und packt sie mit sehr großer Gewandtheit. Außerdem frißt er wohl auch noch Honig und ab und zu einzelne Früchte. Seine Blutgier ist ebenfalls groß, jedoch nicht so groß wie bei den Mardern. Er tödtet in der Regel nicht alles Geflügel eines Stalles, in den er sich geschlichen, sondern nimmt das erste, beste Stück und eilt mit ihm nach seinem Schlupfwinkel, wiederholt aber seine Jagd mehrere Male in einer Nacht. Mehr als andere Marderarten hat er die Gewohnheit sich Vorrathskammern anzulegen, und nicht selten findet man in seinen Löchern ganz hübsche Mengen von Mäusen, Vögeln, Eiern und Fröschen aufgespeichert. Seine Behendigkeit macht es ihm leicht, sich immer zu versorgen.

Alle seine Bewegungen sind gewandt, rasch und sicher. Er versteht meisterhaft zu schleichen und unfehlbare Sprünge auszuführen, läuft bequem über die dünnste Unterlage, klettert, schwimmt, taucht, kurz, er macht von allen Mitteln Gebrauch, welche ihm nützen können. Dabei ist er schlau, listig, behutsam, vorsichtig und mißtrauisch, sehr scharfsinnig und, wenn er angegriffen wird, muthig, zornig und bissig, also ganz geeignet, großartige Räubereien auszuführen. Nach Art der Stinkthiere vertheidigt er sich im Nothfalle durch Ausspritzen einer sehr stinkenden Flüssigkeit und schreckt dadurch wirklich oft die ihn verfolgenden Hunde zurück.

Seine Lebenszähigkeit ist unglaublich groß. Er springt ohne Gefahr von großer Höhe herab, erträgt Schmerzen aller Art fast mit Gleichmuth und erliegt nur unverhältnißmäßig starken Verwundungen.

Nach zweimonatlicher Tragzeit wirft das Weibchen in einer Höhle und noch lieber in einem Holz- oder Reisighaufen 4 bis 5, zuweilen auch 6 Junge, gewöhnlich im Mai. Die Mutter liebt ihre Kleinen ungemein, sorgt für sie auf das zärtlichste und beschützt sie gegen jeden Feind; ja sie geht zuweilen, wenn sie in der Nähe ihres Nestes Geräusch vernimmt, auch unangefochten auf Menschen los. Nach etwa sechswöchentlicher Kindheit gehen die Jungen mit der Alten auf Raub aus, und nach Ablauf des dritten Monats sind sie fast ebensogroß geworden, wie diese.

Man kann die jungen Iltisse von Katzen ganz zähmen lassen, erlebt jedoch nicht viel Freude an ihnen, weil der angeborene Blutdurst mit der Zeit durchbricht und sie dann jedem harmlosen Hausthier nachstellen. Die Freilebenden betragen sich zuweilen wahrhaft tolldreist den Menschen gegenüber, und können Kindern sogar gefährlich werden. „In Verna, einem Dorfe Kurhessens", erzählt Lenz, „hatte ein sechsjähriger Knabe sein Brüderchen in der Nähe eines Kanals auf die Landstraße gesetzt, um sich die Wartung desselben leichter zu machen. Plötzlich erschienen drei Ratzen und griffen das Kind an. Der eine setzte sich im Genick fest, der andere an der Seite des Kopfes und der dritte an der Stirn. Das Kind schrie laut auf, der Bruder wollte ihm zu Hilfe kommen, allein aus dem Kanal eilten noch andere Ratzen herbei und wollten ihn angreifen. Glücklicher Weise kamen zwei Männer vom Felde den Kindern zu Hilfe und schlugen zwei von den Ratzen todt, worauf die übrigen Thiere abließen."

Wegen des bedeutenden Schadens, den das Thier anrichtet, ist es fast überall einer sehr lebhaften Verfolgung ausgesetzt. Man gebraucht alle nur möglichen Waffen und Fallen, um es zu erlegen. Am erfolgreichsten sind die sogenannten Marderfallen, ziemlich lange Kasten, welche an einer Seite eine Fallthür haben und den hineintretenden Iltis einsperren, sobald er ein Bretchen berührt, auf welchem die Lockspeise befestigt wurde. Diese Falle stellt man auf den Wechsel des Ratzes, den man ohne besondere Mühe erkunden kann, und man wird in den meisten Fällen schon in den nächsten Tagen einen gefangen haben.

Das Fell des Iltis liefert ein warmes und dauerhaftes Pelzwerk, welches aber seines anhaltenden und wirklich unleidlichen Geruches wegen weit weniger geschätzt wird, als es seiner Dichtigkeit halber verdient. Aus den langen Schwanzhaaren fertigt man Pinsel; das Fleisch aber ist vollkommen unbrauchbar und wird sogar von den Hunden verachtet.

Es ist noch keineswegs ausgemacht, ob das unter dem Namen Frettchen (Foetorius Furo) bekannte Thier eine eigene, selbstständige Art oder nur eine Spielart unseres Ratzes ist. Man kennt das Frettchen blos im gezähmten Zustande und zwar seit den ältesten Zeiten. Aristoteles erwähnt es unter dem Namen Ictis, Plinius unter dem Namen Viverra. Auf den Balearen hatten sich einmal die Kaninchen so vermehrt, daß man den Kaiser Augustus um Hilfe anrief. Er sendete den Leuten einige Viverras, deren Jagdverdienste groß waren. Sie wurden in die Gänge der Kaninchen gelassen und trieben die verderblichen Nager heraus in das Netz ihrer Feinde. Strabo erzählt die Sache noch umständlicher: Spanien hat fast keine schädlichen Thiere mit Ausnahme der Kaninchen, welche Wurzeln, Kräuter und Samen fressen. Diese Thiere hatten sich so verbreitet, daß man in Rom um Hilfe bitten mußte. Man erfand verschiedene Mittel um sie zu verjagen. Das Beste blieb aber, sie durch afrikanische Katzen (unter diesem Namen verstehen alle alten Naturforscher die Marder), welche mit verschlossenen Augen in die Höhlen gesteckt wurden, aus ihrem Baue zu vertreiben. — Zu Zeiten der Araber hieß das Frett bereits Furo und wurde, wie Albertus Magnus berichtet, schon in Spanien oft zahm gehalten und wie heut zu Tag gebraucht.

Das Frett ähnelt dem Iltis in der Gestalt und Größe sehr. Es ist zwar etwas kleiner und schwächlicher als dieser, allein Aehnliches bemerken wir fast bei allen Thieren, welche nur in abhängigen Verhältnissen von den Menschen, also in der Gefangenschaft, leben. Die Leibeslänge beträgt 1½ Fuß, die des Schwanzes 5 Zoll. Dies sind genau die Verhältnisse des Iltis, und auch im Bau des Gerippes weicht es nicht wesentlich von Diesem ab. Gewöhnlich sieht man das Frett in Europa blos im Kakerlakenzustande, d. h. von weißlich- oder semmelgelber, unten etwas dunklerer Farbe mit hellrothen Augen. Nur wenige sind dunkler und dann echt iltisartig gefärbt. Es ist bekannt, daß der Kakerlakenzustand immer ein Zeichen der Entartung ist, und dieser Umstand spricht für die oben ausgesprochene Meinung. Soviel ist sicher, daß bis jetzt scharfe Unterschiede zwischen Iltis und Frett noch nicht aufgefunden werden konnten und alle Gründe, welche man für den Beweis der Selbständigkeit unseres Frettchens zusammenstellte, als nicht stichhaltig betrachtet werden müssen. Als Hauptgrund gilt die größere Zartheit und Frostigkeit, sowie die Sanftmuth und leichte Zähmbarkeit des Frettes, gegenüber den uns bekannten Eigenschaften des Iltis. Allein dieser Grund ist meiner Ansicht nach sowenig beweisend, wie die übrigen; denn alle Kakerlaken sind eben schwächliche, verzärtelte Geschöpfe. Einige Naturforscher nehmen fest an, daß das Frett ein Afrikaner sei und sich von Afrika aus über Europa verbreitet habe. Sie sind aber nicht im Stande, diese Meinung durch irgend welche Beobachtung zu unterstützen. Das Frett findet sich also blos in der Gefangenschaft, als Hausthier und wird von uns einzig und allein zur Kaninchenjagd gehalten; die Engländer gebrauchen es auch zur Rattenjagd und achten diejenigen Frette, welche Rattenschläger genannt werden, weit höher, als die, welche sie blos zur Kaninchenjagd gebrauchen können. Man hält die kleinen Thiere in Kisten und Käfigen, giebt ihnen oft frisches Heu und Stroh und bewahrt sie im Winter vor der Kälte. Sie werden gewöhnlich mit Semmel oder Milch gefüttert; doch ist es ihrer Gesundheit weit zuträglicher, wenn man ihnen zartes Fleisch von frisch getödteten Thieren reicht. Mit Fröschen, Eidechsen und Schlangen kann man sie nach den Beobachtungen unsers Lenz ganz billig erhalten; denn sie fressen alle Lurche gern.

In seinem Wesen ähnelt das Frettchen ganz dem Iltis, nur ist es nicht so munter wie dieser; an Blutgier und Raublust steht es seinem wilden Bruder gar nicht nach. Selbst wenn das Thier schon ziemlich satt ist, fällt es über Kaninchen, Tauben und Hühner wie rasend her, packt sie im Genick und läßt sie nicht eher los, bis seine Beute sich nicht mehr rührt. Das aus den Wunden hervorfließende Blut leckt es mit einer unglaublichen Gier auf, und auch das

Gehirn scheint ihm ein Leckerbissen zu sein. Lurche gehen die Frettchen mit größerer Vorsicht an, als andere Thiere, und die Gefährlichkeit der Kreuzotter scheinen sie instinktmäßig zu kennen. Ringelnattern und Blindschleichen greifen sie nach Lenz ohne weiteres an, auch wenn sie diese Thiere noch niemals gesehen haben, packen sie trotz ihrer heftigen Windungen, zerreißen ihnen das Rückgrat und verzehren dann von ihnen ein gutes Stück. Den Kreuzottern aber nahen sie sich äußerst vorsichtig und versuchen, diesem tückischen Gewürm derbe Bisse in die Mitte des Leibes zu versetzen.

Selten gelingt es, ein Frettchen ganz zu zähmen; doch sind Beispiele bekannt, daß einzelne ihrem Herrn wie ein Hund auf Schritt und Tritt nachgingen und ohne Besorgniß ganz frei gelassen werden konnten. Manche aber wissen, wenn sie einmal ihrem Käfig entwischen konnten, die erlangte Freiheit zu benutzen. Sie laufen in den Wald hinaus und beziehen dort eine Kaninchenhöhle, welche ihnen nun während des Sommers als Lager und Zufluchtsort dienen muß. Hier entwöhnen sie sich nach kurzer Frist vollkommen des Menschen; sie gehen jedoch, wenn sie nicht zufällig wieder eingefangen werden, im Winter regelmäßig zu Grunde, weil sie viel zu zart sind, als daß sie der Kälte widerstehen könnten.

Die Stimme des Fretts ist ein dumpfes Gemurr, bei Schmerz ein helles Gekreisch. Man hört sie aber selten; gewöhnlich liegt das Frett ganz stille in sich zusammengerollt auf seinem Lager, und nur wenn es seine Raubgier bethätigen kann, wird es munter und lebendig.

Das Weibchen wirft zweimal im Jahre 5 bis 8 Junge, welche 2 bis 3 Wochen blind bleiben. Sie werden mit großer Sorgfalt von der Mutter gepflegt und nach 2 Monaten etwa entwöhnt; dann sind sie geeignet, abgesondert aufgezogen zu werden.

So gute Dienste das Frett bei der Kaninchenjagd auch leistet, so gering ist der wirkliche Nutzen, den es bringt, im Vergleich zu den Kosten, welche es verursacht.

Zur Jagd zieht man am Morgen aus. Die Frettchen werden in einem weich ausgelegten Korb oder Kästchen, unter Umständen auch in der Jagdtasche getragen. Am Bau sucht man alle befahrenen Röhren auf, legt vor jede ein sackartiges, etwa 3 Fuß langes Netz, welches um einen großen Ring geflochten und an ihm befestigt ist, und läßt nun eins der Frettchen in die Hauptröhre, welche dann ebenfalls verschlossen wird. Sobald die Kaninchen den eingedrungenen Feind merken, fahren sie erschreckt heraus, gerathen in das Netz und werden in ihm erschlagen. Wenn die Röhren etwas breiter sind und sich gerade mehrere Kaninchen in dem Bau aufhalten, rennen die ziemlich geängstigten Thiere zuweilen am Frett vorüber und zwar so schnell, daß dieses nicht einmal Zeit hat, sie zu packen. Das Frettchen selbst wird durch einen kleinen Beißkorb oder durch Abfeilen der Zähne gehindert, ein Kaninchen im Bau abzuschlachten und bekommt, um seinen Treibern beständige Kunde zu geben, ein helltönendes Glöckchen um den Hals gehängt. Sobald das Frettchen wieder an der Mündung der Höhle erscheint, wird es sofort aufgenommen; denn wenn es zum zweiten Male in den Bau geht, legt es sich in das Nest zur Ruhe und läßt dann oft stundenlang auf sich warten. Sehr wichtig ist es, wenn man es an einen Pfiff und Ruf gewöhnt. Kommt es dann nicht heraus, so sucht man es durch allerhand Lockungen wieder in seine Gewalt zu bringen. So bindet man an eine schwankende Stange ein Kaninchen und schiebt dieses in die Röhre. Einer solchen Aufforderung, der das Thier ganz beherrschenden Blutgier Folge zu leisten, kann kein Frett widerstehen; es beißt sich fest und wird sammt dem Kaninchen herausgezogen.

In England benutzt man das Frett häufiger noch, als zur Jagd der Kaninchen, zum Vertreiben der Ratten und noch lieber zum Kampfe mit diesen bissigen Nagern, welche, wie bekannt, einen echten Engländer stets zu fesseln wissen. Ein Frett, welches blos an Kaninchenjagd gewöhnt ist, soll für die Rattenjagd gänzlich unbrauchbar sein, weil es sich vor jeder großen Ratte fürchtet. Der Rattenjäger muß dazu besonders erzogen werden. Man muß ihn anfangs blos mit jungen und schwachen Ratten kämpfen lassen und ihn so nach und nach an den Kampf und den Sieg gewöhnen. Dann thut der angeborene Blutdurst das Seine; der Muth des kleinen Räubers wächst und zuletzt erlangt er eine solche Fertigkeit in dem Kampfe mit dem schwarzen Wild, daß er wahre Wunder verrichtet und die edlen Briten mit unsäglichem Entzücken erfüllt. Rodwell beschreibt mit wenigen Strichen einen dieser Kämpfe zwischen großen Ratten und einem besonders ausgezeichneten Frette, welches seine Kunst so weit gebracht hatte, daß es 50 Ratten in einer Stunde tödten konnte. „Die Ratten", sagt er, „befanden sich in einem viereckigen Raum von 8 bis 10 Fuß im Durchmesser, welcher mit 3 Fuß hohen Planken umgeben war. Das Frett wurde unter sie geworfen, und es war bewunderungswürdig zu sehen, wie regelrecht das Thier sein Werk begann. Einige von den größten Ratten waren abscheuliche Feiglinge und übergaben sich, während mehrere von den kleineren, noch nicht einmal

erwachsenen, wie Teufel kämpften. Diese hauptsächlich zogen meine Aufmerksamkeit auf sich. Das Frett wurde, während es sie angriff, einige Male ganz empfindlich von den Ratten gebissen; allein das vermehrte nur seine Wuth. Die Augen glühten vor Zorn, und plötzlich hatte es einen von seinen Feinden am Nacken und setzte hier sein furchtbares Gebiß mit einer solchen Gewalt ein, daß nur ein kurzer Angstschrei des Opfers noch gehört wurde, bevor es seinen Geist aufgab. Einige Male trat es geschickt auf die Ratten, hielt sie so am Boden fest und schien sich förmlich über die vergeblichen Anstrengungen zu freuen, welche das erboßte Schwarzwild machte, um seinem Gegner einen gefährlichen Biß beizubringen. Dann sah man es schneller als der Blitz zufahren, und die Zähne vergruben sich einen Augenblick lang im Genick. Ein verzweifelter Schrei wurde gehört, und ein neues Opfer lag regungslos bei den übrigen, und lange, bevor eine Stunde abgelaufen war, lagen wirklich alle 50 Ratten auf dem Boden, der wackre Kämpe, welcher in der Verwirrung den Blicken entgangen war, natürlich auch mit."

Ich habe schon bemerkt, daß das Frett bei seinen Kaninchenjagden zuweilen auch auf andere Feinde trifft, welche in einem verlassenen Kaninchenbau Zuflucht gefunden haben. So ereignet es sich zuweilen, daß es in einer Kaninchenhöhle auf einen Iltis stößt. Dann beginnt ein furchtbarer Kampf zwischen beiden, gleich starken und gewandten Thieren, keineswegs zur Freude des Besitzers des gezähmten Mitgliedes der Marderfamilie, weil er alle Ursache hat, für das Leben seines Jagdgehülfen zu fürchten.

Die Marder genießen die Ehre, einer ganzen Familie ihren Namen geliehen zu haben, die Wiesel das Vorrecht, den wissenschaftlichen Familiennamen Mustela insbesondere zu führen, da sie an leiblicher Begabung kaum, an geistiger gar nicht hinter den bevorzugtesten Mitgliedern ihrer Genossenschaft zurückstehen. Unter ihnen gebührt dem kleinen Wiesel (Mustela vulgaris) eben wegen dieser geistigen Eigenschaft die Krone. Das Thierchen, welches hier und da auch Heermännchen genannt wird, ist ein bei uns sehr wohlbekannter Räuber. Es findet sich aber nicht blos in Deutschland, sondern auch in der ganzen gemäßigten und kalten Erdzone der alten Welt. Weit weniger versteckt lebend, als andere Marderarten, wird er im freien Felde oft genug sichtbar. Die Länge seines Körpers beträgt 6¼ Zoll und die des Schwanzes 1½ Zoll; die Höhe am Widerrist höchstens ebensoviel. Dies ist das Maß für ein vollkommen erwachsenes Männchen, und nur in sehr seltenen Fällen findet man solche, welche das gegebene Maß überschreiten. Der Leib ist außerordentlich gestreckt und erscheint wegen des gleichgebauten Halses und Kopfes noch schlanker, als er ist. Seine Dicke ist vom Kopfe an bis zum Schwanze fast überall dieselbe, nur bei den Erwachsenen ist er in den Weichen etwas eingezogen und an der Schnauze ein wenig zugespitzt. Er ruht auf sehr kurzen und dünnen Beinen mit äußerst zarten Pfoten, deren Sohlen zwischen den Zehenballen behaart und deren Zehen mit dünnen Spitzen und scharfen Krallen bewaffnet sind. Der Schwanz hat etwa Kopflänge und spitzt sich von der Wurzel nach dem Ende allmählich zu. Die Nase ist stumpf und durch eine Längsfurche einigermaßen getheilt. Die breiten und abgerundeten Ohren stehen seitlich und weit hinten; die schief liegenden Augen sind klein, aber sehr feurig; das Gebiß ist verhältnißmäßig kräftig, obgleich der Größe des Thieres angemessen. Eine mittellange, glatte Behaarung deckt den ganzen Leib und zeigt sich in der Nähe der Schnauzenspitze etwas reichlicher. Lange Schnurren vor und über den Augen und einzelne Borstenhaare unter diesen sind außerdem zu bemerken. Die Färbung des Pelzes ist auf der ganzen Oberseite, den Beinen und dem Schwanze röthlichbraun; der Rand der Oberlippe und die ganze Unterseite, sowie die Innenseiten der Beine sind weiß. Hinter jedem Mundwinkel steht ein kleiner, rundlicher, brauner Flecken, und zuweilen finden sich auch einzelne braune Punkte auf dem lichten Bauche. In gemäßigten und südlichen Gegenden ändert diese Färbung nicht wesentlich ab; weiter nördlich hingegen legt unser Thierchen, wie seine großen Verwandten, eine Wintertracht an und erscheint dann weißbraun gefleckt, ohne jedoch die schöne, schwarze Schwanzspitze zu erhalten, welche das Hermelin so auszeichnet.

Das Wiesel findet sich in Europa überall und zwar ziemlich häufig, wenn auch nicht in so großer Anzahl, wie im nördlichen Asien. Es bewohnt ebensowohl die flachen als die gebirgigen Gegenden, buschlose Ebenen so gut wie Wälder, bevölkerte Orte nicht minder zahlreich, als einsame. Ueberall findet es einen passenden Aufenthalt: denn es weiß sich einzurichten und entdeckt aller Orten einen Schlupfwinkel, der ihm die nöthige Sicherheit vor seinen größeren Feinden gewährt. So wohnt es denn bald in hohlen Bäumen, in Steinhaufen, in altem Gemäuer, bald unter hohlen Ufern, in Maulwurfsgängen, Hamster- und Rattenlöchern, im



Wiesel (Mustela vulgaris) und Hermelin (Mustela Erminea) im Sommerkleid.

Winter in Schuppen und Scheuern, Kellern und Ställen, unter Dachböden u. s. w., häufig sogar in Städten. Wo es ungestört ist, streift es auch bei Tage umher; wo es sich verfolgt sieht, blos des Nachts oder wenigstens bei Tage nur mit äußerster Vorsicht.

Wenn man achtsam und ohne Geräusch an Orten vorübergeht, die ihm Schutz gewähren, kann man leicht das Vergnügen haben, es zu belauschen. Man hört ein unbedeutendes Geraschel im Laube und sieht ein kleines, braunes Geschöpfchen dahinhuschen, welches, sobald es den Menschen gewahrt, aufmerksam wird und sich auf seine Hinterbeine erhebt, um sich besser umzuschauen. Gewöhnlich fällt es dem kleinen Gesellen gar nicht ein, zu fliehen; er sieht vielmehr muthig und trotzig in die Welt hinaus und nimmt eine wahrhaft herausfordernde Miene an. Wenn man ihm dicht an den Leib kommt, ist er auch wohl so frech, dem Störenfriede selbst sich zu nähern und ihn mit einer unbeschreiblichen Unverschämtheit anzusehen, als wolle er sich Kunde verschaffen, was der ungebetene Gast zu suchen habe.

Mehr als einmal ist es vorgekommen, daß das freche Thier selbst den Menschen angegriffen und von ihm erst nach langem Streite abgelassen hat. Man beobachtete, daß es sich sogar in den Beinen von vorübergehenden Pferden festbiß und erst durch vereinte Anstrengung des Thieres und seines Reiters abgeschüttelt werden konnte. Mit diesem Muthe ist eine unvergleichliche Geistesgegenwart verbunden. Das Wiesel findet fast immer noch einen Ausweg: es ist in den Krallen des Raubvogels noch nicht verloren. So sah ein Beobachter einen Weih auf das Feld herabstürzen, von dort ein kleines Säugethier aufheben und in die Luft tragen. Plötzlich begann der Vogel aber zu schwanken, der Flug wurde immer mehr und mehr unsicher, und schließlich fiel der Weih todt zur Erde herab. Der überraschte Zuschauer eilte zur Stelle und sah ein kleines Wiesel lustig dahinhuschen. Es hatte seinem fürchterlichen Feind geschickt die Schlagader zerbissen und sich so gerettet.

Ein sehr hübsches Beispiel von einem ungleichen Zweikampfe, den unser kleiner Räuber bestand, theilt Lenz mit: „Zu einem alten Wiesel, welches mit anderen Thieren schon ganz gesättigt war, setzte ich einen Hamster, der es an Körpermasse wohl dreimal übertraf. Kaum hatte es den bösen Feind bemerkt, vor dem es wie ein Zwerg vor einem Riesen stand, so rückte es im Sturmschritt vor, quiekte laut auf und sprang unaufhörlich nach dem Gesicht und Halse seines Gegners. Der Hamster richtete sich empor und wehrte mit den Zähnen den Wagehals ab. Plötzlich aber fuhr das Wiesel zu, biß sich in seine Schnauze ein, und Beide wälzten sich nun, das Wiesel laut quiekend auf dem mit Blut sich röthenden Schlachtfelde. Die Streiter fochten mit allen Füßen; bald war das leicht gebaute Wiesel, bald der schwere, plumpe Hamster

oben auf. Nach 2 Minuten ließ das Wiesel los, und der Hamster putzte, die Zähne fletschend, seine verwundete Nase. Aber zum Putzen war wenig Zeit, denn schon war der kleine, kühne Feind wieder da, und wupp! da saß er wieder an der Schnauze und hatte sich fest eingebissen. Jetzt rangen sie eine Viertelstunde lang unter lautem Quieken und Fauchen, ohne daß ich bei der Schnelligkeit der Bewegungen recht sehen konnte, wer siegte, wer unterlag. Zuweilen hörte ich zerbissene Knochen knirschen. Die Heftigkeit, womit sich das Wiesel wehrte, die zunehmende Mattigkeit des Hamsters schien zu beweisen, daß jenes im Vortheil war. Endlich ließ das Wiesel los, hinkte in eine Ecke und kauerte sich nieder; das eine Vorderbein war gelähmt, die Brust, welche es fortwährend leckte, blutig. Der Hamster nahm von der andern Ecke Besitz, putzte seine angeschwollene Schnauze und röchelte. Einer seiner Zähne hing aus der Schnauze hervor und fiel endlich gänzlich ab; die Schlacht war entschieden. Beide Theile waren zu neuen Anstrengungen nicht mehr fähig. Nach vier Stunden war das tapfere Wiesel todt. Ich untersuchte es genau und fand durchaus keine Verletzung, ausgenommen, daß die ganze Brust von den Krallen des Hamsters arg zerkratzt war. Der Hamster überlebte seinen Feind noch um vier Stunden. Die Schnauze desselben war zermalmt, ein Zahn ausgefallen, zwei andere wacklig, und nur der vierte saß fest. Uebrigens sah ich nirgends eine Verletzung, da ihn das Wiesel immer fest an der Schnauze gehalten hatte".

Es versteht sich von selbst, daß ein so muthvolles und kühnes Geschöpf verhältnißmäßig ein wahrhaft furchtbarer Räuber sein muß: und das ist unser Wiesel in der That. Es hat allen kleinen Säugethieren den Krieg erklärt und richtet unter ihnen oft entsetzliche Verwüstungen an. Unter den Säugethieren fallen ihm die Haus-, Wald- und Feldmäuse, die Wander- und Hausratten, Maulwürfe, junge Hamster, Hasen und Kaninchen zur Beute; aus der Klasse der Vögel raubt es sich junge Hühner und Tauben, Lerchen und andere auf der Erde wohnende Vögel, selbst solche, die auf Bäumen schlafen, plündert auch deren Nester, wenn es dieselben auffindet. Unter den Lurchen stellt es den Eidechsen, Blindschleichen und Ringelnattern nach und wagt sich selbst an die gefährliche Kreuzotter, obgleich es deren wiederholten Bissen erliegen muß. Außerdem frißt es auch Frösche, Fische verzehrt es ebenfalls. Es genießt überhaupt jede Art von Fleisch, welche es erlangen kann, selbst das der eigenen Art. Kerbthiere der verschiedensten Ordnungen sind ein Leckerbissen, und wenn es Krebse erwischen kann, weiß es deren harte Kruste auch zu zerbrechen. Seine geringe Größe und unglaubliche Gewandtheit kommen ihm bei seinen Jagden trefflich zustatten. Man kann wohl sagen, daß eigentlich kein kleines Thier vor ihm sicher ist. Den Maulwurf sucht es in seinem unterirdischen Palast auf, Ratten und Mäusen kriecht es in die Löcher; Fischen folgt es ins Wasser, Vögeln auf die Bäume. Kleine Thiere packt das Wiesel im Genick oder beim Kopfe, große sucht es am Halse zu fassen und womöglich durch Zerbeißen der großen Halsschlagader zu tödten. In die Eier macht es geschickt an einem Ende eines oder mehrere Löcher und saugt dann die Flüssigkeit aus, ohne daß ein Tropfen verloren geht. Größere Eier soll es zwischen Kinn und Brust klemmen, wenn es sie fortschaffen muß; kleinere trägt es im Maule weg. Bei größeren Thieren begnügt es sich mit dem Blute, welches es trinkt, ohne das Fleisch zu berühren; kleinere frißt es ganz auf; die, welche es einmal gepackt hat, läßt es nicht wieder fahren.

Im Mai oder Juni, nach fünfwöchentlicher Tragzeit, bekommt das Weibchen 3 bis 8 blinde Junge, die es meist in einem hohlen Baume oder in einem seiner Löcher zur Welt bringt, immer aber an einem versteckten Ort auf ein aus Stroh, Heu, Laub u. dgl. bereitetes, nestartiges Lager bettet. Es liebt sie außerordentlich, säugt sie lange und ernährt sie dann noch mehrere Monate mit Haus-, Wald- und Feldmäusen, die es ihnen lebendig bringt. Wenn sie beunruhigt werden, trägt es sie im Maule an einen andern Ort. Bei Gefahr vertheidigt die treue Mutter ihre Kinder mit grenzenlosem Muthe. Sowie die allerliebsten Thierchen erwachsen sind, spielen sie oft bei Tage mit der Alten, und es sieht ebenso wunderlich, als hübsch aus, wenn die Gesellschaft sich im hellsten Sonnenschein auf Wiesen umhertreibt, zumal auf solchen, welche an unterirdischen Gängen, namentlich an Maulwurfslöchern reich sind.

Junge Wiesel, welche noch bei der Mutter sind, haben das rechte Alter, um gezähmt zu werden. Die durchaus irrige Ansicht, welche sich unter den Naturforschern von Buffon her fortgeerbt hat, daß unser Thierchen unzähmbar sei, hat schon oft Widerlegung gefunden, und wir haben verbürgte Beobachtungen genug, welche uns von sehr zahm gewordenen Wieseln berichten. Unter ihnen allen scheint mir eine von Frauenhand niedergeschriebene, welche Wood in seiner „Natural History" mittheilt, die anmuthigste zu sein, und deshalb will ich sie im Auszuge wiedergeben.

„Wenn ich etwas Milch in meine Hand gieße", sagt die Dame, „trinkt mein zahmes Wiesel



Wiesel und Hermelin im Winterkleid.

davon eine gute Menge, schwerlich aber nimmt es einen Tropfen der von ihm so geliebten Flüssigkeit, wenn ich ihm nicht die Ehre anthue, ihm meine Hand zum Trinkgefäß zu bieten. Sobald es sich gesättigt hat, geht es schlafen. Mein Zimmer ist sein gewöhnlicher Aufenthaltsort, und ich habe ein Mittel gefunden, seinen unangenehmen Geruch durch wohlriechende Stoffe vollständig aufzuheben. Bei Tage schläft es in einem Polster, zu dessen Innern es Eingang gefunden hat; während der Nacht wird es in einer Blechbüchse in einem Käfig verwahrt, geht aber stets ungern in dieses Gefängniß und verläßt es mit Vergnügen. Wenn man ihm seine Freiheit gibt, ehe ich wach werde, kommt es in mein Bett und kriecht nach tausend lustigen Streichen unter die Decke, um in meiner Hand oder an meinem Busen zu ruhen. Bin ich aber bereits munter geworden, wenn es erscheint, so widmet es mir wohl eine halbe Stunde und liebkost mich auf die verschiedenste Weise. Es spielt mit meinen Fingern, wie ein kleiner Hund, springt mir auf den Kopf und den Nacken oder klettert um meinen Arm oder um meinen Leib mit einer Leichtigkeit und Zierlichkeit, welche ich bei keinem andern Thiere gefunden habe. Halte ich ihm meine Hand vor in einer Entfernung von drei Fuß, so springt es in sie hinein ohne jemals zu fallen. Es zeigt große Geschicklichkeit und List, um irgend einen seiner Zwecke zu erreichen, und scheint oft das Verbotene aus einer gewissen Lust am Ungehorsam zu thun."

„Das kleine Thier unterscheidet meine Stimme unter zwanzig anderen, sucht mich bald heraus und springt über Jeden hinweg, um zu mir zu kommen. Auch muß ich bemerken, daß das Thier mit einer jungen Katze und einem Hunde, welche beide schon ziemlich groß sind, gern spielt. Es klettert auf ihren Nacken und Rücken herum und steigt an den Füßen und dem Schwanze empor, ohne ihnen jedoch auch nur das leiseste Ungemach zuzufügen."

Bei guter Behandlung kann man das Wiesel 4 bis 6 Jahre am Leben erhalten, in der Freiheit dürfte es ein Alter von 8 bis 10 Jahren erreichen. Leider werden die kleinen, nützlichen Geschöpfe jetzt von unwissenden Menschen vielfach verfolgt und aus reinem Uebermuthe getödtet. In Fallen, welche man mit Eiern, kleinen Vögeln oder Mäusen ködert, fängt sich das Wiesel sehr leicht. Oft findet man es auch in Rattenfallen, in welche es zufällig gerathen ist. Wegen des großen Nutzens, den es stiftet, sollte man das ausgezeichnete Thier kräftig schützen, anstatt es zu verfolgen. Man kann dreist behaupten, daß zur Mäusejagd kein andres Thier so vortrefflich ausgerüstet ist, als das Wiesel.

Dem kleinen Wiesel sehr nahe verwandt ist das Hermelin oder das große Wiesel (Mustela Erminea), ein Thier, welches dem Heermännchen auch in seiner Lebensweise außerordentlich

ähnelt. Das Hermelin ist bedeutend größer, als sein kleiner Vetter; seine gesammte Länge beträgt 12 bis 14 Zoll. Im Leibesbau hat es die größte Aehnlichkeit mit jenem, nur erscheint sein Leib noch gestreckter als bei ihm. Im hohen Norden soll es größer werden, als bei uns zu Lande. Das Thier verdient eigentlich blos im Winter den Namen Hermelin: denn nur dann trägt es sein, bis auf die schwarze Endhälfte des Schwanzes schneeweißes Kleid; im Sommer ähnelt es dem kleinen Wiesel vollkommen in der Färbung. Es muß besonders hervorgehoben werden, daß das Winterfell hinsichtlich seiner Dichtigkeit und Länge sich bedeutend vor dem Sommerfell auszeichnet.

Das Hermelin hat eine sehr ausgedehnte Verbreitung im Norden der alten Welt. Nordwärts von den Pyrenäen und dem Balkan findet es sich in ganz Europa, und außerdem kommt es in Nord- und Mittelasien bis zur Ostküste Sibiriens vor. In Kleinasien und Persien hat man es ebenfalls angetroffen, ja selbst im Himalaya will man es beobachtet haben. In allen Ländern, in denen es vorkommt, ist es auch nicht selten und in Deutschland sogar eines der häufigsten Raubthiere. Im Süden Europas, zumal in Italien vertritt es die Boccamele, in Nordamerika das langschwänzige und Richardsonsche Wiesel, Thiere, welche dem Hermelin sehr ähneln und von vielen Naturforschern blos für Abarten desselben erklärt werden.

Wie dem kleinen Wiesel, ist auch dem Hermelin jede Gegend, ja fast jeder Ort zum Aufenthalte recht, und es versteht sich überall so behaglich, als möglich, einzurichten. Erdlöcher, Maulwurf- und Hamsterröhren, Felsklüfte, Mauerlöcher, Ritzen, Steinhaufen, Bäume und unbewohnte Gebäude und hundert andere ähnliche Schlupforte bieten ihm Obdach und Verstecke während des Tages, welchen es größtentheils in seinem einmal gewählten Baue verschläft, obwohl es gar nicht selten auch angesichts der Sonne im Freien lustwandelt und sich dreist den Blicken des Menschen aussetzt. Seine eigentliche Jagdzeit beginnt jedoch erst mit der Dämmerung. Schon gegen Abend wird das Thier lebendig und rege. Wenn man um diese Zeit an passenden Orten vorübergeht, braucht man nicht lang zu suchen, um das Klugäugige, scharfsinnige Wesen zu entdecken. Man darf wohl behaupten, daß es in allen Leibesübungen Meister ist. Es läuft und springt mit der größten Gewandtheit, klettert vortrefflich und schwimmt unter Umständen rasch und sicher, wie eine Fischotter über Ströme, ja selbst durch das Meer.

Mit seiner Leibesgewandtheit stehen die geistigen Eigenschaften des Hermelin vollständig im Einklange. Es besitzt denselben Muth, wie sein kleiner Vetter, und eine nicht zu bändigende Mordlust, verbunden mit einem Blutdurst ohne Gleichen. Auch das Hermelin kennt keinen Feind, der ihn wirklich Furcht einflößte, denn selbst auf den Menschen geht es unter Umständen tolldreist los. Man sollte nicht glauben, daß es dem erwachsenen Manne ein wenigstens lästiger Gegner sein könnte. Und doch ist dem so. „Ein Mann", so erzählt Wood, „welcher in der Nähe von Cricklade spazieren ging, bemerkte zwei Wiesel, welche ruhig auf seinem Pfad saßen. Aus Uebermuth ergriff er einen Stein und warf nach den Thieren und zwar so geschickt, daß er eins von ihnen traf, welches durch den kräftigen Wurf über und über geschleudert wurde. In demselben Augenblicke aber stieß das andere einen eigenthümlichen, scharfen Schrei aus und sprang sofort gegen den Angreifer seines Gefährten, kletterte mit einer überraschenden Schnelligkeit an seinen Beinen empor und versuchte, sich in seinem Halse einzubeißen. Das Kriegsgeschrei war von einer ziemlichen Zahl anderer Wiesel, welche sich in der Nähe verborgen gehalten hatten, erwiedert worden, und auch diese kamen jetzt herbei, um dem muthigen Vorkämpfer beizustehen. Der Mann raffte zwar schleunigst Steine auf, um die unwillkommenen Gäste zu vertreiben, mußte sie aber bald genug fallen lassen, um seine Hände zum Schutze seines Nackens frei zu bekommen. Er hatte gerade hinlänglich zu thun, denn die gereizten Thierchen verfolgten ihn mit der größten Ausdauer und er verdankte es blos seiner dicken Kleidung und einem warmen Tuche, daß er von den boshaften Geschöpfen nicht verwundet wurde. Doch waren seine Hände und sein Gesicht und ein Theil seines Halses immer noch mit Wunden bedeckt, und er behielt diesen Angriff in so gutem Andenken, daß er hoch und theuer gelobte, niemals wieder ein Wiesel zu beleidigen."

Das Hermelin jagt und frißt fast alle Arten kleiner Säugethiere und Vögel, die es erlisten kann, und wagt sich gar nicht selten an Beute, welche es an Leibesgröße bedeutend übertrifft. Mäuse, Maulwürfe, Hamster, Kaninchen, Sperlinge, Lerchen, Tauben, Hühner, junge Schwalben, welche es aus den Nestern holt, Schlangen und Eidechsen werden beständig von ihm befehdet, und selbst Hasen sind gar nicht vor ihm sicher. Allerliebst sieht es aus, wenn ein Wiesel eine seiner Lieblingsjagden unternimmt, nämlich eine Wasserratte verfolgt. Diesem Nager wird von dem unverbesserlichen Strolche zu Wasser und zu Lande nachgestellt und so ungünstig das eigentliche Element dieser Ratten dem Wiesel auch zu sein scheint, zuletzt doch der

Garaus gemacht. Zuerst spürt das Raubthier alle Löcher aus. Sein feiner Geruch sagt ihm deutlich, ob in einem von ihnen eine oder zwei Ratten gerade ihrer Ruhe pflegen oder nicht. Hat das Wiesel nun eine beuteversprechende Höhle ausgewittert, so geht es ohne weiteres dahinein. Die Ratte hat natürlich nichts Eiligeres zu thun, als sich entsetzt in das Wasser zu werfen, und ist im Begriff, durch das Schilfdickicht zu schwimmen: aber das rettet sie nicht vor dem unermüdlichen Verfolger, ja man kann sagen, vor ihrem ärgsten Feind. Das Haupt und den Nacken über das Wasser emporgehoben, wie ein schwimmender Hund es zu thun pflegt, durchgleitet das Wiesel mit der Behendigkeit des Fischotters das ihm eigentlich fremde Element und verfolgt nun mit seiner bekannten Ausdauer die fliehende Ratte. Diese ist verloren, wenn sie nicht ein Zufall rettet.

Man fängt das Hermelin in Fallen aller Art, oft auch in Rattenfallen, in die es zufällig geräth. Wenn man es jung einfängt, wird es sehr zahm und macht viel Freude. Man hat Hermeline dahin gebracht, nach Belieben aus- und einzugehen, und manche sollen sich derart an ihren Herrn gewöhnt haben, daß sie ihm wie ein Hund nachfolgten.

Das Gefangenleben des Hermelin hat neuerdings der Schwede Grill in höchst anziehender Weise beschrieben. Wir lassen ihn deshalb, wie billig, selbst reden.

„Einige Tage vor Weihnachten 1843 bekam ich ein Hermelinmännchen, welches in einem Holzhaufen gefangen wurde. Es trug sein reines Winterkleid. Die schwarzen runden Augen, die rothbraune Nase und die schwarze Schwanzspitze stachen grell gegen die schneeweiße Farbe ab, welche nur an der Schwanzwurzel und auf der innern Hälfte des Schwanzes einen schönen, schwefelgelben Anflug hatte. Es war ein hübsches allerliebstes, äußerst bewegliches Thierchen. Ich setzte es anfangs in ein größeres unbewohntes Zimmer, worin sich bald der dem Marder-geschlechte eigne üble Geruch verbreitete. Seine Fertigkeit zu klettern, zu springen und sich zu verbergen, war bewundernswerth. Mit Leichtigkeit kletterte es die Fenstervorhänge hinauf, und wenn es dort oben auf seinem Platze erschreckt wurde, stürzte es oft plötzlich mit einem Angst-schrei auf den Fußboden herunter. Den zweiten Tag lief es die Ofenröhre hinauf und blieb dort, ohne etwas von sich hören zu lassen, bis es endlich nach mehreren Stunden, mit Ruß bedeckt wieder zum Vorschein kam. Oft neckte es mich stundenlang, wenn ich es suchte, bis ich es zuletzt an einem Orte versteckt fand, wo ich es am wenigsten vermuthete. Da das Zimmer nicht geheizt wurde, suchte es sich bald sein Lager in einer Bettstelle, wo es sich einen besondern Platz auswählte, den es jedoch gleich verließ, wenn Jemand in die Thüre trat. Das Bett blieb aber von nun an sein liebstes Versteck. Gewöhnlich suchte es dieses auf, wenn man rasch auf es zugeht, aber wenn man ihm freundlich zuredet und sich sonst still hält, bleibt es oft in seinem Laufe stehen oder geht neugierig einige Schritte vorwärts, indem es seinen langen Hals ausstreckt und den einen Vorderfuß aufhebt. Diese seine Neugier ist auch allgemein bekannt, so daß das Landvolk zu sagen pflegt: „Wieselchen freut sich, wenn man es lobt". — Wenn es sehr aufmerksam, oder wenn ihm etwas verdächtig ist, so daß es weiter sehen will, als sein niedriger Leib ihm erlaubt, setzt es sich auf die Hinterbeine und richtet den Körper hoch auf. Wenn man ihm nahe kommt, bellt es, ehe es die Flucht ergreift, mit einem heftigen und gellen Ton."

„Als das Hermelin am dritten Tage in einen großen Bauer gesetzt war, wo es sah, daß es nicht herauskommen konnte und sich sicher fühlte, ließ es sich Nichts nahe kommen ohne ans Gitter zu springen, heftig mit den Zähnen zu hauen und den vorhin erwähnten Laut in einem langen Triller zu wiederholen, welcher dann dem Schackern einer Elster sehr ähnlich war. Dort ist es auch nicht bange vor dem Hunde, und beide bellen, jeder dicht an seiner Seite des Gitters, gegen einander. — Wenn man z. B. den Finger eines Handschuhs durchs Gitter steckt, beißt es hinein und reißt heftig daran. Wenn es sehr böse ist — und dazu ist nicht mehr erforderlich, als daß es von seinem Lager aufgejagt wird — sträubt es jedes Haar seines langen Schwanzes."

„Im allgemeinen ist es sehr boshaft. Musik ist ihm zuwider. Wenn man vor dem Bauer die Guitarre spielt, springt es wie unsinnig gegen das Gitter und bellt und zischt solange, als man damit fortfährt. Es versucht niemals, die Klauen zum Zerreißen seiner Beute zu gebrauchen, sondern fällt immer mit den Zähnen an. — während der beiden ersten Tage verbreitete sich der üble Geruch oft, aber nachher äußerst selten, weshalb ich ohne Unannehmlichkeit den Bauer immer in meinem Arbeitszimmer haben konnte.

Sehr genau sind Grills Angaben über den Farbenwechsel. Er sagt: „Am 4. März konnte man zuerst einige dunkle Haare zwischen den Augen bemerken. Am 10. hatte es auf derselben Stelle einen braunen, hier und da mit Weiß durchbrochenen Flecken, von der Breite

der halben Stirne. Ueber den Augen und um die Nase zeigten sich nun mehrere kleine dunkle Flecke. Wenn es sich krumm bückte, sah man, daß der Grund längs der Mitte des Rückens, unter den Schultern und auf dem Scheitel dunkel war. Der Farbenwechsel ging sehr schnell vor sich, besonders im Anfang, so daß man ihn täglich, ja sogar halbtäglich bemerken konnte. Am 3. April war nur noch weiß: die untere Seite des Halses und der Kehle, der ganze Bauch, die Ohren und von da zu den Augen, welche mit einem kleinen Ring umgeben waren, ein halber Zoll vor der schwarzen Hälfte des Schwanzes und die ganze Unterseite seiner vordern Hälfte, die ganzen Füße, sowie die innere Seite der Vorder- und Hinterbeine und die Hinterseite der Schenkel. — Am 19. waren auch die Ohren, bis auf einen kleinen Theil des untern Randes braun. — Es ist an keiner Stelle stachelhaarig gewesen, außer an der Stirn, wo mehrere weiße Haare neben einander sitzen und kleine Flecken bilden. Erst wuchsen die dunklen Haare auf einmal hervor, und ehe sie mit den weißen gleich hoch waren, waren diese schon ausgefallen. Man kann annehmen, daß der eigentliche Wechsel in der ersten Hälfte des März vor sich ging; nach dem 19. März hat das braune Kleid sich nur mehr ausgebreitet und allmählich das weiße verdrängt."

Dem fügt der treffliche Beobachter noch Folgendes hinzu: „Erst den 7. Mai, nachdem ich das Thier ungefähr 4½ Monate gehabt hatte, versuchte ich, ihm zu schmeicheln, obwohl mit Handschuhen versehen. Wohl biß es in diese hinein, aber ich fühlte keine Zahnspitzen, und noch weniger ließ es Spuren zurück. Zuerst suchte es meinen Liebesbezeugungen auszuweichen, aber zuletzt schienen sie ihm sichtbar zu behagen: es legte sich auf den Rücken und schloß die Augen. Den folgenden Tag wiederholte ich meine Versuche, da ich mir fest vorgenommen hatte, es so zahm wie möglich zu machen. Bald zog ich den Handschuh ab und beschäftigte mich mit ihm, doch mit gleicher Sicherheit als vorher. Es ließ sich willig streicheln und krauen, so viel ich wollte, die Füße aufheben u. s. w., ja, ich konnte ihm sogar den Mund öffnen, ohne daß es böse wurde. Wenn ich es aber um den Leib faßte, glitt es mir leicht und schnell wie ein Aal aus den Händen. Man mußte ihm leise nahen, wenn es nicht bange werden sollte, und die Hauptregel bei dieser, sowie der Behandlung andrer wilder Thiere ist die, daß man zu gleicher Zeit zeigt, daß man nicht bange ist, und dem Thiere nichts Böses thun will."

„Weil man anzuführen pflegt, daß das Hermelin, wenn es gereizt oder erschreckt wird, eine übelriechende Feuchtigkeit ergießt, will ich noch mittheilen, daß mein Hermelin dieses niemals aus reiner Bosheit that, auch nicht, wenn es sehr gereizt wurde, sondern nur beim Erschrecken. Ich bin daher geneigt, anzunehmen, daß diese Ergießung nicht von dem freien Willen des Thieres abhängt, sondern durchaus unfreiwillig geschieht."

Zwei noch wenig bekannte Thiere, von denen das eine im Norden und Osten unsers Vaterlandes, das zweite in Amerika haust, vermitteln den Uebergang von den eigentlichen Mardern zu den Fischottern. Es sind dies die Sumpfottern (Vison). Sie haben bereits die breite, flache Schnauze und die runden Lauscher des Otters, zudem eine, die Zehen mehr als zur Hälfte verbindende, kurzbehaarte Schwimmhaut; im übrigen aber gleichen sie dem Iltisse, welchem sie auch in der Größe ähneln. Beide sind auf der Ober- und Unterseite gleichmäßig braun gefärbt, am Kinn und den Lippen aber regelmäßig, oder mindestens oft weiß gezeichnet.

Bis in die neueste Zeit hinein war über die Lebensweise der beiden Sumpfottern nur höchst wenig bekannt, und auch jetzt noch lassen die veröffentlichten Beobachtungen viel an Vollkommenheit zu wünschen übrig. Viele Naturforscher halten den amerikanischen Sumpfotter oder Mink nur für eine klimatische Ausartung des unsrigen, und in der That sind beide Thiere sich sehr nahe verwandt. Doch ist der Erste kurzköpfiger aber langschwänziger als unser Nörz.

Unser Nörz, welcher auch kleiner Fisch- oder Krebsotter, Steinhund, Wasserwiesel und bei Lübeck Menk oder Wassermenk genannt wird (Vison Lutreola), erreicht eine Länge von 19 Zoll, wovon etwas über 5 Zoll auf den Schwanz kommt. Der Leib ist gestreckt, schlank und kurzbeinig, im Ganzen fischotterähnlich, doch ist der Kopf noch schlanker als bei diesem Verwandten. Die Füße ähneln denen des Iltis, aber alle Zehen sind, wie bemerkt, durch Bindehäute verbunden. Der glänzende Pelz besteht aus dichten und glattanliegenden, kurzen, ziemlich harten Grannenhaaren von brauner Färbung, zwischen und unter denen ein grauliches, sehr dichtes Wollhaar ansitzt. In der Mitte des Rückens dunkelt diese Farbe am Nacken und Hinterleib am meisten, und auch die Schwanzhaare pflegen dunkler zu



Der Nörz (Vison Lutreola).

fein, als jene der Leibesseite. Auf dem Unterleib geht die Färbung in Graunbrau über. Ein kleiner, lichtgelber oder weißlicher Fleck steht an der Kehle. Die Oberlippe ist vorn, die Unterlippe der ganzen Länge nach weiß.

Eine ganz ähnliche Färbung zeigt auch der Mink (Vison americanus), dessen Pelz weit höher geachtet wird, weil er vollhaarig und weicher ist. Hinsichtlich der Lebensweise werden beide Thiere wahrscheinlich in allem Wesentlichen übereinkommen, und deshalb scheint es mir angemessen, einer kurzen Schilderung der Sitten und Gewohnheiten unsers Sumpfotters das Wichtigste aus den Berichten über den amerikanischen Mink vorausgehen zu lassen.

Nächst dem Hermelin ist nach Audubons Bericht der Mink das thätigste und zerstörungswüthigste kleine Raubthier, welches um den Bauerhof oder um des Landmanns Ententeich streift, und die Anwesenheit von einem oder zwei dieser Thiere wird an dem plötzlichen Verschwinden verschiedener junger Enten und Küchlein bald bemerkt werden. Hier ist Geduld das einzige Mittel, sich des schädlichen Räubers zu entledigen. Audubon erfuhr dies selbst bei einem Mink, welcher sich unmittelbar neben seinem Hause in dem Steindamm eines kleinen Teiches eingenistet hatte. Der Teich war eigentlich den Enten des Gehöftes zu Liebe aufgestaut worden und bot somit dem Raubthiere ein höchst ergiebiges Jagdgebiet. Sein Schlupfwinkel war mit ebensoviel Kühnheit als List gewählt; sehr nahe am Hause und noch näher der Stelle, zu welcher die Hühner des Hofes, um zu trinken, herabkommen mußten. Vor der Höhle lagen zwei große Stücke von Granit, sie dienten dem Otter zur Warte, von wo aus er Gehöft und Teich überschauen konnte. Hier lag er tagtäglich stundenlang auf der Lauer, und von hier aus raubte er bei hellem, lichtem Tage Hühner und Enten weg, bis unser Forscher seinem Treiben ein Ende machte. Besonders häufig fand Audubon den Mink am Ohio, und hier beobachtete er, daß sich derselbe durch Maus- und Rattenfang auch nützlich zu machen wußte. Neben solcher, dem Menschen nur ersprießlichen, Jagd treibt er freilich allerhand Wilddiebereien und namentlich den Fischfang. Der Mink taucht mit größter Gewandtheit und jagt, wie der Otter, den schnellsten Fischen, selbst den Lachsen und Forellen mit Erfolg nach. Im Nothfall begnügt er sich freilich auch mit einem Frosch oder Molch; wenn er es aber haben kann, zeigt er sich sehr leckerhaft; im Meere stellt er Austern nach und vom Grunde der Flüsse holt er Muscheln herauf: kurz, er weiß sich überall nach des Ortes Beschaffenheit einzurichten und überall Etwas zu erbeuten. In der Angst verbreitet er einen sehr wiederlichen Geruch, wie der Iltis.

Die 5 bis 6 Jungen, welche ein Weibchen wirft, findet man zu Ende Aprils in Höhlen unter den überhängenden Ufern oder auf kleinen Inselchen, im Sumpfe und auch wohl in Baumlöchern. Wenn man sie bald aus dem Neste nimmt, werden sie ungemein zahm und zu wahren Lieblingen.

Der Mink geht leicht in alle Arten von Fallen und wird ebenso häufig geschossen, als gefangen. Seine Lebenszähigkeit jedoch macht einen guten Schuß nothwendig.

Ueber unsern Nörz sind die Angaben viel dürftiger. Schon Wildungen sagt in seinem 1799 erschienenen „Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber", daß der Sumpfotter ein in Deutschland sehr seltenes, manchem wackern Waidmann wohl gar noch unbekanntes Geschöpfchen sei, daß er schon länger gewünscht habe, näher mit ihm vertraut zu werden, und die Erfüllung dieses Wunsches nur der unermüdlichen Fürsorge des Grafen Mellin verdanke. Von diesem Naturforscher theilte er einige Beobachtungen mit.

„In seinem Gang mit gekrümmtem Rücken, in seiner Behendigkeit, durch die kleinsten Oeffnungen zu schlüpfen, gleicht der Nörz noch ganz dem Marder. Gleich dem Frettchen ist er in unaufhörlicher Bewegung, alle Winkel und Löcher aufzuspähen. Er läuft schlecht, klettert auch nicht auf die Bäume, ist aber, wie der gemeine Fischotter, ein sehr geübter Schwimmer, welcher sehr lange unter Wasser ausdauern kann."

„Der Sumpfotter liebt Stille und Einsamkeit an seinem Wohnorte. So sehr er aber auch Menschen flieht und mit großer Klugheit deren Nachstellungen zu entgehen weiß, besucht er doch zuweilen Federviehställe und erwürgt dann, wie Marder und Iltis, so lange noch Federvieh vorhanden und er nicht gestört wird, doch geschieht dies nur in einsamen Fischerwohnungen, und ich habe nie gehört, daß er in Dörfer gekommen sei, um dort zu rauben. Seine gewöhnliche Nahrung sind Fische, Frösche, Krebse, Schnecken; wahrscheinlich mögen ihm aber auch manche junge Schnepfen und Wasserhühnchen zur Beute werden."

„Der anlockende Preis seines Balges, welcher auch im Sommer gut ist, vermehrt die Nachstellungen auf das immer seltener werdende Thier ungemein, und wenn ihm nicht die bisherigen gelinden Winter etwas zustatten gekommen sind, so möchte diese Thierart auch wohl in schwedisch Pommern, woselbst Mellin sie beobachtete, bald gänzlich ausgerottet sein."

In diesen Nachrichten ist eigentlich Alles enthalten, was wir bisher vom Nörz erfahren haben. Die Furcht, daß er in Deutschland gänzlich ausgerottet sei, ist nach und nach ziemlich allgemein geworden; doch ist sie glücklicher Weise nicht begründet. Der Nörz kommt in Norddeutschland allerorts, obgleich überall nur sehr einzeln noch vor. Seine eigentliche Heimat ist das östliche Europa, Finnland, Polen, Litthauen, Rußland. Hier findet man ihn von der Ostsee bis zum Ural, von der Dwina bis zum Schwarzen Meer und nicht besonders selten. In Bessarabien, Siebenbürgen und Galizien lebt er auch. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde er ab und zu noch in Pommern, Mecklenburg und der Mark Brandenburg erwähnt. In den Jagdregistern der Grafen Schulenburg-Wolfsburg wird er regelmäßig mit aufgeführt. Man erlegt ihn in den Sumpfniederungen der Aller. In diesem Jahrhundert ist er sehr selten geworden, jedoch immer noch einzeln vorgekommen. Nach Blasius wurde im Jahre 1852 ein Nörz im Harz in der Grafschaft Stollberg gefangen, nach Hartin ein anderer im Jahre 1859 in der Nähe von Braunschweig und ein dritter bei Ludwigslust in Mecklenburg. Daß er im Holsteinischen vorkommt, wußte man, ohne jedoch Sicheres mittheilen zu können. Um so erfreulicher war es mir, von Herrn Forstwart Claudius folgende Nachrichten zu erhalten.

„Soviel mir bis jetzt bekannt geworden, kommt der Nörz in der Umgebung Lübecks auf einem Flächenraume von nur wenigen Geviertmeilen, hier aber nicht so selten vor, daß er nicht jedem Jäger von Fach unter dem Namen Menk, Ottermenk, wenigstens oberflächlich bekannt wäre. Als nördliche Grenze dieses Verbreitungsgebietes könnte man etwa den Himmelsdorfsee, als südliche den Schallsee, als östliche den Dassowersee betrachten. Immerhin tritt er zu vereinzelt auf, und sein Rauchwerk wird hier zu Lande auch zu schlecht bezahlt, als daß man ihm besondere Aufmerksamkeit schenken sollte. Er geräth fast immer nur durch Zufall in die Hand des Jägers und dies selten anders als zur Winterzeit, da nur dann dem Raubzeug nachgegangen wird, sein Gebiet auch häufig nur bei Frost betreten werden kann. Und so ist leider über sein Verhalten in der andern Hälfte des Jahres, welche dem Naturforscher ungleich wichtigere Aufschlüsse zu bieten hat, wenig oder Nichts mit Sicherheit zu erfahren. Er kommt höchstens auf der Entenjagd einmal vor die Flinte, und dann wird er nicht geschont, da sein Balg auch im Sommer gut ist. Bei dieser Gelegenheit wurde vor einigen Jahren hier in der Nachbarschaft ein Mink, dem die Hunde von der Wasserseite aus zusetzten, aus dem Kopf einer hohlen Weide herabgeschossen. In den Wintermonaten dagegen kommt der Nörz öfter mit dem Jäger in Berührung, meist, wie erwähnt, gelegentlich, wenn auf den Iltis Jagd gemacht wird. Er hat jedoch kaum die Hälfte des Werthes von einem Iltisse. Mehr als ein Gulden, derselbe Preis, den fast vor 50 Jahren Dietrich aus dem Winkell von der Provinz Brandenburg

angiebt, ist noch heutzutage der übliche, da der Balg weder zum eigenen Gebrauch, noch von Aufkäufern sehr gesucht wird."

„Der Nörz liebt die brüchigen und schilfreichen Umgebungen von Seen und Flüssen, wo er seine Wohnungen, wie der Iltis, auf einer Raupe oder dammartigen Erhöhung im Gewurzel von Erlenbäumen, doch gern in möglichster Nähe des Wassers anlegt und mit wenigen Ausgängen, die nach der Wasserseite münden, versieht. Fluchtröhren nach einer andern Richtung, oder gar Gänge nach benachbarten Raupen, sind hier nicht anzutreffen. Während der Iltis, aus dem Bau gestört, sich durchaus nicht zu Wasser jagen läßt, sondern stets sein Heil in der Flucht auf dem Lande sucht, wo er Schlupfwinkel in hinreichender Menge kennt, fällt der Mink unter solchen Umständen sofort und zwar in senkrechter Richtung ins Wasser und verschwindet hier den Blicken. Es gelingt selten ihn im Wasser zu schießen, da er lange unter der Oberfläche bleibt und stets an einer entfernten Stelle wieder zum Vorschein kommt. Vor dem Hunde ist er im Wasser, selbst im beschränkten Raume, sicher."

„In Ermangelung eines Besseren schicke ich Ihnen den Balg eines im März dieses Jahres (1863) in Lübeck zum Verkauf gebotenen Mink aus dem Mecklenburgischen."

An die Sumpfottern reihen sich naturgemäß zwei andere Sippen der Familie an, die Marder des Wassers. In der einen dieser Sippen vereinigt man die Bewohner süßer Gewässer, die Fischottern (Lutra). Alle hierher gehörigen Arten, eine ziemlich bedeutende Anzahl, kennzeichnen sich durch den gestreckten, flachen, auf niederen Beinen ruhenden Leib, den platten, stumpfschnäuzigen Kopf mit kleinen vorstehenden Augen und kurzen, runden Ohren, durch die sehr ausgebildeten Schwimmhäute zwischen den Zehen, den langen, zugespitzten und am Ende flachgedrückten Schwanz und durch das kurze, straffe, glatte, glänzende Haar. Ihre Vorder- und Hinterbeine sind fünfzehig, die beiden mittleren Zehen nur wenig länger, als die seitlichen. Die Sohlen sind theilweise behaart, doch findet das Auftreten fast auf der ganzen Sohle statt. Am Unterleib finden sich zwei Absonderungsdrüsen. Knochenbau und Gebiß ähneln noch sehr den übrigen Mardern; jedoch gibt sich auch im Gerippe der auffallend flache Schädel mit breitem Hirnkasten und verengter Stirngegend und kurzem Schnauzentheil als sehr eigenthümliches Merkmal kund.

Die Ottern bewohnen die Flüsse und deren Ufer, im Norden wie im Süden, denn mit Ausnahme von Neuholland und des höchsten Nordens der Erde sind sie über fast alle Theile der Erde verbreitet und an unbewohnten Flüssen noch heutigen Tages sehr häufige Erscheinungen. Nur gezwungen entfernen sie sich von dem Wasser und auch dann blos in der Absicht, um ein anderes Gewässer aufzusuchen; denn die Fälle, in welchen sie sich auf die Jagd von Landthieren machten, sind sehr selten und immer nur Ausnahmen. Sie schwimmen und tauchen meisterhaft und verstehen es auch, ziemlich lange unter dem Wasser auszuhalten; sie laufen, ihrer kurzen Beine ungeachtet, ziemlich schnell, klettern jedoch nur im Nothfall und ziemlich ungeschickt; sie sind stark, muthig und kühn, verständig und zur Zähmung geeignet, leben aber fast überall in gespannten Verhältnissen mit dem Menschen, weil sie diesem einen so großen Schaden zufügen, daß derselbe durch den kostbaren Pelz, den sie liefern, nicht halb aufgewogen werden kann. Ihre Baue graben sie sich an den Ufern der Flüsse und zwar von dem Wasser aus. Man kennt gegenwärtig etwa 12 Arten.

Europa beherbergt eine einzige Art der Sippe, den gemeinen Fischotter (Lutra vulgaris), welcher sich außerdem noch in dem größten Theile von Nord- und Mittelasien findet. In den Polarländern scheint er nicht weit nach Norden vorzudringen, obgleich er einzeln noch in Lappland wohnt. In Sibirien geht er nur bis zur Nähe des Polarkreises hinauf und von da durch ganz Europa hindurch bis zu dem tiefsten Süden hinab. So ist er in Italien, Spanien und Griechenland, wo er seine Südgrenze erreicht, ebensogut daheim, wie in Mitteleuropa, Großbritannien, Skandinavien und Rußland, oder in den asiatischen Steppen, in Südsibirien, im Altai, in Turan, in der Mongolei, Persien und Mesopotamien. Auch die in Japan vorkommende Art soll mit der unsrigen übereinstimmen und wird deshalb von Vielen als dasselbe Thier angesehen.

Der Fischotter trägt die oben bemerkten Kennzeichen der Sippe vollständig an sich. Seine ganze Leibeslänge beträgt 2 Fuß 8 Zoll bis 3 Fuß, der Schwanz mißt immer die Hälfte, also von 16 bis 18 Zoll; die Höhe am Widerrist erreicht nur bei den ältesten Männchen



Der Fischotter (Lutra).

mehr als 1 Fuß; das Gewicht schwankt meistens zwischen 20 und 24 Pfund; doch erreichen sehr alte Männchen wohl auch ein solches von 30 Pfund. Der Leib des Fischotters und noch mehr der verhältnißmäßig kleine, oben stark abgeflachte, doch dabei dicke und breite Kopf erinnert an eine Schlange, und deshalb mag wohl auch das Thier den Schlangennamen erhalten haben. Der Pelz ist überall dicht und kurz anliegend. Das sehr feine Wollhaar ist im Grunde lichtbraungrau, an der Spitze dunkler, wie das obere Haar, welches etwas starr ist, dabei aber dicht steht und sehr viel Glanz besitzt. Die Gesammtfärbung des Pelzes ist oben gleichmäßig glänzend dunkelbraun, auf der Unterseite etwas heller, unterm Halse und den Kopfseiten am hellfarbigsten, oft etwas weißlichgraubraun. Gewöhnlich finden sich auch einzelne unregelmäßige, reinweiße oder weißliche Flecken zwischen dem Kinn und den Oberkieferästen, sowie auf der Mitte der Oberlippe. Die jüngeren Thiere sind mehr graubraun gefärbt; die sehr selten vorkommenden Ausartungen haben hellröthlichen, gelben oder weißlichen Pelz.

Der Fischotter lebt fast ausschließlich an süßen Gewässern und liebt vor allem Bäche, welche Forellen beherbergen, sonst aber auch Flüsse, deren Ufer auf große Strecken hin mit Wald bedeckt sind. Hier wohnt er in unterirdischen Gängen, welche ganz nach seinem Geschmack und im Einklange mit seinen Sitten angelegt sind. Die Mündung befindet sich stets unter der Oberfläche des Wassers, gewöhnlich in einer Tiefe von anderthalb bis 2 Fuß. Von hier aus steigt ein etwa 4 bis 5 Fuß langer Gang schief nach aufwärts und führt zu dem geräumigen Kessel, welcher regelmäßig mit Gras ausgepolstert und unter allen Umständen trocken ist. Ein zweiter, schmaler Gang läuft von hier aus nach der Oberfläche des Ufers und vermittelt den Luftwechsel. Unter allen Umständen besitzt er mehrere Wohnungen, es sei denn daß ein Gewässer außerordentlich reich an Fischen ist, und der Otter deshalb nicht genöthigt wird, größere Streifereien auszuführen.

Soviel Aerger ein Fischotter seines großen Schadens wegen den Besitzern von Fischereien und zumal den leidenschaftlichen Anglern bringt, so anziehend wird er für den Forscher. Daß er ein echtes Wasserthier ist, sieht man bald, auch wenn man ihn auf dem Lande beobachtet. Sein Gang ist der kurzen Beine wegen schlangenartig kriechend, aber doch ziemlich schnell. Ganz anders bewegt er sich im Wasser, seiner eigentlichen Heimat, welche er bei der geringsten Veranlassung flüchtend zu erreichen sucht, um der ihm auf dem feindlichen Lande drohenden Gefahr zu entgehen. Der ganze Bau seines Körpers befähigt ihn in unübertrefflicher Weise zum Schwimmen und Tauchen, der schlangengleiche breite Leib, mit den kurzen, durch große Schwimmhäute zu kräftigen Rudern umgewandelten Füßen, der starke und ziemlich lange Schwanz, welcher als treffliches Steuer benutzt werden kann, und der glatte schlüpfrige Pelz vereinigen alle Eigenschaften in sich, welche ein rasches Durchgleiten und Zertheilen der Wellen ermöglichen. Zur Ergreifung der Beute dient ihm das scharfe, vortreffliche und kräftige Gebiß, welches das einmal Erfaßte, und sei es noch so glatt und schlüpfrig, niemals wieder fahren läßt. In den hellen Fluthen der Alpenseen oder des Meeres hat man zuweilen Gelegenheit, sein Treiben im Wasser zu beobachten. Er schwimmt so meisterhaft nach allen Richtungen hin, daß die Fische, denen er nachfolgt die größte Anstrengung machen müssen, um ihm zu entgehen, und wenn er nicht von Zeit zu Zeit auf die Oberfläche kommen müßte, um Athem zu schöpfen, würde wohl schwerlich irgend welcher Fisch schnell genug sein, ihm zu entrinnen. Dem Fischotter ist vollkommen gleichgiltig ob er auf- oder niedersteigt, seitwärts sich wenden, rückwärts sich drehen muß; denn jede nur denkbare Bewegung fällt ihm leicht. Gleichsam spielend dreht er sich im Wasser umher, wie ich an Gefangenen beobachtete, schwimmt er manchmal auf einer Seite, und oft dreht er sich, scheinbar zu seinem Vergnügen so herum, daß er auf den Rücken zu liegen kommt, zieht dann die Beine an die Brust und treibt sich noch ein gutes Stück mit dem Schwanze fort. Dabei ist der breite Kopf in ununterbrochener Bewegung und die Schlangenähnlichkeit des Thieres wird auffallend groß. Auch bei langem Aufenthalt im Wasser bleibt das Fell glatt und trocken, und zur Nachtzeit will man bemerkt haben, daß es bei raschen Bewegungen einen elektrischen Schein von sich gebe. Die Gegend, in welcher ein Fischotter schwimmt, ist leicht zu kennen, weil von ihm beständig Luftblasen aufsteigen, und auch um das ganze Fell herum gewissermaßen eine Schicht von feinen Luftbläschen sich befindet. Zur Zeit des Winters sucht er, wenn die Gewässer zugefroren sind, die Löcher im Eise auf, steigt durch dieselben unter das Wasser und kehrt auch zu ihnen zurück, um Luft zu schöpfen. Solche Eislöcher weiß das Thier mit unfehlbarer Sicherheit wieder aufzufinden; und ebenso geschickt ist es, andere, die es auf seinem Zuge trifft, zu entdecken. Ein Eisloch braucht blos so groß zu sein, daß der Fischotter seine Nase durchstecken kann, um zu athmen, dann ist das zugefrorene Gewässer vollkommen geeignet, von ihm bejagt zu werden.

Die Sinne des Fischotters sind sehr scharf; er äugt, vernimmt und wittert ausgezeichnet. Schon aus einer Entfernung von mehreren hundert Schritt gewahrt er die Annäherung eines Menschen oder Hundes, und eine solche Erscheinung ist für ihn dann stets die Aufforderung zur schleunigsten Flucht nach dem Wasser. Die unablässigen Verfolgungen, denen er ausgesetzt ist, haben ihn sehr scheu und flüchtig, aber auch sehr listig gemacht, und so kommt es, daß man Tage lang auf ihn lauern kann, ohne ihn zu gewahren.

Im Freien vernimmt man die Stimme des Fischotters viel seltener als in der Gefangenschaft, wo man ihn weit leichter aufregen kann. Wenn er sich recht behaglich fühlt, läßt er ein leises Kichern vernehmen; spürt er aber Hunger, oder reizt man seine Freßgier, so stößt er ein lautes Geschrei aus, welches, wie die oft und rasch nach einander wiederholten Silben „girrk" klingt und so gellend ist, daß es die Ohren beleidigt. Im Zorn kreischt er laut auf, in der Verliebheit pfeift er hell und wohlklingend.

Bei uns zu Lande führt der Fischotter eine mehr nächtliche, als tägliche Lebensweise. Ueber Tag liegt er in seinen Verstecken verborgen, nach Sonnenuntergang macht er sich auf seine Jagd aus, am liebsten in mondhellen Nächten. An Orten, welche selten von Menschen besucht werden, betreibt er seinen Fischfang auch am Tage. Alte Fischottern leben gewöhnlich einzeln; alte Weibchen aber streifen lange Zeit mit ihren Jungen umher oder vereinigen sich wohl auch mit anderen Weibchen und um die Paarungszeit mit solchen und Männchen; dann fischen sie in kleinen Gesellschaften zusammen. Sie schwimmen stets stromaufwärts und suchen einen Fluß nicht selten auf Meilen von ihren Wohnungen gründlich ab, besuchen dabei auch in dem Umfang einer Meile alle Flüsse, Bäche und Teiche, welche in den Hauptfluß münden oder mit ihm in Verbindung stehen.

Die Fischjagd versteht der Fischotter natürlich meisterhaft; er ist im Wasser dasselbe, was der Fuchs und der Luchs im Verein auf dem Lande sind. In den seichten Gewässern treibt er die Fische in den Buchten zusammen, um sie dort leichter zu erhaschen, oder scheucht sie, indem er mehrmals mit dem Schwanze plätschernd auf die Wasseroberfläche schlägt, in Uferlöcher oder unter Steine, wo sie ihm dann sicher zur Beute werden. In tieferen Gewässern nähert er sich den größten Fischen, welche nicht gut unter sich sehen können, vom Grunde aus und packt sie dann von unten plötzlich am Bauche. Die kleineren Fische verzehrt er während seines Schwimmens im Wasser, indem er den Kopf etwas über die Oberfläche emporhebt, größere Fische aber trägt er im Maule nach dem Ufer und verspeist sie auf dem Lande. Bei Ueberfluß an Nahrung verläugnet der Otter die Sitten seiner Familie nicht. Auch er mordet, wie ich an Gefangenen beobachtete, solange etwas Lebendes in seiner Nähe unter Wasser sich zeigt, und wird durch einen an ihm vorüber schwimmenden Fisch selbst von der leckersten Mahlzeit abgezogen und zu neuer Jagd aufgeregt. Auch von Krebsen, Fröschen, Wasserratten, kleinen und sogar größeren Vögeln nährt sich der Fischotter, wenn auch natürlich die Fische, zumal Forellen eine Lieblingsspeise bleiben.

Der Fischotter wird wegen der großen Verwüstungen, welche er anrichtet, zu jeder Zeit unbarmherzig gejagt. Seine Schlauheit macht viele Jagdarten, welche man sonst anwendet, langweilig oder unmöglich. Es ist ein seltener Fall, daß man einen Otter auf dem Anstand erlegt; denn sobald er die Nähe eines Menschen wittert, kommt er nicht zum Vorschein. Im Winter ist der Anstand ergiebiger, zumal wenn man dem Thiere an den Eislöchern auflauert. Am häufigsten fängt man den Otter im Tellereisen, welches man vor seine Ausstiege ohne Köder in das Wasser legt, daß es 2 Zoll hoch davon überspült wird. Das Eisen wird mit Wassermoos ganz bedeckt. Zufällig fängt man den einen oder den andern auch in Reußen oder sackförmigen Fischnetzen, in welche er bei seinen Fischjagden kommt und, weil er keinen Ausweg wieder findet, erstickt. In meiner Heimat wurde ein Otter mit einem Hamen aus dem Wasser gefischt. Hier und da überrascht man ihn wohl auch bei seinen Landgängen; doch nehmen nur wenige Hunde seine Fährte an, ebensowohl, weil sie die Ausdünstung des Thieres verabscheuen, als auch, weil sie sich vor dem Gebiß desselben fürchten. Der in die Enge getriebene Otter ist nämlich wirklich ein furchterregender Gegner; er dreht sich wüthend seinem Feind zu und kann mit seinem starken Gebiß sehr gefährlich verwunden. Auf größeren Seen und Teichen verfolgt man den Otter mit Kähnen und schießt auf ihn, sobald er an die Oberfläche kommt, um Luft zu schöpfen. Die aufsteigenden Luftblasen verrathen den Weg, welchen er unter dem Wasser nimmt und leitet so die Jäger auf ihrer Verfolgung. Nur in Flüssen, in denen es sehr viele Ottern giebt, kann man noch eine andere Jagdweise anwenden. Man zieht in aller Stille große Netze quer durch den Fluß und läßt den Otter durch die erwähnten Hunde treiben. Mehrere Leute mit Gewehren und Spießen stehen an den Netzen oder gehen,

wo dies thunlich, mit den Hunden im Flusse fort. Dann versucht man das Raubthier entweder zu erlegen oder anzuspießen.

In jedem Monat des Jahres findet man kleine Junge des Otters; bei uns wirft das Weibchen gewöhnlich im Mai, in einem sichern, d. h. unter alten Bäumen oder starken Wurzeln gelegenen Uferbau zwei bis vier blinde Junge auf ein weiches und warmes Graspolster. Die Mutter liebt diese zärtlich und pflegt sie mit der größten Sorgfalt. Im dritten Jahre sind sie erwachsen.

Junge, aus dem Nest genommene und mit Milch und Brod aufgezogene Fischottern können sehr zahm werden. Die schlauen Chinesen benutzen eine Art dieser Thiere ganz regelmäßig zum Fischfang für ihre Rechnung, und auch bei uns zu Lande hat man mehrmals Fischottern zu demselben Zwecke abgerichtet. Ein zahmer Fischotter ist ein sehr niedliches und gemüthliches Thier. Seinen Herrn lernt er bald kennen und folgt ihm zuletzt wie ein treuer Hund auf Schritt und Tritt nach. Er gewöhnt sich fast lieber an Milch- und Pflanzenkost, als an Fleischspeise, und kann dahin gebracht werden, die Fische gar nicht anzurühren.

„Ein Fischotter", sagt Winkell, „welcher unter der Pflege eines in Diensten meiner Familie stehenden Gärtners aufwuchs, befand sich, noch ehe er halbwüchsig wurde, nirgends so wohl, als in menschlicher Gesellschaft. Waren wir im Garten, so kam er zu uns, kletterte auf den Schos, verbarg sich vorzüglich gern an der Brust und guckte mit dem Köpfchen aus dem zugeknöpften Oberrock. Als er mehr heranwuchs, reichte ein einziges Mal Pfeifen nach der Art des Otters, verbunden mit dem Rufe des ihm beigelegten Namens hin, um ihn sogar aus dem See, in welchem er sich gern mit Schwimmen vergnügte, heraus und zu uns zu locken. Bei sehr geringer Anweisung hatte er apportiren, aufwarten und nächstdem die Kunst, sich 5 bis 6 Mal über den Kopf zu kollern, gelernt und übte dies sehr willig und zu unserer Freude aus. Sein liebster Spielkamerad war ein ziemlich starker Dachshund."

Die Abrichtung eines gezähmten Otters zum Fischfang ist ziemlich einfach. Das Thier bekommt in der Jugend niemals Fischfleisch zu essen und wird blos mit Milch und Brod erhalten. Nachdem er nun ziemlich erwachsen ist, wirft man ihm einen roh aus Leder nachgebildeten Fisch vor und sucht ihn dahin zu bringen, mit diesem Gegenstande zu spielen. Später wird der Lehrfisch in das Wasser geworfen und schließlich mit einem wirklichen todten Fisch vertauscht. Nimmt der Otter einmal diesen auf, so wirft man denselben in das Wasser und läßt ihn von dort aus herausholen. Schließlich bringt man lebende Fische in einen großen Kübel und schickt den Otter dahinein. Von nun an hat man keine Schwierigkeiten mehr, den Otter auch in größere Teiche, Seen oder Flüsse zu senden, und man kann ihn, wenn man die Geduld nicht verliert, soweit bringen, daß er in Gesellschaft eines Hundes sogar auf andere Jagd mitgeht und, sowie dieser, die über dem Wasser geschossenen Enten herbeiholt. Ja, man kennt Beispiele, daß er, wie der Hund, zur Bewachung der Hausgegenstände verwendet werden konnte. Namentlich die Engländer haben es in der Zähmung des Fischotters weit gebracht, wie sie überhaupt die Kunst am besten verstehen, mit Thieren umzugehen.

„Ein wohlbekannter Jäger", erzählt Wood, „besaß einen Otter, welcher vorzüglich abgerichtet war. Wenn er mit seinem Namen „Neptun" gerufen wurde, antwortete er augenblicklich und kam auf den Ruf herbei. Schon in der Jugend zeigte er sich außerordentlich verständig, und mit den Jahren nahm er in auffallender Weise an Gelehrigkeit und Zahmheit zu. Er lief frei herum und konnte fischen nach Belieben. Zuweilen versorgte er die Küche ganz allein mit dem Ergebnisse seiner Jagden, und häufig nahmen diese den größten Theil der Nacht in Anspruch. Am Morgen fand sich Neptun stets an seinem Posten, und jeder Fremde mußte sich dann verwundern, dieses Geschöpf unter den verschiedenen Vorsteh- und Windhunden zu erblicken, mit denen es in größter Freundschaft lebte. Seine Jagdfertigkeit war so groß, daß sein Ruhm sich von Tag zu Tag vermehrte und mehr als einmal die Nachbarn des Besitzers zu dem Wunsche veranlaßte: man möge ihnen das Thier auf einen oder zwei Tage leihen, damit es ihnen eine Anzahl von guten Fischen verschaffe."

Die anmuthigste aller Erzählungen über einen gezähmten Fischotter hat unstreitig der polnische Edelmann und Marschall Chrysostomus Passek uns hinterlassen. Er erzählt nach Lenz Folgendes: „Im Jahre 1686, als ich in Ozowka wohnte, schickte der König den Herrn Straszewski mit einem Briefe zu mir; auch hatte der Kronstallmeister mir geschrieben und mich ersucht, dem König meinen Fischotter als Geschenk zu bringen, indem mir dies durch allerlei Gnadenbezeugungen würde vergolten werden. Ich mußte mich zur Herausgabe meines Lieblings bequemen. Wir tranken Branntwein und begaben uns auf die Wiesen, weil der Fischotter nicht zu Hause war, sondern an den Teichen umherkroch. Ich rief ihn bei seinem Namen

„Wurm"; da kam er aus dem Schilfe hervor, zappelte um mich herum und ging mit mir in die Stube. Straszewski war erstaunt und rief: „Wie lieb wird der König das Thierchen haben, da es so zahm ist!" Ich erwiderte: „Du siehst und lobst nur seine Zahmheit; Du wirst aber noch mehr zu loben haben, wenn Du erst seine andern Eigenschaften kennst." Wir gingen zum nächsten Teiche und blieben auf dem Damme stehen. Ich rief: „Wurm, ich brauche Fische für die Gäste, spring ins Wasser!" Der Fischotter sprang hinein und brachte zuerst einen Weißfisch heraus. Als ich zum zweiten Male rief, brachte er einen kleinen Hecht, und zum dritten Male einen mittleren Hecht, welchen er am Halse verletzt hatte. Straszewski schlug sich vor die Stirn und rief: „Bei Gott, was sehe ich!" Ich frug: „Willst Du, daß er noch mehr holt? denn er bringt soviel, bis ich genug habe." Straszewski war vor Freude außer sich, weil er hoffte, den König durch die Beschreibung jener Eigenschaften überraschen zu können; ich zeigte ihm deshalb vor seiner Abreise alle Eigenschaften des Thieres."

„Dieses Thierchen war auch auf der Reise sehr nützlich. Wenn ich während der Fastenzeit an einen Fluß oder Teich kam und den Fischotter bei mir hatte, so stieg ich ab und rief: „Wurm spring hinein!" Das Thierchen sprang ins Wasser und brachte Fische heraus, soviel ich für mich und meine Dienerschaft brauchte. Auch Frösche, und was es sonst fand, schleppte es herbei. Die einzige Unannehmlichkeit, welche ich von ihm auf Reisen hatte, war, daß allerwegens die Leute in Haufen zusammenströmten, als wenn das Thierchen aus Indien gewesen wäre."

„Straszewski begab sich nun zum König und erzählte ihm Alles, was er gesehen und gehört hatte. Der König ließ mich schriftlich befragen, wieviel ich für den Fischotter verlangte; auch der Kronstallmeister Piekarski schrieb an mich: „Um Gotteswillen, schlage dem König die Bitte nicht ab, gieb ihm den Fischotter, weil Du sonst keine Ruhe haben wirst!" Straszewski überbrachte mir die Briefe und erzählte, daß der König immer sagte: bis dat, qui cito dat (doppelt giebt, wer bald giebt). Der König ließ auch zwei sehr schöne türkische Pferde von Jaworow holen, sie mit prächtigem Reitzeuge versehen und mir als Gegengeschenk überschicken. Ich sandte nun den Otter in den neuen Dienst. Er bequemte sich ungern dazu, denn er schrie und lärmte in dem Käfig, als er durch das Dorf gefahren wurde. Das Thierchen grämte sich und wurde mager. Als es dem König überbracht wurde, freute er sich unmäßig und rief: „Das Thierchen sieht so abgehärmt aus, doch soll es schon besser mit ihm werden." Jeder, der es berührte, wurde von ihm in die Hand gebissen. Der König aber streichelte es, und es neigte sich zu ihm hin; darüber erfreute er sich sehr, streichelte es noch länger, befahl ihm Speisen zu bringen, reichte sie ihm stückweis, und es verzehrte auch Einiges. Er ging in den Zimmern frei und ungehindert zwei Tage umher; auch wurden Gefäße mit Wasser hingestellt und kleine Fische und Krebse hineingesetzt. Daran ergötzte sich der Otter und brachte die Fische heraus. Der König sagte zu seiner Gemahlin: „Holde Maria, ich werde keine anderen Fische essen, als die, welche der Otter fängt. Wir wollen morgen nach Wilanow fahren, um zu sehen, wie er sich auf's Fischen versteht." Der Fischotter aber schlich sich in nächster Nacht aus dem Schlosse, irrte umher und ward von einem Dragoner erschlagen, welcher nicht wußte, daß er zahm war. Das Fell verkaufte er sogleich an einen Juden. Als man im Schlosse aufstand und ihn vermißte, wurde geschrieen, gejammert, nach allen Seiten ausgeschickt. Da findet man den Juden und Dragoner, ergreift sie und führt sie vor den König. Als dieser das Fell erblickte, bedeckte er mit einer Hand seine Augen, fuhr mit der andern in seine Haare und rief: „Schlag zu, wer ein ehrlicher Mann ist, hau zu, wer an Gott glaubt!" Der Dragoner sollte erschossen werden. Da erschienen Priester, Beichtväter und Bischöfe vor dem König, baten und stellten ihm vor, daß der Dragoner nur in Unwissenheit gesündigt hätte. Sie wirkten endlich soviel aus, daß er nicht erschossen, sondern nur durchgepeitscht wurde."

Auch alt eingefangene Fischottern wurden nicht selten bald zahm. Auf der Leipziger Messe wurden zweimal nach einander ein Paar ausgestellt, welches man in der Saale gefangen hatte. Beide Thiere waren vollkommen erwachsen, groß und schön. Anfangs zeigten sie sich ganz unbändig, gierig, wild und bissig. Ein halbes Jahr später konnte sie die Frau des Besitzers bereits aus dem Wasser und in die Arme nehmen. Sie lernten bald Allerlei fressen und verzehrten unter Anderm auch sehr gern Möhren, sowie Aepfel und andere Früchte.

Der Nutzen, welchen der erlegte Fischotter gewährt, ist nicht unbeträchtlich. Zwar ist das Fleisch zähe, und schwer verdaulich und kann auch blos durch allerlei Künste des Kochs einigermaßen schmackhaft gemacht werden. Um so besser ist der Pelz. Des Fell ist nämlich ebenso schön und glänzend, wie dauerhaft und warm: es wird daher mit Recht geschätzt und oft mit 10 bis 18 Thalern unseres Geldes bezahlt. Man verwendet es bei uns zu Müffen, Mützen und Verbrämungen; in Kamtschatka aber, wo der Fischotter sehr häufig ist, zum Einpacken der



Der Kalan oder großer Seeotter (Enchydris Lutra).

sehr theuern Zobelfelle, weil man annimmt, daß es alle Nässe und Feuchtigkeit an sich zieht und dadurch die Zobelfelle schön erhält. Aus den Schwanzhaaren macht man Malerpinsel und aus den feinen Wollhaaren schöne und dauerhafte Hüte.

Der Fischotter war schon den alten Griechen und Römern bekannt, obwohl sie über sein Leben viel fabelten.

Obgleich unsere Fischottern oder andere, dem Aeußern nach ihnen verwandte Arten zuweilen im Meere wohnen, hat dieses doch sein eignes und zwar ein ihm fast ausschließlich angehörendes Geschöpf aus der Marderfamilie, den Kalan oder großen Seeotter (Enchydris Lutra).

Wie der lateinische Name zeigt, hat man den Seeotter von den übrigen Fischottern getrennt und zum Vertreter einer eigenen Sippe erhoben. Er zeigt auch in der That wesentliche Eigenthümlichkeiten. Seiner äußern Erscheinung nach ist er ein robbenähnlicher Fischotter, d. h. er steht ungefähr zwischen den Fischottern und Robben in der Mitte. Der Leib ist walzig, der Hals sehr kurz und dick, der Kopf rundlich und stumpf; die dicken Oberlippen tragen drei Reihen sehr starker Schnurren, die Augen sind groß und die Ohren tief herabgedrückt. An den Vorderfüßen sind die Zehen verkürzt und durch eine schwielige, unten nackte Haut verbunden; die Krallen sind klein und schwach gekrümmt; an den Hinterfüßen nehmen die Zehen von den äußeren zu den inneren an Länge ab und sind durch eine große Schwimmhaut verbunden; der Schwanz ist kurz, dick zusammengedrückt, keilförmig zugespitzt und dicht behaart. Der Pelz besteht aus sehr feinen Wollhaaren und langen, steifen Grannen. Im Gerip- und Zähnebau unterscheidet sich das Thier ebenfalls von dem Otter, obwohl nicht sehr auffällig. Man kennt nur die eine Art.

Sie bewohnt die Inseln und Küsten des großen Weltmeers zwischen Asien und Nordamerika. An der amerikanischen Seite geht sie weiter nach Süden hinauf, als an der asiatischen. Der Seeotter ist ein schönes, großes Thier von 3 bis 4 Fuß Länge, ungerechnet den fußlangen Schwanz, welches 70 bis 80 Pfund an Gewicht erreichen kann. Der Pelz ist schwarzbraun mit sparsamer weißer Sprenkelung. Manchmal haben die Grannenhaare auch weiße Spitzen: dann erscheint der Pelz silberweiß. In der Jugend trägt das Thier ein langes, grobes, weißes Haar, welches die feine braune Wolle versteckt.

Die beste Beschreibung des Seeotters hat Steller gegeben. „Der Pelz des Seeotters", sagt er, „dessen Haut lose auf dem Fleische aufliegt, und sich während des Laufens überall bewegt, übertrifft an Länge, Schönheit und Schwärze das Haar aller Flußbiber soweit, daß sie nicht mit ihm in Vergleichung kommen können. Die besten Felle werden auf Kamtschatka zu 30, in Jakutzk zu 40, an der chinesischen Grenze aber gegen Tausch in Waaren zu 80 bis 100 Rubel bezahlt. Das Fleisch ist ziemlich gut zu essen und schmackhaft."

„Im Leben ist der Seeotter ein ebenso schönes und angenehmes, als in seinem Wesen lustiges und spaßhaftes, dabei sehr schmeichelndes und verliebtes Thier. Wenn man ihn laufen sieht, übertrifft der Glanz seiner Haare den schwärzesten Sammt. Am liebsten liegen sie familienweise; das Männchen mit seinem Weibchen, den halberwachsenen Jungen oder Koschlockis und den ganz kleinen Säuglingen, Medwedkis. Die Liebe der Eltern gegen ihre Jungen ist so groß, daß sie sich der augenscheinlichsten Todesgefahr für sie unterwerfen und, wenn sie ihnen genommen werden, fast wie ein kleines Kind laut zu weinen beginnen. Auch grämen sie sich dergestalt, daß sie, wie wir aus ziemlich sichern Beispielen sahen, in 10 bis 14 Tagen wie ein Gerippe vertrocknen, krank und schwach werden, auch vom Lande nicht weichen wollen. Man sieht sie das ganze Jahr lang mit Jungen. Sie werfen blos Eins und zwar auf dem Lande. Es wird sehend mit allen Zähnen geboren. Die Weibchen tragen das Junge im Maule, im Meere, auf dem Rücken liegend, zwischen den Vorderfüßen, wie eine Mutter ihr Kind in den Armen hält. Sie spielen auch mit demselben wie eine liebreiche Mutter, werfen es in die Höhe und fangen es wie einen Ball; stoßen es ins Wasser, damit es schwimmen lerne, und nehmen es, wenn es müde geworden, wieder zu sich und küssen es wie ein Mensch."

„Die Nahrung des Seeotters besteht in Seekrebsen, Muscheln, kleinen Fischen, weniger in Seekraut oder Fleisch. Ich zweifle nicht, daß, wenn man die Kosten daran wenden wollte, die Thiere nach Rußland überzubringen, sie zahm gemacht werden könnten; ja, sie würden sich vielleicht in einem Teiche oder Flusse vermehren. Denn aus dem Seewasser machen sie sich wenig, und ich habe gesehen, daß sie sich mehrere Tage in den Inseen und kleinen Flüssen aufhalten. Uebrigens verdient dieses Thier die größte Hochachtung von uns Allen, da es fast sechs Monate allein zu unsrer Nahrung und den an der Zahnfäule leidenden Kranken zugleich zur Arznei gedient."

„Die Bewegungen des Seeotters sind außerordentlich anmuthig und schnell. Sie schwimmen vortrefflich und laufen sehr rasch, und man kann nichts Schöneres sehen, als dieses wie in Seide gehüllte und schwarzglänzende Thier, wenn es läuft. Dabei ist es merkwürdig, daß die Thiere um so munterer, schlauer und hurtiger sind, je schöner ihr Pelz ist. Beim Schlafen auf dem Lande liegen sie krumm, wie die Hunde. Kommen sie aus dem Meere, so schütteln sie sich ab und putzen sich mit den Vorderfüßen, wie die Katzen. Sie laufen sehr geschwind, mit vielen Umschweifen. Wird ihnen der Weg zum Meere versperrt, so bleiben sie stehen, machen einen Katzenbuckel, zischen und drohen, auf den Feind zu gehen. Man braucht ihnen aber nur einen Schlag auf den Kopf zu geben, so fallen sie wie todt hin und bedecken die Augen mit den Pfoten."

„Im Juli oder August häuten sich die Seeottern, jedoch nur wenig, und werden dann etwas brauner. Die besten Felle sind die aus den Monaten März, April und Mai. Vor funfzehn Jahren (jetzt also etwa vor 130) konnte man die besten Felle für ein Messer oder Feuerzeug kaufen, und die russischen Kaufleute gaben dafür höchstens fünf oder sechs Rubel; jetzt haben sie den angegebenen Preis schon erreicht, hauptsächlich, weil die Chinesen so hohen Werth auf sie legen. Nach China gehen die meisten von allen Fellen, und da die Chinesen meist Seidenpelze tragen, so ziehen sie die schweren Pelze des Seeotters den leichteren des Zobels vor und verbrämen sie auch ringsum. In Kamtschatka giebt es keinen größern Staat, als ein Kleid, zusammengenäht aus weißem Pelz der Rennthierfelle mit Otterpelz verbrämt. Vor einigen Jahren trug noch Alles Meerotterkleider; es hat aber aufgehört, seitdem sie so theuer geworden; auch hält man jetzt in Kamtschatka die Hundefelle für schöner, wärmer und dauerhafter."

„Der Seeotter, welcher wegen der Beschaffenheit seines Felles mit Unrecht für einen Biber angesehen und daher Kamtschatka-Robbe genannt worden, ist ein echter Otter, und unterscheidet sich von dem Flußotter allein darin, daß er sich in der See aufhält, fast um die Hälfte größer ist und an Schönheit der Haare einem Biber ähnelt. Er ist unstreitig ein amerikanisches Seethier und an den Küsten von Asien blos ein Gast und Ankömmling, welcher sich in dem sogenannten Bibermeer unter dem 56. bis 50. Grad der Breite aufhält, wo beide Erdtheile vielleicht nur durch einen 50 Meilen breiten Kanal getrennt sind. Dieser Kanal ist übrigens mit vielen

Eilanden angefüllt, und diese machen der Thiere Ueberkunft nach Kamtschatka möglich, weil sie sonst über eine weite See zu gehen nicht im Stande sein dürften."

„Als wir auf der Beringsinsel anlangten, waren die Seeottern häufig vorhanden. Wir jagten sie auf folgende Art: Gewöhnlich des Abends oder in der Nacht gingen wir in Gesellschaft von Zwei, Drei oder Vier mit langen, starken Stöcken von Birkenholz versehen, gegen den Wind so still als möglich, dicht an dem Ufer hin und sahen uns aller Orten fleißig um. Wo wir nur einen Seeotter schlafend liegen sahen, ging Einer ganz stille auf selbigen los, kroch wohl auch auf allen Vieren, wenn er nahe war; die Anderen benahmen ihm einstweilen den Weg nach der See. Sobald man ihm so nahe kam, daß man ihn mit einem Sprung zu erreichen dachte, fuhr man mit einem Male zu und suchte ihn mit wiederholten Streichen auf den Kopf zu tödten. Entsprang er aber, ehe man ihn erreichen konnte, so jagten die Anderen gemeinschaftlich ihn von der Seeseite weiter nach dem Lande und schlossen ihn im Laufen immer enger ein, da dann dieses Thier, so schnell und geschicklich es auch laufen kann, endlich ermüdete und dann leicht erschlagen wurde. Trafen wir, was oft geschah, eine ganze Herde an, so wählte sich Jeder sein Thier, welches ihm am nächsten schien, und dann ging die Sache noch besser von statten. Im Anfange brauchten wir wenig Fleiß, List und Behendigkeit, weil das ganze Ufer von ihnen voll war und sie in der größten Sicherheit lagen. Später aber lernten sie unsere Löffel dergestalt kennen, daß man sie blos lauernd und mit der äußersten Vorsicht ans Land gehen sah. Sie schauten allenthalben um sich her, wandten die Nasen nach jeder Gegend hin, um Witterung zu bekommen, und wenn sie sich nach langem Umsehen zur Ruhe gelegt hatten, sah man sie manchmal im Schrecken wieder aufspringen und entweder nochmals sich umsehen, oder wieder nach der See wandern. Wo eine Herde lag, waren aller Orten Wachen von ihnen ausgestellt. So hinderten uns die boshaften Steinfüchse, welche dieselben mit Gewalt vom Schlaf erweckten oder wachsam erhielten. Deshalb mußten wir immer neue Stellen aufsuchen und immer weiter auf die Jagd gehen, auch die finstere Nacht der hellen, und das ungestüme Wetter dem ruhigen vorziehen, um sie nur zu bekommen, weil unsere Erhaltung darauf beruhte. Aller dieser Hindernisse ungeachtet sind jedoch vom 6. September 1741 bis zum 17. August 1742 über 700 Stück von ihnen durch uns erschlagen, von uns verzehrt und ihre Felle von uns zum Wahrzeichen mit nach Kamtschatka genommen worden. Weil man sie aber öfters ohne Noth, nur der Felle wegen erschlagen, ja auch öfters, wenn diese nicht schwarz genug waren, mit Fell und Fleisch liegen lassen, kam es durch unsere heillose Verfolgung der Thiere dahin, daß wir im Frühjahr, nachdem unsere Mundvorräthe verzehrt waren, die Ottern schon auf funfzig Werste von unseren Wohnungen abgetrieben hatten. Man hätte sich nun gern mit Seehunden begnügt, diese waren aber allzu listig, als daß sie sich weiter auf das Land hätten wagen sollen, und es war immer ein großes Glück, wenn man einen Seehund erschleichen konnte."

* * *

(Bären.) Die fünfte Familie unserer Ordnung führt uns bekannte und befreundete Gestalten aus der Kinderzeit vor. Die eigentlichen Bären sind so ausgezeichnete Thiere, daß wohl jeder sie augenblicklich erkennt; die seltener zu uns kommenden Arten weichen jedoch in mancher Hinsicht von dem allgemeinen Gepräge ab, und bei einzelnen Sippen muß man schon einiges Verständniß der thierischen Verwandtschaften besitzen, wenn man zurechtkommen will.

Der Leib der Bären ist gedrungen oder selbst plump; die Beine sind mäßig lang, die Vorder- und Hinterfüße fünfzehig und mit großen, gebogenen, unbeweglichen, d. h. nicht einziehbaren, deshalb an der Spitze oft sehr stark abgenutzten Krallen bewaffnet; die Fußsohlen sind fast ganz nackt und berühren beim Gehen den Boden ihrer vollen Länge nach. Der Hals ist verhältnißmäßig kurz und dick, der Kopf länglichrund, mäßig gestreckt, mit zugespitzter, aber gewöhnlich gerade abgeschnittener Schnauze. Die Ohren sind kurz und die Augen beziehentlich klein. Sehr ausgezeichnet ist das Gebiß. Die Schneidezähne sind verhältnißmäßig groß und haben oft gelappte Kronen, welche im Einklange stehen mit den starken, meist mit Kanten oder Leisten versehenen Eckzähnen; die Lückenzähne dagegen sind einfach kegelförmig oder nur mit unbedeutenden Nebenhöckern versehen; der Fleisch- oder Reißzahn ist sehr schwach — er fehlt sogar einigen Sippen vollständig und ist bei anderen nur ein starker Lückenzahn mit innerem Höcker. Die Kauzähne sind stumpf und die des Unterkiefers stets länger, als breit. Am Schädel ist der Hirntheil gestreckt und durch starke Kämme ausgezeichnet; die Halbwirbel sind kurz und stark, ebenso auch die 19 bis 21 Rückenwirbel, von denen 14 oder 15 Rippenpaare tragen.

Das Kreuzbein besteht aus 3 bis 5 und der Schwanz aus 7 bis 34 Wirbeln. Der innere Leibesbau ist sehr einfach. Die Zunge ist glatt, der Magen ein schlichter Schlauch, der Dünn- und Dickdarm wenig geschieden, der Blinddarm fehlt gänzlich.

Soweit die Vorwesenkunde uns Aufschluß gewähren kann, läßt sich feststellen, daß die Bären schon in der Vorzeit vertreten waren, sich aber, wie es scheint, allgemach vermehrt haben. Gegenwärtig verbreiten sie sich über ganz Europa, Asien und Amerika, ja vielleicht über einen Theil von Nordafrika. Sie bewohnen ebensogut die wärmsten wie die kältesten Länder, die Hochgebirge wie die von dem eisigen Meere eingeschlossenen Küsten, wenn auch Gebirge ihre liebsten Aufenthaltsorte zu sein scheinen. Fast sämmtliche Arten hausen in dichten, ausgedehnten Wäldern oder in Felsengegenden, zumeist in der Einsamkeit; nur wenige finden sich auch in der Nähe von bewohnten Orten. Die einen lieben mehr wasserreiche oder feuchte Gegenden, Flüsse, Bäche, Seen und Sümpfe und das Meer, während die anderen trockenen Landstrichen den Vorzug geben. Eine einzige Art, der Eisbär, ist an die Küsten des Meeres gebunden und geht niemals tiefer in das Land hinein, dagegen unternimmt er, auf Eisschollen fahrend, weitere Reisen als alle übrigen: er durchschifft das nördliche Eismeer und wandert von einem Erdtheile zum andern. Alle anderen Arten schweifen innerhalb eines weniger ausgedehnten Kreises umher. Die meisten Bären leben einzeln, d. h. höchstens zur Paarungszeit mit einem Weibchen zusammen; einige sind gesellig und vereinigen sich zu zahlreichen Schaaren. Diese graben sich Höhlen in der Erde oder in dem Sande, um dort ihr Lager aufzuschlagen, jene suchen in hohlen Bäumen oder in Felsklüften Schutz. Die meisten Arten sind bei weitem nächtliche oder halbnächtliche Thiere. Sie ziehen nach Untergang der Sonne auf Raub aus und bringen den ganzen Tag über schlafend in ihren Verstecken zu.

Die Bären sind Allesfresser. Mehr als die übrigen Raubthiere scheinen sie befähigt zu sein, sich zuweilen lange Zeit allein aus dem Pflanzenreiche zu ernähren; und nicht nur eßbare Früchte und Beeren werden dann von ihnen verzehrt, sondern auch Körner, Getreide in reifem und halbreifem Zustande, Wurzeln, saftige Gräser, Baumknospen, Blüthenkätzchen u. s. w. In der Gefangenschaft hat man sie zuweilen längere Zeit blos mit Hafer gefüttert, ohne daß man eine Abnahme ihres Wohlbefindens bemerkt hätte. In der Jugend dürften sie ihre Nahrung ausschließlich aus dem Pflanzenreiche wählen, und auch später ziehen sie Pflanzennahrung dem Fleische noch vor. Sie sind keine Kostverächter, denn sie fressen fast Alles, was genießbar ist: außer den angeführten Pflanzen auch Thiere, und zwar Krebse und Muscheln, Würmer, Kerbthiere und deren Larven, Fische, Vögel und deren Eier, Säugethiere und Aas. Gleichwohl sind sie auch wiederum wahre Leckermäuler: — weiß ja doch fast jedes Kind von ihren Honigdiebstählen und den vielen Unannehmlichkeiten, welche sie dabei erleiden müssen, zu berichten. In der Nähe menschlicher Wohnsitze fügen sie dem Haushalte Schaden zu; Mitglieder der größeren Arten werden zuweilen höchst gefährliche Raubthiere, welche, wenn sie der Hunger quält, selbst größere Thiere anfallen und namentlich unter unsern Hausthieren oft bedeutende Verwüstungen anrichten. Einzelne sind dabei so dreist, daß sie selbst in die Dörfer hineinkommen, um Hausgeflügel zu würgen und Eier zu verzehren oder sogar Ställe aufzubrechen, um dort sich mit leichter Mühe Beute zu holen. Dem Menschen werden die größten blos dann gefährlich, wenn er sich mit ihnen in Kampf einläßt und ihren Zorn reizt.

Man irrt, wenn man die Bewegungen der Bären für plump und langsam hält. Die großen Arten sind zwar nicht besonders schnell und auch nicht geschickt, aber im hohen Grade ausdauernd und demnach fähig, den Mangel an Beweglichkeit zu ersetzen, und auf die kleinen Arten leidet jene Meinung gar keine Anwendung; denn sie bewegen sich außerordentlich behend und rasch. Der Gang auf der Erde ist fast immer langsam. Die Bären treten mit ganzer Sohle auf und setzen bedächtig ein Bein hübsch vor das andere; gerathen sie aber in Aufregung, so können sie gar prächtig zulaufen, und dabei sind einige fähig, auf kurze Strecken hin allein auf den Hinterbeinen einherzugehen. Das Klettern verstehen sie fast alle ziemlich gut, wenn sie es ihrer Schwere wegen auch nur in untergeordneter Weise ausüben können. Viele meiden das Wasser, während die anderen ganz vortrefflich schwimmen und tauchen. Den Eisbären z. B. trifft man oft viele Meilen weit vom Lande entfernt, mitten im Meere schwimmend, und hat dann Gelegenheit, seine Fertigkeit und erstaunliche Ausdauer zu beobachten. Eine große Kraft erleichtert den Bären die Bewegungen und läßt sie Hindernisse überwinden, welche anderen Thieren im höchsten Grade störend sein würden. Diese Kraft kommt ihnen auch bei ihren Räubereien sehr wohl zu statten; sie sind im Stande, eine geraubte Kuh oder ein Pferd mit Leichtigkeit fortzuschleppen oder aber einem andern Thiere durch eine kräftige Umarmung alle Rippen im Leibe zu zerbrechen. Unter ihren Sinnen ist der Geruch entschieden am meisten

ausgebildet und nach ihm das Gehör. Das Gesicht ist nun mittelmäßig, der Geschmack nicht besonders und das Gefühl wohl auch ziemlich untergeordnet, obwohl einige in ihrer verlängerten Schnauze ein förmliches Tastwerkzeug besitzen. Die Mehrzahl von ihnen zeigt ziemlich hohe geistige Fähigkeiten. Viele sind verständig und klug; doch fehlt allen die Gabe, listig Etwas zu berechnen und das einmal Beschlossene schlau auszuführen. Sie lassen sich in gewissem Grade zu irgend Etwas abrichten, erreichen jedoch nicht entfernt die geistige Ausbildung, welche wir bei unserm klügsten Hausthiere, dem Hunde, zu bewundern gelernt haben. Zwar lassen sie sich ziemlich leicht zähmen, jedoch zeigen nur wenige Arten eine besondere Anhänglichkeit an den Herrn und Pfleger. Dazu kommt, daß sich das Vieh im Alter immermehr herauskehrt, d. h. daß sie tückisch und reizbar, zornig und boshaft werden und dann oft großen Schaden anrichten können. Die unbedeutenden Kunststücke, zu denen man die eine oder die andere Art abrichten kann, sind gar nicht in Betracht zu ziehen, und bei vielen ist von einer Abrichtung überhaupt keine Rede. Ihre Gemüthsstimmung geben sie durch verschiedene Betonung ihrer an und für sich merkwürdigen Stimme zu erkennen. Diese besteht aus einem dumpfen Brummen, Schnauben und Murmeln, bei anderen in grunzenden und pfeifenden, zuweilen auch in bellenden Tönen.

Alle nördlich wohnenden größeren Bärenarten schweifen blos während des Sommers umher und graben sich vor dem Eintritt des Winters eine Höhle in den Boden oder benutzen günstig gestaltete Felsenspalten und andere natürliche Höhlungen, um dort den Winter zuzubringen. Immer bereiten sie sich im Hintergrunde ihrer Wohnung aus Zweigen und Blättern, Moos, Laub und Gras ein weiches Lager und verschlafen hier in Absätzen die kälteste Zeit des Jahres. In einen ununterbrochenen Winterschlaf fallen die Bären nicht; sie schlafen vielmehr in großen Zeiträumen, ohne jedoch eigentlich auszugehen. Dabei ist es sonderbar, daß blos die eigentlichen Landbären Winterschlaf halten, während die Eis- oder Seebären auch bei der strengsten Kälte noch umherschweifen, oder sich höchstens bei dem tollsten Schneegestöber ruhig niederthun und sich hier durch den Schnee selbst ein Obdach bauen, d. h. einfach sich einschneien lassen.

Das trächtige Weibchen zieht sich stets in eine Höhlung zurück und wirft da gewöhnlich frühzeitig im Jahre Junge, eins bis sechs an der Zahl, welche blind geboren und von der Mutter mit aller Sorgfalt genährt, gepflegt, geschützt und vertheidigt werden. Diese Jungen gelten, nachdem sie einigermaßen beweglich geworden sind, mit Recht als überaus gemüthliche, possierliche und spiellustige Thierchen, welche hauptsächlich durch die komische Plumpheit ihrer Bewegungen gefallen.

Der Schaden, welchen die Bären bringen, wird durch den Nutzen, den sie dem Menschen gewähren, wenn auch nicht ganz, so doch fast aufgehoben und dies um so eher, als sie sich nur in dünn bevölkerten Gegenden aufhalten, wo sie den Menschen ohnehin nicht viel Schaden zufügen können. Von fast allen Arten wird das Fell benutzt und als vorzügliches Pelzwerk hochgeschätzt. Außerdem genießt man das Fleisch und verwendet auch die Haut, die Haare und das Fell, ja selbst die Knochen, Sehnen und Gedärme.

Das volksthümlichste Mitglied der Familie, „Meister Petz", mag uns zunächst mit den Landbären (Ursus) bekannt machen. Merkmale dieser Sippe sind Bärengestalt mit schwachgestreckter, stumpfspitziger Schnauze, mittelhohen Beinen mit fünfzehigen Vorder- und Hinterfüßen, deren Sohlen nackt sind, wenig vorstreckbare Lippen und ein sehr zottiges Haar.

Der gemeine Bär (Ursus arctos) hat mit seinen nächsten Verwandten gemein: den dicken Leib mit gewölbtem, gegen die Schultern hin schwach gesenktem Rücken, den kurzen und dicken Hals, den platten Scheitel, die gewölbte Stirn und die kegelförmige, vorn abgestutzte Schnauze, die kleinen Augen mit schiefgespaltenen Lidern und rundem Stern, die kleinen, runden Ohren und die Zacken am Rande der Unterlippe, den kurzen Schwanz, die starken, mäßig langen Beine und die kurzen Tatzen mit den langen und furchtbaren Krallen. Der zottige Pelz, welcher ihm auch den Namen Zottelbär verschafft hat, besteht aus langem, weichem Woll- und längerem Grannenhaar. Er ist um das Gesicht herum, am Bauche und hinter den Beinen verlängert, an der Schnauze aber verkürzt. Seine Färbung wechselt vielfach ab und zeigt fast alle Schattirungen von Braun durch Gelbbraun oder Rothbraun zu Silbergrau, Schwärzlich und Weißscheckig. Fast alle Völkerschaften unterscheiden nach der Färbung verschiedene Arten, welche wissenschaftlich jedoch noch nicht anerkannt worden sind. Demungeachtet unterliegt es nach meinen neuesten Beobachtungen für mich keinem Zweifel, daß in Europa mindestens zwei Arten



Der gemeine Bär (Ursus arctos).

vorkommen: der braune oder Aasbär (Ursus cadaverinus) und der schwarze oder Ameisenbär (Ursus formicarius). Letzterer ist größer, langköpfiger und schlichthaariger als der Erstere, und soll ein viel gutmüthigeres und mehr der Pflanzenkost zugethanes Thier sein, als jener, von dessen Wildheit und Raubgierigkeit viel erzählt wird. — Mit dem Alter wird die Färbung im allgemeinen etwas heller und zugleich einfarbiger; denn in der Jugend hat unser Bär gewöhnlich ein weißes, scharf abgegrenztes, schmales Halsband, welches nach dem ersten Haarwechsel sich mehr und mehr ausdehnt, dabei aber allmählich seine weiße Farbe verliert, schmuzig- oder bräunlchgelb, zuletzt auch gelbbraun wird, bis es endlich kaum mehr zu erkennen ist. Nur höchst selten erhalten sich einzelne weiße Flecken an den Seiten des Halses bis in das spätere Alter.

Meister Petz ist eins der größten Landsäugethiere, welche wir in Europa überhaupt haben. Die Körperlänge eines vollkommen erwachsenen Männchens beträgt 5 bis 6 Fuß, wovon blos 3 Zoll auf das Stumpfschwänzchen kommen. Die Höhe am Widerrist schwankt zwischen 3 und 4 Fuß. Ein so großer Bär erreicht ein Gewicht von 500 bis 600 Pfund. In der Jetztzeit dürften jedoch solche Prachtstücke sehr selten zu finden sein, und ein Männchen von 5 Fuß Länge und 400 bis 500 Pfund Gewicht gilt gegenwärtig bereits als ein sehr starker „Hauptbär". Die Bärin ist immer kleiner und bedeutend leichter, als der Bär. Mit den Jahren nehmen beide Geschlechter noch etwas an Größe und Stärke zu.

Die guten Tage des Bären sind vorüber. Er kann sich nur an solchen Orten halten, denen der Mensch mit seiner Qual noch ferngeblieben ist. Der fortschreitende Anbau des Bodens, das Lichten der Urwaldungen, welche unser Europa noch besitzt, kurz, das Vordringen des Menschen nach allen Seiten hin vertreibt unsern Petz mehr und mehr und wird ihn schließlich gänzlich, wenigstens aus Süd- und Mitteleuropa, verbannen. Bereits gegenwärtig kommt der Bär in Mitteldeutschland wie auf den britischen Inseln nicht mehr vor, und auch in seinen eigentlichen Heimatsländern nimmt er von Jahr zu Jahr ab. Noch im siebzehnten Jahrhundert war er in Deutschland ein häufiger Gast: vom Jahre 1611 bis 1653 wurden in Sachsen allein 203 Stücke von ihm erlegt. Ende des sechzehnten Jahrhunderts waren die Bären in Thüringen noch regelmäßige Erscheinungen. Der Graf Georg Ernst von Henneberg erlegte in

dem Amte Schmalkalden allein in zwei Jahren ihrer sieben. Damals fanden sie sich auf dem ganzen Walde in ziemlicher Menge vor; aber schon im Jahre 1686 wurden die letzten Bären in Thüringen beobachtet und einer von ihnen erlegt. Die Pyrenäen und die asturischen Gebirge, die ganze Alpenkette, die Abruzzen, Karpathen, das siebenbürgische Erzgebirge und der Balkan, die skandinavischen Alpen, der Kaukasus und Ural sind allerdings noch hübsche Zufluchtsorte für den einsiedlerischen Gesellen; doch „die Kultur, die alle Welt beleckt", stört auch hier bereits in der empfindlichsten Weise sein behäbiges Dasein. Außer den genannten Ländern sind noch ganz Sibirien und Persien Aufenthaltsorte unseres Bären. In Afrika hat man ihn mit Bestimmtheit nicht beobachtet. Ehrenberg behauptet zwar, einen schwarzen Bären in Abissinien gesehen zu haben, und Plinius führt an, daß in Rom numidische Bären in der Arena gekämpft hätten; neuere Reisende wollen auch im Atlas einen dunkelfarbigen Bären gesehen haben: allein alle diese Nachrichten bedürfen noch sehr der Bestätigung. In der Schweiz findet sich der Bär besonders in Wallis und Graubünden; außerdem trifft man ihn in Tirol, im bairischen Hochlande, bei Salzburg und in Kärnten an.

Hier bieten ihm die dichten, einsamen Wälder, welche die steilen und unzugänglichen Felsthäler umgeben und dunkle Schluchten und unbesuchte kleine Seitenthäler in sich bergen, noch immer einen Zufluchtsort und zugleich ein erträglich gutes Auskommen. Weit lieber sind dem Meister Petz natürlich jene ungeheuren Waldungen in Rußland, Polen, Galizien und Skandinavien, in welche sich der Mensch nur selten wagt.

Einsame, düstere Felsgegenden, Brüche und Höhlen, alte verwitterte Baumstämme, Höhlen im Geklüft oder unter Baumwurzeln, dunkle, undurchdringliche Dickungen bieten ihm ein Obdach und die ihm so nothwendige, stille Zurückgezogenheit von dem lärmenden Treiben der Welt. Da bummelt er denn ebensowohl bei Tag, als bei Nacht umher, dem Wild ein Schrecken, dem Räubergezücht ein unerwünschter Beeinträchtiger des Gewerbes.

In seiner Jugend freilich fügt der Bär dem Wolf oder Luchs, dem schlauen Fuchs oder dem Vielfraß, welche hier oder dort als Miträuber auftreten, nicht eben großen Schaden zu. Er begnügt sich mit Pflanzennahrung, äst sich wie ein Rind von jung aufkeimendem Korn oder von fettem Grase, welches er in der plumpesten Weise abweidet, frißt Knospen, Obst, Waldbeeren, Schwämme und dergleichen, wühlt einen Ameisenhaufen auf und erlabt sich an den Larven desselben oder wohl auch an den Alten, deren eigenthümliche Säure seinem Gaumen behagen mag; er wittert, zumal im Süden, auch einen Bienenstock aus, welcher ihm dann gar leckere und dem Süßmaul höchst willkommene Kost gewährt. Und wenn auch die erbosten Bienen ihre mühselig zusammengetragenen Schätze mit Macht vertheidigen und ihm Stich auf Stich beibringen, er macht sich daraus nicht viel: sein Zottelpelz ist der beste Schild, und nur dann, wenn die zudringlichen Immen sich in Schaaren auf seine Nase setzen, und an dieser empfindlichen Stelle den Giftstachel einbohren, schüttelt er brummend und ärgerlich das Haupt. Anders bestellt er seinen Tisch freilich, wenn er alt wird. Irgend ein zufällig in seine Gewalt gerathenes Säugethier hat ihn belehrt, daß der Genuß von Fleisch auch nicht zu verachten und dabei noch etwas ergiebiger ist, als die mühsam zu erwerbenden Waldbeeren, Kastanien oder auch der Honig, und von diesem Augenblicke an wird Meister Petz zum Raubthiere in der eigentlichen Bedeutung des Wortes. Jetzt stellt er allen größeren Thieren nach, am liebsten Schafen, doch auch Ochsen, Pferden und verschiedenem Wild. Größeres Vieh greift der starke Räuber von hinten an, nachdem er es durch langes Umherjagen ermüdet hat, oder sucht dasselbe, zumal wenn es auf höheren Bergen weidet, durch das schreckenerregende Brüllen zu versprengen und es zu vermögen, sich freiwillig in den Abgrund zu stürzen. Dann klettert er behutsam nach und frißt sich satt da unten. Glückliche Erfolge mehren seinen Muth oder seine Dreistigkeit. Er unternimmt größere und immer größere Streifzüge und kommt nachts kühn selbst bis an die Dörfer oder einzelnen Ställe heran, um sich dort mit noch größerer Bequemlichkeit seine Beute zu rauben. Manche Bären machen sich sogar ihr tägliches Geschäft daraus, dem Vieh nachzustellen, und einzelne Alpenbären wählen sich mit allem Geschick einen Ort zum Hinterhalt, von welchem aus sie die ganze Weide überblicken und den günstigsten Zeitpunkt wahrnehmen können, auf sie herunterzustürzen. Hat sich ein Herdenthier von den übrigen getrennt, so wird es gewöhnlich die Beute des lauernden Bären, welcher plötzlich hervorkommt und das Thier, es mag so behend sein als es will, so lange umherjagt, bis es entweder ermüdet ihm sich hingiebt oder aus Verzweiflung in den Abgrund springt. Auch an die Ställe kommt er heran und versucht es sogar, deren Thüren zu erbrechen.

Gelangt der Bär glücklich in den Viehstall, so schlachtet er hier eine Kuh ab, reißt sie vom Stricke los, umklammert sie mit einem Vorderlaufe, faßt mit der andern Tatze in das

Dachgebälk hinein und ist stark genug, um auf diese Weise die Kuh durch die Oeffnung hindurchzuziehen. Dann wird das Opfer auf die Erde hinabgeschleppt, mit Leichtigkeit weitergeschafft und manchmal in einer einzigen Nacht fast ganz aufgefressen. Bei dem Fortschaffen seiner Beute überwindet der Bär Hindernisse aller Art mit größter Leichtigkeit. Er überklettert, wie man vielfach behauptet hat, mit einem erwürgten Pferd oder Rind im Arme sogar jene gefährlichen Alpenstege, d. h. zwei neben einander liegende Baumstämme, welche über einen Abgrund führen.

In den Alpen wird der Bär, namentlich an nebligen Tagen, sehr gefährlich, weil er sich dann der Herde unbemerkt nähern und, ohne daß es die anderen Thiere merken, einer Kuh auf den Rücken springen kann. Hat er ein Rind gepackt und wird er von den andern gemerkt, so sammelt sich die ganze Herde schnaubend und brüllend um ihn her, und die muthigen Stiere gehen mit niedergebeugten Hörnern wohl auch auf ihn los und schlagen ihn in die Flucht. Oft genug kommt es aber vor, daß er dann um so grimmiger ficht und anstatt eines Stückes deren zehn bis zwölf zu Boden schlägt.

Nach Stellers Berichten über Kamtschatka lassen sich dort die Mädchen und Weiber, wenn sie auf dem Torflande Beeren aufsammeln, durch die Bären nicht hindern. Geht einer auf sie zu, so geschieht es nur um der Beeren willen, die er ihnen abnimmt und frißt. Sonst fallen sie keinen Menschen an, es sei denn, daß man sie im Schlafe stört. Mit diesen Angaben steht eine Erzählung Atkinsons vollständig im Einklange: „Zwei Kinder von vier und sechs Jahren hatten sich vom Hause entfernt, wurden nach einiger Zeit vermißt und erst im Dorfe, dann aber im Moor ängstlich gesucht. Zu nicht geringem Schrecken fanden die Eltern ihre Sprößlinge im Spiel mit einem Bären begriffen. Eines der Kinder fütterte das Ungeheuer, das andere saß ihm auf dem Rücken: — und Meister Petz erwiderte die kindlich-unbefangene Zutraulichkeit in der liebenswürdigsten Weise. Im höchsten Entsetzen stießen beide Eltern einen lauten Schrei aus und scheuchten damit den Spielgefährten ihrer Kinder in die Flucht".

Wahrscheinlich sind die Bären am Ausflusse des Amur auch so gemüthliche Burschen und verdienen daher die Hochachtung, welche man ihnen dort zollt. Die Jakuten halten den Bären für einen höchst gerechten Gesellen und einen Rächer der Lüge; sie sehen daher auch diejenigen Eide als ganz besonders kräftige oder heilige an, bei denen der Schwörende in ein Bärenfell beißt!

Das geistige Wesen des Bären ist von jeher sehr günstig beurtheilt worden.

„Kein anderes Raubthier", sagt Tschudi, „ist so drollig, von so gemüthlichem Humor, so liebenswürdig, als der gute Meister Petz. Er hat ein gerades, offenes Naturell ohne Tücke und Falsch. Seine List und Erfindungsgabe ist ziemlich schwach. Was der Fuchs mit Klugheit, der Adler mit Schnelligkeit zu erreichen sucht, erstrebt er mit gerader, offener Gewalt. An Plumpheit dem Wolfe ähnlich, ist er doch von ganz anderer Art, nicht so gierig, reißend, häßlich und widerwärtig. Er lauert nicht lange, sucht den Jäger nicht zu umgehen oder von hinten zu überfallen, verläßt sich nicht in erster Linie auf sein furchtbares Gebiß, mit dem er Alles zerreißt, sondern sucht die Beute erst mit seinen mächtigen Armen zu erwürgen und beißt nur nöthigenfalls mit, ohne daß er am Zerfleischen eine blutgierige Mordlust bewiese, wie er ja überhaupt, als von sanfterer Art, gern Pflanzenstoffe frißt. Seine ganze Erscheinung hat etwas Edleres, Zutraulicheres, Menschenfreundlicheres, als die des mißfarbigen Wolfes. Er rührt keine Menschenleiche an, frißt nicht seines Gleichen, lungert nicht des Nachts in dem Dorfe herum, um ein Kind zu erhaschen, sondern bleibt in seinem Wald, als eigentlichem Jagdgebiet. Der Wolf macht oft, besonders im Herbst und Winter, Streifzüge von 40 bis 50 Meilen; der Bär geht selten 10 bis 15 Meilen weit von seiner Höhle. Doch macht man sich öfters von ihm, in Bezug auf seine Langsamkeit, unrichtige Vorstellungen, und namentlich wenn er in Gefahr geräth, verändert sich sein ganzes Naturell bis zur reißendsten Wuth."

Ich vermag es nicht, mich dieser Charakterzeichnung des Bären vollständig anzuschließen. Er erscheint allerdings komisch, ist aber nichts weniger, als gutmüthig oder liebenswürdig. Er ist auch nur dann muthig, wenn er keinen andern Ausweg sieht. Er ist geistig wenig begabt, ziemlich dumm, gleichgiltig und träge. Der Wolf steht ganz entschieden höher, als er, und muß also edler genannt werden. —

Vor dem Eintritte des Winters bereitet sich der Bär eine Schlafstätte, oft zwischen Felsen oder in Höhlen, welche er vorfindet oder sich selber gräbt, oft auch in einer dunklen Dickung, wo er dann mit Zweigen und Blättern sich ein hüttenähnliches Obdach zurecht macht. Das Lager wird sorgfältig, aber kunstlos mit Moos, Laub, Gras und Zweigen ausgepolstert und ist in der That ein sehr bequemes, hübsches Bett. Mit Eintritt strengerer Kälte bezieht er

seinen Winterschlupfwinkel und verweilt hier während der kalten Jahreszeit. Er hält Winterschlaf; derselbe unterscheidet sich jedoch wesentlich von dem anderer Thiere: denn der Bär schläft blos den größten Theil des Winters, keineswegs aber in einem Zuge, sondern in Absätzen, und nicht einmal das Männchen verfällt in einen ähnlichen, todtengleichen Schlaf, wie das Murmelthier oder der Siebenschläfer. Schinz sagt von den Bären im Stadtgraben zu Bern hierüber Folgendes: „Wochen oder Monate durch dauert der Winterschlaf nicht. Die Bären, welche in ihrem Stall einen warmen Rückzug haben, fressen im Januar und Februar sehr wenig, kaum ein Brod des Tages, und kommen zwar selten, aber doch zuweilen im freien Graben zum Vorschein; besonders erscheinen sie täglich, um zu saufen. Sie schlafen dabei mehr und tiefer, als gewöhnlich."

Ich kann nach den Beobachtungen, welche ich an den Bären unsers Thiergartens angestellt habe, behaupten, daß gefangene Bären sich im Winter kaum anders benehmen, als im Sommer. Es ist mir wahrscheinlich, daß der Winterschlaf der Bären nicht mehr als eine Sage ist, deren Ursprung in der gerade im Winter sich besonders zeigenden Faulheit der Thiere ihren hauptsächlichsten Grund haben mag. Bei milder Witterung verläßt der freilebende Bär oft schon im Januar seine Höhle ab und zu, und streift umher, um sich, so gut es geht, zu äsen oder um zu trinken. Bei erneuter Kälte zieht er sich wieder in sein Lager zurück und verbirgt sich wieder. Da er sich während des Sommers und Herbstes gewöhnlich gut genährt hat, bezieht er sein Winterlager regelmäßig sehr fett, und von diesem Fette zehrt er zum Theil während des Winters. Im Frühjahre ist er, wie die meisten anderen Thiere, sehr abgemagert. Wie wenig der winterliche Rückzug des Bären als Winterschlaf gedeutet werden kann, geht auch daraus hervor, daß die Geburt der Jungen regelmäßig in den Januar fällt.

Die Bärin wirft zwei Junge; sie sollen von der Mutter treulich beschützt und zärtlichst gepflegt werden. Nach Beobachtungen, die im Gefangenleben gemacht worden sind, hat sich das Verhalten der Bärin gegen ihre neugeborenen Jungen sehr verschieden erwiesen. Während denselben in dem einen Falle die Bärenmutter eine große Sorgfalt erwies, behandelte eine andere ihr Junges so schlecht, daß es schon am dritten Tage starb. Es war bei der Geburt neun Zoll lang gewesen, blind und mit einem kurzen grauen Pelz bekleidet.

Junge, etwa fünf bis sechs Monate alte Bären sind in der That höchst ergötzliche und wahrhaft komische Thiere. Ihre Beweglichkeit ist sehr groß, ihre Tölpelhaftigkeit aber nicht geringer, und so ist es erklärlich, daß sie fortwährend die lächerlichsten und drolligsten Streiche ausführen. Das echt kindische Wesen der jungen Bären zeigt sich in jeder Handlung. Sie sind spiellustig im hohen Grade, klettern aus reinem Uebermuth oft an den Bäumen empor, balgen sich wie muthige Buben, springen ins Wasser, rennen übermüthig umher und treiben hunderterlei verschiedene Possen. Ihren Wärtern beweisen sie gar keine besondere Zärtlichkeit, sie sind vielmehr gegen Jedermann gleich freundlich und unterscheiden nicht zwischen dem Einen oder dem Andern. Wer ihnen Etwas zu fressen giebt, ist ihnen der rechte Mann; wer sie irgendwie erzürnt, wird von ihnen als Feind angesehen und wo möglich feindlich behandelt. Sie sind reizbar wie Kinder; ihre Liebe ist augenblicklich gewonnen, ebenso rasch aber auch verscherzt. Grob und ungeschickt, vergeßlich, unachtsam, täppisch, albern, wie ihre Eltern, sind auch sie; nur treten bei ihnen alle diese Eigenschaften schärfer hervor.

Von Denen, welche Bären in der Freiheit beobachteten, wird nun ferner angegeben, daß die Alten ihre Jungen bis zur nächsten Bärzeit mit sich umherführen, dann aber verstoßen und sie zur Selbstständigkeit zwingen. Die jungen Bären sollen sich hierauf während des Sommers in der Nähe des alten Lagers herumtreiben und dieses bei schlechtem Wetter so lange benutzen, als sie nicht vertrieben werden. Sie sollen sich auch gern mit andern Jungen ihrer Art vereinigen. Eine Angabe des russischen Naturforschers Eversmann läßt solche Vereinigungen in einem eigenthümlichen Lichte erscheinen. Dieser Beobachter behauptet, daß die Bärenmutter ihre älteren Kinder zur Wartung der jüngeren benutze und bezüglich presse, weshalb auch solche einjährige mit der Mutter und Geschwistern umherlaufende Bären von den Russen geradezu „Pestun", d. h. Kinderwärter, genannt werden. Von einer Bärenfamilie, welche die Kama durchkreuzt hatte, erzählt Eversmann Folgendes: „Als die Mutter am jenseitigen Ufer angekommen, sieht sie, daß ein Pestun ihr langsam nachschleicht, ohne den jüngeren Geschwistern, welche noch am andern Ufer waren, behilflich zu sein. Sowie der Pestun ankommt, erhält er von der Mutter stillschweigend eine Ohrfeige, kehrt sofort nach eröffnetem Verständnisse wieder um und holt das eine Junge im Maule herüber. Die Mutter sieht zu, wie er wieder zurückkehrt, um auch das andere herbeizuholen, bis er dasselbe mitten im Flusse ins Wasser fallen läßt. Da stürzt sie

hinzu und züchtigt ihn aufs neue, worauf der Pestun seine Schuldigkeit thut und die Familie in Frieden weiter zieht."

Wir wissen noch nicht bestimmt, wie lange das Wachsthum der Bären währt, dürfen aber annehmen, daß mindestens sechs Jahre vergehen, ehe das Thier zum wirklichen Hauptbären wird. Das Alter, welches der Bär überhaupt erreichen kann, scheint ziemlich bedeutend zu sein. Man hat Bären 50 Jahre in der Gefangenschaft gehalten und beobachtet, daß die Bärin noch in ihrem 31. Jahre Junge geworfen hat.

Die Bärenjagd gehört zu dem gefährlichsten Waidwerk, welches unternommen werden kann; doch werden gerade neuerdings von geübten Bärenjägern die schauerlichen Geschichten, welche man früher erzählt hat, sehr in Abrede gestellt. In Siebenbürgen und Skandinavien findet man hierzu noch gute Gelegenheit. Gute Hunde bleiben unter allen Umständen die besten Gehilfen des Jägers. Sie suchen den Bären nicht blos auf, sondern stellen ihn auch so fest, daß er gar nicht Zeit gewinnt, sich mit dem Jäger zu beschäftigen. Nur wenn er in die Enge getrieben ist, wird er zum furchtbaren Gegner der Menschen; sonst trabt er, selbst verwundet, so eilig als möglich seines Weges. Anders verhält sich die Sache, wenn man die Jungen einer Bärin angreift; dann zeigt sie einen wirklich erhabenen Muth. Hierüber sprechen sich alle Beobachter übereinstimmend aus.

Ueber die Bärenjagd in Illyrien wollen wir einen dortigen erfahrenen Waidmann reden lassen. „Im Ganzen", sagt er, „ist die Bärenjagd in Illyrien sehr einfach. Sie geschieht erstens auf dem Anstande, zweitens auf dem Pürschgang, drittens durch Aufjagen des Bären aus seinem Lager und Hetzen desselben vermittelst unserer gewöhnlichen Dachshunde, und viertens durch Aufsuchung des Bären, sobald er sein Winterlager bezogen hat. Von allen übrigen, in nördlichen Ländern gebräuchlichen Fangarten, wie z. B. dem Hetzen mit schweren Jagdhunden u. s. w., wissen die hiesigen Jäger nichts. Diese Jagdarten sind aber auch zu wenig praktisch, und sie machen aus diesem Grunde keinen Gebrauch davon."

„Am vortheilhaftesten wird die Jagd unstreitig zur Feistzeit betrieben, nicht allein, weil dann das Wildpret und die Decke am besten sind, sondern vorzüglich deshalb, weil der grimmige, rothe Bär dann weniger wild und rachsüchtig, sondern ziemlich träge ist, wodurch die Jagd weit weniger gefährlich wird. Die Klagen der Alpenhirten über geschlagenes Vieh oder über die zu Grunde gerichtete Hafererne machen es indessen sehr oft nöthig, daß auch außer dieser Zeit gejagt wird."

„Der Anstand führt immer am sichersten zum Ziele. Meistens unternimmt der Jäger diese Jagd allein. Sein Gewehr ist gewöhnlich ein Drehstutzen, an welchem der Oberlauf 1½ Drall hat und der untere kugelgleich gebohrt ist, um schnell wieder laden zu können. Alle diese Gewehre schießen ein mäßig starkes Blei, 20 bis 22 Kugeln auf das Pfund. An der Seite des Jägers hängt der Hirschfänger, welcher eine starke, vorn zweischneidig ausgehende Klinge hat. Diese ist bis zur halben Breite von gutem Eisen, die untere Hälfte der Schneide aber ist von dem feinsten steirischen Stahl, so daß ein Brechen nicht gut möglich und man im Stande ist, einen Knochen damit zu zerhauen, ohne daß die Schneide ausspringt."

„So und außerdem mit gutem Muthe ausgerüstet, zieht der Jäger vor Tagesanbruch oder vor der Abenddämmerung an den Ort, an welchem er sich anstellen will, um den Bären zu erwarten. Dieser hält den einmal angenommenen Wechsel zu den Alpenhürden oder zu einem Haferfeld richtig ein, wenn er nicht gestört worden ist, aber er ist überaus vorsichtig und sucht vor allen Dingen den Wind zu erhalten. Kömmt ihm etwas Verdächtiges in die Nase, so richtet er sich sogleich auf, windet mit vorgestrecktem Kopfe und ergreift im starken Trabe eiligst die Flucht, er mag seinen Feind zu Gesicht bekommen haben oder nicht. Einige Tage darauf nimmt er aber diesen Wechsel wieder an."

„Steht der Jäger an einem Haferstücke, so darf er nicht gleich schießen, selbst wenn ihm der Bär schußrecht sein sollte, sondern er muß, namentlich bei schon eingetretener Dunkelheit, die Zeit abwarten, wo der Bär, wie es hier heißt, ein Männchen macht, das heißt, sich aufrichtet, um den Hafer abzustreifen. Dann kann er mit größerer Sicherheit einen Blattschuß anbringen."

„Findet man ein von Bären angerissenes und mit Moos oder Blättern zugedecktes Stück Wild oder zahmes Vieh, so kann man mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß der Bär mit einbrechender Nacht angeschlichen kommt, und man kann sich anstellen, ohne erwarten zu müssen, einen vergeblichen Gang zu thun."

„Wenn nun auch der Jäger zwei Schüsse in seinem Gewehr hat, so kommt doch nicht selten der Fall vor, daß beide mißrathen und er gezwungen wird, seinen Muth und die Kraft

seines Armes im Zweikampfe mit dem Bären zu erproben. Hat er diesen auf dem Anstande oder Pürschgange rein gefehlt oder durch einen Blattschuß tödtlich verwundet, so lehrt die Erfahrung, daß er im erstern Falle, ohne sich weiter zu besinnen, schleunigst die Flucht ergreift, und im letztern sogleich zusammenstürzt und außer Stande ist, seinen Rachedurst zu befriedigen."

„Ist er aber weniger gefährlich oder auch nur leicht verwundet, so erhebt sich der Bär sogleich und geht auf seinen Hinterpranken mit wackelndem Gange der Gegend zu, von wo aus der Schuß erfolgte. Für den kaltblütigen Schützen ist nun noch durchaus keine Gefahr vorhanden, denn er hat noch die zweite Kugel im Rohr. Den Stutzen am Backen läßt er den Bären bis auf zehn oder zwölf Schritte herankommen, bei der Dunkelheit oft noch näher, und schießt ihm die Kugel auf die Brust oder auf den Kopf. Hier heißt es aber sicher abkommen!"

„Sobald es knallt, macht der Bär nur eine Seitenbewegung mit dem Kopf, ohne seine Stellung zu verändern, — wenn nämlich der Schuß aus Uebereilung oder Aengstlichkeit mißrathen ist. Nun bleibt dem Schützen Nichts übrig, als sich zu einem Kampfe auf Leben und Tod anzuschicken; denn an die Flucht oder Rettung durch Erklettern eines Baumes ist jetzt nicht mehr zu denken. Der Bär räumt den Kampfplatz niemals: er bleibt auf demselben todt oder lebendig."

„Trotz der geringen Entfernung hat der Jäger noch immer Zeit, nach dem gefehlten Schusse seinen Hirschfänger ziehen zu können, denn der Bär beschleunigt seine Schritte durchaus nicht. Wie ein geschickter Fechtmeister parirt er Hieb und Stich mit seinen Pranken, wenn sie auch schon durchhauen herabhängen. Mit gefletschten Zähnen und vermehrter Wuth dringt er auf den Gegner ein. Ein tiefer, aber schneller Stich desselben in die Brust bringt ihn wohl zum Wanken, aber nicht zum Stürzen. Der Jäger muß nun alle Geschicklichkeit aufbieten, bei einer Wendung die Seite des Bären zu gewinnen; dann hat der furchtbare Gegner das Spiel verloren: ein zweiter Stich hinter dem Blatt durchbohrt die edleren Theile; er schwankt hin und her und stürzt röchelnd zusammen. — Ein solcher Kampf dauert zuweilen länger als eine Viertelstunde, und der glückliche Sieger kann vor Erschöpfung kaum Athem holen."

„Die üblichste und am wenigsten gefährliche Jagd auf Bären zur Feistzeit ist die mit Dachshunden, welche den Bären aufsuchen und den vorstehenden Jägern zutreiben. Diese, auf die obenerwähnte Weise bewaffnet und ausgerüstet, begeben sich in die Gegend, wo sie einen Bären vermuthen oder bereits abgespürt haben. Sie umstellen die buschigen Felswände, Verhaue, zusammengebrochene Bäume oder Brüche, welche im Sommer der gewöhnliche Aufenthalt der Bären sind. Zwei Schützen, die sich nicht zu weit von einander halten, gehen mit den Hunden in das Treiben. Befindet sich in demselben ein alter Bär oder eine ganze Familie, so ergreifen dieselben vor den durchgehenden Jägern und Hunden bei Zeiten die Flucht. Die Hunde geben sogleich Laut und folgen der Fährte. Einer der vorstehenden Jäger kommt dann sicher zum Schuß und hat häufig, wenn er den vordersten Bären erlegt hat, noch Gelegenheit, einen zweiten zu schießen. Da es oft vorkommt, daß sich nach dem ersten Schusse die ganze Bärenfamilie nach allen Richtungen hin zerstreut, so ist es nicht selten, daß mehrere der Jäger Gelegenheit erhalten, einen Bären zu schießen."

„Nach einer glücklich beendeten Jagd wird die erlegte Beute unter dem Jubel der Jäger nach Hause geschafft, wo die ganze Gesellschaft mit dem allerfreundlichsten Gesicht von der rothbäckigen hübschen Frau Waldmeisterin empfangen wird."

„Das Aufsuchen des Bären im Winterlager ist weniger gebräuchlich; doch kommt es zuweilen vor, wenn der Schnee auf den Alpen nicht zu hoch und der Winter nicht zu weit vorgerückt ist, so daß man hoffen kann, den Bären noch feist und gut bei Wildpret zu finden."

Aber es giebt noch andere Arten, den Bären zu jagen, und einige davon sind wirklich sehr lustig. So theilt uns Steller in seiner launigen Weise mit, wie man im südlichen Rußland und Sibirien die Bären erlegt und fängt. Außer der Jagd mit Feuergewehren und Pfeil und Bogen werden die Thiere nämlich noch auf sehr eigenthümliche Weise bewältigt. „Die Asiaten", sagt Steller, „machen ein Gebäude von vielen auf einander liegenden Balken, die alle zusammenfallen und die Bären erschlagen, sobald sie auf diejenigen Fallen kommen, welche vor ihnen leise aufgestellt sind. Sie graben eine Grube, befestigen darin einen spitzen, geglätteten und gebrannten Pfahl, der einen Fuß hoch aus der Erde emporsteht, die Grube aber bedecken sie mit Gras. Vermittelst eines Strickes stellen sie jetzt ein biegsames Schreckholz auf, welches, wenn der Bär mit dem Fuß auf den Strick tritt, losschlägt und das Thier dergestalt erschreckt, daß es heftig zu laufen anfängt, unvorsichtiger Weise in die Grube fällt, sich auf den Pfahl spießt und so selbst tödtet. Auch befestigen Viele eiserne und spitze Fußangeln und Widerhaken in einem dicken, starken und zwei Schuh breiten Bret, legen solches auf des Bären Weg und

stellen, eben wie vorher, ein Schreckholz auf. Sobald dies losschlägt und den Bären erschreckt, verdoppelt er seine Schritte, tritt mit dem Fuße heftig in die Angel und ist also angenagelt. Darauf sucht er den Fuß herauszubringen und tritt mit dem andern auch darein. Steht er nun gleich eine Weile auf den Hinterfüßen, so verdeckt er mit dem Bret den Weg und sieht nicht, wo er hingehen soll. Endlich, wenn er genug spekulirt und grimmig geworden ist, tobt er so lange, bis er auch mit den Hinterfüßen angenagelt wird. Nach diesem fällt er auf den Rücken und kehrt alle vier Füße mit dem Bret in die Höhe, bis er bei der Leute Ankunft erstochen wird. Noch lächerlicher fangen ihn die Bauern an der Lena und dem Ilmflusse. Sie befestigen an einem sehr schweren Klotz einen Strick, dessen anderes Ende mit einer Schlinge versehen ist. Dies wird nahe an einem hohen Ufer an den Weg gestellt. Sobald nun der Bär die Schlinge um den Hals hat und im Fortgehen bemerkt, daß ihn der Klotz hindere und zurückhalte, ist er doch nicht so klug, daß er die Schlinge vom Kopf nehmen sollte, sondern ergrimmt dergestalt über den Klotz, daß er hinzuläuft, selben von der Erde aufhebt und, um sich davon zu entledigen, mit der größten Gewalt den Berg hinunterwirft, zugleich aber durch das andere Ende, welches an seinem Hals befestigt ist, mit hinuntergerissen wird und sich zu Tode fällt. Bleibt er aber lebendig, so trägt er den Klotz wieder den Berg hinauf und wirft ihn nochmals hinab; dieses Spiel treibt er so lange, bis er sich zu Tode gearbeitet oder gefallen hat. Die Koräken suchen solche Bäume aus, die krumm, wie ein Schnellgalgen, gewachsen sind. Daran machen sie eine starke feste Schlinge und hängen Aas darin auf. Wenn der Bär solches ansichtig wird, steigt er den Baum hinauf und bemüht sich, das Aas zu erhalten, wodurch er in die Schlinge kommt und bis zu der Koräken Ankunft bleibt, entweder todt oder lebendig, nachdem er mit dem Kopfe oder Vorderfüßen in die Schlinge geräth."

„In Gegenden, wo viel Waldbienenzucht getrieben wird, hängt man an Bäumen mit Bienenstöcken einen schweren Klotz an einem Stricke auf, so daß derselbe dem Bären den Zugang zum Honig versperren muß. Dadurch, daß der Bär mit seiner Tatze den Klotz zur Seite drückt, dieser aber von selber wiederkehrt, gerathen beide mit einander in Streit. Der Bär wird natürlich zuerst leidenschaftlich und heftig und in Folge dessen der Klotz auch, bis endlich der Klügste nachgibt und betäubt herunterfällt."

„Am Ural hängt man ein Bret mit mehreren Stricken gleich einer Wagschale schräg an einem Baumaste auf und bindet es vor dem Flugloche der Bienen mit einem Baststricke an, so daß der Strick den Zugang hindert. Der honiglüsterne Bär setzt sich auf das Bret, welches ihm hierzu ganz bequem zu sein scheint, und versucht es jetzt, durch Zerreißen des Strickes das Hinderniß zu beseitigen, welches ihm den Zugang zum Honigstocke verwehrt. Sobald er seinen Zweck erreicht, sitzt er unfreiwillig auf einer Schaukel, von welcher aus er nicht nach den Aesten emporsteigen kann. Für den Fall, daß es ihm einfallen sollte, herunterzuspringen, hat man, wie auch bei der vorher mitgetheilten Fangart, spitze Pfähle eingerammt, auf welchen er sich spießt."

„Wenn die Kamtschadalen", fährt Steller fort, „einen Bären in seinem Lager ermorden wollen, versperren sie denselben darinnen zu mehrerer Sicherheit auf folgende Weise. Sie schleppen vieles Holz vor das Lager, welches länger als der Eingang breit ist, und stecken ein Holz nach dem andern hinein. Der Bär erfaßt dasselbe sogleich und zieht es nach sich. Die Kamtschadalen aber fahren so lange damit fort, bis die Höhle des Bären so voll ist, daß nichts mehr hineingeht und er sich weder bewegen, noch umwenden kann. Alsdann machen sie über dem Lager ein Loch und erstechen ihn darinnen mit Spießen."

Wäre es nicht der alte Steller, der diese Dinge erzählt, man würde ihm wahrhaftig kaum Glauben schenken; die Wahrheitstreue des guten Beobachters ist aber so gewiß erprobt, daß uns kein Recht zusteht, an seinen Mittheilungen, bevor das Gegentheil erwiesen ist, zu zweifeln.

Die Kamtschadalen erlegen den Bären gewöhnlich mit Pfeilen oder graben ihn im Herbst und Winter aus seinen Löchern, nachdem sie ihn vorher mit Spießen in der Erde erstochen haben. Auch treten sie ihm mit der Lanze oder dem Messer entgegen und greifen ihn an, wenn er gereizt sich auf die Hinterbeine stellt.

Die Jäger in Jemtland gehen dem Bären mit einem Armfutteral zu Leibe, stecken ihm den Arm mit dem Futteral in den Rachen, ziehen den Arm frei heraus und tödten das Thier, ehe es noch aus seiner Ueberraschung zur Besinnung gekommen ist.

Diese Jagdart erinnert gewissermaßen an die der spanischen „Oseros", von deren Bärenkämpfen ich während meines Aufenthalts in Spanien von vielen Asturiern und Galegos übereinstimmende Berichte erhielt. Der Bär ist auf der pyrenäischen Halbinsel blos noch im Norden heimisch, dort aber über das ganze Hochgebirge verbreitet. Er wird von den Spaniern in wirklich lächerlicher Weise gefürchtet, ist aber zu ihrer größten Freude seit 25 Jahren in stetem

Abnehmen begriffen. In Leon, Galizien und Asturien, wo er noch am zahlreichsten vorkommt, macht man regelmäßige Jagden auf ihn. Jedoch geschieht seine Vertilgung fast ausschließlich noch immer durch die Oseros oder zünftigen Bärenjäger, deren Gewerbe vom Vater auf den Sohn erbt. In der Achtung der Spanier stehen diese Leute sogar über den „Toreros" oder Stierfechtern, und das mag der beste Beweis von der Gefährlichkeit ihres Handwerks sein. In der That gehört wahrhaft männlicher Muth dazu, einen Bären in der Weise jener Leute zu erlegen. Unter Mithilfe von zwei starken und tüchtigen Hunden sucht der Osero sein Wild in dem fast undurchdringlichen Dickicht der Gebirgswälder auf und stellt sich ihm, sobald er es gefunden, zum Zweikampfe gegenüber, Mann gegen Mann. Er führt kein Feuergewehr, sondern ganz eigenthümliche Waffen: ein breites, schweres und spitzes Waidmesser an der Seite und einen Doppeldolch, welcher zwei sich gegenüberstehende, dreiseitig ausgeschliffene und nadelscharfe Klingen besitzt und den Handgriff in der Mitte hat. Den linken Arm hat der Mann zum Schutze gegen das Gebiß und die Krallen des Bären mit einem dicken Aermel überzogen, welcher aus alten Lumpen zusammengenäht ist. Der Doppeldolch wird mit der linken Hand geführt, das Waidmesser ist die Waffe der rechten. So ausgerüstet tritt der Jäger dem Raubthiere, welches von den Hunden aufgestört und ihm angezeigt worden ist, entgegen, sobald dasselbe sich anschickt, ihn mit einer jener Umarmungen zu bewillkommnen, welche alle Rippen im Leibe zu zerbrechen pflegen. Furchtlos läßt er den brummenden, auf den Hinterbeinen auf ihn zuwandelnden Bären herankommen; im günstigen Augenblicke aber setzt er ihm den Doppeldolch zwischen Kinn und Brust und stößt ihm denselben mit der obern Spitze in die Gurgel. Sobald sich der Bär verwundet fühlt, versucht er das Eisen herauszuschleudern, und macht zu diesem Zwecke mit dem Kopfe eine heftige Bewegung nach unten. Dabei stößt er sich aber die zweite Klinge in die Brust, und in diesem Augenblicke rennt ihm der Osero das breite Waidmesser mehrere Male in das Herz. Ich habe, obgleich mir die eigene Anschauung fehlt, keinen Grund, die Art und Weise derartiger Zweikämpfe zu bezweifeln, wenigstens erscheint mir dies bei der Uebereinstimmung der gehörten Beschreibungen unzulässig.

Der Nutzen, welchen eine glückliche Bärenjagd abwirft, ist der größte, den eine Jagd, in Europa wenigstens, überhaupt gewähren kann. In allen Ländern, in welchen Bären hausen, erhält der Schütze nicht blos eine Belohnung von regierungswegen, sondern auch von den umwohnenden Herdenbesitzern, und mancher Bärenjäger hat schon auf diese Weise fast hundert Thaler gewonnen. Auch ist die Decke oder der Pelz des Bären 12 bis 20 Thaler werth und sein Fett wird gut bezahlt. Das Fleisch junger Bären, sowie die Keulen und Pranken der alten, gut zubereitet, werden als Leckerbissen geschätzt.

Junge Bären benehmen sich in der Gefangenschaft recht angenehm. Sie sind verhältnißmäßig reinlich, machen wenig Ansprüche hinsichtlich guter Nahrung und Behandlung, sind zuthulich und schließen sich dem Menschen und einzelnen Hausthieren in gewissem Grade an. Schon im ersten Vierteljahre ihres Lebens stellen sie sich auf ihre Hinterfüße und beginnen nunmehr ihre täppischen Spiele, deren Anblick auch den ärgsten Murrkopf erheitern muß. Sie balgen sich wie kleine, ungezogene Knaben, klettern um die Wette und aus reinem Uebermuthe an Bäumen in die Höhe, vergnügen sich durch eiliges Laufen u. s. w., thun aber Alles so ungeschickt als möglich und werden grade deshalb unterhaltend. Wenn sie eingesperrt sich selbst überlassen sind, pflegen sie sich durch Belecken ihrer Tatzen, welches stets unter lautem Gesumm geschieht, die Zeit zu vertreiben. Die Freude an ihnen währt aber nur kurze Zeit. Schon wenn sie ein halbes Jahr alt geworden sind, bricht ihre Bärennatur durch. Sie verlieren ihre Anhänglichkeit an den Menschen, werden roh, bissig und mit zunehmendem Alter immer gefährlicher. Doch können sie noch demungeachtet zu gewissen, höchst einfachen Kunststücken abgerichtet werden, und im vorigen Jahrhundert wurde ja, wie bekannt, aus dieser Abrichtung förmlich ein Erwerbszweig gemacht.

Dem jetzigen Geschlecht sind die Bärenführer fast nur noch vom Hörensagen bekannt. Die von denselben gezeigten Petze waren unter dem Namen „Tanzbär" bekannt und übten die edle Kunst auch in drolliger Weise aus. Da die Annahme und Erhaltung der aufrechten Stellung schon in der Natur des Bären liegt, war es nicht schwer, ihn zum Tanzen abzurichten. Man setzte den Lehrling in einen Käfig, dessen Boden aus Eisenplatten bestand, welche man ziemlich stark erwärmte. Um der Hitze wenigstens theilweise zu entgehen, richtete sich der eingesperrte Bär auf den Hinterpfoten auf und begann auch etwas zu hüpfen und in seinem Behältnisse herumzuspringen. Dabei wurde getrommelt und gepfiffen, und dem Bären mochte später immer noch die Erinnerung an die erlittene Unbill kommen, wenn er dieselben Töne wieder vernahm, welche bei jener Marter erschollen waren; kurz, er erhob sich später beim Trommelschall und

tanzte, als ob er sich noch auf den heißen Platten befände. An einem Ringe, welcher ihm durch die Nase gezogen war, wurde er gelenkt und gebändigt. Außerdem richteten die Bärenführer ihre Thiere aber auch noch dazu ab, sich zu überschlagen, Affen auf sich reiten zu lassen, einen Stock im Maul und auf den Armen zu tragen und von der gaffenden Volksmenge Geld einzusammeln, wobei sie einen Teller in der Pfote haltend im Kreise umhergingen und auf ein gegebenes Zeichen ihres Führers zu brummen begannen, wenn die Gabe nicht genügend ausfiel. Manche führten auch mit ihrem Herrn gewisse Wettkämpfe auf und zeigten dabei wirklichen Verstand.

In manchen Gegenden Rußlands und Sibiriens läßt man die gefangenen Bären, so lange sie noch jung sind, das Rad treten, um Wasser aus tiefen Brunnen zu ziehen, ja, man richtet sie sogar ab, Säcke und Holz an einen bestimmten Ort zu tragen: doch ist dem Meister Petz immer nur so lange zu trauen, als er noch jung ist; denn mit zunehmendem Alter bricht seine Wildheit durch, und das Thierische in ihm siegt über alle erhaltene Zucht.

Die Baronin von W. hatte einen jungen männlichen Bären aufgezogen, welcher sich beständig in ihrem Zimmer aufhielt. Er war gleich einem Hunde zur Reinlichkeit gewöhnt worden und stand so hoch in Gnaden, daß ihm sogar sein Nachtlager neben dem Schlafzimmer der Dame gestattet war. Diese Freude dauerte etwas länger als ein Jahr, und kein Mensch dachte daran, daß der so wohl gezogene Bär irgend ein Unheil anrichten könne, als man eines Morgens die allgemein geachtete Dame von ihrem Liebling erwürgt im Bette fand. Auch die seit Altersher in dem Stadtgraben von Bern gehaltenen Bären haben sich in neuester Zeit einen traurigen Ruhm erworben: sie zerrissen einen Norweger, welcher in der Trunkenheit in ihr Gefängniß gestürzt war.

In früheren Zeiten und noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts galt es als ein fürstliches Vergnügen, Bären mit großen Hunden kämpfen zu lassen. Die deutschen Fürsten fütterten die wilden Thiere blos zu diesem Zwecke in eigenen Gärten. „August der Starke", so erzählt von Flemming, „hatte deren zwei, und es ereignete sich, daß einstmals aus dem Garten zu Augustusburg ein Bär entsprang, bei einem Fleischer ein Kalbsviertel herunterriß und, da ihn die Frau verjagen wollte, diese sammt ihren Kindern erwürgte, worauf Leute herbeieilten und ihn todtschossen." Der für den Kampf bestimmte Bär wurde in einem Kasten auf den Platz gefahren. Sein Kasten konnte durch einen Zug aus der Ferne so geöffnet werden, daß er sich nach allen Seiten niederlegte und den Bären dann plötzlich ganz befreite. Hierauf ließ man große, schwere Hunde gegen ihn los. Packten ihn diese fest, so konnte er ohne besondere Schwierigkeiten von einem Mann abgefangen werden. Im Dresdner Schloßhofe wurden im Jahre 1630 binnen acht Tagen drei Bärenhetzen abgehalten.

Die Römer erhielten ihre Bären hauptsächlich vom Libanon, obgleich sie erzählen, daß sie solche auch aus Nordafrika und Libyen bezogen hätten.

Als Abarten des gemeinen Bären sind unzweifelhaft folgende anzusehen: Der Halsbandbär, der Gold- und Silberbär und der norwegische Bär, obwohl man die allerspitzfindigsten Unterschiede zwischen ihnen hervorgesucht hat, um ihre Artselbstständigkeit zu begründen. Leugnen läßt sich nicht, daß namentlich der Halsbandbär, welcher vom Ural durch ganz Sibirien bis nach Kamtschatka wohnt, sich in vieler Hinsicht von unserm gewöhnlichen Bären unterscheidet. Seine Ohren sind kürzer und mehr gerundet, der Leib ist dicker, schwerfälliger und plumper, die Haare sind länger und zottiger. Die Farbe ist bald hellgelblich, bald schwarzbraun, und die breite weiße Binde, welche sich von den Schultern an um den Hals zieht, bleibt dem Thiere in jedem Alter. Dazu ist die überraschende Gutmüthigkeit des Halsbandbären besonders merkwürdig.

Ebensosehr, aber auch nicht mehr, als der Halsbandbär von dem europäischen Meister Petz verschieden ist, weicht der syrische oder Isabellbär (Ursus isabellinus), der in der biblischen Geschichte mehrmals erwähnt wird, von diesem ab. Seine Färbung ist sehr eigenthümlich und ändert während seines Lebens vielfach ab. In der Jugend ist der Pelz graubraun; er lichtet sich aber mehr und mehr, je älter das Thier wird, und geht schließlich fast in ein reines Weiß über.

Gegenwärtig findet sich der syrische Bär in den gebirgigen Theilen Palästinas, zumal auf dem Libanon. Seine Nahrung soll er mehr aus dem Pflanzenreiche, als aus dem Thierreiche nehmen, obgleich er unter Umständen ebensogut die Herdenthiere angreift, wie unser Meister Petz. In der neuern Zeit hat man den syrischen Bären einige Male nach Europa, zumal nach England gebracht.



Der Grislibär (Ursus ferox).

Unter den amerikanischen Bären ähnelt der Grislibär (Ursus ferox) in seinem Leibesbau und Aussehen unserm braunen Bären; er ist aber bedeutend größer, schwerer, plumper und ganz ungleich stärker, als dieser, denn er erreicht regelmäßig eine Länge von 7 Fuß, nicht selten sogar 7½ Fuß, und ein Gewicht von 7 bis 9 Centnern.

Auch in seiner Lebensweise ähnelt der graue Bär so ziemlich dem unsern. Sein Gang ist aber viel schwankender oder wiegender, und alle seine Bewegungen sind plumper. Nur in der Jugend ist er im Stande, Bäume zu ersteigen, und macht dann von dieser Fähigkeit auch den ausgedehntesten Gebrauch, um Eicheln, sein Lieblingsfutter, abzustreifen; im Alter scheint er zu den Künsten der Jugend zu schwerfällig geworden zu sein; wenigstens haben sich mehr als einmal die von ihm gefährdeten Jäger durch rasches Ersteigen von Bäumen gerettet und dabei bemerkt, daß er trotz der höchsten Wuth keinen Versuch gemacht, sie dort zu verfolgen. Dagegen schwimmt er mit Leichtigkeit selbst über breite Ströme und verfolgt im Zorn auch im Wasser seinen Feind. Er ist ein furchtbarer Räuber und mehr als stark genug, jedes Geschöpf seiner Heimat zu bewältigen. So fällt ihm selbst der starke Bison, dessen Vetter Ur unser Bär sehr behutsam aus dem Wege geht, zur Beute, und von ihm abwärts jedes Säugethier. Vor dem Menschen hat er durchaus keine Furcht. Alle seine Sippschaftsverwandten gehen, von angebornem Gefühl getrieben, dem Herrn der Erde aus dem Wege und greifen ihn blos dann an, wenn sie der rasende Zorn oder der Drang nach Rache übermannt: nicht so der graue Bär. Er geht ohne weiteres auf den Menschen los, sei er zu Pferde oder zu Fuß, bewaffnet oder nicht, habe

er ihn beleidigt oder gar nicht daran gedacht, ihn zu kränken. Und wehe Dem, welcher sich nicht noch rechtzeitig vor ihm flüchtet oder, wenn er ein ganzer Mann ist, im rechten Augenblick eine tödtende Kugel ihm zusenden kann: Der rasende Bär umarmt ihn, sobald er ihn eingeholt hat, und zerpreßt ihm die Rippen im Leibe, oder zerreißt ihm mit einem einzigen Tatzenschlage den ganzen Leib. Palliser, welcher glücklich genug war, fünf von diesen furchtbaren Geschöpfen zu tödten, ohne mit ihren Zähnen und Klauen Bekanntschaft zu machen, bestätigt die Erzählung der Indianer von der Wuth dieser Thiere und giebt eine Beschreibung der gefährlichen Jagden, von denen schließlich eine fast regelmäßig den Tod des Jägers herbeiführt; denn die Lebenszähigkeit des Ungeheuers ist ebenso groß, wie seine Kraft, und jede nicht augenblicklich tödtende Wunde, welche es erhält, ist für den Jäger weit gefährlicher, als für das Raubthier. Es vergißt dann jede Rücksicht und lechzt blos noch nach Rache.

Aus allen diesen Gründen erringt der Jäger, welcher sich erwiesenermaßen mit Ephraim gemessen hat, die Bewunderung und Hochschätzung aller Männer, welche von ihm hören, der Weißen ebensowohl, wie der Indianer.

In den jüngeren Jahren ist auch der Grislibär ein allerliebstes, gemüthliches, nettes Thierchen. Sein Fell ist so fein und schön, trotz seiner Länge und Dicke, und so schmuck von Farbe, daß es den kleinen Kerl sehr ziert. Nach seinem Tode wird es mit Recht als ganz vorzügliches Pelzwerk geschätzt. Wenn man einen ganz jungen grauen Bären einfängt, kann er leidlich gezähmt werden; doch selbst gezähmte bleiben immerhin höchst zweifelhafte Gefährten des Menschen. Palliser, welcher einen Grislibär gefangen und mit nach Europa gebracht hatte, erzählt, daß sein Gefangener auf der Heimreise unbedingt der gemüthlichste Gesell des ganzen Schiffes gewesen sei. Er aß, trank und spielte mit den Matrosen und erheiterte alle Reisende, so daß der Kapitän des Schiffes später unserm Jäger versicherte, er würde sehr erfreut sein, wenn er für jede Reise einen jungen Bären bekommen könnte.

In der Neuzeit sind die Grislibären häufiger zu uns gebracht worden. Sie haben stets die größte Aufmerksamkeit der Beschauer auf sich gezogen, ebensowohl wegen ihrer Größe, als wegen ihres lustigen, unterhaltenden Wesens. In dem Londoner Thiergarten befinden sich zwei von ihnen, welche auch einmal in der Thierheilkunde eine große Rolle spielten. Die meisten Bären leiden nämlich an Augenkrankheiten, und jene beiden wurden schon in ihrer Jugend von einer heftigen Augenentzündung befallen, welche ihnen vollkommene Blindheit zurückließ. Aus Mitleid ebensowohl, als auch um die Wirkungen des Chloroforms bei ihnen zu erproben, beschloß man, ihnen den Staar zu stechen, und der Versuch glückte merkwürdig gut. Die beiden Kranken wurden zuvörderst von einander getrennt, und hierauf legten die Wärter jedem derselben ein starkes Halsband an, an welches mehrere Stricke befestigt wurden. Vier starke Leute zogen den Kopf des Riesenbären sodann dicht an das Gitter heran, und jetzt konnte man ihm ohne Furcht den mit Chloroform getränkten Schwamm unter die Nase halten. Die Wirkung war eine ganz unverhältnißmäßig rasche und sichere. Nach wenigen Minuten schon lag das gewaltige Thier ohne Besinnung und ohne Bewegung wie todt in seinem Käfig, und der Augenarzt konnte jetzt getrost in denselben eintreten, sich das furchtbare Haupt nach Belieben zurecht legen und seine Operation vornehmen. Die beabsichtigte Heilung glückte, Dank der Geschicklichkeit des Wundarztes, vollständig. Als man eben die Verdunkelung des Käfigs bewirkt hatte, erwachte das Thier, taumelte noch wie betrunken hin und her und schien um so unsicherer zu werden, je mehr es zu Besinnung kam. Mit der Zeit aber schien es zu bemerken, was mit ihm während seines Todtenschlafes geschehen war, und als man es nach wenigen Tagen wieder untersuchte, war es sich seiner wiedererlangten Sehfähigkeit vollkommen bewußt geworden und schien sich jetzt sichtlich an dem herrlichen Lichte des Tages zu erfreuen.

Der bekannteste Bär Amerikas ist der Baribal oder Muskwa (Ursus americanus), ein weit verbreitetes und verhältnißmäßig gutmüthiges, wenigstens ungleich harmloseres Thier als Grisel- und europäischer Bär. Wegen seiner dunkeln Färbung ist er unter dem Namen „schwarzer Bär" noch bekannter, als unter den angeführten, welche von den Indianern herstammen sollen.

Der Baribal erreicht ungefähr die Größe unsers europäischen Bären, d. h. eine Länge von 6½ Fuß bei einer Schulterhöhe von etwas über 3 Fuß. Er unterscheidet sich von ihm hauptsächlich durch den schmälern Kopf, die spitzere, von der Stirn nicht abgesetzte Schnauze, die sehr kurzen Sohlen und durch die Beschaffenheit und Färbung des Pelzes. Dieser besteht aus langen, straffen und glatten Haaren, welche nur an der Stirn und um die Schnauze, sich verkürzen. Ihre Färbung ist ein glänzendes Schwarz, welches jedoch zu beiden Seiten der Schnauze



Der Baribal oder Muskwa (Ursus americanus).

in das Fahlgelb übergeht. Ein ebenso gefärbter Flecken findet sich oft auch vor den Augen. Seltener sieht man Baribals mit weißen Lippenrändern und weißen Streifen auf Brust und Scheitel. Die Jungen, welche lichtgrau aussehen, legen mit Beginn ihres zweiten Lebensjahres das dunkle Kleid ihrer Eltern an, erhalten jedoch nicht zugleich die langhaarige Decke derselben, ihr Pelz ist immer kurzhaarig.

Der Baribal ist über ganz Nordamerika verbreitet. Man hat ihn in allen waldigen Gegenden gefunden, von der Ostküste bis zur Grenze Kaliforniens und von den Pelzländern bis nach Mejiko. Der Wald bietet ihm eigentlich Alles, was er bedarf; er wechselt seinen Aufenthalt aber nach den Jahreszeiten, wie es deren verschiedene Erzeugnisse bedingen. Während des Frühlings pflegt er sich seine Nahrung in den reichen Flußniederungen zu suchen und sich deshalb in jenen Dickichten aufzuhalten, welche die Ufer der Ströme und Seen umsäumen. Im Sommer zieht er sich in den tiefen, an Baumfrüchten mancherlei Art so reichen Wald zurück, und im Winter endlich wühlt er sich an einer den Blicken möglichst verborgenen Stelle ein passendes Lager, in welchem er zeitweilig schläft oder wirklichen Winterschlaf hält. Ueber letztern lauten die Angaben noch verschieden. Einige sagen, daß nur manche Bären wochenlang im Lager verborgen wären und schliefen, während die übrigen auch im Winter von einem Ort zum andern streiften, ja sogar von nördlichen Gegenden her nach südlichen wanderten; Andere glauben, daß dies nur in gelinderen Wintern geschehe, während in strengeren sämmtliche Bären Winterschlaf hielten. Sicher ist, daß man grade im Winter oft zur Jagd des Baribal auszieht und ihn in seinem Lager aufsucht.

Auch der Baribal ist, so dumm, plump und ungeschickt er aussieht, ein wachsames, reges und bewegungsfähiges Thier. Er ist kräftig, muthig, geschickt und ausdauernd. Sein Lauf ist so schnell, daß ihn ein Mann nicht einzuholen vermag; das Schwimmen versteht er vortrefflich, und im Klettern ist er Meister. Jedenfalls ist er in allen Leibesübungen gewandter, als unser brauner Bär, dessen Eigenschaften er im übrigen besitzt.

Seine Nahrung besteht hauptsächlich in Pflanzenstoffen und zwar in Gräsern, Blättern: halbreifem und reifem Getreide, in Beeren und Baumfrüchten der verschiedensten Art. Doch verfolgt auch er das Herdenvieh der Bauern, und wagt sich, wie Meister Braun, selbst an die

bewehrten Rinder. Dem Landwirth schadet er immer, gleichviel, ob er in die Pflanzung einfällt oder die Herden beunruhigt, und deshalb ergeht es ihm, wie unserm Bären: er wird ohne Unterlaß verfolgt und durch alle Mittel ausgerottet, sobald er sich in der Nähe des Menschen zu zeigen wagt.

Die Jagd des Baribal ist von Vielen geschildert worden. Sie gilt für sehr gefährlich, hauptsächlich wegen der merkwürdigen Lebenszähigkeit des Thieres. Man wendet die verschiedensten Mittel an, sich seiner zu bemächtigen. Viele werden in großen Schlagfallen gefangen, die meisten aber mit der Pirschbüchse erlegt. Gute Hunde leisten dabei vortreffliche Dienste, indem sie den Bären verbellen oder zu Baum treiben und dem Jäger Gelegenheit geben, ihn mit aller Ruhe aufs Korn zu nehmen und ihm eine Kugel auf die rechte Stelle zu schießen.

Sehr eigenthümlich sind manche Jagdweisen der Indianer, noch eigenthümlicher die feierlichen Gebräuche zur Versöhnung des abgeschiedenen Bärengeistes, welche einer gottesdienstlichen Verehrung gleichkommen. Alexander Henry, der erste Engländer, welcher in den eigentlichen Pelzgegenden reiste, erzählt Folgendes: „Im Januar hatte ich das Glück, einen sehr starken Kieferbaum aufzufinden, dessen Rinde von den Bärenklauen arg zerkratzt war. Bei fernerer Prüfung entdeckte ich ein großes Loch in dem obern Theile, welches in das hohle Innere führte, und schloß aus Allem, daß hier ein Bär sein Winterlager aufgeschlagen haben möchte. Ich theilte die Beobachtungen meinen indianischen Wirthen mit, und diese beschlossen sofort, den Baum zu fällen, obgleich er nicht weniger als drei Klaftern im Umfange hielt. Am nächsten Morgen machte man sich über die Arbeit, und am Abend hatte man das schwere Werk zur Hälfte beendet. Am Nachmittag des folgenden Tages fiel der Baum, und wenige Minuten später kam zur größten Befriedigung Aller ein Bär von außergewöhnlicher Größe durch die gedachte Oeffnung hervor. Ich erlegte ihn, ehe er noch einige Schritte gemacht hatte. Sofort nach seinem Tode näherten sich ihm alle Indianer und namentlich die „alte Mutter", wie wir sie nannten. Sie nahm den Kopf des Thieres in ihre Hände, streichelte und küßte ihn wiederholt und bat den Bären tausendmal um Verzeihung, daß man ihm das Leben genommen habe, versicherte auch, daß nicht die Indianer dies verübt hätten, sondern daß es sicherlich ein Engländer gewesen wäre, welcher den Frevel begangen. Diese Geschichte währte nicht eben lange; denn es begann bald das Abhäuten und Zertheilen des Bären. Alle beluden sich mit der Haut, dem Fleisch und dem Fett und traten darauf den Heimweg an."

Sobald man zu Hause angekommen war, wurde das Bärenhaupt mit allem Flitterwerk, welches die Familie besaß, geschmückt, mit silbernen Armbändern u. dgl. Dann legte man es auf ein Gerüst und vor die Nase eine Menge von Tabak. Am nächsten Morgen wurden Vorbereitungen zu einem Feste getroffen. Die Hütte wurde gereinigt und gefegt, das Haupt des Bären erhoben und ein neues Tuch, welches noch nicht gebraucht worden war, darüber gebreitet. Dann wurden die Pfeifen zurechtgemacht, und der Indianer blies Tabaksrauch in die Nasenlöcher des Bären. Er bat mich, dasselbe zu thun, weil ich, der ich das Thier getödtet habe, dadurch sicher seinen Zorn besänftigen werde. Ich versuchte, meinen wohlwollenden und freundlichen Wirth zu überzeugen, daß der Bär kein Leben mehr habe, meine Worte fanden aber keinen Glauben. Zuletzt hielt mein Wirth eine Rede, in welcher er den Bären zu verherrlichen suchte, und nach dieser endlich begann man von dem Bärenfleische zu schmausen."

Die Amerikaner halten den Baribal oft in Gefangenschaft, hauptsächlich zu dem Zweck, ihn mit starken Hunden kämpfen zu lassen. Dabei zeigt sich die englische oder amerikanische Rohheit schrankenlos. Doch sieht man den Baribal auch als Gefangenen irgend eines Thierfreundes und dann gewöhnlich als sehr zahmen und gemüthlichen Burschen.

Die schwarzen Bären des Hamburger Zoologischen Gartens unterscheiden sich durch ihre Sanftmuth und Gutartigkeit wesentlich von ihren Verwandten. Sie machen ihren Wärtern gegenüber niemals von ihrer Kraft Gebrauch, sondern erkennen vielmehr die Oberherrlichkeit des Menschen vollkommen an und lassen sich mit größter Leichtigkeit behandeln. Jedenfalls fürchten sie den Wärter weit mehr, als dieser sie. Aber sie fürchten sich auch vor jedem andern Thiere. Ein kleiner Elefant, welcher öfters an ihren Käfigen vorbeigeführt wurde, versetzte sie anfangs so in Schrecken, daß sie eiligst an dem Baume ihres Käfigs emporklimmten, als ob sie dort Schutz suchen wollten. Zu Kämpfen mit anderen Bären, welche man zu ihnen bringt, zeigen sie keine Lust, selbst ein kleiner, muthiger ihrer eigenen Art kann sich die Herrschaft im Zwinger erwerben.

Dieselben geben fortwährend Gelegenheit, zu beobachten, wie leicht und geschickt sie klettern. Wenn sie durch irgend Etwas erschreckt werden, springen sie mit einem Satze ungefähr 6 Fuß hoch bis zu den ersten Zweigen des glatten Eichenstammes empor und steigen dann mit größter

Schnelligkeit und Sicherheit bis zu dem Wipfel hinauf. Einmal sprang die alte Bärin über den Wärter, welcher sie in die Zelle einzutreiben versuchte, hinweg und auf den Baum. Die Stimme hat mit der unsers braunen Bären Aehnlichkeit, ist aber viel schwächer und kläglicher. Ein eigentliches Gebrüll oder Gebrumme hat man nie vernommen.

Als asiatischen Vertreter des Baribal darf man den tibetanischen Kragenbär oder Kuma der Japanesen (Ursus tibetanus) betrachten. Er kommt zwar jenem in der Größe nicht ganz gleich, ähnelt ihm aber sehr in der Färbung. Wallich fand unseren Bären in Nepal auf, und Siebold sagt in seinem Werke über die Thierwelt Japans, daß der Kuma nicht blos in China und Japan, sondern auch in den meisten Gebirgen des Festlandes und der Inseln Südasiens häufig vorkomme. Ueber Lebensweise und Betragen fehlen uns Berichte. Nach Duvaucel soll der Kragenbär wilder, also wohl bösartiger sein, als andere indische Bären; die bis jetzt lebend nach Europa gelangten Kumas bestätigten jedoch diese Ansicht durchaus nicht. Sie zeigten sich sehr gutartig, waren spielluftig und gleichmüthig, wie andere Bären und begnügten sich gern mit Brod und Früchten.

In Südasien leben einige kleine, schlank gebaute, kurzhaarige Bären, welche man Sonnenbären (Helarctos) genannt hat, weil sie, ganz gegen Gewohnheit ihrer Verwandten, sich gern in den brennendheißen Strahlen der Mittagssonne ihrer Heimat umhertreiben und sömmern.

Die bekannteste Art ist der Bruan (Helarctos malayanus), ein Bewohner Nepals, Hinterindiens und der Sundainseln. Seine Länge beträgt etwa 4 Fuß, die Höhe fast 2 Fuß. Er ist plump gebaut, schlank vom Leibe zwar, aber dickköpfig, breitschnäuzig, mit verhältnißmäßig ungeheuren Tatzen, deren Krallen stark und lang sind, mit kleinen Ohren und sehr kleinen, ziemlich blöden Augen. Der Pelz ist kurz, dicht und mit Ausnahme der fahlgelben Schnauzenseiten und eines hufeisenförmigen Brustfleckens von gelber oder lichter Grundfärbung, glänzend schwarz. Die Lippen dieses Bären sind sehr dehnbar, die Zunge kann weit hervorgestreckt werden. Der Bruan ist vorzugsweise Pflanzenfresser; vor Allem liebt er süße Früchte. In den Kakaopflanzungen richtet er oft bedeutenden Schaden an; zuweilen macht er sie unmöglich. Er lebt ebensoviel auf den Bäumen als auf dem Boden. Unter allen eigentlichen Bären klettert er am geschicktesten. Ueber Fortpflanzung und Jugendleben fehlen Berichte. Man sagt, daß er in Indien oft gefangen gehalten werde, weil man ihn, als einen gutmüthigen harmlosen Gesellen, selbst Kindern zum Spielgenossen geben und nach Belieben in Haus, Hof und Garten umherstreifen lassen dürfe. Erfahrungen, welche am Bruan in der Gefangenschaft gemacht wurden, stimmen mit dieser Schilderung nicht überein. Er ist nichts weniger als gutmüthig, vielmehr dumm, sehr dumm — störrisch und unreinlich. Der besten Pflege ungeachtet, hat er sich mit seinem Wärter noch nicht befreunden können.

Auffallender noch in Gestalt und Wesen, als die Sonnenbären, ist der Lippenbär oder Aswail (Prochilus labiatus). Ihn kennzeichnet ein kurzer, dicker Leib, niedere Beine, ziemlich große Füße, deren Zehen mit ungeheuren Sichelkrallen bewehrt sind, eine vorgezogene, stumpfspitzige Schnauze mit weit vorstreckbaren Lippen und ein langes zottiges Haar, welches im Nacken eine Mähne bildet und auch seitlich tief herabfällt. Alle angegebenen Merkmale verleihen der Sippe einen hinlänglichen Grad von Selbstständigkeit. Wie merkwürdig das Thier sein muß, sieht man am besten daraus, daß es im Anfange unter dem Namen des bärenartigen Faulthieres (Bradipus ursinus) beschrieben, ja in einem Werke sogar „das namlose Thier" genannt wurde. In Europa ist der Lippenbär zu Ende des vorigen Jahrhunderts bekannt geworden, und erst Anfang dieses Jahrhunderts kam er auch lebend dahin.

Die Länge des Lippenbären beträgt, einschließlich des etwa 4 Zoll langen Schwanzstumpfes, 5 bis 5½, die Höhe am Widerrist ungefähr 2⅔ Fuß. Der ziemlich flache, mit einer breiten, platten Stirne versehene Kopf verlängert sich in eine lange, schmale, zugespitzte und rüsselartige Schnauze von höchst eigenthümlicher Bildung. Die Nasenflügel reichen schon im Stande der



Der Lippenbär (Prochilus labiatus).

Ruhe ziemlich weit über den Kiefer hinaus, können aber unter Umständen so verlängert, vorgeschoben, zusammengelegt und umgeschlagen werden, daß sie eine Art Röhre bilden, welche fast vollständig die Fähigkeiten eines Rüssels besitzt. Die lange, schmale und platte, vorn abgestutzte Zunge hilft diese Röhre mit bilden und verwenden, und so ist das Thier im Stande, nicht blos Gegenstände aller Art zu ergreifen und an sich zu ziehen, sondern förmlich an sich zu saugen. Der übrige Theil des Kopfes ist durch die kurzen, stumpf zugespitzten und aufrechtstehenden Ohren, sowie die kleinen, fast schweineartigen, schiefen Augen ausgezeichnet; doch sieht man vom ganzen Kopfe nur sehr wenig, weil selbst der größte Theil der kurzbehaarten Schnauze von den auffallend langen, struppigen Haaren des Scheitels verdeckt wird. Dieser Haarpelz verhüllt auch gänzlich den Schwanz und verlängert sich an manchen Theilen des Körpers, zumal am Hals und im Nacken, zu einer dichten, krausen und struppigen Mähne. In der Mitte des Rückens bilden sich gewöhnlich zwei sehr große, wulstige Büsche aus den sich hier verwirrenden Haaren und geben dem Bären ganz das Aussehen, als ob er einen Höcker trüge. So gewinnt der ganze Vordertheil des Thieres ein höchst unförmliches Aussehen, und dieses wird durch den plumpen und schwerfälligen Leib und die kurzen und dicken Beine noch wesentlich erhöht. Sogar die Füße sind absonderlich und namentlich die außerordentlich langen, scharfen und gekrümmten Krallen ganz eigenthümlich, wirklich faulthierartig. Das Gebiß, wenigstens das der alten Thiere, hat auch sein eigenes Gepräge. Die Schneidezähne fallen in der Regel frühzeitig aus, und der Zwischen-

kiefer bekommt dann ein in der That in Verwirrung setzendes Aussehen. Aus diesem Grunde dürfen wir es den betreffenden Naturforschern nicht so sehr verargen, daß sie den Lippenbär unter die zahnlosen Thiere rechnen wollten. Die Färbung der groben Haare ist ein glänzendes Schwarz; die Schnauze bis zu den Augen ist grau oder schmuzigweiß, ein fast herzförmig oder hufeisenförmig gestalteter Brustflecken aber weiß gefärbt. Bisweilen haben auch die Zehen eine sehr lichte Färbung. Die Krallen sind in der Regel weißlich hornfarben, die Sohlen aber schwarz. Eine weit geringere Ausbildung der Mähne an Kopf und Schultern und die deshalb hervortretenden, verhältnißmäßig großen Ohren, sowie die dunkleren Krallen unterscheiden die Jungen von den Alten, auch ist bei ihnen gewöhnlich die Schnauze bis hinter die Augen gelblichbraun und die Hufeisenbinde auf der Brust gelblichweiß gefärbt.

Der gemähnte Lippenbär ist ein Ostindier von Geburt. Seine Heimat ist das Festland Südasiens, ebensowohl Bengalen, als die östlich und westlich daran grenzenden Gebirge und die Insel Ceylon. Besonders häufig soll er in den Gebirgen von Tetan und Nepal gefunden werden. Als echtes Gebirgsthier steigt er nur zuweilen in die Ebenen herab; in den Gebirgen jedoch findet er sich überall ziemlich häufig und zwar nicht blos in einsamen Wäldern, sondern auch in der Nähe von bewohnten Orten; auf Ceylon dagegen verbirgt er sich, wie Tennent berichtet, in den dichtesten Wäldern der hügeligen und trockenen Landschaften, an der nördlichen und südöstlichen Küste, und wird ebenso selten in größeren Höhen, als in den feuchten Niederungen angetroffen. Im Gebiet von Karetschi auf Ceylon war er während einer länger währenden Dürre so gemein, daß die Frauen ihre so beliebten Bäder und Waschungen in den Flüssen gänzlich aufgeben mußten, weil ihnen nicht nur auf dem Lande, sondern auch im Wasser Bären in den Weg traten, — hier oft gegen ihren Willen; denn sie waren beim Trinken in den Strom gestürzt und konnten in Folge ihres täppischen Wesens nicht wieder aufkommen. Während der heißesten Stunden des Tages liegt unser Bär in natürlichen oder selbst gegrabenen Höhlen. Er ist, wie es scheint, im höchsten Grade empfindlich gegen die Hitze und leidet außerordentlich, wenn er genöthigt wird, über die kahlen, von der Sonne durchglühten Gebirgsflächen zu wandern. Englische Jäger fanden, daß die Sohlen eines Lippenbären, welchen sie durch ihre Verfolgung genöthigt hatten, bei Tage größere Strecken in den Mittagsstunden zu durchlaufen, schließlich vollständig verbrannt waren, und ich meinestheils glaube diese Thatsache durchaus glaubhaft finden zu können, weil ich Aehnliches in Afrika bei Hunden bemerkt habe, welche nach längeren Jagden während der Mittagszeit wegen ihrer verbrannten Sohlen nicht mehr gehen konnten.

Man sagt, daß die Nahrung des Aswail fast ausschließlich in Pflanzenstoffen und kleineren, zumal wirbellosen Thieren bestände, und daß er sich nur beim größten Hunger an Wirbelthiere wage. Verschiedene Wurzeln, Immennester, deren Waben mit Jungen oder deren Honig er gleich hochschätzt, Raupen, Schnecken und Ameisen, sowie Früchte aller Art bilden seine Nahrung, und seine langgebogenen Krallen leisten ihm bei Aufsuchung und bezüglich Ausgrabung verborgener Wurzeln, oder aber bei Eröffnung der Ameisenhaufen sehr gute Dienste. Selbst die festen Baue der Termiten soll er mit Leichtigkeit zerstören können und dann unter der jüngern Brut große Verwüstungen anrichten. Der Bienen und Ameisen wegen steigt er auf die höchsten Bäume. Allein unter Umständen wird er auch größeren Säugethieren oder Vögeln gefährlich und fällt selbst Herdenthiere und Menschen an. Gewöhnlich weicht er dem sich nahenden Menschen aus; allein seine Langsamkeit verhindert ihn nicht selten an der Flucht, und nun wird er, weniger aus Bösartigkeit, als vielmehr aus Furcht, und in der Absicht, sich selbst zu vertheidigen, der angreifende Theil. Und seine Angriffe sind unter solchen Umständen so fürchterlich, daß die Singalesen in ihm das furchtbarste Thier erblicken.

Die Postläufer, welche nur bei Nacht reisen, sind den Anfällen der Lippenbären mehr als alle Anderen ausgesetzt und tragen deshalb immer hellleuchtende Fackeln in den Händen, deren greller Schein die Thiere schreckt und veranlaßt, den Weg zu räumen.

In der Gefangenschaft hat man ihn öfters beobachten können und zwar ebensowohl in Indien, wie in Europa. In seinem Vaterlande wird seine Gelehrigkeit von Gauklern und Thierführern benutzt und er zu allerlei Kunststückchen abgerichtet, wie unser Meister Petz. Die Leute ziehen mit ihm in derselben Weise durch das Land, wie früher unsere Bärenführer, und gewinnen durch ihn dürftig genug ihren Lebensunterhalt. In Hinsicht auf diesen Gebrauch haben die Franzosen den Aswail mit dem Namen „Ours jongleur" belegt. In Europa hat man ihn hauptsächlich in England längere Zeit, einmal sogar durch neunzehn Jahre, am Leben erhalten können. Man füttert ihn mit Milch, Brod, Obst und Fleisch und erhält ihn sehr lange bei dieser Nahrung; Brod und Obst scheint er dem übrigen Futter entschieden vorzuziehen. Wenn er jung eingefangen wird, läßt er sich leicht zähmen und macht auch trotz seiner scheinbaren

Plumpheit und Schwerfälligkeit viel Vergnügen. Dabei ist er höchst gutmüthig, zuthunlich und sehr ehrlich. Er macht niemals Miene zu beißen, und man kann ihm, wenn man ihn einmal kennen lernte, in jeder Hinsicht vertrauen.

Wenn nach der Ansicht einiger Naturforscher die ziemlich geringen Unterschiede in der Gestalt und Lebensweise der letzterwähnten Bären schon hinreichend erscheinen, um sie eigenen Gruppen einzureihen, ist es erklärlich, daß man gegenwärtig den Eisbären ebenfalls als Vertreter einer selbstständigen Sippe betrachtet, welcher man den Namen Meerbär (Thalassarctos) gegeben hat. Die Ansichten über Ordnungen, Familien und Sippen, ja selbst über Arten haben sich, wie ich schon wiederholt zu bemerken hatte, in unserer Zeit wesentlich geändert; denn je weiter die Kenntniß der Thiere fortschreitet, um so genauer wird man die einzelnen betrachten, beschreiben und in der Reihe einordnen müssen. Der Eisbär ist nun wirklich ein so merkwürdiges Geschöpf und zeigt in jeder Hinsicht soviel Eigenthümliches, daß er unter den sogenannten wahren Bären ganz vereinzelt dasteht und deshalb auch eine selbstständige Sellung verdient.

Die Sippe der Eisbären unterscheidet sich von den bis jetzt genannten durch den gestreckten Leib mit langem Halse und kurzen, starken und kräftigen Beinen, deren Füße weit länger und breiter sind, als bei den anderen Bären, und deren Zehen starke Spannhäute fast bis zur Hälfte ihrer Länge mit einander verbinden, vor Allem aber durch die ganz eigenthümliche Lebensweise, welcher eine entsprechende Verschiedenheit des ganzen Baues nothwendig zu Grunde liegen muß. Die einzige Art der Sippe, der Eis- oder Polarbär (Thalassarctos polaris) kennzeichnet sich schon hinsichtlich seiner Größe als Meerthier. Er übertrifft hierin selbst den Grislibär noch um etwas: denn die durchschnittliche Länge des Männchens beträgt acht englische Fuß und nicht selten noch einen halben Fuß mehr. Das Gewicht aber steigt von neun auf elf, ja sogar auf sechzehn Centner an.

Der Leib des Eisbären ist weit plumper, aber dennoch gestreckter, als der des gemeinen Bären. Der Hals ist bedeutend dünner und länger; der Kopf ist länglich, niedergedrückt und verhältnißmäßig schmal, das Hinterhaupt sehr verlängert, die Stirn platt, die hinten dicke Schnauze vorn spitz; die Ohren sind klein, kurz und sehr gerundet, die Nasenlöcher weiter geöffnet und die Rachenhöhle minder tief gespalten, als bei Meister Petz. An den Beinen sitzen blos mittellange, dicke und krumme Krallen; der Schwanz ist sehr kurz, dick und stumpf, kaum aus dem Pelze hervorragend. Die Behaarung ist lang, zottig, reich und dicht, jedoch viel kürzer als der Pelz des im heißen Indien lebenden Lippenbären oder der großen Vettern im Norden der Erde. Sie besteht aus kurzer Wolle und aus schlichten, feinen, glänzenden, weichen und fast wolligen Grannen, welche am Kopfe, Hals und Rücken am kürzesten und am Hintertheile, an dem Bauche und den Beinen am längsten sind; auch die Sohlen sind mit diesen Haaren bekleidet. Auf den Lippen und über den Augen befinden sich wenige Borstenhaare; den Augenlidern fehlen die Wimpern. Mit Ausnahme eines dunklen Ringes um die Augen, des nackten Nasenendes, der Lippenränder und der Krallen, trägt der Eisbär ein Schneekleid, welches bei den jungen Thieren von reinem Silberweiß ist, bei älteren aber — wie man annimmt, in Folge der thranigen Nahrung — einen gelblichen Anflug bekommt. Die Jahreszeit übt nicht den geringsten Einfluß auf die Färbung aus.

Der Eisbär bewohnt den höchsten Norden der Erde, den eigentlichen Eisgürtel des Pols, und findet sich blos da, wo das Wasser einen großen Theil des Jahres hindurch oder beständig, wenigstens theilweise, zu Eis erstarrt. Wie weit er nach Norden hinaufgeht, konnte bisher noch nicht ermittelt werden; soweit der Mensch aber in jenen unwirthlichen Gegenden vordrang, hat er dieses Thier als lebensfrischen Bewohner des lebensfeindlichen Erdgürtels gefunden, während er nach Süden hin blos ausnahmsweise noch unter dem 55. Grade nördlicher Breite bemerkt worden ist. Der Eisbär gehört keinem der drei nördlichen Erdtheile ausschließlich, sondern allen nördlichen Erdtheilen gemeinschaftlich an. Von keinem andern Wesen beirrt oder gefährdet, der eisigsten Kälte und den fürchterlichsten, uns schier undenkbaren Unwettern sorglos trotzend, streift er dort durch Land und Meer über die eisige Decke des Wassers oder durch die offenen Wogen, und im Nothfalle muß ihm der Schnee selbst zur Decke, zum Schutze, zum Lager werden. An der Ostküste von ganz Amerika, um die Baffins- und Hudsonsbay herum, in Grönland und Labrador ist er gemein, und zwar ist er ebensowohl auf dem festen Lande, wie auf dem Treibeise zu erblicken, oft sogar in Schaaren, welche durch ihre Anzahl an Schafherden erinnern. Scoresby



Der Eis- oder Polarbär (Thalassarctos polaris).

berichtet, daß er einstmals an der Küste von Grönland hundert Eisbären beisammentraf, von denen zwanzig getödtet werden konnten. In Europa ist es die Insel Spitzbergen, welche seinen ständigen Heimatsort bildet, aber auf den kristallenen Fahrzeugen, die ihm das Meer selbst bietet, auf den Eisschollen, kommt er nicht selten auch an der Nordküste Islands angeschwommen und würde, wäre der Norwegens Küste umfluthende und das Eis dort schmelzende Golfstrom nicht, sich wohl auch öfters in Lappland oder Nordland zeigen. In Asien ist die Insel Novaja-Semlja sein Hauptsitz.

Die Bewegungen des Eisbären sind im Ganzen plump, wie die der ganzen Familie, aber ausdauernd im höchsten Grade. Dies zeigt sich zumal beim Schwimmen, derjenigen Bewegung, in welcher der Eisbär seine Meisterschaft an den Tag legt. Die Geschwindigkeit, mit welcher er sich im Wasser bewegt, schätzt Scoresby auf drei englische Meilen in der Stunde, und dabei ist er im Stande, ohne besondere Beschwerde viele Meilen zurückzulegen. Die große Masse seines Fettes kommt ihm vortrefflich zustatten, da sie das eigenthümliche Gewicht seines Leibes so ziemlich dem des Wassers gleichstellt. Man sah unsern Bären schon vierzig Meilen weit von jedem Lande entfernt im freien Wasser schwimmen und darf deshalb vermuthen, daß er über Sunde oder Straßen von mehreren hundert Meilen ohne Gefahr zu setzen vermag. Ebenso ausgezeichnet, wie er sich auf der Oberfläche des Wassers bewegt, versteht er zu tauchen und unter dem Wasser zu schwimmen. Man hat beobachtet, daß er Lachse aus der See geholt hat und muß nach diesem seine Tauchfähigkeit allerdings im höchsten Grade bewundern. Daß er oft lange Zeit nur auf Fischnahrung angewiesen ist, unterliegt gar keinem Zweifel, und hieraus geht also hervor, daß er mit mindestens derselben Schnelligkeit schwimmt, wie der behende, gewandte Fischotter. Auch auf dem Lande ist er keineswegs so unbehilflich, ungeschickt oder plump, als es den Anschein hat. Sein gewöhnlicher Gang ist zwar langsam und bedächtig, allein wenn er von Gefahr gedrängt oder von Hunger angetrieben wird, läuft er sprungweise

sehr rasch und kommt jedem andern Säugethiere, welches sich auf dem Eise bewegt, und somit auch dem Menschen, leicht zuvor. Dabei sind seine Sinne ausnehmend scharf, besonders das Gesicht und der Geruch. Wenn er über große Eisfelder geht, steigt er (nach Scoresby) auf die Eisblöcke und sieht nach Beute umher. Todte Walfische oder ein in das Feuer geworfenes Stück Speck riecht er auf ganz unglaubliche Entfernungen.

Die Nahrung des Eisbären besteht aus fast allen Thieren, welche das Meer oder die armen Küsten seiner Heimat bieten. Seine furchtbare Stärke, welche die aller übrigen bärenartigen Raubthiere bei weitem übertrifft, und die erwähnte Gewandtheit im Wasser macht es ihm ziemlich leicht, sich zu versorgen. Ohne Mühe bricht er mit seinen starken Krallen große Löcher durch das dicke Eis, um an Stellen, welche ihm sonst ganz unzugänglich sein würden, in die Tiefe gelangen zu können; ohne Beschwerde trägt er ein großes und schweres Meerthier, unter Umständen meilenweit, mit sich fort. In den Meeren, welche von Walfischfängern besucht werden, bilden die todten Wale ein vorzügliches Nahrungsmittel für ihn: man sieht ihn immer bald bei jedem Walfischaase sich einfinden. Dabei hat man die Beobachtung gemacht, daß diejenigen Bären, welche viel Walfischfleisch fressen, das gelblichste Fell haben, jedenfalls in Folge des reichlichen Thranes, den sie mit dem Fleische verzehren müssen. Indeß dürften die Fische nächst den Walen wohl die Hauptmasse seiner Mahlzeiten ausmachen. Er zieht sie aus dem Wasser, indem er untertaucht und ihnen nachschwimmt, oder fängt sie geschickt zwischen den Eisblöcken heraus oder treibt sie in Buchten und an den Mündungen der Bäche zusammen und tödtet sie dann in Masse; kurz, er weiß sich mit ihnen zu versehen. Außerdem stellt er den Seehunden nach, geschickt und klug genug, diese schlauen und behenden Thiere zu erlangen. Wenn er eine Robbe von fern erblickt, senkt er sich still und geräuschlos ins Meer, schwimmt gegen den Wind ihr zu, nähert sich ihr mit der größten Stille und taucht plötzlich von unten nach dem Thiere empor, welches nun regelmäßig seine Beute wird, es mag anfangen, was es will. Die Robben pflegen in jenen eisigen Gegenden nahe an Löchern zu liegen, welche ihren Weg nach dem Wasser vermitteln. Diese Löcher findet der unter der Oberfläche des Wassers schwimmende Eisbär mit außerordentlicher Sicherheit auf, und plötzlich erscheint der gefürchtete Kopf des entsetzlichsten Feindes der unbehilflichen Meereshunde so zu sagen in deren eigenem Hause oder in dem einzigen Fluchtgange, welcher sie möglicherweise retten könnte. Die Samojeden und Jakuten versichern, daß er auf dem Lande sogar junge Walrosse tödtet, welche er im Meere unbehelligt läßt. Landthiere überfällt er blos dann, wenn ihm andere Nahrung mangelt. Die Renthiere, die Eisfüchse, Vögel und deren Eier sind keineswegs vor ihm sicher. Osborne sah einer alten Bärenmutter zu, welche Steinblöcke umwälzte, um ihre Jungen mit Lemmingen zu versorgen. An die Hausthiere wagt er sich nur selten. Man hat mehr als einmal bemerkt, daß er zwischen weidenden Rinderherden durchgegangen ist, ohne eines von den Thieren anzufallen. Dies geschieht freilich blos solange, als er gesättigt ist; denn, wenn ihn der Hunger plagt, greift er jedes Thier an, welches ihm begegnet. Das Aas frißt er ebenso gern, wie frisches Fleisch; ja, er soll nicht einmal den Leichnam eines andern Eisbären verschmähen. Dagegen greift er den Menschen ungereizt blos bei dem größten Hunger an und geht ihm gewöhnlich aus dem Wege; wenn er jedoch zum Kampfe aufgefordert wird, hält er jederzeit Stand und kehrt sich immer gegen seinen Feind. Dann ist er unbedingt das furchtbarste aller Thiere, welches in jenen hohen Breiten dem Menschen entgegentreten kann. Nur seine tödtliche Verwundung kann den Verwegenen retten, welcher ihm den Fehdehandschuh hinzuwerfen wagte. Bei weitem die meisten Unglücksfälle wurden durch die Unvorsichtigkeit der unternommenen Angriffe herbeigeführt.

Ein Beispiel eines unklugen Angriffs gegen einen Bären wurde Scoresby vom Kapitän Munroe mitgetheilt. Hier war jedoch der Ausgang eher lustiger Art. Das betreffende Schiff lag im Jahre 1820 im grönländischen Meere vor Anker. Einer von der Mannschaft des Schiffes, welcher sich aus einer Rumflasche wohl gerade besondern Muth geholt haben mochte, machte sich anheischig, dem Bären nachzusetzen. Blos mit einer Walfischlanze bewaffnet, ging er zu seiner abenteuerlichen Unternehmung aus. Ein beschwerlicher Weg von ungefähr einer halben Stunde über lockern Schnee und schroffe Eisblöcke brachte ihn ganz in die Nähe seines Feindes, der, zu seinem Erstaunen, ihn unerschrocken anblickte und zum Kampfe herauszufordern schien. Sein Muth hatte unterdessen sehr abgenommen, theils weil der Geist des Rums unterwegs verdunstet war, theils weil der Bär nicht nur gar keine Furcht verrieth, sondern selbst eine drohende Miene annahm. Unser Matrose hielt daher an und schwang seine Lanze ein paarmal hin und her, so daß man nicht recht wußte, ob er angreifen oder sich vertheidigen wollte. Der Bär stand auch still. Vergebens suchte der Abenteurer sich ein Herz zu fassen, um den Angriff zu beginnen, sein Gegner war zu furchtbar und sein Ansehn zu schrecklich. Vergebens fing er

an, ihn durch Schreien und mit der Lanze zu drohen: der Feind verstand dies entweder nicht oder verachtete solche leere Drohungen und blieb hartnäckig auf seinem Platze. Schon fingen die Knie des armen Teufels an zu wanken, die Lanze zitterte in seiner Hand, aber die Furcht, von seinen Kameraden ausgelacht zu werden, hatte noch einigen Einfluß auf ihn: er wagte nicht, zurückzugehen. Meister Petz hingegen fing mit der verwegendsten Dreistigkeit an, vorzurücken! Seine Annäherung und sein ungeschlachtes Wesen löschten den letzten noch glimmenden Funken von Muth bei dem Matrosen aus; er wandte sich um und floh. Aber nun ging die Gefahr erst an. Der Bär holte den Flüchtling bald ein. Dieser warf die Lanze, sein einziges Vertheidigungsmittel, weil sie ihn im Laufe beschwerte, von sich und lief weiter. Glücklicherweise zog die Waffe die Aufmerksamkeit des Bären auf sich; er stutzte, betastete sie mit seinen Pfoten, biß hinein und setzte dann seine Verfolgung fort. Schon war er dem keuchenden Schiffer auf den Fersen, als dieser in der Hoffnung einer ähnlichen Wirkung, wie die Lanze sie gehabt hatte, einen Handschuh fallen ließ. Die List gelang, und während der Bär wieder stehen blieb, um diesen zu untersuchen, gewann der Flüchtling einen guten Vorsprung. Der Bär setzte ihm von neuem mit der drohendsten Beharrlichkeit nach, obgleich er noch einmal durch den andern Handschuh und zuletzt durch den Hut, den er mit seinen Zähnen und Klauen in Stücken zerriß, aufgehalten wurde, und würde ohne Zweifel den unbesonnenen Abenteurer, der schon alle Kräfte und allen Muth verloren hatte, zu seinem Schlachtopfer gemacht haben, wenn nicht die andern Matrosen, da sie sahen, daß die Sache eine so ernste Wendung genommen hatte, zu seiner Rettung herbeigeeilt wären."

Es ist höchst wahrscheinlich, daß die meisten Eisbären gar keinen Winterschlaf halten. Soviel ist sicher, daß die Eskimos den ganzen Winter hindurch auf die Eisbären Jagd machen können. Allerdings leben die Thiere während des Winters nur in der See, meistens auf dem Treibeise, wo sie stets hinlängliche Löcher finden, um jederzeit in die Tiefe hinabtauchen und Robben und Fischen nachstellen zu können. Die trächtigen Bärinnen ziehen sich gerade im Winter zurück und bereiten sich ein Lager unter Felsen oder überhängenden Eisblöcken oder graben sich wohl auch eine seichte Höhlung in dem gefrorenen Schnee aus, thauen durch ihre Körperwärme dieses Lager ringsum auf, bilden durch den warmen Hauch eine Art Stollen nach oben und lassen sich hier nun vollkommen verschneien. Bei der Menge von Schnee, welche in jenen Breiten fällt, währt es gar nicht lange, bis ihre Winterwohnung eine dicke und ziemlich warme Decke erhalten hat. Der Schnee selbst muß dem Thiere zugleich das nothwendige Trinkwasser liefern, sie fressen von demselben soviel, als sie zur Stillung ihres Durstes gebrauchen. Ehe sie das Lager bezogen, hatten sie sich eine tüchtige Menge von Fett gesammelt, und von ihm zehren sie während des ganzen Winters; denn sie verlassen ihr Lager nicht eher wieder, als bis die Frühlingssonne bereits ziemlich hoch steht; mittlerweile aber haben sie ihre Jungen geworfen. Sie werden von der Mutter auf das sorgfältigste und zärtlichste gepflegt, genährt und geschützt. Dieselbe theilt auch dann noch, wenn sie schon halb oder fast ganz erwachsen sind, alle Gefahren mit ihnen und wird dem Menschen, solange die Jungen bei ihr sind, doppelt furchtbar. Walfisch- und Grönlandsfahrer haben uns rührende Geschichten von der Aufopferung und Liebe der Eisbärenmutter mitgetheilt.

„Eine Bärin", erzählt Scoresby, „welche zwei Junge bei sich hatte, wurde von einigen bewaffneten Matrosen auf einem Eisfelde verfolgt. Anfangs schien sie die Jungen dadurch zu größerer Eile anzureizen, daß sie voranlief und sich immer umsah, auch durch eigenthümliche Geberden und einen besondern, ängstlichen Ton der Stimme die Gefahr ihnen mitzutheilen suchte; als sie aber sah, daß ihre Verfolger ihr zu nahe kamen, mühte sie sich, jene vorwärts zu treiben, zu schieben und zu stoßen, und entkam auch wirklich glücklich mit ihnen." Eine andere Bärin, welche von Kane's Leuten und deren Hunden aufgefunden wurde, schob ihr Junges immer ein Stück weiter, indem sie es mit dem Kopfe zwischen Hals und Brust klemmte oder von oben mit den Zähnen packte und es ein Stück fortschleppte. Dabei trieb sie dann wechselsweise die Hunde zurück. Als sie erlegt worden war, trat das Junge auf ihre Leiche und kämpfte gegen die Hunde, bis es, durch einen Schuß in den Kopf getroffen, von seinem Standpunkte herabfiel und nach kurzem Todeskampfe verendete.

Wahrhaft rührend ist eine andere Geschichte, welche von der Besatzung des Schiffes La Carcasse berichtet wurde. „Als dasselbe im Eise stecken geblieben war, zeigten sich einstmals drei Eisbären ganz in seiner Nähe, jedenfalls angelockt durch den Geruch des Walroßfleisches, welches die Matrosen gerade auf dem Eise ausbrieten. Es war eine Bärin mit ihren zwei Jungen, welche ihr an Größe fast gleichkamen. Sie stürzten sich auf das Feuer zu, zogen ein tüchtiges Stück Fleisch heraus und verschlangen es. Die Schiffsmannschaft warf ihnen nun

Stücke Fleisch hin; die Mutter holte sie und trug sie ihren Jungen zu, sich selbst kaum bedenkend. Als sie eben das letzte Fleischstück wegholte, legten die Matrosen auf die Jungen an und schossen beide nieder. Sie verwundeten auch die Mutter, aber nicht tödtlich. Die Unglückliche konnte sich kaum noch fortbewegen, aber dennoch kroch sie sogleich nach ihren Jungen hin, legte ihnen neue und wieder neue Fleischstücke vor, und als sie sah, daß sie nicht zulangten, streckte sie erst ihre Tatzen nach dem einen, dann nach dem andern aus, suchte sie emporzurichten und erhob ein klägliches Geheul, als sie sah, daß alle ihre Mühe vergeblich war. Hierauf ging sie eine Strecke fort, sah sich nach ihren Kindern um und heulte noch lauter, als früher. Da ihr nun die Kinder noch nicht folgten, kehrte sie um, beschnoperte und betrachtete sie wieder und heulte von neuem. So ging und kam sie mehrere Male und wandte alle mütterliche Zärtlichkeit auf, um die Jungen zu sich zu locken. Endlich bemerkte sie, daß ihre Lieblinge ganz todt und kalt waren; da wandte sie ihren Kopf nach dem Schiffe zu und brummte voll Wuth und Verzweiflung. Die Matrosen antworteten mit Flintenschüssen. Sie sank zu ihren Jungen nieder und starb, indem sie deren Wunden leckte."

Die Jagd der Eisbären bleibt unter allen Umständen ein bedenkliches Wagstück, wird aber trotzdem mit großer Leidenschaft betrieben. Die Eskimos, Jakuten und Samojeden bauen sich besondere Holzhütten, in denen sie den Bären auflauern. Die Europäer gebrauchen natürlich andere Waffen, als jene armen Nordländer, bleiben aber trotz ihres furchtbaren Feuergewehres keineswegs immer Sieger im Kampfe. Jedenfalls ist es gut, wenn sich mehrere Jäger vereinigen und gegenseitig unterstützen; denn der Eisbär vertheidigt sich mit ebensoviel Muth, als Kraft und Ausdauer, besonders im Wasser, obgleich dieses noch das beste Jagdgebiet für den Menschen ist.

Der Fang eines erwachsenen Eisbären hat die größten Schwierigkeiten, nicht allein wegen der außerordentlichen Stärke des Thieres, sondern auch wegen seiner Klugheit und Ueberlegung, welche gestellte Fallen zu erkennen und zu vereiteln weiß.

Ganz jung eingefangene Eisbären lassen sich zähmen und bis zu einem gewissen Grad abrichten. Sie erlauben dann auch später ihrem Herrn, sie in ihrem Käfig zu besuchen, balgen sich auch wohl mit ihm herum. Dies sind gewöhnlich Eisbären, welche von den Eskimos im Frühjahre sammt ihrer Mutter aus dem Schneelager ausgegraben und in ihrer zartesten Jugend an die Gesellschaft des Menschen gewöhnt worden sind. Die Gefangenschaft behagt ihnen übrigens durchaus nicht. Schon in ihrem Vaterlande fühlen sie sich auch in frühester Jugend unter Dach und Fach nicht wohl, und man kann ihnen keine größere Freude machen, als wenn man ihnen erlaubt, sich im Schnee herumzuwälzen und auf dem Eise sich abzukühlen. Bei uns zu Lande scheint sich der Eisbär, selbst wenn in jeder Hinsicht für ihn gesorgt wird, wahrhaft unglücklich zu fühlen. Die Wärme kann er gar nicht vertragen und muß deshalb täglich mehrmals mit kaltem Wasser übergossen werden oder einen Käfig besitzen, von welchem aus er, so oft es ihm beliebt, in ein Wasserbecken hinabsteigen kann. Aber auch, wenn ihm diese Erleichterungsmittel gewährt sind, merkt man ihm das große Mißbehagen, ja selbst die Traurigkeit an, und wahrhaft kläglich sieht es aus, wenn das edle Thier mit einer seiner Tatzen oder mit dem Maule die starken Eisenstangen seines Käfigs faßt und an ihnen unaufhörlich auf- und niedergleitet, oft ganze Viertelstunden lang, als wolle er sich die ihm fehlende Bewegung ersetzen, als wolle er sich gewaltsam frei träumen. In größeren Räumen mit tiefen und weiten Wasserbecken, wie solche jetzt in Thiergärten für ihn hergerichtet werden, befindet er sich ungleich wohler. Er spielt dann stundenlang im Wasser mit seinen Mitgefangenen oder auch mit Klötzen, Kugeln und dergleichen. Hinsichtlich der Nahrung hat man keine Noth mit ihm. In der Jugend giebt man ihm Milch und Brod und im Alter Fleisch, Fische oder auch Brod allein, von welchem sechs Pfund täglich vollkommen hinreichen, um ihn zu erhalten. Er schläft bei uns in der Nacht und ist bei Tage munter, ruht jedoch ab und zu ausgestreckt auf dem Bauche liegend, oder wie ein Hund aufrechtsitzend. Mit zunehmendem Alter wird er reizbar und heftig; gegen andere seiner Art zeigt er sich, sobald das Fressen in Frage kommt, sehr unverträglich und übellaunig, obwohl nur selten ein wirklicher Streit zwischen zwei gleichstarken Eisbären ausbricht, der gegenseitige Zorn vielmehr durch wüthendes Anbrüllen bekundet wird. Zwei junge Männchen im Hamburger Zoologischen Garten zankten sich um jeden Bissen, so gut sie sich sonst auch vertragen. Sie brüllen dann fürchterlich, benehmen sich sonst aber sehr feig, denn keiner wagt es, den andern ernstlich anzugreifen. Bei sehr guter Pflege ist es möglich, den Eisbären mehrere Jahre lang zu erhalten. Man weiß ein Beispiel, daß ein jung eingefangener und im mittlern Europa aufgezogener zweiundzwanzig Jahre in der Gefangenschaft gelebt hat. An Krankheiten

haben die Gefangenen wenig zu leiden; dagegen verlieren sie oft ihr Augenlicht, wahrscheinlich aus Mangel an hinreichendem Wasser zum Baden und Reinigen ihres Leibes.

Der getödtete Bär wird vielfach benutzt und ist für die nordischen Völker eines ihrer gewinnbringendsten Jagdthiere. Man verwerthet ebensowohl das Fell, wie das Fett und das Fleisch. Ersteres liefert herrliche Decken zu Lagerstätten, außerdem warme Stiefel und Handschuhe, ja selbst Sohlenleder.

Alle bisher genannten Arten der Bärenfamilie waren echte Bären, welche dem Urbilde, unserm Petz, ungeachtet manchfacher Eigenthümlichkeiten doch immer so ähnelten, daß man sie augenblicklich als nahe Verwandte desselben erkennen muß. Anders ist es bei den nun noch zu betrachtenden Gliedern derselben Familie. Sie haben nur noch soviel mit den Bären gemein, daß wir sie nirgends anders unterbringen können, als eben in deren Familie.

Noch die meiste Bärenähnlichkeit haben die Waschbären (Procyon). Sie sind von weit geringerer Größe, als die vorher genannten, haben einen zierlicheren Leibesbau, dünnere und höhere Glieder und einen langen oder mittellangen, schlaffen und buschigen Schwanz. Der Kopf ist hinten sehr breit und spitzt sich in eine kurze Schnauze zu. Die großen Augen liegen nahe bei einander, die großen Ohren dagegen ganz an den Kopfseiten. Die Sohlen sind vollkommen nackt und deuten schon damit an, daß die Waschbären zu den Sohlengängern gehören; aber die Thiere berühren den Boden nur dann mit ganzer Sohle, wenn sie sitzen oder stehen, während sie beim Gehen blos auf die Zehenballen auftreten. Das reichliche Haar ist ziemlich straff, lang und nicht zottig. Im Gebiß unterscheiden sie sich nicht unerheblich von den eigentlichen Bären; doch wollen wir uns bei einer genauen Betrachtung der einzelnen Kronen und Zacken an ihren Zähnen nicht aufhalten.

Die Waschbären sind Amerikaner und leben dort mehr marder-, als bärenähnlich in den Wäldern, hauptsächlich auf Bäumen, nähren sich von allerlei Geflügel, kleinen Säugethieren und Früchten, sind lustige und ziemlich gutmüthige Thiere und werden dadurch außerordentlich nützlich, daß sie jährlich eine Unmasse von Fellen auf den Markt liefern, welche unter dem Namen „Schuppen" ziemlich allgemein bekannt sind. Man kennt mit Sicherheit blos zwei Arten, von denen die eine den Norden, die andere den Süden bewohnt.

Der gemeine Waschbär oder Schupp (Procyon Lotor) ist ein dachsähnliches Thier von 2 Fuß Leibeslänge und 10 Zoll Schwanzlänge; am Widerrist ist es etwas über einen Fuß hoch. Der Pelz ist gelblichgrau, schwarz gemischt. Das Wollhaar ist einfarbig graubraun; die Grannen aber sind am Grunde braun, in der Mitte bräunlichgelb und darüber schwarz, wodurch eben eine höchst eigenthümliche Gesammtfärbung zu Stande kommt. Blos am Vorderarme sind die Haare einfarbig gelblichweißgrau; dieselbe Farbe zeigen auch ein Busch in der Ohrengegend, welcher hinter dem Ohre von einem braunschwarzen Flecken begrenzt wird, die Schnauzenseiten und das Kinn. Von der Stirne bis zur Nasenspitze zieht sich ein schwarzbrauner Streifen, und auch das Auge ist von einem schwarzbraunen Flecken umgeben. Ueber die Augen weg zu den Schläfen verläuft eine gelblichweiße Binde. Die Vorder- und Hinterpfoten sind bräunlichgelbgrau; die langen Haare des Unterschenkels und der Unterarme tief dunkelbraun. Der graugelbe Schwanz ist sechsmal schwarzbraun geringelt und endet in eine schwarzbraune Spitze. Keine einzige dieser Farben sticht aber besonders von den andern ab, und so wird die Gesammtfärbung, schon aus einer geringen Entfernung betrachtet, zu einem schwer zu bestimmenden und bezeichneten Grau, welches sich der Rindenfärbung ebenso vortrefflich anschließt, wie dem mit frischem oder trocknem Grase bewachsenen Boden.

Die Heimat des gemeinen Waschbären oder Schupp ist Nordamerika und zwar der Süden des Landes ebensowohl, wie der Norden, wo er wenigstens in den südlichen Pelzgegenden vorkommt. Heutigen Tages ist er in den bewohnteren Gegenden in Folge der unaufhörlichen Nachstellungen, die er erleiden mußte, weit seltener geworden, als er es früher war; doch konnte man ihn immerhin auch hier noch nicht ganz vertreiben. Im Innern des Landes, namentlich in den Waldgegenden, findet er sich noch in Menge. Wälder mit Flüssen, Seen und Bächen sind seine Lieblingsplätze; hier treibt er so ziemlich ungestört sein Wesen bei Tag und bei Nacht. In der Regel pflegt er seine Jagden erst mit Einbruch der Dämmerung zu beginnen und den hellen Sonnentag in hohlen Bäumen oder auf dicken, belaubten Baumästen zu verschlafen: wo



Der gemeine Waschbär oder Schupp (Procyon Lotor).

er aber ganz ungestört ist, hat er eigentlich keine besondere Zeit zur Jagd, sondern lustwandelt ebensowohl bei Tage, als bei Nacht durch sein weites Gebiet.

Er ist ein munterer, schmucker Bursch, welcher durch große Regsamkeit und Beweglichkeit sehr erfreut. Wenn er gleichgiltig dahinschleudert, erkennt man ihn allerdings nicht als das, was er wirklich ist. Er senkt dabei den Kopf, wölbt den Rücken, läßt den Schwanz hängen und schleicht nun schiefen Ganges ziemlich langsam seines Weges fort; sowie er jedoch eine der Theilnahme würdige Entdeckung macht, z. B. eine Fährte auffindet oder ein unbesorgtes Thierchen in großer Nähe spielen sieht, verändert sich sein ganzes Wesen. Das gestruppte Fell glättet sich, die breiten Lauscher werden gespitzt, er stellt sich spähend auf die Hinterbeine und hüpft und läuft nun leicht und behend weiter oder klettert mit einer Geschicklichkeit, welche man schwerlich vermuthet hätte, nicht blos an schiefen und senkrechten Stämmen hinan, sondern auch auf wagrechten Zweigen fort und zwar von oben oder unten. Oft sieht man ihn wie ein Faulthier oder einen Affen mit gänzlich nach unten hängendem Leibe rasch an den wagrechten Zweigen fortlaufen, und mit unfehlbarer Sicherheit macht er Sprünge von einem Aste zum andern, welche eine nicht gewöhnliche Meisterschaft im Klettern bekunden. Auch auf der Erde ist er vollkommen heimisch und weiß sich durch satzweise Sprünge, bei denen er auf alle vier Pfoten zugleich tritt, schnell genug fortzubewegen. In seinem geistigen Wesen hat er durchaus etwas Affenartiges. Er ist heiter, munter, neugierig, neckisch und zu lustigen Streichen aller Art geneigt; aber er ist auch muthig, wenn es sein muß, und zeigt im Beschleichen seiner Beute oft die List des Fuchses. Mit seines Gleichen verträgt er sich ausgezeichnet und spielt selbst im Alter noch Stunden lang mit andern Gesinnungsgenossen oder, in der Gefangenschaft z. B., mit jedem Thiere, welches sich überhaupt ins Spielen mit ihm einläßt. Doch darauf kommen wir später zurück.

Hinsichtlich seiner Nahrung ist der Schupp ein echter Bär. Er frißt Alles, was genießbar ist, scheint aber ein echtes Leckermaul zu sein, welches sich, wenn es nur angeht, immer die besten Bissen auszusuchen weiß. Die verschiedensten Fruchtarten, wie Kastanien, wilde Trauben, Mais, solange die Kolben noch weich sind, Obst aller Art, liefern ihm schätzbare Nahrungsmittel; aber er stellt auch den Vögeln und ihren Nestern nach, weiß listig ein Hühnchen oder eine Taube zu beschleichen, fängt gewandt Fische, Krebse und Schalthiere und wagt sich bei der Ebbe, solchem Schmaus zu Liebe, oft weit in die Gewässer. Besonders die Austern soll er sehr gern verzehren und geschickt zu öffnen verstehen. Sehr gern verzehrt der Schupp auch Kerbthiere. Er hat die Eigenthümlichkeit, seine Nahrung vorher in das Wasser zu tauchen und

hier zwischen seinen Vorderpfoten zu reiben, sie gleichsam zu waschen. Das thut er jedoch nur dann, wenn er nicht besonders hungrig ist; in letzterm Falle lassen ihm die Anforderungen des Magens wahrscheinlich keine Zeit zu der ihm sonst so lieben, spielenden Beschäftigung, welcher er seinen Namen verdankt. —

Im Mai wirft das Weibchen seine zwei bis drei — nach Audubon vier bis sechs — sehr kleinen Jungen auf ein ziemlich sorgfältig hergerichtetes Lager in einem hohlen Baume.

Der Waschbär wird nicht blos seines guten Pelzes wegen verfolgt, sondern auch aus reiner Jagdlust aufgesucht und getödtet. Wenn man blos seinem Felle nachstrebt, fängt man ihn leicht in Schlageisen und Fallen aller Art, welche mit einem Fische oder einem Fleischstückchen geködert werden. Weniger einfach ist seine Jagd. Die Amerikaner üben sie mit wahrer Leidenschaft aus und dies wird begreiflich, wenn man ihre Schilderungen liest. Man jagt nämlich nicht bei Tage, sondern bei Nacht, mit Hilfe der Hunde und unter Fackelbeleuchtung. Wenn der Waschbär sein einsames Lager verlassen hat und mit leisen, unhörbaren Schritten durch das Unterholz gleitet, wenn es im Wald sonst sehr still geworden ist unter dem Einflusse der Nacht, macht man sich auf, um sich unseres Thieres zu bemächtigen. Ein guter, erfahrner Hund nimmt bald die Fährte auf, und die ganze Meute stürzt jetzt dem sich flüchtenden, behenden Thiere nach, welches zuletzt mit Affengeschwindigkeit einen Baum ersteigt und sich hier im dunkelsten Gezweig zu verbergen sucht. Ringsum unten bilden die Hunde einen Kreis, bellend und heulend; oben liegt das gehetzte Thier in behaglicher Ruhe, gedeckt von dem dunklen Mantel der Nacht. Da nahen sich die Jäger. Die Fackeln werden zusammengeworfen, trocknes Holz, Kienspäne, Fichtenzapfen aufgelesen, zusammengetragen, und plötzlich flammt unter dem Baume ein gewaltiges Feuer auf, die ganze Umgebung wahrhaft zauberisch beleuchtend. Nunmehr ersteigt ein guter Kletterer den Baum und übernimmt das Amt der Hunde oben im Gezweig. Der Mensch und der Affenbär jagen sich wechselseitig in der Baumkrone herum, bis endlich der Waschbär auf einem schwankenden Zweige hinausgeht, in der Hoffnung, sich dadurch auf einen andern Baum flüchten zu können. Sein Verfolger eilt ihm nach, soweit, als er es vermag, und beginnt plötzlich den betreffenden Ast mit Macht zu schütteln. Der arme gehetzte Bursch muß sich nun gewaltsam festhalten, um nicht zur Erde geschleudert zu werden. Doch dies hilft ihm Nichts. Näher und näher kommt ihm sein Feind, gewaltsamer werden die Anstrengungen, sich zu halten: — ein Fehlgriff und er stürzt sausend zu Boden. Ein jauchzendes Gebell der Hunde begleitet seinen Fall und wiederum beginnt die Jagd mit erneuter Heftigkeit. Zwar sucht sich der Waschbär noch ein- oder zweimal vor den Hunden zu retten und erklettert also nochmals einen Baum; endlich aber muß er doch die Beute seiner eifrigen vierfüßigen Gegner werden und unter deren Bissen sein Leben verhauchen.

Ein jung eingefangener Waschbär wird gewöhnlich sehr bald und im hohen Grade zahm. Man kann ihn, wie ein anderes Hausthier, freilassen; doch darf es keine Hühner geben, denn mit diesen verträgt er sich durchaus nicht. Seine Zutraulichkeit, Heiterkeit, die ihm eigene Unruhe und die niemals endende Lust an der Bewegung, sowie sein komisches, affenartiges Wesen machen ihn den Leuten sehr angenehm. Er liebt es sehr, wenn man ihm schmeichelt, zeigt jedoch niemals große Anhänglichkeit. Auf Scherz und Spiel geht er sofort mit Vergnügen ein und knurrt dabei leise vor Behagen, ganz so, wie junge Hunde dies zu thun pflegen.

Sein ganzes Benehmen erinnert lebhaft an die Affen. Er weiß sich immer mit Etwas zu beschäftigen und ist auf Alles, was um ihn her vorgeht, sehr achtsam. Bei seinen Spaziergängen in Haus und Hof stiftet er übrigens viel Unfug an. Er untersucht und benascht Alles, in der Speisekammer sowohl, wie im Hof und Garten. Der Hausfrau guckt er in die Töpfe, und wenn diese mit Deckeln versehen sind, versucht er, dieselben auf irgend eine Weise zu öffnen, um sich des verbotenen Inhaltes zu bemächtigen. Eingemachte Früchte sind besondere Leckerbissen für ihn; er verschmäht aber auch Zucker, Brod und Fleisch im verschiedensten Zustande nicht. Im Garten besteigt er die Kirsch- und Pflaumenbäume und frißt sich da oben an den süßen Früchten satt, oder er stiehlt Trauben, Erdbeeren und dergleichen; im Hofe schleicht er zu den Hühnerställen oder Taubenschlägen, und wenn er in sie eindringen kann, würgt er alle Insassen binnen einer einzigen Nacht. Seine Haltung hat nicht die geringsten Schwierigkeiten; er frißt, was man ihm gibt, rohes und gekochtes Fleisch, Geflügel, Eier, Fische, Kerbthiere, zumal Spinnen, Brod, Zucker, Syrup, Honig, Milch, Wurzeln, Körner u. s. w. Dabei behält der sonderbare Kauz auch in der Gefangenschaft die Gewohnheit bei, Alles, was er frißt, vorher ins Wasser einzutauchen und zwischen den Vorderpfoten zu reiben, obgleich ihm dabei manche Leckerbissen geradezu verloren gehen, wie z. B. der Zucker. Das Brod läßt er gern lange weichen, ehe er es dann zu sich nimmt. Ueber das Fleisch fällt er gieriger als über alle

andere Nahrung, her. Alle festen Nahrungsstoffe bringt er mit beiden Vorderpfoten zum Munde, wie denn überhaupt eine aufrechte Stellung auf den Hinterbeinen ihm nicht die geringsten Schwierigkeiten macht. Mit anderen Säugethieren lebt er in Frieden und versucht niemals ihnen etwas zu Leide zu thun, solange jene ihn auch unbehelligt lassen. Falls ihm aber eine schlechte Behandlung wird, sucht er sich die Urheber derselben sobald wie möglich vom Halse zu schaffen, und es kommt ihm dabei auf einen kleinen Zweikampf durchaus nicht an. Bei guter Pflege hält er auch in Europa die Gefangenschaft ziemlich lange aus.

L. Beckmann hat so anmuthig geschilderte Beobachtungen über den Schupp mitgetheilt, daß wir Einiges davon mittheilen wollen.

„Zu den hervorstechendsten Eigenschaften des Rakoon oder Schupp zählt seine grenzenlose Neugierde und Habsucht, sein Eigensinn und der Hang zum Durchstöbern aller Ecken und Winkel. Im schroffsten Gegensatz hierzu besitzt er zugleich eine Kaltblütigkeit, Selbstbeherrschung und viel Humor. Aus dem beständigen Kampfe dieser Gegensätze gehen selbstverständlich oft die sonderbarsten Ergebnisse hervor. Sobald er die Unmöglichkeit einsieht, seine Zwecke zu erreichen, macht die brennendste Neugierde sofort einer stumpfen Gleichgiltigkeit, hartnäckiger Eigensinn einer entsagenden Fügsamkeit Platz. Umgekehrt geht er aus träger Verdrossenheit oft ganz unerwartet mittelst eines Purzelbaums zur ausgelassensten Fröhlichkeit über, und trotz aller Selbstbeherrschung und Klugheit begeht er die einfältigsten Streiche, sobald seine Begierden einmal aufgestachelt sind."

In den zahlreichen Mußestunden, welche jeder gefangene Schupp hat, treibt er tausenderlei Dinge, um sich die Langeweile zu verscheuchen. Bald sitzt er aufrecht in einem einsamen Winkel und ist mit dem ernsthaftesten Gesichtsausdruck beschäftigt, sich einen Strohhalm über die Nase zu binden, bald spielt er nachdenklich mit den Zehen seines Hinterfußes oder hascht nach der wedelnden Spitze der langen Ruthe. Ein anderes Mal liegt er auf dem Rücken, hat sich einen ganzen Haufen Heu oder dürre Blätter auf den Bauch gepackt und versucht nun, diese lockere Masse niederzuschnüren, indem er die Ruthe mit den Vorderpfoten fest darüberzieht. Kann er zum Mauerwerk gelangen, so kratzt er mit seinen scharfen Nägeln den Mörtel aus den Fugen und richtet in kurzer Zeit unglaubliche Verwüstung an. Wie Jeremias auf den Trümmern Jerusalems, hockt er dann mitten auf seinem Schutthaufen nieder, schaut finstern Blicks um sich und lüftet sich, erschöpft von der harten Arbeit, das Halsband mit den Vorderpfoten."

„Nach langer Dürre kann ihn der Anblick einer gefüllten Wasserbütte in Begeisterung versetzen, und er wird Alles aufbieten, um in ihre Nähe zu gelangen. Zunächst wird nun die Höhe des Wasserstandes vorsichtig untersucht; denn nur seine Pfoten taucht er gern ins Wasser, um spielend verschiedene Dinge zu waschen; er selbst liebt es keineswegs, bis zum Hals im Wasser zu stehen. Nach der Prüfung steigt er mit sichtlichem Behagen in das nasse Element und tastet im Grunde nach irgend einem waschbaren Körper umher. Ein alter Topfhenkel, ein Stückchen Porzellan, ein Schneckengehäuse sind beliebte Gegenstände und werden sofort in Angriff genommen."

„Mit einem großen Hühnerhunde hatte jener Waschbär ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen. Er ließ sich gern mit ihm zusammenkoppeln, und beide folgten ihrem Herrn dann Schritt für Schritt, während der Waschbär allein selbst an der Leine stets seinen eigenen Weg gehen wollte. Sobald er morgens von der Kette befreit wurde, eilte er in freudigen Sprüngen, seinen Freund aufzusuchen. Auf den Hinterfüßen stehend umschlang er dann den Hals des Hundes mit seinen geschmeidigen Vorderpfoten und schmiegte den Kopf höchst empfindsam an; dann betrachtete und betastete er den Körper seines vierbeinigen Freundes neugierig von allen Seiten. Es schien, als ob er täglich neue Schönheiten an ihm entdecke und bewundere. Mit den kleinen, bissigen Dachshunden hatte er nicht gern zu schaffen: doch wandelte ihn mitunter plötzlich die Laune an, ein solches Krummbein von oben herab zu umarmen. Kleinere Säugethiere und jede Art Geflügel fiel er sofort mörderisch an, und äußerst schwer hielt es, ihm den Raub zu entreißen. Mäuse, Ratten und anderes Gethier tödtete er durch einen raschen Biß ins Genick und verzehrte sie mit Haut und Haar, da ihm das Abstreifen des Felles trotz alles Zerrens und Reibens nur unvollständig gelingen wollte."

Aus allen diesen Beobachtungen geht zur Genüge hervor, daß der Schupp zum Hausgenossen Allen empfohlen werden darf, welche ihm Raum und Gelegenheit zur Entfaltung seines wahren Wesens geben können.

Der auf der Jagd erlegte Waschbär gewährt einen nicht unbedeutenden Nutzen. Sein Fleisch wird nicht nur von den Urbewohnern Amerikas und von den Negern, sondern auch von den Weißen gegessen; und sein Fell findet eine weite Verbreitung: Schuppenpelze sind allgemein



Der gesellige Coati (Nasua socialis).

beliebt. Die Grannenhaare geben gute Pinsel; aus dem Wollhaar macht man Hüte; die ganzen Schwänze benutzt man zu Halswärmern.

Der südamerikanische Vetter des Schupp ist der „Aguara“ oder „Aguarapope“, „der Fuchs mit der flachen Hand“, wie die Guaraner ihn nennen, der Krebsfresser (Procyon cancrivorus). Andere Reisende benamen ihn Raton, Mapache, Mauile, Guasini ꝛc. Er unterscheidet sich von dem gleichgroßen Schupp durch die höheren Beine, die kürzeren Ohren und das dichtere aber kürzere Haarkleid. Die allgemeine Färbung ist ein unbestimmtes Gelbgrau, welcher nach unten hin ins Weiße übergeht. Nach Prinz von Wied findet man den Guasini längs der ganzen Ostküste, hauptsächlich in Wäldern, welche an großen Sümpfen und niederen Flußufern liegen, niemals in trockenen, erhabenen Gegenden oder auf offenem Felde. Er ist ein nächtliches Thier, welches den größten Theil des Tages in einem bestimmten Lager verschläft und abends nach Nahrung ausgeht. Diese besteht aus ähnlichen Dingen, wie die seines Verwandten; doch frißt er sehr gern einige Krabbenarten und hat von dieser Eigenthümlichkeit seinen lateinischen Namen erhalten. Jung eingefangen wird der Guasini äußerst zahm und spielt sogleich mit Jedem, welcher ihm Liebkosungen zu Theil werden läßt. Nur die wilden Indianer jagen das Thier, um Fell und Fleisch zu benutzen; die weißen Bewohner Südamerika's stellen ihm nicht nach, weil es ihnen keinen Schaden zufügt, und getödtet keinen Nutzen gewährt.

An den Schupp und Genossen reihen sich naturgemäß die Coatis, Rüssel- oder Nasenbären (Nasua). Ihr gestreckter, schlanker, fast marderähnlicher Leib mit kurzem Hals und langem, spitzigen Kopf, dicht behaartem, körperlangen Schwanz und kurzen, kräftigen, breitzehigen Beinen unterscheiden sie leicht. Das bezeichnendste Merkmal ist die Nase. Sie verlängert sich rüsselartig weit über den Mund hinaus und hat scharfkantig aufgeworfene Ränder. Die Ohren sind kurz und abgerundet, die klaren Augen mäßig groß, die fünf fast ganz verwachsenen Zehen mit langen und spitzen, aber wenig gebogenen Krallen bewehrt, die Sohlen sind nackt. Das Gebiß ähnelt dem des Waschbären.

Die Nasenbären ähneln sich, was Lebensweise und Betragen anlangt, sehr, und wir erhalten jedenfalls eine genügende Kenntniß von ihnen, wenn wir uns mit dem Leben und Treiben der

beiden zuerst beschriebenen vertraut zu machen suchen. Diese beiden sind der geſellige und der einſame Coati. Ersterer (Nasua socialis) mißt von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel 20, im Ganzen aber 38 Zoll bei 11 Zoll Höhe am Widerrist. Die dichte und ziemlich lange, jedoch nicht zottige Behaarung besteht aus straffen, groben, glänzenden Grannen, welche sich am Schwanze verlängern, und kurzem, weichen, etwas krausen Wollhaar, welches namentlich auf dem Rücken und an den Seiten dicht steht. Starke Schnurren und lange Borstenhaare finden sich auf der Lippe und über dem Auge; das Gesicht ist kurz behaart. Die auf dem Rücken zwischen Roth und Graubraun wechselnde Grundfärbung geht auf der Unterseite ins Gelbliche über; Stirn und Scheitel sind gelblichgrau, die Lippen weiß, die Ohren hinten bräunlichschwarz, vorn graulichgelb. Ein weißer, runder Flecken findet sich über jedem Auge, ein anderer am äußersten Winkel desselben, und zwei oft zusammenfließende stehen unter dem Auge. Längs der Nasenwurzel läuft ein weißer Streifen herab.

Der einſame Coati oder Rüſſelbär (Nasua solitaria), welcher durch Prinz Max von Neuwied von dem geſelligen getrennt wurde, ist etwas größer und derber, als dieser, nicht länger, aber höher und stärker.

Beide Nasenbären bewohnen den ganzen warmen Theil des östlichen Südamerika. In Mejiko kommt, wie schon Humboldt angibt, auch ein Nasenbär vor; er ist aber als besondere Art anzusehen. Die Thiere leben in den wärmeren Theilen der Cordilleren und in großen Waldungen. Wie der Name besagt, unterscheiden sich die beiden beschriebenen Arten dadurch, daß der eine beständig in Gesellschaften von acht bis zwanzig Stück lebt und herumschweift, der andere aber einzeln in einem bestimmten Gebiete verweilt. Der einsame Nasenbär soll mehrere bestimmte Lager haben und bald in diesem, bald in jenem die Nacht zubringen, je nachdem er den einen oder den andern Theil des Waldes durchstreift. Der gesellige dagegen hat weder ein Lager, noch ein bestimmtes Gebiet, sondern führt ein echtes Zigeunerleben, läuft den Tag über im Walde umher und verkriecht sich da, wo ihn die Nacht überfällt, in einem hohlen Baume oder unter Baumwurzeln, oder legt sich in eine von mehreren Aesten gebildete Gabel und schläft hier bis zum nächsten Morgen. Ihn oder besser seine Gesellschaften sieht man viel häufiger, als jene Einsiedler. Die geselligen Rüsselbären ziehen zerstreut umher und lassen dabei beständig eigenthümliche, rauhe, halb grunzende, halb pfeifende Töne hören, welche man viel eher vernimmt, als man die Bande selbst gewahrt. Dabei wird der mit Laub und Aesten bedeckte Boden gründlich untersucht: eine oder die andere Nase schnuppert in dieses oder jenes Loch; jede Spalte, jeder Ritz wird durchstöbert: — aber niemals hält sich die Gesellschaft lange bei einem Gegenstande auf. Der Einsiedler dagegen zieht still und langsam dahin, untersucht ebenfalls jeden Gegenstand, aber äußerst bedächtig, und nimmt sich ordentlich Zeit zu allen seinen Verrichtungen, jedenfalls deshalb, weil er keine Gewerbsbeeinträchtigung von Seiten seiner Artgenossen zu befürchten hat.

Wenn die Nasenbären einen Wurm im Boden, eine Käferlarve im faulen Holze ausgewittert haben, geben sie sich die größte Mühe, dieser Beute auch habhaft zu werden. Sie scharren eifrig mit den Vorderpfoten, stecken von Zeit zu Zeit die Nase in das gegrabene Loch und spüren, wie unsere Hunde es thun, wenn sie auf dem Felde den Mäusen nachstellen, bis sie endlich ihren Zweck erreicht haben.

Der einsame Coati erscheint weniger vorsichtig, als seine geselligen Verwandten, wahrscheinlich, weil bei der Bande immer einige für die Sicherheit sorgen, so daß die anderen ruhig fressen können, während der Einsiedler doch Beides vereinigen muß. Bemerken jene einen Feind, so geben sie ihren Gefährten sofort durch laute, pfeifende Töne Nachricht und klettern eiligst auf einen Baum; alle übrigen folgen diesem Beispiele, und im Nu ist die ganze Gesellschaft in dem Gezweig des Wipfels vertheilt. Steigt man ihnen nach oder schlägt man auch nur heftig mit einer Axt an den Stamm, so begibt sich jeder weiter hinaus auf die Spitze der Zweige, und plötzlich springt er von dort herab auf den Boden und nimmt hier Reißaus. Ungestört, klettern die Thiere kopfunterst den Stamm herab. Sie drehen dabei die Hinterfüße nach außen und rückwärts und klemmen sich mit ihnen fest an den Stamm an. Auf den Zweigen klettern sie vorsichtig weiter, und auf Sätze, wie die Affen sie ausführen, etwa von einem Baume zum andern, lassen sie sich nicht ein, obwohl sie es könnten; denn in der Gewandtheit geben sie den Affen oder Katzen kaum etwas nach. Auf ebenem Boden sind ihre Bewegungen viel schwerfälliger, als im laubigen Geäst der Bäume.

Unter den Sinnen steht der Geruch unzweifelhaft obenan, auf ihn folgt das Gehör; Gesicht, Geschmack und Gefühl sind verhältnißmäßig schwach. Bei Nacht sehen sie gar nicht und

bei Tage wenigstens nicht besonders gut; von Geschmack kann man auch nicht viel bei ihnen wahrnehmen, und das Gefühl scheint fast einzig und allein auf die rüsselförmige Nase beschränkt zu sein, denn sie ist zugleich auch das hauptsächlichste Tastwerkzeug. Gegen Verletzungen sind die Rüsselbären ebenso unempfindlich, wie gegen Einflüsse der Witterung.

Ueber die Fortpflanzungszeit des einsamen Coati scheint bis jetzt noch Nichts bekannt zu sein. Das Weibchen des geselligen wirft, wie Rengger angibt, im October, d. h. im südamerikanischen Frühling, drei bis fünf Junge in eine Baum- oder Erdhöhle, einen mit dichtem Gestrüpp bewachsenen Graben oder in einen andern Schlupfwinkel. Hier hält es die Brut so lange versteckt, bis sie ihm auf allen Streifereien folgen kann. Dazu bedarf es nicht viel Zeit; denn man trifft öfters ganz junge Thiere, welche kaum ihre Schneidezähne erhalten haben, unter den Trupps der älteren an.

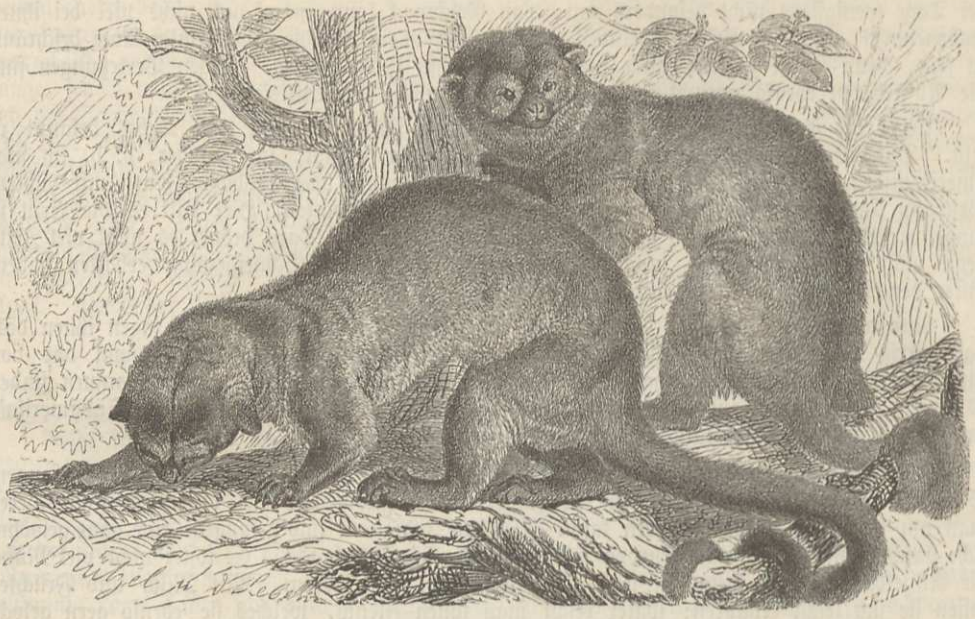
Nur die wilden Indianer benutzen Fell und Fleisch der Rüsselbären und jagen ihnen deshalb eifrig nach. Aus den Fellen verfertigen sie kleine Beutel; das Fleisch, zumal das von jüngeren Thieren stammende, halten sie für einen Leckerbissen; auch europäische Gaumen finden es, wenn es ordentlich zubereitet wurde, wohlschmeckend. Die weißen Bewohner Südamerika's und Mejiko's jagen die Coatis blos des Vergnügens wegen.

In allen Ländern des Verbreitungskreises unserer Thiere hält man sie häufig gefangen. Sauſſure sagt, daß sie unter allen Vierfüßlern einer gewissen Größe diejenigen sind, deren man am leichtesten habhaft werden kann. Bei den Indianern sind gefangene eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Auch nach Europa werden sie sehr häufig gebracht. Es kostet nicht viel Mühe, die Rüsselbären, auch wenn sie noch sehr jung sind, aufzuziehen. Mit Milch und Früchten lassen sie sich leicht ernähren; später reicht man ihnen Fleisch, welches sie ebenso gern gekocht als roh verzehren. Ganz gegen die Art anderer Raubthiere versuchen sie niemals, dem Hausgeflügel nachzustellen, und beweisen damit, daß sie sich im freien Zustande mehr von Pflanzennahrung und Kerbthieren, als von dem Fleisch der Wirbelthiere ernähren. An Wasser darf man die gezähmten nicht Mangel leiden lassen, sie nehmen dasselbe oft und in Menge zu sich.

Den größten Theil des Tages über ist das Thier in unaufhörlicher Bewegung; nur die Mittagsstunde bringt es schlafend zu, wie die Nacht. Wenn die Hitze groß ist, ruht es der Länge nach ausgestreckt, sonst aber rollt es sich auf der Seite liegend zusammen und versteckt den Kopf zwischen den Vorderbeinen. Wirft man ihm seine Nahrung vor, so ergreift es diese erst mit den Zähnen und entfernt sich von seinem Wärter damit, soweit es ihm seine Fesseln erlauben.

Kein Nasenbär verlangt in der Gefangenschaft eine sorgfältige Behandlung. Ohne Umstände fügt er sich in jede Lage. Er schließt sich dem Menschen an, zeigt aber niemals eine besondere Vorliebe für seinen Wärter, so zahm er auch werden mag. Nach Affenart spielt er mit Jedermann und auch mit seinen thierischen Hausgenossen, als mit Hunden, Katzen, Hühnern und Enten. Nur beim Fressen darf man ihn nicht stören, denn auch der zahmste Coati beißt Menschen und Thiere, wenn sie ihm seine Nahrung entreißen wollen.

In seinem Wesen hat der Rüsselbär viel Selbstständiges, ja Unbändiges. Er unterwirft sich keineswegs den Willen des Menschen, sondern geräth in großen Zorn, wenn man ihm irgend einen Zwang anthut. Nicht einmal durch Schläge läßt er sich zwingen, denn er setzt sich herzhaft zur Wehre und beißt tüchtig, wenn er gezüchtigt wird, seinen Wärter ebensowohl als jeden Andern. Von einem so reizbaren, unbiegsamen Wesen läßt sich nicht viel Gelehrigkeit erwarten. Man kann den Coati kaum zu Etwas abrichten. Rengger sah zwar einen, welcher auf Befehl seines Herrn wie ein Pudel aufwartete, und auf den nachgeahmten Knall eines Gewehrs wie todt zu Boden fiel: aber so gelehrige Nasenbären sind Ausnahmen von der Regel. Wenn man ihn frei herumlaufen läßt, wird er im Hause sehr unangenehm. Er durchwühlt Alles mit der Nase und wirft alle Gegenstände um. In der Nase besitzt er große Kraft, in den Händen bedeutende Geschicklichkeit, und Beides weiß er zu verwenden. Nichts läßt er unberührt. Wenn er sich eines Buches bemächtigen kann, dreht er alle Blätter herum, indem er abwechselnd beide Vordertatzen unglaublich schnell in Bewegung setzt; gibt man ihm eine Cigarre, so rollt er sie durch dieselbe Bewegung gänzlich auf; sieht er Etwas stehen, so gibt er dem ihn sofort fesselnden Gegenstande erst mit der rechten, dann mit der linken Tatze einen Schlag, bis er zu Boden stürzt. Die Beobachtung, welche Sauſſure an seinen Gefangenen machte, stimmen mit Vorstehendem im Ganzen vollkommen überein.



Der Wickelbär (Cercoleptes caudivolvulus).

Manche ertragen die Gefangenschaft viele Jahre hindurch bei bestem Wohlsein, andere gehen ein, ohne daß man eigentlich einen Grund anzugeben wüßte. In der Freiheit mögen sie, einer Schätzung Renggers zu Folge, zehn bis funfzehn Jahre alt werden.

Der Wickelbär, Kinukaju, Manaviri oder Cuchumbi, wie das Thier in seiner Heimat, dem nördlichen Brasilien, genannt wird, gilt mit Recht als Vertreter einer besonderen Sippe (Cercoleptes). Er ist ein durchaus eigenthümliches Geschöpf, gleichsam eine Mittelgestalt zwischen Bär und Marder, wie der Coati als Mittelglied zwischen Bär und Schleichkatze, oder der Waschbär als solches zwischen den Bären und den Affen betrachtet werden kann. Der sehr gestreckte, aber plumpe Leib steht auf ganz niederen Beinen, der Kopf ist ungemein kurz und dick, die Schnauze sehr kurz, die Augen sind mäßig groß, die Ohren klein, die fünf Zehen halb verwachsen und mit starken Krallen bewehrt, die Sohlen sind nackt. Der Schwanz ist mehr als körperlang und ein ebenso vollkommener Wickelschwanz, wie der mancher Beutelthiere oder der Brüllaffen. Ihm dankt das Thier seinen Namen Cercoleptes caudivolvulus. Erwachsen mißt der Wickelbär 2½ Fuß, wovon 1½ Fuß auf den Schwanz kommen, bei 6¼ Zoll Schulterhöhe. Die sehr dichte, ziemlich lange, etwas gekrauste, weiche, sammetartig glänzende Behaarung ist lichtgraulichgelb mit einem schwachröthlichen Anfluge und schwarzbraunen Wellen, welche namentlich am Kopf und am Rücken deutlich hervortreten.

Gegenwärtig wissen wir, daß der Wickelbär weit verbreitet ist. Er findet sich im ganzen nördlichen Brasilien, in Neu-Granada, Peru, Guiana, Mejiko, ja noch im südlichen Luisiana und Florida. Nach Humboldt ist er besonders am Rio Negro und in Neu-Granada häufig. Er lebt in den Urwäldern, mehr in der Nähe von großen Flüssen, und zwar auf Bäumen. Seine Lebensweise ist eine vollkommen nächtliche: den Tag verschläft er in hohlen Bäumen, des Nachts aber zeigt er sich sehr lebendig und klettert außerordentlich gewandt und geschickt in den hohen Baumkronen umher, seiner Nahrung nachgehend. Dabei leistet ihm sein Wickelschwanz vortreffliche Dienste. Er giebt kaum einem Affen an Klettergewandtheit Etwas nach. Alle seine Bewegungen sind äußerst geschickt und sicher. Er kann sich mit den Hinterfüßen oder mit dem Wickelschwanze an Aesten und Zweigen festhalten und so gut an einen Baum klammern, daß er mit dem Kopfe voran zur Erde herabzusteigen vermag. Beim Gehen tritt er mit der ganzen Sohle auf.



Der Binturong (Arctitis — Ictitis — Binturong).

Seine Nahrung besteht in kleinen Säugethieren, Vögeln und deren Eiern, Kerbthieren und deren Larven, Honig und süßen Früchten, namentlich Bananen oder Paradiesfeigen. Dem Honig soll er mit besonderer Liebhaberei nachstellen und viele wilde Bienenstöcke zerstören, weshalb er von den Indianern gehaßt wird und von den Missionären den Namen Oso melero — Honigbär — erhalten hat. Alle Naturforscher, welche den Wickelbären bis jetzt beobachteten, sind darin einstimmig, daß er dem Menschen gegenüber sanft und gutmüthig ist und sehr bald sich ebenso zutraulich und schmeichelhaft zeigt, wie ein Hund, Liebkosungen gern annimmt, die Stimme seines Herrn erkennt und die Gesellschaft des Menschen der seiner eignen Art vorzieht.

Der Binturong (Arctitis — Ictitis — Binturong) steht bis jetzt ebenso einzeln da wie der Wickelbär. Er allein vertritt seine Sippe. Dem Wickelbären ähnelt er hinsichtlich seines Gebisses und wegen seines wenigstens greiffähigen Schwanzes, den Zibetthieren durch seinen Leibesbau. Den einen wie die anderen übertrifft er an Größe. Ein erwachsenes Männchen wird reichlich vier Fuß lang, wovon die Hälfte auf den Schwanz kommt; das Weibchen ist nur wenig kleiner. Der Leib ist kräftig, der Kopf dick, die Schnauze verlängert, der Schwanz lang; die Beine sind kurz und stämmig, die Füße nacktsohlig, fünfzehig, mit ziemlich starken, nicht einziehbaren Krallen bewehrt. Ein dichter, ziemlich rauhhaariger, lockerer Pelz bekleidet den Leib. Die Färbung ist ein mattes Schwarz, welches auf dem Kopfe ins Graue, an den Gliedmaßen ins Bräunliche übergeht.

Sumatra, Java, Malakka, Butan und Nepal sind, soweit jetzt bekannt, die Heimat dieses wirklich schönen Thieres. Die Lebensbeschreibung des Binturong ist überaus dürftig. Er lebt in den Wäldern und nährt sich schlecht und recht nach anderer Raubthiere Art. Hiermit ist die Schilderung seines Freilebens gegeben; denn mehr weiß man eben noch nicht.

Ueber die Gefangenen, welche man beobachtete, ist äußerst wenig berichtet worden, nur etwa Folgendes: Der Binturong ist ein Nachtthier, welches bei Tage in sich zusammengerollt schläft und zwar so fest, daß es kaum ermuntert werden kann, auch jede Störung durch wüthendes Knurren und Zähnefletschen beantwortet, nach diesen Gefühlsergüssen aber sich wiederum zusammenrollt und weiter schläft. Mit Einbruch der Nacht wird das Thier munter, frißt thierische wie pflanzliche Nahrung, sehr gern Früchte, Eier und Vögel, und klettert dann langsam, aber geschickt auf den Baumstämmen umher.

Auch das letzte Mitglied der Bärenfamilie bildet eine besondere Sippe, welche man Katzenbär (Ailurus) genannt hat. Der Panda (Ailurus refulgens) hat eine Gestalt, welche zwischen Waschbär und Katze in der Mitte steht. Sein Körper erscheint wegen des dichten und weichen Pelzes plumper, als er ist; der langbehaarte Kopf ist sehr kurz und fast katzenartig. Die Schnauze ist kurz und breit, die Ohren sind groß, der lange Schwanz schlaff und buschig behaart, daher sehr dick. Die niederen Beine haben behaarte Sohlen und kurze Zehen mit starkgekrümmten, spitzen, halbeinziehbaren Krallen. In der Größe ähnelt das Thier ungefähr einer Hauskatze. Auf der Oberseite ist er lebhaft und glänzend dunkelroth gefärbt, auf dem Rücken mit lichtgoldgelbem Anfluge, weil hier die Haare in gelbe Spitze enden. Die Unterseite ist glänzend schwarz, ebenso sind die Beine gefärbt. Der Schwanz ist fuchsroth mit schmalen, undeutlichen, lichteren Ringen. Die Heimat des Panda ist das Gebirgsland südlich des Himalaya, zwischen Nepal und den Schneebergen. Hier lebt er in Wäldern, welche in bedeutender Höhe liegen, am liebsten auf Bäumen, in der Nähe von Flüssen und Alpenbächen. Er klettert vortrefflich und jagt nach kleinen Vögeln und deren Eiern, Säugethieren und Kerbthieren, nimmt aber auch gern Früchte zu sich.

* * *

Die zweite Hauptabtheilung der Raubsäuger umfaßt die drei Familien, welche sich vorzugsweise von Kerbthieren nähren. Wollte man die Nahrung allein berücksichtigen, so müßte man noch die Fledermäuse zu ihnen rechnen: dem widerstreitet aber der Leibesbau der Letzteren, wenn auch das Gebiß mit dem der übrigen Kerbthierräuber die entschiedenste Aehnlichkeit hat. Wir können die jetzt zu besprechenden Familien als Bindeglieder zwischen den Raubthieren und Fledermäusen betrachten. Diesen ähneln die Kerfräuber auch in der geringern Größe ihres Leibes und in der ganzen Lebensweise. Bei weitem die meisten Mitglieder der drei Familien sind kleine Geschöpfe; denn die Kerbthiere sind nicht so nahrunghaltig, daß ein großes Raubthier, bei uns zu Lande wenigstens, sich von ihnen ausschließlich ernähren könnte; haben doch selbst die kleinen Räuber einen täglichen Bedarf an Nahrung, welcher ihr eignes Körpergewicht erreicht oder noch übertrifft.

Die Kerfjäger sind meist Säugethiere von unschönem, häßlichem Aeußern und durch merkwürdige Verkümmerung gewisser Theile, sowie auch wieder durch auffallende Vergrößerung anderer ausgezeichnet. In der Leibesbildung entfernen sie sich am weitesten von den allgemeinen Grundzügen des Baues der Raubthiere. Ihre Gestalten sind die mannfaltigsten in der ganzen Ordnung. Der Leib ist in den meisten Fällen gedrungen; die Gliedmaßen, höchstens mit Ausnahme des Schwanzes, sind verkürzt; die Nase ist nicht selten rüsselartig verlängert; die Ohren schwanken zwischen sehr verschiedenem Maße; die Sinneswerkzeuge sind eines Theils sehr ausgebildet, und auf der andern Seite merkwürdig, ja fast vollkommen, verkümmert, und so muß oft ein Sinn den andern überragen. Mit dieser Leibesbildung stehen die geistigen Fähigkeiten im Einklang. Unsere Thiere sind stumpfe, mürrische, mißtrauische, scheue, die Einsamkeit liebende und heftige Gesellen. Aus diesen Eigenschaften, sowie aus dem Leibesbau geht wieder ihre eigenthümliche Lebensweise hervor. Bei weitem die meisten leben unterirdisch, grabend und wühlend, oder wenigstens in sehr tief verborgenen Schlupfwinkeln; einige bewohnen auch das Wasser und andere die Bäume. Durch ihre erstaunliche Thätigkeit thun sie der Vermehrung der schädlichen Kerfe und Würmer, der Schnecken und anderer niederen Thiere, ja selbst auch der Ausbreitung mancher kleinen Nager wesentlichen Abbruch. Sie sind also fast ohne Ausnahme

höchst nützlich: aber sie werden dennoch nur von dem Naturkundigen erkannt und geachtet; die große Menge verabscheut sie.

Aber gegen das einmal eingewurzelte Vorurtheil der Menschen läßt sich leider nur allzuschwer ankämpfen, und es ist nur zu tief begründet, daß der Mensch oft gerade das, was ihm den meisten Nutzen bringt, durchaus nicht anerkennen will. Man verfolgt die kleinen Wühler, wo man sie antrifft, ihrer unschönen Gestalt, ihrer Lebensweise wegen, und vergißt dabei gänzlich, was sie leisten, was sie sind. Anders freilich wird Derjenige handeln, welcher sich mit ihrem Leben näher beschäftigt. Er findet so viel, was ihn anzieht und fesselt, daß er sehr bald die unschöne Körpergestalt von vielen — denn manche sind keineswegs unschöne Thiere — vergißt, und ihnen allen nun seine größte Theilnahme und Unterstützung zukommen läßt.

Die meisten bei uns wohnenden Kerbthierräuber halten einen Winterschlaf, und würden zu Grunde gehen, wenn die Natur nicht so für ihre Erhaltung gesorgt hätte. Mit der eintretenden Kälte macht das rege Kerbthierleben gewissermaßen einen Stillstand, und Tausende und andere Tausende der unseren Räubern zur Nahrung bestimmten Geschöpfe schlummern entweder in den ewigen Schlaf, oder wenigstens in einen zeitweiligen hinüber; damit verödet die Erde für die Feinde der Kerfe, und sie müssen jetzt, weil sie nicht wandern können, wie die Vögel, dem Vorgange der Kerbthiere gewissermaßen Folge leisten. So ziehen sie sich denn nach den verborgensten Schlupfwinkeln zurück, oder bereiten sich selbst solche, und fallen hier in den tiefen Winterschlaf, welcher zeitweilig fast alle Regungen des Lebens aufhebt und somit ihrem Leibe bis zum neuen Erwachen die Lebensthätigkeit aufbewahrt. Aber da, wo die strengste Kälte ihren Einfluß nicht ausüben kann, in der Tiefe des Wassers oder unter der Erde, währt auch im Winter noch das Leben, das Rauben und Morden fort, und ganz dasselbe ist selbstverständlich in den glücklichen Ländern der Fall, in welchen es einen ewigen Sommer oder wenigstens keinen Winter gibt, möge er nun durch die sengende Gluth des Südens oder die erstarrende Kälte des Nordens hervorgebracht werden. Schon im Süden Europas, und noch mehr in den Wendekreisländern, treiben die Kerfräuber jahraus, jahrein mit aller Regsamkeit und Frische ihr Gewerbe, freilich nicht überall; denn gerade unter den Wendekreisen tritt ja auch ein Winter ein, obwohl hier ihn die Alles verdorrende und vernichtende Gluth der am höchsten stehenden Sonne hervorruft.

Aus diesen Bemerkungen geht die Verbreitung unserer Thiere ganz von selbst hervor. Sie finden sich hauptsächlich in den gemäßigten Ländern der Erde und in den wasserreichen Gegenden unter den Wendekreisen, nehmen aber ebensowohl nach Norden hin, oder dort, wo die Hitze allgemeine Trockenheit hervorruft, bedeutend an Arten ab.

Nach ihrem Leibesbau und ihrer Lebensweise scheiden sich die Kerbthierfresser in drei scharfbegrenzte Familien, als deren Vertreter wir den Igel, die Spitzmaus und den Maulwurf kennen.

(Igel.) Die Thiere, welche die sechste Familie unserer Ordnung bilden, sind so ausgezeichnet, daß auch die kürzeste Beschreibung genügt, um sie zu kennzeichnen. Ein echtes Raubthiergebiß und ein Stachelkleid sind ihre hervorragendsten Merkmale. Der Leibesbau der Igel ist plump. Die Beine sind niedrig, der Schwanz ist sehr kurz oder fehlt; die Ohren dagegen sind ziemlich, bei einigen Arten sogar sehr groß, und die Schnauze ist zum Rüssel umgebildet. An den Füßen sind regelmäßig fünf und nur ausnahmsweise vier Zehen.

Die Familie hatte ihre Vertreter schon in der Tertiärzeit; gegenwärtig ist sie über Europa, Afrika und Asien verbreitet. Alle Igel leben hauptsächlich in Ebenen (obwohl sie auch vereinzelt in den Gebirgen emporsteigen), und am liebsten in trockenen Gegenden, oder in der Nähe des Wassers, an den Ufern der Flüsse und des Meeres. Wälder und Auen, Felder und Gärten, ausgedehnte Steppen sind ihre hauptsächlichsten Aufenthaltsorte. Hier schlagen sie in den dichtesten Gebüschen, unter Hecken, hohlen Bäumen, Wurzeln, in Felsen, Geklüft, in verlassenen Thierbauen und an anderen Orten ihren Wohnsitz auf, oder graben sich selbst kurze Höhlen. Sie leben den größten Theil des Jahres hindurch einzeln oder paarweise, und führen ein vollkommen nächtliches Leben. Erst nach Sonnenuntergang ermuntern sie sich von ihrem Tagesschlummer und gehen ihrer Nahrung nach, die bei den meisten in Pflanzen und Thieren, bei einigen aber ausschließlich in den Letzteren besteht. Früchte, Obst und saftige Wurzeln, Samen, kleine Säugethiere, Vögel, Lurche, Kerfe und deren Larven, Nacktschnecken, Regenwürmer ꝛc. sind die Stoffe, mit welchen die freigebige Natur ihren Tisch deckt. Ausnahmsweise

wagen sich einzelne auch an größere Thiere und stellen z. B. den Hühnerarten, ja selbst jungen Hasen nach. Die Igel sind langsame, schwerfällige und ziemlich träge Burschen. Sie halten sich alle am Boden auf; kein einziger kann klettern oder springen. Beim Gehen treten sie mit der ganzen Sohle auf. Unter ihren Sinnen steht der Geruch obenan; aber auch das Gehör ist scharf, während Gesicht und Geschmack sehr wenig ausgebildet sind, und das Gefühl eine Stumpfheit erreicht, die geradezu ohne Beispiel dasteht. Die geistigen Fähigkeiten sind sehr gering. Alle Igel sind furchtsam, scheu und dumm, aber ziemlich gutmüthig oder besser gleichgiltig gegen die Verhältnisse, in denen sie leben, und deshalb sind sie leicht zu zähmen. Die Mütter werfen drei bis acht blinde Junge, pflegen sie sorglich und zeigen bei der Vertheidigung derselben sogar einen gewissen Grad von Muth, welcher ihnen sonst ganz abgeht. Die meisten haben die Eigenthümlichkeit, sich bei der geringsten Gefahr in eine Kugel zusammenzurollen, um auf diese Weise ihre weichen Theile gegen etwaige Angriffe zu schützen. In dieser Stellung schlafen sie auch. Die, welche in den nördlichen Gegenden wohnen, bringen die kalte Zeit in einem ununterbrochenen Winterschlaf zu; diejenigen dagegen, welche unter den Wendekreisen wohnen, schlafen während der Zeit der Dürre.

Der unmittelbare Nutzen, welchen sie den Menschen bringen, ist gering; denn gegenwärtig wenigstens weiß man aus einem erlegten Igel kaum noch Etwas zu machen. Größer aber wird der mittelbare Nutzen, welchen sie durch Vertilgung einer Masse schädlicher Thiere leisten, und aus diesem Grunde verdienen sämmtliche Igel, anstatt der sie gewöhnlich treffenden Verachtung, unsere vollste Theilnahme und den ausgedehntesten Schutz.

Unser Igel (Erinaceus europaeus) unterscheidet sich von seinen Verwandten durch die geringe Größe des Kopfes, welcher sich in eine kurze, spitze Schnauze endet und mäßige oder große Ohren besitzt, durch kurze, fünfzehige Beine mit starken Krallen, und den Stummelschwanz, welcher bei einigen Arten eigentlich nur angedeutet ist. Der Rumpf ist mit harten, spitzen, fast gleichlangen Stacheln bedeckt; der Unterleib, der Vorderhals, der Kopf und die Beine aber tragen borstiges und weiches Haar.

Wenn an den ersten warmen Abenden, die der junge, lachende Frühling bringt, Alt und Jung hinausströmt, um sich in den während des Winters verwaisten und nun neu erwachenden Gärten, Hainen und Wäldchen neue Lebensfrische zu holen, vernimmt der Aufmerksamere vielleicht ein eigenthümliches Geräusch im trockenen, abgefallenen Laube, gewöhnlich unter den dichtesten Hecken und Gebüschen, und wenn er hübsch ruhig bleiben will, wird er auch bald den Urheber dieses Lärmens entdecken. Ein kleiner, kugelrunder Bursche, mit merkwürdig rauhem Pelz, arbeitet sich aus dem Laub hervor, schnuppert und lauscht nach allen Seiten hin, und beginnt dann seine Wanderung mit gleichmäßig trippelnden Schritten. Kommt er näher, so bemerkt man ein sehr niedliches, spitzes Schnäuzchen, gleichsam eine nette Wiederholung des gröbern und derbern Schweinsrüssels vorstellend, ein Paar klare, freundlich blickende Aeuglein und einen Stachelpanzer, welcher die ganzen oberen Theile des Leibes bedeckt, ja auch an den Seiten noch weit herabreicht. Das ist unser lieber Gartenfreund, der Igel, ein gemüthlicher, ehrlicher, treuherziger, aber etwas dummer Gesell, welcher ganz harmlos in das Leben hinausschaut und nicht begreifen zu können scheint, daß der Mensch so niederträchtig sein kann, ihn, der sich so hohe Verdienste um das Gesammtwohl erwirbt, nicht nur mit allerlei Schimpfnamen zu belegen, sondern auch nachdrücklich zu verfolgen, ja, aus reiner Bubenmordlust, sogar todtzuschlagen.

Unser Igel ist, was seine Gestalt anlangt, schon durch die Worte beschrieben, mit welchen wir seine Sippe zu kennzeichnen versuchten. Der ganze Körper mit all seinen Theilen ist sehr gedrungen, dick und kurz; der Rüssel ist spitz und vorn gekerbt, der Mund weit gespalten, die Ohren sind breit, die schwarzen Augen klein. Wenige schwarze Schnurren stehen im Gesicht, unter den weiß- oder rothgelblich, an den Seiten der Nase und Oberlippe aber dunkelbraun gefärbten Haaren; hinter den Augen liegt ein weißer Fleck. Das Haar am Hals und Bauch ist lichtrothgelblichgrau oder weißgrau; die Stacheln sind gelblich, in der Mitte und an der Spitze dunkelbraun; in ihre Oberfläche sind feine Längsfurchen, 24 bis 25 an der Zahl, eingegraben, zwischen denen sich gewölbte Leisten erheben; das Innere zeigt eine mit großen Zellen erfüllte Markröhre. Die Länge des Thieres beträgt zehn Zoll, die des Schwanzes elf Linien, die Höhe am Widerrist ungefähr fünf Zoll. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen außer seiner etwas bedeutendern Größe durch eine spitzere Schnauze, stärkern Leib und eine lichtere, mehr graulichere Färbung; auch ist die Stirn bei ihm gewöhnlich nicht so tief herab mit Stacheln besetzt, und der Kopf erscheint hierdurch etwas länger. An den meisten Orten unterscheiden die Leute



Der Igel (Erinaceus europaeus).

zwei Abarten des Igels: den Hundsigel, welcher eine stumpfere Schnauze, dunklere Färbung und geringere Größe haben soll, und den Schweinsigel, dessen hauptsächlichste Kennzeichen in der spitzern Schnauze, der hellern Färbung und der bedeutendern Größe liegen sollen. Diese Unterschiede beruhen offenbar blos auf zufälligen Eigenthümlichkeiten.

Unser Igel ist ein in Europa sehr bekanntes Thier. Seine Verbreitung erstreckt sich nicht blos über den ganzen Erdtheil, mit Ausnahme der kältesten Länder, sondern auch über einen Theil von Asien: man findet ihn in Syrien, und zwar in einem Zustande, welcher von großer Behäbigkeit zeigt, denn er erlangt dort, wie in der Krim, eine viel bedeutendere Größe als bei uns. In den europäischen Alpen kommt er bis zum Krummholzgürtel, einzeln bis über 6000 Fuß hinauf vor; im Kaukasus ersteigt er Höhen von 8000 Fuß; in den Karpathen fehlt er. Er findet sich ebensowohl in flachen, wie in bergigen Gegenden, in Wäldern, in Auen, in Feldern und in Gärten, und ist in ganz Deutschland eigentlich nirgends selten, aber auch nirgends häufig. Weit zahlreicher ist er in Rußland, wo er, wie es scheint, besonders geschont wird, und Reinecke und der Uhu, seine Hauptfeinde aus dem Thierreiche, soviel andere Nahrung haben, daß sie ihn in Frieden lassen können.

Der Igel ist ein drolliger Kauz und dabei ein guter, furchtsamer Kerl, welcher sich ehrlich und redlich, unter Mühe und Arbeit durchs Leben schlägt. Er ist wenig zum Gesellschafter geeignet, und deshalb findet er sich auch stets allein oder höchstens in Gesellschaft mit seinem Weibchen. Unter den dichtesten Gebüschen, unter Reisighaufen oder in Hecken hat sich jeder einzeln sein Lager aufgeschlagen und möglichst bequem zurechtgemacht. Es ist ein großes Nest

aus Blättern, Stroh und Heu, welches in einer Höhle oder unter dichtem Gezweig angelegt wird. Findet er nicht eine schon vorhandene Höhle, so gräbt er sich mit vieler Arbeit selbst eine eigne Wohnung und füttert diese aus. Sie reicht etwa einen Fuß tief in die Erde und ist mit zwei Ausgängen versehen, von denen der eine in der Regel nach Mittag, der andere gegen Mitternacht gelegt ist. Allein diese Thüren verändert er, wie das Eichhorn, zumal bei heftigem Nord- oder Südwind. In hohem Getreide gräbt er sich selten eine Höhle, sondern macht sich blos ein großes Nest. Hört unser Stachelheld auf seinem Wege etwas Verdächtiges, so bleibt er stehen, lauscht und wittert, und man sieht dabei recht deutlich, daß der Sinn des Geruchs bei weitem der schärfste ist, zumal im Vergleich zum Gesicht. Nicht selten kommt es vor, daß ein Igel dem Jäger auf dem Anstande geradezu bis vor die Füße läuft, dann aber plötzlich stutzt, schnüffelt und nun eiligst Reißaus nimmt, falls er nicht vorzieht, sogleich seine Schutz- und Trutzwaffe zu gebrauchen, nämlich sich zur Kugel zusammenzuballen. Eine solche Igelkugel sieht sehr merkwürdig aus. Von der frühern Gestalt des Thieres bemerkt man nichts mehr. Der ganze Bursche bildet jetzt vielmehr einen eiförmigen Klumpen, welcher an einer Seite eine Vertiefung zeigt, sonst aber ringsum ziemlich regelmäßig gerundet ist. Die Vertiefung führt nach dem Bauche zu und in ihr liegen dicht an denselben gedrückt die Schnauze, die vier Beine und der kurze Stummelschwanz. Während bei der ruhigen Bewegung des Thieres das ganze Stachelkleid hübsch glatt aussieht, und die tausend Spitzen, im Ganzen dachziegelartig geordnet, glatt über einander liegen, sträuben sie sich, sobald der Igel die Kugelform annimmt, nach allen Seiten hin und lassen ihn jetzt als eine furchtbare Stachelkugel erscheinen. Einem einigermaßen Geübten ist es gleichwohl nicht schwer, auch dann noch einen Igel in den Händen fortzutragen. Man setzt die Kugel in die Lage, welche das Thier beim Gehen einnehmen würde, streicht von vorn nach hinten leise die Stacheln zurück und wird nun nicht im mindesten von ihnen belästigt. Will man sich jetzt einen Spaß machen, so setzt man den Igel auf einen Gartentisch und sich still daneben, um das Aufrollen zu beobachten. Nicht leicht kann man eine größere Abwechselung in den Gesichtszügen wahrnehmen, als sie jetzt stattfindet. Obgleich der Geist natürlich sehr wenig mit diesen Veränderungen des Gesichtsausdrucks zu thun hat, sieht es doch so aus, als durchliefen das Igelgesicht in kürzester Zeit alle Ausdrücke von dem finstersten Unmuth an bis zu der größten Heiterkeit. Wenn man sich ruhig verhält, denkt der zusammengerollte Igel nach geraumer Zeit daran, sich wieder auf den Weg zu machen. Ein eigenthümliches Zucken des Felles verkündet den Anfang seiner Bewegung. Er schiebt leise den vordern und hintern Theil des Stachelpanzers auseinander, setzt die Füße vorsichtig auf den Boden und streckt jetzt ganz sachte das Schweineschnäuzchen vor. Noch ist die Kopfhaut dick gefaltet und finsterer Zorn scheint auf seiner niedern Stirn zu liegen; selbst das so harmlose Auge liegt unter buschigen Brauen tief versteckt. Mehr und mehr glättet sich das Gesicht, weiter und weiter wird die Nase vorgeschoben, weiter und weiter der Panzer zurückgedrückt, und endlich hat man auf einmal das gemüthliche Gesichtchen in seiner gewöhnlichen, behäbigen oder harmlosen Ruhe vor sich, und in diesem Augenblicke beginnt dann auch der Igel seine Wanderung, gerade so, als ob es für ihn niemals eine Gefahr gegeben hätte. Wenn ihn einer seiner Hauptfeinde, ein Hund oder ein Fuchs, aufstöbert, kugelt er sich eiligst ein und bleibt unter allen Umständen in seiner Lage. Er merkt an dem wüthenden Bellen oder Knurren der Verfolger, daß sie ihm in ernster Absicht zu Leibe gehen, und hütet sich wohl, sich irgend eines seiner anererbten Vorrechte zu entäußern. Mittel gibt es freilich noch genug, den Igel augenblicklich dahin zu bringen, daß er seine Kugelgestalt aufgibt. Wenn man ihn mit Wasser begießt oder in das Wasser wirft, rollt er sich sofort auf; das weiß nicht blos der Schelm Reinecke, sondern auch mancher Hund zum Nachtheile unsers Thieres anzuwenden. Auch Tabaksrauch, den man ihm zwischen den Stacheln durch in die Nase bläst, bewirkt dasselbe.

Der Igel schläft, wie bemerkt, den ganzen Tag über und kommt erst in der Dämmerung zum Vorschein. Dies geschieht einzig und allein aus dem Grunde, um auf die Jagd zu gehen. Und unser Stachelheld ist keineswegs ein ungeschickter und tölpischer Jäger, sondern versteht Sachen auszuführen, die man nimmermehr ihm zutrauen möchte. Allerdings besteht die Hauptmasse seiner Nahrung aus Kerbthieren, und eben hierdurch wird er so nützlich. Allein er begnügt sich nicht mit solcher, so wenig nährenden Kost, sondern erklärt auch anderen Thieren den Krieg. Kein einziger der kleinen Säuger oder Vögel ist vor ihm sicher, und unter den niederen Thieren haust er nun vollends in arger Weise. Außer der Unmasse von Heuschrecken, Grillen, Küchenschaben, Mai- und Mistkäfern, anderen Käfern aller Arten und deren Larven, verzehrt er Regenwürmer, Nacktschnecken, Wald- oder Feldmäuse, kleine Vögel und selbst Junge von großen. Man sollte nicht denken, daß der tölpische Bursche wirklich im Stande wäre, die kleinen,

behenden Mäuse zu fangen; aber er versteht sein Handwerk und bringt selbst das unglaublich Scheinende fertig. Ich habe ihn einmal bei seinem Mäusefang beobachtet und mich über seine Pfiffigkeit billig gewundert. Er strich im Frühjahr im niedern Getreide hin und blieb plötzlich vor einem Mauseloche stehen, schnupperte und schnüffelte daran herum, wendete sich langsam hin und her und schien sich endlich überzeugt zu haben, auf welcher Seite die Maus ihren Sitz hatte. Da kam ihm nun sein Rüssel vortrefflich zu Statten. Er wühlte mit großer Schnelligkeit den Gang der Maus auf und holte sie so auch wirklich nach kurzer Zeit ein; denn ein Quieken von Seiten der Maus und behagliches Murmeln von Seiten des Igels bewies, daß der Räuber sein Opfer gefaßt hatte. Ueber seine Kämpfe mit der Kreuzotter berichtet Lenz in seiner „Schlangenkunde":

„Am 24. August that ich einen Igel in eine große Kiste, in der er zwei Tage später sechs mit kleinen Stacheln versehene Junge gebar, welche er fortan mit treuer Mutterliebe pflegte. Ich bot ihm, um seinen Appetit zu prüfen, recht verschiedenartige Nahrung an, und fand, daß er Käfer, Regenwürmer, Frösche, selbst Kröten, doch nicht so gern, Blindschleichen und Ringelnattern mit großem Behagen verzehrte. Mäuse waren ihm das allerliebste, Obst aber fraß er nur dann, wenn er keine Thiere hatte, und da ich ihm einst zwei Tage gar nichts, als Obst, gab, fraß er so spärlich, daß zwei seiner Jungen aus Mangel an Milch verhungerten. Hohen Muth zeigte er auch gegen gefährliche Thiere."

„Doch wir gehen zur Hauptsache über und folgen unserm Helden zum Otternkampfe. Staunend über seine Thaten müssen wir gestehen, daß wir nicht den Muth haben, ihm es nachzuthun. Am 30. August ließ ich um 10½ Uhr eine große Kreuzotter in die Kiste des Igels, während er seine Jungen ruhig säugte. Ich hatte mich im Voraus davon überzeugt, daß diese Otter an Gift keinen Mangel litt, da sie zwei Tage vorher eine Maus sehr schnell getödtet hatte. Der Igel roch sie sehr bald (er folgt nie dem Gesicht, sondern immer dem Geruch), erhob sich von seinem Lager, tappte unbehutsam bei ihr herum, beroch sie, weil sie ausgestreckt dalag, vom Schwanze bis zum Kopfe und beschnupperte vorzüglich den Rachen. Sie begann zu zischen und biß ihn mehrmals in die Schnauze und in die Lippen. Ganz zufrieden mit dieser Begegnung, ihrer Ohnmacht spottend, leckte er sich, ohne zu weichen, behaglich die Wunde und bekam dabei einen derben Biß in die herausgestreckte Zunge! Ohne sich beirren zu lassen, fuhr er fort, das wüthende und immer wieder beißende Thier zu beschnuppern, berührte sie auch öfter mit der Zunge, aber ohne anzubeißen. Endlich packte er schnell ihren Kopf, zermalmte ihn, trotz ihres Sträubens, sammt Giftzähnen und Giftdrüsen zwischen seinen Zähnen und fraß dann weiter bis zur Mitte des Leibes. Jetzt hörte er auf und lagerte sich wieder zu seinen Jungen, die er säugte. Abends fraß er das noch Uebrige und eine junge, frischgeborne Kreuzotter. Am folgenden Tage fraß er wieder drei frischgeborne Ottern und befand sich nebst seinen Jungen sehr wohl. Auch war an den Wunden weder eine Geschwulst, noch sonst Derartiges zu sehen."

„Seitdem hat der Igel oftmals mit demselben Erfolge gekämpft, und immer zeigte es sich, daß er den Kopf jedesmal zuerst zermalmte, während er dies bei giftlosen Schlangen ganz und gar nicht berücksichtigte. Was von der Mahlzeit übrig bleibt, trägt er gern in sein Nest und verspeist es dann zu gelegnerer Zeit."

Diese Beobachtung ist unzweifelhaft in jeder Hinsicht merkwürdig. Nach physiologischen Gesetzen läßt es sich nicht einsehen, wie ein warmblütiges Thier so ruhig Bisse aushalten kann, deren Wirkung bei anderen Thieren sogleich Zersetzung des Blutes hervorruft und dadurch den Tod nach sich zieht. Man muß nur bedenken, daß der Biß der Kreuzotter sehr häufig Säugethiere tödtet, welche wenigstens die dreißigfache Größe und das dreißigfache Gewicht des Igels haben, scheinbar also auch weit stärker sein müßten, als er es ist. Aber unser Stachelheld scheint wirklich giftfest zu sein; denn er verzehrt nicht blos Giftschlangen, deren Gift bekanntlich nur schadet, wenn es unmittelbar in das Blut übergeführt wird, sondern auch Thiere, welche dann giftig wirken, wenn sie in den Magen kommen, wie z. B. die allbekannten spanischen Fliegen, deren Leib ja schon auf der äußern Haut heftige Entzündungen hervorruft, und deren Genuß anderen Thieren unfehlbar den Tod bringen würde, da ein wenig Pulver von diesen Thieren, welches man einem Hunde oder einer Katze eingibt, denselben die fürchterlichsten Schmerzen verursacht. Ja, der Igel soll sogar ganz gehörige Gaben Opium, Arsenik, Sublimat oder selbst Blausäure verschlingen, ohne Schaden zu leiden. Hinsichtlich dieser Behauptung will ich jedoch meine Zweifel unverhohlen aussprechen.

Es bedarf nun wohl keiner weiteren Worte, um den großen Nutzen des Igels zu beweisen. Sieben Wochen nach der Paarung wirft das Weibchen seine drei bis sechs, in seltenen Fällen

wohl auch acht, blinden Jungen in einem besonders hierzu errichteten, schönen, großen und wohl ausgefütterten Lager unter dichten Hecken, Zäunen, Laub- und Mooshaufen oder in Getreidefeldern. Die neugebornen Igelchen haben etwa 2½ Zoll in der Länge und sehen anfangs weiß und fast ganz nackt aus, da die Stacheln erst später zum Vorschein kommen. Daß sie schon bei der Geburt vorhanden sind, hat Lenz bei den Igeln gesehen, welche in seinem Zimmer geboren wurden. „Die Stacheln", sagt er, „stehen auf einer sehr weichen, elastischen Unterlage; der Rücken ist noch ganz zart, und jeder Stachel, den man z. B. mit dem Finger berührt, sticht Einen gar nicht, sondern drückt sich rückwärts in den weichen Rücken, aus dem er jedoch gleich wieder hervorkommt, sobald man die Fingerspitze wegthut. Nur wenn man den Stachel von der Seite mit dem Nagel oder mit einem eisernen Zängelchen faßt, fühlt man, daß er ganz hart ist. Es ist bei dem Allen möglich, daß die jungen Igel auch öfters zur Welt kommen, ohne daß die Stacheln aus der Haut stehen."

Gegen den Herbst hin sind die jungen Igel soweit erwachsen, daß sich jeder einzelne selbst seine Nahrung aufsuchen kann, und ehe noch die kalten Tage kommen, hat jeder sich ein ganz anständiges Schmerbäuchlein angelegt und denkt jetzt, wie die Alten, daran, sich seine Winterwohnung herzurichten. Diese ist ein großer, wirrer Haufen, aus Stroh, Heu, Laub und Moos bestehend, im Innern aber sehr sorgfältig zu einem Lager ausgefüttert. Die Stoffe trägt der Igel auf seinem Rücken nach Hause und zwar auf sehr sonderbarer Weise. Er wälzt sich nämlich in dem Laube herum, dort, wo es am dichtesten liegt, und spießt sich hierdurch eine tüchtige Ladung auf die Stacheln, welches ihm dann ein ganz großartiges Ansehen verleiht. In ähnlicher Weise schafft er sich auch Obst nach Hause. Man hat dies oft bezweifelt, Lenz aber hat es gesehen, und einem solchen Beobachter gegenüber wäre fernerer Zweifel ein Frevel, dessen wir uns nicht schuldig machen wollen.

Mit Eintritt des ersten starken Frostes vergräbt sich der Igel tief in sein Lager und bringt hier die kalte Winterzeit in einer Art Betäubung zu, welche in einem ununterbrochenen Winterschlafe besteht. Die Fühllosigkeit des Igels, welche schon, wenn er am regsten sich bewegt, bedeutend ist, nimmt jetzt noch in merkwürdiger Weise zu. Der Igel ist eins von denjenigen Thieren, welche den tiefsten Winterschlaf halten. Nur wenn man ihm sehr arg mitspielt, erwacht er, wankt ein wenig hin und her und fällt dann augenblicklich wieder in seinen Todtenschlaf zurück. Der Winterschlaf währt gewöhnlich bis zum März. Unter günstigen Verhältnissen dürfte der freilebende Igel sein Alter auf acht bis zehn Jahre bringen.

Der Igel ist sehr leicht zu zähmen. Man braucht ihn blos wegzunehmen und an einen ihm passenden Ort zu bringen. Hier gewohnt er bald ein und verliert in kürzester Zeit alle Scheu vor den Menschen. Nahrung nimmt er ohne weiteres zu sich, und sucht auch selbst in Haus und Hof oder noch mehr in Scheunen und Schuppen nach solcher umher. Zahlreiche Beobachtungen haben dargethan, daß der Igel ein ganz tüchtiger Mäusefänger ist. In manchen Gegenden wird er zu diesem Geschäft gerade sehr gesucht und namentlich in Niederlagen verwendet, in denen man keine Katze halten mag, weil diese oft die üble Gewohnheit hat, mit ihrem stinkenden Harn kostbare Zeuge zu verderben. Zur Vertilgung lästiger Kerbthiere, zumal zum Aufzehren der häßlichen Küchenschaben ist der Igel ganz vortrefflich geeignet, und er liegt seinem Geschäft mit großem Eifer ob. Wenn er nur einigermaßen freundlich und verständig behandelt wird und für ein recht verborgenes Schlupfwinkelchen gesorgt worden ist, befindet er sich sehr wohl in seinem Gefängnisse.

Unangenehm werden die im Haus gehaltenen Igel durch ihr langweiliges Gepolter bei Nacht. Ihr täppisches Wesen zeigt sich bei allen ihren Streifereien, ja bei jeder Bewegung. Von dem geisterhaften Gang der Katzen findet sich bei ihnen keine Spur. Auch ist der Igel ein unreinlicher Bursche, und der widrige, bisamähnliche Geruch, den er verbreitet, ist keineswegs angenehm. Dagegen erfreut er wieder durch seine Drolligkeit und einen hohen Grad von Zähmung, welchen er erlangen kann. Der gefangene Igel gewöhnt sich sehr leicht an die allerverschiedenste Nahrung und ebenso auch an ganz verschiedenartige Getränke. Milch liebt er ganz besonders, aber er verschmäht auch geistige Getränke nicht und thut nicht selten hierin des Guten zu viel. Dr. Ball erzählt von seinen Beobachtungen, welche er an den Igeln machte, mancherlei lustige Dinge, und unter anderen auch, daß er dieselben mehr als einmal in Rausch versetzte. Er gab einem Igel starken Wein, ja selbst Branntwein zu trinken, und dieser nahm davon solche Mengen zu sich, daß er sehr bald vollkommen betrunken wurde. Ein frisch gefangener Igel soll nach dem ersten Rausch, den er gehabt, augenblicklich zahm geworden sein, und der genannte Beobachter hat deshalb späterhin alle seine Igel zunächst mit süßem Branntwein, Rum oder Wein bewirthet.

Der Igel hat außer dem unwissenden, böswilligen Menschen noch viele andere Feinde. Die Hunde hassen ihn aus tiefster Seele und verkünden dies durch ihr anhaltendes, wüthendes Gebell. Sobald sie einen Igel entdeckt haben, sind sie außer sich und versuchen alles Mögliche, um dem Stachelträger ihren Grimm zu zeigen. Der verharrt in seiner leidenden Stellung, solange sich der Hund mit ihm beschäftigt, und überläßt es diesem, sich eine blutige Nase zu holen. Die Wuth des Hundes ist wahrscheinlich größtentheils in dem Aerger begründet, dem Gepanzerten nicht nur Nichts anhaben zu können, sondern sich selbst zu schaden. Manche Jagdhunde achten selbst die Stacheln nicht, wenn sie ihren Grimm an dem Igel auslassen wollen. So besaß ein Freund von mir eine Hühnerhündin, welche alle Igel todtbiß, die sie auffand. Der Fuchs soll, wie versichert wird, dem Igel eifrig nachstellen und ihn auf recht niederträchtige Weise zum Aufrollen bringen. Er wälzt nämlich die Stachelkugel mit seinen Vorderpfoten langsam dem Wasser zu und wirft sie da hinein, worauf der arme Geselle sich verzweifelt aufrollt, im gleichen Augenblick aber von dem Erzschurken an der Nase gefaßt und getödtet wird. Dann ist es für Meister Reinecke natürlich ein Kleines, den Panzer auszufressen. Auf diese Weise gehen viele Igel zu Grunde, zumal in der Jugend. Aber sie haben einen noch gefährlicheren Feind, den Uhu. „Nicht weit von Schnepfenthal", sagt Lenz, „steht ein Felsen, der Thorstein, auf dessen Höhe die Uhus ihr Wesen zu treiben pflegen. Dort habe ich öfters außer dem Mist und den Federn dieser Eulen auch Igelhäute, und nicht blos diese, sondern selbst die Stacheln der Igel in dem Gewöll, welches die Uhus ausspeien, gefunden. Wir heben eins dieser Gewölle als eine Seltenheit im Kabinet auf, welches fast ganz aus Stacheln des Igels besteht."

Auch noch nach seinem Tode muß der Igel dem Menschen nützen, wenigstens in manchen Gegenden. Sein Fleisch wird wahrscheinlich blos von Zigeunern und ähnlichem herumstreifenden Gesindel verzehrt, aber also doch gegessen, und man hat sogar eine eigne Zubereitungsweise erfunden. Der Igel wird von dem wahren Kochkünstler mit einer dicken Lage gut durchgekneteten, klebrigen Lehms überzogen und mit dieser Hülle übers Feuer gebracht, hierauf sorgfältig in gewissen Zeiträumen gedreht und gewendet. Sobald die Lehmschicht ganz trocken und hart geworden ist, gilt der Braten für gar. Man nimmt ihn vom Feuer, läßt ihn etwas abkühlen und bricht dann die Hülle ab, hierdurch zugleich die sämmtlichen Stacheln, welche in der Erde stecken bleiben, entfernend. Die Stachelhaut benutzten die alten Römer zum Karden ihrer wollenen Tücher, und man trieb deshalb lebhaften Handel mit Igelhäuten, einen Handel, welcher so bedeutenden Gewinn abwarf, daß er durch Senatsbeschlüsse geregelt werden mußte. Dann wandte man den Stachelpelz als Hechel an.

Daß über den Igel und sein Leben die allerverschiedenartigsten Fabeln ausgeheckt worden sind und heutigen Tages noch geglaubt werden, wird wohl Niemand Wunder nehmen, welcher darauf geachtet hat, wie Ungebildete von einem Gegenstand denken, den sie noch nicht hinlänglich kennen gelernt haben. Noch jetzt verfolgt man den Igel als Milchdieb und glaubt sogar, daß er den Kühen nachts die Milch aus ihren Eutern sauge; noch heutigen Tages betrachtet man ihn hier und da als ein Wesen, dessen Erscheinen Unglück bringt ꝛc. Kurz, man sucht sich gleichsam selbst zu entschuldigen, daß man ein so nützliches Thier ohne Grund verfolgt und tödtet.

Eine zweite Art unserer Sippe, der großohrige Igel (Erinaceus auritus), unterscheidet sich durch die größeren Ohren und die verlängerte Schnauze von den übrigen; auch sind seine Füße etwas länger und dünner. Der Schwanz ist kurz, kugelförmig geringelt und dunkelbraun. Diese Art befindet sich in Sibirien und in allen übrigen östlichen Ländern des asiatischen Rußlands, zumal in der Tartarei. In Egypten leben ihm sehr verwandte Arten, welche sich hauptsächlich durch den Bau ihrer Stacheln unterscheiden.

Die Borstenigel (Centetes) bilden eine zweite Gruppe der Familie und gleichsam einen Uebergang von ihr zu der folgenden, welche die Spitzmäuse umfaßt. Noch tragen die hierhergehörigen Thiere ein Stachelkleid, aber die Stacheln sind nicht mehr so lang und viel weicher, als bei den eigentlichen Igeln, auch sind dieselben schon sehr mit Borsten untermengt, während der Kopf mit Haaren bedeckt ist. Die Schnauze ist stark verlängert, und namentlich die Nase ragt weit über die Unterlippe vor. Die Ohren sind kurz, der Schwanz fehlt gänzlich; Vorder- und Hinterbeine sind fünfzehig. Allen Borstenigeln fehlt die Fähigkeit, sich zusammenzurollen, und hierdurch unterscheiden sie sich allerdings sehr wesentlich von den erstbeschriebenen. Die Arten dieser Sippe bewohnen Madagaskar.



Der Tanrek (Centetes ecaudatus).

Bis jetzt kennt man blos zwei Arten dieser Thiere, von denen der Tanrek (Centetes ecaudatus) die in unseren Sammlungen häufigste ist. Wie die Abbildung zeigt, ist die Gestalt des Thieres noch mehr schweinsähnlich, als die unsers Igels. Dazu ist der Tanrek schlanker und hochbeiniger, als sein europäischer Verwandter. Der Kopf- und Schnauzenbau, sowie die Bildung der Beine sind jedenfalls das Merkwürdigste an ihm; aber auch das Haarkleid ist ganz eigenthümlich. An dem schlanken Leib sitzt der sehr lange Kopf, welcher etwa ein Drittel der ganzen Körperlänge einnimmt, hinten besonders dick ist, nach vornhin aber sich verschmälert; die rundlichen Ohren sind kurz und hinten ausgebuchtet; die Augen klein, aber doch größer als bei den eigentlichen Igeln; der Hals ist kurz und dünner als der Leib, aber wenigstens einigermaßen abgesetzt; die Beine sind mittelhoch, die hinteren nur wenig länger, als die vorderen. Von den fünf Zehen an den Füßen ist die mittlere am längsten; die Krallen sind mittelstark. Der ganze Körper ist ziemlich dicht mit Stacheln, Borsten und Haaren bedeckt, welche gewissermaßen in einander übergehen oder wenigstens deutlich zeigen, daß der Stachel blos eine Umänderung des Haares ist. Der vollkommen erwachsene Tanrek wird zehn Zoll lang und an den Schultern ungefähr vier Zoll hoch.

Bis jetzt hat man die Mitglieder dieser Sippe blos auf Madagaskar gefunden; doch ist in der neuesten Zeit der Tanrek auf der Moritzinsel heimisch gemacht, nämlich von Madagaskar aus dahin verpflanzt worden. Das Thier lebt in der Nähe des Wassers, und zwar ebensowohl an den Flüssen, wie am Meere, und gräbt Höhlen und Gänge in die Erde, die seine Schlupfwinkel bilden. Er ist ein scheues, furchtsames Geschöpf, welches den größten Theil des Tages in tiefster Zurückgezogenheit lebt, blos nach Sonnenuntergang zum Vorschein kommt, ohne sich jemals weit von seiner Höhle zu entfernen. Nur im Frühling und im Sommer jener Länder, d. h. nach dem ersten Regen und bis zum Eintritt der Dürre, zeigt er sich. Während der größten Trockenheit, welche, wie ich schon wiederholt bemerkt habe, unserm Winter zu vergleichen ist, zieht er sich in den tiefsten Kessel seines Baues zurück, hier die Monate Juni bis November in ganz ähnlicher Weise, wie unser Igel den Winter, verschlafend. Seine Nahrung besteht zum größten Theile aus Kerfen, sonst aber auch aus Würmern, Schnecken und Eidechsen. Gerade deshalb findet er sich wohl am häufigsten in der Nähe des Wassers. In der Gefangen-

schaft wird der Tanrek leicht zahm, hält aber blos kurze Zeit in ihr aus, selbst im eigenen Vaterlande.

* * *

(Spitzmäuse.) Unter den fleischfressenden Raubthieren dürften die Marder gewissermaßen als die vollkommensten angesehen werden, weil sie das Räubergewerbe in der ausgedehntesten Weise zu betreiben verstehen und alle einem Säugethiere möglichen Heimatskreise bewohnen: eine ganz ähnliche Sippschaft haben wir in den Spitzmäusen (Sorices) vor uns. Man kann, ohne der Wahrheit im geringsten zu nahe zu treten, behaupten, daß die Spitzmäuse Marder im Kleinen sind. Wie diese, besitzen sie alle Fähigkeiten, welche ein echtes Räuberleben möglich machen; wie diese, sind sie in allen Gebieten der Erde zu Hause, und wie diese, zeigen sie einen Muth, einen Blutdurst, eine Grausamkeit, welche mit ihrer geringen Größe gar nicht im Verhältniß stehen. Die Spitzmäuse sind sämmtlich kleine, regelmäßig gebaute Raubthiere mit weichem Haarkleid. Der Leib ist schlank, der Kopf lang, der Schnauzentheil gestreckt, das Gebiß sehr vollständig und aus außerordentlich scharfen Zähnen zusammengesetzt, gewöhnlich gebildet von zwei bis drei Schneidezähnen, welche oft gekerbt sind, drei bis fünf Lückzähnen und drei bis vier echten, vier- oder fünfzackigen Backenzähnen in jeder Reihe. Die eigentlichen Eckzähne fehlen. Eigenthümliche Drüsen liegen an den Rumpfseiten oder an der Schwanzwurzel. Zwölf bis vierzehn Wirbel tragen die Rippen, sechs bis acht sind rippenlos, drei bis fünf bilden das Kreuzbein, vierzehn bis achtundzwanzig den Schwanz.

Gegenwärtig verbreiten sich die Spitzmäuse über die alte Welt, und einige, aber wenige, auch über Amerika; in Australien fehlen sie gänzlich. Sie leben ebensowohl in Ebenen, wie in höher gelegenen Gegenden, selbst auf den Voralpen und Alpen, am liebsten aber in dichteren Wäldern, im Gebüsch, auf Wiesen und Auen, in Gärten und Häusern. Einige wohnen in Steppen, in offnen, steinigen, ja selbst felsigen Gegenden; andere geben den feuchtesten Orten den Vorzug; diese treiben sich im Wasser, jene auf den Bäumen herum. Die meisten sind an die Erde gebunden und führen hier ein unterirdisches Leben, wobei sie sich selbst Löcher oder Gänge graben, oder die schon vorhandenen benutzen, nachdem sie den rechtmäßigen Eigenthümer mit Güte oder Gewalt vertrieben. Die meisten suchen die Dunkelheit und den Schatten und scheuen die Hitze, das Licht und den Regen. Gegen derartige Einflüsse sind sie so empfindlich, daß sie den Sonnenstrahlen häufig unterliegen; andere dagegen lieben die Wärme und lassen sich gern von der Sonne bescheinen. Ihre Bewegungen sind außerordentlich rasch und behend, sie mögen so verschiedenartig sein, als sie wollen. Diejenigen, welche blos laufen, huschen pfeilschnell dahin; die Kletterer wetteifern mit allen übrigen Thieren, die Schwimmer stehen keinem Binnenlandsäugethiere nach, und die wenigen endlich, welche nach Känguru-Art oft auf den Hinterbeinen satzweise springend sich bewegen, sind trotz ihrer geringen Größe so behend, daß sie ein laufender Mensch kaum einholen kann.

Unter den Sinnen der Spitzmäuse scheint der Geruch überall obenanzustehen; nächstdem ist das Gehör besonders ausgebildet. Dagegen ist das Auge mehr oder weniger verkümmert, und nur die Baumbewohner, welche vollkommene Augen haben, machen hiervon eine Ausnahme. Ihre geistigen Fähigkeiten sind gering; dennoch läßt sich ein gewisser Grad von Verstand nicht ableugnen. Sie sind raub- und mordlustig in hohem Grade und kleineren Thieren wirklich furchtbar. Wir müssen sie daher als höchst nützliche Geschöpfe betrachten, welche durch Vertilgung schädlicher Kerfe große Dienste leisten. Ihre Nahrung ziehen sie nämlich fast nur aus dem Thierreiche: Kerbthiere und deren Larven, Würmer, Weichthiere, kleine Vögel und Säugethiere, unter Umständen aber auch Fische und deren Eier, Krebse ꝛc. fallen ihnen zur Beute. Die größere Anzahl von ihnen ist ungemein gefräßig. Einzelne verzehren täglich soviel, als ihr eignes Gewicht beträgt. Keine einzige Art kann den Hunger lange Zeit vertragen, nicht einmal im Winter. Sie halten deshalb auch keinen eigentlichen Winterschlaf. Von den auf Bäumen Lebenden behauptet man, daß sie auch Nüsse und andere Früchte zu sich nehmen; doch bedarf diese Angabe noch sehr einer Bestätigung, und ihr Gebiß scheint auch wirklich nicht geeignet, eine derartige Kost zu zermalmen. Die Stimme aller Arten besteht in feinen, zwitschernden oder quiekenden und pfeifenden Lauten, oder (bei den Baumbewohnern) in einer Art von kurzem Gebell. In der Angst lassen sie klägliche Töne vernehmen und bei Gefahr verbreiten alle einen stärkern oder schwächern Moschus- oder Zibetgeruch, welcher sie im Leben zwar nicht gegen ihre Feinde bewahrt, sie aber doch nur sehr wenigen Thieren als genießbar erscheinen läßt. So lassen die Hunde, Katzen und Marder gewöhnlich die getödteten Spitzmäuse liegen, ohne sie



Die Tana (Cladobates Tana).

aufzufressen, während die meisten Vögel, bei denen der Geruch- und Geschmacksinn weniger entwickelt ist, sie als Nahrung nicht verschmähen.

Die meisten Spitzmäuse sind fruchtbare Geschöpfe; denn sie werfen zwischen vier und zehn Junge. Gewöhnlich kommen diese nackt und mit geschlossenen Augen zur Welt, entwickeln sich aber rasch und sind schon nach Monatsfrist im Stande, ihr eignes Gewerbe zu betreiben.

Bemerkenswerth ist, daß Spitzmäuse von den alten Egyptern einbalsamirt wurden, und daß diese Familie die kleinsten bis jetzt bekannten Säugethiere enthält.

Wir beginnen mit den Spitzhörnchen (Cladobates). Der deutsche Name dieser Thiere ist gut gewählt; denn sie sind wirklich die Eichhörnchen unter den Kerfräubern und somit besser gekennzeichnet, als mit dem lateinischen oder richtiger griechischen Namen, welcher „Zweigbesteiger" bedeutet. Da unsere Thierchen einer ganz andern Ordnung angehören, als die Eichhörnchen, kann ihre Aehnlichkeit mit diesen nur eine oberflächliche sein. Ihr Kopf spitzt sich in eine lange Schnauze zu, deren stumpfe Spitze gewöhnlich nackt ist. Die Augen sind groß, die Ohren länglich abgerundet, die Glieder regelmäßig, die Füße nacktsohlig, die fünf Zehen sind getrennt und mit kurzen Sichelkrallen bewaffnet; der Schwanz ist lang oder sehr lang, buschig, zweizeilig behaart; der Pelz ist dicht und weich. Das Weibchen hat vier Zitzen am Bauche.

Die verschiedenen Arten bewohnen Hinterindien und den indischen Archipel. Sie sind echte Tagthiere, welche ihre Räubereien im Angesicht der Sonne ausführen. Ihr Kleid kennzeichnet sie sofort als Baumthiere; denn es ähnelt immer der Farbe der Aeste, ist also entweder braun oder olivengrünlich. Hierin eben ist eine Aehnlichkeit mehr zwischen ihnen und den eigentlichen Eichhörnchen begründet, sie erinnern jedoch auch durch ihre Bewegungen an diese; die Eingebornen ihrer Heimat haben für sie und die Eichhörnchen nur eine Benennung.

Die größte Art der ganzen Sippe ist als Tana (Cladobates Tana) bekannt. Sie zeichnet sich vor den übrigen außer ihrer Größe durch den langen Schwanz aus und trägt ein dunkelbraunes, ins Schwarze ziehendes Fell, welches auf den Unterseiten einen röthlichen Anflug zeigt und am Kopf und an der Schnauze mit Grau gemischt erscheint. In der Größe kommt die Tana unserm Eichhörnchen am nächsten. Sie ist ein rasches, behendes, höchst munteres Thier, welches seine langen, gebogenen Nägel vortrefflich zu benutzen versteht und fast mit der Gewandtheit der Affen klettert. Ihre Nahrung besteht fast ausschließlich aus Kerbthieren, welche sie ebensowohl im Gezweig, wie auf der Erde zusammensucht.



Der südafrikanische Rohrrüßler (Macroscelides typicus).

Noch mehr, als die Tana, ähnelt der Preß (Cladobates ferrugineus) unserm Hörnchen Er ist bedeutend kleiner, als die vorige, da seine Körperlänge blos acht Zoll, die des Schwanzes aber nur fünf Zoll beträgt, und ebensowohl durch die Gestalt, wie durch die Färbung unterschieden. Seine Stumpfnase zeichnet ihn vor den meisten seiner Sippe aus. Der kurze, aber dichte und schöne Pelz ist auf dem Rücken und an den Seiten rostbraun, auf dem Bauch weißlich oder weißgrau gefärbt. Hinsichtlich seiner Sitten und der Nahrung ähnelt der Preß in jeder Weise der Tana. Er hat dieselbe Gewandtheit im Klettern und Kerbthierjagen und dieselbe Gefräßigkeit. Eins dieser Thiere ist gezähmt worden und hat sich an Milch und sogar an Brod gewöhnt.

Der Federschwanz (Ptilocercus Lowii) ist ein Spitzhörnchen mit langem Rattenschwanz, dessen letztes Dritttheil zweizeilig mit starren Haaren besetzt ist. Bisher hat man das Thier blos auf Borneo und zwar sehr selten gefunden, und über seine Lebensweise noch nichts Gewisses erfahren.

Viel genauer, obgleich noch keineswegs hinlänglich bekannt sind die Rohrrüßler (Macroscelides), welche eine der eigenthümlichsten Sippen der ganzen Familie bilden. Während die vorhergehenden Thierchen den Schwanz der Springmäuse haben, besitzen die Rohrrüßler deren lange, dünne und fast haarlose Hinterbeine und dazu die längste Nase unter allen Spitzmäusen, eine Nase, welche zu einem förmlichen Rüssel geworden ist und ihnen auch den deutschen Namen verschafft hat, während der Sippenname soviel wie Langschenkel bedeutet. Die Engländer nennen sie „Elefantenspitzmäuse". Der Rüssel zeigt in der Mitte nur einen dünnen Haaranflug und an der Wurzel einen ziemlich starken Haarkamm, die Spitze dagegen ist ganz nackt. Außerdem ist der Kopf durch die großen Augen und die ziemlich bedeutenden, frei hervorragenden und mit inneren Läppchen versehenen Ohren, sowie durch die langen Schnurren ausgezeichnet. Der ziemlich kurze, dicke Leib ruht auf sehr verschiedenen Beinen. Das Hinterpaar ist auffallend verlängert und ganz wie bei den Wüstenmäusen gebaut. Der reichliche Pelz ist sehr dicht und weich. Die Zähne ähneln denen der Igel am meisten.

Man kennt gegenwärtig sechs eigentliche Rohrrüßler und eine Art, welche an den Hinterfüßen blos vier Zehen hat und deshalb einer besondern Sippe zugezählt wird. Die Thiere



Die Spitzratte (Gymnura Rafflesii).

bewohnen die sonnigen, steinigen Ebenen Südafrikas. Nur eine einzige Art (Macroscelides Rozetti) findet sich in Algerien, namentlich in der Gegend von Oran. Sie bewohnen die steinigen Berge und finden in tiefen und schwer zugänglichen Löchern unter Steinen, in Felsenritzen, in Höhlen, die von anderen Thieren gegraben wurden, Zuflucht bei jeder Gefahr, welche sie in der geringfügigsten Erscheinung zu erblicken vermeinen. Es sind echte Tag-, ja wahre Sonnenthiere, welche sich gerade während der glühendsten Mittagshitze am wohlsten befinden, und dann auch hauptsächlich ihrer Jagd nachgehen. Die Nahrung besteht aus allerhand kleinen Thieren, hauptsächlich aus Kerfen, welche sie geschickt zu fangen oder aus Ritzen und Spalten hervorzuziehen wissen. Ueber die Fortpflanzung weiß man bis jetzt noch gar Nichts, und auch an Gefangenen scheinen noch keine Beobachtungen gemacht worden zu sein. Unsere Abbildung stellt den südafrikanischen Rohrrüßler (Macroscelides typicus) dar; seine Leibeslänge beträgt 5 Zoll, die des Schwanzes 4½ Zoll; der Rüssel ist ½ Zoll lang.

Die noch übrigen Mitglieder unserer Familie ähneln mehr den eigentlichen Spitzmäusen, obgleich gerade die zunächst zu betrachtenden sehr eigenthümlicher Gestalt sind. Unser Bild zeigt uns die durchaus merkwürdige Spitzratte, die Bula der Eingebornen (Gymnura). Es ist ein Thier, welches den Ratten am meisten ähnelt, besonders seines langen, runden, nackten und schuppigen Schwanzes wegen, durch den gestreckten Kopf mit langer, dünner, weitvorragender Schnauze aber an die Spitzhörnchen sich anschließt.

Man kennt blos eine einzige Art (Gymnura Rafflesii), welche ihren Namen zu Ehren des Entdeckers trägt. Dieser brachte sie aus Sumatra mit und beschrieb sie zuerst unter dem Namen Viverra Gymnura, weil er glaubte, eine Schleichkatze vor sich zu haben. In der neuern Zeit hat man dieselbe Art übrigens auch auf Malakka entdeckt. Die Körperlänge der Bula beträgt 14, die des Schwanzes fast 11 Zoll.

An die Bula können wir den Schlitzrüßler (Solenodon paradoxus) anreihen, ein Thier, welches ebenfalls als Vertreter einer besonderen Sippe gilt. In seiner äußern Erscheinung gleicht der Schlitzrüßler den echten Spitzmäusen; er unterscheidet sich aber von ihnen durch den dünnen, langen, runden und an der Spitze nackten Rüssel mit seitlichen Nasenlöchern, durch die großen, runden Ohren ohne eine Klappe und den langen, nackten, schuppigen Schwanz. Zwei Arten bewohnen Haiti und scheinen schon zu Kolumbus Zeiten den Europäern bekannt gewesen zu sein. Der Körper der Aguta, wie einer dieser Schlitzrüßler auf St. Damingo genannt wird, ist fast einen Fuß lang und trägt einen nur wenig kürzern Schwanz.

Auch die eigentlichen Spitzmäuse sind in der Neuzeit in mehrere Unterabtheilungen gebracht worden, welche eigentlich auf den Rang von Sippen keinen Anspruch machen können. Man kennt gegenwärtig etwa 20 bis 24 Arten dieser Gruppe; doch erfordern alle Spitzmäuse noch genauere Beobachtungen, um mit aller Sicherheit entweder als Art oder bloße Abart bezeichnet werden zu können. Die wahren Spitzmäuse sind die vollkommensten Glieder ihrer Familie; denn sie zeigen die Eigenschaften, welche ich oben besprach, am entschiedensten. Es sind überaus raubgierige, muthige und gewandte Geschöpfe, welche uns durch ihre Räubereien den größten Nutzen bringen und besondere Schonung verdienen. Der Leib ist schlank, der Hals kurz, die Schnauze verlängert, rüsselartig; die Hinterbeine sind nicht viel länger, als die Vorderbeine, die Zehen frei, der Schwanz ist lang oder kurz, geringelt, geschuppt und dicht mit Haaren besetzt, die Ohren sind kurz und durch einen an ihnen befindlichen Lappen verschließbar, die Augen sind sehr klein, die Vorderzähne an der Schneide gezähnelt, die übrigen mehrfach zugespitzt.

Eine ausländische Art mag die Reihe der Erwählten eröffnen. Es ist der Mondjuru oder Sondeli (Sorex murinus), die „Moschusratte" aus Indien. Die Färbung des feinen Pelzes ist oben dunkelbraun bis schwarz, unten hell. Die Länge beträgt etwas über 4 Zoll, die des Schwanzes 2½ Zoll.

Der Sondeli bewohnt verschiedene Theile Indiens und ist dort sehr gehaßt wegen des außerordentlich heftigen Gestanks, den er aus seinen Afterdrüsen absondert. Dieser Geruch, welcher am meisten dem Moschus ähnelt, hat die Eigenthümlichkeit, sich an alle von der Maus berührte Gegenstände anzuhängen und gleichsam in sie einzudringen, sei es auch, daß der Sondeli blos über sie hinweglief. Der Gestank ist so heftig, daß damit viel verdorben werden kann. Namentlich die Lebensmittel aller Sorten werden durch die abscheuliche Gabe, welche ihnen das Thier beibringt, vollständig ungenießbar gemacht. „Laßt", sagt ein Beschreiber, „einen Sondeli über eine Weinflasche hinweglaufen, und der Wein wird für alle Zeit derart von Moschus geschwängert erscheinen, daß kein gebildeter Gaumen es auch nur mit einem Tropfen davon zu thun haben mag, ja, die Flasche muß aus der Nachbarschaft anderer gebracht werden, weil sich der fürchterliche Geruch sogar diesen mittheilen könnte." Mit dieser einzigen Angabe haben wir das Thier eigentlich gekennzeichnet; denn es geht ganz von selbst daraus hervor, daß der Sondeli von den Bewohnern Indiens in einer Weise gehaßt wird, wie kaum ein anderes Thier, und jedenfalls so, wie kein anderes Thier von derselben Größe. Man verfolgt ihn, wo man nur kann.

In Deutschland kommen sechs eigentliche Spitzmäuse vor, welche drei Sippen oder Untersippen zugezählt werden. Die gemeine Spitzmaus (Sorex vulgaris) erreicht nicht ganz die Größe der Hausmaus; denn ihr Körper mißt blos 2¾, höchstens 3 Zoll, der Schwanz etwas über einen Zoll; die Höhe am Widerrist beträgt 11 Linien. Die Färbung des feinen Pelzes spielt zwischen einem schönen Rothbraun und dem glänzendsten Schwarz; die Seiten sind immer lichter gefärbt, als der Rücken; die Unterseite ist graulichweiß mit bräunlichem Anfluge; die Lippen sind weißlich, die langen Schnurren schwarz, die Pfoten bräunlich, der Schwanz oben dunkelbraun, unten aber bräunlichgelb. Ein Blick auf die Zeichnung gibt von der Zierlichkeit und Schönheit des Baues den besten Begriff. Nach der wechselnden Färbung hat man mehrere Unterschiede angenommen, welche die Einen für Arten, die Andern für Abarten erklären.

Man findet die gemeine Spitzmaus in Frankreich, England, Schweden, Deutschland, Italien, Ungarn und Galizien, wahrscheinlich auch im benachbarten Rußland, in der Höhe sowohl wie in der Tiefe, auf Bergen, wie in Thälern, in Feldern, Gärten, in der Nähe von Dörfern, oder in Dörfern selbst, und gewöhnlich nahe bei Gewässern. Im Winter kommt sie



Die gemeine Spitzmaus (Sorex vulgaris).

in die Häuser heran oder wenigstens in die Ställe und Scheuern. Bei uns ist sie die gemeinste Art der ganzen Familie. Sie bewohnt am liebsten unterirdische Höhlen und bezieht deshalb gern die Gänge des Maulwurfs oder verlassene Mäuselöcher, falls sie nicht natürliche Ritzen und Spalten im Gestein auffindet. In weichem Boden gräbt sie mit ihrem Rüssel und den schwachen Vorderpfoten selbst Gänge aus, welche regelmäßig nur sehr oberflächlich unter der Erde dahin laufen. Wie die meisten anderen Arten der Familie ist auch unsere Spitzmaus ein eigentliches Nachtthier, welches nur ungern seinen unterirdischen Aufenthaltsort verläßt. Niemals thut sie dies während der Mittagssonne, und es scheint wirklich, daß die Sonnenstrahlen ihr überaus beschwerlich fallen; wenigstens nimmt man an, daß die vielen todten, welche man im Hochsommer an Wegen und Gräben findet, von der Sonne geblendet den Eingang ihrer Höhle nicht wieder auffinden konnten und deshalb zu Grunde gingen.

Unaufhörlich sieht man die Spitzmaus beschäftigt, mit ihrem Rüssel nach allen Richtungen hin zu schnüffeln, um Nahrung zu suchen, und was sie findet und überwältigen kann, ist verloren: sie frißt ihre eigenen Jungen oder die Getödteten ihrer eigenen Art auf. „Ich habe oft", sagt Lenz, „Spitzmäuse in Kisten gehabt. Mit Fliegen, Mehlwürmern, Regenwürmern und dergleichen sind sie fast gar nicht zu sättigen. Ich mußte jeder täglich eine todte Maus oder Spitzmaus, oder ein Vögelchen von derselben Größe geben. Sie fressen, so klein sie sind, täglich ihre Maus auf und lassen nur Fell und Knochen übrig. So habe ich sie oft recht fett gemästet; läßt man sie aber im geringsten Hunger leiden, so sterben sie. Ich habe auch versucht, ihnen Nichts als Brod, Rüben, Birnen, Hanf, Mohn, Rübsamen, Kanariensamen ꝛc. zu geben, aber sie verhungern lieber, als daß sie anbissen. Bekamen sie fettgebackenen Kuchen, so bissen sie dem Fett zu Liebe an; fanden sie eine in einer Falle gefangene Spitzmaus oder Maus, so machten sie sich augenblicklich daran, selbige aufzufressen."

Welcker beobachtete sie bei ihrer Mäusejagd. Er besaß eine lebende Spitzmaus, band ihr einen festen Faden an einen Hinterfuß und ließ sie im Felde in ein von Mäusen bewohntes Loch kriechen. Nach einer kurzen Zeit kam eine Ackermaus in größter Angst hervor gekrochen, aber mit der Spitzmaus auf dem Rücken. Das gierige Raubthier hatte sich mit den Zähnen im Nacken des Schlachtopfers eingebissen, saugte ihm luchsartig das Blut aus, tödtete es in kurzer Zeit und fraß es auf. Diese Gefräßigkeit ist natürlich für uns ein wahres Glück; denn die Spitzmaus wird uns überaus nützlich, indem sie eine Unmasse schädlicher Thiere vertilgt.

Die Bewegungen der Spitzmaus sind außerordentlich rasch und behend. Im Nothfall schwimmt sie, und an schiefen Stämmen vermag sie empor zu klettern. Ihre Stimme besteht in einem scharfen, feinzwitschernden, fast pfeifenden Tone, welcher jedoch so leise ist, daß er nicht häufig vernommen wird. Bis jetzt hat man von allen Spitzmäusen nur die gleiche Stimme vernommen. Unter den Sinnen steht unzweifelhaft der Geruch oben an. Es kommt oft vor, daß lebend gefangene, welche wieder frei gelassen werden, in die Falle zurücklaufen, blos weil

diese den Spitzmausgeruch an sich hat. Dem Gesicht scheint die Spitzmaus gar nicht zu folgen, und auch ihr Gehör muß ziemlich schwach sein; die Nase ersetzt aber auch beide Sinne fast vollkommen.

Es gibt wenig andere Thiere, welche so ungesellig sind und sich gegen ihres Gleichen so abscheulich benehmen, wie eben die Spitzmäuse; blos der Maulwurf noch dürfte ihnen hierin gleichkommen. Nicht einmal die verschiedenen Geschlechter leben im Frieden mit einander, außer zur Paarungszeit. Während des übrigen Jahres frißt eine Spitzmaus die andere auf, sobald sie sie überwältigen kann. Oft sieht man zwei von ihnen in einen so wüthenden Kampf verwickelt, daß man sie mit den Händen greifen kann; sie bilden einen förmlichen Knäuel und rollen nun über den Boden dahin, fest in einander verbissen und mit einer Wuth an einander hängend, welche des unfläthigsten Bulldoggen würdig wäre. Ein wahres Glück ist es, daß die Spitzmäuse nicht Löwengröße haben, sie würden die ganze Erde entvölkern und schließlich verhungern müssen. — Nur höchst selten trifft man größere Gesellschaften von Spitzmäusen an, zwischen denen Frieden herrscht oder zu herrschen scheint. Cartrey hörte einmal in trockenem Laube ein ununterbrochenes Rascheln und Lärmen, und entdeckte eine zahlreiche Menge unserer Thiere, seiner Schätzung nach etwa 100 bis 150 Stück, welche unter einander zu spielen schienen und unter beständigem Zirpen und Quieken hin und her rannten: — eine ähnliche Beobachtung ist mir aber nicht bekannt worden. Der Berichtstatter glaubt, daß es sich bei jener Zusammenkunft um eine großartige Freierei gehandelt habe.

Die trächtige Spitzmaus baut sich ein Nest aus Moos, Gras, Laub und Pflanzenstengeln, am liebsten in Mauerwerk oder unter hohlen Baumwurzeln, versieht es mit mehreren Seitengängen, füttert es weich aus und wirft hier zwischen Mai und Juli 5 bis 10 Junge, welche nackt und mit geschlossenen Augen und Ohren geboren werden. Anfänglich säugt die Alte die Jungen mit vieler Zärtlichkeit, bald aber erkaltet die Liebe, und die Jungen machen sich nun auf, um sich selbständig ihre Nahrung zu erwerben. Dabei schwinden, wie bemerkt, alle geschwisterlichen Rücksichten; denn jede Spitzmaus versteht schon in der Jugend unter Nahrung nichts Anderes, als alles Fleisch, was sie erbeuten kann, und sei es der Leichnam ihres Geschwisters.

Es ist merkwürdig, daß die Spitzmäuse nur von wenigen Thieren gefressen werden. Die Katzen tödten sie wahrscheinlich, weil sie sie anfangs für eine Maus halten; sie beißen sie aber nur todt, ohne sie jemals zu fressen. Auch die Marderarten scheinen sie zu verschmähen. Blos einige Raubvögel, der Storch sowie die Kreuzotter verschlingen sie ohne Umstände und mit Behagen. Jedenfalls hat die Abneigung der geruchbegabten Säugethiere ihren Grund in dem Widerwillen, welchen ihnen die Ausdünstung der Spitzmäuse einflößt. Alle echten Spitzmäuse haben wenigstens einen Antheil des starken moschusartigen Geruchs, welchen wir bei der vorhergehenden Art kennen lernten. Dieser Geruch wird durch zwei Absonderungsdrüsen hervorgebracht, welche sich an den Seiten des Leibes, und zwar näher an den Vorder- als den Hinterbeinen befinden, und theilt sich allen Gegenständen, welche die Maus berührt, augenblicklich mit.

Es ist möglich, daß der Aberglaube, unter welchem die Spitzmäuse in manchen Gegenden Europa's zu leiden haben, in diesem Geruch mit begründet ist. In England gibt es Gegenden, in welchen das harmlose Thier fast noch mehr gefürchtet wird, als die tückische Viper. Jedermann sieht ein, daß das kleine Geschöpf dem Menschen mit seinen feinen, dünnen Zähnen nicht das Geringste zu Leide thun kann; und dennoch schreibt man dem Bisse der Spitzmaus die giftigsten Eigenschaften zu. Ja das bloße Berühren von einer Spitzmaus wurde als ein sicherer Vorbote irgend welchen Uebels gedeutet.

Mit unserer Spitzmaus nahe verwandt, aber einer andern Sippe zugehörig, ist die toskanische Wimperspitzmaus (Pachyura etrusca oder P. suaveolens), ein Thierchen, welches deshalb besonderer Erwähnung verdient, weil sie, soweit bis jetzt bekannt, das kleinste unter allen Säugethieren ist Ihre Gesammtlänge beträgt blos 2½ Zoll, und hiervon geht ein Zoll auf den Schwanz ab; das Gewicht beträgt höchstens 30 Gran. Das Thierchen ist somit als ein Zwerg unter den Zwergen anzusehen. Die Färbung des Pelzes ist hellbräunlich oder röthlichgrau, der Rüssel und die Pfoten sind fleischfarben, der Schwanz oben bräunlich, unten lichter, die Füßchen haben weißliche Härchen; ältere Thiere sind heller und rostfarbig, die Jungen dunkler und mehr graufarbig. Auffallend ist die verhältnißmäßig sehr große Ohrmuschel.

Diese Spitzmaus kommt fast in allen Ländern vor, welche rings um das Mittelländische und Schwarze Meer liegen. Sie ist im Norden Afrika's, im südlichen Frankreich, in Italien und in der Krim gefunden worden. In ihrer Lebensweise ähnelt sie ihren Sippschaftsverwandten.



Die toskanische Wimperspitzmaus (Pachyura etrusca). (S. 357.)

Von den übrigen Spitzmäusen wollen wir blos noch eine einzige Art, die Wasserspitzmaus (Crossopus fodiens), hervorheben. Sie zeichnet sich vor ihren übrigen Verwandten hauptsächlich deshalb aus, weil die Zehen an der Unterseite mit steifen, starken und ziemlich langen Haaren besetzt sind, welche die Stelle der Schwimmhäute vertreten.

Wie es scheint, ist die Wasserspitzmaus über fast ganz Europa und einen Theil Asiens verbreitet, und an geeigneten Orten überall häufig zu finden. Ihre Nordgrenze erreicht sie in England und in den Ostseeländern, ihre Südgrenze in Spanien und Italien. In den Gebirgen steigt sie zu bedeutenden Höhen empor, in den Alpen etwa bis zu 6000 Fuß. Sie bewohnt vorzugsweise die Gewässer gebirgiger Gegenden und am liebsten solche, in denen es auch bei der größten Kälte des Winters noch offne Stellen gibt; denn solche sind ihr im Winter ganz unentbehrlich, um frei aus- und einzugehen. Bäche gebirgiger Waldgegenden, welche reines Wasser, sandigen oder kiesigen Grund haben, mit Bäumen besetzt und von Gärten oder Wiesen eingeschlossen sind, scheinen Lieblingsorte von ihr zu sein. Ebenso gern aber hält sie sich in Teichen auf, welche helles Wasser haben und stellenweise mit Meerlinsen bedeckt sind. Zuweilen findet man sie hier in erstaunlicher Menge. Oft wohnt sie mitten in den Dörfern, gern in der Nähe der Mühle; doch ist sie nicht an das Wasser gebunden, denn sie läuft auch auf den an den Bächen liegenden Wiesen umher, verkriecht sich unter den Heuschobern, geht in die Scheuern und Ställe, und kommt manchmal auf Felder, welche weit vom Wasser entfernt sind; man trifft sie auch im Innern der Häuser, zumal in Kellern an. In lockerm Boden nah am Wasser gräbt sie sich selbst Röhren, benutzt aber doch noch lieber die Gänge der Mäuse und Maulwürfe, welche sie in der Nähe ihres Aufenthaltsortes vorfindet. Ein Haupterforderniß ihrer Wohnung ist, daß die Hauptröhre verschiedene Ausgänge hat, von denen der eine in das Wasser, die anderen über der Oberfläche desselben, und noch andere nach dem Lande zu münden.

In dieser Wohnung bringt die Wasserspitzmaus an belebten Orten gewöhnlich den ganzen Tag zu. Selten schwimmt sie an dem Ufer entlang, lieber geht sie quer durch von dem einen Ufer zum andern. Will sie sich längs des Baches fortbewegen, so läuft sie entweder unter dem Ufer weg oder auf dem Boden des Baches unter dem Wasser dahin. Sie ist ein äußerst munteres, kluges und gewandtes Thier, welches dem Beobachter in jeder Hinsicht Freude macht.



Die Wasserspitzmaus (Crossopus fodiens).

Im Verhältniß zu ihrer Größe sind die Wasserspitzmäuse wahrhaft furchtbare Raubthiere. Sie verzehren nicht blos Kerfe aller Arten, zumal solche, welche im Wasser leben, Würmer, kleine Weichthiere, Krebse und dergleichen, sondern auch Lurche, Fische, Vögel und kleine Säugethiere. Die harmlose Maus, welcher sie in ihren Löchern begegnen, ist verloren; die vor kurzem ausgeflogene Bachstelze, welche sich unvorsichtig zu nahe an das Wasser wagt, wird plötzlich mit derselben Gier überfallen, mit welcher sich ein Luchs auf ein Reh stürzt, und in wenigen Minuten abgewürgt; der Frosch, welcher achtlos an einer Fluchtröhre vorüberhüpft, wird plötzlich an den Hinterbeinen gepackt und trotz seines kläglichen Geschreis in die Tiefe gezogen, wo er bald erliegen muß. Die Schmerlen und Elleritzen werden in kleine Buchten getrieben und hier auf eigne Weise gefangen: die Wasserspitzmaus trübt das Wasser und bewacht den Eingang der Bucht; sobald nun einer der kleinen Fische an ihr vorüberschwimmen will, fährt sie auf denselben zu und fängt ihn gewöhnlich: sie fischt, wie das Sprichwort sagt, im Trüben. Ja, es ist erwiesen, daß sie selbst großen Fischen; z. B. zweipfündigen Karpfen, die Augen und das Gehirn ausfrißt, und hierdurch in Teichen und Fischbehältern empfindlichen Schaden anrichtet.

Die Feinde der Wasserspitzmaus sind fast dieselben, welche wir bei der gemeinen Spitzmaus kennen lernten. Bei Tage geschieht jenen gewöhnlich Nichts zu Leide; wenn sie aber des Nachts am Ufer herumlaufen, werden sie oft eine Beute der Eulen und Katzen. Nur die Ersteren verzehren sie, die Letzteren tödten sie blos und werfen sie, ihres Moschusgeruches wegen, dann weg. In der Gefangenschaft können die Wasserspitzmäuse nicht lange am Leben erhalten werden.

In der letzten Sippe begegnen wir wieder höchst merkwürdig gestalteten Thieren, welche nur noch in der Familie der Maulwürfe durch ähnliche Formen vertreten sind. Die Bisamspitzmäuse (Myogale), wie man sie genannt hat, sind eigentlich noch mehr Wasserbewohner, als die Wasserspitzmäuse, wenn man auch nicht sagen kann, daß sie in ihrem Elemente heimischer wären, als diese. Aber schon der erste Blick auf ihre Gestalt und namentlich auf die Füße kündet sie als Wasserbewohner im vollsten Sinne. Das Merkwürdigste am ganzen Thiere



Der Desman (Myogale moschata).

ist die Nase, welche noch eher ein Rüssel genannt werden kann, als bei den Rohrrüßlern. Sie besteht aus zwei langen, dünnen, verschmolzenen, knorpligen Röhren, welche aber durch Hilfe zwei größerer und drei kleinerer Muskeln auf jeder Seite nach allen Richtungen sich bewegen lassen, und zu den verschiedenartigsten Zwecken gebraucht werden können, namentlich zum Betasten aller Gegenstände. Bemerkenswerth an diesem Thiere ist ferner eine Moschusdrüse; die aus ihr kommende Absonderung riecht auffallend stark und mag vielleicht dazu dienen, jene Thierchen zu betäuben, welche die Nahrung der Bisamspitzmäuse abgeben müssen.

Bis jetzt kennt man blos zwei Arten dieser Sippe, welche beide im südlichen Europa zu finden sind; und zwar bewohnt die eine von ihnen die Pyrenäenkette und ihre Ausläufer, die andere aber Südrußland, namentlich die Gegend zwischen der Wolga und dem Don. Die Bisamspitzmaus der Pyrenäen (Myogale pyrenaica) ist ein Thier von zehn Zoll Gesammtlänge, von welcher etwa die Hälfte auf den Schwanz kommt. Ihr einziger Verwandter, der Desman oder Wychuchol (Myogale moschata), ist fast noch einmal so groß, in Gestalt und Wesen jener aber fast gleich. Genauere Nachrichten besitzen wir nur über den Desman, welche Pallas mitgetheilt hat. Dieses Thier bewohnt den Südosten Europas und zwar hauptsächlich die Flußgebiete der Ströme Wolga und Don; in Asien findet er sich blos in der Bucharei. Sein Leben ist an das Wasser gebunden, und nur höchst ungern unternimmt er kleine Wanderungen von einem Bache zum andern. Ueberall, wo er vorkommt, ist er häufig. Sein Leben ist sehr eigenthümlich, dem des Fischotters ähnlich. Es verfließt halb unter der Erde, halb im Wasser. Stehende oder langsam fließende Gewässer mit hohen Ufern, in welchen er sich leicht Gänge graben kann, sagen ihm am meisten zu. Als vortrefflicher Schwimmer und Taucher bringt der Desman den größten Theil seines Lebens im Wasser zu. So plump und unbeholfen derselbe auch erscheint, so behend und gewandt ist er. Sobald das Eis aufgeht, sieht man ihn in dem Schilfe und in dem Gesträuch des Ufers unter dem Wasser hin spazieren, sich hin- und herwenden, mit schnellen Bewegungen des Rüssels Gewürm suchen, und oft, um zu athmen, an die Oberfläche kommen.

Wie häufig das Thier sein muß, geht daraus hervor, daß man die Felle, welche man zur Verbrämung der Kappen und Hauskleider verbraucht, nur mit einem oder zwei Kreuzern unsers Geldes bezahlt. Der Desman hält stets nur sehr kurze Zeit in der Gefangenschaft aus, selten länger als drei Tage. So angenehm derselbe durch seine Beweglichkeit und Lebendigkeit ist, so unangenehm wird er durch den Moschusgeruch, welcher so stark ist, daß er nicht nur das ganze Zimmer füllt und verpestet, sondern sich auch allen Thieren, welche jenen fressen, mittheilt und förmlich einprägt.

* * *

(Mulle.) Die am tiefsten stehenden aller Kerfjäger haben sich gänzlich unter die Oberfläche der Erde zurückgezogen und führen hier ein in jeder Hinsicht eigenthümliches Leben.

Die Maulwürfe oder Mulle sind fast über ganz Europa und einen großen Theil von Asien, sowie über Südafrika und Nordamerika verbreitet. Ihre Artenzahl ist nicht eben groß, doch ist es wahrscheinlich, das es noch viele den Naturforschern unbekannte Maulwürfe gibt. Alle Arten sind so auffallend gestaltet und ausgerüstet, daß sie ohne alle Schwierigkeit zu erkennen sind. Der gedrungene Leib ist ganz walzenförmig geworden und geht ohne abgesetzten Hals in den Kopf über, welcher sich seinerseits zu einem Rüssel verlängert und zuspitzt. An dieser Leibeswalze stehen vier kurze Beine, von denen die vorderen als verhältnißmäßig riesige Grabwerkzeuge erscheinen. Die Hinterpfoten sind schmal, gestreckt und rattenartig; der Schwanz ist ganz kurz. Augen und Ohren sind fast gänzlich verkümmert und vollständig in dem ungemein feinen, weichen, kurzen und dichten Pelze verborgen. Letzterer ist auch besonders dadurch ausgezeichnet, daß die Haare einen wirklichen Metallglanz haben; denn diese Eigenthümlichkeit findet man sonst bei keinem Säugethier weiter. Mit diesen äußerlichen Merkmalen steht die Anlage und Ausbildung der inneren Theile natürlich im innigsten Einklange. Der Bau und die Stellung der Vorderfüße, die hauptsächlichsten Merkmale des Maulwurfs, bedingen eine Stärke des Oberbrustkorbes, wie sie verhältnißmäßig kein anderes Thier besitzt. Das Schulterblatt ist das schmalste und längste, das Schlüsselbein das dickste und längste in der ganzen Klasse. Auch der Oberarm ist ungemein breit, der Unterarm stark und kurz. Zehn Knochen finden sich in der Handwurzel, und an den kurzen Zehen lange, starke Grabkrallen; außerdem fällt die Verwachsung von zwei bis vier Halswirbeln auf. — Man sieht auf den ersten Blick, daß diese riesigen Vorderglieder blos zum Graben bestimmt sein können; sie sind Schaufeln, welche man sich nicht vortrefflicher gestaltet denken kann. An diese Knochen setzen sich nun auch besonders kräftige Muskeln an, und daher kommt eben die verhältnißmäßige Stärke des Thieres im Vordertheile seines Körpers. Das Gebiß ist ebenfalls sehr eigenthümlich, und hauptsächlich durch die feinen, äußerst scharfen, spitzigen Zähne ausgezeichnet, welche wie verschiedene Nadelreihen in einandergreifen.

Alle Maulwürfe bewohnen meist ebene, fruchtbare Gegenden. Sie sind Kinder der Finsterniß und empfinden schmerzlich die Wirkung des Lichts. Deshalb kommen sie auch nur selten freiwillig an die Oberfläche der Erde, und sind selbst in der Tiefe bei Nacht thätiger, als bei Tage. Ihr Leibesbau verbannt sie entschieden von der Oberfläche der Erde. Sie können weder springen, noch klettern, ja kaum ordentlich gehen, obgleich sich manche ziemlich rasch auf der Erde fortbewegen, meist blos mit der Sohle der Hinterfüße und dem Innenrande der Hände den Boden berührend. Um so rascher ist ihr Lauf in ihren Gängen unter der Erde, und wahrhaft bewunderungswürdig die Geschwindigkeit, mit welcher sie graben. Auch das Schwimmen verstehen sie sehr gut, obgleich sie von dieser Fertigkeit blos im Nothfalle Gebrauch machen. Die breiten Hände geben ganz vorzügliche Ruder ab und die kräftigen Arme erlahmen im Wasser erklärlicher Weise noch weit weniger, als beim Graben in der Erde.

Unter den Sinnen der Maulwürfe sind der Geruch und das Gehör sowie das Gefühl besonders ausgebildet, während das Gesicht sehr verkümmert ist. Ihre Stimme besteht in zischenden und quiekenden Lauten. Die geistigen Fähigkeiten sind gering, obwohl nicht in dem Grade, als man gewöhnlich zu glauben geneigt ist. Doch sind die sogenannten schlechten Eigenschaften weit mehr entwickelt, als die guten; denn alle Mulle sind im höchsten Grade unverträgliche, zänkische, bissige, räuberische und mordlustige Thiere, welche selbst den Tiger an Grausamkeit übertreffen und mit Lust einen ihres Gleichen auffressen, sobald er ihnen in den Wurf kommt.

Die Nahrung aller Mulle besteht ausschließlich in Thieren, nie aus Pflanzenstoffen. Unter der Erde lebende Kerbthiere aller Art, Würmer, kleine Krebse, Asseln und dergleichen bilden die Hauptmasse ihrer Mahlzeiten. Außerdem verzehren sie aber, wenn sie es haben können, kleine Säugethiere und Vögel, Frösche und Nacktschnecken. Ihre Gefräßigkeit ist ebenso groß, wie ihre Beweglichkeit, denn sie können blos sehr kurze Zeit ohne Nachtheil hungern, und verfallen deshalb auch nicht in einem Winterschlaf. Gerade aus diesem Grunde werden sie als Kerbthiervertilger sehr nützlich, während sie durch ihr Graben dem Menschen viel Aerger bereiten.

Gewöhnlich ein oder zwei Mal im Jahr wirft der weibliche Maulwurf zwischen drei bis fünf Junge und pflegt dieselben sorgfältig. Die Kleinen wachsen ziemlich rasch heran und bleiben ungefähr einen Monat oder zwei bei ihrer Mutter. Dann machen sie sich selbständig, und die Wühlerei beginnt. In der Gefangenschaft kann man die Maulwürfe nicht erhalten, weil man ihrer großen Gefräßigkeit nicht Genüge zu leisten vermag.



Der Maul- oder Mullwurf (Talpa europaea).

Unser gewöhnlicher Maul- oder Mullwurf (Talpa europaea) ist der Vertreter der ersten Sippe dieser Familie. Er ist ein so ausgezeichnetes Thier, daß er auch von dem Unkundigsten leicht erkannt werden muß. Der kurze, dicke, walzenförmige Körper, der Mangel äußerer Ohren, die nur schwer zu entdeckenden, sehr kleinen Augen und der kurze Schwanz, die rüsselförmige Nase und die gewaltigen Grabfüße sind Merkmale, welche vereinigt bei keinem andern Geschöpfe mehr vorkommen und den Maulwurf sehr auszeichnen. Die Behaarung ist überall sehr dicht, kurz und weich, sammtartig; auch die glänzenden Schnurren und Augenborsten sind kurz und dabei sehr fein. Dieser Pelz bedeckt den ganzen Körper mit Ausnahme der Pfoten, der Sohlen, der Rüsselspitze und des Schwanzendes. Er zeichnet sich durch seinen bald mehr ins Bräunliche, bald mehr ins Bläuliche oder selbst ins Weißliche schillernden Glanz aus. Die nackten Theile sind fleischfarbig, die Augen schwarz, wie kleine einfarbige Glasperlen; denn man kann an ihnen den Stern von der Regenbogenhaut nicht unterscheiden.

Unser gemeiner Maulwurf ist 5, höchstens 5½ Zoll, nebst Schwänzchen 6 Zoll lang; die Höhe des Körpers am Widerrist beträgt gegen zwei Zoll. Es gibt Abarten, bei denen die aschgraue Färbung des Jugendkleides eine bleibende ist, ja selbst solche, welche mit weißen Flecken auf schwarzem Grund gezeichnet sind. Aeußerst selten findet man auch wohl gelbe und weiße Maulwürfe, wahre Albinos.

Das Vaterland des Maulwurfes erstreckt sich über ganz Europa, mit Ausnahme weniger Länder, und reicht noch bis in den östlichen Theil von Nord- und Mittelasien hinüber. Von seinem Aufenthalt gibt er selbst sehr bald die sicherste Kunde, da er beständig neue Hügel aufwerfen muß, um leben zu können. Diese Hügel bezeichnen immer die Richtung und Ausdehnung seines jedesmaligen Jagdgrundes. Bei seiner außerordentlichen Gefräßigkeit muß er diesen fortwährend vergrößern und daher auch beständig an dem Ausbau seines unterirdischen Gebietes arbeiten. Ohne Unterlaß gräbt er wagrechte Gänge in geringer Tiefe unter der Oberfläche und wirft, um den losgescharrten Boden zu entfernen, die bekannten Hügel auf. Blasius beschreibt seine unterirdischen Anlagen mit folgenden Worten:

„Unter allen einheimischen unterirdischen Thieren bereitet sich der gemeine Maulwurf am mühsamsten seine kunstreichen Wohnungen und Gänge. Er hat nicht allein für die Befriedigung seiner lebhaften Freßlust, sondern auch für die Einrichtung seiner Wohnung und Gänge, für Sicherheit gegen Gefahr mancherlei Art zu sorgen. Am kunstreichsten und sorgsamsten ist seine eigentliche Wohnung, sein Lager, eingerichtet. Gewöhnlich befindet es sich an einer Stelle, die von außen schwer zugänglich ist, unter Baumwurzeln, unter Mauern und dergleichen, und meist

weit entfernt von dem täglichen Jagdgebiet. Mit letzterm, in welchem die sich täglich vermehrenden Nahrungsröhren sich manchfaltig verzweigen und kreuzen, ist die Wohnung durch eine lange, meist ziemlich gerade Laufröhre verbunden. Außer diesen Röhren werden noch eigenthümliche Gänge in der Fortpflanzungszeit angelegt. Die eigentliche Behausung zeichnet sich an der Oberfläche meist durch einen gewölbten Erdhaufen von auffallender Größe aus. Sie besteht im Innern aus einer rundlichen, stark drei Zoll weiten Kammer, welche zum Lagerplatz dient, und aus zwei kreisförmigen Gängen, von denen der größere, in gleicher Höhe mit der Kammer, dieselbe ringsum in einer Entfernung von ungefähr sechs bis zehn Zoll einschließt, und der kleinere, etwas oberhalb der Kammer, mit dem größern ziemlich parallel verläuft. Aus der Kammer gehen gewöhnlich drei Röhren schräg nach oben in die kleinere Kreisröhre, und aus dieser, ohne Ausnahme abwechselnd mit den vorhergehenden Verbindungsröhren, fünf bis sechs Röhren schräg abwärts in die größere Kreisröhre; von letzterer aus strecken sich strahlenförmig und ziemlich wagerecht nach außen, und ebenfalls wieder abwechselnd mit den zuletzt genannten Verbindungsröhren, etwa acht bis zehn einfache oder verzweigte Gänge nach allen Richtungen hin, die aber in einiger Entfernung meist bogenförmig nach der gemeinsamen Laufröhre umbiegen. Auch aus der Kammer abwärts führt eine Sicherheitsröhre in einem wieder ansteigenden Bogen in diese Laufröhre. Die Wände der Kammer und der zur Wohnung gehörigen Röhren sind sehr dicht, fest zusammengestampft und glatt gedrückt. Die Kammer selbst ist zum Lager ausgepolstert mit weichen Blättern von Gräsern, meist jungen Getreidepflänzchen, Laub, Moos, Stroh, Mist oder zarten Wurzeln, welche der Maulwurf größtentheils von der Oberfläche der Erde herbeiführt. Kommt ihm Gefahr von oben, so schiebt er das weiche Lagerpolster zur Seite und fällt nach unten, sieht er sich von unten oder von der Seite bedroht, so bleiben ihm die Verbindungsröhren zu der kleinern Kreisröhre theilweise offen. Die Wohnung bietet ihm zu Schlaf und Ruhe unter allen Umständen Sicherheit dar und ist deshalb auch sein gewöhnlicher Aufenthalt, wenn er nicht auf Nahrung ausgeht. Sie liegt ein bis zwei Fuß unter der Erdoberfläche. Die Laufröhre ist weiter, als die Körperdicke, so daß das Thier schnell und bequem vorwärts kommen kann; auch in ihr sind die Wände durch Zusammenpressen und Festdrücken von auffallender Festigkeit und Dichtigkeit. Aeußerlich zeichnet sie sich nicht, wie die übrigen Gänge, durch aufgeworfene Haufen aus, indem bei der Entfernung die Erde nur zur Seite gepreßt wird. Sie dient blos zu einer möglichst raschen und bequemen Verbindung mit dem täglichen Jagdgebiete, und wird nicht selten von anderen unterirdischen Thieren, Spitzmäusen, Mäusen und Kröten benutzt, die sich aber sehr zu hüten haben, dem Maulwurf in ihr zu begegnen. Von außen kann man sie daran erkennen, daß die Gewächse über derselben verdorren und der Boden über ihr sich etwas senkt. Solche Laufröhren sind nicht selten hundert bis anderthalbhundert Fuß lang. Das Jagdgebiet liegt meist weit von der Wohnung ab und wird tagtäglich Sommer und Winter in den verschiedensten Richtungen durchwühlt und durchstampft. Die Gänge in ihm sind blos für den zeitweiligen Besuch zum Aufsuchen der Nahrung gegraben und werden nicht befestigt, so daß die Erde von Strecke zu Strecke haufenweise an die Oberfläche der Erde geworfen wird und auf diese Weise die Richtung der Röhren bezeichnet. Die Maulwürfe besuchen ihr Jagdgebiet gewöhnlich dreimal des Tages, morgens früh, mittags und abends. Sie haben daher in der Regel sechsmal täglich von ihrer Wohnung aus und wieder zurück die Laufröhre zu durchlaufen und können bei dieser Gelegenheit, sobald dieses Rohr aufgefunden ist, mit Sicherheit in Zeit von wenigen Stunden gefangen werden."

Das Innere der Baue steht nie unmittelbar mit der äußern Luft in Verbindung, doch dringt diese zwischen den Schollen der aufgeworfenen Haufen in hinreichender Menge ein, um dem Maulwurf den nöthigen Sauerstoff zuzuführen. Außer der Luft zur Athmung bedarf das Thier aber auch Wasser zum Trinken, und deshalb wühlt es sich stets besondere Gänge, welche zu nahen Pfützen oder Bächen führen, oder gräbt wo ihm solche mangeln, besondere Schächte, worin sich dann Regenwasser sammelt.

Das Graben selbst wird dem Maulwurf sehr leicht. Mit Hilfe seiner starken Nackenmuskeln und der gewaltigen Schaufelhände, mit welchen er sich an einem bestimmten Orte festhält, bohrt er seine Schnauze in den lockeren Boden ein, zerscharrt nun um sich herum die Erdschollen mit den Vorderpfoten und wirft sie mit außerordentlicher Schnelligkeit hinter sich. Durch die eigenthümliche Einrichtung seiner Ohren, welche, wie ich oben bemerkte, geschlossen werden können, ist er vor dem Eindringen von Sand und Erde in dieselben vollkommen geschützt. Die aufgescharrte Erde läßt er so lange hinter sich liegen, in seinem eben gemachten Gange, bis die Menge ihm unbequem wird. Dann versucht er an die Oberfläche der Erde zu kommen und wirft die Erde nach und nach mit der Schnauze heraus. Dabei ist er fast immer mit

einer fünf bis sechs Zoll hohen Schicht lockerer Erde überdeckt. In leichtem Boden gräbt er mit einer wirklich verwunderungswürdigen Schnelligkeit. Oken hat einen Maulwurf ein Vierteljahr lang in einer Kiste mit Sand gehabt und beobachtet, daß sich das Thier fast ebenso schnell, wie ein Fisch durch Wasser gleitet, durch den Sand wühlt. — Noch schneller bewegt sich der Maulwurf in den Laufgängen, wie man durch sehr hübsche Beobachtungen nachgewiesen hat. Auch im Wasser ist er, wie bemerkt, sehr zu Hause, und man kennt Beispiele, daß er nicht blos breite Flüsse, sondern sogar Meeresarme durchschwommen hat.

Die Hauptnahrung des Maulwurfs besteht in Regenwürmern und Kerbthierlarven, welche unter der Erde leben. Außerdem frißt er aber noch Käfer, namentlich Mai- und Mistkäfer, Maulwurfsgrillen und alle übrigen Kerbthiere, welche er erwischen kann, wie auch Schnecken und Asseln, die ihm besonders zu behagen scheinen. Sein ungewöhnlich feiner Geruch hilft ihm die Thiere aufspüren, und er folgt ihnen in größeren oder kleineren Tiefen, je nachdem sie selbst höher oder niedriger gehen. Aber er betreibt nicht blos in seinem Bau die Jagd, sondern holt sich auch ab und zu von der Oberfläche, ja wie man sagt, sogar aus der Tiefe des Wassers eine Mahlzeit. Die arme Spitzmaus oder Wühlmaus, der Frosch, die Eidechse, oder Blindschleiche und Natter (im Winter sogar die Kreuzotter), welche sich in seinen Bau verirren, sind verloren. Selbst ein anderer Maulwurf wird augenblicklich auf Tod und Leben angefallen und, wenn er bezwungen worden ist, aufgefressen. Aber der gierige Räuber geht auch wirklich auf die Oberfläche der Erde hinaus um zu morden.

Der Hunger des Maulwurfs ist unstillbar. Er bedarf täglich so viel an Nahrung, als sein eignes Körpergewicht beträgt, und hält es nicht über zwölf Stunden ohne Fraß aus. Hiervon hat sich Flourens durch mehrere sehr hübsche Beobachtungen überzeugt. Von ihm eingesperrte Maulwürfe verschmähten jegliche pflanzliche Nahrung, fielen jedoch sofort über lebende Vögel, Frösche, sowie über ihre schwächeren Kameraden her und fraßen dieselben auf; eine Kröte blieb jedoch verschont, der Maulwurf starb Hungers ohne sie zu berühren.

Lenz nahm einen frischen und unversehrt gefangenen Maulwurf und ließ ihn in ein Kistchen, dessen Boden blos zwei Zoll mit Erde bedeckt war, damit er hier, weil er keine unterirdischen Gänge bauen konnte, sich die meiste Zeit frei zeigen mußte. Schon in der zweiten Stunde seiner Gefangenschaft fraß er Regenwürmer in großer Menge. Pflanzennahrung der verschiedensten Art, auch Brod und Semmel, verschmähte er stets, dagegen fraß er Schnecken, Käfer, Maden, Raupen, Schmetterlingspuppen und Fleisch von Vögeln und Säugethieren. Am achten Tage legte ihm Lenz eine große Blindschleiche vor. Augenblicklich war er da, gab ihr einen Biß und verschwand, weil sie sich stark bewegte, unter der Erde. Gleich darauf erschien er wieder, biß nochmals zu und zog sich von neuem in die Tiefe zurück. Das trieb er wohl sechs Minuten lang; endlich wurde er aber kühner, packte fest zu und nagte, konnte aber nur mit großer Mühe die zähe Haut durchbeißen. Nachdem er jedoch erst ein Loch gemacht hatte, wurde er äußerst kühn, fraß immer tiefer hinein, arbeitete gewaltig mit den Vorderpfoten, um das Loch zu erweitern, zog zuerst Leber und Gedärme hervor und ließ schließlich Nichts übrig, als den Kopf, die Rückenwirbel, einige Hautstücken und den Schwanz. Dies war am Morgen geschehn. Mittags fraß er noch eine große Gartenschnecke, deren Gehäus zerschmettert worden war, und Nachmittags verzehrte er drei Schmetterlingspuppen. Um fünf Uhr hatte er bereits wieder Hunger und erhielt nun eine etwa 2½ Fuß lange Ringelnatter. Mit dieser verfuhr er gerade so, wie mit der Blindschleiche.

Recht deutlich kann man sich an gefangenen Maulwürfen von der Schärfe ihres Geruches überzeugen. Ich brachte einen in eine Kiste, welche etwa einen halben Fuß hoch mit Erde bedeckt war. Er wühlte sich sofort in die Tiefe. Nun drückte ich die Erde fest und legte fein geschnittenes, rohes Fleisch in eine Ecke. Schon nach wenigen Minuten hob sich hier die Erde, die feine höchst biegsame Schnauze brach durch und das Fleisch wurde verzehrt. Es unterliegt für mich gar keinem Zweifel, daß der Geruch den Maulwurf auf allen seinen Jagden leitet.

Der Geruch befähigt ihn, seine Nahrung zu entdecken, ohne sie zu sehen oder zu berühren, und leitet ihn erfolgreich durch seine verwickelten, unterirdischen Gänge. Das Gehör ist vortrefflich. Wahrscheinlich wird es besonders benutzt, um Gefahren zu entgehen; denn der Maulwurf vernimmt nicht blos die leiseste Erschütterung der Erde, sondern hört auch jeden ihm bedenklich erscheinenden Ton mit aller Sicherheit, und sucht sich dann so schnell als möglich auf und davon zu machen. Hinsichtlich des Gesichtes ist zu bemerken, daß der Maulwurf sein Auge wirklich gebraucht. Man weiß genau, daß er sich nach diesem Sinne richtet, wenn er schwimmend Ströme übersetzt, welche ihm zum Unterwühlen zu breit sind. Will man seine Sehfähigkeit prüfen, so braucht man einen gefangenen Maulwurf blos ins Wasser zu werfen.

Sobald er sich in die Nothwendigkeit versetzt sieht, zu schwimmen, legt er augenblicklich die das Auge umgebenden Haare aus einander und zeigt die kleinen, dunkelglänzenden Kügelchen, welche er jetzt weit hervorgedrückt hat, um sie besser benutzen zu können.

Schon aus dem bis jetzt Mitgetheilten ist hervorgegangen, daß der Maulwurf im Verhältniß zu seiner Größe ein wahrhaft furchtbares Raubthier ist. Dem entsprechen auch seine geistigen Eigenschaften. Er ist wild, außerordentlich wüthend, blutdürstig, grausam und rachsüchtig, und lebt eigentlich mit keinem einzigen Geschöpf im Frieden, außer mit seinem Weibchen, und mit diesem auch blos während der Paarungszeit und so lange die Jungen desselben klein sind. Während des ganzen übrigen Jahres duldet er kein anderes lebendes Wesen in seiner Nähe und am allerwenigsten einen Mitbewohner in seinem Bau, ganz gleichgiltig, welcher Art dieser auch sein möge. Am eifersüchtigsten und wüthendsten kämpfen natürlich zwei Maulwürfe desselben Geschlechts mit einander, und der Ausgang solcher Gefechte ist dann auch sehr unzweifelhaft. Der eine unterliegt, verendet und wird von dem andern sofort aufgefressen.

Ein anderes Leben beginnt um die Paarungszeit. Jetzt verlassen die Männchen und Weibchen zur Nachtzeit häufig genug ihren Bau und streifen über der Erde umher, um andere Maulwurfspaläste aufzusuchen und hier Besuche abzustatten. Es ist erwiesen, daß es weit mehr Männchen, als Weibchen gibt, und vielleicht nach mancherlei Kampf und Streit findet der männliche Maulwurf endlich ein Weibchen auf. Er bezieht nun mit seiner Schönen entweder seinen oder ihren Bau und legt hier Röhren an, welche den gewöhnlichen Jagdröhren ziemlich ähneln, aber zu einem ganz andern Zwecke bestimmt sind, nämlich um das Weibchen darin einzusperren. Das eingesperrte Weibchen sucht zwar, neue Röhren grabend, sich zu befreien, allein sein Bewerber eilt ihm nach und bringt es wieder zurück, und nach manchem Zwist gewöhnen sich die beiden mürrischen Einsiedler auch wirklich an einander. Jetzt graben sie gemeinschaftlich Sicherheits- und Nahrungsröhren aus, und das Weibchen legt ein Nest für ihre Jungen an, in der Regel da, wo drei oder mehr Gänge in einem Punkte zusammenstoßen, damit bei Gefahr möglichst viele Auswege zur Flucht vorhanden sind. Das Nest ist eine einfache Kammer, welche dicht mit weichen, meist zerbissenen Pflanzentheilen ausgefüttert ist; hauptsächlich mit Laub, Gras, Moos, Stroh, Mist und anderen derartigen Stoffen, welche von der Oberfläche der Erde herbeigeholt und dicht in einander verflochten worden sind. Nach etwa vierwöchentlicher Tragzeit wirft das Weibchen drei bis fünf blinde Junge in dieses Nest, welche zu den unbehilflichsten von allen Säugern gerechnet werden müssen. Sie sind anfangs ganz nackt und blind, und etwa so groß wie eine derbe Bohne. Aber sie zeigen schon in der frühesten Jugend dieselbe Unersättlichkeit, wie ihre Eltern, und wachsen deshalb sehr schnell heran. Die Mutter gibt die größte Sorgfalt für die Erhaltung ihrer Kinderschaar kund und scheut keine Gefahr, wenn es deren Rettung gilt. Aber auch das Männchen nimmt sich ihrer an und schleppt ihnen mit der Mutter Regenwürmer und Kerbthiere zu, oder theilt bei Ueberfluthungen redlich die Gefahr und sucht die Jungen im Maule an einen sichern Ort zu schaffen. Nicht selten hat man, wenn das Weibchen gefangen worden war, auch das Männchen todt gefunden. Der Kummer hatte es umgebracht! Werden die Thiere nicht gestört, so wagen sich die jungen Maulwürfe endlich aus dem Neste heraus. Ihre ersten Versuche im Wühlen sind noch sehr unvollkommen; sie streichen ohne alle Ordnung flach unter der Oberfläche des Bodens hin, oft so dicht, daß sie kaum mit Erde bedeckt sind, und versuchen es nur selten, aufzuwerfen, allein im nächsten Frühjahre sind sie schon vollkommen geschult in ihrer Kunst.

Der Maulwurf hält keinen Winterschlaf, wie mancher andere Kerbthierjäger, sondern ist Sommer und Winter in ewiger Bewegung. Er folgt ganz den Thieren, Regenwürmern und Kerbthieren, und zieht sich mit ihnen in die Tiefe der Erde oder mit ihnen zur Oberfläche des Bodens empor, gerade so, wie sie steigen oder fallen.

Von den manchfaltigen Beobachtungen, welche erforderlich waren, um das Leben dieses versteckt lebenden Thieres kennen zu lernen, werde das nachfolgende Beispiel angeführt. Lecourt wollte die Schnelligkeit des Maulwurfs in seinen Gängen untersuchen. Zu diesem Zweck wandte er ein ebenso geeignetes, als ergötzliches Mittel an. Er steckte eine Menge von Strohhalmen reihenweise in die Laufröhre, so, daß sie von dem dahineilenden Maulwurf berührt und in Erschütterung gebracht werden mußten. An diese Strohhalme befestigte er oben kleine Papierfähnchen und ließ jetzt den in seinem Jagdgebiet beschäftigten Maulwurf durch einen Hornstoß in die Laufröhre schrecken. Da fielen denn die Fähnchen der Reihe nach in demselben Augenblicke ab, in welchem sie der Maulwurf berührte, und der Beobachter mit seinem Gehülfen bekam hierdurch Gelegenheit, die Schnelligkeit des Laufens für eine gewisse Strecke mit aller Sicherheit zu ermitteln.



Der gemeine Sternmull (Condylura cristata). (S. 367.)

Er läßt sich nicht leugnen, daß der Maulwurf durch Wegfangen der Regenwürmer, Maulwurfsgrillen, Engerlinge und anderer verderblicher Kerbthiere großen Nutzen stiftet, und er wird deshalb an allen Orten, wo man seine aufgeworfenen Haufen leicht wegschaffen kann, immer eines der wohlthätigsten Säugethiere bleiben. Allein ebenso gewiß ist es, daß er in gehegten Stellen und vor allem in Gärten nicht zu dulden ist, weil hier der Schaden, den er durch sein Aufwerfen oder das Durchwühlen der Erde, aus welcher theure Pflanzen ihre Nahrung ziehen, durch das Herauswerfen derselben, kurz, durch seine ganze Wühlerei den geordneten Pflanzenstaat wesentlich gefährden kann. Und deshalb ist es wohl immerhin gerathen, ihn an allen Orten, wo man ihn nicht hegen mag, unbarmherzig wegzufangen. Auf Wiesen, in Laubwäldern, in vollen Feldfruchtstücken ist er ein Gast, welcher unbedingt geschützt werden sollte: an andern, oben bezeichneten Orten aber versteht er unsäglichen Aerger zu bereiten, und deshalb wird er noch heutigen Tages fast überall ziemlich rücksichtslos verfolgt. Man kennt sehr viele Mittel, um ihn zu vertreiben, thut aber jedenfalls am besten, wenn man die Sorge einem alten, erfahrnen Maulwurfsfänger übergibt. Wenn man einen Garten oder einen andern gehegten Platz mit aller Sicherheit vor dem Maulwurf schützen will, braucht man weiter Nichts zu thun, als ringsum eine Masse klar gehackter Dornen, Scherben oder andere spitzige Dinge in die Erde einzugraben, etwa bis zu einer Tiefe von 1½ oder 2 Fuß. Eine solche Schutzmauer hält jeden Maulwurf ab; denn wenn er sie wirklich durchdringen will, verwundet er sich an irgend einer Spitze im Gesicht und geht dann regelmäßig sehr bald an dieser Verwundung zu Grunde.

Außer dem Menschen hat der Maulwurf viele Verfolger. Der Iltis, das Wiesel, die Eulen, die Falken, der Bussard, die Raben und der Storch lauern ihm beim Aufwerfen auf, und das kleine Wiesel verfolgt ihn sogar in seinen Gängen, wo er auch der Kreuzotter nicht selten zum Opfer fällt. Auch die Pintscher machen sich ein Vergnügen daraus, einem grabenden Maulwurf aufzulauern und ihn mit einen plötzlichen Wurf aus der Erde zu schleudern; dann tödten sie ihn durch wenige Bisse. Nur die Füchse, Marder, Igel und die genannten Vögel verzehren ihn, die andern Feinde tödten ihn blos und lassen ihn dann liegen.

Unser Maulwurf hat nur sehr wenig Verwandte und unter ihnen zwei oder drei, welche mit ihm zu ein und derselben Sippe gehören. Ein solcher ist der blinde Maulwurf (Talpa coeca), welcher im Süden Europas und namentlich in Italien, Dalmatien und Griechenland,



Der gemeine Wassermull (Scalops aquaticus). (S. 368.)

seltner in Südfrankreich vorkommt. Seinen Namen erhielt, weil eine feine, durchschimmernde Haut seine verhältnißmäßig noch kleineren Augen überzieht. Auch gibt es noch einen echten Maulwurf (Talpa Wogura) auf Japan, welcher sich von dem unsern außer durch die Färbung durch die Zahl seiner unteren Schneidezähne unterscheidet, aber genau wie jener lebt.

Die nächststehenden Sippschaftsverwandten unsers Maulwurfs sind die Sternmaulwürfe (Condylura — Rhinaster, Astromyctes —), gleichsam die amerikanische Ausgabe der unsrigen.

Der gemeine Sternmull (Condylura cristata), ein Thier von etwa sechs Zoll Körperlänge, wovon jedoch 1¾ Zoll auf den Schwanz kommen, ist beträchtlich kleiner, als unser Maulwurf, von welchem ihn außer den angegebenen Merkmalen der gestrecktere Körper hinlänglich unterscheidet. Bei weitem das Merkwürdigste am ganzen Thiere ist der Kopf, und an diesem wieder die lange Schnauze, welche in einen kurzen, dünnen Rüssel endigt, an dessen Vorderseite sich die Nasenlöcher befinden. Sie sind von einer ganz eigenthümlichen, sternförmigen Einfaßung kleiner, spitzer und sehr beweglicher Knorpelfortsätze umgeben, welche das Thier nach Willkür auszubreiten oder zusammenzulegen vermag, und zwar in so ausgedehntem Grade, daß es eben so gut einen schönen Stern herstellen, als die Nasenlöcher vollkommen verschließen kann. Dieser Nasenstern besteht aus sechzehn größeren Knorpelstrahlen, von denen sich jederseits acht an den Seiten befinden, sowie aus vier kleineren, von denen zwei oben und zwei unten am Sterne stehen. In der Lebensweise gleichen die Sternmulle den europäischen Maulwürfen vollständig. Sie graben sich ähnliche Gänge unter der Erde, werfen Haufen auf und leben von Kerbthieren, wie diese. Die Jungen, welche Audubon fand, zeigten noch keine Spur der Anhängsel an ihrer Nase.

Eine dritte Sippe enthält die Goldmulle (Chrysochloris). Sie haben noch ganz die walzenförmige Gestalt und den kurzen, weichen Pelz der eigentlichen Maulwürfe, unterscheiden sich aber von diesen hinlänglich durch den gänzlichen Mangel des Schwanzes und ihre anders gebildeten Pfoten. Die Vorderfüße besitzen nämlich blos drei große Sichelkrallen, während die

Hinterfüße noch fünfzehig sind und kurze Krallen tragen. Die weiche Behaarung schimmert in einem wahrhaft blendenden Metallglanz, welcher dem Schiller manche Kerbthiere und Vögel in Nichts nachgibt, und selbst mit dem Edelsteingefieder der Kolibri's wetteifern kann. Einen solchen Haarglanz besitzt außer wenigen anderen Maulwürfen kein Säugethier weiter: und dies allein schon würde genügen, um unsere Theilnahme für den Goldmull zu erwecken. In dem Gebiß zeigen sie ebenfalls große Eigenthümlichkeiten. Alle Goldmulle bewohnen den südlichen Theil Afrika's. Sie leben dort ganz in der Weise unserer Maulwürfe und sind bei den Einwohnern, namentlich bei den europäischen Ansiedlern, ebenso verhaßt, wie bei uns die Maulwürfe, weil sie in den Gärten oft großen Schaden anrichten. Der grüne Goldmull (Chrysochloris inaurata) ist ein Bewohner des Kaplandes und namentlich in der Nähe der Kapstadt sehr häufig. In der Gestalt und Größe ähnelt er unserm gemeinen Maulwurfe. Der Pelz ist braun mit prachtvollem Metallglanze.

Als Uebergangsglied von den Mullen zu den Spitzmäusen können wir die Wassermulle (Scalops) ansehen. Sie unterscheiden sich von ihren übrigen Verwandten hauptsächlich durch die zugespitzte Schnauze, welche an den Rüssel der eigentlichen Spitzmäuse erinnert. Im Gebiß ähneln sie den Sternmullen, in ihrer Lebensweise allen übrigen Maulwürfen, doch ziehen sie mehr die Flußufer oder überhaupt die wasserreichen Orte vor, und haben davon ihren Namen erhalten. Man kennt mit Sicherheit blos eine einzige Art, und diese ist der gemeine Wassermull (Scalops aquaticus), ein Thier von 7½ Zoll Leibes- und 1½ Zoll Körperlänge, dessen Pelz bräunlichschwarz, im Grunde gänzlich schwarz ist und im Gesicht einen kastanienfarbenen Anflug hat, am Schwanze und an den Pfoten endlich weiß ist. Jedoch gibt es auch hellbraune, röthliche und silberglänzende Abänderungen. Die Augen des Wassermulls sind ebenfalls sehr klein und ganz versteckt. Ihr Spalt ist so fein, daß man kaum ein Menschenhaar durchschieben kann. Die nackte verdünnte Schnauze ist oben und unten ihrer ganzen Länge nach von einer Furche durchzogen.

Ueber die Lebensweise des Thieres hat zuerst Richardson Genaueres mitgetheilt. Der Wassermull lebt im Ganzen nach Art unsers Maulwurfs, soll aber, trotz seiner Vorliebe für wasserreiche Gegenden, Ueberschwemmungen fliehen, während doch, wie wir gesehen haben, unser Maulwurf ein ganz geschickter Schwimmer ist. Die Amerikaner erzählen, daß der Wassermull sich zähmen läßt und dann gern mit seinem Gebieter spielt, dem, welcher ihn füttert, nachfolgt, und die Nahrung mit dem eigenthümlich zusammengebogenen Rüssel in den Mund steckt.

In der Vorzeit lebten noch einige anderee Sippen auf unserer Erde, von denen man hie und da die Knochenreste aufgefunden hat.

Beutelthiere.

Ein eigenthümlich abgeschlossener Kreis von merkwürdigen Thieren tritt in der Ordnung der Beutelthiere vor uns. Ihr Name bezeichnet sie; denn der Beutel allein ist es, welcher sie zu einem Ganzen vereinigt. In ihrer äußeren Erscheinung haben sie kaum Etwas mit einander gemein. Sie wiederholen gleichsam mehrere andere Ordnungen und zeigen nur einige absonderliche Gestalten neben den übrigen, welche ebenso gut an die Hunde, Marder und Spitzmäuse, wie an die Hasen, Springmäuse und Eichhörnchen erinnern. Manchmal glaubt man wirklich, eines dieser Thiere vor sich zu haben, und die Aehnlichkeit ist auch so groß, daß man sie an den betreffenden Stellen ohne weiteres in die Ordnung der Raubthiere oder der Nager einreihen könnte, verböte dies nicht aufs entschiedenste die Bildung des Beutels und die damit zusammenhängenden eigenthümlichen Frühgeburten, welche allen den so verschiedenen Thieren gemeinsam sind. So stehen die Beutelthiere, wenn auch als scharf begrenztes Ganze, gleichsam doch als Uebergangsglieder zwischen den Raubthieren und Nagern da, und vermitteln diese beiden in jeder Hinsicht scharf von einander geschiedenen und in sich selbst abgeschlossenen Ordnungen.

Sie sind aber für uns nicht blos aus diesem Grunde besonders merkwürdig, sondern erscheinen auch noch in anderer Hinsicht einer regen Theilnahme werth. Nach der allgemeinen Ansicht der Naturforscher gelten die Beutelthiere als die ältesten Thiere unserer Erde, und stellen so gleichsam die ersten Versuche der Natur dar, Säugethiere zu erschaffen, neben den plumpen Lurchen des Festlandes, den Flugechsen der Lüfte, den Seedrachen der Meere und jenen wahrhaft furchtbaren Gestalten der Krokodile, welche in der Vorzeit das Land und die Wasser beherrschten. Die Unvollkommenheit jener ersten Versuchsthiere spricht sich deutlich genug darin aus, daß sie nur halbreife Junge gebären und diese erst außerhalb des Mutterleibes vollends austragen. Owen glaubt in der Wasserarmuth Australiens den Grund der Beutelbildung zu erblicken, vergißt aber, daß Beutelthiere auch in Amerika zu Hause sind, wo es an Wasser wahrlich nicht fehlt. Seine Worte sind mehr bestechend, als beweisend.

Im Allgemeinen läßt sich die Leibesbildung der gedachten Thiere schwer beschreiben. Die Ordnung zeigt in ihren verschiedenen Gliedern so erhebliche Unterschiede, wie sie die ganze Klasse nur aufzuweisen vermag. Mit dem Raubthier- oder Nagergebiß steht natürlich auch der Bau der Verdauungswerkzeuge und gewissermaßen selbst der äußere Gliederbau im Einklange. Wir finden echte Raubthiere und echte Grasfresser, wir haben Familien, welche sogar an die Wiederkäuer erinnern: wie wollte da Gleichmäßigkeit zu bemerken sein! Ganz im Allgemeinen nur kann man sagen, daß die Beutelthiere Säugethiere von geringer bis höchstens mittler Größe sind, deren Körperbau gedrungen ist, während sich die Pfoten gewöhnlich durch ihre Schwäche oder Zierlichkeit auszeichnen. Der Kopf ist in den meisten Fällen verlängert und zugespitzt, und die ziemlich großen Ohren sind aufgerichtet, der Schwanz ist sehr lang und der Pelz weich und anliegend. Mehr kann man kaum sagen; denn im Uebrigen weichen alle Körperformen wesentlich von einander ab, und der Bau der Füße ist ebenso verschieden, wie der des Gebisses. So müssen wir uns die einzelnen Merkmale der Gruppen, welche man unterschieden hat, bis zur Beschreibung dieser selbst aufsparen. Dagegen aber können wir schon jetzt das allen Gemeinsame, den Beutel, betrachten. Die Sehne des äußeren schiefen Bauchmuskels, welche sich vorn auf dem Schambeine aufsetzt, verknöchert und wird somit zu dem sogenannten Beutelknochen, welcher zur Unterstützung einer Tasche dient, die sich vorn, am Bauche befindet. In dieser liegen die Milchzitzen, an welchen die halbgeborenen Jungen sich ansaugen. Die Tasche kann ein vollkommener Beutel sein, aber auch bis auf zwei Hautfalten verkümmern: unter allen Umständen jedoch genügt sie ihrem Zwecke, indem sie sich innig über die an den Zitzen hängenden Jungen hinweglegt. Diese kommen in einem Zustande zur Welt, wie kein einziges anderes Säugethier. Sie sind nämlich nackt, blind und taub, und haben nur stummelartige Gliedmaßen.

Nach hierüber angestellten Beobachtungen geht die Geburt ungefähr in folgender Weise vor sich: Nach einer sehr kurzen Tragzeit wirft das Beutelthier sein Junges, welches noch ganz unausgebildet ist, nimmt es mit dem Maule auf, bringt es in den Beutel und legt es dort an eine Zitze an, wo es sich festsaugt. Hier bleibt es hängen, bis sich seine Sinneswerkzeuge und Gliedmaßen entwickelt haben, und der Beutel ist so lange nicht blos Nest und Zufluchtsort,

sondern gleichsam noch einmal der Mutterleib. Von hier aus macht das Thierchen später größere und immer größere Ausflüge; seine ganze Kindheit aber verbringt es in dem Beutel, und bei mehr als einem Mitgliede dieser merkwürdigen Ordnung, welches blos einen Monat oder etwas darüber im Leibe ausgetragen wurde, währt die Tragzeit im Beutel sechs bis acht Monate. Von dem Tage der Paarung bis zu dem, wo das Junge seinen Kopf aus dem Beutel steckt, vergehen bei den Riesenkänguru ungefähr sieben Monate, von dieser Zeit bis dahin, wo es den Beutel zum ersten Male verläßt, noch etwa neun Wochen, und ebenso lange lebt dann das junge Geschöpf noch theils in dem Beutel, theils außerhalb desselben, indem es denselben blos noch bei drohender Gefahr aufsucht, falls es nicht vorzieht, auf den Rücken der Mutter zu flüchten und sich von ihr wegtragen zu lassen.

Die Zahl der Jungen schwankt zwischen Eins und Vierzehn.

In ihrer Lebensweise zeigen die Beutelthiere so große Verschiedenheiten, daß an eine allgemeine Schilderung nicht gedacht werden kann. Man muß nur immer festhalten, daß sie ebenso gut Raubthiere wie Nager sind, daß sie sich ebensowohl auf dem festen Boden, als theilweise unter dem Wasser, wie auf den Bäumen herumtreiben, daß sie ebenso gut bei Nacht, als bei Tage ihren Geschäften nachgehen. Sie nähren sich von Blättern, Wurzeln, Früchten, Kerbthieren, Würmern und Wirbelthieren; die raubgierigsten und stärksten wagen sich sogar an die Hausthiere, z. B. an die Schafe. Die größere Mehrzahl liebt waldige und buschige Gegenden und zieht sie wenigstens offenen, freien Ebenen vor.

Die Sinnesfähigkeiten der Beutelthiere sind sehr ungleich entwickelt. Gesicht und Geruch, sowie das Gehör scheinen auch bei ihnen durchschnittlich am meisten ausgebildet zu sein. Ihr geistiges Wesen steht mit ihrer Lebensweise und mit ihrem Gewerbe im Einklange. Die Raubbeutler sind listig, bösartig und bissig, die pflanzenfressenden Beutler dumm, gutmüthig und sanft.

Gegenwärtig sind die Beutelthiere auf Amerika und Neuholland beschränkt. Australien mit seinen Inseln ist das eigentliche Vaterland derselben, und, wie wir oben sahen, besteht bei weitem der größte Theil aller Säugethiere dieses merkwürdigen Erdtheils aus Beutlern. In früheren Schöpfungszeiten bewohnten diese Thiere auch unser Europa, zumal Frankreich und England, aber schon in der Diluvialzeit sind sie von hier verschwunden.

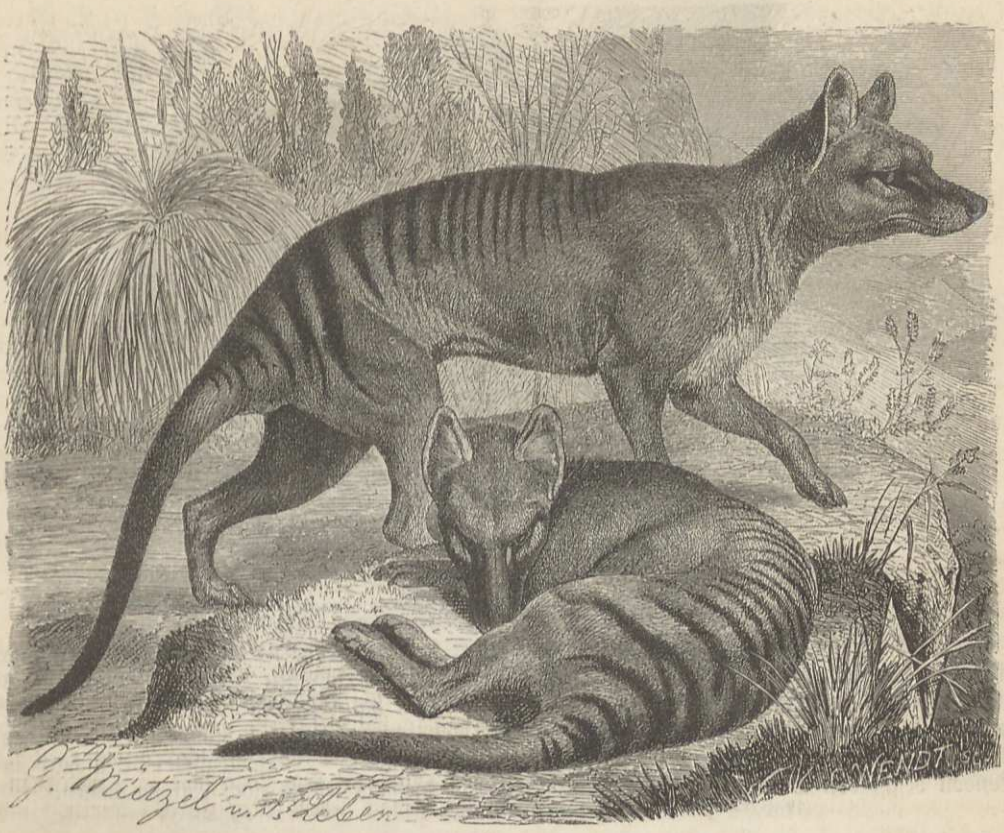
Für den menschlichen Haushalt ist weder der Nutzen noch der Schaden, den die Beutelthiere gewähren, von erheblichem Belang. Man benutzt das Fleisch und das Fell, erfreut sich an der Jagd u. s. w. und wird dafür von anderen, welche Herden und Gehöfte bestehlen, gebrandschatzt.

(Raubbeutelthiere.) Nach ihrer Nahrung theilt man die Ordnung der Beutelthiere in zwei ungefähr gleichwerthige Abtheilungen und in sechs Familien ein.

Die erste Familie enthält die Raubbeutelthiere oder Beutelmarder (Dasyuri).

Sie haben ganz das Gepräge der Raubthiere, sowohl was den äußerlichen, wie den innerlichen Bau anlangt. Namentlich ihr Gebiß ist sehr vollständig und besitzt in beiden Kiefern lange und starke Reißzähne. Die oberen Backenzähne sind spitzzackig, die unteren schneidig. Gegenwärtig sind sie blos noch in Australien zu finden. In der Vorzeit bewohnten sie als die ersten Säugethiere mehrere Länder Europa's.

Die Raubbeutelthiere halten sich ebensowohl in Wäldern als in felsigen Gegenden oder an den Ufern des Meeres auf, und leben hier entweder in tiefen Erdhöhlen und Erdlöchern, unter Baumwurzeln und Steingeklüft der Felsen, oder in hohlen Bäumen. Die einen bewegen sich blos auf dem Boden, die anderen klettern vortrefflich, und einige halten sich fast ausschließlich auf den Bäumen auf. Ihr Gang ist schleichend und bedächtig, und sie treten dabei mit ganzer Sohle auf. Doch sind ihre Bewegungen rasch und gewandt, ganz raubthierartig. Fast alle sind nächtliche Thiere, welche den Tag in ihren Zufluchtsörtern verschlafen und mit der Dämmerung auf Raub ausgehen. Bei diesen Streifzügen suchen sie die Küsten des Meeres ab und verzehren hier alle von der See ausgeworfenen Thiere, dieselben mögen frisch oder faul sein; die, welche auf Bäumen wohnen, nähren sich hauptsächlich von Käfern, und jagen höchstens kleinen Säugethieren, Vögeln und deren Eiern nach; die größten Arten besuchen auch wohl die menschlichen Wohnungen und erwürgen dort nach Marderart oft in einer einzigen Nacht den sämmtlichen Hühnerbestand, oder plündern, wie die frechen Füchse des Nordens, Speicher und Vorrathskammern und stehlen hier Fleisch und Speck. Die kleineren Arten zwängen sich durch die kleinste Oeffnung, und sind deshalb ebenso verhaßt, wie Marder und



Der Beutelhund, Zebra- oder Beutelwolf (Thylacinus cynocephalus).

Altis; die größeren fallen die Schafherden an und holen sich ab und zu ein Stück aus ihnen. Viele führen die Nahrung mit den Vorderpfoten zum Munde. Ihre Stimme besteht in einem eigenthümlichen Knurren und einem hohltönenden Gebell.

Ihre Eigenschaften sind höchst verschieden. Die größeren sind sehr wild, bissig und unzähmbar, und vertheidigen sich, wenn sie angegriffen werden, wüthend mit ihren scharfen Zähnen; die kleineren dagegen sind sanft und gutmüthig, und einzelne können leicht in der Gefangenschaft erhalten und ohne große Mühe gezähmt werden, doch zeigen sie niemals eine größere Anhänglichkeit an ihren Pfleger. Im Frühlinge werfen die Mütter vier bis fünf Junge, welche wenigstens in verhältnißmäßig vollkommenem Zustande zur Welt kommen. Der Schaden, welchen die Mitglieder dieser Familie verursachen, überwiegt den Nutzen, den sie bringen, bei weitem, und deshalb werden sie auch aufs eifrigste verfolgt.

Unter ihnen dürfte der Beutelhund, Zebra- oder Beutelwolf (Thylacinus cynocephalus) der ausgezeichnetste sein.

Derselbe ist das größte aller fleischfressenden Beutelthiere und kommt etwa dem Schakal an Größe gleich. Der kurze, lockere, anliegende Pelz ist graubraun, auf dem Rücken zwölf bis vierzehnmal quergestreift.

Das Thier bewohnt ausschließlich Tasmanien oder Vandiemensland, während ein vorweltlicher Verwandter von ihm auf Neuholland gefunden wurde. In den ersten Tagen der europäischen Ansiedelung fand sich der Beutelwolf sehr häufig, zum größten Nachtheil und Aerger der Viehzüchter, deren Schafherden und Geflügelbeständen er fleißigen Besuch abstattete. In der Folge vertrieb ihn das Feuergewehr mehr und mehr. Er ist ein nächtliches Thier und scheut das helle Licht in hohem Grade. Dabei übertrifft er seine sämmtlichen Familienverwandten an Stärke und Kühnheit, und verdient auch aus diesem Grunde vollkommen den Namen eines Wolfes.



Der bärenartige Raubbeutler (Diabolus ursinus).

Die Nahrung des Zebrawolfs besteht aus allen kleineren Thieren, welche er erlangen und überwältigen kann, und er läßt sich nicht einmal von dem spitzigen Kleide des Ameisenigels zurückschrecken, so unglaublich es auch scheint; denn man hat Ueberreste von dessen Stachelfell in seinem Magen gefunden. Man fängt das Thier, wenn es seine Raubzüge bis zu den Ansiedlungen ausdehnt, in Fallen, oder jagt es mit Hunden. Die zoologische Gesellschaft in London besaß drei Beutelwölfe — die einzigen, welche jemals lebend nach Europa kamen.

In demselben Lande findet sich noch ein Familienverwandter des Beutelwolfs, welcher seiner äußeren Erscheinung nach zwischen den Bären und Mardern ungefähr in der Mitte steht, der bärenartige Raubbeutler (Diabolus ursinus) oder, wie die Ansiedler ihn nennen: der eingeborne Teufel. Diesen bedeutungsvollen Namen erhielt das Thier wegen seiner unglaublichen Wildheit und Unzähmbarkeit. Alle Beobachter sind einstimmig, daß man sich kaum ein ungemüthlicheres, tolleres, unsinnigeres und wüthenderes Geschöpf denken könne, als diesen Teufel unter den Beutelthieren. Nicht einmal in der Gefangenschaft und bei der sorgfältigsten Pflege verliert der Teufel seine Eigenschaften, und niemals lernt er den kennen und lieben, welcher ihn mit Nahrung versieht und ihm Pflege angedeihen läßt; er greift auch seinen Wärter mit derselben Gehässigkeit und sinnlosen Wuth an, wie jedes andere Wesen, welches sich ihm zu nahen wagt.

Die Körperlänge des Beutelteufels beträgt zwei Fuß und die des Schwanzes einen Fuß. Der grobe Pelz ist schwarz, am Kopfe, den Untertheilen und dem Schwanze braunschwarz; auf der Brust und den Vorderbeinen, sowie am Kreuze und den Schenkeln treten weiße Binden hervor, welche auffallend von der übrigen Färbung abstechen.

Im Anfange machte der Teufel den Ansiedlern auf Vandiemensland viel zu schaffen, weil er ihre Geflügelzucht fast ganz vereitelte. Nach Marderart brach er allnächtlich in den Hühnerhof ein und wüthete hier mit einer Blutgier, wie sie eben nur ein Marder zeigen kann. Er wurde daher von allem Anfange an grimmig gehaßt und aufs rachsüchtigste verfolgt, zumal nachdem man sein Fleisch wohlschmeckend oder wenigstens genießbar gefunden hatte. Fallen aller Art wurden gelegt, große Jagden veranstaltet, und so kam es, daß er sehr bald die Herrschaft des Menschen erkennen und fürchten lernte und sich in die dichsten, unzugänglichsten Forsten in den Gebirgen zurückzog. In vielen Gegenden ist er bereits vollkommen ausgerottet, und auch da, wo er noch etwas häufig vorkommt, wird er jetzt nur ziemlich selten bemerkt. Er ist ein echtes Nachtthier und scheut das Tageslicht im gleichen Grade, wie der Beutelwolf oder wie eine unserer Eulen.



Der gefleckte Beutelmarder (Dasyurus Maugii).

Eine dritte Sippe enthält die eigentlichen Beutelmarder (**Dasyurus**), von denen man gegenwärtig vier bis fünf Arten kennt. Sie stehen hinsichtlich ihres Leibesbaues ungefähr in der Mitte zwischen den Füchsen und Mardern, ohne jedoch mit den einen oder den anderen besonders auffallende Aehnlichkeit zu zeigen. Der Leib ist etwas schmächtig und gestreckt, der Hals ziemlich lang, der Kopf nach vorn zugespitzt. Die Beine sind niedrig und mittelstark, die Hinterbeine etwas länger, als die vorderen, und durch den ihnen fehlenden Daumen besonders ausgezeichnet, die Zehen getrennt und mit starken, sichelförmig gekrümmten, spitzigen Krallen bewehrt. Der Schwanz ist lang, schlaff und gleichmäßig buschartig behaart.

Eine der bekanntesten Arten ist der **gefleckte Beutelmarder** (D. Maugii). Die allgemeine Färbung desselben ist fahlbraun, zuweilen lichter, unten weiß. Auf der ganzen Oberseite stehen unregelmäßig gestaltete und vertheilte, weiße Flecken, welche am Kopfe kleiner als am Körper sind. Ein ausgewachsenes Thier erreicht eine Leibeslänge von 15 Zoll und eine Schwanzlänge von einem Fuß. Die Höhe am Widerrist beträgt sechs Zoll.

Man trifft den gefleckten Beutelmarder nur in Neuholland an, wo er fast noch überall ziemlich häufig ist. Seinen Lieblingsaufenthalt bilden die Wälder an den Küsten des Meeres. Hier verbirgt er sich bei Tage in Erdlöchern unter Baumwurzeln und Steinen oder in hohlen Stämmen. Nach Einbruch der Nacht streift er, seiner Nahrung nachgehend, weit umher.

Der Beutelmarder wird mit ebenso großem Haß verfolgt, wie die bisher genannten Raubbeutler. Man fängt ihn oft in namhafter Anzahl in eisernen Fallen, welche man mit irgend welcher thierischen Nahrung ködert. Für die Gefangenschaft ist er nicht zu empfehlen, denn er ist eins der langweiligsten Geschöpfe.

In den **Beutelbilchen** (Phascologale) sehen wir kleine, mehr oder weniger den Spitzmäusen ähnliche Raubbeutler vor uns. Die Leibesgröße dieser Thiere erreicht niemals einen Fuß an Länge; die meisten Arten sind nur einige Zoll lang, und ihr am Ende gewöhnlich buschiger, behaarter Schwanz ist noch kürzer. Der gedrungene Leib ruht auf kurzen Beinen mit kleinen, fünfzehigen Pfoten, welche mit Ausnahme des hinteren, nagellosen Daumens durch gekrümmte spitzige Krallen bewehrt sind. Der Kopf ist spitz, die Ohren und Augen sind ziemlich groß. Im Gebiß fallen die merkwürdig vergrößerten oberen Schneidezähne auf. Die schlanken Eckzähne sind nur mäßig groß, die spitzkegelförmigen Lückzähne erinnern wegen ihrer Höcker an das Gebiß der Kerffresser. Unsere Thiere bewohnen ausschließlich Australien, leben auf Bäumen und nähren sich fast nur von Kerbthieren.



Die Tapoa Tafa (Phascologale penicillata).

Die hierher gehörige Tapoa Tafa, wie die Eingebornen das Thierchen nennen (Phascologale penicillata) gleicht in der Größe etwa unserem Eichhörnchen; ihre Leibeslänge beträgt neun Zoll und die des Schwanzes acht Zoll. Der lange, weiche, wollige, nur leicht auf dem Fell liegende Pelz ist auf der Oberseite grau, an den unteren Leibestheilen aber weiß oder gelblichweiß.

Die Tapoa Tafa erscheint als ein schmuckes, harmloses, kleines Geschöpf, unfähig, irgend welchen Schaden zu bringen, und deshalb auch ganz geeignet, ein Liebling des Menschen zu sein. Aber kaum ein anderes Thier kann durch sein Wesen dem ersten Eindruck, welchen es macht, so widersprechen, wie dieser Raubbeutler; denn die Tapoa Tafa ist eine der größten Plagen der Ansiedler, ein wildes, blutdürstiges und kühnes Raubthier, welches sich in dem Blute der von ihm getödteten Thiere förmlich berauscht, und auf seinen Raubzügen, gleich unserem Wiesel, bis in den innersten Theil der menschlichen Wohnungen einzudringen weiß.

Die Nacht ist die gewöhnliche Zeit, in welcher die Tapoa Tafa ihr Haus verläßt und nach Beute umherstreift. Dennoch sieht man sie auch oft genug im Lichte des Tages und scheinbar unbeirrt von der Helligkeit herumlaufen. Das Thier ist weit verbreitet über Australien und findet sich ebenso häufig in der Ebene wie in dem Gebirge, ganz im Gegensatze zu den meisten anderen australischen Thieren, welche gewöhnlich auf einen bestimmten Höhenkreis beschränkt sind.

Die Spitzmäuse scheinen unter den Beutelthieren in den Beutelmäusen (Antechinus) ihre Vertreter gefunden zu haben; denn die letztgenannten Thiere ähneln ihnen wirklich fast vollständig in Größe, Lebensweise und Betragen. Die Sippe, welche sie bilden, ist ziemlich zahlreich. Man kennt jetzt bereits zwölf bis fünfzehn Arten. Dieselben sind weitverbreitet über das südliche Australien, vermehren sich rasch und werden deshalb auch überall in großer Menge gefunden, ja sie gehören unbedingt unter die häufigsten aller Säugethiere Neuhollands. Auch sie sind zumeist Baumthiere und zählen zu den beweglichsten und gewandtesten Kletterern.



Der Ameisen- oder Spitzbeutler (Myrmecobius fasciatus).

An diese Sippe können wir noch den Ameisen- oder Spitzbeutler (Myrmecobius fasciatus) reihen. Sein Körper ist lang, der Kopf sehr spitz, die Hinterfüße sind vierzehig; die Vorderfüße fünfzehig; die Hinterbeine sind etwas länger, als die Vorderbeine. Die Sohlen sind behaart, die Zehen getrennt. Der Schwanz ist schlaff, lang und zottig. Das Weibchen hat keine Tasche, aber acht in einen Kreis geordnete Zitzen. Auffallend ist das reiche Gebiß; denn die Zahl der Zähne beträgt nicht weniger als 52, mehr, als die der übrigen Säugethiere, mit alleiniger Ausnahme des Armadills und einiger Walthiere.

Den gestreiften Ameisenbeutler darf man mit Recht als eines der schönsten und auffallendsten Beutelthiere betrachten. In der Größe und Beweglichkeit ähnelt er ungefähr unserem gemeinen Eichhörnchen. Die Färbung ist höchst eigenthümlich. Das Ockergelb des vorderen Oberkörpers, welches durch eingemengte weiße Haare lichter erscheint, geht nach hinten zu allmählig in ein tiefes Schwarz über, welches den größten Theil der hinteren Körperhälfte einnimmt, aber durch neun weiße oder graulichweiße Querbinden unterbrochen wird.

Die Hauptnahrung des Ameisenbeutlers ist durch seinen Namen ausgedrückt. Man findet ihn auch vorzugsweise in solchen Waldgegenden, wo es Ameisenarten in Menge gibt. Seine Ausrüstungen, zumal die scharfen Krallen und die lange Zunge, scheinen ihn besonders auf solches Futter hinzuweisen. Die Zunge streckt er ganz nach Art des Ameisenbären unter die wimmelnde Schaar und zieht sie dann, wenn sich eine Masse der erbosten Kerfe an ihr festgebissen, rasch in den Mund zurück.

Im Gegensatz zu den Sippen der erwähnten Raubbeutler erweist sich unser Thierchen in der Gefangenschaft im höchsten Grade harmlos. Dieselbe wird ihm jedoch, da man das nöthige Futter in hinreichender Menge nicht herbeischaffen kann, gewöhnlich bald verderblich.

* * *

(**Beutelratten.**) Einige Naturforscher bilden aus verschiedenen Sippen die Familie der Beutelratten (Didelphys). Es sind dies mittelgroße oder kleine Beutelthiere, welche höchstens die Größe einer Katze erreichen, aber auch oft die einer Maus nicht übertreffen. Der Leib ist gedrungen, der Kopf an der Schnauze mehr oder weniger zugespitzt. Die Augen und Ohren sind groß, der Schwanz ist von sehr veränderlicher Länge und meistens ein an der Spitze nackter Greifschwanz. Die Hinterbeine sind etwas länger, als die vorderen Beine, die Pfoten sind fünfzehig, der Daumen ist bisweilen gegensetzbar, und bei einer Sippe sind die Zehen durch Schwimmhäute verbunden. Den Weibchen einiger Arten fehlt die Tasche, bei anderen ist sie vorhanden. In der Zahnbildung tritt das Raubthiergepräge entschieden hervor.

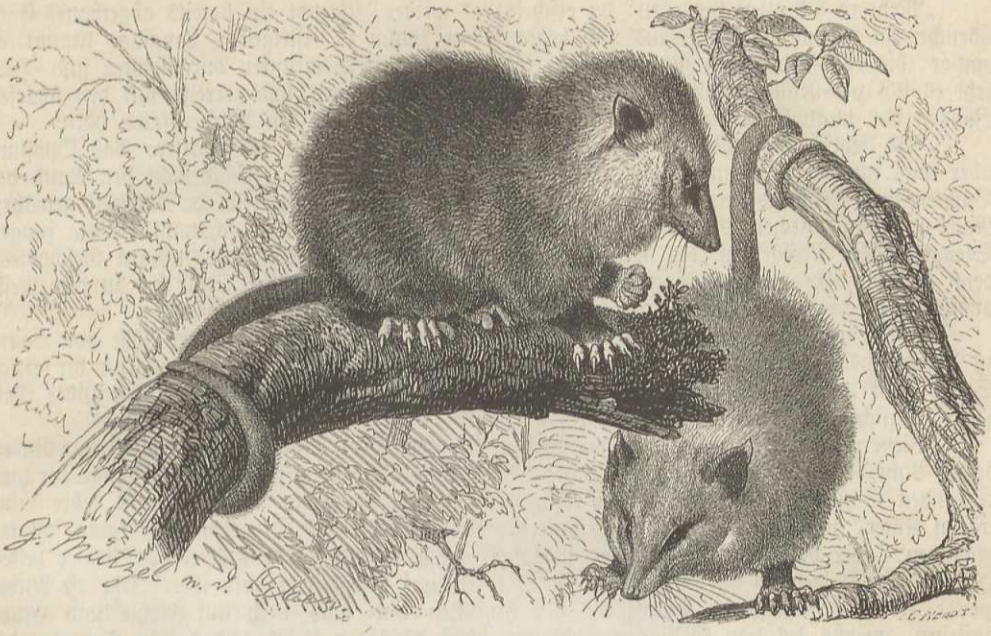
In der Vorzeit fanden sich die Beutelratten auch in Europa; gegenwärtig bewohnen sie blos Amerika. Sie leben fast sämmtlich in Wäldern oder in dichtem Gebüsch, und suchen sich hier in hohlen Bäumen, Erdhöhlen, zwischen dichten Gräsern und Büschen einen Aufenthalt. Eine Art bewohnt die Ufer kleiner Flüsse und Bäche, schwimmt vortrefflich, und sucht sich in Erdlöchern Schutz. Alle sind Nachtthiere und führen durchgehends ein einsam herumschweifendes Leben. Die meisten vermögen Bäume zu erklettern und zwar sind dies diejenigen, deren Schwanz zum Greifwerkzeug geworden ist, vermittelst dessen sie sich an die Aeste aufhängen und stundenlang in solcher Stellung verbleiben können. Die geistigen Fähigkeiten sind sehr gering, obgleich sich eine gewisse Schlauheit nicht leugnen läßt; namentlich verstehen sie es gut, Fallen aller Art zu vermeiden. Ihre Nahrung besteht in kleinen Säugethieren, Vögeln und deren Eiern, auch wohl in kleinen Lurchen, in Kerbthieren und deren Larven, und in Würmern; im Nothfalle fressen sie auch Früchte. Die im Wasser lebenden Schwimmbeutler verzehren hauptsächlich Fische, die größeren Arten besuchen die Wohngebäude des Menschen und würgen alle Thiere ab, deren sie habhaft werden können, laben sich an deren Blute und berauschen sich förmlich darin. Eine Stimme lassen sie blos dann hören, wenn sie mißhandelt werden; sie besteht in eigenthümlich zischenden Lauten. Bei Verfolgung setzen sie sich niemals zur Wehr, und die meisten haben die Eigenthümlichkeit, sich todt zu stellen, wenn sie sich nicht mehr verbergen können. In der Angst verbreiten sie einen starken, widrigen, fast knoblauchähnlichen Geruch. Sie sind sehr fruchtbar, denn die Zahl ihrer Jungen beträgt zwischen Vier und Sechzehn. Diese Jungen kommen bei den meisten in einem Zustande zur Welt, welcher selbst unter den Beutelthieren ohne Gleichen dazustehen scheint. Die Arten, bei denen die Weibchen einen vollkommenen Beutel haben, tragen ihre Jungen in diesem lange Zeit mit sich herum; die übrigen nehmen sie, sobald sie einigermaßen erwachsen sind, auf den Rücken, und die kleine Gesellschaft befestigt sich hier entweder mit den Krallen im Felle oder, was noch häufiger ist, mit ihrem Schwanz an den Schwanz der Mutter.

Die großen Arten sind sehr schädliche Thiere, während die kleineren vollkommen harmlos sind.

Wir können die eigentlichen Beutelratten (Didelphys) zuerst betrachten, schon aus dem Grunde, weil sie am bekanntesten geworden sind. In vielen Arten über ganz Amerika verbreitet, haben sie in tüchtigen Naturforschern eifrige und sorgfältige Beobachter gefunden.

Wie Rengger von den in Paraguay lebenden Beutelratten berichtet, findet die Paarung derselben im August statt. Die Tragzeit dauert etwas mehr als fünf Wochen. Anfang des Weinmonats kommen die Jungen zur Welt und treten sogleich unter die Hautfalten am Bauche der Mutter, wo sie sich an den Zitzen ansaugen und so lange bleiben, bis sie ihre vollkommene Ausbildung erreicht haben. Dies geschieht nach funfzig und einigen Tagen. Alsdann verlassen sie den Beutel, nicht aber die Mutter, indem sie sich, auch wenn sie schon fressen können, an dem Pelze derselben festhalten und so von ihr noch einige Zeit herumgetragen werden.

„Wie man sieht", fährt dieser ausgezeichnete Naturforscher fort, „werden die Jungen nicht alle zugleich geboren. Es verstreichen vielmehr drei bis vier Tage zwischen der Geburt des ersten und des letzten Jungen. Wie sie in den Beutel gelangen, habe ich nie beobachten können. Die neugebornen Thierchen sind und bleiben noch einige Zeit wahre Embryonen. Ihre Größe beträgt höchstens sechs Linien, ihr Körper ist nackt, der Kopf ist im Verhältniß zu den übrigen Theilen groß, die Augen sind geschlossen, die Nasenlöcher und der Mund hingegen offen, die Ohren in Quer- und Längenfalten zusammengelegt. Die Vorderbeine sind über der Brust, die hinteren über dem Bauche gekreuzt und der Schwanz ist nach unten gerollt; sie zeigen auch auf äußere Reize nicht die geringste Bewegung. Nichtsdestoweniger findet man sie kurze Zeit, nachdem sie in den Beutel gelangt sind, an den Zitzen angesogen. Es ist nun kaum denkbar, daß Thiere in einem solchen Embryonenzustande ohne alle Hilfe eine Zitze aufsuchen und sich ansaugen können. Ich vermuthe dagegen, daß sie von der Mutter an die Zitzen gelegt werden, wozu



Das Opossum (Didelphys virginiana).

derselben ohne Zweifel die entgegensetzbaren Daumen dienen. Die Jungen bleiben nun beinahe zwei Monate in dem Beutel, ohne die Zitzen zu verlassen, ausgenommen in den letzten Tagen. In den ersten zwei Monaten bemerkt man keine andere Veränderung an ihnen, als daß sie bedeutend zunehmen, und daß sich die Borstenhaare am Munde zu zeigen anfangen. Nach vier Wochen werden sie ungefähr die Größe einer Hausmaus erreicht haben, der Pelz tritt über den ganzen Körper hervor, und sie können einige Bewegung mit den Vorderfüßen machen. Etwa in der siebenten Woche werden sie fast so groß, wie eine Ratte; dann öffnen sich die Augen. Von dieser Zeit an hängen sie nicht mehr den ganzen Tag an den Zitzen und verlassen auch zuweilen den Beutel, kehren aber sogleich wieder in denselben zurück, sowie ihnen Gefahr droht. Bald aber verschließt ihnen die Mutter den Beutel, der sie nicht mehr alle fassen kann, und trägt sie dagegen während mehrerer Tage, bis sie ihren Unterhalt zu finden selbst im Stande sind, mit sich auf dem Rücken und den Schenkeln herum, wo sie sich an den Haaren festhalten."

Unter diesen Thieren ist wohl das Opossum (Didelphys virginiana) das bekannteste. Das merkwürdige Thier hat, weil es eine der gemeinsten Arten ist, wegen seiner rattenähnlichen Gestalt seiner ganzen Sippschaft den Namen Beutelratten verliehen. Es ist von der Größe einer Hauskatze und die größte Art der ganzen Sippe. Weder die Färbung, noch irgend welche Anmuth oder Annehmlichkeit in seinen Sitten zeichnen es aus, und so gilt es mit Recht als ein höchst widriges Geschöpf. Die Leibeslänge des Opossums beträgt über 1½ Fuß, die des Schwanzes fast einen Fuß, die Höhe am Widerrist acht Zoll. Der ziemlich dicke, runde und spitze Schwanz ist blos an seiner Wurzel behaart. Er ist ein Rollschwanz, welcher von dem Thiere nach abwärts gerollt getragen wird und ihm beim Klettern wesentliche Dienste leistet. Das Weibchen hat einen vollkommenen Beutel.

Nordamerika ist die Heimat des Opossums, und es findet sich dort von Mexiko an bis in die kälteren Gegenden der nördlichen Vereinigten Staaten, bis Pennsylvanien und an die großen Seen Canadas. In den mittleren Theilen dieses gewaltigen Landstrichs wird es überall häufig gefunden und zwar keineswegs zur Freude der Menschen. Wälder und Gebüsche sind seine Aufenthaltsorte, und je dichter dieselben sind, um so lieber hält sich das Opossum in ihnen auf.

„Mir ist", sagt Audubon, „als sähe ich noch jetzt eines über den schmelzenden Schnee langsam und vorsichtig dahintrippeln, indem es am Boden hin nach dem schnuppert, was seinem Geschmack am meisten zusagt. Jetzt, am Fuße eines alten Baumes, macht es Halt. Es geht rund um den gewaltigen Stamm über die schneebedeckten Wurzeln und findet zwischen diesen eine Oeffnung, in welche es im Nu hineinschlüpft."

„Mehrere Minuten vergehen: da erscheint es wieder, schleppt ein bereits abgethanes Eichhörnchen in seinem Maule heraus und beginnt den Baum zu ersteigen. Langsam klimmt es empor, bis es die dichteren Zweige bergen können, die mit Weinranken durchflochten sind. Hier setzt es sich zur Ruhe, schlingt seinen Schwanz um einen Zweig und zerreißt mit den scharfen Zähnen das unglückliche Eichhörnchen, das es dabei immer mit den Vorderpfoten hält."

„Die lieblichen Frühlingstage sind gekommen; kräftig schossen die Blätter: das Opossum aber muß immer noch Hunger leiden und ist fast gänzlich erschöpft. Es besucht den Rand der Buchten und freut sich, einen jungen Frosch zu sehen, der ihm eine leidliche Mahlzeit gewährt. Nach und nach brechen Moosbeeren und Nesseln auf, und vergnügt schmaust es die jungen Stengel. Der Morgenruf des wilden Truthahns entzückt das Ohr des listigen Geschöpfes; denn es weiß sehr wohl, daß es bald auch die Henne hören und ihre Spur bis zu dem Neste ausfindig machen wird; dort wird es dann mit Wonne die Eier ausschlürfen."

„Auf seinen Reisen durch den Wald, bald auf dem Boden, bald in der Höhe von Baum zu Baum, hört es einen Hahn krähen, und sein Herz schwillt bei der Erinnerung an die saftige Speise, mit welcher es sich im vorigen Sommer am benachbarten Meierhofe eine Güte that. Höchst vorsichtig rückt es vor und birgt sich endlich im Hühnerhaus selbst."

„Biederer Bauer! warum hast du vorigen Winter soviel Krähen weggeschossen und Raben dazu? Nun, du hast deinen Spaß gehabt: jetzt aber eile ins nahe Dorf und verschaffe dir hinreichenden Schießvorrath, putze deinen rostigen Kuhfuß, stelle deine Fallen auf und lehre deine trägen Köter, um dem Opossum aufzulauern. Dort kommt es! Die Sonne ist kaum schlafen gegangen, aber des Strolches Hunger ist längst wach. Hörst du das Kreischen deiner besten Henne, die es gepackt hat? Das listige Thier ist auf und davon mit ihr. Jetzt ist Nichts weiter zu thun; höchstens kannst du dich hinstellen und auch noch auf Füchse und Eulen anstehen, welche bei dem Gedanken frohlocken, daß du ihren Feind und deinen Freund, die arme Krähe weggeputzt hast. Die werthvolle Henne, der du vorher so gegen ein Dutzend Eier untergelegt hast, ist diese jetzt glücklich losgeworden. Trotz all ihres ängstlichen Geschreies, trotz ihrer gesträubten Federn hat das Opossum die Eier verspeist, eines nach dem andern, und nun schau nur, wie der arme Vogel im Hofe herumläuft und selbst jetzt noch in wahnwitziger Angst nach seinen Jungen ruft!"

„Doch auch angenommen, der Bauer hätte das Opossum über der That ertappt, — dann spornt ihn sein Aerger an, das arme Thier mit Fußtritten zu mißhandeln; dieses aber, wohlbewußt seiner Widerstandsunfähigkeit, rollt sich zusammen wie eine Kugel. Je mehr der Bauer rast, desto weniger läßt sich das Thier etwas von seiner Empfindung merken. Zuletzt liegt es da, nicht todt, aber erschöpft, die Kinnladen geöffnet, die Zunge heraushängend, die Augen getrübt, und so würde es daliegen, bis die Schmeißfliege ihre Eier auf den Pelz legte, wenn nicht sein Quälgeist fortginge. „„Sicherlich"", sagt der Bauer, „„das Vieh muß todt sein."" Bewahre, Leser, es „opossumt" ihm nur etwas vor. Und kaum ist sein Feind davon, so macht es sich auf die Beine und trollt sich wieder in den Wald."

Das Opossum ist ein Baumthier, wie seine ganze Ausrüstung beweist. Auf dem Boden ist es ziemlich langsam und unbehilflich. Es tritt beim Gehen mit ganzer Sohle auf. Alle Bewegungen sind träg, und selbst der Lauf fördert nur wenig, obgleich er aus einer Reihe von paßartigen Sprüngen besteht. In den Baumkronen dagegen klettert das Thier mit großer Sicherheit und auch ziemlich hurtig umher. Dabei kommt ihm der abgesonderte Daumen seiner Hinterhände, mit welchem es die Aeste umspannen und festhalten kann, sowie der Rollschwanz gut zu statten. Nicht selten hängt es sich an letzterem auf, wie unsere Abbildung es zeigt, und bleibt stundenlang in dieser Lage.

In den großen, dunklen Wäldern schleicht das Opossum Tag und Nacht umher, obgleich es die Dunkelheit immer dem Lichte vorzieht. Da aber, wo es Gefahr befürchtet, ja schon da, wo ihm die Helle beschwerlich fällt, erscheint es blos nachts und verschläft den ganzen Tag in Erdhöhlen oder Baumlöchern. Nur zur Zeit der Paarung lebt es mit seinem Weibchen zusammen; im ganzen übrigen Jahre führt es ein einsames, ungeselliges Leben nach Art aller ihm nahe verwandten Thiere. Es hat keine bestimmte Wohnung, sondern benutzt jeden Schlupfwinkel, den es nach vollbrachter Nachtwanderung mit Anbruch des Morgens entdeckt. Ist ihm das Glück besonders günstig und findet es eine Höhlung auf, in welcher irgend ein schwacher Nager wohnt, so ist ihm das natürlich um so lieber; denn dann muß der Urbewohner einer solchen Behausung ihm gleich zur Nahrung dienen. Es verzehrt, wie wir nach Audubon's Schilderung annehmen können, alle kleinen Säugethiere und Vögel, welche es erwischen kann, ebenso auch Eier, mancherlei Lurche, größere Kerfe, deren Larven und selbst Würmer, begnügt



Der Krebs- oder Krabbenbeutler (Philander cancrivorus).

sich aber auch in Ermanglung von thierischer Nahrung mit Baumfrüchten, oder mit Mais und nahrungshaltigen Wurzeln. Blut zieht es allen übrigen Speisen vor, und deshalb wüthet es da, wo es kann, mit unbeschreiblicher Mordgier. In den Hühnerställen tödtet es oft sämmtliche Bewohner und saugt dann blos deren Blut aus, ohne ihr Fleisch anzurühren. Dieser Blutgenuß berauscht es derart, das man es morgens nicht selten mitten unter dem todten Geflügel schlafend antrifft. Im Ganzen vorsichtig, wird es, so lange es seiner Blutgier fröhnen kann, vollkommen blind und taub, vergißt jede Gefahr und läßt sich, ohne von seinem Morden abzustehen, von den Hunden widerstandslos erwürgen oder von dem erbosten Bauer todtschlagen.

Nach einigen Erfahrungen ist das Opossum in der Gefangenschaft noch langweiliger, als der Raubbeutler oder Beutelmarder. Regunglos, in sich zusammengerollt, liegt es den ganzen Tag über in seinem Käfig. Es ist träge, faul, schlafsüchtig und erscheint schrecklich dumm.

Von den eigentlichen Beutelratten unterscheiden sich die Schupatis (Philander) hauptsächlich durch den unvollkommen Beutel des Weibchens. Dieser wird nähmlich nur durch zwei Hautfalten gebildet, welche sich über die an den Zitzen hängenden, noch unausgebildeten Jungen hinweglegen.

Die größte Art aller Schupatis und zugleich die größte Beutelratte überhaupt ist der Krebsbeutler (Philander cancrivorus), ein Thier von sechzehn Zoll Körperlänge, mit

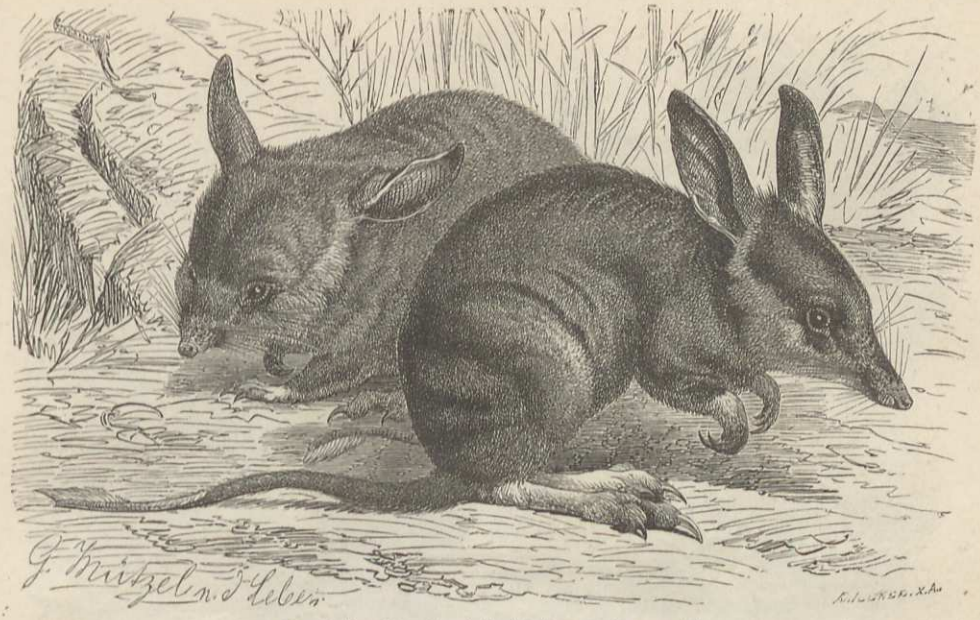


Der Schwimmbeutler (Chironectes variegatus).

funfzehn Zoll langem Schwanze. Er ist besonders durch sein über drei Zoll langes, tiefschwarzbraunes, an der Wurzel gelblichweißes Stachelhaar von den übrigen Arten ausgezeichnet.

Der Krebs- oder Krabbenbeutler scheint ziemlich weit, vielleicht über das ganze heiße Amerika verbreitet zu sein, und findet sich sehr zahlreich in den Waldungen Brasiliens, am liebsten in der Nähe von Sümpfen, welche ihm Krebse und Krabben liefern. Er lebt fast nur auf den Bäumen und kommt blos dann auf die Erde herab, wenn er unten jagen will. Sein vollkommener Rollschwanz macht ihm das Klettern leicht; man sieht ihn in keiner Stellung, ohne daß er sich durch dieses Werkzeug festgemacht hätte. Auf dem Erdboden geht er langsam und schlecht. In den Bäumen stellt er Vögeln und deren Nestern nach, doch frißt er auch Früchte, wie das Opossum und seine anderen Verwandten. Die Jungen des Krebsbeutlers sind während ihrer Kindheit sehr verschieden von den Alten gefärbt, und alle Berichterstatter sind einstimmig, daß die aus dem Beutel geschlüpften Thierchen, wie sie sich um ihre Mutter und auf dieser herumbewegen, ein allerliebstes Schauspiel gewähren. Im übrigen ähnelt das Thier in seiner Lebensweise und in seinen Sitten der bekannteren Aeneas-Ratte (Philander dorsiger), welche mehr den Osten und Norden Brasiliens bewohnt, und in niederen, mit Urwäldern bedeckten Ebenen lebt. Ihre Körperlänge beträgt 5½ Zoll, die Länge des Schwanzes sieben Zoll, die Höhe am Widerrist 1½ Zoll. Der sehr lange, dünne, runde und spitze, an der Wurzel dicht behaarte, dann nackt geringelte und geschuppte Schwanz ist ein echtes Greifwerkzeug. Die Behaarung ist kurz, glatt, dicht, weich und wollig, ohne eigentliches Grannenhaar. Auf der Oberseite ist sie graubraun, auf der Unterseite weißlichgelb gefärbt. Das Auge umgibt ein dunkelbrauner Flecken; die Stirn, der Nasenrücken, die Wangen und die Füße sind gelblichweiß.

Die Aeneas-Ratte ist auch ein Baumthier, doch keineswegs ein besonders schnelles. Ihr Gang auf ebenem Boden ist noch schlechter und unsicherer, als ihre Bewegungen in den Bäumen. Sie wandert in ihrem laubigen Gebiet von Krone zu Krone, von Baum zu Baum, von einem Theile des Waldes zu dem anderen, ohne ein bestimmtes Lager zu haben. Den Tag bringt sie gewöhnlich im dichtesten Gesträuch oder zwischen recht laubigen Aesten, vielleicht auch in



Der spitznasige Beutelbachs (Perameles nasuta).

einem hohlen Stamme zu; nachts geht sie nach Nahrung aus. Nur während der Paarungszeit findet man Männchen und Weibchen zusammen; den übrigen Theil des Jahres leben die Geschlechter für sich. Ihre fünf bis sechs Jungen kommen noch sehr unausgebildet zur Welt, saugen sich aber sogleich an den Zitzen fest und hängen hier wie Früchte an einem Baume. Wenn sie Haare bekommen haben, setzen sie sich der Mutter auf den Rücken und halten sich mit ihren Schwänzen fest, indem sie dieselben um den Schwanz der Alten schlingen. Selbst wenn sie schon fast erwachsen sind und der mütterlichen Pflege oder der Muttermilch kaum mehr bedürfen, bleiben sie noch immer in der Nähe der Alten und flüchten bei drohender Gefahr schnell auf deren Rücken, klammern sich an und lassen sich von ihr nach einem sicheren Orte tragen. Hiervon erhielt das Thier seinen Namen.

Die letzte Sippe unserer Familie enthält das einzige bis jetzt bekannte Beutelthier, welches vorzugsweise im Wasser lebt, den Schwimmbeutler (Chironectes variegatus) nämlich.

Unser Thier gehört unzweifelhaft zu den merkwürdigsten Mitgliedern der ganzen Ordnung. Im Allgemeinen hat es ungefähr das Aussehen einer Ratte. Ausgewachsen wird es etwa 15 Zoll lang. Der Schwanz ist fast von gleicher Länge wie der Körper, und ein Rollschwanz, obgleich er wohl nicht als Greifwerkzeug benutzt wird. Eigenthümlich ist die Zeichnung. Der weiche, glatte, anliegende Pelz ist auf dem Rücken schön aschgrau gefärbt und sticht scharf ab von der weißen Unterseite. Auf dem grauen Grunde des Rückens liegen sechs schwarze, breite Querbinden und zwar läuft davon eine über das Gesicht, eine über den Scheitel, eine über die Vorderbeine, die vierte über den Rücken, die fünfte über die Lenden und die sechste über das Kreuz. Längs der Rückenlinie verläuft ein dunkler Streifen von einer Binde zur anderen.

Der Schwimmbeutler ist über einen großen Theil von Südamerika verbreitet. Er findet sich von Rio de Janeiro an durch das ganze Küstenland Südamerika's bis nach Honduras; aber er scheint überall selten vorzukommen. Er soll mit der größten Leichtigkeit schwimmen, und sich auch rasch und behend bewegen können, und sowohl bei Tage als bei Nacht nach Nahrung ausgehen. Diese besteht, wie man angibt, in kleinen Fischen oder in anderen kleinen Wasserthieren und in Fischlaich; doch deuten seine großen Backentaschen wohl darauf hin, daß der Schwimmbeutler nebenbei auch Pflanzennahrung nicht verschmäht.

Mit diesen merkwürdigen und seltenen Thieren verlassen wir Amerika und wenden uns wieder nach der eigentlichen Heimat der Beutelthiere, nach Australien zurück; denn von allen übrigen Familien, welche wir noch zu betrachten haben, hat keine einzige mehr einen Vertreter in Amerika.

* * *



Der Stutzbeutler (Choeropus ecaudatus oder castanotos).

(Beuteldachse.) Eine sehr wohl charakterisirte Familie ist die der Beuteldachse oder Bandikuts (Perameles), durch ihre verlängerten Hinterbeine und die Verkümmerung der beiden äußeren Zehen, während die drei mittleren Zehen um so größer, frei und mit starken sichelförmigen Krallen besetzt sind. Man kennt neun Arten derselben, welche in Neuholland, entfernt von den Niederlassungen, in Berggegenden selbstgegrabene Höhlen bewohnen, von Pflanzen, Wurzeln und Kerbthieren leben. Es sind harmlose Thiere, die in der Gefangenschaft leicht zahm und zutraulich werden.

Unsere Abbildung zeigt auf Seite 381 den spitznasigen Beuteldachs (Perameles nasuta), der sammt dem 6 Zoll langen Schwanz 1 Fuß 10 Zoll mißt, und in seiner Gestalt an das Kaninchen und die Spitzmaus erinnert. Das Weibchen soll mehr als einmal im Jahre 3 bis 6 Junge werfen und diese lange in seiner Tasche herumtragen.

Eine zweite Art, der streifige Beuteldachs (Perameles fasciata), im Innern des Ostens und Südens von Neuholland, wird von den Eingebornen gegessen.

Der Stutzbeutler (Choeropus ecaudatus oder castanotos), von der Größe des Kaninchens, bei welchem die Zehen an den Vorderfüßen bis auf zwei und an den Hinterfüßen bis auf eine einzige verkümmert sind, bewohnt hauptsächlich die Ufer des Murray auf Neusüdwales.

* * *

(Flugbeutler). Die vierte Familie enthält eine Reihe merkwürdiger, sehr verschieden erscheinender Thiere, welche man Kletterbeutelthiere, Flugbeutler oder Kusus (Phalangista) genannt hat. Die Kletterbeutelthiere sind im Ganzen kleine Thierchen, da die wenigen Arten, welche zwei Fuß Länge haben, eigentlich als Ausnahmen erscheinen. Ihre vorderen und hinteren



Das Zuckereichhorn oder das fliegende Eichhorn (Belideus sciureus).

Gliedmaßen sind von gleicher Länge. An den Hinterpfoten ist die hintere Zehe vergrößert und zu einem nagellosen und gegensetzbaren Daumen geworden; die zweite und dritte Zehe sind mit einander verbunden. Der Schwanz ist gewöhnlich ein Greifschwanz und als solcher oft sehr lang; bei einer Sippe fehlt er aber gänzlich. Der Kopf ist kurz und die Oberlippe, wie bei den Nagern, gespalten. Das Weibchen hat zwei oder vier Zitzen in einer Tasche.

Die Kletterbeutelthiere bewohnen Australien und einige Inseln Südasiens. Sie sind sämmtlich Baumthiere und finden sich deshalb auch nur in Wäldern; blos ausnahmsweise steigen einige zur Erde herab, die meisten verbringen ihr ganzes Leben in den Kronen der Bäume. Fast sämmtliche Arten sind Nachtthiere, oder schlafen wenigstens den größten Theil des Tages und erwachen nur vom Hunger getrieben auf kurze Zeit. Beim Eintritt der Dunkelheit kommen sie aus ihren Verstecken hervor, um zu weiden, denn Früchte, Blätter und Knospen bilden ihre Hauptnahrung: selbst die Arten, welche dem Fuchse oder entfernt dem Bären ähneln, sind Pflanzenfresser, und wohl nur zufällig nehmen einzelne auch Vögel, Eier und Kerbthiere mit weg. Dagegen fressen andere blos die jungen Blätter und Triebe, oder graben den Wurzeln im Boden nach. Die Mehrzahl lebt gesellig oder hält sich paarweise zusammen. Einige werfen gewöhnlich zwei bis vier Junge, andere ein einziges, welches von der Mutter zärtlich geliebt und gepflegt, und lange Zeit auf dem Rücken oder den Schultern getragen wird. Alle Kletterbeutelthiere sind sanfte, harmlose, furchtsame Geschöpfe.

Als den bekanntesten Flugbeutler darf man wohl das Zuckereichhorn oder das fliegende Eichhorn in Norfolk (Belideus sciureus) betrachten. Nicht blos in der Gestalt, sondern auch in der Größe ähnelt das Thier unsern Eichkätzchen, noch mehr dem Taguan oder dem sibirischen Flugeichhorn.

Man findet dasselbe hauptsächlich in Neusüdwales, auf Neu-Guinea, Norfolk und einigen anderen Eilanden. Es ist ein echtes Baumthier und, wie die meisten der ihm ähnlich gestalteten Geschöpfe, bei Nacht lebendig. Dann klettert es ganz mit der Gewandtheit eines Eichhorns auf den Bäumen umher, und zwar immer von unten nach oben; denn von oben nach unten zu springt es mit Hilfe seiner Flatterhaut, welche es wie einen Fallschirm ausbreitet. Es ist im Stande, außerordentlich weite Sprünge auszuführen und dabei die Richtung beliebig zu ändern.



Das Beuteleichhorn oder der Taguan (Petaurus taguanoides).

Schon wenn es aus einer Höhe von dreißig Fuß abspringen kann, ist es es fähig, einen achtzig bis neunzig Fuß von ihm entfernten Baum erreichen. Der Flugbeutler ist ein sehr nettes Thier; er ist durchaus harmlos, gutmüthig und sehr leicht zähmbar, dabei in der Nacht überaus lebendig, munter und lustig, nur leider immer etwas furchtsam. Man findet ihn gar nicht selten in den Häusern der Ansiedler, welche ihn mit großer Sorgfalt pflegen. Er ist auch schon mehrere Male lebend nach Europa gebracht worden und hat dort viel Freude erregt. Die Geselligkeit ist bei dem Zuckereichhorn sehr ausgeprägt. Man findet in den Wäldern immer mehrere derselben Art vereinigt, obgleich es nicht scheint, als ob eins das andere besonders freundschaftlich und liebevoll behandle. In der Gefangenschaft befreundet es sich wohl auch mit anderen kleineren Thieren und zeigt selbst gegen den Menschen eine gewisse Anhänglichkeit.

Von den übrigen Flugbeutlern können wir uns noch zwei Arten zu genauerer Betrachtung auswählen, die größte und die kleinste. Erstere, das Beuteleichhorn oder der Taguan der Ansiedler (Petaurus taguanoides), erreicht bis 20 Zoll Leibeslänge. Der Schwanz ist etwa körperlang, der Kopf ist klein, die Schnauze kurz und zugespitzt. Die Augen sind sehr groß und die Ohren breit und dicht, fast buschig behaart. An den Füßen finden sich starke gekrümmnte und scharfe Nägel. Der Pelz ist sehr lang und weich und am Schwanze buschig. In seiner Färbung ändert der Taguan vielfach ab. Gewöhnlich ist die Oberseite bräunlichschwarz gefärbt, Kinn, Kehle, Brust und Bauch sind weiß.

Der Taguan bewohnt Neuholland, zumal die großen Wälder zwischen Port Philipp und Moreton-Bay, und soll dort häufig sein, obgleich man ihn nur sehr selten in der Gefangenschaft oder getödtet in den Händen der Eingeborenen sieht. Er ist wie alle seine Verwandten, ein Nachtgeist, welcher sich bei Tage in den Höhlungen der großen abgestorbenen Bäume verbirgt, und dort schlafend den Tag verbringt. Das Fleisch gilt als Leckerbissen, und da das Thier eine ziemliche Größe erreicht, jagt man ihm des Bratens wegen eifrig nach, und zwar betheiligen sich an dieser Jagd die Weißen ebensowohl, als die schwarzen Ureinwohner des Landes.

Wenn der Taguan vollständig erwacht ist, zeichnet er sich durch Gewandtheit, Behendigkeit und Sicherheit der Bewegung vor allen übrigen Gattungsverwandten aus. Er fliegt förmlich von einem Zweig zum andern, springt über bedeutende Entfernungen weg, klettert ungemein rasch wieder zu einem neuen Wipfel empor und geht so weiter von Baum zu Baum, von Krone zu Krone.



Die fliegende Maus (Acrobates pygmaeus).

Seine Nahrung besteht in Blättern, Knospen, jungen Zweigen und vielleicht auch Wurzeln. Selten steigt der Flugbeutler zur Erde nieder, um da zu weiden. Die Gefangenschaft soll er ohne Schwierigkeiten längere Zeit aushalten; doch glückt es nur äußerst selten ihn zu erlangen.

Auch der Zwerg unter den Flugbeutlern, die fliegende Maus (Acrobates pygmaeus), wird als Vertreter einer besonderen Sippe betrachtet. Er hat oben sechs und unten sieben Backzähne. Die Ohren sind mäßig behaart, die breite Flughaut reicht bis zur Handwurzel herab, der Schwanz ist zweizeilig. Das niedliche Thierchen hat ungefähr die Größe unserer gemeinen Maus, und wenn es so auf einem Aste sitzt, die dehnbare Flughaut an den Leib gelegt, sieht es unseren niedlichen und verhaßten Nagern täuschend ähnlich. Der kurze, weiche Pelz ist oben graubraun, unten gelblichweiß gefärbt.

Der Zwergflugbeutler nährt sich, wie seine übrigen Verwandten, von Blättern, Früchten, Knospen und anderen zarten Pflanzentheilen, verschmäht aber auch ein kleines Kerbthier nicht, falls er dieses zufällig entdeckt. An Lebendigkeit und Beweglichkeit steht er seinen übrigen Verwandten kaum nach, und in der Fähigkeit, große Entfernungen mit Hilfe der ausgebreiteten Flughäute zu überspringen oder zu überfliegen, wird er nur von wenigen übertroffen.

Man sagt, daß das Thierchen sehr beliebt sowohl bei den Eingebornen, als bei den Eingewanderten in der Nähe von Port Jackson sei, und häufig zahm im Bauer gehalten werde.

In den Wäldern von Amboina, Banda und Neu-Guinea, vielleicht auch auf Timor und Neu-Irland, hauft eine ganz eigenthümliche Sippe unserer Familie, deren uralten Landesnamen auch wir zu ihrer Bezeichnung angenommen haben. Es sind dies die Kusus oder Kuskuten (Cuscus), große Kletterbeutelthiere von ziemlich plumper Gestalt, deren Schwanz nur an der Wurzelgegend behaart, an der Endhälfte aber nackt und warzig ist, mit kurzen Ohren, senkrecht gestellten Augensternen und dichtem, mehr oder weniger wolligem Pelz, in ihren Bewegungen wie in ihrem geistigen Wesen langsame und träge Geschöpfe. Unser Bild stellt den gefleckten Kuskus (Cuscus maculatus) dar, ein Thier von Katzengröße, d. h. von 2 Fuß Leibeslänge und etwas über 1½ Fuß Schwanzlänge, mit dichtem, wolligem Pelz, welcher in der Färbung vielfach abändert. Im Alter ist er gewöhnlich weiß mit gelblichem oder graulichem Anfluge und durch große, unregelmäßige, tiefbraune oder schwarze Flecken ausgezeichnet. Die Unterseite ist immer ungefleckt und reinweiß; das Fell ist weich und seidenartig und trotz seiner Zartheit ein gesuchter Stoff zur Ausfütterung von Kleidern und Mänteln.



Der gefleckte Kuskus (Cuscus maculatus).

Wir verdanken die ersten Nachrichten über das Leben des Thieres dem Holländer Valentyn. Er erzählt, daß auf Amboina unter dem Geschlecht der Wiesel der Kuskus oder Kusu, wie ihn die Malaien nannten, eines der seltsamsten wäre. „Der Kopf hat viel Aehnlichkeit mit einer Ratte oder mit einem Fuchse. Das Ende des Schwanzes ist nackt und krumm, damit halten sie sich so fest an den Zweigen, daß man sie nur mit genauer Noth abziehen kann. Sie wohnen auf den Molucken, nicht in Gängen, wie die westindischen Wiesel, sondern in Wäldern, auf Bäumen, besonders wo es Holzsamen gibt. Auf Ceram und Bulo giebt es mehr, als auf Amboina, weil sie hier die Menschen scheuen, welche sie in eigenthümlicher Weise fangen, um sie zu essen; denn sie sind ein Leckerbissen für die Eingebornen und schmecken gebraten wie die Kaninchen. Man muß die am Schwanze aufgehangenen starr ansehen, da lassen sie aus Furcht den Schwanz los und stürzen vom Baume. Aber nur gewisse Leute besitzen die Eigenschaft, die Kuskus von den Bäumen „herabzusehen". Grüne Blätter, die äußere Schale der Canari-Nüsse, Pisang und andere saftige Früchte werden von ihnen gefressen. Zwischen den Hinterfüßen der Weibchen befindet sich ein Beutel, worin zwei bis vier Junge aufbewahrt werden".

Quoy und Gaimard erzählen, daß der gefleckte Kuskus, welchen unsere Abbildung darstellt, in Indien die Faulthiere Amerika's vorzustellen scheine. Er sei eben so stumpf und bringe den größten Theil seines Lebens in der Dunkelheit zu.

Unter den übrigen Gliedern unserer Familie dürften die eigentlichen Kusus (Phalangista) die beachtenswerthesten sein. Einen deutschen Namen haben wir für diese Thiere nicht, die einheimischen Namen sind so ungefüge, daß wir sie auch nicht brauchen können, und so müssen wir schon mit der wissenschaftlichen Benennung, welche so viel als „geschlossene Zehe" bedeutet, vorlieb nehmen.

Die Phalangisten erscheinen gleichsam als Mittelglieder zwischen gewissen Raubthieren und gewissen Nagern; die einen ähneln den Mardern, die anderen den Füchsen und doch auch wieder den Eichhörnchen in gleichem Maße. Man würde in Verlegenheit kommen, sie unterzubringen, wenn nicht der Beutel ihre Einreihung in unsere Ordnung bestimmte. Als ihr wissenschaftliches Kennzeichen gilt, daß die zweite und dritte Zehe der Hinterfüße bis zum Nagelglied mit einander verwachsen sind; der Schwanz ist ein langer und buschiger Greifschwanz, welcher, wie bei einigen Affen, nur am unteren Ende kahl ist. Das Gebiß erscheint als ein



Der Fuchskusu (Phalangista vulpina).

echtes Mittelding zwischen dem eines Raubthieres und dem eines Nagers. Die wenigen Arten leben in Neuholland und den benachbarten Inseln, auch auf den Molukken, und sind träge und nächtliche, ruhige und stumpfe Geschöpfe, welche die Waldungen bewohnen und ein Baumleben führen. Eine der bekanntesten Arten ist der Fuchskusu (Phalangista vulpina), ein Thier von Wildkatzengröße, welches den zierlichen Bau unseres Eichhörnchens mit der Gestalt des Fuchses zu vereinigen scheint. Die Leibeslänge beträgt 2 Fuß und die des Schwanzes 17 Zoll. Bennet gibt 2½ Fuß für die Gesammtlänge an. Die Farbe der Oberseite ist bräunlichgrau mit röthlich fahlem Anfluge, welcher hier und da stark hervortritt, die Unterseite ist lichtockergelb, am Unterhals und der Brust meist rostroth.

Die Eingebornen stellen ihm eifrig nach und betrachten sein Fleisch, trotz des üblen kampherartigen Geruches, welchen er von sich gibt, als einen vorzüglichen Leckerbissen. Sie wissen auch sein Fell vielfach zu verwenden.

Das Weibchen bringt blos zwei Junge zur Welt und trägt diese längere Zeit mit sich im Beutel und später wohl auch auf dem Rücken herum, bis die Kleinen der mütterlichen Pflege entbehren können. Man zähmt sie ohne Mühe. In neuerer Zeit kommen sehr viele viele lebende Fuchskusu nach Europa. Jeder Thiergarten besitzt einige. Die Gefangenen zeigen sich sanft und friedlich, d. h. versuchen nicht zu beißen, sind aber so dumm, theilnahmslos und träge, daß sie nur wenig Vergnügen gewähren.

Die letzte Sippe macht uns mit einem der merkwürdigsten aller Beutelthiere bekannt, mit dem Koala oder Australischen Bären (Phascolarctus cinereus), der einzigen Art seines Geschlechts. Das Thier ist in mehrfacher Hinsicht sehr ausgezeichnet. Sein Leib ist gedrungen, der Kopf sehr dick, kurzschnäuzig, mit großen, buschig behaarten Ohren; der Schwanz fehlt; die Pfoten sind vorn und hinten fünfzehig und wahre Greiffüße. An den vorderen sind die beiden inneren Zehen den drei anderen entgegensetzbar, die Hinterfüße haben einen starken, nagellosen, aber ebenfalls gegensetzbaren Daumen und in der Größe sehr ungleiche Zehen, welche mit scharfen, langen und gekrümmten Nägeln bewaffnet und somit zu Klettern ganz geeignet sind. Im Gebiß fallen die sehr ungleichen oberen Schneidezähne, unter denen der erste der größte und stärkste ist, die kleinen Eckzähne und die vier Mahlzähne mit mehreren Höckern auf.

Der wissenschaftliche Name, welcher „Beutelbär" bedeutet, ist bezeichnend; denn wirklich hat der Koala in der Gestalt wie im Gange und in seiner ganzen Haltung große Aehnlichkeit



Der Koala oder australische Bär (Phascolarctus cinereus).

mit einem jungen Bären. Er ist ungefähr so groß, wie ein Vielfraß, 2 Fuß lang und am Widerrist einen Fuß lang. Die Färbung der Oberseite ist röthlichaschgrau, die der Unterseite gelblichweiß; die Außenseite der Ohren ist schwarzgrau.

Neusüdwales, und zwar die südwestlich von Port Jackson gelegenen Wälder sind die Heimat des Beutelbären. Er ist nirgends häufig und deshalb auch noch ziemlich unbekannt. Paarweise, mit seinem Weibchen, klettert er auf den höchsten Bäumen herum mit einer Langsamkeit, welche ihm auch schon den Namen „australisches Faulthier" eingetragen hat. Er ist ein halb nächtliches Thier, wenigstens verschläft er die größte Helle und Hitze des Tages tief versteckt in den Kronen der Gummibäume, welche seinen bevorzugten Aufenthalt bilden. Gegen Abend beginnt er seine Mahlzeit. Unbehelligt von den übrigen Geschöpfen der Wildniß, weidet er äußerst ruhig und gemächlich die jungen Blätter und Schößlinge der Aeste ab.

Stumpfsinnig wie er ist, läßt er sich ohne große Mühe fangen und fügt sich gelassen in das Unvermeidliche, somit auch in die Gefangenschaft. Hier wird er nicht nur bald sehr zahm, sondern lernt auffallender Weise auch rasch seinen Pfleger kennen und gewinnt sogar eine gewisse Anhänglichkeit an ihn.

So viel weiß man, wirft das Weibchen blos ein Junges. Es schleppt dieses, nachdem es dem Beutel entwachsen, noch lange Zeit mit sich auf dem Rücken oder den Schultern herum und behandelt es mit großer Sorgfalt und Liebe.

Die Europäer kennen den Koala erst seit dem Jahre 1803. Die Eingebornen, welche ihn Goribun nennen, haben ihn von jeher als ein geschätztes Jagdthier betrachtet. Sie verfolgen ihn seines Fleisches wegen mit großem Eifer.

* * *

(Beutelhasen.) Die Riesen unserer Ordnung sind die Känguru's, Springbeutler oder Beutelhasen (Halmaturi). Sie sind durchschnittlich höchst auffallende Geschöpfe; ihre Gestalt ist eine ganz absonderliche. Der Leib nimmt vom Kopfe an ungemein schnell an Dicke und Umfang zu; denn der entwickeltste Theil des Körpers ist die Lendengegend, wegen der in merkwürdigem Grade verstärkten Hinterglieder. Ihnen gegenüber erscheinen Kopf und Brust verkümmert. Der Hintertheil des Leibes vermittelt fast ausschließlich die Bewegungen der Springbeutelthiere, und somit ist seine Entwickelung erklärlich. Das Känguru vermag seine schwachen Vorderbeine nur in sehr untergeordneter Weise zum Fortbewegen und zum Ergreifen der Nahrung

zu benutzen, während die sehr verlängerten Hinterläufe und der mächtige Schwanz ihm eine satzweise Bewegung möglich machen, welche an Schnelligkeit mit dem Laufe eines Hirsches wetteifern kann. Hinterbeine und Schwanz sind unbedingt das Bezeichnendste am ganzen Thiere. Die Läufe haben starke Schenkel, lange Schienbeine, unverhältnißmäßig verlängerte Fußwurzeln mit starken und langen Zehen, von denen die mittelste einen gewaltigen hufartigen Nagel trägt. Die Zahl der Zehen beträgt hier, weil der Daumen fehlt, nur vier. Der Schwanz ist verhältnißmäßig dicker und länger, als bei jedem anderen Säugethiere, und äußerst muskelkräftig. Im Vergleich zu diesen Gliedern sinken die vorderen zu stummelhaften Greifwerkzeugen herab, obwohl hiermit keineswegs gesagt sein soll, daß sie auch hinsichtlich ihrer Beweglichkeit verkümmert wären. Die Vorderfüße des Känguru, welche gewöhnlich fünf, mit runden Nägeln bekrallte Zehen haben, sind gewissermaßen zu Händen geworden und werden von dem Thiere auch handartig gebraucht. Der Kopf erscheint als ein Mittelding zwischen dem eines Hirsches und eines Hasen.

Australien ist die Heimat der Springbeutelthiere. Die weiten, grasreichen Ebenen inmitten des Erdtheils bilden ihre bevorzugten Aufenthaltsorte. Einige Arten ziehen buschreiche Gegenden, andere felsige Gebirge den parkähnlichen Grasflächen vor; noch andere haben sich zu ihrem Aufenthalte undurchdringliche Buschwerke erkoren, in denen sie sich erst durch Abbrechen von Aesten und Zweigen Laufgänge bereiten müssen, oder leben, so unglaublich dies auch scheinen mag, auf den Felsen und Bäumen selbst. Die meisten halten sich einzeln und kommen blos zufällig auf futterreichen Plätzen in größerer Anzahl zusammen, ohne jedoch jemals einen wirklich geschlossenen Verband zu bilden. Die meisten Arten treiben bei Tage ihr Wesen; die kleineren dagegen sind Nachtthiere.

Die Springbeutelthiere gehören unbedingt zu den beachtungswerthesten Säugethieren. An ihnen ist eigentlich Alles merkwürdig: ihre Bewegungen und ihr Ruhen, die Art und Weise ihres Nahrungserwerbs, ihre Fortpflanzung, ihre Entwicklung und ihr geistiges Wesen. Der Gang, welchen man namentlich beim Weiden beobachten kann, ist ein schwerfälliges, unbehilfliches Forthumpeln. Das Thier stemmt seine Handflächen auf und schiebt die Hinterbeine dann an den Vordergliedern vorbei, so daß sie zwischen diese zu stehen kommen. Dabei muß es sich hinten auf den Schwanz stützen, weil es sonst die langen Hinterläufe nicht so hoch heben könnte, daß solche Bewegungen möglich wären. Aber das Känguru verweilt in dieser, ihm höchst unbequemen Stellung auch niemals länger, als unumgänglich nothwendig. Selbst beim Abbeißen sitzt es regelmäßig auf Hinterbeinen und Schwanz, und läßt die Vorderarme schlaff herabhängen. Sobald es irgend eine Lieblingspflanze abgerupft hat, steht es auf, um sie in der gewöhnlichen Stellung zu verzehren. Bei dieser stützt es den Leib auf die Sohlen und gleichzeitig auf den nach hinten fest angestemmten Schwanz, wodurch der Körper sicher und bequem wie auf einem Dreifuß ruht. Zum Schlafen setzen sich die kleineren Arten, dicht auf den Boden gedrückt, auf alle vier Beine und den der Länge nach unter den Leib geschlagenen Schwanz; diese Stellung befähigt sie, jederzeit sofort die Flucht zu ergreifen.

Wenn ein Känguru irgend etwas Verdächtiges bemerkt, denkt es zunächst an die Flucht. Hierbei zeigt es sich in seiner ganzen Beweglichkeit. Es springt, wie bei jeder Beschleunigung seines Ganges, ausschließlich mit den Hinterbeinen, macht aber Sätze, welche die aller übrigen Thiere in jeder Hinsicht übertreffen. Es legt seine Vorderfüße dicht an die Brust, streckt den Schwanz gerade und nach rückwärts aus, schnellt mit aller Kraft der gewaltigen Schenkelmuskeln seine langen, schlanken und federnden Hinterbeine gegen den Boden, wirft sich hoch empor und schießt nun in einem flachen Bogen wie ein Pfeil durch die Luft. Ein Sprung folgt unmittelbar dem andern und jeder ist mindestens 10 Fuß, bei den größeren Arten nicht selten aber auch 20, 25 und selbst 30 Fuß weit und dabei 6 bis 9 Fuß hoch. Schon gefangene springen, wenn man sie in einer größeren Umhegung hin- und herjagt, bis 26 Fuß weit. Es ist erklärlich, daß ein ganz vortrefflicher Hund dazu gehört, einem Känguru zu folgen, und in der That gibt es wenige Jagdhunde, welche dies vermögen. Auf bedecktem Boden hört die Verfolgung sehr bald auf; denn das flüchtige Känguru schnellt leicht über die im Wege liegenden Büsche weg, während der Hund dieselben umgehen muß. Auf unebenem Boden bewegt es sich langsamer; namentlich wird es ihm schwer, an Abhängen hinunterzueilen, weil es sich hier bei der Heftigkeit des Sprunges leicht überschlägt. Uebrigens hält das laufende Thier stundenlang aus, ohne zu ermüden.

Unter den Sinnen der Springbeutelthiere dürfte das Gehör obenan stehen: wenigstens bemerkt man an gefangenen ein fortwährendes Bewegen der Ohren nach Art unseres Hochwildes. Das Gesicht ist schwächer und der Geruch wahrscheinlich ziemlich unentwickelt. Die geistigen Fähigkeiten sind gering. Das Känguru ist sehr unklug; es ist scheu, nicht aber vorsichtig, ist

vergeßlich, neugierig, furchtsam bis zum Aengstlichwerden, leicht erregt und auch bald wieder besänftigt, entweder gleichgiltig oder unverträglich gegen Andere seiner Art, der Zähmung nur in geringem Grade zugänglich, ohne Anhänglichkeit gegen seinen Wärter und Pfleger, — kurz, sein Verstand ist entschieden ein sehr untergeordneter.

Die Nahrung ist gemischter Art. Gras und Baumblätter bleiben die bevorzugteste Speise, außerdem verzehren die Thiere aber auch Wurzeln, Baumrinde und Baumknospen, Früchte und mancherlei Kräuter.

Die Vermehrung aller Springbeutelthiere ist schwach. Die großen Arten werfen selten mehr als ein Junges. Trotz der bedeutenden Größe einiger Känguru's tragen die Weibchen erstaunlich kurze Zeit, die der Riesenkänguru's z. B. nur 39 Tage. Nach Ablauf dieser Zeit wird das Junge geboren. Die Mutter nimmt es mit dem Munde ab, öffnet mit beiden Händen den Beutel und setzt das kleine, unscheinbare Wesen an einer der Zitzen fest. Zwölf Stunden nach der Geburt hat das junge Riesenkänguru eine Länge von 14 Linien. Es kann nur mit den Keimen anderer Thiere verglichen werden; denn es ist vollkommen unreif, durchscheinend, weich, wurmartig; seine Augen sind geschlossen, die Ohren und Nasenlöcher erst angedeutet, die Gliedmaßen noch nicht ausgebildet. Zwischen ihm und der Mutter scheint nicht die geringste Aehnlichkeit zu bestehen. Gerade die Vorderglieder sind um ein Drittheil länger, als die hinteren. In stark gekrümmter Lage, den kurzen Schwanz zwischen den Hinterbeinen nach aufwärts gebogen, hängt es an der Zitze, ohne wahrnehmbare Bewegung, unfähig, selbst zu saugen. Sobald es an die Zitze angeheftet worden ist, schwillt diese so bedeutend an, daß die großen Lippen sie genau umschließen und der angeschwollene Theil der Saugwarzen wiederum den Mund. So viel man bis jetzt weiß, saugt das junge Känguru gar nicht, sondern wird ohne eigene Anstrengung mit Milch versorgt, indem ihm diese aus den Zitzen geradezu in den Hals spritzt. Fast acht Monate lang ernährt sich das junge Thier von der Muttermilch im Beutel; doch schon etwas eher streckt es ab und zu einmal den Kopf hervor, ist aber auch dann noch immer nicht im Stande, selbständig sich zu bewegen.

Es ist beobachtet worden, daß sich ein junges Känguru, welches gewaltsam von der Zitze abgerissen wurde oder zufällig abfiel, nach längerer Zwischenzeit sich wieder ansaugte. Leisler erzählt, daß er ein etwas mehr entwickeltes Känguru, welches schon beinahe kalt auf der Streu gefunden wurde, an die Zitze ansetzte, und daß es weiter wuchs. Aus den übrigen und neuesten Beobachtungen geht hervor, daß das Känguru, wenn es einmal eine gewisse Größe erreicht hat, sehr schnell wächst, namentlich von der Zeit an, wo es Haare bekommt. Es ist dann im Stande, seine langen Ohren, welche bis dahin schlaff am Köpfchen herabhingen, aufzurichten. Von nun an zeigt es sich sehr häufig, wenn die Mutter ruhig dasitzt. Der ganze Kopf wird vorgestreckt, und die hellen Augen blicken lebhaft um sich, ja, die Aermchen stöbern auch schon im Heu herum und das Thierchen beginnt bereits zu fressen. Die Alte zeigt sich noch äußerst vorsorglich gegen das Junge, jedoch nicht mehr so ängstlich, als früher. Anfangs gestattet sie nur mit dem größten Widerstreben irgend welche Versuche, das Junge im Beutel zu sehen oder zu berühren. Von dem Augenblicke an, wo das Junge den Kopf zum Beutel herausstreckt, sucht sie es weniger zu verbergen. Das Kleine ist auch selbst äußerst furchtsam und zieht sich bei der geringsten Störung in den Beutel zurück. Hier sitzt es übrigens keineswegs immer aufrecht, sondern nimmt alle möglichen Lagen an. Man sieht es mit dem Kopfe herausschauen und gar nicht selten neben diesem die beiden Hinterbeine und den Schwanz hervorstrecken, bemerkt aber auch diese Glieder allein, ohne vom Kopf Etwas zu sehen. Sehr hübsch sieht es aus, wenn die Mutter, welche weiter zu hüpfen wünscht, das aus dem Beutel herausschauende Junge zurücktreibt. Sie gibt dem kleinen Dinge, wenn es nicht ohne weiteres gehorcht, einen gelinden Schlag mit den Händen. Geraume Zeit nach dem ersten Ausschauen verläßt das Junge ab und zu seinen Schutzort und treibt sich neben der Alten im Freien umher; noch lange Zeit flüchtet es aber, sobald es Gefahr fürchtet, in den Beutel zurück. Es kommt mit gewaltigen Sätzen einhergerannt und stürzt sich, ohne auch nur einen Augenblick anzuhalten, kopfüber in den halbgeöffneten Beutel der ruhig auf ihren Hinterläufen sitzenden Mutter, kehrt sich im Nu um und schaut dann mit einem unendlich komischen Ausdruck des beneidenswerthesten Sicherheitsbewußtseins aus der Beutelöffnung hervor.

Die Springbeutelthiere vertreten in ihrer Heimat gewissermaßen das dort fehlende Wild, und werden auch, wie dieses, leidenschaftlich gejagt, von den Raubthieren wie von den Menschen, von den Eingebornen wie von den Weißen. Die Schwarzen suchen sich so unbemerkt als möglich an eine Gesellschaft weidender Kängurus heranzuschleichen und verstehen es meisterhaft, sie derart zu umstellen, daß wenigstens einige des Trupps ihnen zum Opfer fallen. Außerdem verstehen es die Australier, Schlingen aller Art und Fangnetze anzufertigen und geschickt zu

stellen. Die englischen Ansiedler bedienen sich einer eigenen Rasse von Hunden, welche für diese Jagd besonders abgerichtet werden. Drei bis vier Hunde sind in den meisten Fällen ausreichend, ein aufgetriebenes Känguru zu stellen oder es dem Jäger zum Schuß zuzutreiben. Doch ist die Jagd keineswegs ohne alle Gefahr, denn das Känguru weiß seine starken, kralligen Hinterfüße gegen Hunde oder Menschen zu gebrauchen, und die größeren Arten leisten oft einen hartnäckigen Widerstand. Befindet sich in der Nähe des Weidegrundes ein Fluß oder See, so eilen die Känguru's regelmäßig dem Wasser zu und stellen sich darin ruhig auf, die ankommenden Hunde erwartend. Ihre große Leibeshöhe erlaubt ihnen zu stehen, wenn die Hunde bereits schwimmen müssen, und gerade hierdurch erlangen sie Vortheile. Der erste Hund, welcher ankommt, wird augenblicklich von dem Känguru gepackt und zunächst mit den Vorderfüßen, dann aber mit den Hinterfüßen unter das Wasser gedrückt, und dort so lange festgehalten, bis er ertränkt ist. Ein starkes Männchen der größeren Arten kann selbst einer zahlreichen Meute zu schaffen machen. Es läßt mit der größten Seelenruhe einen der Feinde nach dem andern schwimmend an sich kommen und nimmt geschickt den günstigen Augenblick wahr, um sich der Angreifer zu entledigen. Der einmal angepackte Hund ist regelmäßig verloren, wenn ihm nicht ein zweiter zu Hilfe kommt.

Das Fleisch der Känguru's gilt als eine vortreffliche Speise, und auch das Fell einzelner Arten findet Verwendung. Sie bringen also manchen Nutzen, und über Schaden kann in ihrer Heimat gewiß Niemand klagen. Die Gefangenschaft ertragen alle Arten leicht. Sie sind mit grünem Futter, Blättern, Rüben, Körnern, Brod und dergleichen ohne Mühe zu erhalten, bedürfen im Winter keinen sonderlich warmen Stall und pflanzen sich auch bei geeigneter Pflege ohne viele Umstände fort. Gegenwärtig werden in den europäischen Thiergärten alljährlich viele von ihnen gezüchtet.

Sämmtliche Springbeutelthiere ähneln sich in hohem Grade. Man hat auch sie in viele Sippen zerfällt; doch sind von diesen eigentlich nur drei augenscheinlich begründet.

Das eigentliche Känguru (Macropus major), der „Boomer" der Ansiedler, gehört zu den größten Arten der Familie. Sehr alte Männchen haben in sitzender Stellung fast Mannshöhe. Ihre Länge beträgt gegen 8 Fuß, wovon 2¾ Fuß auf den Schwanz gerechnet werden müssen, ihr Gewicht zwischen 150—220 Pfund. Das Weibchen ist durchschnittlich um ein Drittheil kleiner als das Männchen.

Der Leibesbau zeigt im wesentlichen ganz das Gepräge der Familie. Die Behaarung ist reichlich, dicht, glatt und weich, fast wollig, die Färbung ein schwer zu bestimmendes Braun, gemischt mit Grau. Die Vorderarme, Schienbeine und die Fußwurzeln sind hellgelblichbraun, die Zehen schwärzlich, der Kopf ist auf dem Nasenrücken lichter, als auf den Seiten, an den Oberlippen aber weißlich. Die Außenseite der Ohren ist nußbraun, die Innenseite weiß; der Schwanz zeigt an seiner Wurzel die Färbung des Rückens, wird dann grau und an der Spitze schwarz.

Cook entdeckte das Känguru 1770 an der Küste von Neusüdwales und gab ihm nach einer Benennung der dortigen Eingeborenen den Namen, welcher später zur Bezeichnung der ganzen Familie gebraucht wurde. Das Thier lebt in grasbewachsenen Triften oder spärlich bedeckten, offenen Buschwaldungen, wie solche in Australien so häufig gefunden werden. In das Gebüsch zieht es sich namentlich im Sommer zurück, um sich vor der heißen Mittagssonne zu schützen. Gegenwärtig ist es durch die fortwährende Verfolgung weit in das Innere gedrängt worden, und auch hier beginnt es seltener zu werden. Es lebt in Trupps, ist jedoch nicht so gesellig, als man anfangs glaubte, getäuscht durch die Vereinigung verschiedener Familien. Gewöhnlich sieht man nur ihrer drei oder vier zusammen, und diese in so losem Verbande, daß sich eigentlich keines um das andre kümmert, sondern jedes unabhängig seinen eigenen Weg geht. Besonders gute Weide vereinigt eine größere Anzahl, welche sich wieder trennt, wenn eine Oertlichkeit ausgenutzt ist. Früher glaubte man, in den Männchen die Leitthiere eines Trupps annehmen zu dürfen, wahrscheinlich, weil sie ihrer bedeutenden Größe wegen zu solchem Amte geeignet erscheinen mochten; aber auch diese Annahme hat sich als unrichtig herausgestellt. Alle Beobachter stimmen darin überein, daß das Känguru in hohem Grade scheu und fürchtsam ist, und dem Menschen nur selten erlaubt, sich ihm in erwünschter Weise zu nähern.

Man sieht jetzt dieses Känguru seltener bei uns in der Gefangenschaft, als früher, wo es in seiner Heimat weit häufiger war. Bei guter Pflege dauert es bei uns lange aus;



Das Känguru (Macropus major).



Der Hasenspringer (Lagorchestes leporoides).

einzelne lebten 10 — 15 Jahre in Europa. Auch diese Art wird eigentlich nicht zahm. Sie legt ihre angeborene Scheu niemals gänzlich ab und befreundet sich mit ihren Wärtern nicht mehr, als mit anderen Leuten. Selbst Vögel können das Känguru in Todesangst versetzen.

Eine der kleineren und hübschesten Arten der Familie ist das Pademelon (Halmaturus Thetidis). Es erreicht noch nicht den dritten Theil der Größe des Känguru. Seine Länge beträgt nur 3½ Fuß, wovon 1½ Fuß auf den Schwanz zu rechnen sind. Das Fell ist ziemlich lang und weich, die Färbung der oberen Theile ein angenehmes Braungrau, welches im Nacken in Rostroth übergeht. Die Unterseite ist weiß oder gelblichweiß.

Nach Gould bewohnt das nette Geschöpf buschreiche Gegenden in der Nähe der Moretonbai und lebt hier einzeln und in kleinen Trupps, wegen seines zarten, höchst wohlschmeckenden Fleisches, welches dem Wildpret unseres Hasen ähnelt, eifrig verfolgt von Eingeborenen und Ansiedlern. In seiner Lebensweise ähnelt es ganz seinen Verwandten.

Derselbe Forscher trennt von den wahren Kängurus eine kleine Art, den Hasenspringer (Lagorchestes leporoides), so genannt, weil es in Wesen und Färbung vielfach an einen wirklichen Hasen erinnert. Seine Länge beträgt 2 Fuß, wovon etwa 13 Zoll auf den Schwanz kommen. Sein Leibesbau ist gestreckt, die Läufe und Klauen sind schlank, die kleinen Vorderpfoten mit scharfen, spitzigen Nägeln bewehrt. Die Schnauze ist sammetartig behaart. Der Pelz zeigt das so schwer zu beschreibende Farbengemisch der Hasen.

Der Hasenspringer bewohnt den größten Theil des Inneren von Australien; in der Nähe der Küste ist er selten gesehen worden. Er erinnert auch in seiner Lebensweise vielfach an unsern gemeinen Hasen. Wie dieser, ist er ein Nachtthier, welches sich bei Tage in ein tief ausgegrabenes Lager drückt und Jäger und Hunde nahe auf dem Leib kommen läßt, bevor er



Der Kängurubär (Dendrolagus ursinus).

aufspringt, in der Hoffnung, daß sein mit dem Boden gleich gefärbtes Kleid ihn verbergen müsse. Wirklich täuscht er die Hunde oft, und auch wenn er vor ihnen flüchtet, wendet er gewisse Listen an, wie unser Freund Lampe.

Abweichend von den Genannten lebt das Felsenkänguru (Petrogale penicillata) nur in gebirgigen und zumal in felsigen Gegenden. Es ist ein schmuckes Geschöpf von ungefähr 4 Fuß Länge, wovon der Schwanz die Hälfte wegnimmt, der besonders dadurch auffällt, daß er gegen das Ende hin mit langen, steifen, buschigen, schwarzgefärbten Haaren bekleidet ist.

Die Gebirge von Neusüdwales beherbergen das Felsenkänguru in ziemlicher Anzahl, doch wird es nicht häufig bemerkt, denn es ist ein Nachtfreund, welcher nur äußerst selten vor Sonnenuntergang aus dunkeln Höhlen und Gängen zwischen den Felsen hervorkommt. Die Behendigkeit, mit welcher es auf den gefährlichen Abhängen und Felsenwänden umherklettert, würde einem Affen alle Ehre machen, und wirklich glaubt der Europäer, welcher dieses Thier zum erstenmale im dämmerigen Halbdunkel des Abends erblickt, einen Pavian vor sich zu sehen. Durch seine Kletterfertigkeit ist es weit mehr, als die übrigen Verwandten, vor den Nachstellungen des Menschen und anderer Feinde geschützt.

Die Kletterfertigkeit der Springbeutelthiere gipfelt sich im Kängurubär (Dendrolagus ursinus), einem der auffallendsten und von dem Gesammtgepräge am meisten abweichenden Mitgliede der Familie, in welcher man bis jetzt nur noch einen Verwandten kennt, beide aus Neu-Guinea. Die großen und kräftigen Vorderarme, welche gegen die Hinterbeine nur wenig zurückstehen, sind ein sehr bezeichnendes Merkmal dieser Sippe. Der Kängurubär ist ein ziemlich großes Thier von 4 Fuß Leibeslänge, wovon etwas mehr als die Hälfte auf den Schwanz gerechnet werden muß.



Die eigentliche Kängururatte (Hypsiprymnus murinus). (S. 396.)

Alle Beobachter stimmen darin überein, daß man sich keine merkwürdigere Erscheinung denken könne, als einen Kängurubär, welcher sich lustig auf den Zweigen bewegt und fast alle Kletterkünste zeigt, welche in der Klasse der Säugethiere überhaupt beobachtet werden. Mit der größten Leichtigkeit klimmt das Thier an den Baumstämmen empor, mit der Sicherheit eines Eichhorns steigt es auf- und abwärts; aber gleichwohl erscheint das Springbeutelthier so fremd da oben, daß jeder Beschauer gerade zu verblüfft ist, wenn das dunkelhaarige, langgliederige Geschöpf unversehens von dem Boden auf einen Baum hinaufhüpft und dort im schwankenden Gezweig sich bewegt. Dem Aufenthalt entsprechend äßt sich der Kängurubär vorzugsweise von Blättern, Knospen und Sprößlingen der Bäume; wahrscheinlich verzehrt er auch Früchte.

In der Gefangenschaft sieht man ihn selten.

Die kleinen Springbeutelthiere nennt man Kängururatten (Hypsiprymnus). Sie ähneln den größeren Verwandten sehr, unterscheiden sich aber außer der geringeren Größe durch verhältnißmäßig kürzeren Schwanz, durch die kurzen Vorderglieder mit langen Nägeln an den Mittelzehen, die gespaltene Oberlippe, die kleinen, runden Ohren, welche wirklich an Mäuseohren erinnern, und hauptsächlich endlich durch daß Gebiß, welches im Oberkiefer bestimmt vorhandene Eckzähne besitzt. Man hat auch diese Sippe wieder getrennt, weil man beobachtet hat, daß einige Arten ihren Schwanz, wenn auch in beschränkter Weise, als Greifwerkzeuge benutzen können.

Als größte Art kennen wir bis jetzt die quastenschwänzige Kängururatte (Bettongia penicillata), ein Thier von Kaninchengröße, graubrauner Färbung auf der Oberseite und gelblichweißer Färbung auf der Unterseite. Es ist durch eine Quaste langer, schwarzer, buschiger Haare am Enddrittel des Schwanzes besonders ausgezeichnet, und im ganzen 2 Fuß lang, wovon auf den Schwanz 11 Zoll gerechnet werden müssen. Seine Heimat ist Neusüdwales.

Gleich den übrigen Arten der Sippe gräbt sich die Kängururatte eine Höhlung im Boden zur Aufnahme ihres dickwandigen Grasnestes aus, dessen Aussehen mit der Umgebung so vollkommen im Einklang steht, daß es ohne die sorgfältigste Prüfung sicher übersehen wird. Sehr merkwürdig ist es, wie diese Kängururatten das dürre Gras zu ihrem Neste herbeischaffen. Es geschieht dies nämlich mit Hilfe des Schwanzes, welcher sehr greiffähig ist. Das Thier faßt mit ihm einen Büschel und schleppt denselben zum bestimmten Ort; wie sonderbar und belustigend dies aussieht, kann man sich denken. Auch im Gefangenleben schleppen sie sich in gleicher Weise die Stoffe zu ihrem Lager herbei.



Der Wombat oder die gemeine Beutelmaus (Phascolomys fossor). (S. 397.)

Die eigentliche Kängururatte (Hypsiprymnus murinus) ist an ihrem länglichen Kopfe, den kurzen Läufen und dem echten Rattenschwanze zu erkennen. Ihre Leibeslänge beträgt 17 Zoll, die Länge des Schwanzes gegen 10 Zoll, die Höhe am Widerrist 5 Zoll. Der Leib ist kurz und untersetzt, der Hals dick, die Vorderfüße haben getrennte Zehen, während an den Hinterfüßen die zweite und dritte Zehe bis zum letzten Glied mit einander verwachsen sind. Alle sind mit langen, sichelförmigen Krallen bewaffnet. Der lange, flache, ziemlich starke Schwanz ist geringelt und geschuppt, und noch spärlich mit einigen kurzen, steifen Haaren bedeckt. Ein Theil desselben ist ganz nackt, ebenso die Oberlippe. Der lange, lockere, schwach glänzende Pelz ist oben dunkelbraun, auf der Unterseite schmuzig- oder gelblichweiß.

Neusüdwales und Vandiemensland sind die Heimat der Kängururatte, bei Port Jackson ist sie häufig. Sie liebt dünn mit Büschen bestandene Gegenden und meidet offene Triften. Auf ihren Wohnplätzen gräbt sie sich zwischen Grasbüscheln eine Vertiefung in den Boden, kleidet diese mit trockenem Gras und Heu sorgfältig aus und verschläft in ihr, gewöhnlich in Gesellschaft mit anderen ihrer Art, den Tag; denn auch sie ist ein echtes Nachtthier, welches erst gegen Sonnenuntergang zum Vorschein kommt.

In ihren Bewegungen unterscheidet sich die Kängururatte auffallend genug von den Springbeutelthieren. Sie läuft ganz anders und weit leichter, als diese, mehr nach Art der Springmäuse, d. h. indem sie einen der Hinterfüße nach dem andern, nicht aber beide zu gleicher Zeit bewegt. Hinsichtlich der Nahrung unterscheidet sich die Kängururatte von den bisher Genannten. Sie gräbt hauptsächlich nach Knollengewächsen und Wurzeln, und richtet deshalb in den Feldern manchmal bedeutenden Schaden an.

Das Weibchen bringt bis zwei Junge zur Welt und trägt diese lange Zeit mit sich im Beutel herum, bewacht auch die bereits selbständig gewordenen noch mit großer Zärtlichkeit.

Seit dem Bestehen der Thiergärten kommt die Kängururatte häufig nach Europa. Sie hält sich vortrefflich bei sehr einfacher Nahrung und bedarf durchaus keines besonderen Schutzes. Eine mit Heu ausgepolsterte Kiste oder ein kleines Erdhäuschen genügt ihr vollkommen.

* * *

(Beutelmäuse.) Die letzte Familie der Beutelthiere zeigt uns echte Nagergestalten, die sogenannten Beutelmäuse oder Wombats (Phascolomys). Man kennt zur Zeit erst zwei Arten dieser merkwürdigen Geschöpfe, welche beide in ihrem Leben und Wesen sich ungemein ähnlich sind. Ihre Gestalt ist in hohem Grade plump, die Gliedmaßen sind kurz, krumm, die

Füße fünfzehig, bewehrt mit langen, starken Sichelkrallen, welche blos an den Hinterdaumen fehlen, die Sohlen breit und nackt, die Zehen zum großen Theil mit einander verwachsen. Der Schwanz ist nur ein kleiner, fast nackter Stummel. Sehr auffallend ist das Gebiß, weil die vorderen breiten Schneidezähne, von denen zwei in jedem Kiefer stehen, den eigentlichen Nagezähnen vollständig entsprechen. Außer ihnen finden sich fünf lange, gekrümmte Backzähne in jeder Reihe.

Der Wombat oder die gemeine Beutelmaus (Phascolomys fossor), welcher auch australischer Dachs genannt wird, erreicht mindestens die Größe eines Dachses, d. h. ungefähr 2½ bis 3 Fuß Länge und am Widerrist 1 Fuß Höhe. Er wird wird aber viel schwerer, denn sein Gewicht beträgt selten unter 60 Pfund. Der dichte und ziemlich weiche Pelz ist oben bräunlich, bald mehr ins Gelbliche, bald mehr ins Grauliche fallend, an der Unterseite dagegen weißlich.

Vandiemensland und die Südküste von Neusüdwales ist die Heimat dieses unschönen und schwerfälligen Geschöpfes, dem man es sogleich ansieht, daß es ein vollendetes Nachtthier ist. Es lebt in dichten Wäldern, gräbt sich hier weite Höhlen und sehr tiefe Gänge in den Boden, und verbringt in ihnen schlafend den ganzen Tag. Erst nachdem die Nacht vollständig eingetreten ist, humpelt der Wambat ins Freie, um Nahrung zu suchen. Diese besteht zumeist aus einem harten, binsenartigen Grase, welches weite Strecken seiner Heimat überzieht, sonst aber auch in allerlei Kräutern und Wurzeln, welch letztere er durch kraftvolles Graben sich erwirbt.

Der Wombat ist ein unbehilfliches Thier und sieht noch weit unbehilflicher aus, als er ist. Seine Bewegungen sind langsam, aber sicher, d. h. stetig und kräftig. Ein so stumpfsinniger und gleichgiltiger Gesell, wie er ist, läßt sich so leicht nicht aus seiner Ruhe bringen. Er geht seinen Weg gerade und unaufhaltsam fort, ohne vor irgend einem Hindernisse zurückzuschrecken. Was er sich einmal vorgenommen hat, versucht er, aller Schwierigkeit ungeachtet, auszuführen.

Wie die meisten australischen Thiere hält auch der Wombat bei uns die Gefangenschaft vortrefflich aus. Bei guter Pflege und geeigneter Nahrung scheint er sich sehr wohl zu befinden, und wird dann auch leidlich zahm, d. h. er gewöhnt sich insofern an den Menschen, daß man ihn ungestört frei im Hause umherlaufen lassen kann.

Bei uns zu Lande ernährt man den stummen, geistig theilnahmlosen Gesellen mit grünem Futter, Rüben, Früchten und Getreide ohne Mühe, und wenn man ihm etwas Milch geben will, verschafft man ihm noch einen besonderen Genuß. In England hat man die Thiere bereits zur Fortpflanzung gebracht und dabei beobachten können, daß das Weibchen drei bis vier Junge wirft und sie mit großer Sorgfalt und Liebe pflegt und erzieht.

Die Nager.

In der dritten großen Gruppe der Krallenthiere sehen wir wieder ein durchaus in sich abgeschlossenes Ganze vor uns. Die Nager tragen ihren Namen fast noch mit größerem Rechte, als die Raubthiere den ihrigen. Zwei große Nagezähne in beiden Kiefern, welche nicht blos die Schneidezähne vertreten, sondern auch die Eck-, und oft sogar die Lückzähne zu ersetzen scheinen, sind das Allen gemeinsame Merkmal.

Ueber die äußere Leibesgestalt der Nager läßt sich im allgemeinen nicht viel sagen; denn die Ordnung, welche sehr zahlreich ist an Familien und Arten, zeigt die allerverschiedensten Körperformen. Als allgemeingiltige Kennzeichen der ganzen Ordnung kann man aber doch etwa folgende annehmen. Der Körper ist in den meisten Fällen walzig und ruht auf niederen Beinen von gewöhnlich gleicher Länge, der Kopf sitzt auf einem kurzen, dicken Halse; die Augen sind groß und treten gewöhnlich stark hervor; die Lippen sind fleischig, mit Schnurren besetzt, sehr beweglich und vorn gespalten; die Vorderfüße, welche zuweilen gegen die Hinterfüße zurücktreten, haben in der Regel vier, die hinteren fünf Zehen, und diese Zehen sind mit mehr oder weniger starken Krallen und Nägeln bewaffnet, auch zuweilen durch Schwimmhäute verbunden. Das Haarkleid ist fast immer von gleicher Länge und höchstens an den Ohrspitzen pinselartig verlängert, oder am Schwanze buschig geworden.

Die Nagezähne sind bedeutend größer, als alle übrigen Zähne des ganzen Gebisses, bogenförmig gekrümmt, die oberen immer stärker, als die unteren, an der Schneide breit oder spitzmeißelartig, an der Wurzel drei- oder vierkantig, bald flach, bald gewölbt, glatt oder gefurcht, weiß oder gelblich und roth gefärbt. Ihre äußere oder vordere Fläche ist mit stahlhartem Schmelz belegt, und dieser bildet auch die scharfe Spitze oder den breiten, schneidenden Meißelrand. Der übrige Zahn besteht aus der gewöhnlichen Zahnmasse. Bei der ausgedehnten Benutzung dieser Hauptzähne müßten sie sich in kurzer Zeit abstumpfen oder abnutzen, wenn nicht dieselben durch fortwährendes Nachwachsen ergänzt und durch das gegenseitige Aufeinanderreiben beim Nagen scharf erhalten würden. Bricht ein solcher Schneidezahn ab, so wächst der ihm gegenständige, da er keine Abnutzung mehr erleidet, aus dem Maule hervor, krümmt sich einwärts und erschwert dem Thier seine Ernährung.

Die Lippen der Nager sind mit Schnurren besetzt und meist sehr beweglich. Bei vielen öffnen sich an der Innenseite Backentaschen, welche sich bis an die Schultergegend ausdehnen und bei der Einsammlung der Nahrung als Vorrathssäcke dienen. Ein besonderer Muskel zieht diese Taschen zurück, wenn sie gefüllt werden sollen. Die Ausleerung derselben geschieht durch durch den Druck der Vorderpfoten.

Die Nager erschienen mit dem Anfange der tertiären Schöpfungszeit einzeln, und während der Diluvialzeit bereits in Menge auf unserer Erde. Gegenwärtig sind sie über alle Erdtheile verbreitet. Sie finden sich in allen Klimaten der Breite und Höhe, soweit die Pflanzenwelt reicht.

Höchst verschiedenartig ist die Lebensweise dieser Allverbreiteten. Die einen sind Baum-, die anderen Erdthiere; diese leben im Wasser, jene in unterirdischen, selbstgegrabenen Höhlen, die einen im Gebüsch, die anderen im freien Felde. Alle sind mehr oder weniger bewegliche Geschöpfe, welche, je nach der Verschiedenheit ihrer Wohnorte, entweder vortrefflich laufen, oder klettern, oder graben, oder schwimmen. Dabei sind sie meistens scharfsinnig, munter und lebhaft, nicht aber auch klug oder besonders geistig befähigt. Die große Mehrzahl aller ist ein geistarmes oder wenigstes sehr unbedeutendes Gesindel, welches wohl scheu, nicht aber vorsichtig oder listig ist, und sich auch sonst niemals durch irgend welche hervorragende geistige Thätigkeiten auszeichnet. Manche leben paarweise, andere in Familien und nicht wenige schaarenweise zusammen, vertragen sich gut auch mit anderen Thieren, ohne sich jedoch mit diesen zu befassen, und einzelne spielen unter sich recht lustig. Bosheit und Tücke, Wildheit und Unverschämtheit, hervorgegangen aus Ueberlegung, äußern nur wenige, z. B. die Ratten. Bei Gefahr ziehen sich alle so schleunig als möglich nach ihren Verstecken zurück; aber nur die allerwenigsten sind klug genug, Verfolgungen auf listige Weise zu vereiteln. Alle Nager nähren sich hauptsächlich von pflanzlichen Stoffen. Wurzeln, Rinden, Blätter, Blüthen, Früchte aller Art, Kraut, Gras, mehlige Knollen, ja selbst Holzfasern werden von ihnen verzehrt. Einzelne aber nehmen auch thierische Stoffe zu sich und sind wirkliche Allesfresser. Eigenthümlich ist, daß viele, welche zu schwach sind, größere Wanderungen zu unternehmen oder der Strenge des Winters zu widerstehen, Vorräthe einsammeln und diese in unterirdischen Kammern aufspeichern. Ueberhaupt sind die Nager die Baumeister unter den Säugethieren, und einzelne von ihnen errichten sich wahrhaft künstliche Wohnungen, welche schon seit den ältesten Zeiten die Bewunderung der Menschen erregt haben. Hierbei scheint jedoch weit weniger ihr Verstand, als ein unbewußter Trieb maßgebend zu sein, wie es bei den Vögeln eben auch der Fall ist. Nicht wenige verbringen den Winter in einem todähnlichen Schlafe; sie verfallen in Erstarrung und erhalten sich von ihrem im Sommer reichlich aufgespeicherten Fette, welches bei den in jeder Hinsicht herabgestimmten Lebensthätigkeiten nun gemachsam verzehrt wird.

Im Verhältniß zu der geringen Größe der Nager ist ihre Bedeutung für die Natur eine sehr erhebliche. Sie würden die ganze Erde beherrschen und verwüsten, hätten sie nicht ein in Wirklichkeit unzählbares Heer von Feinden gegen sich, und wären sie nicht Seuchen und Krankheiten mancherlei Art in hohem Grade unterworfen. Der ununterbrochene Vertilgungskrieg, welcher gegen sie geführt wird, erhält in ihrer erstaunlichen Fruchtbarkeit und Vermehrungsfähigkeit ein Gegengewicht. Es ist erwiesen, daß ein Nagerpärchen binnen Jahresfrist seine Nachkommenschaft auf Tausend bringen kann.

Eigentlich befreunden kann sich der Mensch nur mit höchst wenigen Gliedern dieser zahlreichen Ordnung, und von diesen wenigen sind nur einzelne der Zähmung würdig. Sie gewähren hierdurch einen geringen Nutzen; von anderen verwendet man Fleisch und Fell.

* * *

(Eichhörnchen.) Als edelste, weil munterste, lebhafteste und klügste Nager haben wir die Hörnchen (Sciurinae) anzusehen, eine Familie, die eine sehr große Manchfaltigkeit, sowohl in der äußeren Gestaltung ihrer Glieder, wie in ihrer Lebensweise zeigt. Der Leib ist immer gestreckt und trägt einen mehr oder weniger langen, oft zweizeilig behaarten Schwanz. Die Augen sind groß und hervorstehend, die Ohren bald klein, bald groß, bald dünn behaart, bald noch mit Pinseln versehen. Die Vorderpfoten haben vier Zehen und einen Daumstummel, die hinteren fünf Zehen. Das vordere Beinpaar ist merklich kürzer, als das hintere.

Die Hörnchen bewohnen die ganze Erde, mit Ausnahme von Neuholland. Sie gehen ziemlich weit nach Norden hinauf und finden sich im heißesten Süden; ihrer Mehrzahl nach sind sie Tagthiere, die Arten aber, welche Flatterhäute besitzen, Nachtthiere.

In der Nahrung ähneln sich alle Glieder der Familie. Sie fressen fast ausschließlich Pflanzenstoffe, und zwar die verschiedenartigsten Früchte, oder Sämereien, Sprößlinge, Blätter und Knospen, im Nothfalle sogar Rinden oder Schwämme. Während des Fressens setzen sie sich auf das Hintertheil und führen das Futter mit den Vorderpfoten zum Munde.

Ihre Bewegungen sind durchgehends äußerst lebhaft, schnell und behend, und zwar ebensowohl auf den Bäumen, als auf dem Boden. Auf letzterem sind blos die Flatterhörnchen fremd; sie besitzen dagegen die Fähigkeit, außerordentlich weite Sprünge auszuführen, wenn auch immer nur von oben nach unten. Die Mehrzahl läuft satzweise und tritt dabei mit ganzer Sohle auf. Fast alle klettern vorzüglich und springen über große Zwischenräume weg von einem Baume zum andern. Beim Schlafen nehmen sie eine zusammengerollte Stellung an und suchen sich auch gern bequeme Lagerplätze aus, entweder in einem unterirdischen Bau oder in Baumhöhlen oder endlich in Nestern, welche sie sich wenigstens theilweise vorgerichtet, wo nicht ganz erbaut haben. Die in kalten Ländern wohnenden wandern, wenn der Winter herannaht, oder fallen in einen ununterbrochenen Winterschlaf, und sammeln sich deshalb größere oder kleinere Mengen von Vorräthen ein, zu denen sie dann im Nothfalle ihre Zuflucht nehmen. Ihre Stimme besteht in Pfeifen und einem eigenthümlichen, nicht zu beschreibenden Brummen, Knurren und Zischen.

Die meisten Arten scheinen jährlich mehr als einmal Junge zu werfen. Um die Zeit der Paarung lebt oft ein Männchen lange Zeit mit dem Weibchen, und hilft ihm wohl auch an dem Ausbau der mehr oder weniger künstlichen Wohnung, in welcher es später seine Jungen beherbergen will. Die Zahl der Jungen eines Wurfes schwankt zwischen Zwei und Sieben. Die Jungen kommen fast nackt und blind zur Welt und bedürfen sorgfältiger Pflege; sie lassen sich ohne besondere Mühe zähmen, allein fast regelmäßig bricht bei höherem Alter das trotzige und mürrische Wesen durch, welches vielen Nagern gemein zu sein scheint, und sie werden böse und bissig.

Im Ganzen genommen dürfte die Familie mehr nützlich sein, als schädlich. Das Pelzwerk von fast allen nördlich wohnenden Arten findet Verwerthung, und ihr Fleisch wird gegessen.

Wir beginnen mit den Nachthörnchen. Die beiden Sippen Pteromys und Sciuropterus erinnern lebhaft an bekannte Gestalten höherer Ordnungen (Flugbeutler), weil sich zwischen ihren Füßen eine ziemlich breite Flatterhaut zu einem Fallschirm spannt. Dieser Fallschirm, welcher die Flughörnchen befähigt, mit Leichtigkeit sehr bedeutende Sprünge, wenn auch immer in etwas schiefer Richtung von oben nach unten auszuführen, besteht aus einer derben Haut, welche an den vorderen und hinteren Gliedmaßen und zu beiden Seiten des Leibes befestigt und auf der Rückenseite dicht, auf der Bauchseite aber dünn und spärlich behaart ist. Ein knöcherner Sporn an der Handwurzel stützt das vordere Ende der Flatterhaut noch besonders. Der Schwanz dient als kräftiges Steuerruder und ist immer stark behaart, aber bei den verschiedenen Arten nicht in derselben Weise. Bei der einen Gruppe nämlich ist er einfach, bei der anderen aber zweizeilig behaart. Hierzu kommen geringe Unterschiede im Zahnbaue.

Eines der bekanntesten Flugeichhörnchen ist der Taguan (Pteromys Petaurista), das größte Mitglied der ganzen Familie, einer Hauskatze in seinen Körperverhältnissen fast gleichkommend. Die Flatterhaut beginnt an den Vorderbeinen, zieht sich an den Seiten des Leibes hinab und heftet sich an den Hinterbeinen an, von wo aus sie sich noch in einer kleinen Hautfalte gegen den Schwanz hin verlängert. In der Ruhe wird sie an den Leib angezogen. Auf der Oberseite des Kopfes, dem Rücken und an der Schwanzwurzel ist die Färbung des



Das gemeine Flattereichhörnchen oder die Ljutaga (Sciuropterus sibiricus).

Pelzes ein Gemisch von Grau und Schwarz, auf der ganzen Unterseite hat er eine schmuzig weißgraue Färbung. Die Flatterhaut ist oben schwarzbraun bis kastanienbraun, lichtaschgrau gerandet, die Unterseite ist grau, ins Gelbliche fallend. Der Schwanz ist gewöhnlich schwarz.

Das Festland von Ostindien, und zwar Malabar und Malacca, sowie Siam sind die ausschließliche Heimat des Taguans; denn die auf den Sundainseln vorkommenden Flugeichhörner sind zwar ihm sehr verwandte, aber doch hinreichend von ihm unterschiedene Arten. Der Taguan lebt nur in den dichtesten Wäldern und beständig auf Bäumen, einzeln oder paarweise. Bei Tage schläft er in hohlen Bäumen, nachts kommt er hervor und klettert und springt mit außerordentlicher Schnelligkeit, Gewandtheit und Sicherheit in den Baumkronen umher, oder in sehr weiten Sätzen nach benachbarten Bäumen, immer von oben nach unten. Dabei breitet er seine Füße wagrecht und spannt hierdurch die Flatterhaut zu einem weiten Fallschirm aus. Der Schwanz wird als Steuerruder benutzt, und das Thier ist, wie die Affen, fähig, durch plötzliches Wenden die Richtung seines Fluges mitten im Sprunge zu verändern.

Bei der Seltenheit des Taguan fehlen noch genauere Beobachtungen über sein Leben. In der Gefangenschaft geht er nach wenigen Tagen oder Wochen zu Grunde, und daher ist es erklärlich, daß er noch niemals lebend nach Europa gekommen ist.

In den benachbarten Ländern wohnen dem Taguan ähnliche Arten, der Norden dagegen beherbergt die eigentlichen Flattereichhörnchen (Sciuropterus) mit zweizeiligem, behaartem, langem, buschigem Schwanze. Von ihnen besitzen auch wir eine Art, das gemeine Flattereichhörnchen oder die Ljutaga der Russen (Sciuropterus sibiricus). Es bewohnt noch gegenwärtig den nördlichen Theil von Osteuropa und fast ganz Sibirien, war aber früher auch in Polen, Lithauen, Liefland, Finnland und Lappland zu finden. Das Thier ist bedeutend kleiner, als unser echtes Eichhörnchen.

Sein Pelz ist dicht und weichhaarig, im Sommer auf der Oberseite fahlbraun, auf der Flughaut und der Außenseite der Beine dunkler graubraun, unten weiß und am Schwanze oben fahlgrau, unten lichtrostfarbig. Im Winter verlängert und verdichtet sich der Pelz, und die Oberseite wird dann lichter.

Die Ljutaga bewohnt größere Birkenwälder oder gemischte Waldungen, in denen Fichten, Föhren und Birken mit einander abwechseln. Letztere Bäume scheinen dem Thierchen jedoch Lebensbedürfniß zu sein, und hierauf deutet auch die Färbung seines Pelzes, welche im Ganzen ebenso sehr der Birkenrinde gleicht, wie die Färbung unseres Hörnchens der Rinde der Föhren und Fichten. Es wird immer seltener und ist schon aus vielen Gegenden, in denen es früher recht häufig war, fast oder gänzlich verdrängt. Es lebt einzeln oder paarweise

und zwar beständig auf Bäumen. In hohlen Stämmen, wie eine Haselmaus zusammengerollt und den Schwanz um sich geschlagen, verschläft es den Tag. Mit Eintritt der Dämmerung kommt es hervor und beginnt nun ein reges Leben. Es klettert vortrefflich, springt behend von Ast zu Ast und setzt mit Hilfe seiner ausgespannten Flatterhaut über Entfernungen von sechzig bis achtzig Fuß. Es steigt, um solche Entfernungen zu durchmessen, bis zur höchsten Spitze des Wipfels empor und springt von dort aus auf niedere Aeste der Bäume, die es sich auserwählt hat. Man hat diese Sprünge mit allem Rechte mit dem Fluge verglichen. Auf dem Boden ist es unbehilflich und unsicher, denn die weite Flughaut, welche faltig zu beiden Seiten des Leibes herabhängt, macht ihm im Laufen viel zu schaffen.

Die Nahrung der Ljutaga besteht aus den Knospen, Sprößlingen und Kätzchen der Birken; im Nothfalle begnügt sie sich aber auch mit den jungen Trieben und Knospen der Fichten. Beim Fressen sitzt sie, wie unser Eichhörnchen, aufrecht und bringt das Futter mit den Vorderpfoten zum Munde. Ueberhaupt ähnelt das Flatterhörnchen in allen seinen Eigenschaften unserm Eichkätzchen, nur, daß es ein Nachtthier ist. Mit Eintritt der Kälte verfällt es in einen unterbrochenen Winterschlaf, indem es bei kalten Tagen schläft, bei milderen aber wenigstens ein paar Stunden umherläuft und Nahrung sucht. Es hat sich dann gewöhnlich eins seiner alten Nester zurechtgemacht, oder den Horst eines Vogels zur Schlafstätte hergerichtet. Sein eigenes Nest legt es in hohlen Bäumen an, so hoch als möglich über dem Boden. Die ganze Höhlung füllt es mit zartem Moose aus, und mit demselben Stoffe verwahrt und verstopft es auch den Eingang. In solchem Neste bringt es im Sommer seine zwei bis drei Jungen zur Welt. Diese werden nackt und blind geboren und bleiben ziemlich lange Zeit unbehilflich und pflegebedürftig in hohem Grade. Während des Tages hüllt sie die Mutter in ihre Flatterhaut ein, um sie zu erwärmen und zugleich sie bequem säugen zu können; bei ihren nächtlichen Ausgängen bedeckt sie die Brut sorgsam mit Moos. Im Herbst bauen oft viele ein einziges großes Nest, in welchem sie gemeinschaftlich wohnen.

Obgleich das dünnhäutige, weichhaarige Fell blos ein schlechtes Pelzwerk liefert, welches nur die Chinesen verwerthen, stellt man dem Thiere nach und tödtet es jeden Winter in Menge. Die Gefangenschaft hält das Flattereichhörnchen immer blos kurze Zeit aus. Man kann ihm seine eigentliche Nahrung doch nicht so ersetzen, als man möchte, und die Zartheit des Thieres tritt hindernd in den Weg.

Der amerikanische Vertreter dieses Thieres ist der Assapan (Sciuropterus volucella), eine der kleinsten Arten, von fünf Zoll Leibeslänge mit vierzölligem Schwanze. Das Thier lebt gesellig in den Wäldern des gemäßigten und warmen Nordamerika.

Die Eichhörnchen zerfallen in verschiedene Sippen. Die erste Gruppe, welche wir zu beobachten haben, begreift die eigentlichen Hörnchen (Sciurus) in sich. Ihre Kennzeichen sind der lange Leib und der noch längere, meist buschig, oft zweizeilig behaarte Schwanz, die ziemlich langen Ohren, die mit einem Nagel bedeckte Daumenwarze der Vorderfüße und die vier Backenzähne in jeder Reihe, wenigstens im Alter (da in der Jugend noch ein fünfter dazukommt). Unter ihnen ist natürlich der liebe Bekannte aus dem Walde, den wir so oft auch an unser Zimmer fesseln, Unser Eichhörnchen (Sciurus vulgaris), der wichtigste, da er das Gepräge seiner ganzen Genossenschaft vollständig bekundet.

Das Eichhörnchen ist einer von den wenigen Nagern, mit denen sich der Mensch so recht innig befreundet hat. Es ist des Kindes und des Mannes Freude im frischen, grünen Walde, und trotz mancher unangenehmen Eigenschaften ein gern gesehener Genosse im Zimmer; es ist sogar dem Dichter eine befreundete Gestalt. Dies fühlten schon die Griechen heraus, indem sie ihm den Namen Sciurus, d. i. „der mit dem Schwanze sich Schattende" gaben. Aber noch mehr hat unser Rückert gethan, der das freundliche Thier in einer Weise besungen hat, die der Forscher mit seiner Beschreibung nicht wohl übertreffen kann.

Die Leibeslänge unseres Eichhörnchens beträgt gegen neun Zoll und die Schwanzeslänge etwa einen Zoll weniger, die Höhe am Widerrist gegen vier Zoll, und das Gewicht des erwachsenen Thieres etwas über ein halbes Pfund. Der Pelz ändert vielfach ab. Im Sommer ist er oben bräunlichroth, an den Kopfseiten grau gemischt, auf der Unterseite vom Kinn an weiß; im Winter ist die Oberseite braunroth mit grauweißem Haar untermischt, die Unterseite weiß, in Sibirien und Nordeuropa aber häufig weißgrau. Oft sieht man in den deutschen Wäldern eine schwarze Abart, welche manche Naturforscher für eine besondere Art erklären, während wir mit Bestimmtheit sagen können, daß oft unter den Jungen eines Wurfes sich rothe



Unser Eichhörnchen (Sciurus vulgaris).

und schwarze Hörnchen befinden. Sehr selten sind weiße oder gefleckte Spielarten, solche mit halb oder ganz weißem Schwanze und dergleichen.

Unser Eichhörnchen ist den Griechen und Spaniern ebenso gut bekannt, als den Sibiriern und Lappländern. Es reicht durch ganz Europa und geht noch über den Kaukasus und Ural hinweg durch das südlichere Sibirien bis zum Altai und nach Hinterasien. Aber es ist nicht überall und auch nicht in allen Jahren gleich häufig, und, wenn es auch nicht gerade wandern mag, große Streifzüge dürfte es jedenfalls unternehmen. Hochstämmige, trockene und schattige Wälder, namentlich von Schwarzhölzern, bilden seine bevorzugtesten Aufenthaltsplätze. Nässe und Sonnenschein sind ihm gleich zuwider. Während der Reife des Obstes und der Nüsse besucht das Eichhörnchen auch die Gärten des Dorfes, doch nur dann, wen sich vom Walde aus eine Verbindung durch Feldhölzchen oder wenigstens Gebüsche findet. Da, wo recht viele Fichten- oder Kieferzapfen reifen, setzt es sich fest, und erbaut sich eine oder mehrere Wohnungen, gewöhnlich in alten Krähenhorsten. Zu kürzerem Aufenthalte benutzt es verlassene Elster-, Krähen- und Raubvögelhorste, wie sie sind, die Wohnungen aber, welche zur Nachtherberge, zum Schutze gegen üble Witterung und zum Wochenbette des Weibchens dienen, werden ganz neu erbaut, obwohl oft aus den von Vögeln zusammengetragenen Stoffen. Man will bemerkt haben, daß jedes Hörnchen wenigstens vier Nester habe. Höhlungen in Bäumen, am liebsten die in hohlen Stämmen, werden ebenfalls von ihm besucht und unter Umständen auch ausgebaut. Die freien Nester sind gewöhnlich in einen Zwiesel dicht an den Hauptstamm des Baumes gestellt. Der Boden der Hütte ist gebaut, wie der eines größeren Vogelnestes, oben aber ist sie nach Art der Elsternester mit einem flachen, kegelförmigen Dache überdeckt, dicht genug, um dem Eindringen des Regens vollständig zu widerstehen. Der Haupteingang ist abwärts gerichtet, gewöhnlich nach Morgen hin, ein etwas kleineres Fluchtloch befindet sich dicht am Schafte. Zartes Moos bildet im Innern ringsum ein weiches Polster. Der Außentheil besteht aus dünneren und dickeren Reisern, welche durcheinander geschränkt wurden. Den festen, mit Erde und Lehm ausgekleibten Boden eines verlassenen Krähennestes benutzt das Hörnchen unter allen Umständen gern zur Grundlage seiner Hütte.

Das muntere Thierchen ist unstreitig eine der Hauptzierden unserer Wälder. Bei ruhigem, heiterem Wetter befindet es sich in ununterbrochener Bewegung, soviel als möglich auf den Bäumen, welche ihm zu allen Zeiten Nahrung und Obdach bieten. Nur gelegentlich steigt es gemächlich an einem Stamme herab, läuft bis zu einem zweiten Baum und klettert wieder an diesem empor. Es ist der Affe unserer Wälder und besitzt eine Menge Eigenschaften, welche an die jener launischen Südländer erinnern. Es ist ein ungemein lebhaftes Thier und überaus

rasch und behend. Nur höchst wenige Säugethiere dürfte es geben, welche immerwährend so munter wären und so kurze Zeit auf ein und derselben Stelle blieben, wie das gemeine Eichhorn bei leidlicher Witterung. Das geht beständig von Baum zu Baum, von Krone zu Krone, von Zweig zu Zweig; selbst auf der ihm fremden Erde ist es nichts weniger als langsam. Es läuft niemals im Schritte oder Trabe, sondern hüpft immer in größeren oder kleineren Sprüngen vorwärts, und zwar so schnell, daß ein Hund Mühe hat, es einzuholen, und ein Mann schon nach kurzem Laufe seine Verfolgung aufgeben muß. Allein seine wahre Gewandtheit zeigt sich doch erst im Klettern. Mit unglaublicher Sicherheit und Schnelligkeit rutscht es an den Baumstämmen empor, auch an den glättesten. Die langen, scharfen Krallen an den fingerartigen Zehen leisten ihm dabei vortreffliche Dienste. Es häkelt sich in die Baumrinde ein, und ein Sprung folgt so schnell auf den andern, daß das ganze Emporsteigen in ununterbrochener Folge vor sich geht und aussieht, als gleite das Thier an dem Stamme in die Höhe. Die Kletterbewegung verursacht ein weit hörbares Rasseln, in welchem man die einzelnen An- und Absätze nicht unterscheiden kann. Gewöhnlich steigt es, ohne abzusetzen, bis in die Krone des Baumes, nicht selten bis zum Wipfel empor; dort läuft es dann auf irgend einem der wagerechten Aeste hinaus, und springt gewöhnlich nach der Spitze des Astes eines andern Baumes hinüber, über Entfernungen von zwölf bis sechzehn Fuß, immer von oben nach unten. Wie nothwendig die zweizeilig behaarte Fahne dem Thiere zum Springen ist, zeigte sich, als man gefangenen Eichhörnchen den Schwanz abschlug. Man bemerkte dann, daß das verstümmelte Geschöpf nicht halb so weit springen konnte. Auch das Schwimmen versteht der muntere Gesell vortrefflich, obgleich er nicht gern ins Wasser geht.

Wenn das Hörnchen ganz in Ruhe ist, sucht es bei seinen Streifereien beständig nach Aeßung. Je nach der Jahreszeit genießt es Früchte oder Sämereien, Knospen, Zweige, Schalen, Beeren, Körner und Pilze. Tannen-, Kiefern- und Fichtensamen, Knospen und junge Triebe bleiben wohl immer der Haupttheil seiner Nahrung. Es beißt die Zapfen unserer Nadelholzbäume am Stiele ab, setzt sich behäbig auf die Hinterläufe, erhebt den Zapfen mit den Vorderfüßen zum Munde, dreht ihn ununterbrochen herum und beißt nun mit seinen vortrefflichen Zähnen ein Blättchen nach dem andern ab, bis der Kern zum Vorschein kommt. Besonders hübsch sieht es aus, wenn es seine Lieblingsspeise, die Haselnüsse, haben kann. Außer den Samen und Kernen frißt unser Hörnchen auch Heidel- und Preißelbeerblätter, Ahorn- und Masholdersamen, Schwämme (nach Tschudi auch Trüffeln) leidenschaftlich gern. Aus Früchten macht es sich gar Nichts; es schält das ganze Fleisch von Birnen uud Aepfeln ab, um zu den Kernen zu gelangen. Dagegen ist es ein großer Freund von den Eiern aller Nester, welche es bei seinen Streifereien auffindet, und verschont auch selbst junge Nestvögel nicht, ja, es wagt sich sogar an alte. Bittere Kerne, wie z. B. Mandeln, sind ihm tödtlich. Bei einem gefangenen Hörnchen reichen zwei bittere Mandeln hin es umzubringen.

Sobald das Thier einigermaßen reichliche Nahrung hat, beginnt es, sich Vorräthe für spätere Zeiten einzutragen. In den Spalten und Löchern hohler Bäume und Baumwurzeln, in selbstgegrabenen Löchern, unter Gebüsch und Steinen, in einem seiner Nester und an anderen ähnlichen Orten legt es seine Speicher an und schleppt oft durch weite Strecken die betreffenden Körner nach solchen Plätzen. Bei gutem Wetter halten die Hörnchen ihr Mittagsschläfchen in ihrem Neste, sobald die Sonne etwas wärmer strahlt, als gewöhnlich, und treiben sich dann blos früh und abends im Walde umher; noch vielmehr aber scheuen sie Regengüsse, heftige Gewitter, Stürme und vor allem Schneegestöber. Ihr Vorgefühl der kommenden Witterung ist dabei gar nicht zu verkennen. Schon einen halben Tag, ehe das gefürchtete Wetter eintritt, zeigen sie ihre Unruhe durch beständiges Umherspringen auf den Bäumen und ein ganz eigenthümliches Pfeifen und Klatschen, welches man sonst blos bei größerer Erregung von ihnen vernimmt. Sobald sich nun die ersten Vorboten des schlechten Wetters zeigen, zieht sich jedes Hörnchen nach seinem Neste zurück, oft auch mehrere in ein und dasselbe. Das Ausgangsloch an der Wetterseite wird sorgfältig verstopft; behaglich in sich zusammengerollt, läßt das zärtliche Geschöpf das Wetter vorübertoben. Ein schlechter Herbst wird für unser Hörnchen gewöhnlich verderblich, weil es die Wintervorräthe aufbraucht. Folgt dann ein nur einigermaßen strenger Winter, so bringt er einer Unzahl der munteren Thiere den Tod.

Bei Einbruch der Nacht zieht sich jedes Hörnchen nach seinem Neste zurück und schläft dort, so lange es dunkel ist; aber es weiß sich auch im Dunkeln zu helfen.

Die Stimme des Eichhorns ist im Schreck ein lautes „Duck, Duck", bei Wohlbehagen und bei gelindem Aerger ein merkwürdiges, nicht gut durch Silben auszudrückendes Murren oder Murren. Besondere Freude oder Erregung drückt es durch ein gewisses Pfeifen aus.

Die geistigen Fähigkeiten des Hörnchens sind größer, als die der meisten übrigen Nager. Alle Sinne sind scharf, zumal Gesicht, Gehör und Geruch; doch muß auch das Gefühl sehr fein sein, weil sich sonst die Vorempfindung des Wetters nicht erklären ließe; der Geschmack ist ebenfalls entschieden ausgebildet, wie man an zahmen leicht beobachten kann. Für die höhere geistige Begabung sprechen das gute Gedächtniß, welches das Thier besitzt, und die List und Verschlagenheit, mit denen es sich seinen Feinden zu entziehen weiß. Blitzschnell eilt es dem höchsten der umstehenden Bäume zu, fährt fast immer auf der entgegengesetzten Seite des Stammes bis in den ersten Zwiesel hinan, kommt höchstens mit dem Köpfchen zum Vorschein, drückt und verbirgt sich soviel als thunlich, und sucht so unbemerkt als möglich seine Rettung auszuführen, dabei eine große Berechnung offenbarend.

Vier Wochen nach der Paarung wirft das Weibchen drei bis sieben Junge, welche ungefähr neun Tage lang blind bleiben und von der Mutter zärtlich geliebt werden. Wenn dieselben entwöhnt worden sind, trägt ihnen das Elternpaar noch einige Tage lang Nahrung zu und überläßt dann die junge Familie ihrem eigenen Schicksale. Die Jungen bleiben noch eine Zeit lang zusammen, spielen hübsch mit einander und gewöhnen sich sehr schnell an die Sitten und Gebräuche der Eltern. Im Juni hat die Alte bereits zum zweiten Male Junge, und wenn auch diese soweit sind, daß sie mit ihr herumschweifen können, schlägt sie sich oft mit dem früheren Gehecke zusammen, und man sieht jetzt die ganze Bande, oft zwölf bis sechzehn Stück, in ein und demselben Waldestheile ihr lustiges, gemüthliches Wesen treiben.

Ausgezeichnet ist die Reinlichkeit des Hörnchens. Sobald das Thier ruhig und ungestört ist, leckt und putzt es sich ohne Unterlaß. Aus diesem Grunde eignet sich das Eichhorn besonders zum Halten im Zimmer, und wir finden es ja auch häufig genug als gerngesehenen Genossen des Menschen. Man nimmt zu diesem Zweck die Jungen aus, wenn sie halb erwachsen sind, und füttert sie mit Milch und Semmel groß, bis man zu ihrer Kernnahrung übergehen kann.

In der Jugend sind alle Hörnchen muntere, lustige und durchaus harmlose Thierchen, welche sich recht gern von den Menschen hätscheln und schmeicheln lassen. Sie erkennen und lieben ihren Pfleger und zeigen sogar eine gewisse Gelehrigkeit, indem sie dem Rufe folgen. Leider werden fast alle, auch die zahmsten, mit zunehmendem Alter tückisch oder wenigstens bissig, und ihre Nagezähne sind hinlänglich scharf, um sehr schmerzhafte und sogar gefährliche Bisse beizubringen.

Außer in dem Menschen hat das Eichhorn in dem Edelmarder seinen furchtbarsten Feind. Dem Fuchse gelingt es nur selten, ein Hörnchen zu erschleichen, wenn es sich eben am Boden befindet, und den Milanen, Habichten und großen Eulen entgeht das Thier dadurch leicht, daß es, wenn ihm die Vögel zu Leibe wollen, rasch in Schraubenlinien um den Stamm herumsteigt, während die Vögel im Fluge natürlich weit größere Bogen machen müssen; endlich erreicht es doch eine Höhlung, einen dichten Wipfel, wo es geschützt ist. Anders ist es, wenn es vor dem Edelmarder flüchten muß. Dieser fürchterliche Feind klettert genau ebenso gut, als sein Opfer, und verfolgt dieses auf Schritt und Tritt, in den Kronen der Bäume ebenso gut, wie auf der Erde. Junge Eichhörnchen sind natürlich weit mehr Gefahren ausgesetzt, als die alten. Eben ausgeschlüpfte kann sogar ein behender Mensch kletternd einholen, wie ich aus eigener Erfahrung versichern darf. Wir suchten als Knaben solche Junge auf und stiegen ihnen auf die Bäume nach, und mehr als einmal wurde die Gleichgiltigkeit, mit welcher sie uns nahe kommen ließen, ihr Verderben. Sobald wir nämlich den Ast erreichen konnten, auf welchem sie saßen, waren sie verloren. Wir schüttelten den Ast mit Macht hin und her, und das erschreckte Hörnchen dachte gewöhnlich blos daran, sich recht fest zu halten, um nicht herabzustürzen. Nun ging es weiter und weiter nach außen, immer schüttelnd, bis wir mit raschem Griffe das Thierchen fassen konnten.

Am Lenaflusse leben die Bauern vom Anfang März bis Mitte April ganz für den Eichhornfang, und mancher stellt dort über tausend Fallen. Die Tungusen schießen das Thier mit stumpfen Pfeilen, um das Fell nicht zu verderben. Im hohen Norden ist die Jagd ergiebiger und auch gerechtfertigter, als bei uns, da das Pelzwerk dort von höherem Werth ist.

Die schönsten Felle kommen aus Sibirien und Lappland und sind im Handel unter dem Namen „Grauwerk" bekannt. Der Bauchtheil heißt gewöhnlich „Veh-" oder „Veh-Wamme" und gilt für eine kostbare Pelzwaare, mit deren Handel sich eine große Zahl von Menschen beschäftigt. Aus Rußland allein werden jährlich über zwei Millionen Grauwerkfelle ausgeführt; die meisten gehen nach China. Außer dem Felle verwendet man auch noch die Schwanzhaare zu guten Malerpinseln, und das weiße, zarte wohlschmeckende Fleisch wird von den Sachkennern überall gern gegessen.

Von den übrigen zahlreichen Arten der Hörnchen, welche in Amerika, Asien und Afrika leben, verdienen noch einige besondere Erwähnung. In Nordamerika vertreten das Graue (Sciurus cinereus) und das Schwarze Eichhorn (Sciurus niger) das unsrige. Beide vermehren sich zuweilen in so unglaublicher Menge, daß förmliche Kriegszüge gegen sie unternommen werden. Im Jahre 1749 hatte die Anpflanzung von Mais eine so außerordentliche Vermehrung des grauen und schwarzen Hörnchens in Pennsylvanien bewirkt, daß die Regierung sich genöthigt sah, ein Schußgeld von drei Pence für das Stück auszusetzen. In diesem Jahre allein wurden dann eine Million und zweimalhundertachtzigtausend Stück der Thiere abgeliefert. James Hall erzählt, daß sich im ganzen Westen Nordamerika's die Eichkätzchen binnen weniger Jahre oft ganz ungeheuer vermehren, und dann nothwendiger Weise auswandern müssen. Heuschreckenartigen Schwärmen vergleichbar sammeln sich die Thiere im späten Jahre in größere und immer größer werdende Schaaren, und rücken, Felder und Gärten plündernd, Wald und Hain verwüstend, in südöstlicher Richtung vor, über Gebirge und Flüsse hinwegsetzend, verfolgt von einem ganzen Heere von Feinden. Füchse, Iltisse, Falken und Eulen wetteifern mit den Menschen, das wandernde Heer anzugreifen. Der weiche Pelz beider Arten wird sehr geschätzt.

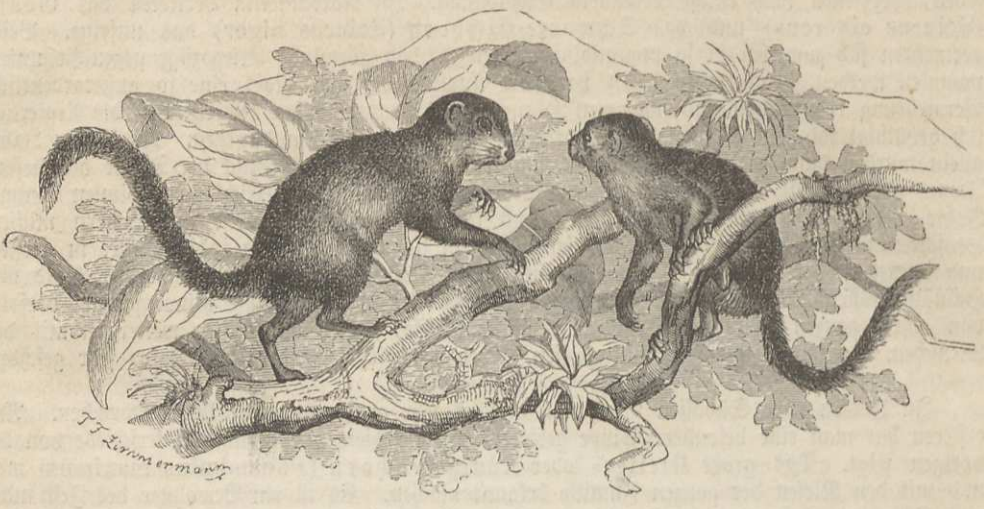
In Indien oder Südasien überhaupt gibt es sehr große und sehr kleine Hörnchen. Aus ersteren hat man eine besondere Sippe gebildet, obgleich diese nur geringe Unterschiede von der vorigen zeigt. Das große Kletter- oder Königseichhorn (Funambulus maximus) mag uns mit den Riesen der ganzen Familie bekannt machen. Es ist ein Bewohner des Festlandes von Ostindien; besonders häufig kommt es an der Küste Malabars und auf der Halbinsel Malacca vor; doch hat man es auch auf Ceylon und Java gefunden. Es ist ein echtes Baumthier, welches die Milch der Kokosnüsse aller übrigen Nahrung vorzieht. Die Gefangenschaft erträgt es leicht, und bei gehöriger Pflege selbst bei uns. Es wird bald leidlich zahm und gewöhnt sich an den Menschen.

In der Färbung ändert das Königseichhorn vielfach ab. Der Leib des erwachsenen Thieres wird gegen anderthalb Fuß lang, der Schwanz ohne Haare sechzehn Zoll, und mit den Haaren noch anderthalb Zoll mehr. Es hat also beinahe die Größe unserer Hauskatze. Sein Leib ist ebenso zierlich gebaut, wie der unseres Hörnchens. Aber es ist nicht nur die größte, sondern auch eine der schönsten Arten der ganzen Familie. Die Behaarung des Körpers ist lang, reichlich, anliegend und weich. Der Schwanz ist gleichmäßig dicht und buschig behaart, die ziemlich kurzen, oben abgerundeten Ohren ziert ein Büschel langer Haare. Unter den Farbenabänderungen ist die gewöhnlichste und schönste die, bei der die ganze Oberseite, mit Ausnahme der Pfoten, von tiefglänzendschwarzer Farbe ist, die Mitte des Rückens aber und die Leibesseiten nach und nach in das Rostrothe oder Dunkelkirschrothe übergehen. Die Unterseite und die Außenseite der Füße sammt dem Nasenrücken ist fahl ockergelb.

Diesem Riesen gegenüber verdient das Zwergeichhörnchen (Sciurus exilis) noch kurzer Erwähnung. Seine Leibeslänge beträgt nämlich blos zwei und einen halben Zoll und die des Schwanzes zwei und einen viertel Zoll: unsere Hausmaus übertrifft es also an Größe. Der Pelz ist noch ziemlich reichlich und der Schwanz buschig und unregelmäßig zweizeilig. Die Färbung ist oben bräunlich, unten weißgrau, am Schwanze schwarz. Das Thierchen lebt ganz in der Nähe seiner riesigen Verwandten, in bergigen Gegenden Borneo's und Sumatra's.

Eine erwähnenswerthe Gruppe umfaßt die Erd- oder Backenhörnchen (Tamias). Sie sind, wie ihr Name sagt, mehr auf den Boden gebannt und klettern blos hin und wieder oder gar nicht auf schiefstehende Bäume. Der Besitz von Backentaschen und die mehr oder weniger unterirdische Lebensweise stellen sie als Mitglieder zwischen Hörnchen und Zieseln hin; doch ähneln sie noch mehr den echten Hörnchen, als letzteren. Der dünn behaarte Schwanz ist etwas kürzer, als der Körper, die Füße sind fünfzehig, der Pelz ist kurz und nicht sehr weich, auf dem Rücken gewöhnlich durch scharfe Längsstreifen ausgezeichnet. Man kennt nur wenige Arten, welche Osteuropa, Sibirien und Nordamerika bewohnen.

Unter ihnen ist der Burunduk oder das gestreifte sibirische Backenhörnchen (Tamias striata) unzweifelhaft eins der merkwürdigsten, schon aus dem Grunde, weil es in Amerika



Das Zwergeichhörnchen (Sciurus exilis). (S. 405.)

einen ihm so täuschend ähnlichen Vertreter hat, daß beider Arttrennung heute noch in Frage steht. Unsere Abbildung zeigt uns S. 407 letzterwähnte Art (Tamias Lysteri); sie kann aber, unbeschadet ihrer Richtigkeit, auch zur bildlichen Erläuterung der ersteren dienen. Der Burunduk ist kleiner, etwas plumper und kräftiger gebaut, als unser Hörnchen. Der Pelz ist kurz und rauh, aber dicht anliegend. Die Färbung ist an Kopf, Hals und den Leibesseiten gelblich, untermischt mit langen, weißspitzigen Haaren, an den Seiten des Kopfes abwechselnd mit helleren graulichgelben und dunkleren braunen Streifen gezeichnet. Ueber den Rücken verlaufen der Länge nach in ungleichen Zwischenräumen fünf schwarze Binden, deren mittelste die Rückgratslinie bezeichnet; die nächsten beiden ziehen sich von den Schultern zu den Hinterschenkeln und schließen ein blaßgelbes oder auch weißlichgelbliches Band zwischen sich ein. An der ganzen Unterseite ist der Burunduk graulichweiß gefärbt.

Ein großer Theil des nördlichen Asiens und ein kleines Stück Osteuropa's sind die Heimat unseres Thierchens. Es lebt blos in Wäldern und zwar ebensowohl im Schwarzwald als in Birkengehölzen, am häufigsten in Zirbelkieferbeständen. Unter den Wurzeln dieser Bäume legt er sich eine ziemlich kunstlose, einfache Höhle an, welche mit zwei bis drei seitwärts liegenden Vorrathskammern in Verbindung steht, und durch einen langen, winkeligen Gang nach außen mündet. Sie dient dem Thiere ebensowohl zur Wohnung, als zu Speichern für die Vorräthe, welche es für den Winter einträgt. Seine Nahrung besteht aus Pflanzensamen und Beeren, vorzugsweise aber aus den Nüssen der Zirbelkiefer, von denen es für manchen Winter zehn bis funfzehn Pfund in seinen Backentaschen nach Hause schleppt und in den Vorrathskammern aufbewahrt.

Der Burunduk ist ein echtes Tagthier, nachts schläft er in seiner Höhle. Er ist rasch und behend auf dem Boden und klettert noch ganz leidlich, meistens aber nur an niederen Bäumen hinauf, am liebsten an schiefstehenden. Im Herbst, wo das gefallene Laub die Eingänge verdeckt, ist es ein wahres Vergnügen, diese Thiere ihren Höhlen zuzutreiben, sie huschen dann ängstlich umher, um sich zu bergen, und entwickeln dabei all ihre Gewandtheit im reichsten Maße. Gegen den Spätsommer hin trägt der Burunduk eifrig Vorräthe ein für den Winter. Man sieht ihn mit vollgepfropften Backentaschen höchst eilig dahinlaufen.

In Sibirien bringt der Burunduk gar keinen Schaden, wohl aber sein Verwandter in Nordamerika. Dieser geht hier nämlich nach Mäuseart in die Scheunen, und wenn er, was häufig geschieht, in großer Menge auftritt, richtet er da arge Verwüstungen an. Trotz unzähliger Feinde, zu welchen auch die Beutelratten und Klapperschlangen gehören, ist das Thierchen, in gesegneten Jahren, überall außerordentlich häufig.



Das amerikanische Erdeichhorn (Tamias Lysteri). (S. 406.)

Die hübsche Färbung, die Zierlichkeit und Lebendigkeit der Bewegungen würden das Grundeichhörnchen sehr für die Gefangenschaft empfehlen, wenn es dieselbe ertrüge. Einige Wochen lang dauert es wohl aus, dann aber kränkelt es und welkt dahin; auch wird es niemals ganz so zahm, wie das gemeine Eichhorn, sondern bleibt immer furchtsam und bissig.

Weniger ansprechend, als alle vorhergehenden, sind die Zieselhörnchen (Spermosciurus oder Xerus), welche in Afrika leben. Sie bewohnen dürre Steppenwaldungen des Inneren, die waldlosen Ebenen selbst, gebirgige, hügelige Gegenden mit spärlichem Pflanzenwuchs, graben sich geschickt und rasch unter dichten Büschen, zwischen dem Gewurzel der Bäume und unter größeren Felsblöcken tiefe und künstliche Baue, und streifen von diesen aus bei Tage umher. Wie Rüppel angibt, klettern sie auch in niederem Gebüsch herum; bei Gefahr flüchten sie aber schleunigst wieder nach ihren unterirdischen Schlupfwinkeln. Es sind sehr häßliche Nager; ihr Leib ist gestreckt und der zweizeilig behaarte Schwanz fast von der Länge des Körpers. Der Kopf ist spitz, die Ohren sind klein, die Beine verhältnißmäßig sehr lang, die Füße mit starken, zusammengedrückten Krallen bewehrt. In doppelter Hinsicht merkwürdig ist die Behaarung: sie steht so spärlich auf dem Leibe, daß sie die Haut kaum deckt, und die sehr starren Haare sind an der Wurze platt, von da an der Länge nach gefurcht und breit zugespitzt. Der ganze Pelz sieht aus, als wären blos einzelne Haare auf den Balg geklebt.

Außer dem Schilu der Abessinier (Xerus rutilus), der im ganzen über 1½ Fuß lang wird, kommt in den Steppenländern eine andere Art, die Sabera der Araber (Xerus leucoumbrinus), und zwar sehr häufig vor. Beide Thiere ähneln sich in ihrem Leben vollständig. Man sieht sie bei Tage einzeln oder paarweise umher streichen, auch in unmittelbarer Nähe der Dörfer, und wenn man sie aufscheucht, nach einem ihrer Baue flüchten.

Im Dorfe Mensa hatte sich ein Pärchen des Schilu die Kirche und den Friedhof zu seinem Wohnsitz erkoren, und trieb sich lustig und furchtlos vor Aller Augen umher. Die hohen Kegel, welche man über den Gräbern aufthürmt und mit blendendweißen Quarzstücken belegt, mochten ihm passende Zufluchtsorte bieten, denn das eine oder andere Mitglied des Pärchens verschwand hier oft vor unseren Augen. Hübsch sah es aus, wenn eins der Thiere sich auf die Spitze eines jener Grabhügel setzte: es nahm dann ganz die bezeichnende Stellung unseres Eichhörnchens an. Ich habe den Schilu wie die Sabera nur auf dem Boden bemerkt, niemals auf Bäumen und Sträuchern. Hier sind sie ebenso gewandt, als unser Eichhörnchen in seinem Wohngebiet.

* * *

(Murmelthiere.) Die Murmelthiere (Arctomys), welche nach unserer Eintheilung eine Familie bilden, unterscheiden sich von den Hörnchen hauptsächlich durch den plumpen, gedrungenen Leibesbau, den kurzen Schwanz und einige, obwohl ganz unbedeutende, Verschiedenheiten des Gebisses, dagegen aber ganz wesentlich durch eine durchaus andere Lebensweise.

Man findet die Murmelthiere in Mitteleuropa, Nordasien und Nordamerika in einer ziemlichen Artenmenge verbreitet. Die meisten von ihnen bewohnen das Flachland, einige dagegen gerade die höchsten Gebirge ihrer bezüglichen Heimatsländer. Alle Arten haben durchaus feste Wohnsitze und wandern nicht. Sie legen sich tiefe unterirdische Baue an und leben hier immer in Gesellschaft, oft in erstaunlich großer Anzahl bei einander. Manche haben mehr als einen Bau, je nach der Jahreszeit oder den jeweiligen Geschäften, welche sie verrichten. Die anderen halten sich jahraus jahrein in derselben Höhlung auf, gar nicht selten sogar familienweise. Sie sind echte Tagthiere, lebhaft und schnell in ihren Bewegungen, jedoch weit langsamer, als die Hörnchen; einige Arten sind geradezu schwerfällig. Im Klettern und Schwimmen sind sie sämmtlich mehr oder weniger ungeschickt. Gras, Kräuter, zarte Triebe, junge Pflanzen, Sämereien, Feldfrüchte, Beeren, Wurzeln, Knollen und Zwiebeln bilden ihre Nahrung, und nur die wenigen, welche sich mühsam auf Bäume und Sträucher hinaufhaspeln, fressen auch junge Baumblätter und Knospen; auch fangen sie Kerbthiere, kleine Säugethiere, tölpische Vögel, und plündern deren Nester aus. Der Nachtheil, welchen sie den Menschen zufügen, ist im Allgemeinen von keinem Belang. Beim Fressen sitzen sie, wie die Hörnchen, auf dem Hintertheile und bringen das Futter mit den Vorderpfoten zum Munde. Mit der Fruchtreife beginnen sie Schätze einzusammeln, und füllen sich ihre Baue mit Gräsern, Blättern, Sämereien und Körnern an.

Ihre Stimme besteht in einem stärkeren oder schwächeren Pfeifen und einer Art von Murren, welches, wenn es leise ist, Behaglichkeit ausdrückt, sonst aber auch ihren Zorn bekundet. Alle Murmelthiere sind höchst aufmerksam, vorsichtig und wachsam, und dabei scheu und furchtsam. Manche stellen besondere Wachen aus, um die Sicherheit der Gesellschaft zu erhöhen, und flüchten sich beim geringsten Verdachte einer nahenden Gefahr schleunigst nach ihren unterirdischen Verstecken. Ihr Verstand bekundet sich darin, daß sie sich sehr leicht und bis zu einem ziemlich hohen Grade zähmen lassen. Die meisten lernen ihren Pfleger kennen und werden sehr zutraulich, einige zeigen sich sogar folgsam, gelehrig, und erlernen mancherlei Kunststückchen. Gegen den Winter hin vergraben sich alle tief in ihren Bau und verfallen hier in einen ununterbrochenen, so tiefen Winterschlaf, daß ihre Lebensthätigkeit auf das allergeringste Maß herabgestimmt ist. Ihre Vermehrung ist stark. Sie werfen allerdings durchschnittlich nur ein Mal im Jahre, aber drei bis zehn Junge.

Man benutzt von einigen das Fell und ißt von den anderen das Fleisch, hält sie auch gern als artige Hausgenossen: das echte Murmelthier bildet sogar den einzigen Reichthum mancher armen Gebirgsknaben, welche mit ihm, ihrem Schatze, durch die weite Welt wandern, um sich und die Ihrigen daheim ernähren zu können.

Die Familie zerfällt in zwei Gruppen, in die Ziesel und die eigentlichen Murmelthiere.

Von der ersteren ist in Mitteleuropa blos eine Art bekannt, der (oder das) gemeine Ziesel (Spermophilus Citillus), ein äußerst liebliches Thierchen, fast von Hamstergröße, aber schlanker. Der Pelz ist oben gelbgrau, unregelmäßig mit Rostgelb gewellt und fein gefleckt, auf der Unterseite rostgelb, am Kinn und Vorderhals weiß. Wie die meisten anderen Höhlenthiere hat das Ziesel sehr kurze Ohren. Sie sehen fast wie abgeschnitten aus. Ueber jedem Auge stehen vier kurze Borstenhaare.

Der gemeine Ziesel findet sich hauptsächlich im Osten Europa's und in einem Theile Asiens. Albertus Magnus kennt ihn aus der Gegend von Regensburg, und dies würde der Meinung vieler Gelehrten, welche seine ursprüngliche Heimat in Asien suchen, widersprechen; doch berichtet neuerdings Martin, daß der Ziesel sich in Schlesien immer weiter in westlicher Richtung verbreite. Vor etwa dreißig Jahren kannte man ihn dort gar nicht, seit zwanzig Jahren aber ist er schon im westlichen Theile der Provinz, und zwar im Regierungsbezirk Liegnitz, eingewandert, und streift von da aus immer weiter westlich. Wie es scheint, hat er von allen verwandten Arten die größte Verbreitung. Man kennt ihn mit Sicherheit aus dem ganzen südlichen und gemäßigten Rußland, Galizien, Schlesien und Ungarn, Steiermark, Mähren und Böhmen, Kärnthen, Krain, dem mittleren Sibirien und den oberhalb des Schwarzen Meeres gelegenen russischen Provinzen. An den meisten Orten, wo sich der Ziesel findet, kommt er auch häufig vor. Er lebt gesellig, aber jeder einzelne gräbt sich seinen eigenen Bau



Der gemeine Ziesel (Spermophilus Citillus).

in die Erde, das Männchen einen flacheren, das Weibchen einen tieferen. Nebenhöhlen finden sich auch im Baue; sie dienen zur Aufspeicherung der Wintervorräthe, welche im Herbst eingetragen werden. Der Bau, in welchem das Weibchen im Frühjahre, gewöhnlich im April oder Mai, seine drei bis acht Jungen wirft, ist immer tiefer als alle übrigen, um den zärtlich geliebten Kleinen hinlänglichen Schutz zu gewähren. Alle Beobachter nennen den Ziesel ein niedliches, schmuckes Geschöpf, und sprechen mit einer gewissen Liebe von ihm, trotz des Schadens, welcher durch ihn verursacht wird.

Derselbe ist jedoch durchaus nicht bedeutend und wird nur dann fühlbar, wenn sich das Thier besonders stark vermehrt. Aber da sind das große und kleine Wiesel, der Iltis und Steinmarder, Falken, Krähen, Reiher, selbst Katzen, Rattenpintscher und andere der bekannten Nagervertilger, welche den netten Thieren ohne Unterlaß nachstellen, und auch der Mensch wird zu ihrem Feinde, theils des Felles wegen, theils des wohlschmeckenden Fleisches halber, und verfolgt sie. So kommt es, daß der starken Vermehrung des Ziesels auf hunderterlei Weise Einhalt gethan wird.

Der Ziesel ist eben nicht schwer zu fangen. Die alten Männchen sind zwar achtsam und warnen ihre ganze Gesellschaft durch einen lauten Pfiff, sobald sich irgend etwas Verdächtiges zeigt, und auf einen einzigen solchen Pfiff hin stürzt sich auch sofort das ganze, lustig vor dem Eingang seiner Wohnungen spielende Rudel in die Tiefe der unterirdischen Höhlen. In der Gefangenschaft benimmt sich der Ziesel höchst liebenswürdig und erträgt dieselbe bei guter Behandlung mehrere Jahre hindurch. Ein einziger Tag genügt, einen Ziesel an die Gesellschaft des Menschen zu gewöhnen. Nächst dem Eichhörnchen ist er wohl eins der lieblichsten Stubenthiere, welches man sich denken kann, das sich ganz besonders durch seine große Reinlichkeit empfiehlt.

Von den vielen Arten der Sippe wollen noch eines Nordamerikaners Erwähnung thun, des Leopardenziesels (Spermophilus Hoodii). Das schmucke Thier findet sich hauptsächlich am Missouri und St. Petersflusse, und macht sich durch die schöne Zeichnung des Felles sehr bemerkenswerth. Seine kurze, dichte, straffe und weiche Behaarung ist auf der Oberseite des Rückens dunkelrostroth oder kastanienbraun, mit schwarzen Haaren untermengt; acht hellgelbliche Längsbinden auf dunklem Grunde laufen über den Rücken hinweg und schließen fünf Längsreihen viereckiger, gelblicher Flecken ein, welche gleichfalls auf dunklem Grunde stehen, und so trägt der rostigkastanienbraune Rücken dreizehn helle Längsbinden, acht vollständige und fünf in einzelne Flecken aufgelöste. Das niedliche, kleine Geschöpf ist fast acht Zoll lang und trägt einen etwa drei, mit den Haaren vier Zoll langen Schwanz; die Höhe am Widerrist beträgt blos 2¼ Zoll.



Der Leopardenziesel (Spermophilus Hoodii). (S. 409.)

Der Prairiehund (Cynomys Ludovicianus) verbindet gewissermaßen die Ziesel mit den eigentlichen Murmelthieren, obwohl er streng genommen zu den letzteren gehört. Der Name „Prairiehund" stammt von den ersten Entdeckern, den alten kanadischen Trappern oder Pelzjägern her, welche unser Thierchen nach seiner bellenden Stimme benannten; in der äußern Gestalt würde auch die gröbste Vergleichung keine Aehnlichkeit mit dem Hunde aufgefunden haben.

Das Thier hat ganz den großen Kopf und die breiten, abgestutzten Ohren der Murmelthiere, aber doch noch kleine Backentaschen und die Färbung und Lebensweise der Ziesel. Seine Gesammtlänge beträgt etwas über einen Fuß, und die des Schwanzes gegen vier Zoll. Die Färbung der Oberseite ist lichtröthlichbraun, grau und schwärzlich gemischt, die der Unterseite schmuzigweiß.

Die ausgedehnten Ansiedelungen des Prairiehundes, welche man ihrer Größe wegen „Dörfer" nennt, finden sich regelmäßig in etwas vertieften, fruchtbaren Wiesen, auf denen das niedlichste Gras Nordamerika's (Sesleria dactyloides) einen wunderschönen Rasenteppich bildet und ihnen zugleich bequeme Nahrung gewährt. „Zu welcher unglaublichen Ausdehnung die Ansiedelungen dieser friedlichen Erdbewohner herangewachsen sind", sagt Balduin Möllhausen, „davon kann man sich am besten überzeugen, wenn man ununterbrochen Tage lang zwischen kleinen Hügeln hinzieht, deren jeder eine Wohnung zweier oder mehrerer solcher Thiere bezeichnet."

„Die einzelnen Wohnungen sind gewöhnlich 15 bis 20 Fuß von einander entfernt, und jeder kleine Hügel, der sich vor dem Eingang derselben erhebt, mag aus einer guten Wagenladung Erde bestehen, die allmählig von den Bewohnern aus den unterirdischen Gängen ans Tageslicht befördert worden ist. Manche haben einen, andere dagegen zwei Eingänge. Ein festgetretener Pfad führt von einer Wohnung zur andern, bei deren Anblick die Vermuthung rege wird, daß eine innige Freundschaft unter diesen lebhaften, kleinen Thieren herrschen muß. Bei der Wahl einer Stelle zur Anlage ihrer Städte scheint ein kurzes, krauses Gras sie zu bestimmen, welches besonders auf höheren Ebenen gedeiht und nebst einer Wurzel die einzige Nahrung dieser Thierchen ausmacht. Sogar auf den Hochebenen von Neu-Mexiko, wo viele Meilen im Umkreise kein Tropfen Wasser zu finden ist, gibt es sehr bevölkerte Freistaaten dieser Art, und da in dortiger Gegend mehrere Monate hindurch kein Regen fällt, und man, um Grundwasser zu erreichen, über 100 Fuß in die Tiefe graben müßte, so ist fast anzunehmen, daß die Prairiehunde keines Wassers bedürfen, sondern sich mit der Feuchtigkeit begnügen, welche zeitweise ein starker Thau auf den feinen Grashalmen zurückläßt. Wenn der Prairiehund die Annäherung seiner Schlafzeit fühlt, was gewöhnlich in den letzten Tagen des Oktobers geschieht, so schließt er alle Ausgänge seiner Wohnung, um sich gegen die kalte Winterluft zu schützen, und übergiebt sich dann dem Schlaf, um nicht eher wieder auf der Oberwelt zu erscheinen, als bis die warmen Frühlingstage ihn zu neuem, fröhlichem Leben erwecken.

„Einen merkwürdigen Anblick gewährt eine solche Ansiedelung, wenn es glückt, von den Wachen unbeachtet in ihre Nähe zu gelangen. So weit das Auge nur reicht, herrscht ein



Der Prairiehund (Cynomys Ludovicianus).

reges Leben und Treiben: fast auf jedem Hügel sitzt aufrecht, wie ein Eichhörnchen, das kleine gelbbraune Murmelthier; das aufwärts stehende Schwänzchen ist in immerwährender Bewegung, und zu einem förmlichen Summen vereinigen sich die feinen, bellenden Stimmchen der vielen Tausende. Nähert sich der Beschauer um einige Schritte, so vernimmt und unterscheidet er die tieferen Stimmen älterer und erfahrener Häupter, aber bald wie durch Zauberschlag, ist alles Leben von der Oberfläche verschwunden. Nur hin und wieder ragt aus der Oeffnung einer Höhle der Kopf eines Kundschafters hervor, der durch anhaltendes, herausforderndes Bellen seine Angehörigen vor der gefährlichen Nähe eines Menschen warnt. Legt man sich alsdann nieder und beobachtet bewegungslos und geduldig die nächste Umgebung, so wird in kurzer Zeit der Wachtposten den Platz auf dem Hügel vor seiner Thür einnehmen, und durch unausgesetztes Bellen seine Gefährten von dem Verschwinden der Gefahr in Kenntniß setzen. Er lockt dadurch einen nach dem andern aus den dunklen Gängen auf die Oberfläche, wo alsbald das harmlose Treiben dieser geselligen Thiere von neuem beginnt. Stunden lang könnte man, ohne zu ermüden, das immerwährend wechselnde Schauspiel ihres munteren Verkehres betrachten.„

„Das Fleisch dieser Thiere ist schmackhaft, doch die Jagd auf dieselben ist so schwierig und so selten von Erfolg gekrönt, daß man kaum aus anderer Absicht den Versuch macht, eins zu erlegen, als um die Neugierde zu befriedigen. Der furchtbarste Feind des Prairiehundes ist die Klapperschlange. Geyer erfuhr, daß am Tetonsflusse, ungefähr 25 englische Meilen oberhalb seiner Vereinigung mit dem Missouri, ein Murmelthierdorf von großem Umfange bestände, welches sonst voll von seinen ursprünglichen Bewohnern gewesen, jetzt aber Schaaren von Klapperschlangen beherberge. Um sich zu überzeugen, reiste er hin und fand es so. Er bemerkte außer den Klapperschlangen kein anderes Thier; der giftige Lurch hatte sämmtliche Prairiehunde ausgerottet.“

„Die Lebenszähigkeit dieses Murmelthiers ist unglaublich groß, ein nur verwundetes, obschon tödtlich getroffenes, geht regelmäßig verloren; es weiß sich noch nach seiner Höhle zu schleppen und verschwindet. Wirklich komisch ist die Art und Weise, mit welcher das Thierchen in seine Wohnung eintritt. Es rennt nicht nach dem Eingange derselben, sondern macht einen Sprung in die Luft, schießt einen ordentlichen Purzelbaum durch die Luft und verschwindet wie durch Zauber.“

Die Gefangenschaft ertägt der Prairiehund nur kurze Zeit; doch ist es fraglich, ob man sich überhaupt bisher die Mühe gegeben hat, ihn ordentlich abzuwarten und zu pflegen.

In Osteuropa findet sich ebenfalls ein Murmelthier, welches fast ausschließlich in der Ebene lebt, der Bobak (Arctomys Bobac). Die ganz verschiedene Verbreitung und die abweichende Färbung ließen vermuthen, daß das Murmelthier der Ebene nicht das unserer Hochgebirge sein könne, und die genauere Beobachtung bestätigte dies vollständig. Von Galizien, dem südlichen Polen und der Bukowina an wird das Thier in ununterbrochener Verbreitung durch ganz Südrußland und Südsibirien bis nach Asien hinüber getroffen. Ganz wie der Prairiehund bewohnt der Bobak ausgedehnte, baumleere Ebenen und niedrige Hügelgegenden, wo er sich Röhren von 12 bis 18 Fuß Tiefe mit vielen Kammern oder Kesseln gräbt.

Das Thier erträgt die Gefangenschaft sehr gut, gewöhnt sich bald an den Menschen und wird sehr zahm. Sein Fleisch ist eßbar, das Fell dient zu Pelzwerk.

Wenig andere Nagethiere unseres Vaterlandes sind so vielfach und genau beobachtet worden, als das eigentliche Murmelthier (Arctomys Marmota), und dennoch ist die Lebensgeschichte dieses höchst merkwürdigen Bewohners der Hochgebirge noch nicht vollständig bekannt. Der Heimatskreis und Aufenthaltsort des Murmelthieres lassen das erklärlich scheinen. Oben auf den höchsten Steinhalden der Alpen, wo kein Baum, kein Strauch mehr wächst, wo kein Rind, kaum die Ziege und das Schaf mehr hinkommt, selbst auf den kleinen Felseninseln mitten zwischen den großen Gletschern, wo höchstens sechs Wochen lang im Jahre der Schnee vor den warmen Sonnenstrahlen schwindet: dort ist die Heimat des schon den Römern bekannten Murmelthieres. Hier lebt es sein kurzes, frischfröhliches Sommerleben, und hier verbringt es den zehn Monate langen Winter in todähnlichem Schlafe. Die Italiener nennen es Mure montana, die Savoyarden Marmotta, die Engadiner Marmotella: daraus ist der Name Murmelthier entstanden. In Glarus heißt es Munk, in Bern Murmeli, in Wallis Murmentli und Mistbelleri, in Graubünden Murbetle oder Murbentle.

Gegenwärtig ist uns Mitteldeutschen das schmucke Geschöpf entfremdeter worden, als es früher war. Die armen Savoyardenknaben dürfen nicht mehr wandern, während sie vormals bis zu uns und noch weiter nördlich pilgerten mit ihrem zahmen Murmelthiere auf dem Rücken, um durch die einfachen Schaustellungen, welche sie mit ihrem Ein und Alles in Dörfern und Städten gaben, einige Pfennige zu verdienen. Dem Murmelthiere ist es ergangen, wie dem Kameele, dem Affen und dem Bären; es hat aufgehört, die Freude der Kinder des Dörflers zu sein, und man muß jetzt schon gar weit wandern, bis in die Alpenthäler hinein, wenn man das niedliche Geschöpf noch lebend sehen will.

Das Murmelthier übertrifft unser Kaninchen etwas an Größe. Seine Leibeslänge beträgt zwei Fuß; davon kommen ungefähr vier Zoll auf den Schwanz. Dabei ist das Thier am Widerrist ungefähr 5½ Zoll hoch. Der Leib ist ziemlich plump und schwerfällig, der Hals kurz, der Kopf dick und breit, die Schnauze abgestumpft; die mittelgroßen Augen haben rundlichen Stern; die Ohren sind sehr kurz, oben abgerundet, behaart und ganz im Pelze versteckt. Die ganze Oberseite des letzteren ist mehr oder weniger braunschwarz, die ganze Unterseite dunkelröthlichbraun. Augen und Krallen sind schwarz, die Vorderzähne braungelb. Uebrigens kommen, wenn auch selten, vollkommen schwarze oder weiße und perlartig weiß gefleckte Abarten vor.

Alle neueren Untersuchungen haben ergeben, daß das Murmelthier ein ausschließlicher Bewohner Europas ist. Das Hochgebirge der Alpen, Pyrenäen und Karpathen beherbergt das Murmelthier, und zwar bewohnt es die höchst gelegenen Stellen, die Matten dicht unter dem ewigen Eise und Schnee, höchstens bis zum Holzgürtel herab. Zu seinem Aufenthalte wählt es immer freie Plätze, welche ringsum durch steile Felsenwände begrenzt sind, oder die kleinen engen Gebirgsschluchten zwischen den einzelnen aufsteigenden Spitzen, am liebsten die Orte, welche so fern als möglich dem menschlichen Treiben sind. Je einsamer die Gebirge, um so häufiger wird es gefunden; da, wo der Mensch schon mit ihm verkehrt hat, ist es bereits ausgerottet. In der Regel wohnt es nur auf den nach Süden, Osten und Westen zu gelegenen Bergflächen und Abhängen, weil es, wie die meisten Tagthiere, die Sonnenstrahlen liebt, zumal dort oben in der eisigen Höhe. Da hat es sich denn seine Höhlen gegraben, kleinere für den Sommer bestimmt, die anderen zum Schutz gegen den furchtbaren, strengen Winter, welcher da oben seine Herrschaft sechs, acht, ja zehn Monate lang festhält. Mindestens zwei Drittel des Jahres verschläft das merkwürdige Geschöpf, oft noch weit mehr; denn an den höchst gelegenen Stellen, wo es sich findet, währt sein eigentliches Leben kaum den sechsten Theil des Jahres. Das Leben des Murmelthieres ist jedoch immer merkwürdig, im Sommer wie im Winter.



Das eigentliche Murmelthier (Arctomys Marmota).

„Das Sommerleben", sagt Tschudi, ist sehr kurzweilig. Mit Anbruch des Tages kommen zuerst die Alten aus der Röhre, strecken vorsichtig den Kopf heraus, spähen, horchen, wagen sich dann langsam hervor, laufen etliche Schritte bergan, setzen sich auf die Hinterbeine und weiden dann eine Weile lang mit unglaublicher Schnelligkeit das kürzeste Gras ab. Bald darauf strecken auch die Jungen ihre Köpfe hervor, huschen heraus, weiden ein wenig, liegen Stunden lang in der Sonne, machen Männchen und spielen artig mit einander. Alle Augenblicke sehen sie sich um und bewachen mit der größten Aufmerksamkeit die Gegend. Das erste, welches etwas Verdächtiges bemerkt, einen Raubvogel oder Fuchs oder Menschen, pfeift tief und laut durch die Nase, die Uebrigen wiederholen es theilweise, und im Nu sind alle verschwunden. Bei mehreren Thierchen hat man statt des Pfeifens ein lautes Kläffen gehört, woher wahrscheinlich der Name „Mistbelleri" kommt. Ob sie aber überhaupt eigene Wachen ausstellen, wie die Gemsen, ist nicht entschieden. Ihre Kleinheit sichert sie mehr vor der Gefahr, bemerkt zu werden, und ihr Auge, besonders aber ihr Ohr und Geruch, sind sehr scharf."

„Während des Sommers wohnen die Murmelthiere einzeln oder paarweise in ihren eignen Sommerwohnungen, zu denen 3 bis 12 Fuß lange Gänge mit Seitengängen und Fluchtlöchern führen. Diese sind oft so enge, daß man kaum eine Faust glaubt durchzwängen zu können. Die losgegrabene Erde werfen sie nur zum kleinsten Theile hinaus; das Meiste treten sie oder schlagen sie in den Gängen fest, die dadurch hart und glatt werden. Die Ausgänge sind meist unter Steinen angebracht. In ihrer Nähe findet man oft eine ganze Anzahl kurzer, blos zum Verstecken bestimmter Löcher und Röhren. Der Kessel ist wenig geräumig. Hier wirft das Weibchen 2 bis 4 Junge, die sehr selten vor die Höhle kommen, bis sie etwas herangewachsen sind, und bis zum nächsten Sommer mit den Alten den Bau theilen."

„Gegen den Herbst zu graben sie sich ihre eigene, tiefer im Gebirge liegende Winterwohnung, die jedoch selten tiefer als vier Fuß unter dem Rasen liegt. Sie ist immer niedriger im Gebirge gelegen, als die Sommerwohnung, welche oft sogar 8000 Fuß über dem Meere liegt, während die Winterwohnung (im Kanton Glarus „Schübene" genannt) in der Regel in dem Gürtel der obersten Alpenweiden, oft aber auch tief unter der Baumgrenze liegt. Diese nun ist für die ganze Familie, die aus 5 bis 15 Stück besteht, berechnet, und daher sehr geräumig. Der Jäger erkennt die bewohnte Winterhöhle sowohl an dem Heu, das vor ihr zerstreut liegt, als auch an der gut mit Heu, Erde und Steinen von innen verstopften, aber blos faustgroßen Mündung der Höhleneingänge, während die Röhren der Sommerwohnungen immer offen sind. Nimmt man den Baustoff aus der Röhrenmündung weg, so findet man zuerst einen aus Erde, Sand und Steinen wohlgemauerten, mehrere Fuß langen Eingang. Verfolgt man nun diesen sogenannten Zapfen einige Ellen weit, so stößt man bald auf einen Scheideweg, von dem aus zwei Gänge sich fortsetzen. Der eine, in dem sich gewöhnlich Losung und Haare befinden, führt nicht weit und hat wahrscheinlich blos den Baustoff zur Ausmauerung des Hauptganges geliefert. Dieser erhöht sich jetzt allmählig, und nun stößt der

Jäger an seiner Mündung auf einen weiten Kessel, oft 4 bis 5 Klaftern bergwärts, das geräumige Lager der Winterschläfer. Er bildet meist eine eirunde, backofenförmige Höhle, mit kurzem, weichen, dürren, gewöhnlich röthlichbraunen Heu angefüllt, das zum Theil jährlich erneuert wird. Vom August an fangen nämlich die klugen Thierchen an, Gras abzubeißen, zu trocknen und mit dem Maule zur Höhle zu schaffen, und zwar so reichlich, daß es oft von einem Manne auf einmal nicht weggetragen werden kann. Man fabelte früher von dieser Heuernte sonderbare Sachen. Ein Murmelthier sollte sich auf den Rücken legen, mit Heu beladen lassen und so zur Höhle wie ein Schlitten gezogen werden. Zu dieser Erzählung veranlaßte die Erfahrung, daß man oft Murmelthiere findet, deren Rücken ganz abgerieben ist, was jedoch blos vom Einschlüpfen in die engen Höhlengänge herrührt."

Außer diesen beiden Wohnungen hat das Murmelthier noch besondere Fluchtröhren, in welche es sich bei Gefahr versteckt; oder es eilt unter Steine und in Felsenklüfte, wenn es seine Höhle nicht erreichen kann.

Die Bewegungen des Murmelthieres sind sonderbar. Der Gang namentlich ist ein höchst eigenthümliches, breitspuriges Watscheln, wobei der Bauch fast oder wirklich auf der Erde schleift. Eigentliche Sprünge habe ich unsere Gefangenen wenigstens niemals ausführen sehen: sie sind zu schwerfällig dazu. Sehr sonderbar sieht das Thier aus, wenn es einen Kegel macht; es sitzt dann kerzengerade auf dem Hintertheile, steif, wie ein Stock, den Schwanz senkrecht vom Leibe abgebogen, die Vorderarme schlaff herabhängend, und schaut aufmerksam in die Welt hinaus.

Frische und saftige Alpenpflanzen, Kräuter und Wurzeln bilden die Nahrung der Murmelthiere. Zur Tränke gehen sie selten; aber sie trinken viel auf einmal, schmatzen dabei und heben nach jedem Schlucke den Kopf in die Höhe, wie die Hühner oder Gänse. Manche Naturforscher glauben, daß die Murmelthiere auch von dem eingetragenen Heu in ihrer Winterhöhle fressen. Nach allen Beobachtungen scheint es festzustehen, daß das Alpenmurmelthier ein Vorgefühl für Witterungsveränderungen besitze.

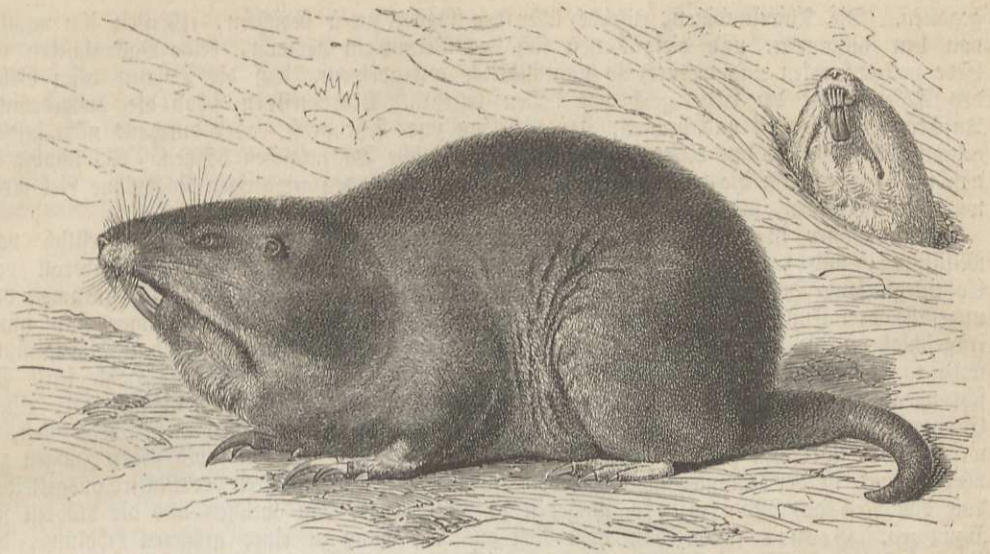
Wie die meisten Schläfer sind die Murmelthiere im Spätsommer und Herbst ungemein fett. Sobald nun der erste Frost eintritt, fressen sie nicht mehr, trinken aber noch viel und oft, dann entleeren sie sich fast vollständig und beziehen nun familienweise die Winterwohnungen. Der mit dürrem, rothen Heu ausgepolsterte und ringsum ausgefütterte Kessel bildet für die ganze Gesellschaft das gemeinsame weiche Lager. Hier liegt die Familie bei 8—9° R. dicht bei einander, den Kopf am Schwanze, in todähnlicher Erstarrung. Alle Lebensthätigkeit ist aufs äußerste herabgestimmt, jedes Thier liegt regungslos und kalt in der einmal eingenommenen Lage, keines gibt irgend ein Zeichen des Lebens. Die Blutwärme ist herabgesunken auf die Wärme der Luft, welche sich in der Höhle findet, die Athemzüge erfolgen blos fünfzehn Mal in der Stunde. Nimmt man ein Murmelthier im Winterschlafe aus seiner Höhle und bringt es in größere Wärme, so zeigt sich erst bei 17° R. das Athmen deutlicher, bei 20° beginnt es zu schnarchen, bei 22° streckt es seine Glieder, bei 25° erwacht es, bewegt sich taumelnd hin und her, wird nach und nach munterer und beginnt endlich zu fressen. Im Frühjahre erscheinen die Murmelthiere in sehr abgemagertem Zustande vor den Oeffnungen ihrer Winterwohnungen und sehen sich sehnsüchtig nach etwas Genießbaren um.

Jagd und Fang des Murmelthieres haben ihre große Schwierigkeiten. Der herannahende Jäger wird fast regelmäßig von irgend einem Gliede der Gesellschaft bemerkt und den übrigen durch helles Pfeifen angezeigt. Man stellt ihnen Fallen aller Art oder gräbt sie im Anfange des Winters aus. Dem höheren Alpenbewohner ist das kleine Thier nicht blos der Nahrung wegen wichtig, sondern sein Fett dient auch als Arzneimittel für allerlei Krankheiten.

Mit Recht ist in vielen Kantonen der Schweiz das Graben auf Murmelthiere verboten; denn dadurch würde in kurzer Zeit ihre vollständige Vernichtung herbeigeführt werden, während die einfache Jagd bei der Vorsicht unserer Thiere ihnen nie sehr gefährlich wird.

Im äußersten Nothfalle vertheidigen sich die Murmelthiere auch noch mit Muth und Entschlossenheit gegen ihre Gegner, indem sie stark beißen oder auch ihre starken Krallen anwenden.

Für die Gefangenschaft und Zähmung wählt man sich am liebsten die halbwüchsigen, welche sich leicht auffüttern und lange erhalten lassen. Ihre Nahrung besteht in der Gefangenschaft aus allen möglichen Pflanzenstoffen; auch trinken sie sehr gern Milch. Gibt man sich Mühe mit ihnen, so werden sie bald und in hohem Grade zahm, zeigen sich folgsam und gelehrig, lernen ihren Pfleger kennen, auf seinen Ruf achten, allerlei possirliche Stellungen



Die kanadische Taschenratte oder der „Goffer" (Geomys bursarius oder Ascomys canadensis).

annehmen, auf den Hinterbeinen aufgerichtet umherhüpfen, an einem Stock gehen u. s. w. Das harmlose und zutrauliche Thier, ist dann die Freude von Jung und Alt, und seine Reinlichkeitsliebe und Nettigkeit erwirbt ihm viele Freunde.

* * *

(Erdgräber.) Die kleine Familie der Erdgräber oder Wurfmäuse (Georychi) enthält häßliche, mißgestaltete Geschöpfe, welche von vornherein auf ihre unterirdische Lebensweise schließen lassen. Die Thiere bewohnen meist trockene, sandige Ebenen der alten und neuen Welt, mit Ausnahme Australiens, und durchwühlen nach Art der Maulwürfe den Boden auf weite Strecken hin. Keine Art lebt gesellig; jede wohnt einzeln in ihrem Baue und zeigt auch das mürrische, einsiedlerische Wesen des Maulwurfes. Mit außerordentlicher Schnellichkeit graben sie, mehrere sogar senkrecht, tief in den Boden hinein. Auf der Erde ungemein plump und unbeholfen, bewegen sie sich in ihren unterirdischen Palästen vor- und rückwärts mit fast gleicher Gewandtheit. Ihre Nahrung besteht nur in Pflanzen, meist in Wurzeln, Knollen und Zwiebeln, welche sie aus der Erde wühlen; ausnahmsweise fressen einige auch Gras, Rinde, Samen und Nüsse. Die in kalten Gegenden wohnenden, sammeln sich zwar Nahrungsvorräthe ein, verfallen aber nicht in einen Winterschlaf.

Die Erdgräber haben alle unangenehmen Eigenschaften der Maufwürfe, ohne aber den Nutzen derselben zu bringen. Es sind schädliche, häßliche Wühler, welche auch äußerlich den Maulwürfen ähneln. Der Leib ist walzenförmig, die Ohren sind äußerlich nicht sichtbar, die Augen versteckt, die Grabpfoten ganz maulwurfsartig, der Pelz ist kurz und weich, die Nase knorpelig. Nur das Gebiß, in welchem namentlich die gewaltigen Schneidezähne stark hervortreten, unterscheidet sie scharf von den Mullen. Die Vorder- und Hinterpfoten sind fünfzehig mit starken Sichelkrallen und nackten Sohlen.

Die erste Sippe enthält die Taschenratten (Ascomys oder Geomys), Thiere, welche in ihrer ganzen Erscheinung ebensoviel Aehnlichkeit mit den Hörnchen, als mit den Blindmollen, zeigen. Ihre Backentaschen sind sehr groß. Die Füße sind fünfzehig, die Krallen an den vorderen sehr lang und stark, an den hinteren aber kurz; der Schwanz ist an der Wurzel behaart, am Ende dagegen nackt.

Die kanadische Taschenratte oder der „Goffer", wie er im Lande selbst heißt (Geomys bursarius oder Ascomys canadensis), ist etwas kleiner als unser Hamster. Der Pelz ist ungemein dicht, weich und fein, röthlich auf der Oberseite und gelbgrau auf der Unterseite. Lange Zeit haben die Backentaschen als das Merkwürdigste am ganzen Thiere

gegolten. Die Thierkundigen, welche über den Goffer zuerst berichten, erhielten ihn nämlich von den Indianern, und diese hatten sich das Vergnügen gemacht, beide Backentaschen mit Erde vollzupfropfen und dadurch so ungebührlich auszudehnen, daß die Taschen beim Gehen des Thieres auf der Erde geschleppt haben würden. Lichtenstein schob die ausgedehnten Taschen einfach zurück und bewies, daß dieselben zwar sehr groß, aber durchaus nicht anders gebaut sind, als bei den vielen übrigen Thieren, welche Backentaschen besitzen. So kommt es, daß uns gegenwärtig die weit aus dem Maule hervorragenden gewaltigen Nagezähne viel merkwürdiger erscheinen, als jene Säcke.

Der Goffer ist ziemlich weit verbreitet; östlich vom Felsengebirge und westlich vom Mississippi, und zwischen dem 34. und 52. Grade nördlicher Breite kommt er überall vor. Er pflegt seine Höhlen etwa fußtief unter der Erde anzulegen und in Zwischenräumen von ungefähr drei Fuß, gewöhnlich im Zickzack, Haufen aufzuwerfen. Aeltere Gänge sind innen festgeschlagen, die neueren nicht. Hier und da zweigen sich Nebengänge ab. Die Kammer wird unter Baumwurzeln in einer Tiefe von etwa fünf Fuß angelegt; die Höhle senkt sich schraubenförmig zu ihr hinab. Sie ist groß, ganz mit weichem Gras ausgekleidet, einem Eichhornneste nicht unähnlich, und dient dem Thiere zum Ruhen und Schlafen. Das Nest, in welchem das Weibchen zu Ende März oder im Anfang April seine fünf bis sieben Jungen zur Welt bringt, ist der Kammer ähnlich, jedoch innen noch mit den Haaren der Mutter ausgekleidet. Wie das Nest des Maulwurfs umgeben es Rundgänge, von welchen aus die Röhren sich abzweigen. Gesner fand, daß vom Nest aus ein Gang zu einer größeren Höhlung, der Vorrathskammer, führt. Sie ist gefüllt mit Wurzeln, Erdfrüchten (Kartoffeln), Nüssen und Sämereien.

In den Morgenstunden von 4 bis 10 Uhr arbeitet die Taschenratte am eifrigsten am Weiter- oder Ausbau ihrer Wohnung, unzweifelhaft in der Absicht, sich mit Speise zu versorgen. Wenn der Ort reich an Nahrung ist, werden in dieser Zeit zehn bis funfzehn Fuß Höhlung gebaut und zwei bis fünf Hügel aufgeworfen; im entgegengesetzten Falle durchwühlt das Thier größere Strecken und arbeitet länger. Zuweilen unterbricht es die Arbeit wochenlang; es scheint dann von den aufgespeicherten Vorräthen zu zehren. Beim Aufwerfen der Erde, welches der Goffer ganz nach Art des Maulwurfs bewerkstelligt, läßt er seinen Leib so wenig als möglich sichtbar werden und zieht sich augenblicklich wieder in die sichere Tiefe zurück. Auf dem Boden erscheint er, um sich dürres Gras für seinen Wohnraum oder das Nest zu sammeln, und, nach Audubon, um sich zu sonnen. Sein vortrefflicher Geruch und das ausgezeichnete Gehör sichern ihn hier vor Ueberraschungen; bei vermeinter Gefahr stürzt er sich augenblicklich in die Tiefe, auch wenn er sich erst durch Neugraben eines Schachtes den Eingang erzwingen müßte.

Im Laufen über der Erde humpelt der Goffer schwerfällig dahin, aber nicht schneller, als ein Mann geht. Beim Fressen setzt er sich oft auf die Hinterbeine nieder und gebraucht die vorderen nach Eichhörnchenart. Im Schlafen rollt er sich zusammen.

Seine ungeheuren Backentaschen füllt er beim Weiden mit der Zunge an; mit den Vorderfüßen entleert er sie wieder. Sie stülpen sich, wie bei anderen Nagern auch, mehr und mehr nach außen, je voller sie werden, und gewinnen dann eine länglich eiförmige Gestalt, hängen aber niemals sackartig zu beiden Seiten der Schnauze herab. Gänzlich aus der Luft gegriffen ist die Behauptung, daß er seine Backentaschen benutze, um die losgewühlte Erde aus seinen Bauen herauszuschaffen.

Der Schaden, welchen der Goffer anrichtet, kann sehr bedeutend werden. Er vernichtet zuweilen durch Abnagen der Wurzeln Hunderte von werthvollen Bäumen in wenig Tagen, und verwüstet oft ganze Felder durch Anfressen der von ihm sehr gesuchten Knollenfrüchte. Deshalb wird er eifrig verfolgt. Gegen Feinde wehrt sich der Goffer mit wüthenden Bissen. In der Gefangenschaft wurden Taschenratten mit Knollengewächsen leicht ernährt. Sie zeigten sich überraschend gefräßig, verschmähten dagegen zu trinken.

Der afrikanische Vertreter der Erdgräber ist der Strandmoll (Bathyergus maritimus). Er ist plump gebaut, mit walzigem Rumpfe, breitem, stumpfen Kopfe, ohne Ohrmuscheln, mit sehr kleinen Augen und breiter, knorpeliger Nasenspitze. Der Pelz ist dicht, außerordentlich weich und fein; lange, ganz steife Schnurren umgeben den Kopf; der stummelhafte Schwanz trägt einen Strahlenbüschel. Auffallend lang sind die weit vorragenden, schwach gebogenen, weißen Nagezähne, deren oberes Paar durch eine tiefe Rinne förmlich getheilt ist. Die

allgemeine Färbung des Pelzes ist weiß, oben gelblich, unten grau überlaufen. In der ganzen Gestalt hat der Strandmoll große Aehnlichkeit mit dem europäischen Maulwurfe, und mit diesem kommt er auch in seiner Lebensweise und den Sitten am meisten überein.

Das Thier ist über einen verhältnißmäßig kleinen Theil Südafrika's verbreitet; am häufigsten findet er sich am Vorgebirge der guten Hoffnung. Sandige Küstengegenden bilden seinen Aufenthalt. Die Bauern hassen ihn außerordentlich, weil er den Boden so unterwühlt, daß häufig die Pferde von oben durchtreten und Gefahr laufen, die Beine zu brechen, ja, daß selbst Menschen sich schädigen.

Die europäische Art dieser Familie ist der Blindmoll (Spalax Typhlus) vielleicht die häßlichste aller Wurfmäuse. Der Kopf ist stumpfschnäuzig, ohne sichtbare Ohren und Augen, und stärker als der Rumpf. Der kurze Hals ist so dick als der Leib, und scheint ganz unbeweglich zu sein. Der Schwanz fehlt gänzlich; die kurzen Beine haben breite Pfoten mit starken Zehen und Krallen. Die Augen sind die kleinsten, welche ein Säugethier überhaupt hat; sie haben kaum die Größe eines Mohnkorns und liegen unter der Haut verborgen, können also zum Sehen gar nicht benutzt werden.

In seiner Gestalt und Lebensweise hat der Blindmoll große Aehnlichkeit mit dem gemeinen Maulwurfe; er ist aber doch noch viel häßlicher, als dieser, namentlich seines dicken Kopfes wegen. Die Körperlänge beträgt 7½—8 Zoll, das Gewicht eines erwachsenen Thieres ungefähr 16 Loth. Gewaltige Nagezähne ragen weit aus dem Munde heraus; an den Füßen sind alle Zehen stark und mit tüchtigen Scharrkrallen versehen. Der Schwanz wird durch eine schwach hervorragende Warze angedeutet. Ein dichter, glatt anliegender, weicher Pelz bedeckt den Körper. Die Schnurren sind kurz und fein. Im allgemeinen ist die Färbung gelbbräunlich mit aschgraulichem Anfluge.

Der gemeine oder graue Blindmoll findet sich in einem kleinen Theile des südöstlichen Europa's und des westlichen Asiens, zumal im südlichen Rußland an der Wolga und dem Don, in der Moldau und in einem Theile von Ungarn und Galizien, auch kommt er in der Türkei und Griechenland vor; in Asien begrenzt der Kaukasus seine Heimat. Besonders häufig ist er in der Ukraine und in Kleinasien. Sein Leben unterscheidet sich nicht von dem seiner Verwandten. Er wohnt in trockenen Ebenen und fruchtbaren Gegenden, und haust in unterirdischen, ziemlich tief liegenden Höhlen, von denen Nebengänge auslaufen, welche auf der Erdoberfläche münden. Auch er wirft Haufen auf, und zwar ganz dicht neben einander. Beim Graben soll er die starken, gewaltigen Schneidezähne thätig mit benutzen, indem er das Wurzelwerk durchnagt und zugleich die Erde, welche zwischen den Wurzeln liegt, zerkleinert.

Alle Bewegungen des merkwürdigen Geschöpfes sind auf der Erdoberfläche im höchsten Grade ungeschickt; unter der Erde dagegen schiebt es sich stoßweise fort, und zwar mit derselben Leichtigkeit nach vorn, wie nach hinten. Jedenfalls steht er hier an Schnelligkeit dem Maulwurfe nicht nach. Er ist ein böses, bissiges Thier, welches sich, plötzlich überrascht, muthig zur Wehre setzt und sich mit dem kräftigen Gebisse entschlossen vertheidigt.

Der Blindmoll frißt Wurzeln und noch mehr Knollen; im Nothfalle benagt er die Rinde von Bäumen und Sträuchen. Gegen den Winter geht er tiefer in die Erde hinab, hält aber wahrscheinlich keinen Winterschlaf; wenigstens gräbt er immer fort, so lange der Boden nicht festgefroren ist. Wintervorräthe hat man in seinen Gängen noch nicht aufgefunden, wohl aber Nester, welche aus den feinsten Wurzeln zusammengebaut sind. In einem solchen Neste wirft das Weibchen im Sommer seine zwei bis vier Jungen. Unser Thier fügt den Menschen im ganzen geringen Schaden zu, ebensowenig aber bringt es irgend Nutzen.

* * *

(Bilche.) Eine Gruppe viel anmuthigerer Nager, als die vorstehend abgehandelten Wühler es sind, lernen wir in einer anderen Familie kennen. Die Bilche oder Schlafmäuse (Myoxi) sind niedliche, eichhornähnliche Geschöpfe von geringer Größe und angenehmen, in mancher Hinsicht merkwürdigen Sitten. Man würde diese Thiere sicherlich zu den Eichhörnchen stellen, zeigte der innere Leibesbau der Familie nicht erhebliche Unterschiede. Die Schläfer haben einen ziemlich schmalen, mehr mäuse- als eichhornähnlichen Kopf mit spitzer Schnauze und sehr großen Ohren, einen dichten und etwas buschig behaarten, durch die längeren Seitenhaare zweizeilig scheinenden Schwanz, vier Zehen und eine kurze Daumenwarze an den Vorderfüßen, und fünf Zehen an den Hinterfüßen. Im allgemeinen ähnelt ihr Leibesbau dem der Eichhörnchen.



Der Siebenschläfer (Glis vulgaris).

Man kennt bis jetzt kaum mehr als ein Dutzend sicher unterschiedene Arten dieser Familie, sämmtlich Bewohner der alten Welt. Hügelige und bergige Gegenden, und hier Wälder und Vorwälder, Haine und Gärten sind ihre Aufenthaltsorte. Sie leben auf und in den Bäumen, seltener in selbstgegrabenen Erdhöhlen unter Baumwurzeln oder in Fels- und Mauerspalten, unter allen Umständen möglichst verborgen. Bei weitem die meisten durchschlafen den ganzen Tag und gehen nur während des Morgen- und Abenddunkels ihrer Nahrung nach. Aus diesem Grunde bekommt man sie auch selten und blos zufällig zu sehen. Wenn sie einmal ausgeschlafen haben, sind sie höchst bewegliche Thiere. Sie können vortrefflich laufen und noch besser klettern, nicht aber besonders große Sprünge ausführen.

In gemäßigten Gegenden verfallen sie mit Eintritt der kälteren Jahreszeit in Erstarrung, und verbringen schlafend den ganzen Winter in ihren Nestern. Manche häufen sich für diese Zeit Nahrungsvorräthe auf und zehren von ihnen, wenn sie zeitweilig erwachen; andere bedürfen dies nicht einmal, da sie vorher sich so gemästet haben, daß sie von ihrem Fette leben können. Ihre Nahrung besteht in Früchten und Sämereien aller Art; die meisten nehmen auch Kerbthiere, Eier und junge Vögel zu sich. Beim Fressen sitzen sie, wie die Eichhörnchen, und führen die Speise mit den Vorderfüßen zum Munde. Jung eingefangen werden alle Schläfer leidlich zahm. Der Nutzen, welchen diese Familie liefert, ist gering, der Schaden aber auch unbeträchtlich.

Die erste Sippe wird von dem großen Bilch oder Siebenschläfer (Glis vulgaris oder Myoxus Glis) gebildet. Er gehört zu den Thieren, welche dem Namen nach weit besser bekannt sind, als von Gestalt und Ansehen. Jeder, welcher sich mit der alten Geschichte beschäftigt hat, kennt diese Schlafmaus, den besondern Liebling der Römer, zu dessen Hegung und Pflegung eigene Anstalten getroffen wurden. Eichen- und Buchenhaine umgab man mit glatten Mauern, an denen die Siebenschläfer nicht emporklettern konnten; innerhalb der Umgebung legte man verschiedene Höhlen an zum Nisten und Schlafen; man fütterte die Siebenschläfer mit Eicheln und Kastanien, und nahm sie zuletzt aus dem Gehege, um sie in irdene Gefäße oder Fässer zu bringen und hier noch besonders zu mästen. Die größerern wie die kleineren dieser Mastanstalten hießen „Glirarien". Diese kleineren sind uns durch Ausgrabung in Herculanum bekannt geworden. Es waren kleine, halbkugelige Schalen, an den inneren Wänden terrassenförmig abgestuft und oben mit einem Gitter geschlossen. Hier sperrte man stets mehrere Siebenschläfer zusammen und versah sie mit Nahrung im Ueberflusse, wodurch sie auch bald sehr fett wurden. Dann kamen die Braten als eines der leckersten Gerichte auf die Tafel der reichen Schlemmer.

Die Länge des Siebenschläfers beträgt elf Zoll; hiervon kommen fünf auf den Schwanz. Der weiche, ziemlich dichte Pelz ist auf der Oberseite einfarbig aschgrau, bald heller, bald dunkler, auf der Unterseite milchweiß.

Süd- und Osteuropa ist sein eigentliches Vaterland; er findet sich von Spanien, Griechenland und Italien an bis nach Süddeutschland. Hier trifft man ihn in Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Mähren, Schlesien und Böhmen, Bayern u. s. w. Häufiger aber ist er in Kroatien, in Ungarn, im südlichen Rußland. In Asien soll er am Kaukasus vorkommen. Im Norden Europa's, schon in England, Dänemark, im nördlichen Deutschland fehlt er. Den Tag über hält er sich verborgen. Gegen Abend kommt er aus seinem Versteck hervor, streift in der Nacht umher nnd sucht seine Nahrung.

Nur wenige Nager dürften es dem großen Bilch an Gefräßigkeit zuvorthun. Er frißt, so lange er fressen kann. Eicheln, Bücheln, Haselnüsse bilden wohl seine Hauptnahrung; Wallnüsse, Kastanien, süßes und saftiges Obst werden aber auch nicht verschmäht.

So lange nun der Sommer währt, treibt er sich allnächtlich in seinem Gebiet umher und mästet sich auf den Winter hin. Beständig hört man das Knacken von Nüssen, die er zerbricht, oder das Fallen von ausgefressenen Früchten, die er herabwirft. Gegen den Herbst sammelt er Nahrungsvorräthe ein und speichert diese in seinen Höhlen auf. Um diese Zeit strotzt er von Fett, er frißt aber noch so lange als möglich; dann denkt er daran, sich Herberge für den Winter zu bereiten. Jetzt macht er sich ein Nest von zartem Moose zurecht, in tiefen Erdlöchern, Rissen und Spalten, in Felsen und altem Gemäuer, wohl auch in tiefen Baumhöhlungen, rollt sich zusammen, gewöhnlich in Gemeinschaft mit mehreren seiner Genossen, und fällt in Schlaf, schon lange vorher, ehe der Wärmemesser auf dem Nullpunkt steht, in rauheren Gebirgsgegenden bereits im August, in der wärmeren Ebene erst gegen den Oktober hin. Er zeigt dann die uns bekannte Gefühllosigkeit aller Winterschläfer, ja, er ist vielleicht derjenige, welcher am tiefsten schläft. Man kann ihn ruhig aus seinem Lager nehmen und weit wegtragen: er bleibt kalt und regungslos. Im warmen Zimmer erwacht er nach und nach, bewegt anfänglich die Gliedmaßen ein wenig, regt sich dann mehr und mehr, sieht aber auch jetzt noch immer sehr verschlafen aus. Im Freien wacht er zeitweilig von selbst auf und zehrt ein wenig von seinen Nahrungsvorräthen, gleichsam ohne eigentlich zu wissen, was er thut. In der Regel erwacht der Siebenschläfer erst sehr spät im Frühjahr, selten vor Ende des April. Somit beträgt die Dauer seines Winterschlafes volle sieben Monate, und er führt demnach seinen Namen mit Fug und Recht.

In Gegenden, wo es viele Buchen gibt, vermehrt sich das Thier sehr stark; doch thun ihm viele Feinde bedeutend Abbruch, und Baummarder und Iltis, Wildkatze und Wiesel, Uhu und Eule sind wohl seine schlimmsten Verfolger. Ueberdies wird er auch von dem Menschen, theils seines Felles, theils seines Fleisches wegen in Fallen gelockt, besonders in Unterkrain, wo mancher Jäger während eines Herbstes zwei- bis vierhundert Stück erbeuten kann.

Der Siebenschläfer wird verhältnißmäßig selten in der Gefangenschaft gehalten. Sein Wesen ist nicht gerade angenehm. Er bedarf sorgfältiger Pflege und namentlich reichlicher Nahrung. Doch befreundet er sich durchaus nicht mit seinem Pfleger, knurrt und beißt; übrigens hält er sich sehr reinlich.

Die Sippe der Gartenbilche (Eliomys) unterscheidet sich von der vorhergehenden hauptsächlich durch ihr Gebiß. Bei dem Siebenschläfer schleifen sich die Zähne auf der Krone flach ab, bei den Gartenschläfern dagegen schleifen sie sich hohl. Aeußerlich kennzeichnet die Gartenschläfer ihr an der Wurzel kurz und anliegend, an der Spitze lang behaarter, buschiger, zweifarbiger Schwanz. Die Ober- und Unterseite des Körpers sind verschiedenfarbig. In Europa leben zwei Arten dieser Sippe, der gemeine Gartenschläfer oder die große Haselmaus (Eliomys Nitela) und der Baumschläfer (Eliomys Dryas), welcher letztere von Rußland aus sich bis Ungarn verbreitet. Beide Arten ähneln dem Siebenschläfer in der Lebensweise.

Der Gartenschläfer oder die große Haselmaus erreicht eine Körperlänge von 6 Zoll; die Schwanzlänge beträgt 4½ Zoll. In den meisten Fällen wird das Thier aber blos 8 Zoll lang; davon kommen ungefähr fünf Zoll auf den Leib. Der Kopf und die Oberseite sind röthlichgraubraun, die Unterseite weiß.

Unser Thierchen, welches schon den alten Römern unter dem Namen Nitela bekannt war, gehört hauptsächlich den gemäßigten Gegenden des mittleren und westlichen Europa's an, und wird in Osteuropa durch den Baumschläfer vertreten. Frankreich, Belgien, die Schweiz, Italien, Deutschland, Ungarn, Galizien, Siebenbürgen und die russischen Ostseeprovinzen sind



Der gemeine Gartenschläfer oder die große Haselmaus (Eliomys Nitela).

seine Heimat. In Deutschland ist der Gartenschläfer an manchen Orten, z. B. am Harz, recht häufig.

Seine Nahrung ist die des Siebenschläfers; sein Nest unterscheidet sich von dem des Genannten dadurch, daß es frei steht; doch bezieht er unter Umständen auch Schlupfwinkel jeder Art, am liebsten verlassene Nester der Eichhörnchen, Raben, Amseln und Drosseln. Merkwürdig ist, daß der sonst reinliche Gartenschläfer sein Nest im höchsten Grade schmuzig hält.

Zum Abhalten des Winterschlafes sucht sich der Gartenschläfer trockene und geschützte Baum- und Mauerlöcher, auch Maulwurfshöhlen auf, oder kommt an die in einem Walde stehenden Gehöfte, in Gartenhäuser, Scheuern, Heuböden, Köhlerhütten und andere Wohngebäude, um sich dort zu verbergen. Gewöhnlich finden sich ihrer mehrere schlafend in einem Neste, die ganze Gesellschaft dicht zusammengerollt, fast in einen Knäuel verschlungen. Sie schlafen ununterbrochen, doch nicht so fest, als andere Winterschläfer; denn so oft milde Witterung eintritt, erwachen sie, zehren etwas von ihren Nahrungsvorräthen, und verfallen erst bei erneuerter Kälte wieder in Schlaf.

Der Gartenschläfer ist ein recht verhaßter Gast in den Gärten, wo feinere Obstsorten gezogen werden. Ein einziges dieser Thiere reicht hin, eine ganze Pfirsich- oder Aprikosenernte zu vernichten. Bei seinen Näschereien zeigt er einen Geschmack, der ihm alle Ehre macht. Er sucht sich nur die besten und saftigsten Früchte aus, benagt aber oft auch andere, um sie zu erproben, und vernichtet so noch mehr, als er eigentlich frißt. Besser aber, als alle Fallen, schützt eine gute Katze den Garten vor diesem zudringlichen Gaudiebe. Sie und Marder, Wiesel und Uhu sind seine ärgsten Feinde.

Für die Gefangenschaft eignet sich der Gartenschläfer nicht. Selten gewöhnt er sich an den Menschen, und bei jeder Ueberraschung bedient er sich sofort seiner scharfen Zähne, oft in recht empfindlicher Weise. Dabei hat er die unangenehmen Eigenschaften des Siebenschläfers, verhält sich still bei Tage und tobt bei Nacht wie unsinnig in seinem Käfig umher, versucht, die Stäbe und das Gitter durchzunagen und durchzubrechen, und rast dann im Zimmer herum, daß man meint, es wären wohl ihrer zehn, die einander umherjagten.

Von dem räuberischen Wesen des Gartenschläfers kann man sich an den gefangenen leicht überzeugen. Sie stürzen sich mit wahrer Wuth auf jedes kleinere Wirbelthier, welches man zu ihnen bringt. Einen Vogel erwürgen sie im Nu, eine bissige Maus nach wenig Minuten, trotz aller Gegenwehr. Sie zeigen die Blutgier des Wiesels neben der Gefräßigkeit anderer Bilche.

Die dritte Sippe der Schläfer (**Muscardinus**) unterscheidet sich ebenfalls hauptsächlich durch das Gebiß von den vorigen. Der Schwanz ist seiner ganzen Länge nach gleichmäßig und ziemlich kurz behaart; die Ober- und Unterseite sind gleichfarbig. In Europa lebt nur eine



Die Haselmaus (Muscardinus avellanarius).

einzige Art dieser Sippe, die Haselmaus (Muscardinus avellanarius), eines der anmuthigsten Geschöpfe unter allen europäischen Nagethieren. Kaum ein anderes Thier ist so zum Stubengenossen des Menschen geeignet, wie dieser kleine Nager, der sich unbedingt Jeden zum Freunde erwirbt, welcher sich mit ihm beschäftigen will. Das Thier ist ungefähr so groß, wie unsere Hausmaus; seine Gesammtlänge beträgt höchstens sechs Zoll, und davon kommt fast die Hälfte auf den Schwanz. Der Pelz ist gleichmäßig gelblichroth, unten etwas heller, an der Brust und der Kehle weiß.

Unser Mitteleuropa ist die Heimat der kleinen Haselmaus; Schweden und England scheinen ihre nördlichste, Toskana und die nördliche Türkei ihre südlichste Grenze zu bilden; ostwärts geht sie nicht über Galizien, Ungarn und Siebenbürgen hinaus. Niederes Gebüsch und Hecken, am allerliebsten Dickichte und Gebüsche von Haselsträuchen sind ihre wahren Wohnsitze.

Auch die Haselmaus ist ein Nachtthier. Bei Tage liegt sie irgendwo verborgen und schläft, nachts geht sie ihrer Nahrung nach. Nüsse, Eicheln, harte Samen, saftige Früchte, Beeren und Baumknospen bilden diese; am liebsten aber verzehrt sie Haselnüsse, welche sie, ohne sie abzupflücken, recht kunstreich öffnet und entleert, ohne sie aus der Hülse zu sprengen. Auch den Beeren der Ebereesche geht sie nach und wird deshalb nicht selten in Dohnen gefangen. Das Thierchen lebt in kleinen Gesellschaften, obgleich diese nicht gerade innig verbunden sind. Jede einzelne Haselmaus oder ihrer zwei zusammen bauen sich in recht dichten Gebüschen ein weiches, warmes, ziemlich künstliches Nest aus Gras, Blättern, Moos, Würzelchen und Haaren, und durchstreifen von hier aus nächtlich ihr Gebiet, fast immer gemeinschaftlich mit anderen, welche in der Nähe wohnen. Es sind echte Baumthiere, sie klettern wundervoll, auch im dünnsten Gezweige herum. Im August wirft das Weibchen drei bis vier nackte, blinde Junge in dasselbe Nest, welches es im Sommer zu bewohnen pflegte. Die Kinderchen wachsen außerordentlich schnell, saugen aber doch einen vollen Monat an ihrer Mutter, wenn sie auch inzwischen schon so groß geworden sind, daß sie ab und zu das Nest verlassen können. Anfangs treibt sich die Familie auf den nächsten Haselsträuchen umher, spielt mit einander und sucht dabei Nüsse. Bei dem geringsten Geräusch eilt Alles nach dem Neste zurück, dort Schutz zu suchen. Um die Mitte des Oktobers zieht sich jede Haselmaus nun in den Schlupfwinkel zurück, wo sie den Wintervorrath einsammelt, und bereitet sich aus Reisern, Laub, Nadeln, Moos und Gras eine kugelige Hülle, in welche sie sich gänzlich einwickelt; dann rollt sie sich zur Kugel zusammen und fällt in Schlaf, tiefer noch, als ihre Verwandten, denn man kann sie in die Hand nehmen und in derselben herumkugeln, ohne daß sie irgend ein Zeichen des Lebens von sich gibt. Je nach der Milde oder Strenge des Winters durchschläft sie nun ihre sechs bis sieben Monate, mehr oder weniger unterbrochen, bis die schöne, warme Frühlingssonne sie zu neuem Leben wach ruft.

Es hält sehr schwer, eine Haselmaus zu bekommen, so lange sie vollkommen munter ist, und wohl nur zufällig erlangt man sie in dieser oder jener Falle, welche man an ihren Lieblingsorten aufstellte und mit Nüssen und anderer Nahrung köderte. Hat man sie einmal in der

Hand, so hat man sie auch schon so gut als gezähmt. Niemals wagt sie, sich gegen ihren Bewältiger zur Wehre zu setzen, niemals versucht sie, zu beißen; in der höchsten Angst gibt sie blos einen quietschenden oder hellziſchenden Laut von sich. Bald aber fügt sie sich in das Unvermeidliche, läßt sich ruhig in das Haus tragen und ordnet sich ganz und gar dem Willen des Menschen unter. Sie verliert bald ihre Scheu, doch nicht ihre angeborene Schüchternheit und Furchtsamkeit, selbst, wenn sie sich gewöhnt hat, daß man mit ihr spielt, sie streichelt, sie sich auf die Hand setzt u. s. w. Man ernährt sie mit Nüssen, Obstkernen, Obst und Brod, auch wohl Weizenkörnern. Sie frißt sparsam und bescheiden, und anfangs blos bei Nacht. Wasser oder Milch trinkt sie nicht. Ihre überaus große Reinlichkeit und die Liebenswürdigkeit und Verträglichkeit, welche sie gegen ihres Gleichen zeigt, die hübschen Bewegungen und lustigen Geberden machen sie immer zum wahren Liebling des Menschen. In England wird sie als Stubenthier in gewöhnlichen Vogelbauern gehalten und ebenso wie Stubenvögel zu Markte gebracht.

Auch in der Gefangenschaft hält die Haselmaus ihren Winterschlaf, wenn die Oertlichkeit eine solche ist, die nicht immer gleichmäßig warm gehalten werden kann. Sie versucht dann, sich ein Nestchen zu bauen, und hüllt sich da hinein, oder schläft in irgend einer Ecke ihres Käfigs. Bringt man sie wieder in die Wärme, z. B. zwischen die warme Hand, so erwacht sie, bald aber schläft sie wieder ein.

* * *

(**Mäuse.**) Keine andere Familie der ganzen Ordnung versteht es, so gründlich uns zu belehren, was Nager sind, als die, welche die eigentlichen Mäuse (Mures) umfaßt. Diese Familie ist nicht blos die an Sippen und Arten reichste, sondern auch bei weitem die verbreitetste, und Dank ihrer Anhänglichkeit an den Menschen noch in steter Verbreitung begriffen, wenigstens was einzelne ihrer Arten anlangt. Ihre Mitglieder sind durchgängig kleine Gesellen; aber sie ersetzen durch ihre Zahl, was den einzelnen an Größe abgeht, mehr als vollständig. Will man ein allgemeines Bild von der Gesammtheit geben, so kann man sagen, daß die spitze Schnauze, die großen schwarzen Augen, die breiten und hohlen, sehr spärlich behaarten Ohren, der lange, behaarte oder fast noch öfter nacktschuppige Schwanz und die zierlichen Beine mit schmalen, feinen, fünfzehigen Pfoten, sowie ein kurzer, weicher Pelz unsere Familie kennzeichnet. Doch müssen diese Merkmale eben blos als ganz allgemeine gelten; denn viele eigentliche Mäuse nähern sich in ihrer Gesammtgestaltung anderen Familien unserer Ordnung: stachliges Grannenhaar erinnert an die eigentlichen Stachelmäuse oder Stachelschweine, echte Schwimmfüße, kurze Ohren und Beine an die Biber, dick behaarter Schwanz an die Eichhörnchen u. s. w. Mit solchen äußerlichen Abänderungen der allgemeinen Grundform steht natürlich auch der Bau des Gebisses mehr oder weniger im Einklang.

Die Mäuse sind Weltbürger, aber leider nicht im guten Sinne. Alle Erdtheile weisen Mitglieder aus dieser Familie auf, und jene glücklichen Inseln, welche bis jetzt noch von ihnen verschont blieben, werden sicher im Laufe der Zeit noch wenigstens von einer Art bevölkert werden, deren Wanderlust schon wahrhaft gewaltige Erfolge erzielt hat. Die Mäuse bewohnen alle Gegenden und Klimate, wenn sie auch die Ebenen gemäßigter und wärmerer Länder dem rauhen Hochgebirge oder dem kalten Norden vorziehen; aber sie finden sich so weit, als die Grenze des Pflanzenwuchses reicht, demzufolge auch noch in unmittelbarer Nähe des ewigen Schnee's der Gebirge. Wohlbebaute Gegenden, Fruchtfelder, Pflanzungen sind unbedingt ihre Lieblingsorte; sumpfige Strecken, Flußufer und Bäche bieten ihnen aber ebenfalls genug, und selbst dürre, trockene, mit wenig Gras und Buschwerk bewachsene Ebenen gewähren ihnen noch die Möglichkeit, zu leben. Einige meiden die Nähe menschlicher Ansiedelungen, andere drängen sich dem Menschen als ungebetene Gäste auf und folgen ihm überall hin, wo er neue Wohnorte gründet, selbst über das Meer. Sie bevölkern Haus und Hof, Scheuer und Stall, Garten und Feld, Wiese und Wald, überall mit gefräßigem Zahne Schaden und Unheil anrichtend. Nur die wenigsten leben einzeln oder paarweise, die meisten lieben die Geselligkeit, und manche Arten wachsen zuweilen zu ungeheuren Schaaren an, obgleich sich einzelne immer mehr oder weniger abgesondert halten. Bei fast allen ist die Vermehrung eine ganz außerordentliche; denn die Zahl der Jungen eines einzigen Wurfs schwankt zwischen sechs und einundzwanzig, und die allermeisten pflanzen sich mehrmals im Jahre, ja selbst im Winter fort.

Die Mäuse sind in jeder Weise geeignet, den Menschen zu plagen und zu quälen. Alle ihre Eigenschaften scheinen sie besonders hierzu zu befähigen. Sie sind gewandt und behend in

ihren Bewegungen, können vortrefflich laufen, springen, klettern, schwimmen; sie verstehen es, sich durch die engsten Oeffnungen zu zwängen, oder, wenn sie keine Zugänge finden, sich mit ihrem scharfen Gebiß Wege zu eröffnen. Sie treiben ihr Wesen am liebsten bei Nacht, und vereiteln dadurch Verfolgungen, denen Tagthiere ausgesetzt sein würden; sie sind ziemlich klug und vorsichtig, aber ebenso auch dreist, frech, unverschämt, listig und muthig. Ihre Sinne sind durchgehends fein, wenn auch der Geruch und das Gehör die übrigen bei weitem übertreffen. Ihre Nahrung besteht aus allen eßbaren Stoffen des Pflanzen- und Thierreichs. Samen, Früchte, Wurzeln, Rinde, Kräuter, Gras, Blüthen, welche ihre natürliche Nahrung bilden, werden nicht minder gern von ihnen verzehrt, als Kerbthiere, Fleisch, Fett, Blut und Milch, Butter und Käse, Haut und Knochen; und was sie nicht fressen können, zernagen und zerbeißen sie wenigstens, wie Papier und Holz. Wasser trinken sie im Allgemeinen nur selten; dagegen sind sie äußerst lüstern auf alle nahrungsreicheren Flüssigkeiten und verstehen es, sich derselben in der listigsten Weise zu bemächtigen. Die meisten zwar führen ihre Speise mit den Vorderpfoten zum Munde, wie die übrigen Nager; aber manche, wie die Ratten, benutzen unter Umständen auch ihren Schwanz, um zu Nahrungsvorräthen zu gelangen, welche ihnen sonst unzugänglich wären. Sie tauchen ihn z. B. in Gefäße ein, welche mit Oel oder Milch gefüllt sind, und lecken ihn dann ab. Dabei verwüsten sie regelmäßig weit mehr, als sie verzehren, und werden dadurch zu den allerunangenehmsten Feinden des Menschen. Einige Arten halten einen Winterschlaf und tragen sich vorher Nahrungsvorräthe ein; andere unternehmen zeitweilig in ungeheuren Schaaren Wanderungen, welche ihnen aber gewöhnlich sehr verderblich werden.

Für die Gefangenschaft eignen sich nur wenige Arten; denn blos der geringste Theil aller Mäuse erfreut durch seine leichte Zähmbarkeit und die Verträglichkeit mit anderen seiner Art. Die übrigen bleiben auch im Käfig unangenehme, unverträgliche, bissige Geschöpfe, welche die ihnen gewidmete Freundschaft und Pflege schlecht vergelten. Eigentlichen Nutzen gewähren die Mäuse nie, denn, wenn man auch von dieser oder jener Art das Fell benutzt oder selbst das Fleisch ißt, so kommt doch beides gar nicht in Betracht gegen den außerordentlichen Schaden, welchen die Gesammtheit der Familie anrichtet.

Als eine besondere Sippe unserer Familie hat man die Rennmäuse (Meriones) angesehen, obwohl sie den echten Mäusen in jeder Hinsicht sich innig anschließen. Ihre Heimat beschränkt sich auf Afrika, das südliche Asien und das südöstliche Europa. Dem Namen entsprechend sind ihre Bewegungen außerordentlich rasch und lebhaft, ja es wird behauptet, daß sie Sätze von 12 bis 15 Fuß ausführen können. Sie graben sich seichte, unterirdische Gänge, am liebsten in wohlbebauten Gegenden, und richten im Getreide durch ihre Gefräßigkeit und die Vorräthe, die sie einschleppen, große Verwüstungen an, weshalb sie gehaßt und eifrig verfolgt werden. Mitunter trifft man sie auch inmitten dürrer Ebenen, meilenweit von Gewässern entfernt, so daß sie das Wasser ganz entbehren zu können scheinen.

Die feiste Rennmaus (Meriones — Psammomys — obesus) hat etwa die Größe unserer Wanderratte; sie wird 12 Zoll lang, wovon der Schwanz 5 Zoll wegnimmt. Oben ist sie röthlich sandfarben, schwarz gesprenkelt, an den Seiten und unten lichtgelb.

In Aegypten sieht man diese Maus oft genug. Sie bewohnt sandige Stellen der Wüste, besonders häufig auch jene Schuttberge, welche alle Städte des Pharaonenlandes umgeben. Hier legt sie sich verzweigte, ziemlich tiefe Röhren und Gänge an, am liebsten unter und zwischen dem niederen Gestrüpp und den wenigen kriechenden Pflanzen, welche ihre Wohnorte spärlich genug bedecken und ihr zugleich das tägliche Brod sind. Da diese Rennmaus auch am Tage vor dem Baue erscheint, kann man sie leicht beobachten. Oft sieht man ihrer zehn bis funfzehn umherrennen, mit einander spielend verkehren.

Das Gefangenleben der feisten Rennmaus hat Dehne am besten und ausführlichsten beschrieben. „Man kann", sagt derselbe, „die Sandmaus den hübschesten Thieren beizählen, die man aus der Ordnung der Nager zum Vergnügen hält. Sie wird ungemein zahm, verläßt den Käfig, läuft sorglos auf dem Tisch umher und läßt sich ergreifen und nehmen, ohne Miene zum Beißen zu machen. Dabei ist sie sehr reinlich und verbreitet gar keinen unangenehmen Geruch; namentlich die Jungen sind allerliebst. Ihre großen, nicht sehr vorstehenden Augen



Die gewöhnliche Hausratte (Mus Rattus).

und ihr schöner Pelz tragen viel zum angenehmen Eindruck bei, welchen diese netten Thierchen auf den Beschauer machen; selbst ihre dichtbehaarten Schwänze mit schwarzen Endquasten gereichen ihnen sehr zur Zierde."

Die eigentlichen Ur- und Vorbilder der ganzen Familie, die Ratten und Mäuse, sind in ihrem Treiben und Wesen nur zu bekannt. Unter ihnen finden sich jene Arten, welche mit den Menschen über die ganze Erde gezogen sind und sich gegenwärtig auch auf den ödesten Inseln angesiedelt haben. Es ist noch nicht so lange her, daß diese Weltverbreitung der Thiere Statt fand; ja, man kennt an vielen Orten noch genau die Jahreszahl, in welcher sie zuerst auftraten: gegenwärtig aber haben sie ihre Rundreise um den Erdball vollendet. Nirgends dankt ihnen der Mensch die unverwüstliche Anhänglichkeit, welche sie an seine Person, an sein Haus und seinen Hof an den Tag legen; überall verfolgt und haßt er sie auf das schonungsloseste; alle Mittel setzt er in Bewegung, um sich von ihnen zu befreien: und dennoch bleiben sie ihm zugethan, treuer als irgend ein anderes Thier. Leider hat diese Anhänglichkeit nur einen unedlen Grund: die Mäuse folgen dem Menschen blos um deshalb, weil sie in ihm ihren Ernährer und Versorger erblicken; die anhänglichen Hausfreunde sind zugleich die schändlichsten, abscheulichsten Hausdiebe, welche mit ihren spitzbübischen Werkzeugen sich überall einzunisten wissen und ihrem Gastfreunde Schaden auf Schaden, Verlust auf Verlust bereiten. Hierin ist es zu suchen, daß alle wahren Mäuse schlechtweg für häßliche, garstige Thiere erklärt werden, obgleich sie dies in Wahrheit durchaus nicht alle sind. Manche müssen im Gegentheil höchst schmucke, anmuthige, nette Gesellen genannt werden, und wir würden ihnen unbedingt unsere Zuneigung schenken, wollten sie uns weniger mit ihren Besuchen beehren, als sie dies zu thun pflegen.

Schon im gewöhnlichen Leben unterscheidet man zwei Hauptgruppen, die Ratten und Mäuse, und diese Unterscheidung nimmt auch die Wissenschaft an. Die Ratten sind die

plumperen und häßlicheren, die Mäuse die leichteren und zierlicheren Gestalten. Bei jenen hat der Schwanz zwischen 200 und 260 Schuppenringe, bei diesen nur zwischen 120 und 180; dort sind die Füße dick und plump, hier schlank und fein; die Ratten werden im ausgewachsenen Zustande über zwölf Zoll, die Mause nur gegen neun Zoll lang.

In unserem Vaterland wohnen noch immer zwei Rattenarten hier und da neben einander, wenn auch gegenwärtig die stärkere Art sich bereits an vielen Orten der unbeschränkten Herrschaft des menschlichen Eigenthums bemächtigt hat. Diese beiden Arten sind die gewöhnliche Hausratte und die Wanderratte. Erstere (Mus Rattus) ist ziemlich einfarbig. Die Oberseite ihres Körpers und des Schwanzes ist dunkelbraunschwarz. Diese Färbung geht ganz allmählig in die nur wenig hellere, grauschwarze der Unterseite über. Der Schwanz, welcher etwas länger als der Körper ist, hat 250 bis 260 Schuppenringe, die Gaumenfalten sind glatt. Alte, ausgewachsene Männchen werden ungefähr 13 Zoll lang; hiervon kommen 6 Zoll auf den Leib.

Wann diese Art eigentlich erst in Europa erschienen ist, läßt sich mit Gewißheit nicht bestimmen. In den Schriften der Alten hat man bis jetzt noch keine Stelle aufgefunden, welche auf die Hausratte bezogen werden könnte. Albertus Magnus ist der erste Thierkundige, welcher sie als deutsches Thier aufführt; demnach war sie also im zwölften Jahrhundert bereits bei uns heimisch. Möglicherweise stammt sie, wie ihre stärkere Schwester, aus Persien, wo sie noch gegenwärtig in unglaublicher Anzahl vorkommt. Bis in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts genoß sie in Europa die Alleinherrschaft; von dieser Zeit an hat ihr die Wanderratte das Gebiet streitig gemacht, und damit ist sie auch mehr und mehr zurückgedrängt und ausgerottet worden. Anfangs haben beide eine Zeit lang neben einander gewohnt; aber bald ist jene überwiegend geworden, und die Hausratte ist in demselben Maße verschwunden, wie die Wanderratte vordrang. Doch ist sie auch zur Zeit noch so ziemlich über alle Theile der Erde verbreitet, vielleicht mit Ausnahme der kältesten Länder; aber sie kommt nicht mehr in geschlossenen Massen, sondern überall nur einzeln vor. Auch sie folgte dem Menschen durch alle Klimate der Erde, sie wanderte mit ihm zu Land und zu Meer durch die Welt. Unzweifelhaft war sie früher in Amerika, Australien und Afrika nicht heimisch, aber die Schiffe brachten sie an alle Küsten, und von den Küsten aus wanderte sie weiter und weiter in die Länder hinein. Gegenwärtig findet man sie noch in den südlichen Theilen von Asien, zumal in Persien und Indien, in Afrika, vorzüglich in Aegypten und der Berberei, sowie am Kap der guten Hoffnung, in Amerika aller Orten, und in Australien nicht nur in jeder europäischen Ansiedlung, sondern auch auf den fernsten Inseln des stillen Weltmeeres.

Die Wanderratte (Mus decumanus) ist um ein Beträchtliches größer, nämlich gegen 16 Zoll lang, wovon auf den Schwanz nur sieben Zoll kommen. Ihre Färbung ist auf der Ober- und Unterseite des Leibes verschieden; sie ist zweifarbig. Der ganze Obertheil des Körpers und Schwanzes ist bräunlichgrau, die Unterseite scharf abgesetzt grauweiß; der Schwanz hat ungefähr 210 Schuppenringe, die Gaumenfalten sind gekörnt. Gewöhnlich ist die Mittellinie des Rückens etwas dunkler, als die Seite des Leibes, welche mehr ins Gelblichgraue spielt. Der Haargrund ist oben braungrau, unten lichter, meist blaßgrau. Zuweilen finden sich auf der Oberseite der Vorderfüße eigenthümliche bräunliche Härchen; auch kommen ganz weiße Thiere mit rothen Augen vor.

Mit großer Wahrscheinlichkeit läßt sich annehmen, daß das ursprüngliche Vaterland der Wanderratte Mittelasien, und zwar Indien oder Persien, gewesen ist. Erst Pallas beschreibt die Wanderratte mit Sicherheit als europäisches Thier. Er berichtet, daß sie im Herbst 1727 nach einem Erdbeben in großen Massen aus den kaspischen Ländern und von der kumanischen Steppe aus in Europa eingerückt sei. Sie setzte bei Astrachan in großen Haufen über die Wolga, und verbreitete sich von hier rasch nach Westen hin. Fast zu derselben Zeit, im Jahre 1732 nämlich, wurde sie auf Schiffen von Ostindien aus nach England herüber verschleppt, und nunmehr begann sie auch von hier aus ihre Weltwanderung. In Ostpreußen erschien sie im Jahre 1750, in Paris bereits 1753, in Deutschland war sie schon 1780 überall häufig; in Dänemark kennt man sie erst seit ungefähr sechzig Jahren, und in der Schweiz erst seit dem Jahre 1809 als einheimisches Thier. Im Jahre 1775 wurde sie nach Nordamerika verschleppt und erlangte hier ebenfalls in kürzester Zeit eine unglaublich große Verbreitung; doch war sie im Jahre 1825 noch nicht weit über Kingston hinaus in Oberkanada vorgedrungen, und noch vor wenigen Jahren hatte sie den oberen Missouri noch nicht erreicht. Wann sie in Spanien, in Marokko, in Algerien, Tunis, Aegypten, am Kap der guten Hoffnung und in anderen



Die Wanderratte (Mus decumanus).

Häfen Afrika's erschien, ist nicht zu bestimmen; soviel steht aber fest, daß sie gegenwärtig auch über alle Theile des großen Weltmeeres verbreitet und selbst auf den ödesten und einsamsten Inseln zu finden ist. Größer und stärker, als die Hausratte, bemächtigt sie sich überall der Orte, wo diese früher ruhig lebte, und nimmt in demselben Grade zu, wie jene abnimmt.

In der Lebensweise, in den Sitten und Gewohnheiten, im Vorkommen u. s. w. ähneln sich beide Ratten so außerordentlich, daß man ganz wohl ihre Beschreibung in Einem vereinigen kann. Wenn man festhalten will, daß die Wanderratte mehr die unteren Räumlichkeiten der Gebäude und namentlich feuchte Keller und Gewölbe, sowie Abzugsgräben, Schleußen, Senkgruben, Fleete und Flußufer bewohnt, während die Hausratte den oberen Theil des Hauses, die Kornböden, Dachkammern ꝛc. vorzieht, wird nicht viel mehr übrig bleiben, was beiden Arten nicht gemeinsam wäre. Die eine wie die andere Art dieses Ungeziefers bewohnt alle nur möglichen Räumlichkeiten der menschlichen Wohnungen und alle nur denkbaren Orte, welche Nahrung versprechen. Vom Keller an bis zum Dachboden hinauf, vom Prunkzimmer an bis zum Abtritt, vom Palast an bis zur Hütte, überall sind sie zu finden. Wo sie keinen Weg haben, bahnen sie sich einen; durch die stärksten Eichenbohlen und durch dicke Mauern nagen und wühlen sie sich hindurch. Nur, wenn man die Grundmauern tief einsenkt in die Erde, mit festem Cäment alle Fugen zwischen den Steinen ausstreicht und vielleicht zur Vorsorge noch zwischen dem Gemäuer eine Schicht von Glasscherben einfügt, ist man vor ihnen sicher.

Und dieses Zerstören der Wohnungen, dieses abscheuliche Zernagen und Durchwühlen der Wände ist doch das geringste Unheil, welches die Ratten anrichten. Noch weit größeren Schaden bringen sie durch ihre Nahrung. Ihnen ist alles Genießbare recht. Der Mensch ißt Nichts, was die Ratten nicht auch fräßen, und nicht beim Essen bleibt es, sondern es geht auch an das, was der Mensch trinkt. Nicht zufrieden mit dem schon so reichhaltigen Speisezettel, fallen die Ratten auch noch gierig über andere Stoffe her, unter Umständen selbst über lebende Wesen. Die schmuzigsten Abfälle des menschlichen Haushaltes sind den Ratten sehr häufig noch immer recht. Das verfaulende Aas findet an ihnen Liebhaber. Sie fressen Leder und Horn, Körner und Baumrinde, oder besser gesagt, alle nur denkbaren Pflanzenstoffe; was sie nicht fressen

können, das zernagen sie wenigstens. Es sind verbürgte Beispiele bekannt, daß sie kleine Kinder bei lebendigem Leibe angefressen haben, und jeder größere Gutsbesitzer hat erfahren, wie arg sie seinen Hofthieren nachstellen. Recht fetten Schweinen fressen sie Löcher in den Leib, dicht zusammengeschichteten Gänsen die Schwimmhäute zwischen den Zehen weg, auf den Eiern brütenden Truthennen Löcher in die Schenkel und in den Rücken; junge Enten ziehen sie ins Wasser, ersäufen sie dort und holen sie dann ganz ruhig, unbekümmert um die Anstrengung der Alten, an das Land, dort behaglich sie verspeisend. Wenn sie sich mehr als gewöhnlich an einem Orte vermehren, ist es wahrhaft kaum zum Aushalten. Und es gibt solche Orte, wo sie in einer Menge auftreten, von welcher wir uns glücklicherweise keinen Begriff machen können. In Paris erschlug man während vier Wochen in einem einzigen Schlachthause 16,000 Stück, und in einer Abdeckerei in der Nähe dieser Hauptstadt verzehrten sie binnen einer einzigen Nacht 35 Pferdeleichen bis auf die Knochen. Sobald sie merken, daß der Mensch ihnen gegenüber ohnmächtig ist, nimmt ihre Frechheit in wahrhaft erstaunlicher Weise zu. Las Cases erzählt, daß Napoleon am 27. Juni 1816 nebst seinen Gefährten ohne Frühstück bleiben mußte, weil die Ratten in der vergangenen Nacht in die Küche eingedrungen waren und Alles fortgeschleppt hatten. Sie waren dort in großer Menge vorhanden, sehr böse und außerordentlich unverschämt. Gewöhnlich brauchten sie nur wenige Tage, um die Mauern und Breterwände der armseligen Wohnung des großen Kaisers zu durchnagen. Während der Mahlzeit Napoleons kamen sie in den Saal, und nach dem Essen wurde förmlich Krieg mit ihnen geführt. Als der Kaiser einst abends seinen Hut wegnehmen wollte, sprang eine große Ratte aus diesem heraus. Die Stallleute wollten gern Federvieh halten, mußten aber darauf verzichten, weil die Ratten es wegfraßen. Sie holten das Geflügel ohne weiteres nachts sogar von den Bäumen herunter, auf welchen es schlief.

Namentlich die Seeleute sind oft recht übel daran. Es gibt kein größeres Schiff ohne Ratten. Auf den alten Fahrzeugen sind sie nicht auszurotten, und die neuen besetzen sie augenblicklich, sobald dieselben ihre erste Ladung einnehmen. Auf langen Seereisen nun vermehren sich die Ratten, zumal, wenn sie genug zu fressen haben, in bedeutender Menge, und dann ist kaum auf dem Schiffe zu bleiben. Als Kane's Schiff bei seiner Polarreise in der Nähe des achtzigsten Breitengrades festgefroren war, hatten sich die Ratten so vermehrt, daß sie fürchterlichen Schaden thaten.

In allen Leibesübungen sind die Ratten Meister. Sie laufen rasch und geschickt, klettern vortrefflich, sogar an ziemlich glatten Wänden empor, schwimmen meisterhaft, führen mit Sicherheit ziemlich weite Sprünge aus und graben recht leidlich, wenn auch nicht gern ausdauernd nach einander. Die stärkere Wanderratte scheint noch geschickter zu sein, als die Hausratte; wenigstens schwimmt sie bei weitem besser und scheint ihrer Verwandten auch im Klettern überlegen zu sein.

Unter ihren Sinnen stehen Gehör und Geruch obenan, namentlich das erstere ist vortrefflich; aber auch das Gesicht ist nicht schlecht, und den Geschmack bethätigen die Ratten nur allzu oft in Vorrathskammern, wo sie sich sicher immer die leckersten Speisen auszusuchen wissen. Ueber ihre geistigen Fähigkeiten brauche ich nach dem Angegebenen nicht mehr viel zu sagen. Verstand kann man ihnen wahrlich nicht absprechen, und noch viel weniger eine berechnende List und eine gewisse Schlauheit, mit welcher sie sich den Gefahren der verschiedensten Art zu entziehen wissen.

Wie bereits bemerkt, herrscht zwischen den beiden Rattenarten ein ewiger Streit, welcher regelmäßig mit dem Untergange der schwächeren Art endet; aber auch die einzelnen Ratten unter sich kämpfen und streiten beständig. Nachts hört da, wo sie häufig sind, das Poltern und Lärmen keinen Augenblick auf.

Ungefähr einen Monat nach der Paarung wirft das Weibchen 5 bis 21 Junge, kleine, allerliebste Thierchen, welche Jedermann gefallen würden, wenn sie nicht Ratten wären. Dehne, welcher Albinos der Wanderratte lebend hielt, sagt über die erste Jugendzeit der Jungen und über das Betragen der Alten Folgendes: „Am 1. März 1852 bekam ich von einer weißen Ratte sieben Junge. Sie hatte sich in ihrem Drahtkäfig ein dichtes Nest von Stroh gemacht. Die Jungen hatten die Größe der Maikäfer und sahen blutroth aus. Bei jeder Bewegung der Mutter ließen sie ein feines, durchdringendes Piepen hören. Am 8. waren sie schon ziemlich weiß. Vom 13. bis 16. wurden sie sehend. Am 18. abends kamen sie zum ersten Male zum Vorschein; als aber die Mutter bemerkte, daß sie beobachtet wurden, nahm sie eine nach der andern ins Maul und schleppte sie in das Nest. Einzelne kamen jedoch wieder aus einem andern Loche hervor. Allerliebste Thierchen von der Größe der Zwergmäuse. Am 21. hatten

sie schon die Größe gewöhnlicher Hausmäuse, am 28. die der Waldmäuse. Sie saugten noch dann und wann (ich sah sie sogar noch am 2. April saugen), spielten mit einander, jagten und balgten sich auf die gewandteste und unterhaltendste Weise, setzten sich auch wohl zur Abwechselung auf den Rücken der Mutter und ließen sich von derselben herumtragen. Sie übertrafen an Possirlichkeit bei weitem die weißen Hausmäuse."

„Bereits am 9. April bekam die Alte abermals Junge. Von den am 1. März geborenen brachte ein Weibchen schon nach 103 Tagen Junge zur Welt, die sie jedoch, nachdem sie nur 12 Tage alt geworden, sämmtlich auffraß."

„Der eigenthümliche, so höchst unangenehme Geruch, welchen die gewöhnlichen Mäuse verbreiten, fehlt den weißen Wanderratten gänzlich, wenn man von ihrem Futter Fleisch und Fett ausschließt."

„Sie lieben die Gesellschaft ihres Gleichen. Oft machen sie sich ein gemeinschaftliches Nest und erwärmen sich gegenseitig, indem sie darin dicht zusammenkriechen; stirbt aber eine von ihnen, dann machen sich die übrigen gleich über sie her, beißen ihr erst den Hirnschädel auf, fressen den Inhalt, und verzehren dann nach und nach die ganze Leiche mit Zurücklassung der Knochen und des Felles. Die Männchen muß man sogleich, wenn die Weibchen trächtig sind, absperren; denn sie lassen diesen keine Ruhe und fressen auch die Jungen am ersten. Außerordentlich groß ist übrigens die Lebenszähigkeit dieser Thiere."

„Die unteren Nagezähne wachsen den zahmen Ratten oft bis zu einer unglaublichen Länge und sind dann schraubenförmig gewunden. Ich habe auch gesehen, daß sie durch das Backenfell gewachsen waren und die Ratten derart am Fressen verhinderten, daß diese endlich verhungern mußten."

Im Freileben kommt unter den Ratten zuweilen eine ganz eigenthümliche Krankheit vor. Mehrere von ihnen verwachsen untereinander mit den Schwänzen und bilden dann den sogenannten Rattenkönig, den man sich in früheren Zeiten freilich ganz anders vorstellte, als gegenwärtig, wo man ihn in diesem oder jenem Museum sehen kann. Früher glaubte man, daß der Rattenkönig, geschmückt mit goldner Krone, auf einer Gruppe innig verwachsener Ratten throne und von hier aus den ganzen Rattenstaat regiere! Soviel ist sicher, daß zuweilen eine ganze Anzahl fest mit den Schwänzen verwickelter Ratten gefunden wird, welche, weil sie sich nicht bewegen können, von Mitleidigen ihrer Art ernährt werden müssen. Die eigentliche Ursache dieser Erscheinung ist bis jetzt noch nicht genügend bekannt geworden. Man glaubt, daß eine eigenthümliche Ausschwitzung der Rattenschwänze ein Aufeinanderkleben derselben zur Folge habe, ist aber nicht im Stande, etwas Sicheres darüber zu sagen. In Altenburg bewahrt man einen Rattenkönig auf, welcher aus 27 Stück Ratten gebildet wird; in Bonn, bei Schnepfenthal, in Frankfurt, in Erfurt und in Lindenau bei Leipzig hat man andere aufgefunden. Der letztgenannte ist von Amtswegen genau beschrieben worden, und wir glauben unseren Lesern einen Dienst zu erzeigen, wenn wir hier den Inhalt der betreffenden Akten folgen lassen.

Am 22. Februar 1774 erscheint bei der Landstube

Christian Kaiser, Mühlknappe zu Lindenau, und sagt aus:

„Es sei wirklich der Wahrheit gemäß, daß er am 12. Januar einen Rattenkönig von 16 Stück Ratten in der Mühle zu Lindenau gefangen habe. Besagten Tages habe er in der Mühle und zwar bei einer Treppe in einem Unterzuge ein Geräusch gehört, worauf er da die Treppe hinaufgegangen, einige Ratten bei sothanem Unterzuge gucken sehen, welche er mit einem Stück Holz todtgeschlagen. Hierauf hätte er eine Leiter an gedachten Ort angelegt, um zu sehen, ob noch mehr Ratten wären, und diesen Rattenkönig mit Beihilfe einer Axt auf den Platz geschmissen, und hätten viele noch gelebt, weil sie heruntergefallen, welche er aber nach einiger Zeit auch todtgeschmissen. Sechszehn Stück Ratten wären an einander feste geflochten gewesen und zwar 15 Stück mit den Schwänzen, die 16. aber mit einer anderen auf dem Rücken mit dem Schwanze in ihren Haaren eingeflochten gewesen. Durch das Herunterfallen von dem berührten Unterzuge wäre keine von der andern abgelöst gewesen, auch hätten nachher noch viele einige Zeit gelebt und gesprungen, sich aber nicht von einander durch das Springen losmachen können. So feste wären sie in einander geflochten gewesen, daß er nicht glaubte, daß es möglich gewesen, wenigstens mit schwerer Mühe, sie von einander zu reißen u. s. w."

Nun folgen noch einige andere Zeugenberichte, welche wesentlich dasselbe feststellen. Und endlich findet sich die Beschreibung des Arztes und Wundarztes, welche auf Wunsch der Landstube die Sache genauer untersuchten. Der betreffende Arzt theilt darüber Folgendes mit:

„Um zu untersuchen, was von der von Vielen sehr fabelhaft erzählten Geschichte des Rattenkönigs zu halten sei, habe ich mich am 16. Januarii nach Lindenau begeben und daselbst gefunden,

daß in der Schenke zum Posthorn in einem kühlen Zimmer auf einem Tische eine Anzahl von 16 todten Ratten gelegen, davon 15 Stück mit den Schwänzen, gleich als ein aus vielen Enden bestehender Strick, in einen großen Knoten in einander so verwickelt, daß einige dieser Schwänze ganz in den Knoten bis ungefähr 1 bis 2 Zoll von dem Rumpfe an verknüpft gewesen. Ihre Köpfe waren nach der Peripherie, die Schwänze nach dem Centro, so der aus ihnen bestehende Knoten ausmacht, gerichtet" u. s. w.

Es ist möglich, daß derartige Verbindungen öfter vorkommen, als man annimmt, die wenigsten aber werden gefunden, und an den meisten Orten ist der Aberglaube noch so groß, daß man einen etwa entdeckten Rattenkönig gewöhnlich sobald als möglich vernichtet.

Hierzu giebt Lenz einen für sich selbst redenden Beleg. In Döllstedt, einem zwei Meilen von Gotha gelegenen Dorfe, wurden im Dezember des Jahres 1822 zwei Rattenkönige zu gleicher Zeit gefangen. Drei Drescher, welche in der Scheuer des Forsthauses ein lautes Quieken vernahmen, suchten mit Hilfe des Knechtes nach und fanden, daß der starke Tragbalken des Stalles von oben ausgehöhlt war. In dieser Höhle sahen sie eine Menge lebender Ratten, wie sich nachher herausstellte, ihrer 42 Stück. Der Knecht übernahm das Geschäft, die Ratten, welche ihren Wohnsitz nicht verlassen wollten oder nicht verlassen konnten, hervorzuholen und auf die Scheuertenne hinabzubringen. Dort sahen dann die vier Leute mit Staunen, daß 28 Ratten mit ihren Schwänzen festverwachsen und um diesen Schwanzknäuel regelmäßig vertheilt im Kreise waren. Die übrigen 14 Ratten waren genau ebenso verwachsen und vertheilt. Alle 42 schienen von großem Hunger geplagt zu sein und quiekten fortwährend, sahen aber durchaus gesund aus; alle waren von gleicher und zwar so bedeutender Größe, daß sie jedenfalls vom letzten Frühjahre sein mußten. Ihrer Färbung nach zu schließen, waren es Hausratten. Sie sahen ganz rein und glatt aus, und man konnte kein Anzeichen bemerken, daß etwa vorher welche gestorben waren. Ihrer Gesinnung nach waren sie vollkommen friedlich und gemüthlich, ließen Alles über sich ergehen, was das vierköpfige Gericht über sie beschloß, und musicirten bei jeder über sie verhängten Handlung in gleicher Melodie. Der Vierzehnender ward lebend in die Stube des Forstaufsehers getragen, und dahin kamen dann unaufhörlich Leute, um das wunderbare Ungeheuer zu beschauen. Nachdem die Schaulust der Dorfbewohner befriedigt war, endete das Schauspiel damit, daß die Drescher ihren Gefangenen im Triumph auf die Miststätte trugen und ihn dort unter dem Beifall der Menge so lange draschen, bis er seine vierzehn Geister aufgab. Sie packten ihn nun noch mit zwei Mistgabeln, stachen fest ein und zerrten mit großer Gewalt nach zwei Seiten, bis sie drei Ratten von den übrigen losgerissen. Die drei Schwänze zerrissen dabei nicht, hatten auch Haut und Haare noch; sie zeigten aber die Eindrücke, welche sie von den anderen Schwänzen bekommen hatten, ganz wie Riemen, welche lange mit einander verflochten gewesen sind.

Unzählbar sind die Mittel, welche man schon angewandt hat, um die Ratten zu vertilgen. Fallen aller Art werden gegen sie aufgestellt mit mehr oder weniger gutem Erfolge, und eine Zeit lang hilft auch die eine oder die andere Art der Rattenjagd wenigstens in Etwas. Merken die Thiere, daß sie sehr heftig verfolgt werden, so wandern sie nicht selten aus, aber sie kommen wieder, wenn die Verfolgung nachläßt. Die gewöhnlichsten Mittel zur Vertilgung der Ratten bleiben Gifte verschiedener Art, welche man an ihren Lieblingsorten aufstellt; aber ganz abgesehen davon, daß man die vergifteten Thiere auf eine greuliche Weise zu Tode martert, bleibt dieses Mittel immer gefährlich; denn die Ratten brechen gern einen Theil des Gefressenen wieder aus, vergiften unter Umständen Getreide oder Kartoffeln, und können dadurch anderen Thieren und auch den Menschen sehr gefährlich werden. Besser ist es, ihnen ein Gemisch von Malz und ungelöschtem Kalk vorzusetzen, welches, wenn sie es gefressen haben, ihren Durst erregt und den Tod herbeiführt, sobald sie das zum Löschen des Kalkes erforderliche Wasser eingenommen haben.

Die besten Vertilger der Ratten bleiben unter allen Umständen ihre natürlichen Feinde, vor allen die Bussarde, Eulen, Raben, Wiesel, Katzen und Pintscher, obgleich es oft vorkommt, daß die Katzen sich nicht an die Ratten wagen, zumal an Wanderratten. Es giebt jedoch, wie unter allen Hausthieren, auch unter den Katzen gute Familien, deren Glieder mit wahrer Leidenschaft der Rattenjagd obliegen, obgleich sie anfangs viel Mühe haben, die bissigen Nager zu überwältigen. Uebrigens ist es gar nicht so nothwendig, daß eine Katze wirklich



Die Hausmaus (Mus Musculus). (S. 431.)

eifrig Ratten fängt; sie vertreibt dieselben schon durch ihr Umherschleichen in Stall und Scheuer, Keller und Kammer. Es ist sicherlich höchst ungemüthlich für die Ratte, diesen Erzfeind in der Nähe zu haben. Sie wandert lieber aus an Orte, wo sie unbehelligter wohnen kann, und somit bleibt die Katze immer der beste Gehilfe des Menschen, wenn es gilt, so lästige Gäste zu vertreiben. Kaum geringere Dienste leisten Iltis und Wiesel, ersterer im Hause, letzteres im Garten und an den hinteren Seiten der Ställe.

An einzelnen Ratten hat man bei großer Gefahr eine besondere List beobachtet. Sie stellen sich todt, wie das Opossum.

Schließlich wollen wir zu Nutz und Frommen mancher Leser eine vortreffliche Falle anführen. An recht besuchten Gangstraßen der Ratten legt man eine vier Fuß tiefe Grube an und kleidet sie innen mit glatten Steinplatten aus. Die Grube muß oben halb so weit sein, als unten, so daß die Wände nach allen Seiten überhangen und demnach ein Heraufklettern der in diese Grube gegangenen Ratten unmöglich machen. Nun gießt man auf dem Boden geschmolzenes Fett, mit Wasser verdünnten Honig und andere wohlriechende Stoffe aus, setzt ein thönernes, etwa zwei Zoll hohes Gefäß, welches oben eine ganz enge Oeffnung hat, da hinein, tränkt es mit Honig und füllt es mit Mais, Weizen, Hanf, Hafer, etwas gebratenem Speck und anderen Leckerbissen an. Dann kommt etwas Häckerling auf den Boden der Grube und endlich ein Gitter über den Eingang, damit nicht zufällig ein Huhn oder ein junges ungeschicktes Hausthier da hineinfällt. Nunmehr kann man das Ganze sich selbst überlassen. „Der liebliche Duft und der warme Häckerling", sagt Lenz, „verleitet den bösen Feind, lustig und erwartungsvoll in den Abgrund zu springen. Dort riecht Alles gar schön nach Speck, Honig, Käse, Körnern; man muß sich aber mit dem bloßen Geruche benügen, weil das Innere nicht zugänglich ist, und so bleibt nichts Anderes übrig, als daß ein Gefangener immer den andern auffrißt."

Weit anmuthiger und zierlicher, als diese häßlichen, langgeschwänzten Hausdiebe, sind die Mäuse, obwohl auch sie trotz ihrer schmucken Gestalt, ihres heitern und netten Wesens



Die Waldmaus (Mus sylvaticus). Die Brandmaus (Mus agrarius).

gar arge Feinde des Menschen sind und von diesem verfolgt werden, fast mit demselben Ingrimm, wie ihre größeren Verwandten. Man darf wohl sagen, daß Jedermann eine im Käfig eingesperrte Maus für ein reizendes Säugethier erklären wird, und selbst die Frauen, welche gewöhnlich einen zwar vollkommen ungerechtfertigten, aber dennoch gewaltigen Schrecken empfinden, wenn in der Küche oder im Keller eine Maus über den Weg läuft, müssen eine gefangene Maus für ein hübsches Geschöpfchen erklären. Aber freilich, die spitzen Nagezähne und die Leckerhaftigkeit der Mäuse sind zwei Dinge, welche auch ein zartes Frauenherz mit Ingrimm und Zorn erfüllen können.

In Deutschland leben vier echte Mäuse; es sind dies die Haus-, Wald-, Feld- und Zwergmaus. Namentlich die erste und die letzte verdienen eine ausführlichere Beschreibung.

Die Hausmaus (Mus Musculus) hat in ihrer Gestalt noch immer einige Aehnlichkeit mit der Hausratte, obgleich sie weit zarter und ebenmäßiger gebaut ist und dieser auch an Größe bedeutend nachsteht. Ihre Gesammtlänge beträgt ungefähr 7 Zoll, davon kommen 3½ Zoll auf den Körper. Der Schwanz hat 180 Schuppenringe. Sie ist einfarbig: die gelblichgrauschwarze Oberseite des Körpers und des Schwanzes geht ganz allmählig in die etwas hellere Unterseite über; Füße und Zehen sind gelblichgrau.

Die Waldmaus (Mus sylvaticus) wird fast 9 Zoll lang, der Schwanz gegen 4½ Zoll. Er hat ungefähr 150 Schuppenringe. Sie ist zweifarbig. Die Oberseite des Körpers und Schwanzes ist braungelblichgrau, die Unterseite scharf abgesetzt weiß, ebenso die Füße und Zehen. Beide Arten kann man wegen ihrer längeren Ohren von den folgenden trennen. Bei diesen erreicht das Ohr nur ungefähr den dritten Theil der Kopfeslänge und ragt, an die Kopfseiten angedrückt, nicht bis zum Auge hervor, während es bei jenen die halbe Kopfeslänge erreicht, und, an die Kopfseite angedrückt, bis zum Auge reicht.

Die Brandmaus (Mus agrarius) wird ungefähr 7¼ Zoll lang; hiervon kommen 3¼ Zoll auf den Schwanz. Die Oberseite des Körpers ist braunroth mit schwarzen Längs-

streifen über den Rücken, die Unterseite und die Füße sind abgesetzt weiß; das Thier ist also dreifarbig. Der Schwanz hat ungefähr 120 Schuppenringe.

Ueber die Zwergmaus (Mus minutus) werden wir weiter unten ausführlich sprechen.

Alle diese Mäuse ähneln sich in ihrem Aufenthalt, in ihrem Wesen und Betragen ungemein, obgleich die eine oder die andere darin ihr Eigenthümliches hat. In Einem stimmen alle vier überein: sie zeigen, wenigstens zeitweilig, große Vorliebe für den Menschen; denn alle vier finden sich, zumal im Winter, recht häufig in den Häusern, vom Keller an bis zum Boden hinauf, wenn auch die Hausmaus regelmäßiger als die übrigen. Keine einzige ist ausschließlich an die Orte gebunden, auf welche ihr Name hindeutet: die Waldmaus lebt ebensowohl zeitweilig in der Scheuer oder im Hause, wie auf dem Felde, und die Feldmaus ist ebensowenig allein aufs Feld beschränkt, wie die Hausmaus auf die Wohnung des Menschen. Die Namen sind also nur beziehentlich anzuwenden. Im allgemeinen läßt sich Folgendes sagen. Die Hausmaus soll schon seit den ältesten Zeiten der treueste Genosse der Menschen gewesen sein. Bereits Aristoteles und Plinius thun ihrer Erwähnung, und Albertus Magnus kennt sie ganz genau. Gegenwärtig ist sie über die ganze Erde verbreitet. Sie wandert mit dem Menschen, sie folgte ihm bis in den höchsten Norden und bis in die höchstgelegenen Alphütten. Wahrscheinlich gibt es gegenwärtig nur wenige Orte, wo sie fehlt, und jedenfalls hat man sie da blos noch nicht beobachtet. Auf den Sundainseln z. B. soll sie nicht vorkommen.

Die Hausmaus ist ein anmuthiges, überaus behendes und bewegliches Thier. Mit größter Schnelligkeit rennt sie auf dem Boden dahin, klettert vortrefflich, springt ziemlich weit und hüpft oft längere Zeit nach einander in kurzen Sätzen fort. An zahmen kann man recht deutlich beobachten, wie geschickt sie alle Bewegungen unternimmt. Jede Biegung, jede Bewegung ist nett. Schon wenn sie ruhig sitzt, macht sie einen ganz hübschen Eindruck, erhebt sie sich aber nach Nagerart auf dem Hintertheil und putzt sich und wäscht sich, dann ist sie geradezu ein bezauberndes Thierchen. Aber sie kann noch andere Kunststücke aufführen; sie kann sich ganz auf den Hinterbeinen aufrichten, wie ein Mensch, und sogar einige Schritte gehen. Dabei stützt sie sich nur dann und wann ein klein wenig mit dem Schwanze. Das Schwimmen versteht sie auch, obwohl sie nur im höchsten Nothfalle in das Wasser geht. Sie ist gutmüthig und harmlos und ähnelt nicht im geringsten ihren boshaften, tückischen und bissigen Verwandten, den Ratten; sie ist höchst neugierig und untersucht Alles mit der größten Sorgfalt; sie ist listig und klug, sie merkt bald wo sie geschont wird, und gewöhnt sich mit der Zeit so an den Menschen, daß sie vor seinen Augen hin und her läuft und ihre Hausgeschäfte betreibt, als gäbe es gar keine Störung für sie. Ganz eigenthümlich ist ihre Liebe zur Musik. Wohllautende Töne locken sie aus ihrem Versteck hervor und lassen sie alle Furchtsamkeit vergessen. Mehrere glaubwürdige Leute haben auch wiederholt von Mäusen berichtet, welche förmlich singen lernten, d. h. ihr bekanntes Gezwitscher in einer Weise hören ließen, welche an den leisen Gesang von Kanarien- oder anderen Stubenvögeln erinnert.

Alle angenehmen Eigenschaften, welche die Hausmaus besitzt, werden leider durch ihre große Lüsternheit und Genäschigkeit sehr beeinträchtigt. Man kann sich schwerlich ein naschhafteres Geschöpf denken, als eine Hausmaus, welche über eine gut gespickte Speisekammer verfügen kann! Sie sucht sich sicher immer die besten Bissen aus und beweist dadurch auch auf das schlagendste, daß bei ihr der Sinn des Geschmackes recht gut entwickelt ist. Süßigkeiten aller Art, Milch, gute Fleischspeisen, Käse, Fette, Früchte und Körner werden von ihr vor allen übrigen Speisen bevorzugt, und wo sie Wahl hat, kürt sie sich unter dem Guten immer das Beste. Wasser säuft sie, wenn sie andere saftige Stoffe haben kann, gar nicht, und auch bei trockenem Futter nur selten. Dagegen schlürft sie mit echtem Menschenverstand süße Getränke aller Art mit Wollust aus. Daß sie sich, wie die Waldmaus es zuweilen thut, auch über geistige Getränke hermacht, beweist eine glaubwürdige Beobachtung, welche mitgetheilt wurde.

Der Schaden, welchen die Hausmaus durch Wegfressen verschiedener Speisevorräthe anrichtet, ist im ganzen gering: ihre hauptsächliche Schädlichkeit beruht in dem abscheulichen Zernagen werthvoller Gegenstände. In Bücher- und Naturaliensammlungen hausen die Mäuse auf die verderblichste Weise und können, wenn ihrer Zerstörungslust nicht mit allen Kräften Einhalt gethan wird, ganz unschätzbaren Schaden anrichten.

Die Hausmaus vermehrt sich außerordentlich stark. Sie wirft 22 bis 24 Tage nach der Paarung vier bis sechs, nicht selten aber auch acht Junge, und in Jahresfrist sicherlich fünf bis sechs Mal, so daß die unmittelbare Nachkommenschaft eines Jahres mindestens 30 Köpfe beträgt.

Die Jungen sind, wenn sie zur Welt kommen, außerordentlich klein und förmlich durchsichtig, namentlich die von Weißlingen; sie wachsen aber sehr rasch heran, bekommen zwischen dem siebenten und achten Tage Haare, öffnen aber erst am 13. Tage die Augen. Nun bleiben sie nur noch ein paar Tage im Neste; dann gehen sie selbstständig auf Nahrungserwerb aus.

Der schlimmste aller Feinde der Hausmaus ist und bleibt die Katze. In alten Gebäuden hilft die Eule dem Vierfüßler treulich mit, und auf dem Lande leisten Iltis und Wiesel, Igel und Spitzmaus recht gute Dienste; denn so klein auch die letztere ist, so eifrig liegt sie der Jagd auf die ihr gegenüber weit schwächeren Nager ob.

Wald- und Feldmaus theilen die meisten Eigenschaften der Hausmaus. Erstgenannte ist durch ganz Europa verbreitet, etwa mit Ausnahme der hochnordischen Gegenden; im Gebirge steigt sie bis 6000 Fuß über das Meer empor. Sie lebt in Wäldern, an Waldrändern, in Gärten, seltener auch in weiten, baumleeren Feldern, und kommt im Winter gern in Häuser, Keller und Speisekammern, steigt aber baldmöglichst nach oben hinauf und treibt sich in Bodenkammern und unter Dächern herum. In ihren Bewegungen ist sie ebenso gewandt, wie die Hausmaus, und die Nahrung theilt sie so ziemlich auch mit ihr. Im Freien frißt sie gern Kerbthiere und Würmer, selbst kleine Vögel, oder Obst, Kirschkerne, Nüsse, Eicheln, Bucheckern, und in der Noth wohl auch die Rinde junger Bäume. Sie trägt sich ebenfalls einen Wintervorrath ein, hält aber keinen Winterschlaf, und nascht blos an trüben Tagen von ihren aufgespeicherten Schätzen. Im Hause bringt sie oft recht empfindlichen Schaden.

Die Brandmaus ist auf einen geringeren Verbreitungskreis beschränkt, als die verwandten Arten; sie lebt zwischen dem Rhein und Westsibirien, Nord-Holstein und der Lombardei. In Mitteldeutschland ist sie überall gemein; im Hochgebirge fehlt sie. Ihre Aufenthaltsorte sind Ackerfelder, Waldränder, lichte Gebüsche, und im Winter die Getreideseime oder die Scheuern und Ställe; auch sie lebt in Erdlöchern. Beim Mähen des Getreides sieht man sie im Herbste schaarenweise über die Stoppeln flüchten. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Getreide, Sämereien, Pflanzen, Knollen, Kerbthieren und Würmern. Sie trägt sich ebenfalls Vorräthe ein.

So schmuck und nett alle kleinen Mäuse sind, so allerliebst sie sich in der Gefangenschaft betragen: das kleinste Mitglied der Familie, die Zwergmaus (Mus minutus), übertrifft jene doch in jeder Hinsicht. Sie ist beweglicher, geschickter, munterer, kurz ein viel anmuthigeres Thierchen, als alle übrigen. Ihre Länge beträgt blos fünf Zoll und davon kommen auch noch 2⅓ Zoll auf das Schwänzchen, so daß der eigentliche Körper nur 2⅔ Zoll lang ist.

Ganz wunderbar im Verhältniß zu dieser geringen Größe ist die auffallende Verbreitung des lieblichen Thierchens. Pallas endeckte sie in Sibirien, aber fast jeder Forscher nach ihm stellte sie als eine neue Art auf. Allerdings wechselt die Pelzfärbung der Zwergmaus nicht unbeträchtlich ab. Gewöhnlich ist sie zweifarbig, die Oberseite des Körpers und der Schwanz gelblich-braunroth, die Unterseite und die Füße scharf abgesetzt weiß. Die fortgesetzte Beobachtung ergab als unumstößliche Wahrheit, daß unser Zwerglein wirklich von Sibirien an durch ganz Rußland, Ungarn, Polen und Deutschland bis nach Frankreich, England und Italien reicht, und jetzt wird allgemein angenommen, daß sie nur ausnahmsweise in manchen Gegenden nicht vorkommt. Sie findet sich eigentlich in allen Ebenen, wo der Ackerbau blüht, und keineswegs immer auf den Feldern, sondern vorzugsweise im Schilf und im Rohr, in Sümpfen und in Binsen ꝛc.

Während des Sommers findet man das niedliche Geschöpfchen in Gesellschaft der Wald- und gemeinen Feldmaus in Getreidefeldern, im Winter massenweise unter Feimen oder auch in Scheuern, in welche sie mit der Frucht eingeführt wird. Wenn sie im freien Felde überwintert, bringt sie einen großen Theil der kalten Zeit zwar schlafend zu, fällt aber niemals in völlige Erstarrung, und trägt deshalb während des Sommers auch recht hübsche Vorräthe in ihre Höhlen ein. In ihren Bewegungen zeichnet sich die Zwergmaus vor allen anderen Arten der Familie aus. Sie läuft, ungeachtet ihrer geringen Größe, ungemein schnell, und klettert mit größter Fertigkeit, Gewandtheit und Zierlichkeit. Der zierliche kleine Schwanz wird dabei so recht geschickt als Wickelschwanz benutzt, gerade als hätte der kleine Nager solche Kunst dem Brüllaffen abgestohlen. Auch im Schwimmen ist die Zwergmaus wohlerfahren und im Tauchen sehr geschickt.

Ihre größte Fertigkeit entfaltet die Zwergmaus aber doch noch in etwas Anderem. Sie ist eine Künstlerin, wie es wenige giebt unter den Säugethieren, eine Künstlerin, die mit den



Die Zwergmaus (Mus minutus).

begabtesten Vögeln zu wetteifern versucht. Sie baut ein Nest, das an Schönheit alle anderen Säugethiernester weit übertrifft. Als hätte sie es einem Rohrsänger oder Stufenschwanz abgesehen, so eigenthümlich wird der niedliche Bau angelegt. Das kugelrunde Nest, welches ungefähr faustgroß ist, steht nämlich, je nach des Orts Beschaffenheit, entweder auf zwanzig bis dreißig Riedgrasblättern, deren Spitzen zerschlissen und so durcheinandergeflochten sind, daß sie das eigentliche Nest von allen Seiten umschließen, oder es hängt zwei oder drei Fuß hoch über der Erde frei an den Zweigen eines Busches, an einem Schilfstengel und dergleichen, so das es aussieht, als schwebe es in der Luft. Das Innere ist mit Rohrähren, mit Kolbenwolle, mit Kätzchen und Blüthenrispen aller Art ausgefüttert. Eine kleine Oeffnung führt von einer Seite hinein, und wenn man da hindurch in das Innere greift, fühlt sich das Ganze oben wie unten gleichmäßig geglättet und überaus weich und zart an.

Jedes dieser Nestchen wird immer zum Haupttheile aus den Blättern derselben Pflanzen gebildet, welche den netten Ball tragen. Eine nothwendige Folge hiervon ist, daß das Aeußere auch fast oder ganz dieselbe Farbe hat, wie der Strauch selber, an dem es hängt.

Falls das Glück einem wohl will und man gerade dazukommt, wenn die Alte ihre Brut zum ersten Male ausführt, hat man Gelegenheit, sich an einem der anziehendsten Familienbilder aus dem Säugethierleben zu erfreuen. So geschickt die junge Schaar auch ist: etwas Unterricht muß ihr doch werden, und sie hängt auch noch viel zu sehr an der Mutter, als daß sie gleich selbstständig sein und in die weite, gefährliche Welt hinausstürmen möchte. Da hängt nun ein Junges an diesem, das andere an jenem Halme; das zirpt zu der Mutter auf, jenes verlangt noch die Mutterbrust; dieses wäscht und putzt sich, jenes hat ein Körnchen gefunden, welches es hübsch mit den Vorderfüßen hält und aufknackt, das Nesthäkchen macht sich noch im Innern des Baues zu schaffen, das beherzteste und muthigste Männchen hat sich schon am weitesten entfernt und schwimmt vielleicht bereits unten im Wasser herum, aus dem das Riedgras sich erhebt; kurz, die ganze Familie ist in der lebhaftesten Bewegung und die Alte gar gemüthlich da mittendrin, hier helfend, dort rufend, führend, leitend, die ganze Gesellschaft beschützend. Man kann dieses anmuthige Treiben so recht gemächlich betrachten, wenn man das ganze Nest mit nach Hause nimmt und in einen enggeflochtenen Drahtbauer bringt.

Eine der schönsten Arten der ganzen Mausfamilie ist die berberische Maus (Mus barbarus), ein Thierchen, welches einen etwa 4 Zoll langen Körper und einen noch etwas längeren Schwanz besitzt und am Widerrist über 1½ Zoll hoch ist. Ein schönes Gelblichbraun oder Röthlichlehmgelb ist die Grundfarbe des Körpers. Vom Kopfe, welcher schwarz gesprenkelt ist, zieht sich ein schwarzbrauner Längsstreif bis zur Schwanzwurzel herab, und viele ähnliche Streifen verlaufen längs der Seiten, aber in etwas ungrader Richtung. Die Unterseite ist rein weiß. Die Ohren sind röthlichgelb behaart, die schwarzen Schnurren endigen größtentheils in eine weiße Spitze. Der Schwanz ist oben schwarzbraun, unten gelblichbraun.

Diese Maus lebt in Nord- und Mittelafrika, besonders häufig in den Atlasländern; doch auch in den inneren Steppen kommt sie nicht selten vor. Ich beobachtete sie mehrmals in Kordofan, sah sie jedoch immer nur auf Augenblicke, wenn sie zwischen dem hohen Gras der Steppe dahinhuschte. In Aegypten findet sie sich nicht.

Ihrer schmucken Gestalt wegen hat man die berberische Maus öfters nach Europa gebracht. Sie verträgt unser Klima recht gut, da sie in ihrem Vaterlande ja auch, wenigstens zeitweilig, ziemlich bedeutende Kälte ertragen muß. Nur wenn man sie reichlich mit Futter versieht, darf man sie ohne Scheu mit anderen ihrer Art zusammenlassen; im entgegengesetzten Falle greift die stärkere die schwächere an und frißt sie auf.

Eines Mitgliedes der so überaus zahlreichen Familie der Mäuse müssen wir vor allen andern gedenken, des Hamsters nämlich, dieses sprichwörtlich gewordenen, habsüchtigen Geschöpfes, welches sich auf Kosten des Menschen zu ernähren und diesen ganz gehörig zu brandschatzen weiß. Der Hamster trägt Wintervorräthe ein, wie soviele andere seiner Familie, aber er ist dabei unbescheidener, als alle übrigen Winterschläfer; denn ein einziger dieser unverschämten Gesellen schleppt, wenn er kann, bis zu einem Centner Körner in seinen Bau. Wenn man nun von Lenz erfährt, daß in der Stadtflur von Gotha vom Jahre 1817 bis 1828, also in zwölf Jahren, fast eine Viertelmillion Hamster gefangen, an die Stadtbehörden abgeliefert und von diesen bezahlt wurden; wenn man dabei bedenken will, wie viele nebenher auf andere Weise



Hamster (Cricetus frumentarius).

umgekommen sein mochten, so wird man mir glauben, wenn ich den Hamster ein sehr wichtiges Thier nenne und behaupte, daß Jedermann diesen Gesellen kennen lernen muß.

Unser Hamster bildet mit noch etwa einem Dutzend gleichgestalteter und gleichgesinnter Thiere eine eigene Sippe (Cricetus), deren hauptsächlichstes Kennzeichen in dem plumpen, dicken Leibe mit dem sehr kurzen, dünnhaarigen Schwanze, den kurzen Gliedmaßen, sowie in den sehr großen inneren Backentaschen liegt. Das Gebiß besteht aus sechzehn Zähnen, mit zwei Paar auffallend großen Nagezähnen. Getreidefelder in fruchtbaren Gegenden des gemäßigten Europa's und Asiens bilden die Aufenthaltsorte dieser Thiere. Hier graben sie sich tiefe Baue mit mehreren Kammern, in denen sie im Herbst Nahrungsvorräthe aufspeichern. Unser Hamster (Cricetus frumentarius), dieses leiblich recht hübsche, geistig aber um so häßlichere, boshafte und bissige Geschöpf, erreicht eine Gesammtlänge von ungefähr einem Fuß, wovon auf den Schwanz kaum zwei Zoll kommen. Gewöhnlich ist die Färbung des Oberkörpers ein lichtes Braungelb, welches in das Grauliche spielt; die Unterseite, auch die Beine, sowie ein Streifen über der Stirn sind schwarz, die Füße dagegen weiß. Diese Färbung ändert aber sehr bedeutend ab; es giebt die verschiedensten Spielarten, ja auch vollständige Weißlinge werden zuweilen gefunden.

Fruchtbare Getreidefelder vom Rhein bis an den Ob in Sibirien sind der Aufenthalt unseres Hamsters. Gebirge meidet er. In Deutschland fehlt er in den südlich und westlich gelegenen Ländern, sowie in Ost- und Westpreußen; dagegen ist er häufig in Thüringen und Sachsen. Ein Boden, welcher mäßig fest und trocken, dabei aber fruchtbar ist, scheint die Hauptbedingung für den Hamster zu sein, wenn er sich wohl befinden soll. Das Wasser kann er nicht vertragen und weicht ihm ängstlich aus.

Seine Baue sind ziemlich kunstreich. Sie bestehen zunächst aus einer großen Wohnkammer, welche in einer Tiefe von 3 bis 6 Fuß liegt, aus einer schrägen Ausgangs- und einer senkrechten Eingangsröhre. Durch Röhren steht diese Wohnkammer mit der Vorrathskammer in Verbindung. Man erkennt den Hamsterbau leicht an dem Erdhaufen, welcher vor der Ausgangsröhre liegt und gewöhnlich mit Spreu und Hülsen bestreut ist. Das Fallloch geht immer ganz senkrecht in die Erde hinein, bisweilen so gerade, daß man einen 3 bis 6 Fuß langen Stock in dasselbe stecken kann, doch fällt es nicht in die Kammer ein, sondern biegt sich unten bald wagrechter, bald schiefer nach derselben hin. Das Schlupfloch dagegen geht selten in gerader Richtung, sondern mehr gebogenen nach der Kammer zu; beide Löcher sind wenigstens 4, oft aber auch 5 bis 12 Fuß von einander entfernt. An den Gängen kann man sehr leicht ersehen, ob ein Bau bewohnt ist oder nicht. Findet sich in ihnen Moos, Schimmel oder Gras, oder sind sie auch nur rauh, so sind es entschieden verlassene; denn jeder Hamster hält sein Haus und seine Hausthür außerordentlich rein und in Ordnung. Die Kammern sind verschieden in ihrer Größe; die Wohnkammer ist die kleinere. Sie ist mit sehr feinem Stroh, meistens mit den Scheiden der Halme angefüllt. Drei Gänge münden in sie ein, der eine vom Schlupf-, der andere vom Falloche und der dritte von der Vorrathskammer kommend. Diese ähnelt der ersten Kammer vollständig und wird gegen den Herbst hin ganz mit Getreide angefüllt. Junge Hamster legen blos eine an, die Alten aber graben sich 3 bis 5 solche Speicher, und hier findet man denn auch 3 bis 6 Metzen Frucht. Früher behauptete man, daß der Hamster jede Getreideart besonders aufschichte; dies ist aber ein Irrthum, und wenn etwas der Art vorkommt, so rührt es nicht von dem Ordnungssinn des Thieres her, sondern weil es eben zur betreffenden Zeit nur diese und dann nur jene Getreideart fand.

Der Nestbau des Weibchens weicht in mancher Hinsicht von dem beschriebenen ab; er hat nur ein Schlupfloch, aber 2 bis 8 Falllöcher, obgleich von diesen, solange die Jungen noch klein sind, gewöhnlich nur eins recht begangen wird, bis später die Jungen auch die anderen benutzen.

Die Hamster sind trotz ihrer scheinbaren Plumpheit ziemlich gewandte Thiere. Ihr Gang ist kriechend, dem des Igels ziemlich ähnlich, der Unterleib schleppt fast auf der Erde. Dabei machen sie ganz kleine Schritte, scheinbar mit viel Bedacht. Im Zorn bewegt der Hamster sich heftiger und vermag dann auch ziemlich große Sprünge und hohe Sätze auszuführen. Wo er Widerhalt findet, klettert er recht leidlich in die Höhe; namentlich an solchen Stellen zeigt er sich sehr geschickt, wo er sich auf beiden Seiten anstemmen kann. Meisterhaft versteht er das Graben. Wenn man ihn in ein Faß mit Erde steckt, geht er augenblicklich ans Werk. Er scharrt mit den Vorderfüßen die Erde los, nimmt aber auch die Zähne mit zu Hilfe, wenn der Grund zu hart ist. Die losgegrabene Erde wirft er zuerst unter den Bauch, holt sie dann mit den Hinterbeinen hervor und schleudert sie hinter sich. Kommt er in die Tiefe, so schiebt er rückwärts gehend ganze Haufen auf einmal heraus. Die Backentaschen füllt er sich aber niemals mit Erde, wie fälschlich oft behauptet wurde. Im Wasser bewegt er sich nicht ungeschickt, obwohl er dasselbe ängstlich meidet. Wirft man ihn in ein damit gefülltes Gefäß, so schwimmt er rasch umher, knurrt aber wüthend dabei und beweist überhaupt, daß er sich höchst ungemüthlich fühlt.

Wenn der Hamster überrascht wird, erhebt er sich augenblicklich auf die Hinterbeine und läßt dabei die Vorderbeine herabhängen, eine Hand gewöhnlich etwas tiefer, als die andere. So starrt er den Gegenstand, welcher ihn in Aufregung versetzte, scharf an, augenscheinlich bereit, bei einer sich bietenden Gelegenheit auf ihn loszufahren und von seinen Zähnen Gebrauch zu machen.

Die höheren Sinne des Hamsters scheinen ziemlich gleich ausgebildet zu sein, wenigstens bemerkt man nicht, daß der eine vor dem andern besonders entwickelt wäre. Die geistigen Eigenschaften des Thieres sind nicht gerade geeignet, ihm zu einem Liebling des Menschen zu machen. Der Zorn beherrscht sein ganzes Wesen in einem Grade, wie bei kaum einem anderen Nager von so geringer Größe, Ratten oder Lemminge etwa ausgenommen. Bei der geringsten Ursache stellt sich der Hamster trotzig zur Wehr, knurrt tief und hohl im Innern, knirscht mit den Zähnen und schlägt sie ungemein schnell und heftig aufeinander. Ebenso groß als sein Zorn, ist auch sein Muth. Er wehrt sich gegen jedes Thier, welches ihn angreift, und so lange, als er kann. Ungeschickten Hunden gegenüber bleibt er fast regelmäßig Sieger; nur die klugen Pintscher wissen ihn zu packen und schütteln ihn, wenn dies geschehen ist, fast augenblicklich zu Tode. Alle Hunde hassen den Hamster fast ebenso, wie den Igel, weil sie sich ärgern, ihre Herrschaft einem so kleinen Thiere nicht immer aufzwingen zu können.

Allein nicht nur gegen Hunde wehrt sich der Hamster; er greift auch kühn den Menschen an, selbst den, welcher gar Nichts mit ihm zu schaffen haben mag. Es kommt nicht selten vor, daß man ruhig an einen Hamsterbau vorübergeht und plötzlich das wüthende Thier in seinen Kleidern hängen hat. An Pferden beißt er sich ebenfalls fest, und gegen Raubvögel, die ihn vom Boden erheben, wehrt er sich noch in der Luft. Wenn er sich einmal eingebissen hat, hält er sich so fest, daß man ihn todtschlagen kann, ehe er nachläßt.

Daß ein so wüthendes Thier nicht verträglich sein kann, ist erklärlich. Die eigenen Kinder mögen nicht mehr bei der Mutter bleiben, sobald sie größer geworden sind; der männliche Hamster beißt den weiblichen todt, wenn er außer der Paarungszeit mit ihm zusammenkommt. In der Gefangenschaft leben die Hamster nur selten mit einander in Frieden, alte wahrscheinlich niemals. Junge, welche noch nicht ein Jahr alt sind, vertragen sich besser; solche aus verschiedenen Nestern fallen aber augenblicklich über einander her und beginnen den Kampf auf Leben und Tod.

Mit anderen kleineren Thieren verträgt er sich natürlich noch weniger, als mit seines Gleichen, ja er macht förmlich Jagd auf solche; denn seine Nahrung besteht zum guten Theil auch aus lebenden Thieren. Kleine Vögel, Mäuse, Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern und Kerbthiere frißt er noch lieber, als Pflanzenstoffe.

Auch der Hamster ist ein Winterschläfer. Er erwacht, sobald die Erde aufgethaut ist, oft schon im Februar, sicher im März. Anfangs öffnet er seine verstopften Löcher noch nicht, sondern hält sich still unten im Bau und zehrt von seinen eingetragenen Vorräthen. Gegen die Mitte des März erschließen die alten Männchen, anfangs April die alten Weibchen das Fallloch. Jetzt suchen sie sich bereits außen Nahrung. Der Sommerbau ist gewöhnlich nur einen, höchstens zwei Fuß tief, und der Kessel mit einem Wochennest ausgefüttert, neben welchem dann eine einzige Kammer angelegt wird, falls es viel Saatgetreide in der Umgegend gibt. Kommen zwei Männchen zu einem Weibchen, so beginnt augenblicklich ein heftiger Zweikampf, bis der schwächere der Gegner unterliegt oder entweicht. Etwa vier bis fünf Wochen nach der Paarung, gegen Ende des Mai, wirft das Weibchen in seinem weich und warm ausgefütterten Neste 6 bis 18 Junge, und jedes Weibchen heckt in einem Sommer wenigstens zwei Mal. Am vierzehnten Tage ihres Alters fangen die jungen Hamster schon zu wühlen an, und sobald sie dies können, denkt die unfreundliche Alte daran, sie selbstständig zu machen, d. h. sie jagt sie einfach aus dem Bau hinaus und zwingt sie, auf eigne Faust für ihren Unterhalt zu sorgen. Dies scheint den Hämsterchen nicht eben schwer zu werden, denn bereits mit dem fünften oder sechsten Tage, wo sie kaum behaart und noch vollständig blind sind, wissen sie recht hübsch ein Weizenkorn zwischen ihre Vorderpfötchen zu fassen und verstehen ganz prächtig, die scharfen Zähnchen zu benutzen. Bei Gefahr zeigt die Alte, sonst so wüthend und boshaft, so muthig und tapfer, sich feig, sie entflieht auf erbärmliche Weise, sobald sie spürt, daß man ihr oder ihnen nahe kommt, und verkriecht sich mit ihrer Brut in das blinde Ende eines Ganges, welchen sie so schnell als möglich nach dem Neste zu mit Erde zu verstopfen sucht, oder mit erstaunlicher Geschicklichkeit und Schnelligkeit weitergräbt.

Sobald die Felder sich gilben und die Körner reifen, haben die Hamster viel zu thun mit der Ernte. Leinknoten, große Puffbohnen und Erbsen scheinen von ihnen allen übrigen Früchten vorgezogen zu werden. Nur wo der Hamster ganz ungestört ist, verrichtet er seine Ernte bei Tage. Er biegt mit den Vorderhänden die hohen Halme sehr geschickt um, schneidet mit einem Bisse die Aehre ab, faßt sie mit den Pfoten, dreht sie ein paarmal hin und her und hat sie nun nicht blos entkörnt, sondern die Körner auch gleich in den Backentaschen verborgen. So werden die weiten Schleppsäcke gefüllt bis zum Uebermaß; manchmal schafft einer seine sechs Loth Körner auf einem Gange nach Hause. Ein so beladener Hamster sieht höchst spaßhaft aus und ist das ungeschickteste Thier der Welt. Man kann ihn mit den Händen ohne Furcht anfassen, denn die vollgepfropften Taschen hindern ihn am Beißen; nur darf man ihm nicht Zeit lassen, sonst streicht er augenblicklich die Körner heraus und setzt sich in Vertheidigungszustand.

Anfangs Oktober, wenn es kalt wird und die Felder leer sind, denkt der Hamster ernstlich daran, sich seine Winterwohnung herzurichten, und legt sich endlich zusammengerollt zum Schlafen nieder. Die Glieder sind eiskalt anzufühlen und sehr schwer zu beugen, sie schnellen auch, wie bei todten Thieren, wenn man sie gewaltsam gebogen hat, sofort wieder in ihre frühere Lage zurück. Die Augen sind geschlossen. Ein Athemholen oder ein Herzpochen fühlt man nicht. Gewöhnlich schlägt das Herz in der Minute 14 bis 15 Mal. Vor dem Aufwachen bemerkt man zunächst, daß die Steifigkeit nachläßt. Dann fängt der Athem an, es folgen einige Bewegungen, der Schläfer gähnt, streckt sich, öffnet die Augen, taumelt wie betrunken, besinnt sich, läuft endlich langsam umher, putzt und streichelt sich und ist nun ganz munter.

In einer Stube, welche beständig geheizt wird, kann man sie das ganze Jahr hindurch wach erhalten, sie befinden sich aber doch nicht wohl und sterben bald.

Es ist ein wahres Glück, daß der Hamster, welcher sich zuweilen wahrhaft furchterweckend vermehrt und dann ungeheuern Schaden anrichtet, so viele Feinde hat. Die Bussarde und die Eulen, die Raben, vor allem aber Iltis und Wiesel sind ununterbrochen auf seiner Fährte und tödten ihn, wo sie nur können.

In einigen Gegenden zieht der Mensch regelrecht gegen den Hamster zu Felde. In Thüringen z. B. giebt es Leute, welche sich ein wirkliches Geschäft daraus machen, die Hamster auszugraben und umzubringen. Die Gemeindekassen pflegen für jeden erlegten Hamster eine Kleinigkeit zu zahlen. Den Hauptgewinn der Jagd aber bilden die Vorräthe, welche dieses eigenthümliche Wild sich eingetragen hat. Auch die Felle werden benutzt, geben ein vortreffliches, leichtes und dauerhaftes Pelzwerk. In manchen Gegenden wird auch das Fleisch der Hamster verzehrt.

Unter den übrigen Mäusen dürfte noch die Sumpfratte (Hydromys chrysogaster) für uns bemerkenswerth sein, hauptsächlich ihrer Größe wegen. Sie wird nämlich beinahe zwei Fuß lang, wovon etwa zwei Fünftel auf den Leib kommen. Ihre Heimat ist Vandiemensland, wo sie hauptsächlich an Flußufern und an der Meeresküste lebt. Sie geht ebensowohl in das frische, als in das gesalzene Wasser, schwimmt und taucht vortrefflich und erinnert in vieler Hinsicht an unsere Wasserratte.

* * *

(**Wühlmäuse.**) Die Familie der Wühlmäuse (Arvicolini oder Hypudaei) umfaßt eine ziemliche Anzahl von kleinen, einander sehr ähnlichen Nagethieren, welche noch vielfach an die Mäuse erinnern und deshalb ihnen früher auch untergeordnet wurden. Aeußerlich unterscheiden sie hauptsächlich der plumpe Körperbau, der dicke Kopf, die ganz versteckten oder wenig aus dem Kopfe hervorragenden Ohren und der kurze Schwanz, welcher höchstens zwei Drittel der Körperlänge erreicht.

Die Wühlmäuse bewohnen den Norden der alten und neuen Welt. Sie leben in Erdröhren und Erdlöchern, welche sie selbst graben, sowohl in Ebenen, als im Gebirge, auf bebautem Lande, wie auf ziemlich wüstem, auf Feldern, Wiesen, in Gärten, an den Ufern von Flüssen, Bächen, Seen, Teichen. Fast alle meiden die Nähe des Menschen, und nur wenige kommen zuweilen in seine Ställe und Scheuern oder in seine Gärten herein. Ihre Baue bestehen aus längeren oder kürzeren, einfacheren oder verzweigteren Röhren, welche sich vor anderen oft durch große Flachheit auszeichnen. Manche bauen aber hüttenförmige Kessel und andere mehr oder minder künstliche Wohnungen. Die meisten wohnen einzeln oder paarweise zusammen; doch scheinen sie die Geselligkeit zu lieben und vereinigen sich zuweilen in bedeutenden Schaaren. Ihre Nahrung nehmen sie vorzugsweise aus dem Pflanzenreiche und viele tragen sich Wintervorräthe ein, obgleich sie keinen Winterschlaf abhalten. Manche verschmähen aber auch thierische Stoffe nicht. Im übrigen ähneln sie den wirklichen Mäusen fast in jeder Hinsicht. Ihre Lebensweise ist ebenso gut eine nächtliche, als tägliche, wie bei jenen; ihre Bewegungen sind ziemlich rasch, jedoch nicht so behend und gewandt, wie die echter Mäuse. Wenige Arten können klettern, aber fast alle verstehen das Schwimmen meisterhaft, einige leben ja ganz und gar im Wasser, andere wenigstens monatelang im Schnee, wo sie sich lange Gänge ausgraben und selbst künstliche Nester bauen. Einzelne Arten unternehmen, wahrscheinlich vom Nahrungsmangel getrieben, große Wanderungen, und diesen Wanderungen haben wir es zuzuschreiben, daß gegenwärtig mehrere Arten in Europa heimisch geworden sind, welche früher nur in Asien lebten. Unter ihren Sinnen stehen Geruch und Gesicht obenan. Das Gehör ist gewöhnlich nicht besonders entwickelt. Ihre geistigen Fähigkeit sind gering. Alle vermehren sich stark, manche Arten geradezu in unglaublicher Weise. Dem Menschen nützt nur eine einzige Art; die meisten der übrigen bringen ihm Schaden und werden deshalb von ihm gehaßt und auf jede Weise verfolgt.

In der Bisamratte oder Ondatra (**Fiber zibethicus**), der einzigen nützlichen Art dieser Familie, sehen wir den Vertreter der ersten Sippe vor uns. Sie bildet gleichsam einen Uebergang von der Familie der Biber zu den Wühlmäusen, gehört aber doch ganz unzweifelhaft



Die Bisamratte (Fiber zibethicus).

den letztern zu. Ihr Leib ist untersetzt und der Hals kurz und dick. Die Hinterbeine sind länger, als die vorderen. Das Fell ähnelt dem des Bibers: es ist dicht, glatt anliegend, weich und glänzend. Sein Wollhaar ist außerordentlich zart, fein und kurz, das Grannenhaar stark glänzend und doppelt so lang, als jenes. Auf der Oberseite ist es braun, auf der Unterseite grau, hier und da röthlich angeflogen. Bisweilen spielt auch die Oberseite mehr oder weniger ins Gelbliche. Erwachsene Männchen werden fast zwei Fuß lang, wobei auf den Schwanz ungefähr zwei Fünftheile kommen.

Die Ondatra bewohnt die zwischen dem 30. und 60. Grade nördlicher Breite gelegenen Länder Nordamerika's. Am häufigsten findet sich das Thier in dem wasserreichen Kanada, und von dort aus werden noch jetzt jährlich Hunderttausende von Fellen nach Europa gesandt. Die grasigen Ufer größerer Seen oder breiter, langsamströmender Flüsse, stiller Bäche und Sümpfe, am liebsten aber nicht allzugroße, mit Schilf und Wasserpflanzen bedeckte Teiche bilden die Aufenthaltsorte der nützlichen Ratte. Hier bewohnt sie familien- oder volkweise eine bestimmte Stelle und bildet mit anderen ihrer Art ziemlich feste Verbindungen. In ihrer Lebensweise ähnelt sie in vielen Stücken dem Biber. Dies haben schon die Wilden herausgefunden, welche beide Thiere Brüder nennen, und behaupten, daß der Biber der ältere und gescheitere, die Bisamratte aber der dümmere sei. Die Baue sind, wie bei dem Biber, von zweierlei Art: einfache Kessel unter der Erde mit mehreren Ausgangsröhren, welche sämmtlich unter Wasser münden, und Burgen über der Erde. Letzere werden vorzüglich im Norden angelegt, wo die Teiche fest zufrieren. Sie sind rund und kugelförmig oder kuppelartig und stehen auf einem Schlammhaufen, so daß sie über den Wasserspiegel emporragen. Ihre Wandungen werden aus Schilf, Riedgräsern und Binsen hergestellt und mit Schlamm gekittet; doch behaupten einige Beobachter, daß die ganze Hütte nur aus Schlamm bestände und nach und nach sich mit einer dünnen Schicht von angetriebenem Gras und Binsen bedeckte. Im Innern enthält die Burg nur eine einzige Kammer von 1½ bis 2 Fuß Durchmesser. Zu ihr führt durch den Unterschlamm eine Röhre, welche auf den Boden des Wassers mündet. Andere, blinde Röhren laufen von ihr aus und gehen ein Stück unter der Erde fort. Sie werden nach Umständen mehr oder weniger verlängert; denn sie dienen eigentlich blos dazu, um die Wurzeln der Wassergewächse, von denen sich die Ondatra im Winter ernährt, einernten zu können. Solange der Sumpf oder Teich nicht bis auf den Grund ausfriert, lebt sie dann sehr behaglich in der warmen, durch die dicke über ihr liegende Schneedecke noch besonders geschützten Wohnung. Richardson, welcher diese Angaben über die Baue macht, fügt hinzu, daß nur in sehr strengem Winter die Thiere in wirkliche Noth gerathen.

Die Nahrung der Ondatra besteht fast ausschließlich in Wasserpflanzen, obgleich man in den Bauen von mehreren auch ausgefressene Muschelschalen gefunden hat. An gefangenen hat Audubon beobachtet, daß sie Muscheln sehr gern verzehrten.

Die Biberratten sind sehr lebendige, spiellustige Geschöpfe, wenn sie in ihrem eigenen Element, im Wasser, sich befinden. In einer ruhigen Nacht kann man in einem Mühlteich oder tiefen, abgelegenen Gewässer viele von ihnen sehen, wie sie sich belustigen und nach allen Richtungen hin und wieder schwimmen, lange, glänzende Streifen im Wasser hinterlassend, während andere einige Augenblicke lang bei Büscheln von Gras oder an Steinen oder Blöcken verweilen, von wo aus sie auf dem Wasser schwimmende Nahrung erreichen können, und andere an den Ufern des Teiches sitzen, von wo aus sie dann eine nach der anderen, wie die Frösche, in das Wasser springen. Wenn man sein Gewehr abschießt, während die Bisamratten so beschäftigt sind, beginnt eine entsetzliche Flucht und Verwirrung. Dutzende von ihnen tauchen auf den Knall des Gewehres oder verschwinden in ihren Höhlen, und zwar mit einer Geschwindigkeit ohne Gleichen.

Ueber die Fortpflanzung der Ondatra wissen wir noch sehr wenig; das Weibchen wirft in seinem Baue oder in einer Erdhöhle drei bis sechs Junge. Jung eingefangene werden leicht zahm, wie überhaupt diese Maus sich durch ein auffallend mildes Wesen auszeichnet. Alte Thiere dagegen bleiben bissig und unzugänglich, sie sind auch nur in Kisten zu halten, welche vollständig mit Blech ausgeschlagen worden sind. Man verfolgt sie weniger des Schadens wegen, den sie anrichten, als des Nutzens halber, den sie bringen. Ihr Fleisch wird von den Indianern sehr gern gegessen, und das Fell findet eine große Verbreitung, obwohl manche Menschen es wegen des ihm lange anhaftenden Zibethgeruches nicht gern haben. Dieser Zibeth- oder Moschusgeruch durchdringt auch das Fleisch so stark, daß es Europäern vollständig ungenießbar wird; ja, er kann so heftig werden, daß er manche Leute geradezu betäubt.

Man lockt die Biberratte in Fallen, welche man mit Aepfeln ködert, stellt ihr Schlageisen vor ihre Baue oder tödtet sie in ihren Hütten. Die Indianer wissen sehr genau, welche Hütten bewohnt sind, nahen sich unhörbar und stoßen dann einen scharfen Speer mit aller Kraft durch die Wände der Burg, die innesitzenden Zibethratten gewöhnlich anspießend.

An die Zibetratten können wir die Wühlratten (Hypudaeus) anreihen. Sie unterscheiden sich von den eigentlichen Wühlmäusen durch ihre bedeutende Größe und durch Eigenthümlichkeiten des Gebisses und Schädelbaues. Man kennt gegenwärtig nur drei Arten dieser kleinen Gruppe; unter ihnen aber befinden sich zwei sehr merkwürdige Thiere. Das erste ist die Wasserratte (Hypudaeus amphibius), ein schon seit Jahrhunderten den Naturforschern bekanntes Thier und noch heute der Zankapfel zwischen ihnen. Die Einen behaupten nämlich, daß es nur eine Art von Wasserratten gäbe, die Anderen nehmen an, daß die sogenannten Scher- und Reutmäuse, welche allen Gartenbesitzern nur zu bekannt zu sein pflegen, wegen ihrer durchaus verschiedenen Lebensweise, trotz ihrer großen Aehnlichkeit mit den Wasserratten, als selbstständige Thiere betrachtet werden müssen. Auffallend bleibt die große Verschiedenheit in der Lebensweise ein- und desselben Thieres immerhin. Die Wasserratte lebt, wie ihr Name sagt, am und im Wasser, namentlich am stillstehenden. Dort wohnt sie in selbstgegrabenen unterirdischen Bauen, welche vom Wasserspiegel aus schief nach oben ansteigen und in einen weiten Kessel münden, der ihr eigentliches Wohnzimmer bildet. Von hier aus geht sie gewöhnlich nach dem Wasser hinab, treibt sich in dem Teiche umher, sucht sich ihre Nahrung und denkt nicht daran, größere Reisen zu unternehmen. Die Reutmaus dagegen lebt oft fern vom Wasser, in den Blumen- und Gemüsegärten, und gräbt sich hier lange, flache Gänge nach Maulwurfsart, wirft dabei die Pflanzen um, welche über den Gängen stehen, verzehrt die Wurzeln, und schadet dadurch weit mehr, als der Maulwurf jemals durch seine Wühlereien schaden kann. Sie wohnt unter Umständen wochen- und monatelang fern vom Wasser, und scheint sich eigentlich gar nicht um dasselbe zu bekümmern. Es ist erklärlich, daß viele Forscher geglaubt haben, diese abweichende Lebensweise müsse auch mit einer Art Verschiedenheit der betreffenden Thiere zusammenhängen, und bis jetzt ist dieser Streit noch keineswegs entschieden.

Der Gegenstand des Streites ist 9¼ Zoll lang, wovon auf den Schwanz etwa 3¼ Zoll kommen. Die graubraune oder braunschwarze Oberseite des Pelzes geht ganz allmählig in die etwas hellere, weißliche oder graue, bis schwarze oder schwarzgraue Unterseite über. Von der Hausratte unterscheidet die Wasserratte sofort der dicke, runde, kurze Kopf und der kurze



Die Wasserratte (Hypudaeus amphibius).

Schwanz. Mancherlei Abweichungen in der Größe und Färbung kommen vor, so daß drei verschiedene Ausprägungen ein und derselben Grundform sich bemerklich machen; die eine ist unsere echte Wasserratte, die zweite die italienische Schermaus und die dritte unsere Reutmaus.

Die Wasserratte ist sehr weit verbreitet. Sie reicht vom atlantischen bis zum ochotzkischen, vom weißen bis zum mittelländischen Meere. Eigentlich selten ist sie nirgends; denn sie findet sich ebensowohl in der Ebene, als in gebirgigen Gegenden; ja sie kommt selbst im Hochgebirge vor.

Wasserratten und Schermäuse erinnern in ihrer Lebensweise vielfach an die Maulwürfe, aber auch an die Bisamratte und andere im Wasser lebende Nager. Die Baue in der Nähe der Gewässer sind regelmäßig einfacher, als die in trockneren Gärten und Feldern. Dort führt, wie bemerkt, ein schiefer Gang zu der Kammer, welche zu Zeiten sehr weich ausgefüttert wird; hier aber legen sich die Thiere Gänge an, welche viele hundert Schritte lang sein können, werfen Haufen auf, wie die Maulwürfe, und bauen die Kammer in einem der größeren Hügel. Meist ziehen sich die lange Gänge ganz dicht unter der Oberfläche des Bodens hin, niemals tiefer als die Pflanzenwurzeln hinabreichen, oft so flach, daß die Bodendecke beim Wühlen förmlich emporgehoben wird und die Bedeckung es Ganges nur aus einer kaum mehr als zollstarken Erdschicht besteht. Solche Gänge werden natürlich sehr oft zerstört und unfahrbar gemacht; aber die Schermaus ist unermüdlich, sie auszubessern, selbst wenn sie die gleiche Arbeit an einem Tage mehrere Male verrichten müßte. Man kann die Gänge von denen des Maulwurfs leicht dadurch unterscheiden, daß die Haufen viel ungleichmäßiger sind, größere Erdbrocken haben, nicht in einer geraden Reihe fortlaufen und oben niemals offen gelassen werden. In diesen Bauen lebt die Schermaus paarweise; aber ein Paar wohnt gern dicht neben dem andern. Das Thier läuft nicht besonders, gräbt aber vorzüglich und schwimmt mit großer Meisterschaft, wenn auch nicht so ausgezeichnet, wie die Wasserspitzmaus.

Unter ihren Sinnen scheinen namentlich Gesicht und Gehör vortrefflich ausgebildet zu sein. Ihr geistiges Wesen unterscheidet sie zu ihrem Vortheil von den Ratten. Sie ist sehr neugierig, sonst aber beschränkt und ziemlich gutmüthig. Ihre Nahrung wählt sie vorzugsweise aus dem Pflanzenreiche, und dadurch wird sie oft recht schädlich, zumal die Schermaus, also die, welche in Gärten und auf Feldern ihren Wohnsitz aufschlägt.

An Teichen thut die Wasserratte verhältnißmäßig viel weniger Schaden, den einen freilich abgerechnet, daß sie die Dämme durchwühlt und so dem Wasser einen unerwünschten Ausfluß verschafft. Dort besteht ihre Nahrung vorzugsweise aus Rohrstengeln, und diese verzehrt sie auf ganz eigenthümliche Weise. Sie baut sich nämlich einen förmlichen Eßtisch. „Diese Eßtische", sagt mein Vater, welcher die Wasserratte vielfach beobachtete, „sind auf umgeknickten Rohrstengeln angebracht, einige Zoll über dem Wasserspiegel, und bestehen aus grünem Seggengras. Ihr Durchmesser beträgt 9 bis 12 Zoll. Sie sind aus einer festen, dichten Masse aufgebaut und oben ganz platt; denn sie dienen den Wasserratten nur als Ruheplätze und Speisetafeln.

In unseren Neuthendorfer Teichen leben die Thiere im Sommer beinahe nur von Rohrstengeln. Diese beißen sie an der Oberfläche des Wassers ab und tragen sie im Rachen nach dem nächsten Eßtische. Auf ihm angekommen, richten sie sich senkrecht auf, fassen den Rohrstengel mit den Vorderfüßen und schieben ihn so lange fort, bis sie an den oberen markigen Theil kommen; jetzt halten sie ihn fest und verzehren die ganze Spitze. Haben sie ihre Mahlzeit vollendet, dann legen sie sich zusammengekauert auf den Eßtisch und ruhen aus." Thierische Nahrung verschmähen unsere Mäuse auch nicht. Im Wasser müssen Kerbthiere und deren Larven, kleine Frösche, Fische und Krebse ihnen zur Mahlzeit dienen, den Gerbern fressen sie ganze Stücke von den eingeweichten Thierhäuten ab, den im Grase brütenden Vögeln nehmen sie die Eier weg u. s. w. Im Herbst erweitern sie ihren Bau, indem sie eine Vorrathskammer anlegen und diese durch Gänge mit ihrem alten Neste verbinden. Diese Kammer füllen sie aus nahe gelegenen Gärten und Feldern mit Erbsen, Bohnen, Zwiebeln und Kartoffeln an, und leben hiervon während des Spätherbstes und Frühjahrs, oder so lange das Wetter noch gelinde ist. Erst bei starkem Frost verfallen sie in Schlaf, ohne jedoch dabei zu erstarren.

Die Vermehrung der Wasserratten und Schermäuse ist bedeutend. Drei bis vier Mal im Jahre findet man in dem warmen, weich ausgefütterten Neste 2 bis 7 Junge, oft in einem Neste solche von verschiedener Färbung zusammen. Zuweilen findet man die Nester auch in dichtem Gestrüpp unmittelbar über der Erde, und höchst selten im Rohr. Ein solches Nest beschreibt Blasius. „Es stand drei Fuß hoch über dem Wasserspiegel, wie ein Rohrsängernest zwischen drei Schilfstengel eingeflochten, etwa dreißig Schritt vom trockenen Ufer ab, war kugelrund, aus feinen, weichen Grasblättern gebaut, am Eingange zugestopft, hatte außen etwa vier, inwendig wenig über zwei Zoll im Durchmesser und enthielt zwei halberwachsene Junge von kohlschwarzer Färbung. Hätte ich das Nest beim Aufsuchen von Rohrsänger- und Krontaucherestern nicht zu zufällig gefunden: es würde mir nie eingefallen sein, an ähnlichen Orten nach Wasserrattennestern zu suchen."

Für die Gefangenschaft eignet sich die Wasserratte nicht. Sie ist ziemlich weichlich und verlangt deshalb gute Pflege, wird auch niemals ordentlich zahm.

Zu der Gruppe der Wühlratten gehört noch einer der merkwürdigsten aller Nager: die Schneemaus (Hypudaeus nivalis). Hoch oben auf den Alpen, da, wo das übrige thierische Leben schon längst aufgehört hat, wohnt das kleine Geschöpf, ohne daran zu denken, im Winter nach Art anderer Nager Schutz im Innern der Erde zu suchen, jeder Jahreszeit muthigen Herzens Trotz bietend. In so großer Höhe lebt sie, daß wir noch heute nichts Ausführlicheres über sie wissen, obgleich die tüchtigsten Thierkundigen sich mit der Erforschung ihres Lebens beschäftigt haben: die Unwirthlichkeit ihrer Heimat wirft der Beobachtung zu große Schwierigkeiten in den Weg.

Die Schneemaus ist eine ziemlich kleine Wühlratte von 5 Zoll Leibes- und 2½ Zoll Schwanzlänge. Ihr Pelz ist zweifarbig, auf der Oberseite hellbräunlichgrau, in der Mitte des Rückens dunkler, als an den Seiten, auf der Unterseite ziemlich deutlich abgesetzt grauweiß. Auch hier kommen drei ständige Verschiedenheiten vor und es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese drei Formen nur verschiedene Ausprägungen ein und derselben Grundform sind.

In der Lebensweise findet sich, soviel wir wissen, kein Unterschied. „Die Schneemaus", sagt Blasius, „hat unter allen Mäusen den kleinsten, aber eigenthümlichsten Verbreitungskreis. Sie gehört der Alpenkette ihrer ganzen Ausdehnung nach an. Außerdem erhielt Selys sie aus den Pyrenäen. Es ist mir kein Beispiel bekannt, daß sie in den Alpen regelmäßig unter 3000 Fuß Meereshöhe gefunden wäre; auch bei 4000 scheint sie in der Regel nicht häufig vorkommen. Von hieraus aber findet sie sich in allen Höhen bis zu den letzten Grenzpunkten des Pflanzenlebens. In der Nähe der Schneegrenze erscheint sie am häufigsten, aber sogar über die Schneegrenze geht sie hinaus und bewohnt die kleinsten Pflanzeninseln, die mit ihren kümmerlichen Alpenkräutern spärlich bewachsenen Blößen auf der Südseite der hohen Alpenspitzen, mitten zwischen den Schneefeldern, wo die warmen Sonnenstrahlen oft kaum 2 bis 3 Monate lang die wöchentlich sich erneuernde Schneedecke überwinden und die Erde auf wenige Schritte hin freilegen können. In diesen großartigen Gebirgseinsamkeiten verlebt sie aber nicht blos einen schönen, kurzen Alpensommer, sondern, unter einer unverwüstlichen Schneedecke begraben, einen 9 bis 10 Monate langen, harten Alpenwinter; denn sie wandert nicht, obwohl sie sich im Winter Röhren unter dem Schnee anlegt, um Pflanzenwurzeln zu sammeln, wenn die gesammelten Vorräthe nicht ausreichen. Kein anderes Säugethier begleitet die Schneemaus

ausdauernd über die Welt des Lebendigen hinaus bis zu diesen luftigen, starren Alpenhöhen; nur einzeln folgt vorübergehend als unerbitterlicher Feind ein Wiesel oder Hermelin ihren Spuren."

Die Schneemaus ist den Naturforschern erst seit wenig Jahren bekannt geworden. Nager entdeckte sie im Jahre 1841 in Andermatt am Gotthard, Martins fand sie am Faulhorn, Hugi auf dem höchsten Kamme der Strahleck über 10,000 Fuß hoch, und am Finsteraarhorn bei einer Meereshöhe von 12,000 Fuß mitten im Winter in einer Alpenhütte. Blasius beobachtete die Schneemaus auf den Bergen von Chambery, am Montblanc bei 12,000 Fuß Höhe, und am Bernina auf der obersten, nur wenige Geviertfuß vom Schnee entblößten Spitze des Piz Linguard im oberen Etzthal.

Das Leben, welches die Schneemaus in ihrer unwirthlichen, traurig armen Heimat führt, ist bis jetzt noch räthselhaft. Man weiß, daß sie Pflanzen frißt, hauptsächlich Wurzeln und Alpenkräuter, Gras und Heu, und daß sie von diesen Stoffen auch Vorräthe für den Winter einsammelt; aber man begreift kaum, daß sie an vielen Orten, wo sie lebt, noch Nahrung genug findet.

Weit mehr als von dem vorher besprochenen Nager wissen wir von einigen oft nur zu häufigen Wühlmäusen (Arvicola), vor allen von der allbekannten Feldmaus, der Verwüsterin ganzer Gegenden.

Mehrere Arten sehr ähnlicher Wühlmäuse bewohnen unsere Waldungen und Feldmarken, und fast alle können unter Umständen sehr schädlich werden. Die Waldwühlmaus (Arvicola glareolus), ein kleines Thier von nur 5½ Zoll Gesammtlänge, ist zweifarbig, oben braunroth, nach den Weichen hin graulich, unten und an den Füßen scharf abgesetzt weiß. Sie findet sich gewöhnlich in Wäldern und an Waldrändern, auch in Gebüschen und parkähnlichen Gärten, lebt in Erdlöchern und baut sich ein Nest aus weichem Grase, aus Haaren und Wolle. Man kennt sie auch aus Ungarn, Kroatien, der Moldau und Rußland. Ihre Nahrung nimmt sie auffallender Weise mehr aus dem Thier-, als aus dem Pflanzenreiche, und deshalb kann man sie wohl als die nützlichste ihrer Familie ansehen. Sie verzehrt vorzüglich Kerbthiere und Würmer, doch verschmäht sie auch Getreide, Sämereien und knollige Wurzeln nicht, und bei strengem Winter begnügt sie sich mit Baumrinde. Einzeln sieht man sie in den Wäldern auch bei Tage umherlaufen; die Hauptmasse erscheint jedoch erst gegen Abend. Die Gefangenschaft hält sie sehr leicht aus; sie wird bald recht zahm, und mit anderen ihrer Art oder mit Verwandten verträgt sie sich vortrefflich.

Die Erdmaus (Arvicola agrestis) ist fast ebenso groß, als jene, auch 5½ Zoll lang, wovon kaum 1½ Zoll auf den Schwanz kommen. Der Pelz ist auch zweifarbig, oben dunkelschwärzlichbraungrau, nach den Weichen etwas heller, unten und an den Füßen grauweiß. Der Schwanz ist zweifarbig, oben dunkelbraun und unten grauweiß. Die Erdmaus bewohnt den Norden der alten Welt, lebt gewöhnlich in Gebüsch, in Wäldern, an Waldrändern, an Gräben und auf Dämmen ꝛc., aber nur in wasserreichen Gegenden, manchmal mit ihren Verwandten zusammen. Ihre Nahrung nimmt sie vorzugsweise aus dem Pflanzenreiche. In ihren Bewegungen ist sie so unbeholfen, daß man sie ohne große Mühe mit der Hand fangen kann. Dabei ist sie gar nicht scheu und erscheint auch meistens am hellen Tage vor dem Eingang ihrer Erdhöhlen. Das runde Nest steht dicht unter der Oberfläche der Erde, ist aber durch dichte Grasbüschel und dergleichen sehr geschützt von oben her. Drei bis vier Mal im Jahre findet man in solchen Nestern 4 bis 7 Junge. In der Gefangenschaft kann man sie leicht erhalten.

Von den genannten Mäusen unterscheiden sich die eigentlichen Feldmäuse, welche in Europa und im nördlichen Asien in mehreren Arten vorkommen, hauptsächlich durch das Gebiß. Bei uns finden sich zwei wahre Feldmäuse und zwei Wiesenmäuse, von denen je eine ausführlicher beschrieben zu werden verdient.

Die gemeine Feldmaus (Arvicola arvalis) wird 4½ bis 5½ Zoll lang; hiervon nimmt der Schwanz 1¼ bis 1½ Zoll weg. Der Pelz ist undeutlich zweifarbig, auf der Oberseite gelblichgrau, an den Seiten heller, die Unterseite ist schmuzig rostweißlich; die Füße sind reiner weiß.

Ganz Mittel- und ein Theil von Nordeuropa, sowie der westliche Theil von Mittel- und Nordasien sind die Heimat dieses kleinen und für den menschlichen Haushalt so überaus bedeutsamen Geschöpfes. In Europa reicht die Feldmaus bis in die nördlichen Provinzen Rußlands,



Die gemeine Feldmaus (Arvicola arvalis).

in Asien südlich bis nach Persien, westlich bis jenseits des Obi. In Irland, auf Island, Korsika, Sardinien und Sicilien fehlt sie ganz. Sie gehört sowohl der Ebene, wie dem Gebirge an, obgleich sie im Flachlande häufiger auftritt. In den Alpen steigt sie bis 6000 Fuß über das Meer empor. Baumleere Gegenden, Felder und Wiesen, seltener Waldränder und Waldblößen sind ihre bevorzugten Wohnplätze, und nicht allein das trockene, bebaute Land, sondern auch die feuchten Sumpfniederungen müssen ihr Herberge geben. Hier legt sie sich in den trockenen Bülten ihre Gänge und Nester an, dort baut sie sich seichte Gänge mit 4 bis 6 verschiedenen Eingangslöchern, welche außen durch niedergetretene, vertiefte Wege verbunden sind. Im Herbst zieht sie sich unter Getreidehaufen zusammen oder kommt in die Wohnungen, in Scheuern, Ställe und Keller. In den Häusern lebt sie vorzugsweise in den Kellern, nicht auf dem Boden, wie die eigentlichen Mäuse. Im Winter gräbt sie wohl auch lange Gänge unter dem Schnee. Sie sammelt, wo sie kann, Vorräthe ein, namentlich Getreide und andere Sämereien; bei eintretendem Mangel aber wandert sie gesellig aus, gewöhnlich blos nach einem benachbarten Felde, zuweilen aber auch schaarenweise aus einer Gegend in die andere, und setzt dabei über Bergrücken und schwimmend über breite Flüsse. Sie läuft gut, schwimmt ganz vortrefflich, klettert aber wenig und unbeholfen. Das Graben versteht sie meisterhaft. Sie wühlt schneller, als irgend eine andere Maus, und ist im Höhlenbauen unermüdlich. Ihrer Lebensweise nach ist sie fast ebenso sehr Tag- als Nachtthier. Wärme und Trockenheit sind für sie Lebensbedingungen; bei anhaltender Feuchtigkeit geht sie zu Grunde.

Ihre Nahrung besteht aus allen möglichen Pflanzenstoffen. Wenn sie Sämereien hat, wählt sie nur diese, sonst begnügt sie sich auch mit frischen Gräsern und Kräutern, mit Wurzeln und Blättern, mit Klee, Früchten und Beeren. Buchekern und Nüsse, Getreidekörner, Rüben und Kartoffeln werden oft arg von ihr heimgesucht. Während der rauhesten Jahreszeit verfällt sie in einen ununterbrochenen Winterschlaf. Bei gelinder Witterung erwacht sie wieder und zehrt dann von ihren Vorräthen. Sie ist unglaublich gefräßig und bedarf sehr viel, um sich zu sättigen, kann auch das Wasser nicht entbehren.

In hohem Grade gesellig, lebt die Feldmaus ziemlich einträchtig mit ihres Gleichen, mindestens paarweise zusammen, häufiger aber in großen Schaaren, und deshalb sieht man Bau an Bau gereiht. Ihre Vermehrung ist außerordentlich stark.

„Unter günstigen Umständen", sagt Blasius, „vermehren sich die Feldmäuse in unglaublicher Weise. Es sind viele Beispiele bekannt, daß durch ihre übermäßige Vermehrung auf weite Länderstrecken hin ein großer Theil der Ernte vernichtet worden ist, und mehr als tausend Morgen junge Buchenschonungen durch Abnagen der Rinde zerstört worden sind. In den zwanziger Jahren trat am Niederrhein wiederholt diese Landplage ein. Der Boden in den Feldern war stellenweise so durchlöchert, daß man kaum einen Fuß auf die Erde stellen konnte, ohne eine Mäuseröhre zu berühren, und zwischen diesen Oeffnungen waren zahllose Wege tief ausgetreten. Auch am hellen Tage wimmelte es von Mäusen, die frei und ungestört umherliefen. Näherte man sich ihnen, so kamen sie zu sechs bis zehn auf einmal vor einem und demselben Loche an, um hineinzuschlüpfen, und verrammelten einander unfreiwillig ihre Zugänge. Es war nicht schwer, bei diesem Zusammendrängen an den Röhren ein halbes Dutzend mit einem Stockschlage zu erlegen. Alle schienen kräftig und gesund, doch meistens ziemlich klein, indem es größtentheils Junge sein mochten. Drei Wochen später besuchte ich dieselben Punkte. Die Zahl der Mäuse hatten noch zugenommen, aber die Thiere waren offenbar in krankhaftem Zustande. Viele hatten schorfige Stellen oder Geschwüre, oft über den ganzen Körper. Als ich vier Wochen später zum dritten Male dieselben Gegenden besuchte, war jede Spur von Mäusen verschwunden. Die Natur mußte in ihrer übermäßigen Entwicklung auch gleichzeitig ein Werkzeug zu ihrer Vernichtung geschaffen haben. Um über die Massen der Mäuse, welche manchmal in gewissen Gegenden auftreten, Genaueres anzugeben, will ich bemerken, daß in dem einzigen Bezirk von Zabern im Jahre 1822 binnen 14 Tagen 1,570,000, im Landrathsamt Nidda 590,327, und im Landrathsamt Butzbach 271,941 Stück Mäuse gefangen worden sind. Im Sommer des Jahres 1861 wurden in der Gegend von Alsheim in Rheinhessen 409,523 Mäuse und 4707 Hamster eingefangen und abgeliefert. Die Gemeindekasse hat dafür 2593 Gulden verausgabt. Manche Familien haben bei dieser Mäuseverfolgung 50, 60 und mehr Gulden durch die Thätigkeit ihrer Kinder erworben; ja, einem besonders glücklichen Vater haben seine wackeren Buben 142 Gulden heimgebracht. Er kaufte für dieses Geld ein kleines Grundstück, welches den Namen „Mäuseäckerchen" für alle Zeiten tragen soll. In der Gemarkung Gundersheim wurden im August und September 1867 70,000 Mäuse und 1400 Hamster gefangen und eingeliefert, und aus der Gemeindekasse dafür 415 fl. 42 kr. bezahlt."

Leider ist der Mensch allein diesen Mäusen gegenüber geradezu ohnmächtig. Alle Vertilgungsmittel, welche man bisher ersonnen hat, erscheinen ungenügend der massenhaften Vermehrung jener gefräßigen Schaaren gegenüber: nur der Himmel und die den Menschen so befreundeten und gleichwohl von ihm so befeindeten Raubthiere vermögen zu helfen. Man wendet mit gutem Erfolg Mäusebohrer an, mit denen man da, wo es der Boden erlaubt, Löcher von 4 bis 6 Zoll Durchmesser etwa 2 Fuß tief in die Erde gräbt, und erzielt damit, daß die hineinfallenden Mäuse, ohne daran zu denken, sich Fluchtröhren zu graben, einander auffressen und sich so gegenseitig vernichten. Als das wirksamste Gift erweist sich ein mit Phosphor versetzter Mehlteig. Weit mehr leisten Thiere in Vertilgung der Mäuse. Schon wenn man nach der Ernte die Schweineheerden auf die Felder treibt, verspürt man bald einen sehr guten Erfolg. Auch abgerichtete Pintscherhunde leisten Unglaubliches, doch auch sie sind noch nicht die eigentlichen Feinde. Diese sind der Iltis, die beiden Wieselarten, die Hauskatzen, die Eulen und vor allen die Bussarde. Man fand Mäusebussarde, welche einige dreißig Feldmäuse im Magen hatten: — und solche Mahlzeit ist für die schnellverdauenden Räuber nur ein Frühstück; denn schon nach einigen Stunden ist der Bussard wieder im Stande, seine Jagd von neuem zu beginnen. Vernünftige Landwirthe schonen deshalb diese vortrefflichen Vögel soviel wie möglich.

Die Liste der beachtenswerthen Wühlmäuse ist jedoch noch nicht geschlossen. Zwei von ihnen verlangen noch eine ausführlichere Besprechung: die Wurzelmäuse, von denen die eine (Arvicola oeconomus) in Sibirien, die andere (Arvicola subterraneus) in Nord- und Mitteldeutschland vorkommt. Die erstere ist etwas größer, als unsere Feldmaus, 4½ Zoll lang, wovon etwas über einen Zoll auf den Schwanz kommt. Oben ist sie hellgelblichgrau, unten grau. Diese Wurzelmaus findet sich von dem Obi bis nach Kamtschatka in allen Ebenen, oft in großer Menge, und wird von den armen Einwohnern jener traurig öden Gegenden geradezu als Wohlthäterin betrachtet. Sie ist das Gegentheil der Feldmaus: sie arbeitet zum Besten des Menschen anstatt ihm zu schaden. Unter dem Rasen macht sich das Thier lange Gänge,

welche zu einem in geringer Tiefe liegenden, großen, runden Neste von einem Fuß Durchmesser führen, das seinerseits mit einigen sehr geräumigen Vorrathskammern in Verbindung steht. Das Nest selbst ist mit allerhand Pflanzenstoffen weich ausgefüttert und dient der Maus zum Lager und zum Wochenbette; die Vorrathskammern aber füllt sie mit allerhand Wurzeln an, welche von der dortigen Bevölkerung ausgegraben und als Speise, sowie auch als Thee benutzt werden. Die armseligen Landsassen haben an diesen Vorräthen, welche sie den Mäusen abnehmen, oft den ganzen Winter zu essen; was übrig bleibt, wühlen die wilden Schweine aus, und wenn ihnen dabei eine Maus in die Quere kommt, wird diese natürlich auch mit verzehrt.

Merkwürdig ist die große Wanderlust dieser Wühlmäuse. Zum Kummer der Eingebornen machen sie sich in manchen Frühjahren auf und ziehen heerweise nach Westen, immer geraden Weges fort über die Flüsse weg und auch über die Berge. Tausende ertrinken und werden von Fischen und Enten verschlungen, andere Tausende von Zobeln und Füchsen gefressen, welche diese Züge begleiten.

Die bei uns vorkommende Wurzelmaus ist 4½ Zoll lang, wovon auf den Schwanz 1¼ Zoll kommen. Der Pelz ist oben rostgrau, unten weißlich; beide Farben sind scharf von einander getrennt, auch der Schwanz zeigt diese beiden Farben. Sie lebt mehr unterirdisch, als ihre Gattungsverwandten, und es scheint fast, daß ihre sehr kleinen Ohren und Augen auf diese Lebensweise hindeuten. Ihre Höhlen sind weit verzweigter und zahlreicher, als die der anderen Wühlmäuse, und jedes Pärchen lebt für sich. In den Vorrathskammern fand Dehne im Dezember 18 Unzen Wurzeln, jede Art gesondert und gereinigt. Sie bestanden in Löwenzahn, Quecke, Hainanemone, Sauerampfer, in den Knöllchen der gemeinen Butterblume, einigen Zwiebeln, Möhren und der Vogelmilch. Die Niederlagen waren etwa fußtief unter dem Rasen angebracht und hatten 6 bis 8 Zoll im Durchmesser. Mehrere zickzackförmige, ganz flach unter dem Rasen fortlaufende Gänge führten zu ihnen und verbanden sie.

Nur selten vermehrt sich diese Maus so stark wie ihre Verwandten.

Die Lemminge (Myodes) sind unter den Wühlmäusen in Gestalt und Wesen dasselbe, was die Hamster unter den eigentlichen Mäusen sind. Man kennt bis jetzt etwa ein halbes Dutzend Arten dieser merkwürdigen Geschöpfe, unter denen uns selbstverständlich der norwegische Lemming (Myodes Lemmus) am nächsten angeht. Er ist eine mittelgroße Wühlmaus von sehr gedrungenem Körperbau mit ganz kleinem Stutzschwänzchen. Seine Gesammtlänge beträgt 6 Zoll; der Schwanz ist blos ¾ Zoll lang. Die Nase ist behaart, die Oberlippe tief gespalten und mit kurzen Schnurren besetzt, die Ohren sind klein, rundlich und ganz im Pelze versteckt; an den fünfzehigen Füßen sitzen große Scharrkrallen, namentlich an dem Vorderpaar, und diese sind beim Männchen gewöhnlich größer, als beim Weibchen. Der weiche und lange Pelz ist sehr ansprechend gezeichnet. Von der braungelben, im Nacken gewässerten Grundfärbung heben sich dunkle Flecken ab. Der Schwanz und die Pfoten sind gelb; von den Augen laufen zwei gelbe Streifen nach dem Hinterkopf; die Unterseite ist einfach gelb, fast sandfarbig.

Der Lemming ist unbedingt das räthselhafteste Thier ganz Skandinaviens. Noch heute glauben die Bauern der Gebirgsgegenden, daß er von dem Himmel herabgeregnet werde und deshalb in so ungeheurer Menge auftrete, später aber wegen seiner Freßgier sich den Magen verderbe und zu Grunde gehen müsse. Olaus Magnus, der bekannte Bischof von Upsala, erwähnt dieses Thier zuerst. Er sagt, daß er im Jahre 1518 durch einen Wald geritten sei und dort eine so große Anzahl Hermeline gesehen habe, daß sie den ganzen Wald mit ihrem Gestank erfüllt hätten. Hieran wären kleine vierfüßige Thiere mit Namen Lemar schuld gewesen, welche zuweilen bei plötzlichem Gewitter und Regen vom Himmel fielen: — man wisse nicht, ob aus entfernten Inseln hergetrieben oder in den Wolken erzeugt.

Andere Berichterstatter schrieben diese Erzählung nach, und erst Linné schildert in den schwedischen Abhandlungen vom Jahre 1740 die Lemminge der Natur gemäß und so ausführlich, daß man seiner Beschreibung nicht viel zufügen kann. Ich selbst habe die Thiere im Jahre 1860 namentlich auf dem Dovrefjeld zu meiner Freude in großer Menge angetroffen und mich durch eigne Anschauungen über sie unterrichten können.

Die Thiere sind ganz allerliebst. Sie sehen aus wie kleine Murmelthiere oder wie Hamster, und ähneln namentlich den letzteren vielfach in ihrem Wesen. Ihr Aufenthalt sind die verhältnißmäßig trockenen Stellen des Moraſtes, welcher einen so großen Theil von Norwegen



Der norwegische Lemming (Myodes Lemmus).

bedeckt. Sie bewohnen hier kleine Höhlungen unter Steinen oder im Moos; doch trifft man sie auch oft umherschweifend zwischen den kleinen Hügeln an, welche sich aus dem Sumpfe erheben. Selten bemerkt man ausgetretene Gänge, welche von einer Höhle zu der anderen führen. Größere Gänge schürfen sie sich nur im Schnee. Sie sind bei Tag und Nacht munter und in Bewegung. Ihr Gang ist trippelnd, aber rasch, wenn auch ein Mensch sie leicht einzuholen vermag. Das Wasser meiden sie mit einer gewissen Scheu, und wenn man sie ins Wasser wirft, quieken und knurren sie sehr ärgerlich und suchen so schnell als möglich das trockene Land wieder zu gewinnen. Gewöhnlich verrathen sie sich selbst; denn die Erscheinung eines Menschen erregt sie viel zu sehr, als daß sie schweigen könnten. Sie grüßen deshalb mit lautem Quieken und Grunzen den Eindringling in ihr Gehege, gleichsam als wollten sie ihm das Betreten ihres Gebiets verwehren. Nur während sie umherlaufen, nehmen sie die Flucht, wenn man auf sie zugeht. Sie eilen dann nach irgend einem der unzähligen Löcher und setzen sich dort fest. Dann gehen sie nicht mehr zurück, sondern lassen es darauf ankommen, todtgeschlagen oder weggenommen zu werden. Wenn sie einmal gestellt sind, denken sie gar nicht daran, wieder zurückzuweichen. Hält man ihnen den Stiefel vor, so beißen sie in denselben; ja, sie beißen selbst in den Stock oder in die Gewehrläufe, wenn sie auch merken, daß sie hier Nichts ausrichten können. Manche bissen sich so fest in meine Beinkleider ein, daß ich sie kaum wieder abschütteln konnte. Bei solchen Kämpfen gerathen sie in große Wuth und ähneln dann ganz den bösartigen Hamstern. Zuweilen springen sie auch mit kleinen Sätzen auf ihren Gegner los. Sie scheinen sich überhaupt vor keinem Thiere zu fürchten, da sie sogar tolldreist auf jedes Geschöpf losgehen. In den Straßen werden viele überfahren, weil sie sich trotzig mitten in den Weg stellen und nicht weichen wollen. Die Hunde auf den Höfen beißen eine Menge todt, und die Katzen verzehren so viele, daß sie immer satt sind.

Ueber die Fortpflanzung dieser Thiere wird berichtet, daß sie meistens 5 bis 6 Junge hätten, und daß sie mehrere Male im Jahre werfen.

Die Hauptnahrung der Lemminge besteht aus den wenigen Alpenpflanzen, welche in ihrer armen Heimat gedeihen, namentlich aus Gräsern, Renthierflechten, aus den Kätzchen der Zwerg-

birke und wahrscheinlich auch aus allerlei Wurzeln. Die Thiere finden sich ebenso hoch, als die Flechtendecke reicht, und nirgends da, wo sie fehlt. Soviel ich erfuhr, tragen sie sich im Winter nicht ein. Großen Schaden bringen sie nur selten; denn da, wo sie wohnen, gibt es keine Felder, und in die Häuser kommen sie nicht herein. Ihre Heimat ist übrigens, so arm sie auch scheinen mag, reich genug für ihre Ansprüche und bietet ihnen Alles, was sie bedürfen. Nur in manchen Jahren scheint dies nicht der Fall zu sein; dann sehen sich die Lemminge genöthigt, große Wanderungen anzustellen. Eigne Nachfragen bei Norwegern, Finn- und Lappländern ergaben, daß diese von solchen Wanderungen nichts wußten, daher letztere auch nur selten in bemerkenswerther Weise statt finden mögen. Wie es scheint, nicht nach eigener Beobachtung berichtet hierüber Linné Folgendes: „Das Allermerkwürdigste bei diesen Thieren ist ihre Wanderung; denn zu gewissen Zeiten, gewöhnlich binnen zehn und zwanzig Jahren, ziehen sie in solcher Menge fort, daß man darüber erstaunen muß, bei Tausenden hinter einander. Sie graben zuletzt förmliche Pfade in den Boden ein, ein Paar Finger tief und einen halben breit. Diese Pfade liegen mehrere Ellen von einander entfernt und gehen sämmtlich schnurgerade fort. Unterwegs fressen die Lemminge das Gras und die Wurzeln ab, welche hervorragen; wie man sagt, werfen sie oft unterwegs und tragen ein Junges im Maul und das andere auf dem Rücken fort. Auf unserer Seite gehen sie vom Gebirge herunter nach dem botnischen Meerbusen, kommen aber selten so weit, sondern werden zerstreut und gehen unterwegs zu Grunde. Kommt ihnen ein Mensch in den Strich, so weichen sie nicht, sondern suchen ihm zwischen den Beinen durchzukommen oder setzen sich auf die Hinterfüße und beißen in den Stock, wenn er ihnen denselben vorhält. Um einen Heuschober gehen sie nicht herum, sondern graben und fressen sich durch; um einen großen Stein laufen sie im Kreise und gehen dann wieder in gerader Linie fort. Sie schwimmen über die größten Teiche, und wenn sie an einen Nachen kommen, springen sie hinein und werfen sich auf der anderen Seite wieder in das Wasser. Vor einem brausenden Strom scheuen sie sich nicht, sondern stürzen sich hinein, und wenn auch alle dabei ihr Leben zusetzen sollten." Martius führt vom Jahre 1580 bis 1839 dreizehn durch bewährte Männer beobachtete große Wanderzüge an.

Wie meist bei derartigen Erscheinungen mögen bei Erwähnung und Beschreibung dieser Wanderungen manche Täuschungen und Uebertreibungen mit untergelaufen sein. Wenn gewisse Thiere, die für gewöhnlich in nicht auffallender Anzahl an einer Oertlichkeit vorkommen, durch besondere Verhältnisse begünstigt sich stark vermehren und fast plötzlich massenhaft erscheinen, wie bei uns Frösche und Feldmäuse, so liegt es nahe, dieses Einwanderungen zuzuschreiben.

Ein Glück ist es immerhin, daß die Lemminge so viele Feinde haben, denn sonst würden sie bei ihrer ungeheuren Häufigkeit das ganze Land überschwemmen und alles Genießbare auffressen. Jedenfalls ist das Klima selbst der beste Vertilger der Thiere. Außerdem aber verfolgt die Lemminge eine Unzahl von lebenden Feinden. Man darf wohl sagen, daß sich alle Raubthiere ganz Skandinaviens von ihnen mästen, namentlich die Wölfe, Füchse und der Vielfraß, die Marder, Iltisse, Hermeline und die Hunde der Lappen; ferner die Eulen und Bussarde, die Raben, Krähen und Elstern, sie alle suchen die bissigen Geschöpfe zu vernichten, selbst die Renthiere sollen, wie vielfach behauptet wird zuweilen Lemminge fressen oder sie wenigstens mit den Vorderhufen todtschlagen.

Der Mensch wird nur, wenn er selbst in größter Noth sich befindet, zum Feinde der Lemminge. Das Fell ist nicht viel werth, und vor dem Fleisch hat der Normann denselben Abscheu, welchen wir vor dem Rattenfleische haben. Die armen Lappen aber werden oft von dem Hunger getrieben, die Lemminge zu verfolgen.

* * *

(Biber). Unter allen Nagern steht der Biber (Castor Fiber) wegen seiner Eigenthümlichkeiten einzig da. Er selbst ist nicht allein der Vertreter einer besonderen Sippe, sondern er bildet eine eigne Familie. Man hat oft versucht, die Ondatra oder den Sumpfbiber, welchen wir später kennen lernen werden, mit ihm zu vereinigen, beide Thiere aber ihrer größeren Verwandtschaft zu den Wühl- und bezüglich Schrotmäusen oder Trugratten halber immer wieder von dem Biber trennen müssen. So ist er unter den Nagern eine ganz vereinzelte und deshalb höchst merkwürdige Erscheinung.

Unser Biber ist schon seit den ältesten Zeiten bekannt. Aelian nennt ihn „Castor", Plinius „Fiber"; beide Benennungen vereinigt Linné zu dem jetzt giltigen, wissenschaftlichen Namen des Thieres. Von den alten Schriftstellern erfahren wir nicht viel. Aristoteles



Der Biber (Castor Fiber).

sagt blos, daß er unter die vierfüßigen Thiere gehöre, welche an Seen und Flüssen ihre Nahrung suchten, wie der Fischotter. Plinius spricht von den Wirkungen des Bibergeils. Nun kommt die berühmte Beschreibung des Olaus Magnus, Bischofs von Upsala, welcher ungefähr im Jahre 1520 sein merkwürdiges Werk herausgab. Hier finden sich bereits die verschiedenartigsten Irrthümer und Fabeln über unser Thier. Der gelehrte Priester berichtet uns, daß der Biber, obgleich Solinis nur die Wasser im schwarzen Meer für den Wohn- und Fortpflanzungsort des Thieres halte, in Menge am Rhein, an der Donau, in den Sümpfen in Mähren und, Dank der mütterlichen Vorsehung, noch mehr im Norden vorkomme, weil hier an den Flüssen nicht soviel Geräusch durch die beständige Schifffahrt wäre, wie am Rhein und an der Donau. Im Norden verfertige er mit wunderbarer Kunst, blos von der Natur unterrichtet, auf unzähligen Flüssen aus Bäumen seine Häuser. Die Biber gingen gesellig zum Fällen der Stämme, hieben sie mit ihren Zähnen ab und trügen sie auf eine wunderbare Art zu ihren Lagern. Ein alter, träger Biber, welcher sich immer von der Gesellschaft entfernt halte, müsse herhalten. Ihn würfen sie rücklings auf den Boden, legten ihm zwischen die Vorder- und Hinterfüße wie auf einen Wagen das Holz, zögen ihn zu ihren Hütten, lüden es ab und schleppten diesen lebendigen Schlitten solange hin und her, bis ihr Häuslein fertig wäre. Die Zähne der Thiere seien so scharf, daß sie die Bäume wie mit einem Schermesser abschneiden könnten, und wehe dem Menschen, der von ihm erfaßt würde; der Biber ließe nicht eher los, als bis die Knochen des zerbissenen Theils entzwei seien. Das Haus bestünde aus zwei bis drei Kammern über einander. Der Schwanz sei schuppig wie der der Fische, habe lederartiges Fell und gäbe ein schmackhaftes Essen. Er werde auch nebst den Hinterfüßen anstatt der Fische gegessen. Die Felle seien so weich und zart wie Dunen und schützten wunderbar gegen die rauhe Kälte; sie seien auch eine kostbare Kleidung der Großen und Reichen u. a. m.

Noch heutigen Tages ist der Wohnkreis des Bibers ein sehr ausgedehnter; denn er reicht durch drei Erdtheile hindurch und erstreckt sich über alle zwischen dem 33. und 68. n. B. liegenden Grade. In früheren Zeiten muß aber die Heimat eine weit ausgedehntere gewesen sein. In Frankreich und Deutschland kam er fast überall vor. In England wurde er zuerst ausgerottet. Gegenwärtig findet man ihn in Deutschland nur sehr einzeln, hauptsächlich an der Donau, der Nab, der Mosel, der Maas, der Lippe, Weser, Aller, Riß, dem Bober und anderen Flüssen;

allein überall geht er seinem Untergange entgegen. Doch haben sich neuerdings wieder einige bei Wörlitz angesiedelt und leben hier ungestört unter besonderem Schutze des Herzogs von Anhalt; auf der Domäne Wittigau in Mähren zeigten sich seit 1855 wieder Biber, und eine Familie hat einen 10 bis 12 Fuß breiten und 7 Fuß hohen, zweistöckigen Bau unternommen. In Europa überhaupt trifft man ihn noch am häufigsten in Oesterreich, Polen, Rußland, Schweden und Norwegen.

Weit häufiger als in Europa findet sich unser Nager in Asien. Die großen Ströme Sibiriens beherbergen ihn noch in Menge, und auch in den größeren und kleineren Flüssen, welche in das kaspische Meer sich ergießen, ist er noch ziemlich häufig. In Amerika war er gemein, ist aber durch die unablässige Verfolgung sehr zusammengeschmolzen, was begreiflich erscheint, da schon seit mehreren hundert Jahren aus Canada allein jährlich über 4000 Biberfelle ausgeführt worden sind. Audubon gibt (1849) blos noch Labrador, Neufundland, Canada und einzelne Gegenden der Staaten Maine und Massachusetts als Heimatsländer des Thieres an, fügt jedoch hinzu, daß er in verschiedenen wenig bebauten Gegenden der Vereinigten Staaten einzeln noch gefunden werde.

Der Biber ist einer der größten Nager. Bei erwachsenen Männchen beträgt die Leibeslänge 2½ bis 3 Fuß, die Länge des Schwanzes 1 Fuß, die Höhe am Widerrist 11 Zoll, das Gewicht 40 bis 50 Pfund. Der Leib ist plump und stark, hinten bedeutend dicker als vorn; der Hals kurz und dick, der Kopf hinten breit, nach vorn verschmälert, kurz- und stumpfschnäuzig; die Beine sind kurz und sehr kräftig, die hinteren etwas länger als die vorderen, die Füße fünfzehig und die hinteren bis an die Krallen durch eine breite Schwimmhaut mit einander verbunden. Der Schwanz ist oben und unten platt gedrückt, bis fünf Zoll breit. Die Ohren sind klein und kurz und können so an den Kopf angelegt werden, daß sie den Gehörgang fast vollständig verschließen. Die Augen sind klein und durch eine Nickhaut ausgezeichnet. Die Nasenlöcher sind mit wulstigen Flügeln versehen und können ebenfalls geschlossen werden. Das Fell des Bibers besteht aus einem außerordentlich dichten, flockigen, seidenartigen Wollhaar und dünnerstehenden, langen, starken, steifen und glänzenden Grannen, welche am Kopf und Unterrücken kurz, an dem übrigen Körper aber 2 Zoll lang sind. Die Färbung der Oberseite ist ein dunkles Kastanienbraun, welches mehr oder weniger ins Grauliche zieht. Die Unterseite ist heller, das Wollhaar an der Wurzel silbergrau, gegen die Spitze gelblichbraun. Der Schwanz ist im ersten Drittel sehr lang behaart, im übrigen aber nackt und mit kleinen, länglich platten Hautgruben bedeckt, zwischen denen einzelne kurze, steife Haare hervortreten. Hinsichtlich der allgemeinen Färbung des Felles kommen mancherlei Abweichungen vor. Sehr selten findet man auch weiße und gefleckte Biber.

Die safrangelben Nagezähne sind sehr groß und stark, vorn flach, glatt, im Querschnitt fast dreischneidig, an der Seite meiselförmig. Sie ragen weit aus dem Kiefer hervor. Vier Backzähne von fast gleicher Größe in jeder Reihe bilden das übrige Gebiß. Bei beiden Geschlechtern finden sich im Untertheile der Bauchhöhle zwei eigenthümliche Absonderungsdrüsen, welche als Castorsäcke bekannt sind. Hierin sondert sich das sogenannte Bibergeil oder Gail (Castoreum) ab, eine dunkle, rothe, gelbe oder schwarzbraune, salbenartige Masse von eigenthümlich durchdringendem starken, nur wenig Leuten angenehmem Geruch und bitterlichem, balsamischem Geschmack, welcher als krampfstillendes und beruhigendes Mittel vielfach angewandt wurde, gegenwärtig aber selten noch im Gebrauch ist.

Der Biber lebt an den genannten Orten gegenwärtig meist paarweise und nur in den stillsten Gegenden zu größeren oder kleineren Familien vereinigt. In allen bevölkerten Ländern findet man ihn jetzt nur sehr einzeln, und dann lebt er in einfach unterirdischen Röhren, ohne daran zu denken, sich Burgen zu bauen. Solche fand man aber noch im Sommer 1822 an der Nuthe, unweit der Stadt Barby, in einer einsamen, mit Weiden bewachsenen Gegend, welche von einem nur 6 bis 8 Schritte breiten Flüßchen durchströmt wird und schon seit den ältesten Zeiten den Namen Biberlache führt. Der Forstmeister von Meyerinck, welcher viele Jahre dort die Biberansiedelungen beobachtete, sagt Folgendes darüber: „Es wohnen jetzt (also im Jahre 1822) dort noch mehrere Biberpaare in Gruben, welche, einem Dachsbau ähnlich, 30 bis 40 Schritte lang und mit dem Wasserspiegel gleichhochlaufend sind und auf dem Lande Ausführungsgänge haben. In der Nähe der Gruben errichten die Biber sogenannte Burgen. Sie sind 8 bis 10 Fuß hohe, von starken Knüppeln kunstlos zusammengetragene Haufen, welche sie an den benachbarten Bäumen abbeißen und schälen, weil sie sich davon äßen. Im Herbst befahren die Biber die Haufen mit Schlamm und Erde vom Ufer des Flusses, indem sie diese mit der Brust und den Vorderfüßen nach dem Baue schieben. Die Haufen haben das Ansehen

eines Backofens und dienen den Bibern nicht zur Wohnung, sondern nur zum Zufluchtsorte, wenn hoher Wasserstand sie aus den Gruben treibt."

Aus den Angaben anderer Beobachter entnehmen wir Folgendes: Die Biber wählen zu ihren Wohnungen einen Bach, dessen Ufer ihnen zum Bau ihrer Burgen geeignet scheinen, und einen Platz, an welchem es viel Lebensmittel in der Nähe gibt. Zuerst bauen sie einen Damm, um das Wasser so hoch zu stauen, daß es bis zum Boden ihrer Hütten reicht. Ein solcher Damm ist unten 10 bis 12 Fuß dick und verengert sich nach oben bis auf 2 Fuß. Das Holz dazu wählen sie gewöhnlich arme- und schenkeldick, zwei, vier bis sechs Fuß lang, senken ein Ende tief in den Boden, alle dicht neben einander, schieben dann kleinere und biegsamere Stücke dazwischen und füllen die leeren Räume mit Lehm aus. Sie arbeiten in demselben Maße fort, wie das Wasser wächst und hören erst auf, wenn es die Höhe ihres Hausbodens erreicht hat. Die Seite des Dammes gegen das Wasser hin ist abfällig, die andere steil. Der Damm ist so fest, daß man sicher darauf gehen kann, und die Biber füllen sogleich jedes entstehende Loch mit Lehm aus. Immer wird das Wasser so hoch gestaut, daß es mindestens 4 Fuß über den Eingängen ihrer Röhren steht, damit die Eisdecke im Winter nicht so tief hinabreichen kann, um jene Ausgänge zu verschließen.

Oberhalb dieses Dammes, am liebsten auf der Südseite der Inseln, oft aber auch mitten im Strom, auf einer rostartigen Unterlage bauen sich die Biber nun ihre sogenannten Burgen. Sie graben schief vom Ufer aus nach oben ihren Gang und schichten auf der Höhe des Ufers einen 4 bis 7 Fuß hohen, 10 bis 12 Fuß im Durchmesser haltenden, backofenartigen Hügel mit sehr dicken Wänden auf. Diese bestehen aus abgeschälten Holzstückchen, welche wirr durch einander geworfen und vermittelst dazwischengebrachten Sand und Schlamm festgehalten werden. Eine solche Wohnung hat eine Kammer, gewölbt wie ein Backofen, am Boden mit kleinen Spänen bestreut. Neben dem Mundloch liegt noch eine Vorrathskammer, in welcher Nahrungsvorräthe aufgespeichert werden, Wurzeln von der Seerose und Aeste, von denen man oft einen ganzen Karren voll findet. Die früheren Naturforscher wollten beobachtet haben, daß der Biber seinen Schwanz hauptsächlich als Arbeitswerkzeug beim Bau seiner Wohnung benutze und damit wie mit einer Kelle die Wandungen glätte; Cartwright, wohl der treueste und sicherste Beobachter, aber glaubt dies nicht, sondern meint, daß der Biber die Wände mit den Füßen ebene.

Unter allen Umständen bauen nur Gesellschaften von Bibern größere Dämme und Burgen; die einzelnen leben immer in einfachen Bauen. So roh und ungeschickt auch ihre Dämme und Burgen erscheinen müssen, so groß ist doch für Säugethiere die Kunstfertigkeit, mit welcher sie angelegt wurden. Der Biber fällt sich seinen Baustoff mit seinem Gebiß. Zweige von der Dicke eines Zolls beißt er ohne weiteres ab, Stämme bringt er zu Fall, indem er den Stamm ringsum und dann besonders auf der einen Seite nach dem Flusse zu benagt, bis er dahin sich neigt und in das Wasser stürzt. Die Spur seiner Arbeiten besteht in unzähligen, schuppenförmigen Einschnitten, welche so glatt und scharf ausgemeiselt erscheinen, als ob sie mit einem stählernen Werkzeug gemacht worden wären. Es kommt vor, daß der Biber selbst Stämme von mehr als fußdickem Durchmesser abhaut und zum Falle bringt. Die Bäume werden von der Gesellschaft zuerst ihrer Aeste beraubt, dann in beliebig große Stücke zerschnitten und diese als Pfähle verwandt, während die Aeste und Zweige mehr zum Bau der Wandungen einer Burg benutzt werden.

Am liebsten wählen die Thiere Weiden, Pappeln, Erlen, Eschen und Birken zu ihrer Nahrung und bezüglich zu ihren Bauen; seltener nehmen sie auch Rüstern und Eichen, deren Härte ihnen mehr Arbeit macht.

Der Biber ist, wie die meisten Nager, mehr während der Nacht als bei Tage thätig. Nur in ganz abgelegenen Gegenden, wo sie lange Zeit keinen Menschen zu sehen bekommen, treiben sie sich auch während des Tages umher. Dabei ist er durchaus nicht so plump und unbeholfen, als er aussieht. Im Wasser sind seine Bewegungen sehr geschickt, rasch und sicher. Er schwimmt mit den Hinterbeinen und steuert mit dem Schwanze; die Vorderglieder gebraucht er fast nie zum Rudern, sondern legt sie vorgestreckt unter das Kinn. Auf dem Lande läuft er einen unbeholfenen Trab. Sein Gang und seine Bewegungen erinnern lebhaft an die des Hamsters. Zum Sichern richtet er sich auf den Hinterfüßen hoch empor und beim Aeßen sitzt er aufrecht, faßt die Zweige mit den Vorderbeinen, dreht sie beständig schnell herum und nagt die Rinde ab.

Der freilebende Biber ist ein äußerst vorsichtiges und scheues Thier. Er sucht bei der geringsten Gefahr das sichere Wasser auf. Wo er in großer Menge wohnt, stellt er des Abends Wachen aus, welche durch ein eigenthümliches Klatschen ihre Gefährten aufmerksam machen.

Er braucht sich nicht eben vor anderen Thieren zu fürchten; ja selbst die größeren Landraubthiere haben einen schweren Stand, mit ihm fertig zu werden, denn sein Gebiß ist eine furchtbare Waffe. So hat er eigentlich unter den freilebenden Thieren keinen Feind, vielleicht mit alleiniger Ausnahme des Fischotters, welcher seine Jungen bedroht.

Zwei bis vier Monate nach der Paarung wirft das Weibchen 2 bis 4 blinde Junge, säugt diese etwa einen Monat lang und pflegt sie mit großer Sorgfalt. Das Männchen, welches einem Weibchen treu bleiben, also mit ihm in strenger Ehe leben soll, verläßt die Wochenstube und schlägt seine Wohnungen entweder in einem einfachen Gange auf, oder streift umher. Bereits nach vier Wochen schleppt die Mutter ihren Jungen zarte Zweige herbei, und nach sechs Wochen etwa folgen diese der Alten bei ihren Weidegängen. Zu Ende des dritten Jahres sind sie vollkommen erwachsen.

Jung eingefangene Biber können sehr zahm werden. Die Schriftsteller, welche über Amerika berichten, erzählen Manches von Bibern, welche sie in den Dörfern der Indianer gewissermaßen als Hausthiere fanden oder selbst zahm hielten. „Ich sah in diesen Dörfern", sagt La Hontan, „nichts Merkwürdigeres, als Biber so zahm wie Hunde, sowohl im Bach, als in den Hecken, wo sie ungestört hin- und herliefen." Hearne hatte mehrere Biber so gezähmt, daß sie auf seinen Ruf kamen, ihm wie ein Hund nachliefen und sich über Liebkosungen freuten. In Gesellschaft der indianischen Weiber und Kinder schienen sie sich sehr wohl zu befinden. Sie zeigten Unruhe, wenn diese lange wegblieben, und Freude, wenn sie wiederkehrten.

Hier und da hat man daran gedacht, der gänzlichen Ausrottung des merkwürdigen Thieres vorzubeugen und deshalb in mehreren Flüssen und Teichen besondere Biberzuchten angelegt. Eine solche Biberhege befindet sich jetzt noch bei Rothenhof in Böhmen, auf den Besitzungen des Fürsten Schwarzenberg an der Moldau, andere in den großen Teichen der Lustschlösser Hellbrunn in Salzburg und Schönau in Oesterreich. In Nymphenburg in Baiern hat man früher Biber gehalten. Hier sah Lenz noch im Jahre 1837 mehrere Biber. Der eine lebt bereits seit 33, der andere seit 35 Jahren in der Gefangenschaft, und der Wärter erzählte dem genannten, berühmten Forscher, daß man früher einen 50 Jahre lang gehabt hätte.

In bevölkerten Gegenden wird es wohl unmöglich sein, die Biberzuchten mit größerem Erfolge anzulegen, da kaum ein anderes Thier den Wilddieben so viel Gewinn verspricht, als dieser Nager. Man jagt die Biber überall mit großem Eifer. In Amerika erlegt man sie mit dem Feuergewehr und fängt sie in Fallen und Wuhnen. Das Schießen ist langweilig und unsicher; die Fallen der verschiedensten Art, welche man durch frische Zweige ködert, versprechen mehr. Im Winter haut man Wuhnen in das Eis und schlägt die Biber todt, wenn sie dahin kommen, um zu athmen. Auch eist man wohl in der Nähe ihrer Hütten ein Stück des Flusses oder Baches auf, spannt ein starkes Netz darüber, bricht dann die Burgen auf und jagt die erschreckten Nager da hinein. Vernünftige Jäger lassen immer einige Biber übrig und begnügen sich mit einer gewissen Anzahl.

Der große Nutzen, welchen der Biber gewährt, belohnt alle Mühe und Beschwerden der Jagd sehr reichlich. Noch immer bildet der Bibergeil einen bedeutenden Handelsgegenstand. Vor 40 Jahren bezahlte man ein Loth desselben mit einem Gulden; gegenwärtig kostet es bereits 10 Gulden und darüber. Das Fell ist überall hochgeschätzt, und zwar bereits seit alten Zeiten. Man rupft es vor dem Gebrauch, d. h. zieht alle Grannenhaare aus und läßt blos das Wollhaar übrig. Die Grannen werden zu Hüten verarbeitet oder gesponnen und zu Handschuhen, Streifen und Tüchern verwebt. Ein Fell liefert bis 1½ Pfund solcher Haare, welche ungefähr 18 Thaler werth sind. Das ganze Fell kostet in erster Hand 8 bis 20 Thaler, das Fleisch gilt als besonders gut, wenn sich der Biber mit Seerosen geäßt hat; das des Schwanzes betrachtet man als vorzüglichen Leckerbissen. Der Biber galt als ein „fischähnliches Thier" und deshalb geeignet, während der Fasten genossen zu werden.

Bei den amerikanischen Wilden steht der Biber in sehr hohem Ansehen. Sie schreiben ihm fast ebensoviel Verstand zu, als dem Menschen, und behaupten, daß das vorzügliche Thier unbedingt auch eine unsterbliche Seele haben müsse, der übrigen Märchen gar nicht zu gedenken, welche sie sich über unser Thier zusammengedacht haben.

* * *

(Springmäuse.) Die Springmäuse (Dipodes), welche nach unserer Eintheilung die neunte Familie bilden, erinnern in ihrem Bau an die Kängurus. Dasselbe Mißverhältniß des Leibes, welches wir bei diesen kennen lernten, zeigt sich auch bei ihnen. Der hintere Theil des Körpers ist verstärkt, und die Hinterbeine überragen die vorderen wohl drei Mal an Länge. Auch der Schwanz ähnelt denen der Kängurus. Er ist verhältnißmäßig ebenso lang, aber gewöhnlich am hinteren Ende zweizeilig bequastet. Dagegen unterscheidet die Springmäuse ihr Kopf wesentlich von den Springbeutelthieren. Er ist sehr dick und trägt die verhältnißmäßig längsten Schnurren aller Säugethiere überhaupt: Schnurren, welche oft ebenso lang sind, als der Körper selbst. Große Augen deuten auf das nächtliche Leben der Thiere; sie sind aber lebhaft und anmuthig wie bei wenig anderen nächtlich lebenden Geschöpfen. Im Uebrigen ist der Mittelfuß der merkwürdigste Theil dieser Thiere. Die verschiedenen, neben einander liegenden Knochen verschmelzen nämlich in einen einzigen, sehr langen, an dessen Ende die Gelenkköpfe für die einzelnen Zehen stehen. Diese Bildung ist wohl der Klasse der Vögel eigenthümlich, in der Klasse der Säugethiere aber eine ganz vereinzelte Erscheinung. Das Gebiß ähnelt dem der übrigen Nager. Die Nagezähne sind bei einigen glatt, bei anderen gefurcht; die gewöhnliche Zahl der Backenzähne beträgt drei für jede Reihe.

Die Springmäuse bewohnen vorzugsweise Afrika und Asien; einige Arten reichen aber auch nach Südosteuropa herüber, und zwei Sippen sind Nordamerika eigen. Sie sind Bewohner des trockenen, freien Feldes, der grasreichen Steppe und der dürren Sandwüsten, also eigentliche Wüstenthiere, wie auch die Färbung augenblicklich erkennen läßt. Auf lehmigem oder sandigem Boden, in den Niederungen, nur selten auf Anhöhen oder an dichten, buschigen Wiesensäumen und in der Nähe von Feldern schlagen sie ihre Wohnsitze auf. Eine einzige Art findet sich auch im Gebirge. Sie hausen in selbstgegrabenen, unterirdischen Höhlen, mit vielen verzweigten, aber meist sehr seichten Gängen, welche immer in zahlreiche Ausgänge münden. Stets leben sie gesellig und sind deshalb regelmäßig zu größeren Trupps vereinigt. Bei Tage in ihren Bauen verborgen, erscheinen sie nach Sonnenuntergang und führen dann ein gar lustiges Leben; nur wenige sind auch im Sonnenschein thätig.

Ihre Nahrung besteht aus Wurzeln, Zwiebeln, mancherlei Körnern und Samen, Früchten, Blättern, Gras und Kräutern. Einige benagen auch die Rinde der niederen Sträucher und manche verzehren auch Kerbthiere, ja selbst kleine Vögel, gehen sogar das Aas an und fressen unter Umständen einander auf. Die Nahrung nehmen sie in halb aufrechter Stellung zu sich, sitzend auf das Hintertheil und den Schwanz gestützt; das Futter führen sie mit den Vorderpfoten zum Munde.

Ihre Bewegungen sind eigenthümlicher Art. Der ruhige Gang unterscheidet sich von dem des Känguru insofern, als sie in rascher Folge ein Bein vor das andere setzen; auf der Flucht aber fördern sie sich sprungweise allein auf den Hinterbeinen. Sie schnellen sich dann mit den kräftigen Hinterfüßen hoch auf in die Luft, mit dem zweizeiligen Schwanze regeln sie die Richtung und erhalten sich das Gleichgewicht des Körpers. Dabei legen sie die Vorderbeine entweder an das Kinn oder gekreuzt, wie ein schnelllaufender Mensch an die Brust, und deshalb führen sie eben den Namen „Dipus“ oder zweifüßig; denn wirklich scheint es, als besäßen sie blos die Hinterfüße, während sie springen. Die größeren Arten vermögen ganz gewaltige Sätze auszuführen, und man kann von allen sagen, daß die weiteren Sätze das Zwanzigfache ihrer Leibeslänge betragen. So ist die größte Art im Stande, Entfernungen von 20 Fuß zu überspringen. Ein Sprung folgt unmittelbar auf den andern, und wenn sie in voller Flucht sind, sieht man eigentlich blos einen gelben Gegenstand, welcher in seichten Bogen wie ein Pfeil die Luft durchschießt. Mit ebenso großer Behendigkeit graben sie auch im Boden, trotz der schwachen Vorderfüße, welche diese Arbeit hauptsächlich verrichten müssen. Während sie weiden, gehen sie, ebenfalls wieder wie das Känguru, auf vier Beinen, sehr langsam und immer nur auf kurze Zeit. Im Sitzen ruhen sie immer auf den Sohlen der Hinterfüße.

Alle Arten sind scharfsinnig, namentlich feinhörig und fernsichtig, und wissen daher drohenden Gefahren leicht zu entgehen. Sie sind äußerst furchtsam, scheu und flüchtig, und suchen sich bei jeder Störung so eilig als möglich nach ihrem Bau zu retten, oder ergreifen, wenn ihnen dies nicht möglich wird, mit rasender Schnelligkeit die Flucht. Die größte Art vertheidigt sich im allerhöchsten Nothfalle nach Känguruart auch mit den Hinterbeinen; die Kleineren machen, wenn sie ergriffen werden, nie von ihrer natürlichen Waffe Gebrauch.

Ihre Stimme besteht in einer Art von Winseln, welches dem Geschrei junger Katzen ähnlich ist, bei anderen wohl auch in einem dumpfen Grunzen. Aber man hört überhaupt nur selten einen Ton von ihnen. Bei geringer Wärme verfallen sie in eine Art von Winter-

schlaf oder erstarren wenigstens auf kurze Zeit; niemals aber tragen sie sich, wie andere Nager, Vorräthe für den Winter ein.

Für die Gefangenschaft sind leider wenige zu gebrauchen; denn die meisten Arten sind überaus zart und gehen, selbst bei der besten Pflege, leicht zu Grunde, wahrscheinlich weil man ihnen die natürliche Nahrung doch nicht ersetzen kann. Aber für die kurze Zeit, welche man sie erhalten kann, sind sie überaus angenehme und anmuthige Gesellschafter des Menschen; namentlich ihre große Gutmüthigkeit, Sanftmuth und Harmlosigkeit erwirbt ihren Gewaltherrn bald zum Freunde. Nur wenige können lebend nach anderen Erdtheilen gebracht werden, halten aber dort leider nie lange aus.

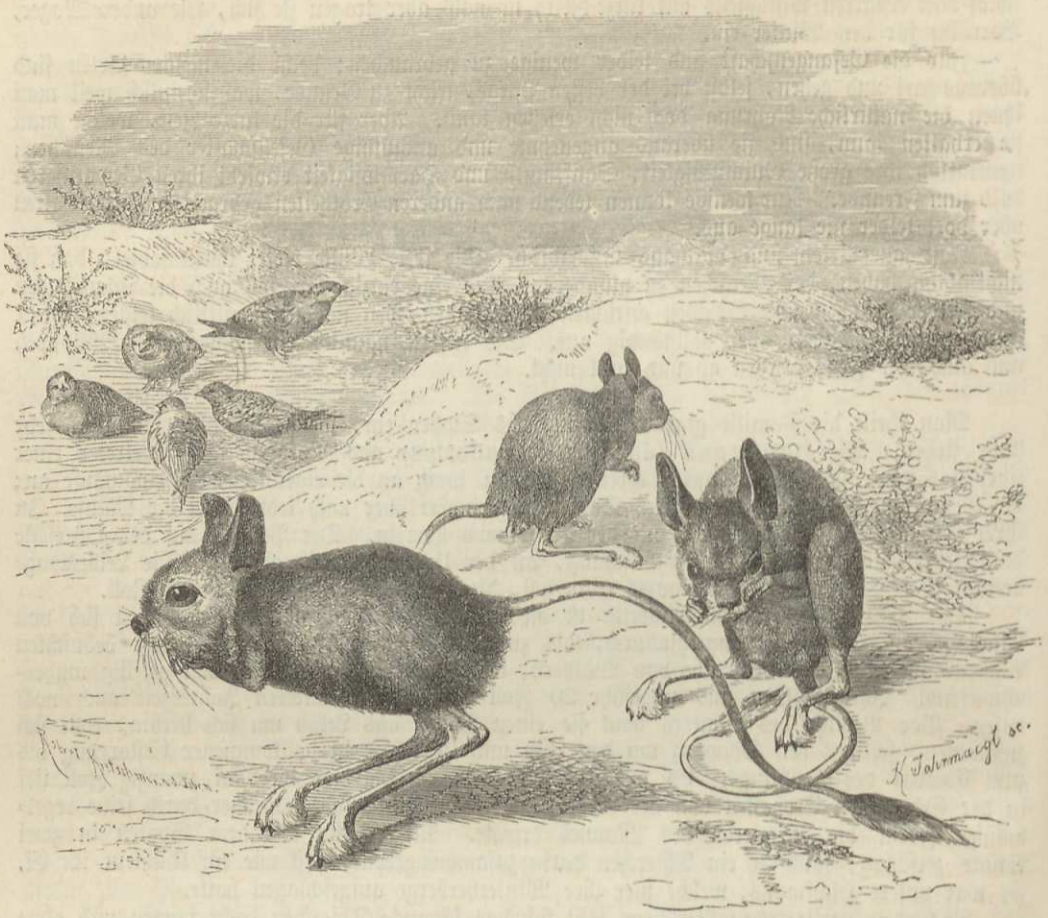
Fast alle Arten sind durchaus unschädlich. Die freie Wüste bietet ihnen soviel, daß sie nicht nöthig haben, den Menschen zu plündern. Nur eine einzige Art soll auch die Pflanzungen und Felder besuchen und Schaden anrichten; der Nutzen, den sie durchschnittlich leisten, wiegt den geringen Schaden aber vollständig auf. Sie liefern nämlich ein schmackhaftes Wildpret, und auch ihre Felle werden ab und zu benutzt.

Man theilt die Familie gegenwärtig in sechs Sippen ein, welche sich aber sämmtlich sehr nahe stehen. Die Hüpfmaus (Jaculus labradorius) aus Nordamerika, Vertreter einer eigenen Sippe, schließt sich durch ihren Leibesbau innig an die eigentlichen Springmäuse an; die Gestaltung und Behaarung ihres Schwanzes erinnert aber noch lebhaft an die Mäuse. In ihrer Größe kommt sie ungefähr mit der Waldmaus überein. Der Pelz ist auf der Oberseite dunkelleberbraun mit braungelber Mischung, an der Unterseite weiß gefärbt. Die Leibeslänge beträgt 4½ Zoll, die des Schwanzes 5¼ Zoll, die Höhe am Widerrist kaum 2 Zoll.

Der höhere Norden von Amerika ist die Heimat der Hüpfmaus. Sie findet sich von Labrador an, durch Canada hindurch, bis zu dem großen Sklavensee an dicht bebuschten Wiesenrändern und in der Nähe von Wäldern, bei Tage verborgen, bei Nacht gesellig umherschweifend. Ihre Höhlen sind ungefähr 20 Zoll tief, in der kälteren Jahreszeit auch noch tiefer. Vor Beginn des Winters baut sie einen Ballen aus Lehm um sich herum, rollt sich zusammen, schlingt den Schwanz um den Leib und liegt hier in vollkommener Erstarrung bis zum Eintritt des Frühlings. Es wird erzählt, daß ein Gärtner im Mai zwanzig Zoll tief in der Erde einen Erdballen von der Größe eines Spielballes fand, welcher durch seine regelmäßige Form die Neugierde des Mannes erregte. Als er ihn mit dem Spaten in zwei Stücke zerschlug, fand er ein Thierchen darin zusammengerollt, fast wie ein Küchlein im Ei. Es war unsere Hüpfmaus, welche hier ihre Winterherberge aufgeschlagen hatte.

Nach den vorliegenden Berichten läßt sich das schmucke Thierchen leicht fangen und ohne Beschwerde erhalten.

Ueber die Wüstenspringmäuse (Haltomys) sind wir besser unterrichtet. Sie sind gleichsam die Urbilder der ganzen Familie, denn sie zeigen alle Eigenthümlichkeiten derselben am vollständigsten. Hasselquist bemerkt nicht mit Unrecht, daß sie aussähen, als wären sie aus verschiedenen Thieren zusammengesetzt. „Man könnte sagen, das Thier habe den Kopf des Hasen, den Schnurrbart des Eichhörnchens, den Rüssel des Schweines, den Leib und die Vorderfüße der Maus, die Hinterfüße des Vogels und den Schwanz des Löwen.“ Vor Allem fällt der Kopf auf, er kennzeichnet die Springmäuse sogleich als echte Wüstenbewohner. Für alle Sinneswerkzeuge ist Raum geschafft. Die Ohrmuscheln sind groß und häutig, wenigstens nur außerordentlich dünn behaart, und der Ohrgang ist wegen der ungeheuer aufgetriebenen Backenknochen einer der eigenthümlichsten in der ganzen Klasse der Säugethiere. Die Augen sind groß und lebhaft, dabei aber mild im Ausdruck wie bei allen Wüstenthieren, die Nasenlöcher sind weit und umfänglich, und damit auch der Sinn des Gefühls gehörig vertreten sei, umgeben ungeheuer lange Schnurren den Kopf zu beiden Seiten. Der Hals ist außerordentlich kurz und wenig beweglich, der Schwanz dagegen sehr lang, meist länger als der Leib, hinten mit einer zweizeiligen Bürste besetzt, welches dem Schwanze die größte Aehnlichkeit mit einem Pfeile verleiht. Die Vorderfüße sind ganz verkürzt und werden beim Springen so an den Leib herangezogen und theilweise im Pelz versteckt, daß die alte Benennung „Zweifuß“ wohl gerechtfertigt erscheint. Die Hinterfüße sind wohl sechsfach länger als die vorderen, und zwar, weil sich ebensowohl der Unterschenkel als auch der Mittelfußknochen gestreckt hat. Dieser ist in der Regel einfach, während andere ähnliche Mäuse so viele Mittelknochen haben als Zehen. Der



Die Springmaus (Haltomys aegyptiacus).

Pelz ist weich, seidenartig und auf dem Rückem am Grunde blaugrau, dann sandfarbig, unten immer weiß mit seitlichen Längsstreifen.

Mit dieser äußeren Leibesbeschaffenheit steht die innere Bildung im Einklange. Die Springmäuse zeigen nicht blos in der Gestalt ihres langen Mittelfußknochens Aehnlichkeit mit den Vögeln, sondern auch darin, daß alle die großen Knochen der hinteren Hälfte des Leibes bei den erwachsenen Thieren hohl und dabei spröde und hart sind, wie Vögelknochen. Merkwürdig ist ferner die Erscheinung, welche wir bei allen Thieren, welche schnell laufen, und somit auch bei den Springmäusen finden, daß nämlich die Füße so einfach wie möglich gebildet und nur äußerst wenig beweglich sind. Die drei Zehen der Springfüße haben in der Regel nur zwei Glieder und sind ungemein kurz. Beim Laufen berührt nur die äußerste Spitze des Nagelglieds den Boden.

Von den fünf bis sechs Arten, welche diese Sippe enthält, betrachten wir die egyptische Springmaus (Haltomys aegyptiacus), ein wirklich reizendes Thierchen von 6½ Zoll Leibeslänge mit 8 Zoll langem Schwanze, der durch seine Behaarung noch um 1½ Zoll länger als sonst erscheint.

Die Springmäuse, und wahrscheinlich gerade die egyptischen, waren schon den Alten wohl bekannt und wir finden sie häufig bei griechischen und römischen Schriftstellern erwähnt.

Die egyptische Wüstenmaus ist ein sehr verbreitetes Thier. Man findet sie in den größten Theile Nordostafrikas, und auch hier und da in dem angrenzenden westlichen Asien. Nach Süden hin reicht sie bis Mittelnubien, woselbst der Verbreitungskreis einer andern ähnlichen Art beginnt. Offene, trockene Ebenen, Steppen und Sandwüsten sind ihre Wohnplätze; sie

bevölkert die dürrsten und traurigsten Landschaften, sie bewohnt Orte, welche kaum die Möglichkeit zum Leben zu bieten scheinen.

Auf jenen traurigen Flächen, welche mit dem scharfschneidigen Riedgrase, der Halfa (Poa cynosuroides) bedeckt sind, findet man sie zuweilen in größeren Gesellschaften. Sie theilt diese Orte mit dem Wüstenhuhn, der kleinen Wüstenlerche und dem isabellfarbenen Läufer, und man begreift kaum, daß auch sie dort Nahrung findet, wo jene, die neben dem Gesäme doch auch viele Kerbthiere fressen, sich nur dürftig ernähren. In dem harten Kiesboden gräbt sie sich viel verzweigte, aber ziemlich seichte Gänge, in welche sie sich bei der geringsten Gefahr zurückzieht.

Trotz ihrer Häufigkeit gewahrt man die schmucken Geschöpfe ziemlich selten. Man kann nicht gerade sagen, daß sie sehr scheu wären, aber sie sind unruhig und furchtsam und eilen bei dem geringsten Geräusch und beim Anblick eines fremden Gegenstandes schleunigst nach ihren Löchern. Auch werden sie nur in geringer Entfernung wahrgenommen, weil ihre Färbung der des Sandes vollständig gleicht und man schon ziemlich nahe herankommen muß, ehe man sie bemerkt. Man darf wohl sagen, daß es schwerlich ein anmuthigeres Geschöpf geben kann, als diese Springmaus. So sonderbar und scheinbar mißgestaltet sie aussehen, wenn man sie todt in der Hand hat oder regungslos sitzen sieht, so zierlich nehmen sie sich aus, wenn sie in Bewegung kommen. Erst dann zeigen sie sich als echte Kinder der Wüste; erst dann lassen sie ihre herrlichen Fähigkeiten erkennen. Sie scheinen förmlich zu Vögeln zu werden. Ihre Bewegungen erfolgen mit einer Schnelligkeit, die geradezu ans Unglaubliche grenzt. Kein Mensch ist im Stande, einer im vollen Laufe begriffenen Springmaus nachzukommen.

Obgleich die Wüstenmaus ein echtes Nachtthier ist und ihre Wanderung erst nach Sonnenuntergang beginnt, sieht man sie doch auch zuweilen im hellsten Sonnenschein, ja, selbst während der größten Hitze vor ihren Bauen sitzen und spielen. Sie zeigt dann eine Gleichgiltigkeit gegen die Mittagsglut der afrikanischen Sonne, die wahrhaft bewunderungswürdig ist; denn man muß wissen, daß kaum ein einziges anderes Thier um diese Zeit in der Wüste sich bewegt, weil die Glut auch den eingeborenen Kindern jener erhabenen Landschaft geradezu unerträglich wird. Gegen die Kälte und Nässe ist unser Thierchen im höchsten Grade empfindlich; es bleibt dann stets in seinem Baue verborgen und verfällt wohl zeitweilig in eine Erstarrung, welche an den Winterschlaf der nördlichen Thiere erinnert.

Ueber die Fortpflanzung der Wüstenmaus ist nichts Sicheres bekannt. Die Araber stellen dem Thiere, weil sie das Fleisch ziemlich hoch schätzen, eifrig nach und fangen es ohne sonderliche Mühe lebendig, oder erschlagen es beim Herauskommen aus den Bauen. Die Jagdweise jener Leute ist sehr einfach. Sie begeben sich mit einem langen und starken Stock nach einer Ansiedelung der Springmäuse, verstopfen den größten Theil der Röhren und graben nun einen Gang nach dem andern auf, indem sie ihren starken Stock in den Gang stecken und dessen Decke aufbrechen. Die geängstigten Wüstenmäuse drängen sich nach dem innersten Kessel zurück oder fahren durch eine Fluchtröhre nach außen und dann in ein vorgestelltes Netz oder selbst einfach in den Aermel des Obergewandes, welches die Araber vorgelegt haben. So können zuweilen zehn bis zwanzig Stück auf ein Mal gefangen werden; wenigstens macht es gar keine Mühe, eine solche Anzahl lebend zu erhalten. Die Araber bringen auf Verlangen soviel Springmäuse, als man haben will. Außer dem Menschen haben die Thiere wenig Feinde.

Die naturkundigen Europäer, welche in Egypten und Algerien wohnen, halten die Springmaus oft in der Gefangenschaft. Ich kann aus eigener Erfahrung versichern, daß das Thier im Käfig oder im Zimmer viel Freude macht. Während meines Aufenthaltes in Afrika brachte man mir oft 10 bis 12 Springmäuse auf ein Mal. Ich räumte solchen Gesellschaften dann eine große Kammer ein, um ihre Bewegungen beobachten zu können. Vom ersten Augenblick an zeigten sich die Springmäuse harmlos und zutraulich. Ohne Umstände, ließen sie sich berühren; sie machten gar nicht Miene, dem Menschen auszuweichen, Wenn man in ihrem Zimmer umherging, mußte man sich in Acht nehmen, sie nicht zu treten, so ruhig blieben sie sitzen, wenn man auf sie zukam. Unter sich sind die Springmäuse auch in der Gefangenschaft bewunderungswürdig friedlich und gesellig. Sie sind an dürftige und dürre Kost gewöhnt. Wenn ihnen trockne Nahrung gänzlich fehlt, werden sie immer trauriger und sterben endlich dahin. Gibt man ihnen aber Weizen, Reis, etwas Milch und dann und wann eine Weinbeere, ein Stückchen Apfel, eine Möhre oder sonst eine andere Frucht, so befinden sie sich sehr wohl dabei.

Nach Europa kommen die zarten Thiere äußerst selten, aber unter allen Nagern, welche ich bis jetzt in der Gefangenschaft hielt, hat mir die Springmaus das meiste Vergnügen gewährt. Ihrer Eigenschaften wegen muß sich Jedermann mit ihr befreunden. Sie ist so



Der Pferdespringer (Scirtetes Jaculus).

außerordentlich harmlos, so freundlich, zahm, reinlich und, wenn sie einmal vom Schlafe erwacht ist, so munter und lustig; jede ihrer Stellungen ist so eigenthümlich, und sie weiß so viel Abwechselung in dieselben zu bringen, daß man sich stundenlang mit ihr beschäftigen kann.

Gegen ihren Pfleger benimmt sich die Springmaus sehr liebenswürdig. Niemals fällt es ihr ein, Den zu beißen, welcher sie aufhebt. Man darf sie berühren, streicheln, umhertragen: sie läßt sich Alles gefallen. Nur wenn man ihr abends den Finger durch das Gitter hält, faßt sie denselben zuweilen und schabt mit den Zähnen ein wenig an der Spitze, wahrscheinlich weil sie glaubt, daß man ihr irgend etwas zum Fressen reichen wolle. Zu einem ernstlichen Beißen kommt es auch dann nicht. Man könnte, glaube ich, die Springmaus in jedem Putzzimmer halten, so groß ist ihre Gutmüthigkeit, Harmlosigkeit und Reinlichkeit; namentlich verbreitet sie gar keinen üblen Geruch.

Der Bau des Schädels, der Zähne und hauptsächlich der Hinterfüße unterscheiden die Sandspringer (Scirtetes) von den eigentlichen Springmäusen. Noch ist ein langer und starker Mittelfußknochen vorhanden; aber zu seinen beiden Seiten liegen kleinere, welche Afterzehen tragen. Hierdurch wird der Hinterfuß eigentlich fünfzehig: der große Knochen trägt drei Zehen und die beiden je eine.

Durch die vorzüglichen Beschreibungen von Pallas, Brandt und Anderen ist uns namentlich der Pferdespringer (Scirtetes Jaculus) bekannt geworden. Das Thier hat ungefähr Eichhörnchengröße, sein Leib ist 7 Zoll, der Schwanz 10 Zoll lang; die Ohren haben Kopfeslänge. Die Pelzfärbung des Pferdespringers ist im allgemeinen die seiner übrigen Verwandten. Die Oberseite ist röthlich gelb; die Unterseite und die Beine innen weiß.

Der Pferdespringer oder Alakdaga gehört unbedingt zu den zierlichsten Thieren aus der ganzen Familie. Die eigenthümlichen Formen derselben treten bei ihm in besonderer Zartheit hervor. Sein Kopf ist wahrhaft schön; er trägt lebhafte, hervorragende Augen mit kreisrunden Sternen, große, lange und schmale Ohren und sehr lange Schnurren zu beiden Seiten der Oberlippe. Die Hinterbeine sind fast viermal so lang als die Vorderbeine. Die Mittelzehe ist am längsten; denn die beiden seitlichen reichen nur bis zum ersten Glied derselben, und die noch übrigen kommen beim wirklichen Fuße kaum in Betracht, weil sie so hochgestellt und so kurz sind, daß sie beim Gehen nie den Boden berühren.

Man kennt gegenwärtig etwa ein halbes Dutzend sicher unterschiedene Arten dieser Sippe, welche fast denselben Heimatkreis wie die Wüstenmäuse bewohnen; die kirgisische Steppe

beherbergt aber die meisten Arten. Der Pferdespringer findet sich auch im südöstlichen Europa, namentlich zwischen der Donau und dem Don, sowie in der Krim; doch bleibt für ihn Asien die wahre Heimat. Hier ist er namentlich zwischen dem Jaik und Irtisch, sowie an der Wolga, häufig. Nach Norden hin geht er nicht über den zweiundfunfzigsten Grad der nördlichen Breite hinaus.

Der Alakdaga findet sich in den offenen Ebenen der Steppen Südeuropas und Asiens, namentlich auf lehmigem Boden. Den eigentlichen Rollsand scheint er zu vermeiden, jedenfalls, weil dieser nicht hinlängliche Festigkeit für seine Gänge und Höhlen bietet. Er lebt gesellig, wie seine Verwandten, doch nicht in so großen Schaaren. Bei Tage ruht er verborgen in seinem künstlichen Bau, die Nacht streift er umher. Im Gegensatz zur Wüstenspringmaus scheint er die Kühle gut vertragen zu können; denn man begegnet ihm noch in sehr kalten Nächten. In seinen Bewegungen ähnelt er den bereits beschriebenen Familiengenossen. Wenn er ruhig weidet, läuft er auf allen Vieren wie ein Känguru; in der Flucht springt er nur auf den beiden Hinterfüßen davon. Die Sätze, welche er ausführt, sollen noch größer sein, als die der Wüstenspringmäuse, weil er sich auch mit dem Schwanze vom Boden abschnellen hilft. Der Pferdespringer ist im Stande, so schnell zu laufen, daß das beste Roß ihn nicht einholen kann. Er ist sehr scheu und furchtsam und ergreift bei der geringsten Gefahr die Flucht; selbst wenn er ruhig weidet, richtet er sich beständig auf, um zu sichern. Wenn er verfolgt wird, hüpft er nicht in gerader Richtung fort, sondern läuft so viel als möglich im Zickzack davon, bis er seinen Verfolger ermüdet oder irgend eine ihm passende Höhle gefunden hat, in welche er sich augenblicklich verbirgt.

Der Alakdaga frißt Pflanzen aller Art und alle Pflanzentheile. Zwiebeln bilden wohl seine Hauptnahrung; Kerbthiere verschmäht er übrigens auch nicht, und ab und zu mag er wohl auch eine der Steppenlerchen oder wenigstens ihre Eier und Jungen verzehren. Am Gesträuch nagt er die Rinden ab; von den saftigen Steppenpflanzen aber frißt er nur die zartesten Triebe.

Beim Eintritt großer Kälte fällt der Pferdespringer in Schlaf. Er schließt alsdann nach außen seine Röhren sorgfältig und rollt sich mit anderen seiner Art auf dem weich ausgepolsterten Kessel in einen Knäuel zusammen. Nahrungsvorräthe scheint er sich nicht einzutragen.

Der Alakdaga wird ziemlich lebhaft verfolgt, da die Steppenbewohner sein Fleisch besonders lieben. Nur höchst selten halten die Nomaden jener Steppen einen Alakdaga in der Gefangenschaft, obgleich er diese recht gut erträgt. Man hat ihn schon mehrmals lebend in Europa gehabt. Der Alterthumsforscher Haym hatte eine Goldmünze aus Cyrene erhalten, welche auf der einen Seite einen Reiter, auf der Rückseite aber das berühmte Kraut Sylphium und darunter einen Sandspringer zeigte. Um diese Münze zu erklären, verschaffte er sich unser Thierchen und behielt es über ein Jahr lang lebend in der Gefangenschaft. Nach dessen Beobachtungen fraß, der Pferdespringer Mandeln, Pistacien und geschrotenes Korn, auch Aepfel, Möhren und noch lieber Kräuter, wie Spinat, Salat, Nesseln u. s. w.; er trank auch Wasser, obgleich nicht immer. Brod, Zucker und ähnliche Dinge fraß er gern, Käse und alle anderen Milchspeisen verschmähte er hartnäckig. Schließlich zog er allem übrigen Futter Hanfsamen vor. Er verbreitete gar keinen üblen Geruch, wie ähnliche Thiere, dabei war er so sanft, daß man ihn mit aller Sicherheit in die Hände nehmen konnte; denn er biß niemals. Furchtsam wie ein Hase, scheute er sich selbst vor kleineren, unschuldigen Thieren. In der kalten Jahreszeit litt er viel; deshalb mußte man ihn im Winter immer in der Nähe des Feuers halten. Das Thierchen würde wohl lange gelebt haben, wäre es nicht zufällig getödtet worden.

Unter den übrigen Springmäusen ist der Springhase (Pedetes caffer) die wichtigste Art, schon weil sie eine besondere Sippe begründet. Der Springhase bewohnt das südliche Afrika, vorzüglich das Kapland, und erhielt seinen Namen von den holländischen Ansiedlern. Einige pflegen ihn wohl auch mit dem Namen „Erdmännchen" zu bezeichnen. Er erscheint als ein Mittelthier zwischen den Kängurus und den eigentlichen Springmäusen. Von den eigentlichen Springmäusen unterscheidet sich der Berg- oder Springhase äußerlich schon hinlänglich. Der gestreckte Leib wird nach hinten allmählich dick, der Hals ist ziemlich dick, jedoch abgesetzt vom Leibe und viel beweglicher, als bei den Springmäusen. Die Vorderbeine sind noch sehr kurz, aber viel kräftiger, als bei den Familienverwandten. Ihre fünf Zehen tragen starke, lange, starkgekrümmte Krallen. Die Hinterbeine sind sehr lange, kräftige Springbeine mit vier Zehen,



Der Springhase (Pedetes caffer).

von denen jede an einem besonderen Mittelfußknochen sitzt. Sie sind mit starken, breiten, aber ziemlich kurzen, fast hufartigen Krallen bewaffnet. Die Mittelzehe ist hier die längste, die Außenzehe sehr kurz und so hoch gestellt, daß sie kaum den Boden berührt. Der sehr lange, kräftige und dichtbuschige Schwanz ist an der Wurzel noch dünn, wird aber durch die reichliche Behaarung bald dicker und mündet in einem stumpfspitzigen Haarbüschel.

Die Behaarung der Springhasen ist lang, dicht, reichlich und weich; ihre Färbung ähnelt der unseres Hasen auffallend. Sie ist auf der Oberseite rostbräunlichfahlgelb mit schwarzer Beimischung, weil viele Haare mit schwarzen Spitzen endigen. Die Unterseite ist weiß. In der Größe ähnelt das Thier ungefähr unserm Hasen: die Länge seines Leibes beträgt gegen 1½ Fuß und gerade die des Schwanzes noch etwas mehr.

Am Kapp der guten Hoffnung findet man den Springhasen oft recht häufig, ebensowohl in gebirgigen Gegenden, wie in offenen Ebenen, manchmal in so großen Mengen, daß er förmliche Ansiedlungen bildet. Nach Art seiner Verwandten gräbt auch er sich unterirdische Baue mit langen, gewöhnlich seicht verlaufenden und vielfach verzweigten, nach einem tieferen Kessel führenden Gängen. Meist bewohnen mehrere Paare, ja ganze Familien einen solchen Bau.

Wie seine Familienverwandten ist auch der Springhase vorzugsweise ein Nachtthier. Erst mit der Abenddämmerung beginnt sein wahres Leben. Er kommt langsam aus seinem Baue hervor, kriecht mehr, als er geht, auf allen vier Füßen dahin und sucht sich Wurzeln, Blätter und Sämereien, welche seine Nahrung bilden. Fast jede Minute richtet er sich auf und lauscht; denn er ist beständig höchst unruhig. Wenn er nicht frißt, putzt er sich, und wenn er sich nicht putzt, zeigt er sich besorgt für seine Sicherheit. Bisweilen läßt er ein Grunzen oder Meckern hören, wahrscheinlich um seine verschiedenen Gefährten zusammenzurufen. Die Nahrung führt er mit den kurzen Vorderfüßen zum Munde, ganz wie die Springmäuse. So langsam das Thier ist, wenn es auf allen vier Füßen dahinläuft, so schnell ist sein Lauf. Mit den langen Hinterbeinen und mit dem Schwanz schnellt sich der Springhase vom Boden in die Höhe und tritt mit den Hinterfüßen wieder auf, ohne sich nach vorn zu überstürzen. Die Vorderbeine bleiben, ganz wie beim Känguru, über der Brust gefaltet. Gewöhnlich beträgt die Weite seiner Sprünge 7½ bis 10 Fuß; wird er aber verfolgt, so steigert er seinen Lauf derartig, daß dann die durchschnittliche Weite zwischen 20 und 30 Fuß beträgt.

Beim Eintritt der Regenzeit soll die ganze Familie oft tagelang im Innern des Baues verweilen, in zusammengerollter Stellung, eng an einander gerückt, ohne jedoch einen förmlichen Winterschlaf zu halten.

Die Gefangenschaft hält der Springhase bei guter Pflege leicht und dauernd aus; er wird auch bald zahm und zutraulich gegen seinen Pfleger. Seine Reinlichkeit macht ihn beliebt und seine Fütterung verursacht eben keine Mühe: Weizen, Brod, Salat und Kohl genügen ihm vollständig.

Bei den holländischen Ansiedlern ist die Jagd des Thieres sehr beliebt; denn das Fleisch wird geschätzt und der Balg in ähnlicher Weise verwendet, wie der unseres Hasen.

* * *

(Hasenmäuse.) Erst in der Neuzeit ist man bekannter geworden mit den Mitgliedern einer kleineren Familie amerikanischer Thiere, deren Felle schon seit alten Zeiten von den Ureingeborenen Amerikas vielfach benutzt und auch seit Ende vorigen Jahrhunderts in großen Massen nach Europa übergeführt wurden. Es sind dies die Hasenmäuse oder Chinchillen [sprich Tschintschilljen] (Eriomyes), Thiere, welche Mittelglieder zu sein scheinen zwischen den Mäusen und Hasen. Gegenwärtig kennt man mit Sicherheit nur fünf Arten der ganzen Familie. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Chinchillen Kaninchen mit langem Buschschwanze sind; mit diesen Worten hat man ihre kürzeste und deshalb beste Beschreibung gegeben. Der feinste Pelz, welchen Säugethiere überhaupt tragen, deckt ihren Leib. Seine Färbung ist ein lichtes Grau mit Weiß und Schwarzbraun oder Gelb. Das Gebiß erinnert lebhaft an das der Hasen. Alle Arten bewohnen ausschließlich Südamerika, und zwar größtentheils das Gebirge noch in bedeutender Höhe zwischen den völlig kahlen Felsen unter der Schneegrenze. Eine Art findet sich aber auch in der Ebene, ebenfalls in Wüstengegenden. Natürliche Höhlen im Felsgestein oder von den Thieren eigens gegrabene Gänge in den Ebenen bilden ihre Wohnsitze. Alle sind gesellig, manche bewohnen familienweise ein und dieselbe Höhle. Wie die Hasen, sind sie dem Lichte abhold und zeigen sich am meisten in der Dämmerung oder in der Nacht. Es sind schnelle, lebhafte, behende Thiere, und auch in ihren Bewegungen halb Kaninchen, halb Mäuse. Wurzeln und Flechten, Zwiebeln und Rinde, auch wohl Früchte bilden ihre Nahrung. Alle Arten sind scheu und furchtsam, dabei harmlos oder feig, und blos eine einzige Art vertheidigt sich in höchster Noth gegen ihre Feinde. Ihre Vermehrung ist ungefähr ebenso groß, wie die der Hasen. Sie ertragen die Gefangenschaft leicht und erfreuen durch Reinlichkeit und Zahmheit. Das Gehör scheint der entwickeltste Sinn zu sein. Ihr Verstand ist gering. Manche Arten richten Schaden an, oder werden wenigstens dem Menschen durch das Unterwühlen des Bodens lästig, alle aber nützen durch ihr Fleisch und ihr wahrhaft kostbares Fell.

Die Chinchilla (Eriomys Chinchilla) wird ungefähr einen Fuß lang und trägt einen 5, mit den Haaren aber 8 Zoll langen Schwanz. Der gleichmäßige, feine, überaus weiche Pelz ist auf dem Rücken und an den Seiten mehr als zolllang; die Haare sind an der Wurzel tiefblaugrau, sodann breit weiß geringelt und dunkelgrau endigend. Hierdurch erscheint die allgemeine Färbung silberfarben, dunkel angeflogen. Die Unterseite und die Füße sind reinweiß. Die großen Augen sind schwarz.

Schon zur Zeit der Inkas verarbeiteten die Peruaner das feine Seidenhaar der Chinchilla zu Tuch und sehr gesuchten Stoffen. Im vorigen Jahrhundert erhielt man die ersten Pelze als große Seltenheiten über Spanien; jetzt sind sie zu einem gewöhnlichen Handelsartikel geworden.

Der Reisende, welcher von der westlichen Küste Südamerikas die Cordilleren emporklimmt, gewahrt, wenn er einmal eine Höhe von acht bis elftausend Fuß erreicht hat, oft meilenweit alle Felsen von dieser Chinchilla und zwei Arten einer anderen Sippe derselben Familie bedeckt. In Peru, Bolivia und Chile müssen diese Thiere überaus häufig sein, denn wir erfahren von Reisenden, daß sie während eines Tages an Tausenden vorübergezogen sind. Auch bei hellen Tagen sieht man die Chinchillas vor ihren Höhlen im Gebirge sitzen, aber nie auf der Sonnenseite der Felsen, sondern immer im tiefsten Schatten. Noch häufiger gewahrt man sie in den Früh- und Abendstunden. Dann beleben sie das Gebirge und zumal die Grate in unfruchtbaren, steinigen und felsigen Gegenden, wo die Pflanzenwelt nur noch in dürftigster Weise sich zeigt. Gerade an den scheinbar ganz kahlen Felswänden treiben sie sich umher, ungemein schnell und lebhaft sich bewegend. Mit überraschender Leichtigkeit klettern sie an den Wänden hin und her, welche scheinbar gar keinen Ansatz bieten. Sie steigen 20 bis 30 Fuß senkrecht empor mit einer Gewandtheit und Schnelligkeit, daß man ihnen mit dem Auge kaum folgen kann. Obwohl sie nicht gerade scheu sind, lassen sie sich doch nicht nahe auf den Leib rücken und verschwinden augenblicklich, sobald man Miene macht, sie zu verfolgen.



Die Chinchilla (Eriomys Chinchilla).

Ueber die Fortpflanzung der Chinchilla ist noch nichts Sicheres bekannt. Man hat zu jeder Zeit des Jahres trächtige Weibchen gefunden und von den Eingeborenen erfahren, daß die Zahl der Jungen zwischen vier und sechs schwanke; Genaueres weiß man nicht.

In ihrem Vaterlande wird die große Chinchilla sehr häufig zahm gehalten. Die Anmuth ihrer Bewegungen, ihre Reinlichkeit und die Leichtigkeit, mit welcher sie sich in ihr Schicksal findet, erwerben ihr bald die Freundschaft des Menschen. Sie zeigt sich so harmlos und zutraulich, daß man sie frei im Hause und in den Zimmern umherlaufen lassen kann. Mit trockenen Kräutern, namentlich mit trockenem Klee ist sie leicht zu erhalten. Im Freien frißt sie Gräser, Wurzeln, Moose ꝛc.; dabei setzt sie sich auf das Hintertheil, und bedient sich gewöhnlich der Vorderpfoten, um ihre Speise zum Munde zu führen.

In früheren Zeiten soll die große Chinchilla bis zum Meere herab auf allen Bergen ebenso häufig vorgekommen sein, als in der Höhe; gegenwärtig findet man sie blos hier und da und immer nur sehr einzeln in dem tieferen Gebirge. Die unabläßige Verfolgung, welcher sie ihres Felles wegen ausgesetzt ist, hat sie in die Höhe getrieben. Die Indianer fangen dieselben entweder in Schlingen, oder indem sie das peruanische Wiesel zähmen und zur Jagd der Chinchillas abrichten; dann verfährt man genau so, wie unsere Frettchenjäger.

In Nord- und Mittelchile wird die große Chinchilla durch die eigentliche Wollmaus (S. 463) ersetzt. In der Lebensweise scheint diese Art ganz der vorigen zu ähneln, wie sie ihr auch in der äußeren Gestaltung und der Färbung des Pelzes sehr nahe steht. Sie ist aber viel kleiner; denn ihre gesammte Länge beträgt höchstens 14 oder 15 Zoll, wovon der Schwanz ungefähr ein Drittel wegnimmt. Das Fell ist vielleicht noch schöner und weicher, als das ihrer Verwandten; seine Färbung ist ein lichtes Aschgrau mit dunkeler Sprenkelung.

Auch von dieser Chinchilla kamen erst auf vielfache Klagen der Naturforscher einige Schädel und später lebendige Thiere nach Europa, obwohl schon sehr alte Reisende sie erwähnen. Der ausgebreitete Handel droht eine völlige Zerstörung der schönen Thiere herbeizuführen.

Im Jahre 1829 kam von dieser Art ein Stück nach London. Es war ein sehr sanftes Geschöpf, welches aber doch bisweilen zu beißen versuchte, wenn es nicht recht bei Laune war. Selten war es sehr lustig, und nur zuweilen sah man seine sonderbaren Sprünge. Es setzte



Die eigentliche Wollmaus (Eriomys lanigera).

sich gewöhnlich auf die Schenkel, konnte sich aber auch auf die Hinterbeine stellen und erhalten; die Nahrung brachte es mit den Vorderpfoten zum Munde. Im Winter mußte man es in ein mäßig erwärmtes Zimmer bringen und seine Wohnung mit einem Stück Flanell auskleiden.

Auch der hamburger Thiergarten besitzt eine Chinchilla — die einzig überlebende von sieben Stück, welche von Valparaiso gesendet wurden. Die Beobachtungen, welche an ihr gemacht wurden, stimmen im wesentlichen mit Vorstehendem überein und geben hinlängliche Beweise, daß sie mehr Nacht- als Tagthier ist. Sie zeigt sich bei Tage zwar ebenfalls munter, jedoch nur, wenn sie gestört wird. Dem Lichte entflieht sie fast ängstlich und sucht immer die dunkelsten Stellen. Hier setzt sie sich mit zusammengezogenem Leibe fest. Eine Höhlung wird sofort als Zufluchtsort benutzt. Ihre Stimme, ein scharfes Knurren nach Art des Kaninchens, vernimmt man nur, wenn man sie berührt. Sie läßt dies ungern zu, versucht auch, wenn sie gepackt wird, sich durch plötzliche, schnellende Bewegungen zu befreien, bedient sich aber niemals ihres Gebisses zur Vertheidigung. Heu und Gras zieht diese Chinchilla jeder übrigen Nahrung vor. Körner scheint sie zu verschmähen, saftige Wurzeln berührt sie kaum. Ob sie trinkt, ist fraglich; fast scheint es, als ob sie jedes Getränk entbehren könne.

Die Südamerikaner essen das Fleisch beider Chinchillas sehr gern, und auch europäische Reisende scheinen sich mit ihm befreundet zu haben, obwohl sie sagen, daß man es mit dem unseres Hasen nicht vergleichen könne. Uebrigens benutzt man auch das Fleisch nur nebenbei, den Hauptgrund und Hauptnutzen der Jagd gibt das Fell. Gegenwärtig wird alljährlich eine nicht unbeträchtliche Menge solcher Felle ausgeführt. Das Dutzend der feinsten und schönsten, d. h. von der kleinen Chinchilla herrührenden, wird mit 15 und 20 Thlr. bezahlt, während die gleiche Anzahl der großen und gröberen selten mehr als 4 bis 6 Thlr. kostet.

Bedeutend längere Ohren, der körperlange, auf der ganzen Oberseite buschig behaarte Schwanz, die vierzehigen Füße und die sehr langen Schnurren unterscheiden die Hasenmäuse (Lagotis) von den eigentlichen Wollmäusen. Im Gebiß stehen sich beide sehr nahe, in der Lebensweise ähneln sie sich fast vollständig. Man kennt bis jetzt mit Sicherheit blos zwei Arten, welche beide auf den Hochebenen der Cordilleren, und zwar dicht unter der Grenze des ewigen

Schnees, in einer Höhe von 12 bis 16 Tausend Fuß über dem Meere, zwischen kahlen Felsen leben. Sie sind ebenso gesellig, wie die Wollmäuse, ebenso munter und gewandt; sie zeigen dieselben Eigenschaften und nähren sich mehr oder weniger von den gleichen oder mindestens ähnlichen Pflanzen. Von den beiden Arten bewohnt die eine die Hochebenen des südlichen Peru und Bolivias, die andere den nördlichen Theil Perus und Ecuadors. Die erstere (Lagotis Cuvieri) hat ungefähr Kaninchengröße und Gestalt; ihr Pelz ist sehr weich und lang und hat eine aschgraue Gesammtfärbung, welche an den Seiten sich mehr ins Gelbliche zieht.

Ein anderes Glied dieser Familie, die Viscacha oder Wiskatscha (Lagostomus trichodactylus, S. 465), ähnelt mehr der großen Chinchilla, als den Arten der vorhergehenden Sippe. Ein ziemlich dichter Pelz bedeckt den Leib. Die Oberseite des Pelzes besteht aus gleichmäßig vertheilten grauen und schwarzen Haaren, weshalb der Rücken ziemlich dunkel erscheint. Die ganze Unter- und die Innenseite der Beine sind weiß. Die Leibeslänge beträgt 20 Zoll, die des Schwanzes 7 Zoll, die Höhe am Widerrist 5 Zoll.

Die Viscacha vertritt ihre Familienverwandten im Osten der Anden; ihr Vaterland sind gegenwärtig die Pampas oder Grassteppen von Buenos Ayres bis Patagonien. Ehe die Anbauung des Bodens soweit gediehen war, als gegenwärtig, fand man sie auch in Paraguay. Das Thier ist, wo es noch vorkommt, in großer Menge vorhanden. An manchen Orten trifft man es so häufig, daß man beständig zu beiden Seiten des Weges ganze Rudel sitzen sieht, jedoch niemals am Tage. Gerade die einsamsten und wüstesten Gegenden sind seine Aufenthaltsorte; doch kommt es bis dicht an die angebauten Gegenden heran, ja die Reisenden wissen sogar, daß die spanischen Ansiedelungen nicht mehr fern sind, wenn man eine Menge „Viscacheras" oder Baue unseres Thieres findet.

In den spärlich bewachsenen und auf weite Strecken hin kahlen, dürren Ebenen schlägt die Viscacha ihre Wohnsitze auf und gräbt sich hier ausgedehnte, unterirdische Baue, am liebsten in der Nähe von Gebüschen und noch lieber nicht weit von Feldern entfernt. Die Baue werden gemeinschaftlich gegraben und auch gemeinschaftlich bewohnt. Sie haben eine Unzahl von Gängen und Fluchtröhren, oft 40 bis 50; im Innern sind sie in mehrere Kammern getheilt, je nach der Anzahl der Familien, welche hier ihre Wohnung aufgeschlagen hat. Diese Anzahl kann auf acht bis zehn ansteigen, dann aber verläßt ein Theil der Inwohnerschaft den alten Bau und legt sich einen neuen an. Nun geschieht es außerdem, daß die Höhleneule, welche wir schon bei dem Prairiehunde kennen lernten, auch hier sich einfindet und ohne große Umstände von einem oder dem andern Baue Besitz nimmt. Die reinlichen Viscachas dulden keinen Mitbewohner und entfernen sich augenblicklich, wenn einer der Eindringlinge sie durch Unreinlichkeit belästigt. So kommt es, daß der Boden manchmal in dem Flächenraum von einer Geviertmeile vollständig unterwühlt ist.

Den Tag über liegt die ganze Familie verborgen im Bau, gegen Sonnenuntergang zeigt sich eins und das andere, und mit Einbruch der Dämmerung hat sich schon eine hübsche Gesellschaft vor den Löchern versammelt. Diese prüft sehr sorgfältig, ob Alles sicher ist, und treibt sich längere Zeit in der Nähe des Baues umher, ehe sie sich anschickt, nach Aeßung auszugehen.

In ihren Bewegungen haben die Viscachas viel Aehnlichkeit mit den Kaninchen; doch stehen sie denselben an Schnelligkeit bedeutend nach. Sie sind aber munter, lustig und mehr zum Spielen aufgelegt, als jene. Auf ihren Weidegängen scherzen sie fast fortwährend mit einander; sie rennen hastig umher, springen grunzend über einander weg, schnauzen sich an ꝛc. Höchst sonderbar ist eine Eigenthümlichkeit dieser Thiere. Wie der südamerikanische Fuchs oder der Schakal tragen sie nämlich alle möglichen Dinge, die sie auf ihren Weidegängen finden, nach ihren Höhlen hin und schichten sie vor der Mündung derselben in wirren Haufen auf, gleichsam zum Spielzeug. So findet man denn dort Knochen und Genist, Kuhfladen und durch Zufall in Verlust gekommene Gegenstände, welche ihnen ganz entschieden nicht den geringsten Nutzen gewähren, vor ihren Höhlen aufgeschichtet, und die Gauchos gehen sicherlich, sobald sie Etwas vermissen, zu den nächsten Viscacheras hin, um dort das Verlorene zu suchen. Aus dem Innern ihrer Wohnungen schaffen sie Alles sorgfältig weg, was nicht hinein gehört, auch die Leichen ihrer eigenen Art. Ob sie sich einen Vorrath für den Winter sammeln, ist noch unentschieden.



Die Viscacha oder Wistatscha (Lagostomus trigodactylus).

Die Stimme ist laut und widerlich. Sie besteht in einem sonderbaren Schnauben oder Grunzen, welches nicht zu beschreiben ist.

Ueber die Fortpflanzung ist bis jetzt Sicheres nicht bekannt. Göring sah immer nur ein Junges bei den alten Viscachas. Es hielt sich stets in nächster Nähe von seiner Mutter. Wenn man diese Jungen einfängt und sich mit ihnen abgibt, werden sie recht zahm und können, wie unsere Kaninchen, mit Leichtigkeit erhalten werden. Nach Europa hat man die Viscacha, so viel uns bekannt, bis jetzt nur ein einziges Mal gebracht, und zwar im Jahre 1814. Sie zeigte sich sehr wild und unruhig, biß und kratzte, bestätigte aber durch ihr Betragen fast alle Eigenschaften, welche man bei den wilden beobachtet hatte. Ihre Nahrung bestand in Brod, Möhren und anderen Gemüsen.

Man stellt der Viscacha weniger ihres Fleisches und Felles halber, als wegen ihrer unterirdischen Wühlereien eifrig nach. An den Orten, wo sie häufig ist, wird das Reiten wirklich lebensgefährlich, weil die Pferde oft die Decken der seichten Gänge durchtreten und hierdurch wenigstens außerordentlich aufgeregt werden, wenn sie nicht stürzen oder gar ein Bein brechen und dabei natürlich ihren Reiter abwerfen. Man versucht, die Thiere mit allen Mitteln aus der Nähe der Ansiedelungen zu vertreiben und wendet buchstäblich Feuer und Wasser zu ihrer Vernichtung an. Das Gras um ihre Höhlen wird weggebrannt und ihnen somit die Nahrung entzogen, ihre Baue werden unter Wasser gesetzt und sie gezwungen, sich ins Freie zu flüchten, wo die außen lauernden Hunde sie bald am Kragen haben.

Die Indianer essen das Fleisch und benutzen auch wohl das Fell, obgleich dieses einen weit geringeren Werth hat, als das der früher genannten Arten.

* * *

(**Schrotmäuse.**) Eine nicht eben sehr zahlreiche, aber manchfaltige und eigenthümliche Familie rattenähnlicher Nager bevölkert Südamerika und Afrika. Es sind dies die Schrotmäuse (Psammoryctae), oder, wie sie Andere nennen, die Trugratten (Muriformes). Die Rattenähnlichkeit dieser Thiere ist eine nur äußerliche. Gestalt und Färbung der Schrotmäuse erinnern allerdings an die Ratten, aber wesentlich unterscheidende Merkmale ergibt das Gebiß. Dieses zählt vier Backzähne in jeder Reihe, deren Kauflächen drei bis vier Schmelzfalten am Rande haben. Im Jochfortsatze des Oberkiefers befindet sich ein geräumiges Loch, durch welches ein Theil des großen Kaumuskels geht, der sich vorn an den Seiten der Schnauze ansetzt; der übrige Theil ist wie gewöhnlich angeheftet. Nur bei unserer Familie und noch einigen anderen Nagern kommt diese eigenthümliche Spaltung des Kaumuskels vor.

Die Schrotmäuse leben in Wäldern oder in offenen Gegenden, die einen in Hecken und Buschwerk, die anderen an den Straßenanpflanzungen, zwischen Felsen, an den Ufern von Flüssen und Strömen, ja, selbst an der Küste des Meeres. Gewöhnlich wohnen sie gesellschaftlich in selbstgegrabenen, unterirdischen Bauen mit zahlreichen Mündungen. Einige sind echte Wühler, welche, wie die Maulwürfe, Haufen aufwerfen und fast beständig unter der Erde verweilen, andere halten sich im Dickicht auf und klettern außerordentlich geschickt auf den Bäumen umher. Manche Arten sind wahre Wasserthiere und verstehen das Schwimmen und Tauchen ganz vortrefflich. Ihre Nahrung nehmen sie sich aus dem Pflanzenreiche. Die Gefangenschaft ertragen sie ziemlich leicht; manche machen sich recht hübsch. Sie sind neugierig, beweglich, lernen ihre Pfleger kennen und ihnen folgen und erfreuen durch ihr zierliches Wesen. Ihre Vermehrung ist ziemlich bedeutend, und sie können zu Schaaren anwachsen, welche in den Pflanzungen und Feldern bedeutenden Schaden anrichten. Der geringe Nutzen, den sie durch ihr Fleisch und ihr Fell leisten, kommt mit jenen Verwüstungen nicht in Betracht.

In Chile, Peru und Bolivia findet die erste Sippe ihre Vertreter, die Strauchratten (Octodon), so zu sagen Mittelglieder zwischen Eichhörnchen und Ratten. Sie haben glatte, ungefurchte und spitze Nagezähne, wurzellose Backzähne deren Kauflächen fast einer arabischen 8 gleichen (daher der Name Octodon, Achtzehn).

Der Degu (Octodon Cummingii) ähnelt entfernt unserer Haselmaus, zumal was die Färbung anlangt. Oben ist er bräunlichgrau ungleichmäßig gefleckt, unten graubräunlich, an Brust und Nacken dunkler, an der Schwanzwurzel lichter, fast weiß. Die Gesammtlänge beträgt gegen zehn Zoll, wovon etwas mehr als drei Zoll auf den Schwanz kommen. Der Degu gehört zu



Der Degu (Octodon Cummingii).

den häufigsten Thieren der mittleren Provinz von Chile; Hunderte bevölkern die Hecken und Büsche; selbst in der unmittelbaren Nähe belebter Städte laufen sie furchtlos an den Heerstraßen umher und brechen ungescheut in Gärten und Fruchtfeldern ein, wo sie durch muthwilliges Zernagen den Pflanzen fast ebensoviel Schaden thun, wie durch ihre Gefräßigkeit. Selten entfernen sie sich vom Boden, um die unteren Aeste der Büsche zu erklettern. Das Thier sammelt Vorräthe ein, verfällt aber nicht in einen Winterschlaf.

Von Südbrasilien an bis zur Magellanstraße hinab dehnen die Mitglieder einer zweiten Sippe unserer Familie ihre Heimat aus. Es sind dies die Kammratten (Ctenomys). Sie ähneln noch entfernt den Strauchratten; die kleinen Augen und die noch viel kleineren, fast im Pelze versteckten Ohren aber deuten auf ein unterirdisches Leben hin. Und wirklich sind die Thiere echte Wühlmäuse, welche ausgedehnte Gänge unter der Oberfläche der Erde anlegen.

In ihrer Gestaltung stehen sie ungefähr zwischen den eigentlichen Ratten und den Hamstern in der Mitte. Manche Arten ähneln den letzteren sehr. Eine der merkwürdigeren ist der „Tucutuco" der Eingeborenen Patagoniens (Ctenomys magellanicus).

Der Reisende, welcher zum ersten Male jene Länder betritt, vernimmt eigenthümliche, von einander abgeschiedene, grunzende Laute, welche in regelmäßigen Zwischenräumen nach einander gleichsam aus der Erde herausschallen und ungefähr den Silben Tucutuco entsprechen. Diese Töne rühren von der nach ihnen benannten Kammratte her. Der Tucutuco kommt in der Größe ungefähr einem halbwüchsigen Hamster gleich.

Wir verdanken die Entdeckung und die erste Beschreibung des Tucutuco dem um die Naturgeschichte der südlichsten Spitze Amerikas hochverdienten Naturforscher Darwin.



Der Hutia-Conga (Capromys Fournieri).

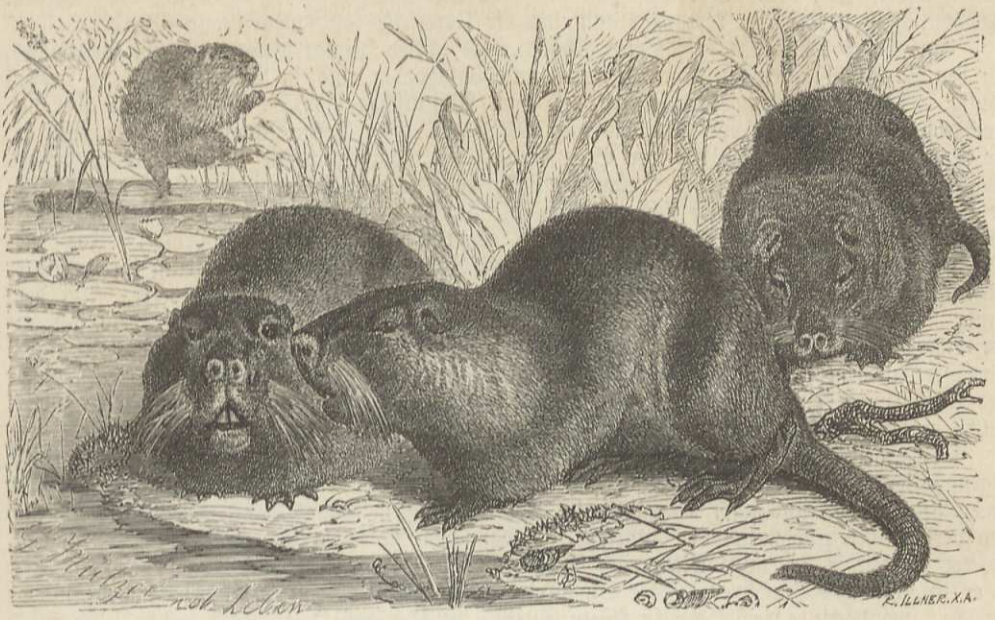
Die Gefangenen, welche derselbe hielt, wurden bald zahm, waren aber stumpfsinnig. Beim Fressen nahmen sie die Nahrung nach Nagerart zwischen die Vorderbeine und führten sie so zum Munde. Die Patagonier essen auch das Fleisch des Tucutuco und stellen ihm deshalb nach.

Die Rammsratten (Cercomys) bilden eine dritte, die Lanzenratten (Loncheres) eine vierte Sippe unserer Familie. Von ersteren kennt man nur eine einzige Art (Cercomys cunicularius). Es ist ein unserer Wanderratte ziemlich ähnliches Thier. Ihr Vaterland ist Brasilien, namentlich in der Provinz Minas soll sie zu treffen sein.

Von den Lanzenratten kennt man mehrere Arten, welche sich ziemlich ähneln. Im allgemeinen haben auch sie die Gestalt der Ratten, der Kopf ist dick, die Schnauze stumpf, die Oberlippe gespalten. Der Schwanz ist stumpf am Ende und seiner ganzen Länge nach fein behaart, der Pelz besteht aus weichen Haaren, zwischen denen an den oberen und äußeren Theilen des Körpers eine Menge schmaler, zweischneidiger, rückwärts gerichteter Stacheln hervortreten. Diese sind platt gedrückt, auf der Oberseite gratartig erhoben, auf der Unterseite ausgekerbt. Die Nagezähne sind ziemlich schmal und gewöhnlich gebräunt; in jedem Kiefer finden sich vier Backzähne. Die Arten unterscheiden sich, je nachdem das Stachelkleid vorhanden ist oder fehlt und je nachdem der Schwanz behaart oder beschuppt ist.

Etwas mehr wissen wir über die Ferkelratten (Capromys). Die wichtigste Art, die gemeine Ferkelratte oder die Hutia-Conga (Capromys Fournieri), wird schon von den ältesten Schriftstellern erwähnt, ist aber doch erst in der neuesten Zeit bekannt geworden. Oviedo gedenkt in seinem im Jahre 1525 erschienenen Werke eines dem Kaninchen ähnlichen Thieres, welches auf San Domingo vorkomme und die Hauptnahrung der Eingeborenen ausmache. Bereits 32 Jahre nach der Entdeckung von Amerika war das Thier durch die Jagd der Eingeborenen bedeutend vermindert worden, und gegenwärtig ist es ausschließlich auf Cuba beschränkt, obgleich auch hier in den bewohnteren Theilen ausgerottet.

Die Hutia-Conga bewohnt die dichteren und größeren Wälder und lebt entweder auf Bäumen oder im dichten Gebüsch, nur bei Nacht hervorkommend, um nach Nahrung auszugehen. Ihre Bewegungen auf den Bäumen sind nicht eben geschwind, jedoch geschickt, während sie auf der Erde wegen der starken Entwickelung der hinteren Körperhälfte sich schwerfälliger



Der Schweif- oder Sumpfbiber (Myopotamus Coypu).

zeigt und deshalb an die Bären erinnert. Beim Klettern gebraucht sie den Schwanz, um sich festzuhalten, oder um das Gleichgewicht zu vermitteln. Am Boden setzt sie sich oft aufrecht nach Hasenart, um sich umzuschauen.

Die Nahrung besteht in Früchten, Blättern und Rinden. Gefangene zeigten besondere Neigung zu starkriechenden Pflanzen, wie Münze, Melisse und anderen, welche die übrigen Nager meist verschmähen. Dabei trinken alle nur wenig Wasser, obwohl sie es nicht gern entbehren.

In manchen Gegenden Cubas verfolgt man die Hutia-Conga des Fleisches wegen, und namentlich die Neger sind leidenschaftlich dieser Jagd ergeben.

Die Leibeslänge einer erwachsenen Hutia-Conga beträgt etwas über 1½ Fuß, die Schwanzlänge ungefähr 8 Zoll, die Höhe am Widerrist 6 bis 7 Zoll, das Gewicht schwankt zwischen 12 bis 16 Pfund. Die Färbung des Pelzes ist gelbgrau und braun.

Zu unserer Familie gehört auch der Schweif- oder Sumpfbiber (Myopotamus Coypu). Sein Name ist bezeichnend; denn der Coypu erinnert lebhaft an den gemeinen Biber in Gestalt und Wesen. Der lange, runde Schwanz und Eigenthümlichkeiten des inneren Leibesbaues unterscheiden aber beide Thiere und rechtfertigen ihre getrennte Stellung in der Reihe der Nager. Die Gliedmaßen sind kurz und kräftig, die hinteren ein wenig länger, als die vorderen. Beide Füße sind fünfzehig, die Zehen an den Hinterfüßen aber bedeutend länger, als die der vorderen, durch eine breite Schwimmhaut verbundenen, während jene frei sind. Alle Zehen sind mit langen, stark gekrümmten und spitzen Krallen bewaffnet. Nur die innere Zehe der Vorderfüße hat einen flachen Nagel. Der lange Schwanz ist an der Wurzel sehr dick und nimmt gegen das Ende allmählich ab; er ist drehrund, wirbelartig geschuppt und ziemlich reichlich mit dichten, anliegenden, starken Borstenhaaren besetzt. Die übrige Behaarung ist dicht, ziemlich lang und weich und besteht aus einem im Wasser fast undurchdringlichen, kurzen, weichen, flaumartigen Wollhaar und längeren, weichen, schwachglänzenden Grannen, welche die Färbung bestimmen, weil sie das Wollhaar vollständig bedecken. Im Gebiß erinnern die sehr großen, breiten Nagezähne an den Zahnbau des Bibers; die vier Backzähne aber haben im Allgemeinen ganz das Gepräge der vorhergehenden Sippen und Arten.

Der Coypu oder Sumpfbiber erreicht ungefähr die Größe des Fischotters. Seine Leibeslänge beträgt über 1½ Fuß und die des Schwanzes fast ebensoviel, die Höhe am Widerrist

beinahe einen Fuß; doch findet man zuweilen recht alte Männchen, welche 3 Fuß lang werden. Gewöhnlich ist der Rücken kastanienbraun und die Unterseite fast schwarzbraun gefärbt.

Ein großer Theil des gemäßigten Südamerikas ist die Heimat dieses wichtigen Pelzthieres. In den La Plataſtaaten, in Buenos Ayres und Patagonien und in Mittelchile ist er überall häufig. Sein Verbreitungskreis erstreckt sich vom Atlantischen bis zum großen Meere über das Hochgebirge hinweg und vom 24. bis zum 43.° s. B. Im Feuerland und in Peru fehlt er. Er bewohnt paarweise die Ufer der Seen und Flüsse, vorzüglich die stillen Wasser, da wo Wasserpflanzen in solcher Menge vorhanden sind, daß sie eine Decke bilden, stark genug, ihn zu tragen. Jedes Paar gräbt sich am Ufer eine 3 bis 4 Fuß tiefe und 1½ bis 2 Fuß weite Höhle, wo es die Nacht und zuweilen auch einen Theil des Tages zubringt. In dieser Wohnung wirft das Weibchen später vier bis sechs Junge, welche schon frühzeitig ihrer Mutter folgen. Der Coypu ist ein vortrefflicher Schwimmer, aber ein schlechter Taucher. Auf dem Lande sind seine Bewegungen langsam; denn seine Beine sind so kurz, daß der Leib fast auf der Erde aufschleift, und er geht deshalb auch nur über Land, wenn er sich von einem Gewässer zu dem andern begeben will. Bei Gefahr stürzt er sich augenblicklich ins Wasser und taucht unter; währt die Verfolgung fort, so zieht er sich schließlich in seine Höhle zurück, welche er sonst nur während der Nacht aufsucht, denn er ist ein vollkommenes Tagthier.

Seine geistigen Fähigkeiten sind gering. Er ist scheu und furchtsam und behält diese Eigenschaften auch in der Gefangenschaft bei. Klug kann man ihn nicht nennen, obgleich er seinen Pfleger nach und nach kennen lernt. Alt eingefangene Thiere beißen wie rasend um sich und verschmähen gewöhnlich die Nahrung, so daß man sie selten länger als einige Tage hat. In der Neuzeit ist er einige Male nach Europa übergeführt worden; im londoner Thiergarten ist er ein ständiger Bewohner. „Der Sumpfbiber", sagt Wood, „ist ein schneller und lebendiger Bursche, und höchst unterhaltend in seinen Sitten. Er schwimmt fast ebenso gut, als der Biber und gebraucht dabei seine hinteren Schwimmfüße ganz in derselben Weise. Mit seinen Vorderfüßen ist er außerordentlich geschickt, er benutzt sie, wenn er aufrecht sitzt, wie Hände."

Seines werthvollen Balges halber wird eifrig auf das Thier Jagd gemacht. Das weiche Haar seines Pelzes wird hauptsächlich zu feinen Hüten verwandt und sehr theuer bezahlt. Bereits zu Ende des vorigen Jahrhunderts verkaufte man zu Buenos Ayres einen Balg mit zwei Realen oder einem Gulden unseres Geldes. Seitdem ist aber der Werth dieses Pelzwerkes noch gestiegen, obgleich man jährlich Tausende von Fellen aus Südamerika nach Europa überführt, meist unter dem Namen „Raconda-Nutria" oder amerikanischer Otterfelle. Bis zum Jahre 1823 wurden jährlich zwischen 15 bis 20,000 Felle auf den europäischen Markt gebracht. Im Jahre 1827 führte die einzige Provinz Entre-Rios nach amtlichen Angaben des Zollhauses Buenos Ayres 300,000 Stück aus und noch steigerte sich die Ausfuhr; denn zu Anfang der dreißiger Jahre wurden nur aus den Sümpfen von Buenos Ayres und Montevideo gegen 50,000 Felle allein nach England gesandt. So erging es dem Sumpfbiber wie seinem Namensvetter. Er wurde mehr und mehr vermindert, und schon jetzt soll man in Buenos Ayres gewissermaßen ihn hegen und sehr schonen, um seiner gänzlichen Ausrottung zu steuern. Das weiße, wohlschmeckende Fleisch wird an vielen Orten von den Eingeborenen gegessen, in anderen Gegenden aber verschmäht.

Man jagt die Sumpfbiber in Buenos Ayres hauptsächlich mit eigens abgerichteten Hunden, welche jene im Wasser aufsuchen und dem Jäger zum Schuß treiben oder auch einen Kampf mit ihnen ohne weiteres aufnehmen, obgleich der große Nager sich muthig und kräftig zu wehren weiß. Auf den seichteren Stellen seiner Lieblingsorte und vor den Höhlen stellt man Schlagfallen auf.

Von den übrigen Mitgliedern dieser großen Familie verdient noch ein Afrikaner Erwähnung, weil er gleichsam den Uebergang vom Sumpfbiber zum Stachelschwein bildet. Es ist dies das Borstenferkel (Aulacodus Swinderanus), ein Thier von 28 Zoll Gesammtlänge, wovon 8 Zoll auf den Schwanz kommen, mit eigenthümlichem Borstenpelz, welcher Schwanz und Beine frei läßt, auf dem übrigen Leib, zumal auf der Oberseite, aber aus glatten, stachelähnlichen, oben geringelten Borsten mit biegsamen Spitzen besteht und lebhaft an die Bedeckung einiger Stachelschweine erinnert. In seiner äußeren Gestalt hat das Borstenferkel viel Aehnlichkeit mit dem Sumpfbiber.

Ueber die Lebensweise des Thieres weiß man noch sehr wenig. Es bewohnt das südliche Afrika, und zwar ebene, trockene Gegenden, gräbt keine Höhlen, sondern macht sich nur ein

Nest aus Stroh im Grase oder im Sande, liebt die Bambus- und Zuckerrohrpflanzungen und verursacht hier oder in den Getreidefeldern bisweilen großen Schaden. Das Fleisch des Borstenferkels ist zart und wohlschmeckend, und deshalb verfolgt man es so eifrig als möglich.

* * *

(**Stachelschweine.**) Die Familie der Stachelschweine (Hystrices), welche große und plumpe Nager in sich vereinigt, bedarf keiner langen Beschreibung hinsichtlich der äußerlichen Kennzeichen ihrer Mitglieder. Das Stachelkleid läßt sämmtliche hierher gehörige Thiere sofort als Verwandte erscheinen, so verschieden es auch ausgebildet sein mag. Abgesehen von ihm haben die verschiedenen Stachelschweine nicht eben große Aehnlichkeit mit einander, und es ist deshalb unthunlich, eine allgemeine Beschreibung der Familie zu geben.

Alle Stachelschweine bewohnen gemäßigte und warme Länder der alten und neuen Welt. Dort finden sich die kurzschwänzigen, auf der Erde lebenden, hier die langschwänzigen, kletternden Arten. Sie sind ohne Ausnahme Nachtthiere, träge in ihrem Thun und Wesen, stumpfsinnig und schwachgeistig. Die altweltlichen Arten sind an den Boden gebunden, die neuweltlichen Baumthiere. Dem entsprechend leben sie in dünn bestandenen Wäldern und Steppen oder in großen Waldungen; die Ersteren bei Tage in selbst gegrabenen Gängen und Höhlen verborgen, die Letzteren zusammengeknäuelt auf einer Astgabel dichter Baumwipfel oder in einer Baumhöhlung sitzend. Ihre Bewegungen sind langsam, gemessen, träge. Wenn aber die Nacht eingetreten ist und die Thiere ordentlich munter geworden sind, laufen die Einen trippelnden Ganges sehr rasch auf dem Boden hin, und die Anderen klettern, wenn auch nicht mit der Behendigkeit des Eichhorns, so doch immer gewandt genug, in dem Gezweige auf und nieder. Die Bodenbewohner verstehen auch das Graben meisterhaft und wissen allen Schwierigkeiten, welche ihnen harter Boden entgegensetzt, zu begegnen. Die geistigen Fähigkeiten sind gering. Ihr Verstand steht auf einer tiefen Stufe. Sie sind furchtsam jedem anderen Thiere gegenüber, obgleich sie bei drohender Gefahr durch Sträuben ihres Stachelkleides und ein eigenthümliches Rasseln mit den Schwanzstacheln Furcht einzuflößen suchen. Sie sind dumm, vergeßlich, wenig erfinderisch, boshaft und jähzornig. Mit anderen Geschöpfen halten sie ebensowenig Freundschaft, als mit ihres Gleichen. Niemals sieht man zwei Stachelschweine mit einander spielen oder auch nur freundschaftlich zusammen verkehren. Mit dem Menschen, welcher sie gefangen hält und pflegt, befreunden sie sich nie; sie lernen auch ihren Wärter von anderen Personen nicht unterscheiden. Ihre Stimme besteht in grunzenden, dumpfen Lauten, in Schnauben, leisem Stöhnen und einem schwer zu beschreibenden Quieken; eine Art soll auch laut aufschreien können. Wahrscheinlich des Grunzens halber ist ihnen der Name Schwein geworden, welcher im übrigen als gänzlich unpassend erscheinen muß.

Allerhand Pflanzentheile, von der Wurzel an bis zur Frucht, bilden die Nahrung der Stachelschweine. Nach anderer Nager Art führen sie das Futter mit den Vorderpfoten zum Munde.

Gegenwärtig sind etwa ein Dutzend verschiedene Stachelschweine bekannt, welche sich in zwei größere Gruppen bringen lassen.

Obenan stellt man die **Kletterstachelschweine** (Cercolabes), die schlankest gebauten, durch einen langen Greifschwanz ausgezeichneten Arten, welche sämmtlich in Süd- und Mittelamerika zu Hause sind.

Diejenigen Arten, bei denen das Haarkleid die Stacheln überwiegt, welche letztere nur stellenweise hervorragen und auf Kehle, Brust und Bauch gänzlich fehlen, faßt man unter dem Namen **Greifstachler**, Sphiggurus, zusammen. Ich habe Gelegenheit gehabt, eine der schönsten Arten, den **mexikanischen Greifstachler** (Sphiggurus novae hispaniae oder mexicanus), lebend zu beobachten. Die Länge des Thieres beträgt ungefähr drei Fuß, wovon der Schwanz etwa einen Fuß hinwegnimmt. Die glänzenden Haare sind sehr dicht und weich, leicht gekräuselt und so lang, daß viele Stacheln von ihnen vollständig bedeckt werden. Letztere stehen am ganzen Leibe, mit Ausnahme der Unterseite, der Innenseite der Beine, der Schnauze und der Schwanzspitzenhälfte. Das Haarkleid eescheint schwarz. Sehr lange Schnurren stehen im Gesicht. Die Stacheln sind im allgemeinen von schwefelgelber Farbe mit schwarzer Spitze. Sie sind an der Wurzel sehr verdünnt, hierauf gleichmäßig stark und sodann plötzlich zugespitzt. In der Mitte sind sie glatt, an der nadelscharfen Spitze mit abwärts gerichteten Widerhaken versehen. So lange das Thier ruhig ist, gewahrt man von der Bestachelung wenig. Im Zorn



Der mexikanische Greifstachler (Sphiggurus novae hispaniae).

sträubt es alle Stacheln, so daß sie die Kreuz und die Quer vom Leib abstehen, und wenn man dann mit der Hand über das Fell gleitet, spürt man sie allseitig. Sie stecken so lose in der Haut, daß sie bei der geringsten Berührung ausfallen; wenn man mit der Hand einmal über das Fell streicht, reißt man Dutzende aus, von denen regelmäßig einige in der Hand stecken bleiben.

Der Greifstachler ist über ganz Brasilien und die südlich davon gelegenen Länder bis Paraguay verbreitet, aller Orten bekannt, jedoch nirgends gemein. Seinen Aufenthalt wählt er sich vorzugsweise in hohen Waldungen. Den größten Theil des Jahres lebt er allein, und zwar in einem bestimmten Gebiete, immer auf Bäumen, in deren Gezweig er sich geschickt bewegt. Während des Tages ruht er in zusammengekugelter Stellung, in einer Astgabel sitzend, nachts schweift er umher, indem er langsam und bedächtig, aber sicher klettert. Seine Stellung auf dem Baume ist eigenthümlich; er sitzt auf den Hinterfüßen, hält die Vorderfüße dicht neben diese, manchmal umgebogen, so daß er mit den Handrücken sich stützt; der Kopf wird dabei senkrecht nach abwärts gerichtet, der Schwanz gerade ausgestreckt, nach oben hackig umgebogen. Gewöhnlich versichert er sich durch den Greifschwanz, welchen er um einen Ast schlägt, in seiner Lage. Er sitzt aber auch ohnedies sehr fest auf den dünnsten Zweigen, weil die breiten, nach innen gewölbten Hände zu einem sicheren Anhalt sehr geeignet sind. Im Klettern drückt er die breiten fleischigen Sohlen fest an die Aeste und umklammert sie mit dem Handballen. Wenn er von einem Aste zu einem zweiten, entfernter stehenden gelangen will, hält er sich mit beiden Hinterfüßen und dem Schwanze fest, streckt den Körper wagrecht vor sich und versucht mit den Vorderhänden den ins Auge gefaßten Zweig zu ergreifen. In dieser Stellung, welche eine große Kraft erfordert, kann er minutenlang verweilen, sich auch mit ziemlicher Leichtigkeit seitlich hin und her bewegen. Sobald er den Ast mit den Vorderhänden gefaßt hat, läßt er zuerst die beiden Hinterbeine und sodann den Schwanz los, schwingt sich, durch das eigene Gewicht bewegt, bis unter den Zweig, fast diesen mit dem Schwanze und hierauf mit den Hinterbeinen und klettert nunmehr gemächlich nach oben und dann auf dem Zweige weiter.

Seine Nahrung besteht hauptsächlich aus Baumfrüchten, Knospen, Blättern, Blüthen und Wurzeln, welche er mit den Händen zum Munde führt.

Ueber sein Gefangenleben berichtet Azara: „Einen alt Eingefangenen ließ ich in meinem Zimmer frei und ein Jahr ohne Wasser, denn er trinkt nicht. Wenn er erschreckt wurde, lief er mit großer Leichtigkeit; doch erreichte ich ihn immer noch, wenn ich gemächlich nebenher ging. Alle seine Bewegungen sind tölpelhaft; doch klettert er mit Leichtigkeit an irgend welchem Stocke auf und nieder und klammert sich so fest, daß eine ziemliche Kraft erforderlich ist, um ihn

wegzubringen. Eine Stuhllehne, die Spitze eines senkrecht eingerammten Pfahles genügen ihm, um sicher zu schlafen und auch wirklich auszuruhen. Er ist stumpfgeistig und so ruhig oder träge, daß zuweilen 24 bis 48 Stunden vergehen können, ehe er seinen Ort verändert oder seine Stellung im geringsten wechselt. Der meinige bewegte sich nur, wenn er fressen wollte. Ein einziges Mal beobachtete ich, daß er auch in der Nacht umher lief; dem ungeachtet halte ich ihn für ein nächtliches Thier. Der meinige setzte sich in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft auf eine Stuhllehne, niemals auf etwas Ebenes; als er aber eines Tages am Fenster emporgestiegen war und dort die Kante des Fensterladens aufgefunden hatte, suchte er später keinen andern Ort. Oben auf dem Laden verbrachte er seine Zeit; er saß ohne die geringste Bewegung, einer Bildsäule gleich, in einer außergewöhnlichen Stellung. Er hielt sich, ohne sich mit der Hand oder dem Schwanze zu versichern, einzig und allein mit den Füßen fest, legte die Hände über einander und zwischen sie hinein seine Schnauze, als ob er die Hände küssen wollte. So saß er, ohne sich zu bewegen, ja ohne umherzublicken, bis zur Stunde seiner Mahlzeit. Er nahm von dem ihm vorgesetzten Brod, Mais, Maniokwurzeln, Kräutern, Blättern und Blumen außerordentlich wenig, liebte es aber, mit der verschiedenen Kost abzuwechseln. Er biß oder kratzte nie und fügte auch Niemand Schaden zu."

„Der Geruch ist der ausgebildetste Sinn. Ich beobachtete, wenn ich Chocolade trank oder mit Blumen in das Zimmer trat, daß mein Gefangener seine Schnauze erhob, und durfte mit Sicherheit folgern, daß er den Geruch auf ziemliche Entfernungen wahrnahm. Niemals konnte ich bei ihm Freude oder Trauer und niemals Wohlbehagen bemerken. Manchmal wendete er sein Haupt, wenn er bei seinem Namen genannt wurde."

„Man erzählt, daß er die Stacheln fortschleudert, und daß diese, falls sie die Haut treffen, weiter und weiter sich bohren, so gering auch die Wunden sind, welche sie verursachten, bis sie auf der entgegengesetzten Weiche wieder zum Vorschein kommen. Auch erzählt man von ihm, daß er die Früchte der Bäume abschüttelt und sich dann auf ihnen herumwälzt, sie anspießt und mit sich fortträgt. Das sind Märchen; wahr ist blos, daß einige seiner Stacheln, wenn er sie zur Vertheidigung erhebt, wegen ihrer lockeren Einfügung in das Fell, ausfallen; auch kommt es wohl vor, daß die Stacheln, welche in der Schnauze unvorsichtiger Hunde stecken blieben, später tiefer in das Fleisch eingedrungen zu sein scheinen, einfach deshalb, weil die Wunde inzwischen geschwollen ist. Im Kothe des Jaguar habe ich mehrmals diese Stacheln gefunden. In der Flohzeit litt mein Gefangener viel und mußte sich beständig kratzen."

Ich habe diesem Berichte nur wenig hinzu zu fügen. Auffallend erscheint es, daß Azara's Gefangener kein Wasser trank, denn der, welchen ich beobachtete, verlangte dies regelmäßig. Sobald er gefressen hatte, nahete er sich seinem Saufnapfe und schöpfte sich hier mit seiner breiten Hand einige Tropfen, welche er dann behaglich ableckte. Sehr unangenehm und ganz eigenthümlich war der Geruch, welchen er verbreitete. Wahrhaft entsetzlich wurde unser Gefangener von kleinen, braunen Läusen oder lausähnlichen Thieren geplagt.

Da das Aeußere des Greifstachlers wenig Einladendes hat, wird er von den Einwohnern Paraguays nur selten eingefangen und aufgezogen; demungeachtet entgeht er den Nachstellungen nicht. Die Wilden verzehren sein Fleisch, welches des unangenehmen Geruchs wegen von den Europäern verschmäht wird.

Von der zweiten Gruppe der südamerikanischen Kletterstachelschweine kennt man gegenwärtig nur eine Art, das Borstenstachelschwein (Chaetomys subspinosus). Es unterscheidet sich von den Greifstachlern wesentlich durch den Bau seines Schädels und die langen, dünneren, mehrmals wellig geschlängelten Stacheln. Der Schwanz ist beschuppt und mit kurzen Borsten bekleidet, kaum um ein Drittheil kürzer als der Körper, an der Greifspitze nackt und nach oben einrollbar. Der Leib ist gedrungen, vorn mit kurzen und scharfen, hinten aber mit langen, borstenartigen und weichen Stacheln besetzt. Die Gesammtlänge des Thieres beträgt 2½ Fuß, wovon mehr als ein Fuß auf den Schwanz zu rechnen ist. Ein großer Theil Mittel- und Nordbrasiliens scheint die Heimat des noch wenig bekannten Thieres zu sein, über dessen Leben noch alle Berichte fehlen.

Etwas mehr bekannt ist der Cuandu (Cercolabes prehensilis). Er bildet eine leicht erkennbare Sippe, welche sich durch das vollkommene Stachelkleid von den übrigen unterscheidet. Im allgemeinen hat er die Gestalt der schon beschriebenen; doch ist er etwas größer und erscheint kräftiger gebaut als sie. Seine Länge beträgt 3½ Fuß, wovon 1¼ Fuß auf den Schwanz kommt. Die Stacheln beginnen gleich am Gesicht, setzen sich über den ganzen Oberleib fort, bekleiden die Beine bis zum Wurzelgelenk hinab, die obere Schwanzhälfte und auch den ganzen Unterleib, liegen jedoch keineswegs glatt am Körper an. Einzelne Haare, welche zwischen ihnen hervortreten, werden größtentheils von ihnen überdeckt und erst sichtbar, wenn man die Stacheln aus einander nimmt.

Ueber das Freileben des Cuandu ist sehr wenig bekannt. Das Thier bewohnt einen ziemlich großen Theil von Süd- und Mittelamerika und ist an manchen Orten keineswegs selten. Nach Art seiner Verwandten verschläft es den Tag in der oben angegebenen Stellung in einem Baumwipfel; nachts läuft es langsam, aber geschickt im Gezweige umher. Seine Nahrung besteht in Blättern aller Art. Das Fleisch wird von den Eingeborenen geschätzt, und auch die Stacheln finden vielfache Verwendung.

In der nördlichen Hälfte Amerikas werden die Kletterstachelschweine durch eine besondere Sippe (Erethizon) vertreten, von welcher man bis jetzt ebenfalls nur eine einzige Art, den Urson (Erethizon dorsatum) kennt. Durch einen plumpen Leibesbau und einen kurzen Schwanz, welchem die Fähigkeit zum Greifen abgeht, zeichnet sich der Genannte von den Greifstachlern sehr aus. Nichtsdestoweniger ist auch er ein vortrefflicher Kletterer, welcher den größten Theil seines Lebens auf den Bäumen zubringt.

Der Urson erreicht eine Länge von 2½ Fuß, wovon der Schwanz 7 Zoll wegnimmt. Der Kopf ist kurz, dick und stumpf, die Schnauze abgestutzt, die kleinen Nasenlöcher sind durch eine halbmondartige Klappe mehr oder weniger verschließbar. Die Vorderfüße sind vierzehig und daumenlos, die hinteren fünfzehig. Lange und starke Krallen bewehren die Zehen, die Sohlen sind nackt. Ein dicker Pelz, welcher auf dem Nacken bis 4 Zoll lang wird und an der Unterseite und Schwanzspitze in stechende Borsten sich verwandelt, bedeckt den Leib. Zwischen den Haaren und Borsten stehen auf der ganzen Oberseite bis drei Zoll lange Stacheln, welche größtentheils von den Haaren überdeckt werden. Die Färbung ist ein Gemisch von Braun, Schwarz und Weiß.

Das Thier bewohnt die Waldungen Nordamerikas vom 67. Grad nördl. Breite an bis Virginien und Kentucky, und von Labrador bis zu den Felsgebirgen. In den Waldgegenden westlich von Missouri ist es nicht gerade selten, in den östlichen Ländern dagegen fast ausgerottet. „Unter allen nordamerikanischen Säugethieren", sagt Audubon, „zeigt der Urson die auffallendsten Eigenthümlichkeiten in seiner Stellung und in seinen Sitten. In seinen Bewegungen ist er langsamer, als alle unsere Säugethiere; hätte er nicht den Schutz seiner Stacheln, er würde längst den Angriffen des Vielfraßes, des Luchses, des Wolfes, des Puma erlegen sein. Wir hielten ein lebendes Stachelschwein sechs Monate im Käfig und hatten vielfach Gelegenheit, uns von der Güte seiner Waffen zu überzeugen. Unser Gefangener war nach und nach sehr zahm geworden und machte selten von seinen Spitzen Gebrauch; er kannte uns; wenn wir ihn riefen und ihm eine süße Kartoffel oder einen Apfel vorhielten, drehte er sein Haupt langsam gegen uns, blickte uns mild und freundlich an, kam dann langsam herbeigestolpert, nahm die Frucht aus unserer Hand, richtete sich auf und führte diese Nahrung mit seinen Pfoten zum Munde. Vergeblich bemühten wir uns, ihn zu erzürnen: er gebrauchte seine Stacheln niemals gegen uns. Anders war es, wenn ein Hund sich näherte. Dann hatte er sich im Augenblick in Vertheidigungszustand gesetzt. Die Nase niederwärts gebogen, alle Stacheln aufgerichtet und den Schwanz hin und her bewegend, zeigte er sich vollkommen fertig zum Kampfe."

„Ein großer, wüthender, im höchsten Grade streitlustiger Bullenbeißer aus der Nachbarschaft sprang eines Tages mit offenem Maule plötzlich auf den Gewappneten los. Der Urson schien in demselben Augenblicke auf das Doppelte seiner Größe anzuschwellen, beobachtete den ankommenden Feind scharf und theilte ihm rechtzeitig mit seinem Schwanze einen so wohlgezielten Schlag zu, daß der Bullenbeißer augenblicklich seinen Muth verlor und schmerzgepeinigt laut aufschrie. Sein Mund, die Zunge und Nase waren bedeckt mit den Stacheln seines Gegners; unfähig, die Kinnladen zu schließen, floh er mit offenem Maule unaufhaltsam über die Grund-



Der Urson (Erethizon dorsatum).

stücke. Obgleich die Leute ihm sofort die Stacheln aus dem Munde zogen, blieb doch der Kopf mehrere Wochen lang geschwollen, und Monate vergingen, bevor der Mund geheilt war."

Ueber das Freileben des Urson berichtet derselbe Beobachter, daß er durch Wälder gekommen sei, in welchen alle Bäume vom Urson entrindet worden waren, so daß der Bestand aussah, als ob das Feuer in ihm gewüthet habe.

In Baumlöchern oder in Felsenhöhlen findet man das Nest des Urson und in ihm im April oder Mai die Jungen, gewöhnlich zwei an der Zahl, seltener drei oder vier.

Die Jungen, welche aus dem Neste genommen und in Gefangenschaft gehalten werden, gewöhnen sich bald an ihren Herrn und an die Umgebung. Man ernährt sie mit allerhand Pflanzenstoffen, auch verzehren sie Brod sehr gern. Wenn man sie im Garten frei umherlaufen läßt, besteigen sie die Bäume und fressen hier Schale und Blätter.

Der Urson wird mit erstaunlicher Schnelligkeit ausgerottet. Sein Fleisch wird von den Indianern sehr gern gegessen und soll auch den Weißen munden. Das Fell ist, nachdem die Stacheln entfernt sind, seiner angenehmen Weiche halber brauchbar, die Stacheln werden von den Wilden vorzugsweise zum Schmuck ihrer Jägertasche, Stiefeln u. s. w. verwendet.

Die zweite, kaum minder zahlreiche Gruppe der Stachelschweine enthält die Arten, welche auf den Boden gebannt sind. Sie unterscheiden sich von den bisher Genannten durch den Mangel des Greifschwanzes, die längeren und stärkeren Stacheln und die kräftigen Grabklauen, sowie durch Eigenthümlichkeiten ihres Gebisses. Die verschiedenen Arten bewohnen die wärmeren Länder der Alten Welt.

Wie es scheint, hat man die Quastenstachler (Atherura) als die vollkommensten Erdstachelschweine zu betrachten. Bis jetzt kennt man mehrere Arten dieser Sippe, welche sich in Fernando Po, Sierra Leona, in Sumatra und auf Java finden.

Der afrikanische Quastenstachler (Atherura africana) ist in der letzten Zeit wiederholt lebend nach Europa gekommen und gegenwärtig in den Thiergärten keine Seltenheit. Er ist ein verhältnißmäßig schlankes Thier von höchstens zwei Fuß Länge, wovon ein Dritttheil auf den Schwanz zu rechnen ist. Die Stacheln sind flach längsgefurcht, sehr spitzig und an der Spitze widerhakig. Ihre Färbung ist ein schmuziges Weiß an der Wurzel und braun im übrigen. Sie nehmen von vorn nach hinten an Länge zu; die auf den Schultern stehenden werden etwa 1½ Zoll, die auf dem Hinterrücken sitzenden fast 4 Zoll lang. Die Hornblättchen der Schwanzquaste sind gelblichweiß. Ein bräunlichweißes Fell bekleidet die Unterseite.



Der afrikanische Quastenstachler (Atherura africana).

Ueber das Freileben der Quastenstachler ist noch nicht das Geringste bekannt; doch darf man von dem Betragen der Gefangenen schließen, daß die Sitten denen der eigentlichen Stachelschweine ähneln. Ich habe das Thier wiederholt lebend gesehen und auch längere Zeit beobachten können. Es macht einen weit günstigeren Eindruck, als das gemeine Stachelschwein. Wie dieses liegt es bei Tage möglichst verborgen in dem ihm hergerichteten Schlupfwinkel, am liebsten in sein Heulager eingewühlt; mit Sonnenuntergang wird es lebendig und läuft dann mit großer Behendigkeit, aber trippelnden Ganges in seinem Gehege umher. Der Schwanz wird gewöhnlich aufrecht getragen, die Stacheln werden so gesträubt, daß man ihre lichten Wurzeln sehen kann. Letzteres geschieht namentlich, wenn das Thier erzürnt ist; dann rasselt es auch mit der Quaste, doch weit weniger geräuschvoll, als die übrigen Stachelschweine.

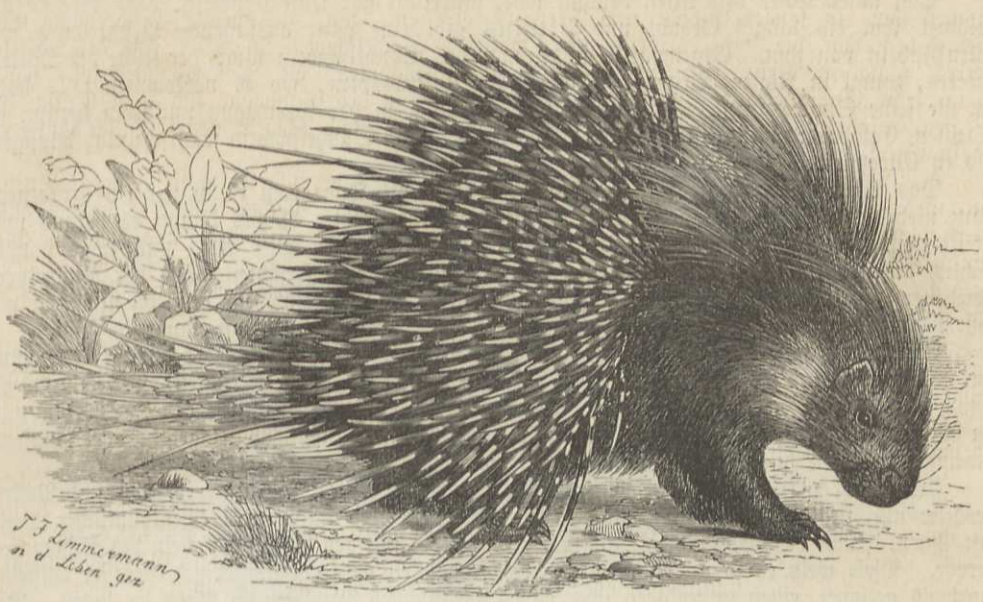
Gegen den Pfleger beweisen sich die Quastenstachler weit zutraulicher, als die gemeinen Stachelschweine. Sie kommen, wenn man ihnen Nahrung vorhält, ohne Bedenken herbei und nehmen dieselbe zierlich weg.

Die echten Stachelschweine sind die plumpest gestalteten der ganzen Familie und an ihrem kurzen, gedrungenen Leibesbau, dem dicken, stumpfschnäuzigen, auf starkem Halse sitzenden Kopfe, dem kurzen, mit hohlen, federspulartigen Stacheln besetzten Schwanze und dem außer allen Verhältniß entwickelten Stachelkleide leicht zu erkennen.

Das javanische Stachelschwein (Acanthion javanicum), welches Java, Sumatra und Borneo bewohnt, kommt am häufigsten zu uns. Es ist etwas kleiner, als das gemeine Stachelschwein, immerhin aber noch ein mittelgroßes Glied der Familie von anscheinend dunkelbrauner Hauptfärbung, hinten weiß gescheckt, mit ziemlich langen Ohren und dicht behaarter Nasenkuppe und Lippen. Die Stacheln und Borsten sind einfarbig dunkelkastanienbraun, die hinteren weißgescheckt.

Ueber das Freileben der Thiere ist wenig bekannt; doch wissen wir wenigstens soviel, daß das javanische Stachelschwein sich in seinem Betragen wesentlich nicht von dem gemeinen unterscheidet. Wir haben das Thier hauptsächlich deshalb hier aufgeführt, weil es sich in der Gefangenschaft, und zwar im Thiergarten zu Köln, fortgepflanzt und hierdurch Gelegenheit zu anziehenden Beobachtungen gegeben hat.

Die große und reiche Mähne auf dem Nacken und die starken und langen Stacheln kennzeichnen das gemeine Stachelschwein (Histrix cristata) vor den bis jetzt genannten Arten der andern Sippe. Nur wenige nahe Sippschaftsverwandte sind ihm ähnlich, und zwar so ähnlich, daß erst die neuzeitlichen Forschungen sie von ihm getrennt haben; alle übrigen Arten der Familie unterscheiden sich leicht von ihm.



Das gemeine Stachelschwein (Hystrix cristata).

Das Stachelschwein übertrifft unsern Dachs an Größe, ist aber kürzer gebaut und erscheint wegen seines Stachelkleides viel dicker und umfangreicher, als es wirklich ist. Seine Länge beträgt nur zwei Fuß, die des Schwanzes vier Zoll und die Höhe am Widerrist blos neun Zoll, das Gewicht schwankt zwischen zwanzig bis dreißig Pfund: aber das Stachelschwein sieht aus, als wäre es mindestens doppelt so hoch und schwer, als es wirklich ist. Es ist ein überaus plumpes Geschöpf, welches nur langsam und ungeschickt sich bewegen kann. Seine ganze Erscheinung macht einen eigenthümlichen Eindruck. Blos an der kurzen, stumpfen Schnauze und der Nase sitzen einige Haare, die dicke Oberlippe ist mit mehreren Reihen glänzender, schwarzer Schnurren bedeckt, und solche Borsten stehen auch auf Warzen über und hinter dem Auge. Längs des Halses erhebt sich eine Mähne, welche aus starken, nach rückwärts gerichteten, sehr langen, gebogenen Borsten gebildet wird und willkürlich aufgerichtet und zurückgelegt werden kann. Diese Borsten sind ansehnlich lang, dünn und biegsam, theils weiß, theils grau gefärbt und endigen meistens mit weißen Spitzen. Die übrige Oberseite des Leibes bedecken neben einander gestellte, lange und kurze, glatte und scharf gespitzte Stacheln, zwischen denen überall borstige Haare eingemengt sind. An den Seiten des Leibes, an den Schultern und in der Kreuzgegend sind die Stacheln kürzer und stumpfer, als auf der Mitte des Rückens, wo sie auch in scharfe Spitzen enden. Die längsten sind in der Mitte fein gefurcht, die kürzeren dagegen ungefurcht; die dünnen, biegsamen erreichen eine Länge von funfzehn Linien, die kurzen und starken dagegen werden nur sechs bis zwölf Linien lang, aber anderthalb Linien dick. Alle sind im Innern hohl oder mit schwammigem Mark angefüllt. Ihre Färbung ist dunkelschwarzbraun, abwechselnd mit Weiß. Wurzel und Spitze sind regelmäßig weiß; die kürzeren sind schwarzbraun und geringelt, aber auch an der Wurzel und Spitze weiß. An der Schwanzspitze stehen durchaus verschieden gebildete Stacheln von kaum zwei Zoll Länge, aber fast zwei und ein halb Linien Dicke. Sie bestehen aus abgestutzten, dünnwandigen, am Ende offenen Röhren und gleichen am Ende offenen Federkielen, während ihre Wurzeln lange, dünne und biegsame Stiele sind. Alle Stacheln sitzen nur lose im Fell. Sie können mittelst eines großen, starken Muskels, welcher sich unter der Haut des Thieres ausbreitet und einer starken Zusammenziehung fähig ist, willkürlich aufgerichtet und zurückgelassen werden. Weil sie aber nur leise im Fell festsitzen, fallen sie bei häufigeren Bewegungen sehr leicht aus und haben so Grund zu der Fabel gegeben, daß das Thier seine Stacheln nach dem Feinde schleudern könne. Die Unterseite des Leibes ist mit dunkelbraunen, röthlich gespitzten Haaren bedeckt. Um die Kehle zieht sich ein weißes Band. Die Krallen sind schwarz hornfarbig, die Augen schwarz.

Daß unser Thier den Alten bekannt war, unterliegt gar keinem Zweifel, denn Claudian widmet ihm ein langes Gedicht und Plinius gibt eine ganz ausführliche Beschreibung mit allen Fabeln von ihm. Gegenwärtig findet man das Stachelschwein längs der Küste des Mittelmeeres, zumal in Algier, Tripolis, Tunis. In Unterägypten, wo es vorkommen soll, habe ich nie seine Spur gesehen. In Europa lebt es häufig in der Campagna um Rom herum, in Sicilien, Calabrien und in Griechenland. In Afrika ist das Stachelschwein wahrscheinlich häufiger, als in Europa.

Das Thier führt ein trauriges, einsames Leben. Bei Tage ruht es in tief eingegrabenen, ganz niedrigen Gängen, die es sich selbst in die Erde gräbt. Nachts kommt es heraus und streift nach seiner Nahrung umher. Diese besteht aus Pflanzen aller Art, und zwar hauptsächlich aus Disteln und anderen Kräutern, aus Wurzeln und Früchten, aus der Rinde verschiedener Bäume und aus manchen Blumenblättern. Das Stachelschwein beißt die Pflanzen ab, faßt sie mit den Vorderzähnen und hält sie mit den Vorderpfoten fest, so lange es frißt.

Alle Bewegungen sind langsam und unbeholfen, der Gang ist träge, bedächtig, der Lauf nur wenig rasch. Blos im Graben besitzt das Stachelschwein einige Fertigkeit, aber keineswegs genug, um einem gewandten und behenden Feinde zu entfliehen. Gegen den Herbst hin und im Winter soll es mehr als gewöhnlich im Baue verweilen und manchmal tagelang dort schlafend zubringen. Einen wirklichen Winterschlaf hält es nicht.

Ueberrascht man ein Stachelschwein außerhalb seines Baues, so richtet es Kopf und Nacken drohend auf, sträubt plötzlich alle Stacheln seines Körpers und klappert in eigenthümlicher Weise mit ihnen. Das hauptsächlichste Geräusch aber bringt es mit den hohlen Stacheln des Schwanzes hervor. Diese weiß es so an einander zu reiben, daß ein ganz merkwürdiges Gerassel entsteht, durchaus geeignet, einen unkundigen oder etwas furchtsamen Menschen in Angst zu jagen. Bei großer Aufregung stampft es mit den Hinterfüßen auf den Boden, und wenn man es erfaßt, läßt es wohl auch ein dumpfes, schweinartiges Grunzen vernehmen. Dies sind die einzigen Laute, die es von sich geben kann. Trotz des furchtbaren Klapperns und Rasselns ist das Thier ein vollkommen ungefährliches, friedliches, harmloses Geschöpf, welches leicht erschreckt, Jedem aus dem Wege geht und niemals daran denkt, von seinen scharfen Zähnen Gebrauch zu machen. Auch die Stacheln sind keineswegs Angriffswaffen, sondern nur das einzige Vertheidigungsmittel, welches der arme Gesell besitzt. Wer unvorsichtig sich ihm naht, kann damit allerdings verwundet werden, dem vorsichtigen und gewandten Jäger thun nicht einmal die Stacheln Etwas; er kann das Thier ruhig an der Nackenmähne ergreifen und es dann mit Leichtigkeit forttragen, wenn er sich nur einigermaßen vorsieht.

Sechzig bis siebzig Tage nach der Paarung wirft das Weibchen in seiner Höhle zwei bis vier Junge auf ein ziemlich weiches und mit Blättern, Wurzeln und Kräutern ausgepolstertes Nest. Die Thierchen kommen mit offenen Augen und kurzen, weichen, eng an den Körper anliegenden Stacheln zur Welt. Diese erhärten aber sehr bald und wachsen außerordentlich rasch, wenn sie auch ihre wahre Größe erst mit dem höheren Alter erreichen.

Man kann nicht sagen, daß das Stachelschwein dem Menschen Schaden bringt. Gleichwohl wird es eifrig verfolgt. Die Stacheln finden vielfache Anwendung, und auch das Fleisch wird hier und da benutzt. In der römischen Campagna gilt die Jagd des Stachelschweins als ein besonderes Vergnügen. In dunkler Nacht zieht man mit gut abgerichteten Hunden zur Jagd hinaus, bringt diese auf die Fährte des Thieres und läßt sie suchen. Ein lautes, zorniges Bellen kündet, daß die Hunde einem der Stachelhelden auf den Leib gerückt sind. Jetzt zünden alle Jäger bereit gehaltene Fackeln an und nähern sich damit dem Schauplatz. Sobald die Hunde die Ankunft ihrer Herren bemerken, heulen sie laut vor Freude und gehen immer wüthender auf ihr Wildpret los. Das Stachelschwein seinerseits sucht sie zurückzutreiben, indem es in allen Tonarten rasselt, grunzt und knurrt und sich soviel wie möglich durch seine, nach allen Seiten abstehenden Speere zu schützen sucht. Schließlich bildet die Jagdgenossenschaft einen Kreis um das Thier und seine Verfolger, und bei der grellen Beleuchtung der Fackeln wird es leicht, das Stachelschwein entweder zu tödten, oder lebend mit nach Hause zu nehmen.

Viele Italiener ziehen mit solchen gezähmten Thieren von Dorf zu Dorf, wie die Savoyarden mit den Murmelthieren, zeigen das auffallende Geschöpf dort für Geld, sich hierdurch freilich dürftig genug ernährend. Bei nur einiger Pflege ist es leicht, das Stachelschwein acht bis zehn Jahre lang in der Gefangenschaft zu erhalten. Wenn man es gut behandelt, wird es auch leicht zahm. Jung Eingefangene lernen ihre Pfleger kennen und folgen ihnen nach wie ein Hund. Die dem Thiere angeborene Furchtsamkeit und Scheu kann es jedoch niemals ablegen. In der Stube ist es kaum zu halten. Es läuft ohne Verstand umher und verletzt Einen wohl



Das Meerschweinchen (Cavia Cobaya).

auch ab und zu mit den Stacheln; es benagt Tischbeine, Thüren und anderes Holzwerk, und bleibt immer ein langweiliger Gesell.

In alter Zeit spielte eine vom Stachelschwein stammende Bezoarkugel in der Arzneiwissenschaft eine große Rolle.

* * *

(Hufpfötler.) Mehrere kleine, große und der größte aller Nager, welche sich durch kurze, breite, fast hufartige Nägel vor den übrigen auszeichnen, bilden die Familie der Ferkelhasen oder Hufpfötler (Caviae). Das bekannte Meerschweinchen gehört zu dieser Gesellschaft; doch würde man sich eine falsche Vorstellung von der gesammten Familie machen, wenn man dieses Thierchen als Urbild derselben ansehen wollte. Als wesentliche Kennzeichen der Gesammtheit gelten große Ohren, ein Stummelschwanz, nackte Sohlen, breite, fast hufartige Nägel und grobe Behaarung. Vier Backzähne in jeder Reihe von ungefähr gleicher Größe und große, breite, vorn gewöhnlich weiß gefärbte Nagezähne pflegen das Gebiß zu bilden.

Die Ferkelhasen bewohnen ausschließlich Süd- und Mittelamerika.

Unser Meerschweinchen (Cavia Cobaya) mag als Vertreter der ersten Sippe gelten. Wir wissen, daß wir es aus Südamerika erhalten haben; die Südamerikaner aber behaupten, daß es von Europa zu ihnen gekommen sei, und somit theilt das Thier das Schicksal der übrigen Hausthiere: es ist heimatlos. Man hat sich in der Neuzeit vielfach bemüht, das Meerschweinchen in seiner Heimat aufzusuchen, allein vergeblich. Manche Naturforscher haben den Aperea als die eigentliche Stammart betrachtet; doch sind die Unterschiede zwischen ihm und dem Meerschweinchen so erheblich, daß man nicht daran glauben kann. Zudem hat man sich auch vergeblich bemüht, die beiden Thiere zur Paarung zu bringen, und deshalb kann man behaupten, daß man gegenwärtig unser Meerschweinchen blos im Hausstande kennt. Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß es kurz nach der Entdeckung von Amerika zu uns herübergeführt



Der Aperea (Cavia Aperea).

wurde, wahrscheinlich von den Holländern um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Ein Schriftsteller, welcher um diese Zeit seine Wanderungen in Südamerika machte, versichert, daß es in Brasilien im wilden Zustande nur in derselben bunten Färbung vorkomme, wie bei uns. Wenn dies wahr ist, kann man nicht einmal annehmen, daß das Meerschweinchen ein durch Zucht und Gefangenschaft veränderter Aperea ist. Diese Meinung wird auch noch dadurch unterstützt, daß das Meerschweinchen überall, wo es in der Gefangenschaft gehalten wird, dieselbe Färbung, zeigt. Man kennt es als Hausthier schon seit mehreren Jahrhunderten auf den Antillen und an der Küste von Guinea. Aber überall zeigt es genau dieselbe Lebensweise und Färbung, wie bei uns. Nicht unmöglich ist es, daß das Thierchen erst von Guinea bei uns eingeführt wurde, wenigstens scheint hierauf der englische Name Guinea-Pig zu deuten. Die englischen Naturforscher nehmen freilich den Aperea als Stammart des Thieres an, und es ist deshalb wohl am Orte, wenn wir, ehe wir unser Meerschwein betrachten, mit dem Aperea (Cavia Aperea) uns bekannt machen. Azara sagt Folgendes:

„Der Aperea ist häufig in Paraguay und ebenso in den Pampas von Buenos Ayres, ja, wie man sagt, in ganz Amerika. Er bewohnt die Gräser und Gebüsche an den Feldern, namentlich solche, welche die Meiereien umgeben, ohne in die Wälder einzudringen. Höhlen gräbt er nicht, und von seinem Standorte entfernt er sich nicht gern weit. In Gärten richtet er Schaden an, weil er die verschiedensten Pflanzen verzehrt. Bei Tage hält er sich verborgen, mit Sonnenuntergang kommt er heraus. Man kann ihn nicht scheu nennen. Wenn man sich ihm nähert, versteckt er sich unter irgend einem Gegenstand. Gefangen schreit er laut auf. Sein Lauf ist ziemlich schnell; aber er ist so dumm, daß alle Raubvögel und Raubthiere ihn mit Leichtigkeit wegnehmen. Dem ungeachtet ist er häufig; wahrscheinlich, weil sein Weibchen mehrmals im Jahre Junge wirft, wenn auch gewöhnlich nur ein oder höchstens zwei Stück. Sein Fleisch wird von den Indianern gern gegessen."

Diesen Bericht vervollständigt Rengger.

„Ich habe", sagt er, „den Aperea in ganz Paraguay und südlich von diesem Lande bis zum 35. Grade, dann auch in Brasilien angetroffen. In Paraguay fand ich ihn vorzüglich in feuchten Gegenden, wo sich gewöhnlich 12 bis 15 Stück zusammenhielten, welche am Saume der Wälder unter niedrigem Gesträuch und längs den Hecken wohnten. Im Innern der Waldungen und auf offenen Feldern kommt der Aperea nicht vor. Man erkennt seinen Aufenthalt

an den kleinen und schmalen, geschlängelten Wegen, die er sich zwischen den Bromelien bahnt, und welche gewöhnlich zwei bis drei Fuß weit ins Freie hinauslaufen. Früh und abends kommt er aus seinem Schlupfwinkel hervor, um seiner Nahrung, welche aus Gras besteht, nachzugehen, entfernt sich aber nie weit, höchstens zwanzig Fuß von seinem Wohnorte. Er ist so wenig scheu, daß man sich ihm leicht auf halbe Schußweite nähern kann. Seine Bewegungen, seine Art zu fressen, die Laute, welche er von sich gibt, sind die nämlichen, wie beim Meerschweinchen. Das Weibchen wirft nur einmal im Jahre, und zwar im Frühjahr, ein oder zwei sehende Junge, welche gleich nach der Geburt laufen und ihrer Mutter folgen können. Der Pelz des Thieres kann zu Nichts benutzt werden. Das Fleisch, welches einen süßen Geschmack hat, wird von den Indianern gegessen. Man fängt dieses arglose Thier leicht in Schlingen. Außer dem Menschen hat es noch alle Raubthiere, welche zum Katzen- und Hundegeschlecht gehören, zu Feinden; besonders die größeren Schlangen, welche sich gewöhnlich auch in der Nähe der Bromelien und zwischen denselben aufhalten."

Man kann Rengger nicht Unrecht geben, wenn er nach diesen Beobachtungen über das Leben den Aperea und das Meerschweinchen für verschiedene Thiere erklärt. Seine Meinung gewinnt aber bei Vergleichung der beiden Thiere hinsichtlich ihrer Gebisse und Färbung noch bedeutend an Gewicht. Der Aperea wird 10 Zoll lang und 3½ Zoll hoch. Der Pelz besteht aus geraden, harten, glänzenden, borstenartigen Haaren, welche ziemlich glatt auf der Haut liegen. Die Ohren, der Rücken, die Füße sind nur mit einigen Haaren bekleidet; über dem Munde befinden sich auf jeder Seite einige steife, lange Borsten. Im Winter sind die Haare der Oberseite braun und gelb mit röthlichen Spitzen, die der Unterseite gelblichgrau, die der Füße bräunlichweiß. Im Sommer wird die Färbung bläßer, und alle oberen und äußeren Theile erscheinen graubraun mit einer röthlichen Schattirung. Die Borsten im Gesicht sind schwarz, die Nägel braun. Beide Geschlechter ähneln einander in der Färbung vollständig, und bis jetzt sind noch niemals Farbenabänderungen bemerkt worden. Der Zahnbau des Aperea ist so ziemlich derselbe, wie beim Meerschweinchen; doch sind die Schneidezähne mehr gebogen und die Backzähne nicht so lang, wie bei unserem Hausthiere. Auch ist die Färbung bei jenem bräunlichgelb, bei diesem gelblichgrau. Das Meerschweinchen dagegen zeigt immer nur dreierlei Farben in bunter, unregelmäßiger Mischung: Schwarz, Roth, Gelb und Weiß. Diese Farben sind bald in größere, bald in kleinere Flecken vertheilt. Einfarbige sind weit seltener, als bunte. Hierzu kommen aber noch anatomische Unterschiede. Der Schädel des Aperea läuft nach vorn spitzer zu, als beim Meerschweinchen, ist hinten breiter und an der Hirnschale gewölbt. Bei jenem laufen die Nasenknochen nach oben in eine Spitze aus, bei diesem sind sie quer abgeschnitten; bei jenem ist das Hinterhauptloch kreisförmig, bei diesem mehr hoch als breit. Der Gesichtswinkel des Aperea beträgt 15°, der des Meerschweinchens nur 11° u. s. w. Dies sind in der That bedeutende Unterschiede, welche wohl zur Trennung beider Thiere berechtigen dürften.

Unser Meerschweinchen gehört zu den beliebtesten Hausthieren aus der ganzen Ordnung der Nager, ebensowohl seiner Genügsamkeit, als seiner Harmlosigkeit und Gutmüthigkeit halber. Wenn man ihm einen luftigen und trockenen Stall gibt, ist es überall leicht zu erhalten. Es frißt alle möglichen Pflanzenstoffe, von der Wurzel an bis zu den Blättern; Körner ebenso gut, als frische, saftige Pflanzen. Es läßt sich überaus viel gefallen und verträgt sogar Mißhandlungen mit ziemlichem Gleichmuth. Deshalb ist es ein höchst angenehmes Spielzeug für Kinder, welche sich überhaupt am eifrigsten mit seiner Zucht abgeben. In seinem Wesen erinnert es in mancher Hinsicht an die Kaninchen, in anderer wieder an die Mäuse. Die Stimme des Meerschweinchens besteht aus einer Art von Grunzen, welches ihm den Namen Schwein verschafft hat, und aus einem eigenthümlichen Murmeln und Quieken. Das Murmeln scheint Behaglichkeit auszudrücken, während das Quieken immer Aufregung anzeigt.

Nur wenige Säugethiere kommen dem Meerschweinchen an Fruchtbarkeit gleich. Seine Vermehrung ist eine ganz außerordentliche. Bei uns wirft das Weibchen zwei oder drei Mal im Jahre zwei bis drei, oft auch vier bis fünf Junge, in heißen Ländern sogar deren sechs bis sieben. Die Kleinen kommen vollständig entwickelt zur Welt; sie werden mit offenen Augen geboren und sind schon wenige Stunden nach ihrer Geburt im Stande, mit ihrer Mutter umherzulaufen. Nach ungefähr fünf bis sechs Monaten sind die Jungen ausgewachsen und fortpflanzungsfähig, nach acht bis neun Monaten haben sie ihre vollkommene Größe erreicht. Bei guter Behandlung können sie ihr Leben auf sechs bis acht Jahre bringen.

Nur gegen kalte und nasse Witterung sind sie empfindlich; sie erkranken, wenn man sie rauhem Wetter aussetzt, und gehen dann leicht zu Grunde.

Ein höchſt ſonderbares Wüſtenthier, die Mara (Dolichotis patagonica), iſt der Vertreter einer zweiten Sippe der Hufpfötler. Im allgemeinen an die Haſen erinnernd, unterſcheidet ſie ſich von dieſen hinlänglich durch die hohen Beine, durch kürzere und ſtumpfere Ohren. Bei erwachſenen Thieren beträgt die Länge des Leibes 1 Fuß 6 Zoll, wovon der Stummelſchwanz nur 1½ Zoll wegnimmt; die Höhe am Widerriſt aber kann bis 17 Zoll betragen und läßt das Thier auf den erſten Anblick eher einem kleinen Wiederkäuer, als einem Nager ähnlich erſcheinen.

Die Mara geht nach Norden nicht über den 37.° ſ. Br. hinaus. Die ſteinige und waſſerarme Wüſte Patagoniens iſt ihre Heimat. Dort wo die Sierra Talpaquen dieſe Wüſte begrenzt, der Boden feuchter und pflanzenreicher zu werden beginnt, verſchwindet ſie gänzlich. Nach Weſten hin reicht ſie bis in die Nähe von Mendoza und ſomit ſogar bis zum 33.° ſ. Br.

Es iſt nicht gerade leicht, das Thier zu erlangen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man es ziemlich ſchwer zu ſehen bekommt. Entweder liegt es in ſeiner Höhle verborgen oder hat ſich platt auf die Erde gedrückt, und wird dann durch ſein echt erdfarbiges Kleid gar leicht den Blicken entzogen. Dazu kommt noch ſeine Scheu und Furchtſamkeit. Die Mara ergreift bei der geringſten Gefahr ſofort die Flucht. Ihre Nahrung beſteht in Pflanzen, deren Wurzeln und Rinden, jedenfalls in Stoffen, welche andere Säugethiere verſchmähen. In manchen Gegenden Patagoniens, wo auf dem kieſigen Boden nur wenig dürre und dornige Büſche ein erbärmliches Leben friſten können, iſt ſie das einzig lebende Thier, welches man bemerkt.

Die Indianer und die Gauchos ſtellen der Mara eifrig nach, weniger ihres Fleiſches wegen, als um das ſchöne Fell zu erlangen, welches zu Decken und Teppichen verarbeitet wird, die wegen ihrer Weichheit und ihres ſchmucken Aeußeren außerordentlich geſchätzt ſind.

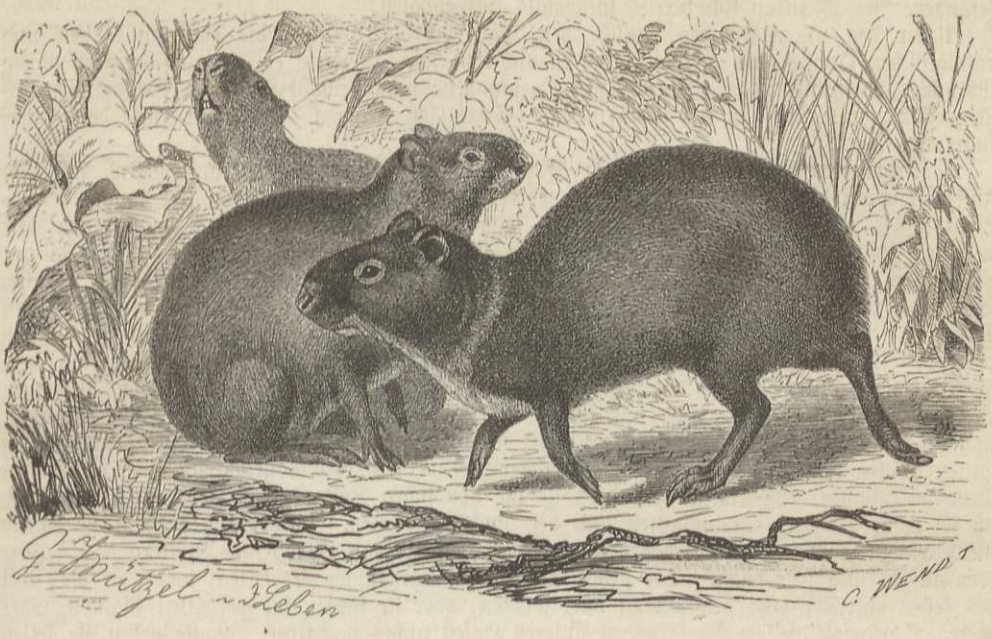
In Mendoza beobachtete Göring eine erwachſene Mara längere Zeit in der Gefangenſchaft. Sie war ein liebenswürdiges, gutmüthiges, harmloſes Geſchöpf. Gleich vom erſten Tage an zeigte ſie ſich ſehr zutraulich gegen ihren Herrn. Sie nahm dieſem das vorgehaltene Futter ohne Weiteres aus der Hand, und ließ ſich, ohne Unruhe zu verrathen, berühren und ſtreicheln.

Die Entdecker Amerikas fanden auf den „Perlen des Atlantiſchen Weltmeeres", auf den Antillen, ein zu unſerer Familie gehöriges Thier in ungeheurer Menge auf. Gegenwärtig iſt daſſelbe dort faſt ganz ausgerottet und nur hier und da findet es ſich noch auf einigen Inſeln in den dichteſten, unzugänglichſten Wäldern, von wo aus es die Zuckerpflanzungen regelmäßig beſucht und dadurch noch heute denſelben Haß auf ſich ladet, welcher die Urſache ſeiner Vernichtung auf andern Inſeln wurde. Dies war oder iſt ein Aguti, Mitglied einer eigenen Sippe der Halbhufer (Dasyprocta), welche gegenwärtig auf dem Feſtlande durch einige Arten vertreten wird.

Die Agutis erinnern durch ihre Geſtalt einigermaßen an die Haſen; doch fallen bei genaueren Beobachtungen die Unterſcheidungsmerkmale ſofort ins Auge. Es ſind hochbeinige, unterſetzte Nager mit langem, ſpitzſchnäuzigem Kopfe, kleinen runden Ohren, einem nackten Schwanzſtummel und Hinterbeinen, welche faſt noch einmal ſo lang ſind, als die vorderen. Dieſe haben vier Zehen und eine kleine Daumenwarze, während die Hinterfüße blos drei vollkommen getrennte, ſehr lange Zehen beſitzen. Alle ſind mit ſtarken, breiten, wenig gekrümmten, hufartigen, an den Hinterfüßen beſonders entwickelten Krallen bewehrt; nur auf der Daumenwarze ſitzt ein kleiner platter Nagel. Im ganzen ſind die Agutis von leichtem, feinem und gefälligem Bau; ſie machen daher einen recht angenehmen Eindruck. Das Gebiß iſt ſtark; die flachen, platten Nagezähne treten beſonders hervor, ſchon weil das obere Paar ziemlich lebhaft roth, das untere gelblich gefärbt iſt.

Heutzutage finden ſich die Agutis paarweiſe oder in kleinen Geſellſchaften in waldigen Ebenen, namentlich in den dichteſten Wäldern der Flußniederungen, doch gehen einige auch bis zu 6000 Fuß über dem Meer im Gebirge empor.

Der gemeine Aguti, oder wie er hier und da ſeines hübſchen Felles wegen auch wohl heißt, der Goldhaſe (Dasyprocta Aguti), iſt eines der ſchmuckſten Mitglieder der ganzen Familie. Seine Behaarung iſt dicht und glatt anliegend; das rauhe, harte, faſt borſtenartige Haar beſitzt einen lebhaften Glanz und eine röthlich-zitronengelbe, mit Schwarzbraun untermiſchte Farbe. Der Aguti erſcheint im Sommer heller und im Winter dunkler. — Die Leibeslänge eines erwachſenen Männchens beträgt etwas über 1½ Fuß, die des Schwanzſtummels blos ½ Zoll.



Der Goldhase (Dasyprocta Aguti).

Guyana, Surinam, Nord-Brasilien und das nördliche Peru bilden gegenwärtig die Heimat des Goldhasen. In Süd-Brasilien und einem Theile von Paraguay vertreten ihn verwandte Arten. An den meisten Orten ist er recht häufig, besonders an den Flußniederungen Brasiliens. Hier wie überall bewohnt er die Wälder, die feuchten Urwälder ebenso als die trockeneren des inneren Landes. Er treibt sich aber auch auf den angrenzenden grasreichen Ebenen herum und vertritt dort die Stelle der wirklichen Hasen. Im freien Felde kommt er nicht vor. Gewöhnlich findet man ihn über der Erde oder in Höhlen, in hohlen Bäumen nahe an der Erde und öfter allein, als in Gesellschaft. Er ist so scheu und furchtsam, dabei so flüchtig, daß Beobachtungen über sein Freileben fast unmöglich sind. Bei Tage liegt er ruhig in seinem Lager, denn nur da, wo er sich vollkommen sicher glaubt, streift er umher. Mit Sonnenuntergang geht er auf Nahrung aus und dann verweilt er bei guter Witterung die ganze Nacht auf seinen Streifzügen. Er hat, wie Rengger berichtet, die Gewohnheit, seinen Aufenthaltsort mehrmals zu verlassen und wieder dahin zurückzukehren; hierdurch entsteht ein schmaler, oft 300 Fuß langer Fußweg, welcher die Lage des Wohnorts verräth. Bringt man einen Hund auf diese Fährte, so gelingt es, falls das Lager sich nicht im Dickicht befindet, fast regelmäßig des Thieres habhaft zu werden. Die Hunde verbellen ihr Wild, und man kann es dann aus seiner Höhle vorziehen oder ausgraben. Wird der Aguti aber die Ankunft der Hunde zeitig gewahr, so entfernt er sich augenblicklich, und seine Gewandtheit, sein schneller Lauf bringt ihn dann bald aus dem Bereiche seiner Verfolger. Das erste beste Dickicht nimmt ihn auf und schützt ihn sicher vor dem ihm nachsetzenden Feinde.

Der Aguti ist ein ganz harmloses, ängstliches Thierchen und deshalb vielen Gefahren ausgesetzt, so daß ihn eigentlich nur die außerordentliche Gewandtheit seiner Bewegungen und die scharfen Sinne vor dem Untergange retten können. Im Springen erinnert der Goldhase sehr an gewisse kleine Antilopen und Moschusthiere.

Die Nahrung besteht in den verschiedenartigsten Kräutern und Pflanzen, von den Wurzeln an bis zur Blüthe oder zum Korn hinauf. Seinen scharfen Nagezähnen widersteht so leicht kein Pflanzenstoff; er zerbricht selbst die härtesten Nüsse. In bebauten Gegenden wird er durch seine Besuche in den Zuckerrohrpflanzungen und Gemüsegärten sehr lästig.

Ueber die Fortpflanzung der freilebenden Agutis fehlen noch genaue Nachrichten. Man weiß, daß sich das Thier ziemlich stark vermehrt, und daß die Weibchen in allen Monaten des

Jahres trächtig werden und eine ziemliche Anzahl von Jungen zur Welt bringen können. Gefangene Agutis haben sich bereits mehrmals fortgepflanzt.

Unter den vielen Feinden, welche den Aguti bedrohen, stehen die größeren Katzen und brasilianischen Hunde oben an; denn der Mensch thut ihm, so eifrig er ihn auch verfolgt, wenig Abbruch. Es ist nicht schwer, den Aguti einzufangen: man braucht ihm blos Schlagfallen auf seinen Pfad zu legen, um ihn sicher in seine Gewalt zu bringen. Auch mit Hilfe der Hunde fängt man ihn.

Rengger erzählt, daß das Thier, jung eingefangen und sorgsam aufgezogen, fast zum Hausthier wird. „Ich habe", sagt er, „mehrere Agutis gesehen, die man frei konnte herumlaufen lassen, ohne daß sie entwichen wären; sogar mitten in großen Wäldern, ihrem Aufenthalte im freien Zustand, entweichen sie nicht, wenn sie einmal gezähmt sind. So sah ich in den Waldungen des nördlichen Paraguays in den Hütten einiger Einwohner zwei zahme Agutis, welche den Morgen und Abend im Walde, den Mittag und die Nacht bei den Indianern zubrachten. Es ist nicht sowohl die Anhänglichkeit an den Menschen, sondern die Angewöhnung an ihren Aufenthaltsort, welche in ihnen den Hang zur Freiheit unterdrückt. Sie sind dem Menschen nur wenig ergeben, unterscheiden ihren Wärter keineswegs von anderen Personen, gehorchen nur selten seinem Rufe und suchen ihn nur dann auf, wenn sie der Hunger drängt. Auch lassen sie sich ungern von ihm berühren; sie dulden keinen Zwang, leben ganz nach ihrem eigenen Willen und können höchstens dazu abgerichtet werden, ihre Nahrung an einer bestimmten Stelle aufzusuchen. Uebrigens verändern sie im häuslichen Zustande ihre Lebensart in soweit, daß sie mehr bei Tage herumlaufen und bei Nacht ausruhen. Gewöhnlich wählen sie irgend einen dunkeln Winkel zu ihrem Lager und polstern dasselbe mit Stroh und Blättern aus. Ihre Bewegungen sind sehr leicht. Sie gehen entweder in langsamen Schritten, wobei sie blos mit den Zehen auftreten und den Rücken stark wölben, oder sie laufen im gestreckten Galopp, oder machen Sprünge, die an Weite denen unseres Hasen nichts nachgeben. Laute geben sie selten von sich, außer wenn sie gereizt werden; dann lassen sie einen pfeifenden Schrei hören, doch knurren sie zuweilen, aber nur ganz leise, wenn sie an einem verborgenen Orte irgend Etwas zernagen. Werden sie in Zorn oder große Furcht gesetzt, so sträuben sie ihr Rückenhaar, und es fällt ihnen dann oft ein Theil desselben aus. Man ernährt sie mit Allem, was im Hause gegessen wird. Sie fressen aber Fleisch blos in Ermangelung geeigneter Nahrung. Eine Lieblingsspeise sind die Rosen. Sowie eine von diesen Blumen in ihre Wohnung gebracht wird, wittern sie diese auf der Stelle und suchen sie auf. Die Nahrung ergreifen sie gewöhnlich mit den Schneidezähnen und nehmen sie dann zwischen beide Daumenwarzen der Vorderfüße, indem sie sich wie das Eichhörnchen auf die Hinterfüße setzen. Zuweilen fressen sie auch in kauernder Stellung, gewöhnlich wenn sie ganz kleine oder zu kleine Bissen vor sich haben. Ich sah sie nie trinken, jedoch sollen sie das Wasser lappend zu sich nehmen."

Die zierliche Gestalt, das schöne Aussehen und die Reinlichkeit machen die Agutis für alle Liebhaber sehr empfehlenswerth. Die, welche im kölner Garten gehalten werden, sind so zutraulich geworden, daß sie dargereichte Leckerbissen aus der Hand nehmen und augenblicklich mit wahrhaft dankbarem Blicke auf den Geber verzehren.

Unsere Gefangenen ergötzen hauptsächlich durch eine Eigenthümlichkeit, welche ich noch nirgends erwähnt gefunden habe. Sie pflegen nämlich einen guten Theil ihres Futters zu vergraben, um sich für den Nothfall zu sichern. Sobald ihnen Nahrung gereicht wird, fallen sie gierig darüber her, nehmen einige Bissen, wählen sich dann ein Stückchen Möhre oder eine ihnen gereichte Frucht, tragen sie im Maule weg, graben an irgend einer Stelle ein kleines Loch, legen ihren Schatz dahinein, streichen Erde darüber und schlagen und drücken dieselbe mit den Vorderpfoten fest. Aeußerst komisch sieht es aus, wie sorgsam sie sich dabei umschauen, und wie sorgfältig sie bemüht sind, ihre Schatzbergerei ungesehen zu verrichten.

Mit einem in dasselbe Gehege gesetzten Murmelthier vertragen sie sich vortrefflich, ja, als letzteres sofort begann, sich eigne Höhlen zu graben und mit Heu und Stroh auszupolstern, folgten sie diesem Beispiele und wohnten einträchtig zusammen in dem vielverzweigten Bau. Ende Septembers verschwand das Murmelthier den Blicken, wahrscheinlich weil es bereits in Winterschlaf gefallen war; es blieb somit der größte Theil des Baues den Agutis zu unumschränkter Verfügung. Sie blieben den ganzen Winter hindurch in dieser angeeigneten Herberge, weil es unmöglich war, sie zu fangen. Als starke Kälte eintrat, zeigten sie sich nur auf Augenblicke, um zu fressen, und zwar bei Tage ebenso gut, als nachts; die Kälte schien ihnen zwar lästig, aber nicht schädlich zu sein.

Das Wasserschwein (Hydrochoerus Capybara), welches ebenfalls zu unserer Familie zählt, darf in einer Hinsicht wenigstens als der merkwürdigste aller Nager angesehen werden: es ist das größte und plumpste Mitglied der ganzen Ordnung. Seinen deutschen Namen trägt es mit Recht, denn es erinnert durch seine ganze Gestalt und die borstengleiche Behaarung seines Körpers entschieden an die Schweine. Seine Kennzeichen sind kleine Ohren, gespaltene Oberlippe, Fehlen des Schwanzes, kurze Schwimmhäute an den Zehen und starke Hufnägel, sowie der höchst eigenthümliche Zahnbau. Die Schneidezähne sind wirklich riesenhaft entwickelt; sie haben, bei geringer Dicke, fast Zollbreite und auf der Vorderseite mehrere flache Rinnen. Vier Backenzähne in jedem Kiefer, welche keine eigentlichen Wurzeln haben und wie aus Blättern zusammengesetzt erscheinen, bilden das übrige Gebiß. Der Leib ist auffallend plump und dick, der Hals kurz, der Kopf länglich, hoch und breit, stumpfschnäuzig und von eigenthümlichem Ausdruck. Ziemlich große, rundliche Augen springen weit hervor; die Ohren sind oben abgerundet und am vorderen Rande umgestülpt, hinten abgeschnitten. Die hinteren Beine sind merklich länger, als die vorderen, die Vorderfüße sind vierzehig, die hinteren dreizehig. Von einer bestimmten Färbung des dünnen, aber groben Pelzes kann man eigentlich gar nicht reden. Ein ungewisses Braun mit einem Anstrich von Roth oder Bräunlichgelb vertheilt sich über den Leib, ohne irgendwo scharf hervorzutreten. Nur die Borsten um den Mund herum sind entschieden schwarz. Ein erwachsener Capybara erreicht ungefähr die Größe eines jährigen Hausschweins und ein Gewicht von beinahe einem Centner. Die Körperlänge beträgt über 3½, die Höhe am Widerrist 1½ Fuß.

Das Wasserschwein oder der Capybara ist über ganz Südamerika verbreitet. Er findet sich vom Orinoko bis zum La Plata oder vom atlantischen Meer bis zu den Vorbergen der Andes. Niedere, waldige, sumpfige Gegenden, zumal Flüsse und die Ränder von Seen und Sümpfen, bilden seine Aufenthaltsorte; am liebsten lebt er an großen Strömen. Hier und da ist er ungemein häufig; an bewohnten Stellen begreiflicherweise seltener, als in der Wildniß. Dort wird er nur des Abends und Morgens gesehen; in menschenleeren, wenig besuchten Flußthälern dagegen bemerkt man ihn auch bei Tage in Massen, immer in nächster Nähe des Flusses entweder weidend oder wie ein Hund auf den zusammengezogenen Hinterbeinen sitzend.

Der Gang ist ein langsamer Schritt; im Nothfalle springt unser Thier aber auch in Sätzen. Der Lauf ist nicht anhaltend. Dagegen schwimmt es vortrefflich und setzt mit Leichtigkeit über Gewässer. Es schwimmt blos dann, wenn es verfolgt oder wenn ihm die Nahrung an der einen Seite des Flusses knapp geworden ist. So fest es an einem bestimmten Gebiete hält, so regelmäßig verläßt es dasselbe, wenn es Verfolgungen erleidet. Ein eigentliches Lager hat es nicht, obwohl es sich an bevorzugten Plätzen des Ufers regelmäßig aufhält. Seine Nahrung besteht aus Wasserpflanzen und aus der Rinde junger Bäume, und nur da, wo es ganz nahe an Pflanzungen wohnt, fällt es zuweilen über die Wassermelonen und den jungen Mais her.

Das Wasserschwein ist ein stilles und ruhiges Thier. Schon auf den ersten Blick wird es Einem klar, daß man es mit einem höchst stumpfsinnigen und geistesarmen Geschöpf zu thun hat. Der Jäger kann es stundenlang beobachten; aber sein Leben bietet wenig Abwechselung. Niemals sieht man es mit anderen seiner Art spielen. Entweder gehen die Mitglieder einer Herde langsamen Schrittes ihrer Nahrung nach, oder ruhen in sitzender Stellung. Von Zeit zu Zeit kehren sie etwa den Kopf um, um zu sehen, ob sich ein Feind zeigt. Begegnen sie einem solchen, so eilen sie nicht, die Flucht zu ergreifen, sondern gehen ganz langsam dem Wasser zu. Ein ungeheurer Schrecken ergreift sie aber, wenn sich plötzlich ein Feind in ihrer Mitte zeigt. Dann stürzen sie sich mit einem Schrei ins Wasser und tauchen unter. Wenn sie nicht gewohnt sind, Menschen zu sehen, betrachten sie diese oft lange, ehe sie entfliehen. Man hört sie keinen andern Laut von sich geben, als ein Nothgeschrei, welches Azara durch „Ap" ausdrückt. Dieses Geschrei ist aber so durchdringend, daß man es viertelstundenweit vernehmen kann.

Das Weibchen wirft nur einmal im Jahre zwei bis vier Junge. Die Ferkelchen folgen gleich ihrer Mutter, zeigen jedoch nur wenig Anhänglichkeit.

In der Neuzeit ist das Thier öfters lebend nach Europa gekommen. Der Capybara des hamburger Thiergartens war mir in hohem Grade zugethan. Er kannte meine Stimme, kam herbei, wenn ich ihn rief, freute sich, wenn ich ihm schmeichelte und folgte mir, wie ein Hund, durch den ganzen Garten. So freundlich war er nicht gegen Jedermann: seinem Wärter, welcher ihn zurücktreiben wollte, sprang er einmal gegen die Brust und biß dabei sofort zu, glücklicherweise mehr in den Rock, als in den Körper. Eigentlich folgsam kann man ihn überhaupt nicht nennen; er gehorcht nur, wenn er eben will.



Der Paka (Coelogenys Paca).

Die Bewegungen des Thieres sind nicht plump oder schwerfällig zu nennen. Es geht selten rasch, sondern gewöhnlich gemächlich dahin, mit großen Schritten, springt aber ohne Mühe über drei Fuß hohe Gitter weg. Im Wasser bewegt es sich meisterhaft. Es schwimmt in gleichmäßigem Zuge schnurgerade über breite Gewässer, gerade so schnell, wie ein Mann geht, taucht mit einem Sprung, wie ein Vogel, und verweilt minutenlang unter dem Wasser, schwimmt auch in der Tiefe fort, ohne sich in der beabsichtigten Richtung zu irren.

Die Erhaltung des Wasserschweins verursacht gar keine Mühe. Es frißt allerlei Pflanzenstoffe, wie ein Schwein; es bedarf viel, aber durchaus kein gutes Futter. Frisches, saftiges Gras ist ihm das Liebste. Mit seinen breiten Schneidezähnen weidet es wie ein Pferd, ganz wie dieses trinkt es auch, schlürfend, mit langen Zügen. Möhren, Rüben und Kleienfutter sagen ihm ebenfalls sehr zu. Die Wärme liebt es, ohne jedoch die Kälte zu fürchten. Noch im November stürzt es sich ungescheut und ungefährdet in das eiskalte Wasser.

In Paraguay benutzt man das Fell des Wasserschweins zu Riemen, Fußdecken, Schuhen ꝛc. Es ist aber dick und sehr schwammig und läßt das Wasser leicht durchfließen. Das Fleisch genießen blos die Indianer; denn es hat einen eigenen, widrigen Fettgeschmack, welcher die Europäer anekelt; wird es aber erst mit Wasser gekocht und gebeizt, so ist es so schmackhaft, wie das zarteste Kalbfleisch. Die weißen Einwohner Südamerikas jagen unser Thier zuweilen zu ihrer Belustigung. Außer dem Menschen dürfte der Jaguar der schlimmste Feind des Capybara sein. Tag und Nacht ist dieser schlaue Räuber auf seiner Fährte, und an den Flußniederungen ist er wahrscheinlich die häufigste Beute, welche ihm zum Opfer fällt.

Der Paka (Coelogenys Paca) mag für uns das letzte Mitglied der Hufnagethiere sein. Der eigenthümlich dicke Kopf, die großen Augen und kleinen Ohren, der stummelartige Schwanz, die hohen Beine, die fünfzehigen Vorder- und Hinterfüße, das borstige, dünn anliegende Haarkleid, vier Schneide- und sechzehn Backenzähne, und besonders die merkwürdig ausgedehnte, nach innen mit einer Höhle versehene Jochbogen sind die Kennzeichen des Thieres. Das Fell des Paka besteht aus kurzem, eng am Körper liegenden Haaren, welche oben und an den äußeren Theilen gelbbraun, auf der Unterseite und an der Innenseite der Beine gelblichweiß sind. Fünf Reihen von gelblichweißen Flecken von runder oder eiförmiger Gestalt laufen zu beiden Seiten von der Schulter bis zum hinteren Rande des Schenkels. Ausgewachsene Männchen werden über 2 Fuß lang und etwas über einen Fuß hoch. Das Aussehen des Paka ist dem eines jungen Schweines nicht unähnlich.

Der Paka ist über den größten Theil von Südamerika verbreitet; er reicht von Surinam und durch Brasilien bis Paraguay hinunter, kommt aber auch auf den südlichen Antillen vor. Je einsamer und wilder die Gegend ist, um so häufiger findet man ihn, in den bevölkerten

Theilen ist er überall selten geworden. Der Saum der Wälder bildet seinen Aufenthaltsort. Hier gräbt er sich eine Höhle von vier bis fünf Fuß Tiefe in die Erde und bringt in ihr den ganzen Tag schlafend zu. Mit der Dämmerung geht er seiner Nahrung nach und besucht dabei wohl auch die Zuckerrohr- und Melonenpflanzungen, in denen er bedeutenden Schaden anrichtet. Sonst nährt er sich von Blättern, Blumen und Früchten der verschiedensten Pflanzen. Er lebt paarweise und einzeln. Das Weibchen wirft mitten im Sommer ein einziges Junges.

Die Haut des Paka ist zu dünn und sein Haar zu grob, als daß sein Fell benutzt werden könnte. In den Monaten Februar und März ist das Thier außerordentlich fett, und dann ist sein Fleisch sehr schmackhaft und beliebt. In Brasilien ist er nebst den Agutis und verschiedenen Arten der Gürtelthiere das gemeine Wildpret in den Waldungen. Bis jetzt hat man das Thier nur selten lebend nach Europa gebracht. Buffon besaß ein Weibchen längere Zeit, welches ganz zahm war, sich unter dem Ofen ein Lager machte, den Tag über schlief, des Nachts umherlief und, wenn es in einen Kasten eingeschlossen wurde, zu nagen begann. Bekannten Personen leckte es die Hand und ließ sich von ihnen krauen; dabei streckte es sich aus und gab sein Wohlgefallen durch einen schwachen Laut zu erkennen. Fremde Personen, Kinder und Hunde versuchte es zu beißen, und im Zorne grunzte und knirschte es ganz eigenthümlich. Gegen Kälte war es so wenig empfindlich, daß Buffon glaubte, man könnte es in Europa einheimisch machen.

Der Paka des hamburger Thiergartens erwies sich als ein träges, wenig anziehendes Thier. Bei Tage erschien es selten außerhalb seiner Höhlen; gegen Sonnenuntergang kam es hervor. Es lebte friedlich oder richtiger gleichgiltig mit Agutis und einem Murmelthier zusammen, ließ sich Nichts gefallen, griff aber keinen seiner Genossen an. Begnügsam, machte es weder an besonders gute Nahrung noch an einen wohleingerichteten Stall Anspruch.

* * *

(Hasen.) An das Ende unserer Ordnung stellen wir die Hasen (Lepores). Wer kennt sie nicht, die langbärtigen, langohrigen Gesellen, deren Furcht schon seit alter Zeit sprichwörtlich und deren wohlschmeckendes Fleisch bereits zur Römerzeit Feinschmecker begeisterte! Man darf wohl sagen, daß unter den Nagern nächst den Ratten und Mäusen kein Thier volksthümlicher ist, als der Hase, der bei uns heimische Vertreter einer nicht eben zahlreichen Familie, welche wir als eine sehr ausgezeichnete anzusehen haben. Sie sind die einzigen Nager, welche mehr als zwei Vorderzähne besitzen; denn hinter den scharfen und breiten Nagezähnen stehen zwei wirkliche Schneidezähne, kleine, stumpfe, fast vierseitige Stifte. Hierdurch erhält das Gebiß ein so eigenthümliches Gepräge, daß die Hasen geradezu einzig dastehen. Fünf bis sechs, aus je zwei Platten zusammengesetzte Backenzähne finden sich noch in jedem Kiefer. Das Gerippe ist durch mehrfache Eigenheiten ausgezeichnet. Die allgemeinen Kennzeichen des Hasen sind gestreckter Körper mit hohen Hinterbeinen, langer, gestreckter Schädel mit großen Ohren und Augen, fünfzehige Vorder- und vierzehige Hinterfüße, dicke, höchst bewegliche, tief gespaltene Lippen mit starken Schnurren zu beiden Seiten und eine dichte, fast wollige Behaarung.

So wenig Arten die Familie auch enthält, über einen um so größeren Raum der Erde ist sie verbreitet. Alle Theile der Erde, mit alleiniger Ausnahme Neuhollands und seiner Inseln, beherbergen Hasen. Sie finden sich in allen Klimaten, in Ebenen und Gebirgen, in offenen Feldern und Felsenritzen, auf und unter der Erde, kurz überall, und wo die eine Art aufhört, beginnt eine andere: die Gegend, welche von dieser nicht ausgebeutet wird, besitzt in einer anderen einen zufriedenen Bewohner. Alle nähren sich von weichen, saftigen Pflanzentheilen; doch kann man sagen, daß sie eigentlich Nichts verschonen, was sie erlangen können. Sie verzehren die Pflanzen von der Wurzel bis zur Frucht, wenn sie auch die Blätter niederer Kräuter am liebsten genießen. Die meisten leben in beschränktem Grade gesellig und halten sehr treu an dem einmal gewählten oder ihnen zuertheilten Standorte fest. Hier liegen sie den Tag über in einer Vertiefung oder Höhle verborgen, bei Nacht streifen sie umher, um ihrer Nahrung nachzugehen. Man kann aber nicht sagen, daß sie eigentliche Nachtthiere wären. Sie ruhen, streng genommen, blos in den Mittagsstunden und laufen, wenn sie sich sicher fühlen, auch morgens und abends bei hellem Sonnenschein umher. Ihre Bewegungen sind ganz eigenthümlicher Art. Die bekannte Schnelligkeit der Hasen zeigt sich blos während des vollen Laufes; beim langsamen Gehen bewegen sich unsere Thiere im höchsten Grade ungeschickt und tölpelhaft; jedenfalls der langen Hinterbeine wegen, welche einen gleichmäßigen Gang erschweren.

Doch muß man zugestehen, daß sie mit größtem Geschicke Wendungen aller Art auch im tollsten Laufe machen können und eine Gewandtheit offenbaren, die man ihnen nicht zutrauen möchte. Alle Arten sind auf die Erde gebunden und ganz unfähig zu klettern. Sie meiden auch das Wasser, obwohl sie im Nothfalle über Flüsse setzen. Unter ihren Sinnen steht unzweifelhaft das Gehör oben an: es erreicht hier eine Ausbildung, wie bei wenig anderen Thieren, unter den Nagern unzweifelhaft die größte. Der Geruch ist schwach, doch auch nicht übel, und das Gesicht recht leidlich. Ihre geistigen Eigenschaften sind ziemlich widersprechender Art. Im Allgemeinen entsprechen die Hasen nicht dem Bilde, welches man sich von ihnen macht. Man nennt sie gutmüthig, friedlich, harmlos und feig; sie beweisen aber, daß sie von alledem auch das Gegentheil sein können, und genaue Beobachter wollen von einer Gutmüthigkeit gar Nichts wissen, sondern nennen die Hasen geradezu boshaft und unfriedlich im höchsten Grade. Allbekannt ist ihre Furcht, ihre Aufmerksamkeit und Scheuheit, weniger bekannt die große List, welche sie sich aneignen und mit zunehmendem Alter auf eine wirklich bewunderungswürdige Höhe steigern. Auch ihre Feigheit ist nicht so arg, als man glaubt. Man thut ihnen jedenfalls Unrecht, wenn man diese Eigenschaft so hervorhebt, wie unser alter Linné, welcher Freund Lampen mit dem Namen eines Feiglings für ewige Zeiten gebrandmarkt hat.

Die Stimme des Hasen besteht aus einem dumpfen Knurren, und bei Angst in einem lauten, kläglichen Schrei. Die zur Familie gehörenden Pfeifhasen bethätigen ihren Namen. Unterstützt wird die Stimme, welche man übrigens nur selten hört, durch ein eigenthümliches Aufklappen mit den Hinterbeinen, was ebensowohl Furcht als Zorn ausdrücken und zur Warnung dienen soll.

Wenn auch die Vermehrung der Hasen nicht so groß, als bei anderen Nagern ist, bleibt sie doch immerhin eine sehr starke, und der alte Ausspruch der Jäger, daß der Hase im Frühjahr selbander zu Felde ziehe und zum Herbst gegen sechzehn zurückkehre, hat an Orten, wo das Leben unserem Lampe freundlich lacht und wo die Verfolgung nicht gar zu schlimm ist, seinen vollen Werth. Die meisten Hasen werfen mehrmals im Jahre, manche drei bis sechs, ja, bis elf Junge. Fast alle aber behandeln ihre Sprößlinge in einer überaus leichtsinnigen Weise, und daher kommt es, daß so viele von diesen zu Grunde gehen. Außerdem stellt ein ganzes Heer von Feinden dem schmackhaften Wildpret nach, in jedem Erdtheil andere, aber in jedem gleich viele.

„Menschen, Hunde, Wölfe, Lüchse,
Katzen, Marder, Wiesel, Füchse,
Adler, Uhu, Raben, Krähen,
Jeder Habicht, den wir sehen,
Elstern auch nicht zu vergessen,
Alles, Alles will ihn — fressen."

Kein Wunder, daß bei einer solchen Masse von Feinden die Hasen sich nicht so vermehren, als es sonst geschehen würde, aber ein Glück für uns, daß dem so ist: denn sonst würden die Hasen unsere Feldfrüchte rein auffressen; in allen Gegenden, wo sie stark überhand nehmen, werden sie ohnehin zur Landplage. Bei uns ist ihrer geringen Anzahl wegen der Nutzen, den sie für die Küche und für das Gewerbe leisten, größer als der Schaden, den sie anrichten.

Unser Lampe (**Lepus timidus**) ist der bei uns heimische Vertreter der eigentlichen Hasen. Seine Gesammtlänge beträgt 2¼ Fuß, wovon auf den Schwanz etwas über 3 Zoll kommen, die Höhe am Widerrist 10 Zoll, das Gewicht 8 bis 10 Pfund. Berghasen sind regelmäßig größer, als in der Ebene wohnende Hasen.

Die Kennzeichen des Hasen liegen in den über kopflangen Ohren, den verkürzten Daumen der Vorderpfoten, den sehr langen Hinterbeinen, dem aufgerichteten Schwanzstummel und den sechs Backenzähnen in der Oberkieferreihe. Die Färbung seines Balges ist mit wenig Worten schwer zu beschreiben. Der Pelz besteht aus Woll- und langen Grannenhaaren und hat eine echte Erdfarbe. Er ist auf der Oberseite braungelb mit schwarzer Sprenkelung, am Halse gelbbraun, weißlich überlaufen, nach hinten weißgrau, an der Unterseite weiß. Auch ändert die Färbung im Sommer und Winter regelmäßig ab, und die Häsin sieht röther, als der Hase; es kommen verschiedene Abänderungen vor, gelbe, gescheckte, weiße Hasen. Immer aber ist sie vortrefflich geeignet, unseren Nager, wenn er auf der Erde ruht, den Blicken seiner Gegner zu entrücken. Die Ohrspitze ist schwarz.

Lampe führt bei dem Jäger mehrere Namen, je nach Geschlecht und Vorkommen. Man unterscheidet Berg- und Feldhasen, Wald- und Holzhasen, Grund-, Sumpf- und



Der Hase (Lepus timidus).

Moorhasen, Sandhasen u. s. w. Der alte männliche Hase heißt Rammler, der weibliche Häsin oder Satzhase; unter Halbwüchsigen versteht man die Jungen, unter Dreiläufern die, welche drei Viertel ihrer vollkommenen Größe erreicht haben. Die Ohren heißen Löffel, die Augen Seher oder Lichter, die Füße Läufe, das Haar heißt Wolle, der Schwanz Blume, die Haut Balg. Im übrigen wendet man auf sein Leben noch folgende Ausdrücke an. Der Hase äßt sich oder nimmt seine Weide, er sitzt oder drückt sich, er rückt ins Feld, um Aeßung zu suchen, und ins Holz, um zu ruhen; er fährt ins Lager oder in die Vertiefung, in welcher er bei Tage schläft, und fährt aus derselben heraus. Er wird von den Menschen aufgestoßen, von den Hunden aufgestochen, er ist gut oder schlecht, er verendet, wird ausgeweidet und gestreift u. s. w.

Ganz Mitteleuropa und ein kleiner Theil des westlichen Asiens ist die Heimat unseres Hasen. Im Süden vertritt ihn der Hase des Mittelmeeres, eine Art von geringerer Größe und röthlicher Färbung, auf den Hochgebirgen der veränderliche Hase, und im hohen Norden der Schnee- oder Eishase, der wahrscheinlich eine von dem Alpenhasen verschiedene, wenn auch sehr ähnliche Art ist. Seine Nordgrenze erreicht er in Schottland, im südlichen Schweden und in Nordrußland; die Südgrenze ist Frankreich und Norditalien. Fruchtbare Ebenen mit Gehölzen, der Vorberge der Gebirge mit viel Wald sind die bevorzugten Aufenthaltsorte; doch steigt er in den Alpen bis zu einer Höhe von 5000 Fuß über dem Meere und im Kaukasus noch um 1000 Fuß weiter empor.

Im allgemeinen ist der Hase mehr Nacht- als Tagthier, obwohl man ihn an heiteren Sommertagen auch vor Untergang der Sonne und noch am Morgen im Felde herumstreifen sieht. Höchst ungern verläßt er den Ort, in welchem er aufgewachsen und groß geworden ist. Kohl- und Rübenarten sind ihm Leckerspeise. Der Petersilie scheint er besonderen Vorzug zu geben. Im Spätherbste wählt er nicht zu frische Sturzäcker, nicht zu feuchte, mit Binsen bewachsene Vertiefungen und Felder mit Oelsaat, welche nächst dem Wintergetreide den größten Theil seiner Weide ausmacht. So lange noch gar kein oder wenig Schnee liegt, verändert er seinen Wohnort nicht; nur bei Nacht geht er in die Gärten und sucht den eingeschlagenen und aufgeschichteten Kohl auf. Fällt starker Schnee, so läßt er sich in seinem Lager verschneien,

zieht sich aber, sobald das Unwetter nachläßt, in die Nähe der Kleefelder. Bekommt der Schnee eine Eisrinde, so nimmt der Mangel immer mehr überhand, und je mehr dies geschieht, um so schädlicher wird der Hase den Gärten und Baumschulen. Dann ist ihm die Schale der meisten jungen Bäume, vorzüglich die der Akazie und ganz junger Lärchen, sowie der Schwarzdorn ebenso willkommen, als der Braunkohl.

Der Hase bringt den ganzen Tag schlafend oder schlummernd im Lager zu. Nie geht er gerade auf den Ort los, wo er ein altes Lager weiß, oder ein neues machen will, sondern läuft erst ein Stück über den Ort, wo er zu ruhen gedenkt, hinaus, kehrt um, macht wieder einige Sätze vorwärts, dann wieder einen Sprung seitwärts, und verfährt so noch einige Male, bis er mit dem weitesten Satze an den Platz kommt, wo er bleiben will.

Bei der Zubereitung des Lagers scharrt der Hase im freien Felde eine etwa zwei bis drei Zoll tiefe, am hinteren Ende etwas gewölbte Höhlung in die Erde, welche so lang und breit ist, daß der obere Theil des Rückens nur sehr wenig sichtbar bleibt, wenn er in derselben die Vorderläufe ausstreckt, auf diesen den Kopf mit angeschlossenen Löffeln ruhen läßt und die Hinterbeine unter den Leib zusammendrückt. In diesem Lager schützt er sich während der milden Jahreszeit leidlich vor Sturm und Regen. Im Winter höhlt er das Lager gewöhnlich so tief aus, daß man von ihm nichts, als einen kleinen schwarzgrauen Punkt gewahrt. Im Sommer wendet er das Gesicht nach Norden, im Winter nach Süden, bei stürmischem Wetter aber so, daß er unter dem Winde sitzt.

Fast möchte es scheinen, als habe die Natur den Hasen durch Munterkeit, Schnelligkeit und Schlauheit für die ihm angeborene Furchtsamkeit und Scheu zu entschädigen gesucht. Hat er irgend eine Gelegenheit gefunden, unter dem Schutze der Dunkelheit seinen sehr guten Appetit zu stillen, und ist die Witterung nicht ganz ungünstig, so wird kaum ein Morgen vergehen, an welchem er sich nicht gleich nach Sonnenaufgang auf trockenen, zumal sandigen Plätzen, entweder mit seines Gleichen oder allein herumtummelt. Lustige Sprünge, abwechselnd mit Kreislaufen und Wälzen, sind Aeußerung des Wohlbehagens. Von dem Fuchs läßt sich der alte Hase nicht so leicht überlisten und rettet sich, wenn er gesund und bei Kräften ist, vor den Nachstellungen dieses Erzfeindes fast regelmäßig durch die Flucht. Dabei sucht er durch Widerhaken und Hakenschlagen, welches er meisterhaft versteht, seinen Feind zu übertölpeln. Nur wenn er vor raschen Windhunden dahinläuft, sucht er einen anderen Hasen vorzustoßen und drückt sich in dessen Wohnung, den vertriebenen Besitzer kaltblütig der Verfolgung überlassend, oder er geht gerade in eine Herde Vieh, fährt in das erste beste Rohrdickicht und schwimmt im Nothfalle auch über ziemlich breite Gewässer. Niemals aber wagt er sich einem lebenden Geschöpf anderer Art zu widersetzen, und nur, wenn Eifersucht ihn reizt, läßt er sich in einen Kampf mit seines Gleichen ein.

Die Schnelligkeit des Hasen im Laufe rührt größtentheils daher, daß er stark überbaut ist, d. h. daß seine Hinterläufe länger sind, als die vorderen. Hierin liegt auch der Grund, daß er besser bergauf, als bergab rennen kann.

Gewöhnlich gibt er nur dann einen Laut von sich, wenn er sich in Gefahr sieht. Dieses Geschrei ähnelt dem kleiner Kinder und wird mit „Klagen" bezeichnet.

Unter den Sinnen des Hasen ist das Gehör, wie schon die großen Löffel schließen lassen, am besten ausgebildet. Der Geruch ist recht leidlich, das Gesicht aber sehr schwach. Unter seinen geistigen Eigenschaften steht eine außerordentliche Vorsicht und Aufmerksamkeit oben an. Die berühmte Harmlosigkeit des Hasen ist nicht soweit her. Ja es wird ihm geradezu nachgesagt, daß das größte Laster des Hasen seine Bosheit sei, nicht weil er dieselbe durch Kratzen und Beißen äußere, sondern weil der Satzhase durch Verleugnen der elterlichen Liebe, der Rammler aber durch Grausamkeit gegen junge Häschen, dieselbe in der empörendsten Weise bethätige.

Die Paarung beginnt nach harten Wintern anfangs März, bei gelinderen schon Ende Februars. Im allgemeinen kann man sagen, daß sie um so eher eintritt, je mehr der Hase Nahrung hat. Glaubwürdige Jäger versichern, daß die bei dieser Gelegenheit stattfindenden Zweikämpfe zwischen verliebten Hasen, so unschuldig sie auch aussehen, zuweilen doch nicht ohne Verletzungen abgehen, weil sie nicht selten auf ihrem Reviere erblindete Hasen angetroffen haben, denen bei solchen Kämpfen die Lichter verletzt wurden.

Dreißig Tage etwa geht die Häsin tragend. Gewöhnlich setzt sie zwischen Mitte und Ende des März das erste, im August das vierte und letzte Mal. Der erste Satz besteht aus mindestens einem oder zwei, der zweite aus drei bis fünf, der dritte aus zwei und der vierte wiederum

aus ein bis zwei Jungen. Höchst selten und nur in äußerst günstigen Jahren geschieht es, daß eine Häsin fünf Mal setzt. Die Jungen kommen mit offenen Augen und jedenfalls schon sehr ausgebildet zur Welt. Soviel ist sicher, daß die Mutter nur während der ersten fünf bis sechs Tage bei ihren Kindern verweilt, dann aber sie dem Schicksal überläßt. Nur von Zeit zu Zeit kommt sie noch an den Ort zurück, wo sie die kleine Brut ins Leben setzte, lockt sie durch ein eigenthümliches Geklapper mit den Löffeln und läßt sie säugen. Bei Annäherung eines Feindes verläßt sie ihre Kinder regelmäßig, obwohl auch Fälle bekannt sind, daß alte Häsinnen die Brut gegen kleine Raubvögel und Raben vertheidigt haben. Im allgemeinen trägt wohl die Lieblosigkeit der Hasenmutter die Hauptschuld, daß so wenige von den gesetzten Jungen aufkommen. Von dem ersten Satze gehen die meisten zu Grunde.

Bei keinem andern wildlebenden Thiere hat man soviel Mißgeburten beobachtet, als bei den Hasen. Solche, die zwei Köpfe oder wenigstens eine doppelte Zunge haben, oder herausstehende Zähne besitzen, sind gar keine Seltenheiten.

Eine junge Hasenfamilie verläßt nur ungern die Gegend, in welcher sie geboren wurde. Die Geschwister entfernen sich wenig von einander, wenn auch jedes sich ein besonderes Lager gräbt. Abends rücken sie zusammen auf Aeßung aus, morgens gehen sie gemeinschaftlich nach dem Lager zurück: und so währt ihr Treiben, welches mit der Zeit ein recht fröhliches und frisches wird, fort, bis sie halbwüchsig sind. Dann trennen sie sich von einander. Nach funfzehn Monaten sind sie erwachsen, schon im ersten Lebensjahre aber zur Fortpflanzung geeignet. Sieben bis acht Jahre dürfte die höchste Lebensdauer sein, welche der Hase bei uns erreicht; es kommen aber Beispiele vor, wo Hasen allen Nachstellungen noch längere Zeit entgehen und ein Gewicht von achtzehn Pfund erreichten.

Es würde hier entschieden zu weit führen, wenn ich alle Arten der Hasenjagd schildern wollte. Darüber sind eigene Bücher geschrieben worden. Daß man nur in einer waidgerechten Jagd eine würdige Erbeutung des Hasen erblicken kann, versteht sich ganz von selbst. Schlingen und andere Kniffe anzuwenden, sind jedem Thierfreunde aufs äußerste verhaßt, nebenbei auch unnütz, weil gewöhnlich Freund Reineke den Lohn der Jagd davonträgt. Es dürfte schwer sein, zu entscheiden, welche Jagdart die anziehendste ist. Ich für meinen Theil möchte mich für das Kesseltreiben und den Anstand entscheiden. Erstere Jagdweise wird auf großen, ebenen Flächen mit Vortheil angewendet und liefert sehr reichlichen Ertrag, verlangt aber viel Leute und kann deshalb nicht von jedem Besitzer ausgeführt werden. Der einzelne Theilnehmer genießt aus dem Grunde ein doppeltes Vergnügen, weil er jeden einzelnen Hasen selbst mit verfolgen kann. Möglichst still geht der Jagdzug auf einem der Feldwege dahin, plötzlich gebietet der Ordner Halt, und nun zertheilen sich in gleichen Abständen die Jäger und dazwischen die Treiber, zunächst nach zwei Richtungen hin, bis sich der Kreis zu runden und zu schließen anfängt. Sobald dies geschehen ist, beginnt ein gleichmäßiges Vorrücken. Die Treiber lärmen, die Hunde eilen voran, und nun wird es lebendig im Kessel. Dort erhebt sich ein Hase, hier ein anderer, der von drüben sucht hier zu entschlüpfen, dieser ist schlau und drückt sich wieder; jener eilt wie verzweifelt im Kreise auf und nieder. Auch versucht manchmal Freund Reineke, der hier bei einem Spaziergange überrascht wurde, mit aller List einen Ausweg sich zu verschaffen, und prallt entsetzt zurück. Enger und enger wird der Kreis, lauter der Lärm, größer die Angst der eingesperrten Hasen. Endlich fällt der erste Schuß, gut, wenn er getroffen, noch lustiger, wenn er fehlte. Oft gibt eine ganze Reihe auf den armen Lampe Feuer, und Alle fehlen, bis Einer mit geschicktem Schuß ihm das Lebenslicht ausbläst. Mehr und mehr Leichen bedecken das Gefilde; von allen Seiten schaffen die Hunde die erlegten Hasen herbei, die Stöcke der Treiber werden beschwert mit der süßen Last, und so geht es fort, bis der Kreis so eng wird, daß die Vorsicht es gebietet, nunmehr blos nach außen hin zu feuern. Jetzt werden die noch im Kessel sich findenden Hasen geradezu zwischen den Leuten hindurch gehetzt und dabei retten sie noch oft ihr armes bedrohtes Leben. Ja, das ist ein prächtiges, männliches Vergnügen!

Das „Verlappen" ist eine in manchen Gegenden übliche Jagdweise. Sie gilt dem Waldhasen. Sobald derselbe nachts zur Aeßung auf die angrenzenden Felder ausgerückt ist, wird in aller Stille das ganze Weidegebiet mit einer starken Schnur umzogen, die an kleinen Pfählen einen Fuß hoch befestigt ist und von der in kleinen Abständen weiße Lappen oder Federn herabhängen. Gegen Tagesanbruch umstellen die Jäger das eingehegte Gebiet. Die zurückkehrenden Hasen, erschreckt durch den Anblick der weißen Scheuchen, stürzen nach einer andern Richtung, begegnen dort demselben Schreckmittel, und jede Besinnung verlierend, gerathen sie da oder dort einem Schützen in die schußgerechte Nähe und werden erlegt.

Auch der einfache Anstand in stiller Abendstunde gewährt seine große Freude, namentlich für noch junge, ungeübte Schützen, denen sich nicht leicht eine bequemere Gelegenheit zum Schießen bietet.

Außerdem gewährt der Anstand ganz entschiedene Vortheile, wenn es gilt, das Raubzeug aller Art zu vertreiben. Wiesel, Füchse, Marder kommen von Zeit zu Zeit zu Gesicht, auch Raubvögel, welche abends dem Walde als ihrer Nachtherberge zueilen. Für den Naturforscher ist der Anstand weit anziehender und belehrender, als jede andere Jagd, indem man, besonders beim Anbruch des Tages, die Thiere, so zu sagen, noch in ihrem Hausanzug antrifft und ihr Benehmen im Zustande gänzlicher Ruhe und Sorglosigkeit beobachten kann. Mancher Jäger zieht den Waldanstand jedem anderen vor.

Auf die übrigen Jagdweisen will ich hier nicht eingehen, am allerwenigsten auf die englischen Hetzjagden, welche, bei Lichte betrachtet, nichts anderes sind, als viel Lärm um Nichts. Nur erwähnen will ich, daß die Hasenjagd eigentlich blos in Deutschland Ertrag liefert, sogar jetzt noch, wo die neueren Jagdgesetze gestatten, daß die Jagd auch von Bauern betrieben werden darf. In Frankreich, der Schweiz und in Belgien, noch mehr in Südeuropa sind die Hasen weit seltener, als bei uns.

Jung eingefangene Hasen werden leidlich zahm. Sie gewöhnen sich ohne große Weigerung an alle Nahrung, welche man den Kaninchen füttert. Sie sind aber immer sehr zärtlich und sterben leicht dahin. Wenn man ihnen nur Heu, Brod, Hafer und Wasser, aber nie Grünes gibt, leben sie länger. Bringt man junge Hasen zu alten, so werden sie regelmäßig von diesen todtgebissen. Anderen schwachen Thieren ergeht es selten besser. Mit Meerschweinchen allein vertragen sich die Hasen gut; mit Kaninchen paaren sie sich sogar. Die Blendlinge sind wieder fruchtbar; dies hat ganz neuerdings wieder Broca bewiesen. Rouy, ein Kaninchenzüchter von Angoulême, liefert seit einiger Zeit jährlich über tausend Hasenkaninchen in den Handel. Diese Bastarde sind ebensowohl fruchtbar mit der väterlichen, als mit der mütterlichen Art, als auch unter sich. Dreiachtels-Bastarde, d. h. diejenigen, welche ein Viertel vom Kaninchen und drei Viertel vom Hasen haben, gewähren die meisten Vortheile. Von diesen Blendlingen hat man bereits durch dreizehn Geschlechter Junge erzielt, und die Fruchtbarkeit hat noch nicht abgenommen. Das Weibchen bringt 5 bis 6 Junge bei jedem Wurfe zur Welt und wirft jährlich sechs Mal.

Auch gewöhnen sich jung eingefangene Hasen so an den Menschen, daß sie auf dessen Ruf herbeikommen, ihm die Nahrung aus den Händen nehmen, und trotz ihrer Dummheit Kunststückchen ausführen lernen. Alte dagegen bleiben immer dumm und gewöhnen sich kaum an ihren Pfleger. Die Gefangenen sind nett und munter, erfreuen durch lustige Sprünge und werden angenehm wegen ihrer unverwüstlichen Gutmüthigkeit. Ihre Furchtsamkeit aber behalten sie in der Gefangenschaft bei.

Der Nutzen, welchen der Hase uns bringt, übertrifft schwerlich den Schaden, welchen er anrichtet. Das wohlschmeckende Wildpret und der gesuchte Winterbalg bezahlen kaum die Erhaltung des Hasen, der sich bekanntlich nur auf Kosten des Menschen erhält. In Rußland verwendet man sehr viel Felle, und in Böhmen werden alljährlich gegen vierzig Tausend in der Hutmacherei gebraucht. In der alten Arzneikunde spielten Haar, Fett, Blut und Gehirn, selbst Knochen des Hasen eine bedeutende Rolle. Der Hase genoß auch längere Zeit die Ehre, als ein verzaubertes Wesen zu gelten.

Noch ist keineswegs ausgemacht, ob die Schneehasen der Alpen und des hohen Nordens ein und derselben Art angehören. Im allgemeinen erweisen sich beide als treue Kinder ihrer Heimat. Sie sind Thiere, welche ihr Kleid dem Boden nach den Umständen anpassen; doch kommen hier eigenthümliche Abweichungen vor. Die Alpenschneehasen sind im Winter rein weiß, nur an der Spitze der Ohren schwarz. Im Sommer sind sie graubraun, aber rein einfarbig, nicht gesprenkelt, wie der gemeine Hase. Die in Irland lebenden, diesem sehr ähnlichen Thiere werden nie weiß und deshalb von einigen Gelehrten als besondere Art (Lepus hibernicus) angesehen. Umgekehrt werden die im höchsten Norden wohnenden Schneehasen aber im Sommer nicht grau, sondern bleiben das ganze Jahr hindurch weiß und werden deshalb ebenfalls als eigene Art (Lepus glacialis) betrachtet. Die skandinavischen Hasen, welche sämmtlich Schneehasen sind, unterscheiden sich ebenfalls; die einen werden weiß bis auf die schwarze Ohrenspitze, die anderen graubraun: bei ihnen ist das Unterhaar schiefergrau, die Mitte schmuzig rothbraun und die Spitze weiß. Diese Färbung scheint aber eine rein zufällige zu sein. Man behauptet, daß oft Hasen ein und desselben Satzes beide Färbungen zeigen sollen. Der Schnee- oder Alpenhase (Lepus variabilis) unterscheidet sich im Körperbau und



Der Schnee- oder Alpenhase (Lepus variabilis).

Wesen ganz bestimmt vom Feldhasen. Er ist munterer, lebhafter, dreister, hat einen kürzeren, runderen, gewölbteren Kopf, eine kürzere Nase, kleine Ohren, breitere Backen. Die Hinterläufe sind länger, die Sohlen stärker behaart, mit tief gespaltenen, weit ausdehnbaren Zehen, die mit langen, spitzen, krummen, leicht zurückziehbaren Nägeln bewaffnet sind. Die Augen sind nicht, wie bei den krankhaften Spielarten der weißen Kaninchen, weißen Eichhörnchen und weißen Mäuse, roth, sondern dunkler braun, als die der Feldhasen.

Wenn im Dezember die Alpen alle in Schnee begraben liegen, ist dieser Hase so rein weiß, wie der Schnee; nur die Spitzen der Ohren bleiben schwarz. Die Frühlingssonne erregt vom März an einen sehr merkwürdigen Farbenwechsel. Er wird zuerst auf dem Rücken grau, und einzelne graue Haare mischen sich immer reichlicher auch auf den Seiten ins Weiße. Im April sieht er sonderbar unregelmäßig gescheckt oder besprengt aus. Von Tag zu Tag nimmt die dunkelbraune Färbung überhand und ist im Mai ganz vollendet, dann aber rein einfarbig, nicht gesprengt, wie beim gemeinen Hasen, der auch eine derbere Behaarung hat, als der Alpenhase. Im Herbst fängt er schon mit dem ersten Schnee an, einzelne graue Haare zu bekommen; doch geht, wie in den Alpen der Sieg des Winters sich rascher entscheidet, als der des Frühlings, der Farbenwechsel im Spätjahr schneller vor sich und ist vom Anfang des Oktobers bis Mitte des Novembers vollendet. Wenn die Gemsen schwarz werden, wird ihr Nachbar, der Hase, weiß.

Die Verbreitung unseres Hasen umfaßt außer dem hohen Norden die ganze Alpenkette der Schweiz, von Tyrol, Steiermark und Savoyen. Am liebsten hält er sich zwischen der Tannengrenze und dem ewigen Schnee auf, ungefähr in gleicher Höhe mit dem Schneehuhn und dem Murmelthier, zwischen 5500 und 8000 Fuß über dem Meere; doch streift er oft viel höher. Sein Standlager ist zwischen Steinen, in einer Grotte oder unter den Leg- und Zwergföhren. Frühmorgens oder noch öfters schon in der Nacht verläßt er das Nest und weidet auf den sonnigen Grasstreifen. Seine liebste Nahrung besteht in den vielen Kleearten, den bethauten Muttern, Schafgarben und Violen, in den Zwergweiden und in der Rinde des Seidelbastes, während er den Eisenhut und die Geranienstauden, die auch ihm giftig zu sein scheinen, selbst in den nahrungslosesten Wintern unberührt läßt.

Im Winter geht's oft nothdürftig her. Ueberrascht ihn früher Schnee, ehe er sein dichteres Winterkleid angezogen, so geht er oft mehrere Tage lange nicht unter seinem Stein oder Busch hervor und hungert und friert. Ebenso bleibt er im Felde liegen, wenn ihn ein starker Schneefall überrascht. Er läßt sich ganz einschneien, oft zwei Fuß tief, und kommt erst hervor, wenn ein Frost den Schnee so hart gemacht hat, daß er ihn trägt. Bis dahin scharrt er sich unter

demselben einen freien Platz und nagt an den Blättern und Wurzeln der Alpenpflanzen. Ist der Winter völlig eingetreten, so sucht er sich in den dünnen Alpenwäldern Gras und Rinde. Sowie der Wind die sogenannten Staubecken entblößt hat, kehrt der Hase wieder auf die Hochalpen zurück.

Die Häsin bringt in jedem Wurfe 2 bis 5 Junge zur Welt, und zwar fällt der erste gewöhnlich auf den April oder Mai, der zweite auf den Juli oder August; ob ein dritter nachfolge oder ein früherer vorausgehe, wird öfters bezweifelt. Es ist fast unmöglich, das Getriebe des Familienlebens zu beobachten, da die Witterung der Thiere so scharf ist und die Jungen sich außerordentlich gut in alle Ritzen und Steinlöcher zu verstecken verstehen. Die Jagd hat ihre Mühen und ihren Lohn. Da sie gewöhnlich erst stattfinden kann, wenn die Alpenkette in Schnee liegt, ist sie beschwerlich genug.

Auffallenderweise ist der Alpenhase leichter zu zähmen, als der gemeine, benimmt sich ruhiger und zutraulicher, hält aber nicht lange aus und wird selbst bei der reichlichsten Nahrung nicht fett. Die Alpenluft fehlt ihm allzubald im Thale. Im Winter wird er auch hier weiß. Die Vermischung des gemeinen Hasen mit dem Alpenhasen und die Hervorbringung von Bastarden ist oft bezweifelt worden. Doch wird sie durch genaue Nachforschung bestätigt.

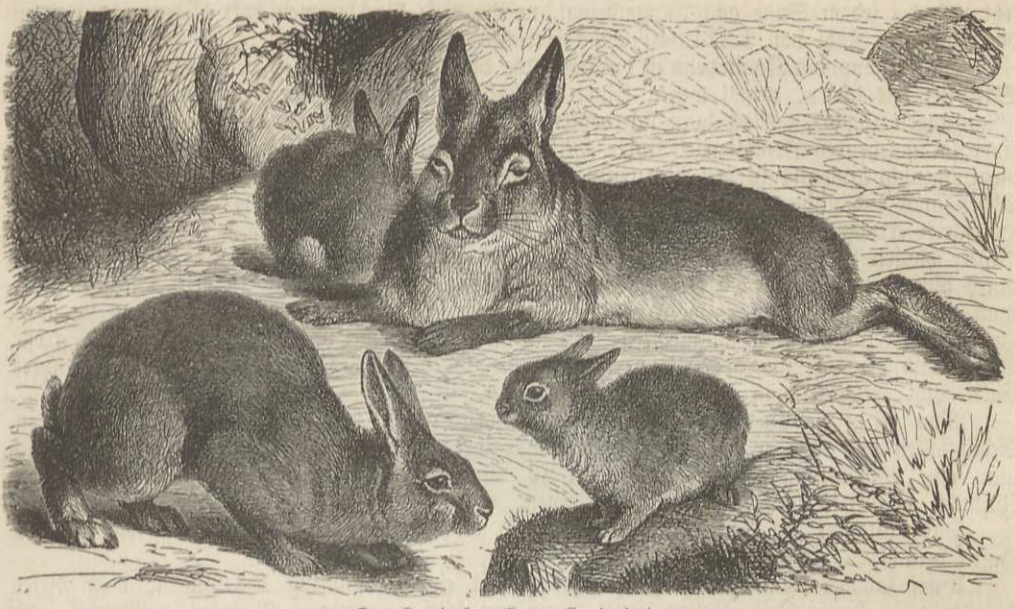
Europa besitzt außer den beiden genannten noch einen Hasen im gewöhnlichen Sprachsinne, den, welcher in den Mittelmeerländern den unsrigen vertritt und auch nach jenen Gegenden benannt worden ist (Lepus mediterraneus). Einige Naturforscher wollen ihn nur als eine Abart des unsrigen gelten lassen; wer ihn aber selbst gesehen und genau untersucht hat, kann dieser Ansicht nicht beipflichten. Ich führe ihn hauptsächlich deshalb hier auf, weil er als ein Uebergang zu den afrikanischen Hasen betrachtet werden kann. Letztere zeichnen sich sämmtlich vor den unsrigen durch ihre geringe Größe und zumal durch die ungemein langen Löffel aus. Daß der Wüstenhase rein sandfarbig ist, wird uns nicht mehr befremden; um so auffallender aber ist es, daß dieser Sandhase auch wirklich nur in der reinen Wüste und deren nächster Nachbarschaft vorkommt, während die Ostküste Afrikas z. B. eine andere, der unsrigen gleichgefärbte, aber langohrige Art beherbergt. Diesen Hasen, den Erneb der Egypter (Lepus aethiopicus), habe ich auf meiner kurzen Reise im Frühjahr 1862 ebenso häufig in der tiefliegenden „Samhara", als auf den Hochebenen der Bogosländer gefunden und als ein ganz eigenthümliches, dummdreistes, albernes Geschöpf kennen gelernt.

Die Gebirgs- und Küstenbewohner Abyssiniens, obgleich sie zum Theil Mohammedaner und zum Theil Christen sind, halten die mosaischen Gesetze noch hoch in Ehren und verachten daher auch das Wildpret des Hasen. Unser Thier wird somit von Seiten des Menschen nicht im geringsten belästigt und ist daher fernab von den Orten, wo weniger bedenkliche Europäer wohnen, überall außerordentlich häufig.

Von den eigentlichen Hasen unterscheidet sich das Kaninchen (Lepus Cuniculus) ebensowohl in der Gestalt, wie in seiner Lebensweise und im Betragen. Die Körperlänge des Thieres beträgt bis 16 Zoll, wovon gegen 3 Zoll auf den Schwanz kommen. Das Ohr ist kürzer, als der Kopf und ragt, wenn man es niederdrückt, nicht bis zur Schnauze vor. Der Schwanz ist einfarbig, oben schwarz und unten weiß, der übrige Körper mit einem grauen Pelze bekleidet, welcher oben ins Gelbbraune, vorn ins Rothgelbe, an den Seiten und den Schenkeln ins Lichtrostfarbene spielt und auf der Unterseite, am Bauche, der Kehle und der Innenseite der Beine in Weiß übergeht. Der Vorderhals ist rostgelbgrau, der obere, wie der Nacken einfarbig rostroth. Im allgemeinen unterscheidet sich das Kaninchen durch weit geringere Größe, durch den schlankeren Bau, den kürzeren Kopf, die kürzeren Ohren und die kürzeren Hinterbeine von den Hasen.

Fast alle Naturforscher nehmen an, daß die ursprüngliche Heimat des Kaninchens Südeuropa war, und daß es in allen Ländern nördlich von den Alpen erst eingeführt wurde. Plinius erwähnt es unter dem Namen Cuniculus, Aristoteles nennt es Dasypus. Alle alten Schriftsteller bezeichnen Spanien als das eigentliche Vaterland unseres Kaninchens.

Gegenwärtig ist das wilde Kaninchen, Karnikel, Kunelle, Murkchen und wie es sonst noch heißt, über ganz Süd- und Mitteleuropa verbreitet und an manchen Orten überaus gemein. Das Land des Mittelmeeres beherbergt es immer noch am zahlreichsten, obgleich man dort keine Schonung kennt und es zu jeder Jahreszeit verfolgt. In England wurde es der Jagdlust zu Liebe in verschiedene Gegenden verpflanzt und anfangs sehr hoch gehalten; noch im Jahre 1309



Das Kaninchen (Lepus Cuniculus).

kostete ein wildes Kaninchen ebensoviel, wie ein Ferkel. In nördlichen Ländern kommt das Thier nicht fort: man hat vergeblich versucht, es in Rußland und Schweden einzubürgern.

Das Kaninchen verlangt hügelige und sandige Gegenden mit viel Schluchten, Felsklüften und niederes Gebüsch, kurz Orte, wo es sich möglichst verstecken und verbergen kann. Hier legt es sich an geeigneten, am liebsten an sonnigen Stellen ziemlich einfache Baue an, gern in Gesellschaft, oft ansiedelungsweise. Jeder Bau besteht aus einer ziemlich tiefliegenden Kammer und in Winkel gebogene Röhren, von denen eine jede wiederum mehrere Ausgänge hat. Diese sind durch das häufige Aus- und Einschlüpfen gewöhnlich ziemlich erweitert. Die eigentliche Röhre ist aber so eng, daß ihr Bewohner gerade durchkriechen kann. Jedes Paar hat seine eigene Wohnung und duldet innerhalb derselben kein anderes Thier; wohl aber verschlingen sich oft die Röhren von mehreren Bauen. In seine Höhlen lebt das Kaninchen fast den ganzen Tag verborgen, falls das Buschwerk um den Bau herum nicht so dicht ist, daß es fast ungesehen seiner Nahrung nachgehen kann. Sobald der Abend anbricht, rückt es auf Aeßung, aber mit großer Vorsicht, indem es lange sichert, ehe es den Bau verläßt. Bemerkt es Gefahr, so warnt es seine Gefährten durch starkes Anschlagen mit den Hinterläufen, und alle eilen so schnell als möglich in ihre Baue zurück.

Die Bewegungen des Kaninchens unterscheiden sich wesentlich von denen des Hasen. Im ersten Augenblicke übertrifft es Freund Lampen an Schnelligkeit, immer an Gewandtheit. Es versteht das Hakenschlagen ganz meisterlich und erfordert einen vortrefflich eingeübten Hetzhund oder bezüglich einen guten Schützen. Ungleich verschmitzter und schlauer als der Hase, läßt es sich kaum oder nie auf der Weide beschleichen und weiß bei Gefahr fast immer noch ein Schlupfloch zu finden. Wollte es gerade forteilen, so würde es von jedem mittelmäßig guten Hund schon nach kurzer Zeit gefangen werden. So sucht es aber in allerlei Genist, in Felsenritzen und Höhlen Schutz und entgeht so den Nachstellungen seiner Feinde. Die Sinne des Aeugens, Vernehmens und Witterns sind ebenso scharf, vielleicht noch schärfer, als bei den Hasen. In seinen Sitten hat es manches Angenehme. Es ist gesellig und vertraulich; die Mütter pflegen ihre Kinder mit warmer Liebe, die Jungen erweisen den Eltern große Ehre; und namentlich der Stammvater einer ganzen Gesellschaft wird hoch geachtet. Wie die Häsin geht das Kaninchen 30 — 31 Tage tragend. Bis zu Oktober setzt es alle fünf Wochen vier bis zwölf Junge in einer besonderen Kammer, welche es vorher mit seiner Bauchwolle reichlich ausgefüttert hat. Einige Tage bleiben die Kleinen blind, und bis zum nächsten Satze der Mutter verweilen sie bei ihr im warmen Neste und säugen. In warmen Ländern sind die Jungen bereits im fünften, in kalten im achten Monat fortpflanzungsfähig, doch erreichen sie erst im zwölften Monat ihr völliges Wachsthum. Wenn man annimmt, daß jedes Weibchen in einem Jahre sieben Mal

setzt und bei jedem Satze acht Junge bringt, würde diese Nachkommenschaft binnen vier Jahren die ungeheure Zahl von 1,274,840 Stück erreichen können.

Die Aeßung des Kaninchens ist durchaus die des Hasen. Aber es verursacht viel größeren Schaden, als dieser, zumal wegen seiner Liebhaberei für Baumrinden, wodurch es oft ganze Pflanzungen zerstört. Man kann sich denken, was für eine Verwüstung eine Ansiedelung bei einer so ungeheuren Fruchtbarkeit ihrer Mitglieder anzurichten vermag, wenn man der Vermehrung nicht hindernd in den Weg tritt. Zudem vertreiben die Kaninchen durch ihr unruhiges Wesen auch das andere Wild, denn selten findet man da Hasen, wo die Kaninchen sich die Herrschaft errungen haben. Wo sie sich sicher fühlen, werden sie unglaublich frech. Im Wiener Prater hausen sie zu Tausenden, laufen ungescheut auch bei Tage herum und lassen sich weder durch Rufen, noch durch Steinwürfe stören. — Man hegt sie nirgends, sondern erlegt sie, wo man nur immer kann, selbst während der allgemeinen Schonzeit. Demungeachtet sind sie ohne Hilfe des Frettchens nicht auszurotten; nur wenn sich in einer Gegend der Iltis, das große Wiesel und der Steinmarder stark vermehrt haben, oder wenn es dort große Uhus und andere Eulen gibt, bemerkt man, daß sie sich vermindern.

Man erlegt sie auf dem Anstande und beim Treiben mit dem Gewehr, fängt sie in Schlagfallen und läßt sie durch Frettchen in vor ihren Höhlen aufgestellte Netze treiben. Will man eine Ansiedelung wirklich ausrotten, so nimmt man zu dem grausamen Mittel seine Zuflucht, vergiftete Wurzeln dort zu verstreuen.

Das Wildpret des Kaninchens ist weiß und wohlschmeckend; der Pelz wird wie der des Hasen benutzt.

Unser zahmes Kaninchen ist ganz unzweifelhaft ein Abkömmling des wilden, denn dieses kann man in kurzer Zeit zähmen, jenes verwildert binnen wenigen Monaten vollständig und wirft dann auch gleich Junge, welche die Färbung des wilden an sich tragen. Das zahme Kaninchen hat sehr verschiedene Farben; es ist schwarz, weiß, grau, roth, gelb oder gescheckt. Es wird regelmäßig größer, als das wilde. Man hält es in einem gepflasterten oder gedielten Stalle, in dem man ihm künstliche Schlupfwinkel angelegt hat. Dies sind entweder lange Kästen mit mehreren Löchern oder künstliche Baue im Gemäuer. Außerdem gibt man ihnen viel Stroh und trockenes Moos, hält sie auch im Winter warm und füttert sie mit Heu, Gras, Blättern, Kohl u. s. w. Bei Gelegenheit von Versuchen, die über Trichinen angestellt wurden, hat man beobachtet, daß Kaninchen das Fleisch ihrer getödteten Kameraden ganz gern verzehrten. Lenz hat sich die Zahl der Jungen, die ein Weibchen in einem Jahre geworfen hatte, aufgeschrieben, und sie betrug vom 9. Januar bis 8. Dezember zusammen in 9 Würfen 58 Junge.

Die Räute und der Durchfall sind die gewöhnlichen Krankheiten der Kaninchen; sie werden in den meisten Fällen durch den Genuß von zu saftigem oder zu nassem Futter hervorgerufen und folgerecht durch gutes trockenes Futter geheilt, namentlich rühmt man Hafer, welcher mit zerstoßenem Malz gemengt wird. Gegen die Räute helfen im Anfange Einreibungen mit Fett oder Butter. In vielen Gegenden hält man eine bedeutende Kaninchenzucht, um das Fleisch zu nützen. Belgische Bauern betreiben die Zucht in großartigem Maßstabe und senden im Winter Unmassen nach England, wie Lenz erfuhr, etwa vierzig Tausend Stück in jeder Woche. Auch die Felle werden benutzt, obgleich sie nur ein wenig haltbares Pelzwerk geben. Die Haare verarbeitet man zu Hüten.

Hier und da sieht man auch Abarten des Thieres, welches nach Einigen Erzeugnisse der Zucht, nach Anderen die Abkömmlinge von uns unbekannten Arten sein sollen. Solche Spielarten sind das silberfarbene, das russische und das angorische oder Seidenkaninchen. Ersteres ist größer, als das unserige, gewöhnlich von bläulichgrauer Farbe mit silberfarbenem oder dunkelem Anflug. Das russische Kaninchen ist grau, der Kopf und die Ohren sind braun und zeichnen sich durch eine weit herabhängende Wamme an der Kehle aus. Das angorische oder Seidenkaninchen endlich hat kürzere Ohren und einen sehr reichlichen, weichen Pelz. Das lange, gewölbte Haar reicht oft bis zu dem Boden herab und hat seidenartigen Glanz. Leider ist es sehr zärtlich und verlangt deshalb sorgfältige Pflege. Versuche, es in Deutschland heimisch zu machen, schlugen fehl. Sein Haar eignet sich zu feinen Gespinnsten und hat deshalb einen ziemlich hohen Werth. Ob das Kaninchen mit hängenden Ohren eine Abart des unserigen ist, oder als selbstständige Art angesehen werden muß, ist noch nicht ausgemacht. Seine bedeutende Größe, der dicke, große Kopf und die breiten, platten, schlaff herabhängenden Ohren sprechen für Letzteres, während die Unsicherheit über das Vaterland und die gänzliche Unkenntniß einer wilden Stammart Ersteres als unwahrscheinlich erscheinen lassen.



Der Alpenpfeifhase (Lagomys alpinus).

Zu unserer Familie gehört auch die eigenthümliche Sippe der Pfeifhasen (Lagomys). Diese Thiere unterscheiden sich von den Hasen durch die kürzeren Ohren, die kaum verlängerten Hinterbeine, den nicht sichtbaren Schwanzstummel und durch ihr Gebiß, welches nur fünf (anstatt sechs) Backenzähne in jeder Reihe enthält. Die oberen Nagezähne haben eine beträchtliche Breite und sind tief gerinnelt, wodurch sie in zwei Spitzen getheilt werden. Die unteren Nagezähne sind klein und ziemlich stark gekrümmt. Bis jetzt kennt man sechs Arten unserer Sippe. Sie bewohnen die hohen und kalten Gebirgsgegenden der nördlichen Erdhälfte, leben nach Art der Kaninchen in Höhlen, Felsritzen, liegen bei Tage in ihrem Bau und gehen nachts auf die Weide aus. Ihren Namen erhielten sie von ihrer eigenthümlichen Stimme, welche oft an die pfeifenden Töne mancher Vögel erinnert. Sie sind vorsichtig und wachsam, aber sanft und gutmüthig und gewöhnen sich deshalb sehr leicht an die Gefangenschaft. Für den Winter tragen sie sich Vorrath ein, welchen sie in großen Haufen aufspeichern.

Der Alpenpfeifhase (Lagomys alpinus) ist eine der bekannteren Arten. Gestalt und Größe erinnern an das Meerschweinchen. Auf der Oberseite zeigt das Thier auf röthlichgelber Grundfarbe eine feine schwarze Sprenkelung; die Unterseite und die Beine sind leicht ockergelb. Erwachsene werden gegen 10 Zoll lang und ungefähr 3 Zoll hoch.

Alle Pfeifhasen finden sich auf den hohen Gebirgen Sibiriens zwischen fünf- und zwölftausend Fuß über dem Meere. Nur die rauhesten Gegenden sind ihre Heimat. Hier leben sie auf den felsigen, wilden, bergigen und grasreichen Stellen in der Nähe der Alpenbäche bald einzeln, bald paarweise, manchmal in größerer Menge. Sie sind ständig hinsichtlich ihres Aufenthaltsortes und durchwandern nur zuweilen kleinere Strecken.

Kleine, von den Pfeifhasen selbst gegrabene Höhlen, natürliche Felsenritzen oder hohle Baumstämme sind ihre Wohnungen. Bei hellem Wetter liegen sie bis Sonnenuntergang versteckt, bei trübem Himmel sind sie in voller Thätigkeit. Es sind friedliche und sehr fleißige Nager, welche nicht nur große Vorräthe von Heu eintragen, sondern dieselben auch in regelrechter Weise stapeln und zuweilen mit breitblätterigen Pflanzen zudecken, um sie so vor dem Regen zu schützen. Die von ihnen zusammengetragenen Heuhaufen erreichen ¾ bis 1 Fuß Höhe und 1 bis 2 Fuß Durchmesser. Wenn der Winter eintritt, ziehen sie von ihren Höhlen Laufgräben unter dem Schnee bis zu den Heuschobern und ernähren sich von ihnen in aller Behaglichkeit, denn sie verfallen nicht in Schlaf. Diese Gänge sind manchfach gekrümmt und gewunden, und jeder einzelne hat sein Luftloch.

Der Schrei der Alpenpfeifhasen, welchen man noch um Mitternacht vernimmt, ähnelt dem Ruf unseres Buntspechtes und wird selten häufiger als drei Mal rasch hinter einander wiederholt.

Zu Anfang des Sommers wirft das Weibchen sechs nackte Junge und pflegt sie sorgfältig.

Ueber das Gefangenleben wissen wir nur das Eine, daß die Pfeifhasen nicht wild, aber sehr furchtsam sind. Es soll schwer halten, sie zu fangen.

Dritte Reihe: Zahnarme (Edentata).

Wir vereinigen hier in einer besonderen Reihe eine geringe Anzahl von höchst merkwürdigen Thieren, welche allen Naturforschern hinsichtlich der Einreihung im System große Schwierigkeiten bereitet haben. Man hat sogar aus einer Gruppe, welcher wir hier den Werth einer Ordnung geben, während Andere sie als Familie ansehen, eine besondere fünfte Klasse der Wirbelthiere bilden wollen; denn einige Naturforscher sind lange zweifelhaft gewesen, ob sie den betreffenden Säugern wirklich den Rang von Säugethieren einräumen dürften oder nicht. Die meisten Systematiker erkennen in unserer dritten Reihe nur eine Ordnung der Nagelsäugethiere, obwohl sie die durchgreifenden und auffallenden Unterschiede in der Nagelbildung zwischen den eigentlichen Nagelthieren und den Angehörigen unserer Reihe nicht leugnen. Diese Verschiedenheit der Ansichten kann uns gleichgiltig lassen, da streng genommen weder wir, noch die übrigen Forscher vollständig Recht haben dürften. Die Zahnarmen sind eben Geschöpfe, welche von den übrigen Säugethieren fast in jeder Hinsicht abweichen und daher nirgendshin recht passen wollen.

Es ist unmöglich, diese Geschöpfe in allgemeinen Zügen zu kennzeichnen, denn die Unterschiede zwischen den verschiedenen Ordnungen oder, wie Andere wollen, Familien sind allzugroß. Jedenfalls bleibt der auffallende Zahnmangel, welchen alle hierher zu rechnenden Thiere mit einander theilen, noch das wichtigste Kennzeichen, welches sie vor den übrigen Säugern auszeichnet. Man findet nämlich unter den Zahnlosen Säuger, auf welche der Name in seiner vollen Bedeutung paßt, da sie auch nicht eine Spur von Zähnen zeigen, und alle übrigen, welche wirklich Zähne haben, entbehren doch immer der Schneide- und Eckzähne: ihr ganzes Gebiß besteht demnach bloß aus einfachen Backzähnen. Es kommen zwar Zähne vor, welche wir Schneidezähne nennen möchten, weil sie im Zwischenkiefer stehen, allein sie stimmen in Gestalt und Bildung so vollkommen mit den Backzähnen überein, daß wir den Ausdruck doch nicht in voller Giltigkeit brauchen können. Die Eckzähne, welche sich äußerst selten finden, unterscheiden sich ebenfalls durch Nichts weiter, als durch ihre bedeutende Länge von den Backzähnen, und diese selbst haben eine einfache cylindrische oder prismatische Gestalt und sind durch Lücken von einander getrennt. Sie bestehen blos aus Zahnstoff und Cement ohne allen Schmelz, ja bei einer Familie oder Ordnung blos aus faseriger, knorpeliger Masse, welche auf den Kieferknochen aufliegt. Ihre Anzahl schwankt zwischen zwei bis sechs und zwanzig in jeder Reihe.

Im Gegensatz zu dem Gebiß sind bei unseren Thieren die Nägel in eigenthümlicher Weise entwickelt. Selten sind die Zehen vollkommen beweglich, aber immer tragen sie Nägel, welche das Ende der Zehen ganz umfassen und sich schon aus diesem Grunde wesentlich von den Krallen der eigentlichen Nagelthiere unterscheiden; sie sind entweder von bedeutender Länge, stark gekrümmt und seitlich zusammengedrückt, oder kürzer, breit, fast schaufelförmig: in jenem Falle geeignet zum Klettern, in diesem zum Graben und Scharren.

Mit diesen beiden Angaben haben wir die allgemeine Kennzeichnung erschöpft.

Schon die Größe der jetzt lebenden Zahnarmen schwankt bedeutend; rechnet man aber die vorweltlichen Arten in die Reihe ein, so findet man, daß in keiner anderen Reihe die Größenunterschiede bedeutender sind. Denn einige der vorweltlichen Zahnarmen standen den Elefanten an Größe kaum nach, und eine Art der jetzt lebenden übertrifft hierin kaum eine Ratte.

Alle zahnarmen Thiere waren und sind Bewohner der Wendekreisländer; wenigstens hat man sie und ihre Knochenreste nur hier gefunden. Hinsichtlich ihrer Lebensweise und ihrer Nahrung unterscheiden sich die jetzt lebenden unter einander nicht weniger, als sie sich von ihren vorweltlichen Vettern unterscheiden. Es schien deshalb gerathen, das Allgemeine möglichst kurz zu fassen.

Die dritte Reihe zerfällt in drei Ordnungen, in die Klammerthiere, Scharrthiere und Kloaken- oder Gabelthiere.

Klammerthiere.

(Faulthiere.) Unter den Zahnarmen stellt man die Faulthiere (Bradipodes), welche die einzige Familie dieser Ordnung bilden, oben an, weil sie das Gepräge des Säugethiers noch am meisten festhalten. Verglichen mit den bisher beschriebenen und den meisten der noch zu schildernden Säuger sind alle Faulthiere freilich sehr niedrigstehende, stumpfe und träge Geschöpfe, welche einen wahrhaft kläglichen Eindruck auf den Menschen machen. Das ganze Thier erscheint höchst unbehilflich, gleichsam nur als ein launenhaftes Spiel der Natur oder als ein Zerrbild von dem Vollkommenen, welches sie erschuf. Die vorderen Gliedmaßen sind bedeutend länger, als die hinteren; die Füße sind mehr oder weniger mißgebildet, aber mit gewaltigen Sichelkrallen bewehrt; der Hals ist verhältnißmäßig lang und trägt einen runden, kurzen, affenähnlichen Kopf mit kleinem Munde, welcher von ziemlich harten, wenig beweglichen Lippen umschlossen ist, und Ohrmuscheln, welche vollständig im Pelze verborgen sind; der Schwanz ist ein kaum sichtbarer Stummel; die Haare sind im Alter lang und grob wie dürres Heu. Noch eigenthümlicher erscheinen die Faulthiere, wenn man ihren inneren Leibesbau einer Prüfung unterwirft. Ganz auffallend und fast einzig unter den Säugethieren dastehend ist der Bau der Wirbelsäule. Anstatt der sieben Wirbel, welche sonst den Hals zu bilden pflegen, finden sich bei den Faulthieren ihrer neun, ausnahmsweise sogar ihrer zehn, und die Zahl der rippentragenden Wirbel steigt von vierzehn auf vierundzwanzig. Einige vergleichende Anatomen sprechen den Halswirbeln freilich ihre Bedeutung ab und betrachten sie blos als verkümmerte Brustwirbel, immerhin aber bleibt dieser Bau im höchsten Grad merkwürdig. Das Gebiß besteht aus fünf cylindrischen Backzähnen in jeder Reihe, von denen der erste bisweilen eine eckzahnartige Gestalt annimmt; im Unterkiefer stehen meist blos vier Zähne. Die einen wie die anderen sind eigentlich blos Anfänge von Zähnen; sie bestehen aus Knochenmasse, welche zwar von einer dünnen Schmelzschicht umschlossen, äußerlich aber noch von Cement umgeben ist: deshalb sind sie ihrem Wesen und ihrer Färbung nach eher Hornstifte, als wirkliche Zähne. — Das Gehirn ist klein und zeigt nur wenige Windungen, deutet also auf geringe geistige Fähigkeiten dieser Stiefkinder der Natur.

Der Aufenthalt der Faulthiere beschränkt sich auf Südamerika. Jene großen Waldungen in den Niederungen, in denen die Pflanzenwelt zur höchsten Entwickelung gelangt, sind die Wohnorte der merkwürdigen Geschöpfe. Je öder, je dunkler und schattiger der Wald ist, je undurchdringlicher das Dickicht, je verwachsener die Baumkronen, um so geeigneter sind die Wälder für das Leben der verkümmerten Wesen. Auch sie sind echte Baumthiere, wie der Affe oder das Eichhorn: aber diese glücklichen Geschöpfe beherrschen die Baumkronen, während jene sklavisch an sie gebunden sind und sich elend abmühen müssen, um kriechend von einem Zweige zum anderen zu gelangen. Eine Strecke, welche für das leichte und übermüthige Volk der Höhe eine Lustwandlung ist, muß dem Faulthiere wie eine weite Reise erscheinen. Ihr Baumleben steht mit dem ganzen Leibesbau im innigsten Einklang; ihre leibliche Ausrüstung erlaubt ihnen nicht, ein anderes Reich zu bewohnen.

Höchstens zu einer Familie von wenig Mitgliedern vereinigt, führen die trägen, stumpfsinnigen Geschöpfe ein langweiliges Stillleben und wandern langsam, wenn auch noch viel schneller, als man annimmt, von Zweig zu Zweig. Im Verhältniß zu den Bewegungen auf dem Erdboden besitzen sie freilich noch eine ausnehmende Geschicklichkeit im Klettern. Ihre langen Arme erlauben ihnen weit zu greifen, und die gewaltigen Krallen gestatten ihnen ein müheloses Festhalten an den Zweigen. Sie klettern allerdings ganz anders, als die übrigen Baumthiere; denn bei ihnen ist das die Regel, was bei den anderen als Ausnahme erscheint. Den Leib nach unten hängend, reichen sie mit ihren langen Armen nach den Aesten empor, haken sich hier mittelst ihrer Krallen fest und schieben sich gemächlich weiter von Zweig zu Zweig, von Ast zu Ast. Oft aber bringen sie Tage und Nächte zu, ohne sich zu bewegen, immer in derselben Stellung, den Leib nach unten hangend. Blos wenn sie fressen, zeigen sie sich thätiger, als sonst, und in der Dämmerung sind sie noch am lebendigsten. Sie nähren sich ausschließlich von Knospen, jungen Trieben oder auch wohl von Früchten, und finden in dem reichlichen Thau, welchen sie von den Blättern ablecken, hinlänglichen Ersatz für das ihn fehlende Wasser. Die große Trägheit, welche ihnen ihren Namen verschafft hat, bekundet sich auch beim Erwerb, bei der Aufnahme ihrer Nahrung: sie sind nicht nur im höchsten Grade genügsam und anspruchslos, sondern auch befähigt, Tage lang, ja, wie Einige behaupten, Wochen lang zu hungern und zu

dürften, ohne irgend welchen Schaden zu nehmen. So lange ihnen ein Baum Nahrung gewährt, verlassen sie denselben nicht; erst wenn die Weide knapp wird, denken sie daran, eine Wanderung anzutreten, und steigen dann langsam zwischen die tiefen Zweige hernieder, suchen sich eine Stelle aus, wo sich das Geäst der benachbarten Bäume mit dem ihres Weidebaumes verbindet und haken sich auf der luftigen Brücke zu jenem hinüber.

Auf der Erde sind die armseligen Baumsklaven fremd. Ihr Gang ist ein so mühseliges Fortschleppen des Leibes, daß er immer das Mitleid des Beschauers wach ruft. Der langsamen Landschildkröte vergleichbar, sucht das Faulthier die plumpe Leibesmasse fortzuschaffen. Mit weit von sich gestreckten Gliedern, auf die Ellbogen gestützt, die einzelnen Beine langsam im Kreis weiter bewegend, schiebt es sich allmählich vorwärts: der Bauch schleppt dabei fast beständig auf der Erde, und Kopf und Hals bewegen sich fortwährend langsam von einer Seite zur andern, als müßten sie das Gleichgewicht des so überaus unbeholfenen Geschöpfes vermitteln. Die Zehen der Füße werden während des Ganges in die Höhe gezogen und die Krallen nach innen geschlagen. Der Fuß berührt also mit dem Außenrande nnd fast nur mit dem Handknochen den Boden. Es leuchtet ein, daß ein solches Gehen mit unglaublicher Langsamkeit vor sich gehen muß. Man ist durch Nichts, nicht einmal durch Stöße im Stande, diese Bewegungsart zu beschleunigen. Auf der Erde erkennt selbst das Faulthier, so stumpf und gleichgiltig es sonst auch ist, seine traurige, hilflose Lage. Ueberrascht man es zufällig bei seinem Gange oder setzt man ein gefangenes auf die flache Erde, so streckt es den kleinen Kopf auf seinem langen Halse empor, richtet den Vordertheil des Leibes etwas auf und bewegt langsam und mechanisch einen seiner Arme im Halbkreis gegen seine Brust, als wolle es seinen Feind mit den gewaltigen Krallen umklammern. Die Unbeholfenheit und Langsamkeit verleiht ihm einen eigenthümlich kläglichen Ausdruck, welcher selbst den Forscher ergreift, der doch ein Thier in seinem wahren Werthe zu würdigen versteht. — Man sollte nicht meinen, daß dieses Geschöpf, welches so traurig dahinhaspelt, fähig wäre, sich aus dem Wasser zu retten, wenn es durch irgend ein Mißgeschick in dasselbe geräth. Aber es ist wirklich so; das Faulthier, welches in einen Fluß fällt, schwimmt ganz leidlich, indem es sich rascher, als beim Klettern selbst bewegt, den Kopf hoch über den Wasserspiegel emporhält, die Wellen ziemlich leicht durschneidet und wirklich das feste Land wieder gewinnt. Hieraus geht hervor, daß der Name Faulthier, so richtig er im Grunde auch ist, sich doch eigentlich blos auf die Gehbewegungen unseres Thieres bezieht; denn auf den Bäumen ist seine Trägheit, wie bemerkt, lange nicht so groß, als man früher annehmen zu müssen glaubte, irrgeleitet durch die übertriebenen Schilderungen der ersten Beobachter. Jetzt weiß man, daß das Faulthier eine Höhe von hundert Fuß in weniger als zwanzig Minuten ersteigen kann, also in einer Minute sich doch immer ganze sechs Fuß weit fortbewegt.

Außerordentlich schwer hält es, ein Faulthier, welches sich fest an einen Ast geklammert hat, von demselben los zu machen.

Beim Schlafen und Ruhen nimmt das Faulthier eine ganz ähnliche Stellung an, wie gewöhnlich. Es stellt die vier Beine dicht an einander, beugt den Leib fast kugelförmig zusammen und senkt den Kopf gegen die Brust, ohne ihn jedoch auf derselben ruhen zu lassen oder ihn darauf zu stützen; und in dieser Lage hängt es wirklich oft ganze Tage und Nächte genau auf derselben Stelle, ohne zu ermüden. Nur ausnahmsweise sucht es mit den Vorderarmen einen höheren Zweig zu fassen, hebt den Körper dadurch vorn empor und stützt vielleicht sogar seinen Rücken auf einen anderen Ast. Eine so bequeme Lage bereitet es sich jedoch nur sehr selten. So unempfindlich das Thier gegen Hunger und Durst zu sein scheint, so empfindlich zeigt es sich gegen Nässe und die damit verbundene Kühle.

Nur höchst selten und gewöhnlich blos des Abends oder bei anbrechendem Morgen, oder auch wenn sich das Faulthier beunruhigt fühlt, vernimmt man seine Stimme. Sie ist nicht laut und besteht aus einem kläglichen, geradeaus gehaltenen, feinen, kurzen und schneidenden Tone, welcher von Einigen mit einer oftmaligen Wiederholung des Lautes I wiedergegeben wird. Ein Mitglied der Familie führt den Namen Ai, und dieser sollte das Geschrei ausdrücken. Die neueren Beobachter aber haben niemals von einem Faulthiere Töne vernommen, welche Doppel-Lauten gleichen, oder gar, wie frühere Beobachter ebenfalls behaupten, aus einem auf- und absteigenden Akkord bestehen. Bei Tage hört man von dem Faulthier höchstens tiefe Seufzer. Beim Gehen oder Humpeln auf der Erde aber schreit es fast nie, selbst wenn es auf das äußerste gereizt wird.

Es muß schon aus dem bereits Mitgetheilten hervorgehen, daß die geistigen Fähigkeiten der Faulthiere außerordentlich gering sind. Alle Sinne scheinen im hohen Grade stumpf zu sein. Alle Faulthiere zeigen nicht die geringste Spur von Verstand, vielmehr eine Stumpfheit,

Dummheit und Gleichgiltigkeit, wie kein einziges anderes Säugethier; sie erkennen keinen anderen Gegenstand, als die Blätter, welche sie fressen. Man nennt sie harmlos, weil sie keine Bosheit zeigen; damit will man aber ausdrücken, daß sie überhaupt keiner geistigen Regungen fähig sind. Sie haben keine Leidenschaften; sie fühlen weder Haß, noch Liebe, weder Freundschaft für andere Mitglieder ihrer Art, noch Feindschaft gegen andere Geschöpfe; sie kennen keine Furcht, besitzen aber auch keinen Muth; sie scheinen keine Freude zu haben, aber auch der Traurigkeit unzugänglich zu sein. Ohne recht zu wissen, was sie wollen, vertheidigen sie sich gegen ihre Feinde, wenn sie angegriffen werden.

Es läßt sich fast erwarten, daß solche Thiere blos ein einziges Junges werfen. Das Eine scheint der Mutter schon zu viel zu sein. Vollkommen behaart, ja sogar mit bereits ziemlich entwickelten Krallen und Zehen kommt das Junge zur Welt und klammert sich sofort nach seiner Geburt mit diesen Krallen an den langen Haaren der Mutter fest, mit den Armen ihren Hals umschlingend. Nun schleppt es die Alte immer in derselben Weise überall mit sich herum. Anfangs scheint es, als betrachte sie ihr Kind mit großer Zärtlichkeit; doch diese Mutterliebe erkaltet gar bald, und die stumpfsinnige Alte gibt sich kaum die Mühe, das Junge zu füttern und zu reinigen, oder ihm andere Ammendienste zu leisten.

Die Trägheit des Faulthieres zeigt sich auch, wenn es gemißhandelt oder verwundet wird. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß die niedrigsten Thiere verhältnißmäßig die größten Mißhandlungen, Verletzungen und Schmerzen erleiden können; bei dem Faulthier nun scheint sich diese allgemeine Thatsache ebenfalls zu bestätigen. Die unglaubliche Lebenszähigkeit des Faulthieres offenbart sich übrigens auch in anderer Weise. Es erträgt fürchterliche Verwundungen mit der Gleichgiltigkeit eines Leichnams. Oft verändert es nach einer tüchtigen Schrotladung, die man ihm in den Leib schoß, nicht einmal die Stellung. Nach Schomburgk widersteht es auch dem furchtbaren Urarigift der Indianer am längsten.

Man kann nicht eben sagen, daß das hilflose Geschöpf viel Feinde habe. Durch sein Baumleben entgeht es den gefährlichsten, welche es bedrohen, den Säugethieren nämlich, und höchstens die großen Baumschlangen mögen ihm zuweilen nachstellen. Dazu kommt, daß sein Pelz im allgemeinen ganz die Färbung der stärkeren Aeste zeigt, an denen es unbeweglich hängt, wie die Frucht an einem Baume, und daß schon das geübte Falkenauge der Indianer dazu gehört, um ein bewegungslos verharrendes Faulthier aufzufinden. Uebrigens ist das Thier doch nicht so ganz wehrlos, als es auf den ersten Blick hin scheinen mag. Auf dem Baume ist ihm natürlich schwer beizukommen, und wenn es auf dem Boden überrascht und angegriffen wird, wirft es sich schnell genug noch auf den Rücken und faßt seinen Angreifer mit den Krallen, ihn in einer Weise umarmend, daß ihm, auch wenn er stark ist, Hören und Sehen vergeht. Man kennt ein Beispiel, daß ein gefangenes und an einer wagrecht stehenden Stange aufgehängtes Faulthier den Hund, welchen man auf dasselbe gehetzt hatte, plötzlich mit seinen Armen umklammerte und ihn vier Tage lang fest hielt, bis er starb, ohne daß es möglich gewesen wäre, den Hund ihm zu entreißen. Drei Männer sollen nicht im Stande sein, ein Faulthier von dem Baumast loszureißen, an welchen es sich angeklammert hat.

Ueber das Gefangenleben der Faulthiere war bis jetzt nur höchst wenig bekannt. Wir haben erfahren, daß das Faulthier einige Mal lebend nach Europa gebracht worden ist. Schon Buffon erzählt, daß der Marquis von Montmirail ein Faulthier in Amsterdam kaufte, welches man bisher im Sommer mit zartem Laub und im Winter mit Schiffszwieback ernährt hatte. Der Marquis erhielt das Thier drei Jahre am Leben und fütterte es mit Brod, Aepfeln und Wurzeln, welche Gegenstände sein Gefangener mit den Klauen seiner Vorderfüße nahm und so zum Munde führte. Gegen Abend wurde das Thier munter, ohne übrigens je eine Leidenschaft zu zeigen, und niemals bewies es, daß es seinen Wärter kennen gelernt habe.

Nach Beobachtungen, die ich selbst an einem Faulthier des Thiergartens in Amsterdam zu machen die Freude hatte, kann ich behaupten, daß die gefangenen Faulthiere nichts weniger als traurige, langweilige Geschöpfe, sondern im Gegentheil ungemein fesselnde und in jeder Hinsicht würdige Mitglieder eines Thiergartens sind.

Kees, so heißt das dort lebende Faulthier, bewohnt seinen Käfig bereits seit neun Jahren und befindet sich jedenfalls so wohl in der Gefangenschaft, als andere Thiere auch. Wer jemals Säugethiere lebend gehalten hat, weiß, daß er sehr froh sein kann, wenn seine Gefangenen durchschnittlich neun Jahre am Leben bleiben, und wer nur einigermaßen die zahnarmen Thiere kennt, wird zugestehen müssen, daß solche Zeit für ein Mitglied dieser merkwürdigen Gesellschaft sicherlich eine sehr hohe ist. Der Käfig, in welchem Kees gehalten wird, hat in der Mitte ein Holzgerüst, an welchem sein Bewohner emporklettern kann; unten ist er dick mit Heu ausgepolstert;

nach den Seiten hin schließen ihn starke Glasscheiben ab; von oben her ist er offen. Wenn man bei Tage einen Besuch abstattet, sieht man in diesem Glaskasten nur einen Ballen, welcher lebhaft an einen Haufen von trockenem Riedgras erinnert; denn die struppigen, braungrau und schwärzlich gefärbten Haare des Faulthieres sind in der ungewöhnlichsten Weise geordnet und laufen von mehreren Haarwirbeln so verschieden aus, daß an einen Strich eigentlich nicht zu denken ist. Dieser Ballen erscheint formlos, weil man von den Gliedmaßen des Thieres eigentlich so gut als Nichts sieht. Bei genauerer Betrachtung ergibt sich, daß Kees seine gewöhnliche Ruhe- oder Schlafstellung angenommen hat.

Aber der Haarballen bekommt, wenn man es recht anfängt, sehr bald Leben; denn Kees ist keineswegs so stumpfsinnig, als man behauptet, sondern ein gar netter, braver Gesell, welcher nur richtig behandelt sein will. Der Vorsteher des Gartens oder auch einer der Wärter braucht blos an den Käfig zu treten und ein paarmal „Kees, Kees!“ zu rufen: da sieht man, wie der Haarballen nach und nach Leben bekommt. Bedächtig, oder wie man auch wohl sagen kann, langsam und etwas schwerfällig entwirrt sich der Knäuel und nach und nach entwickelt sich aus ihm ein, wenn auch nicht gerade wohlgebildetes Thier, so doch keineswegs eine Mißgestalt, wie man gesagt hat, keineswegs ein aller höheren Fähigkeiten und Gefühle bares Wesen. Langsam und gleichmäßig erhebt das Thier einen seiner langen Arme und hängt die scharfen Krallen an eine der Querleisten des Gerüstes. Hält man ihm an das obere Gitter eine Leckerei, zumal ein Stückchen Zucker, so klimmt er ziemlich rasch nach oben, um diese Lieblingsspeise zu erhalten, schnüffelt an der Wand herum und öffnet die Schnauze so weit, als er kann, gleichsam bittend, daß man ihm doch das Stückchen Zucker gleich ins Maul hineinfallen lasse. Dann frißt er schmatzend mit zugemachten Augen und beweist deutlich genug, wie sehr ihm die Süßigkeit behagt.

Recht komisch sieht es aus, wenn das Faulthier sein Maul aufmacht. Die Lippen sind keineswegs so unbeweglich, als man gesagt hat, und nichts weniger als hornähnlich; sie sind auch ziemlich unwesentlich bei der Arbeit des Fressens, denn die lange, schmale, spitze Zunge ersetzt ihnen die fehlende Beweglichkeit. Diese Zunge erinnert schon recht lebhaft an die Wurmzungen der verwandten Zahnlosen, zumal an die der Ameisenbären. Das Faulthier kann sie weit aus dem Halse hervorstrecken und fast handartig gebrauchen.

Man füttert Kees mit allen möglichen Pflanzenstoffen; gekochter Reis und Möhren bleiben aber seine Hauptspeise. Das Faulthier ist nicht im Stande, ein Stückchen glatt zu beißen, und die Zähne brechen mehr, als sie schneiden. Man bemerkt in der Möhre die Eindrücke von allen, welche benutzt wurden, in unregelmäßigen Zwischenräumen. Ein kleiner Teller voll Reis und drei Möhren genügen übrigens vollkommen zur täglichen Nahrung unseres Thieres.

Der Nutzen, welchen die Faulthiere den menschlichen Bewohnern ihrer Heimat gewähren, ist außerordentlich gering. Nur in manchen Gegenden essen die Wilden und die Neger das Fleisch, dessen unangenehmer Geruch und Geschmack den Europäer anekelt. Aus dem sehr zähen, starken und dauerhaften Leder macht man Ueberzüge und Taschen. Auch das Faulthier steht auf der Liste der Thiere, welche einem sichern Untergang entgegengehen; nur in den tiefsten und undurchdringlichsten Wäldern vermag es sich zu halten, und so lange noch die herrlichen Bäume, welche ihm Obdach und Nahrung gewähren, verschont bleiben von der mörderischen Axt des immer weiter und weiter sich ausbreitenden Europäers, so lange wird es noch sein freudeloses Leben fristen.

Es darf uns nicht wundern, daß über die Faulthiere die sonderbarsten Sagen und Märchen verbreitet wurden, einfach durch die Sucht der Uebertreibung, welche so viele Leute kundgeben. So z. B. sagt Stedmann, daß das Faulthier oft zwei Tage brauche, um auf den Gipfel eines mäßigen Baumes zu gelangen, und denselben nicht verlasse, so lange es Etwas zu fressen finde. Während des Hinaufklimmens soll es nur verzehren, was ihm zur Reise nöthig ist; im Wipfel angekommen, entblößt es diesen aber gänzlich. So thut es, um nicht zu verhungern, wenn es wieder auf die unteren Aeste kommt, um einen anderen Baum aufzusuchen; denn hätte es den unteren Theil des Wipfels abgefressen, so müsse es den Beschwerden der Reise nach anderen Bäumen natürlich erliegen. Einige sagen auch, daß es, um sich die Mühe zu ersparen, seine Glieder zu bewegen, sich zusammenkugelt und vom Baume fällt. — Spätere Reisebeschreiber erwähnen noch hie und da des merkwürdigen Geschöpfes, und jeder bemüht sich, die alten Fabeln gehörig wieder aufzuwärmen und wo möglich mit neuen Zusätzen zu bereichern. Erst der Prinz von Wied gibt seine klaren und vorurtheilsfreien Beobachtungen, und nach ihm hauptsächlich Quoy und Gaimard, und endlich Schomburgk.



Das dreizehige Faulthier (Bradypus tridactylus).

Man unterscheidet gegenwärtig fünf verschiedene Arten von Faulthieren und zählt sie zwei Sippen zu, von denen die eine (Bradypus) an den Vorder- und Hinterfüßen drei lange Sichelkrallen und einen äußerlich sichtbaren Schwanz, die andere (Choloepus) an den Vorderfüßen nur zwei Sichelkrallen und einen nicht sichtbaren Schwanz besitzt.

Letzterer angehörig ist der Uano (Choloepus didactylus), ein Thier von ungefähr zwei Fuß Länge oder etwas mehr als Katzengröße, von graubrauner Farbe, welche an der Innenseite der Gliedmaßen etwas dunkelt, und auf der Oberseite durch die schmuzig gelben, weißen Haarspitzen lichter erscheint. Die Haare selbst sind auf dem Rücken sehr lang und schlicht, im Kreuz entgegen gesträubt, gegen das Gesicht hin aber ganz kurz. Die Vorderschnauze ist nackt und nur mit einigen Härchen bedeckt. Diese Sippe hat sieben Halswirbel.

Das hier stehende Bild macht uns mit dem dreizehigen Faulthier oder Ai (Bradypus tridactylus) bekannt. Die Länge eines vollkommen ausgewachsenen Männchens beträgt 19½ Zoll, wovon 1½ Zoll auf den Schwanz kommen. Die Vorderklauen sind 2¼ Zoll, die hinteren noch nicht ganz zwei Zoll lang. Der Pelz besteht aus feinem, kurzem und dichtem Wollenhaar, an welchem man die wahre Zeichnung des Thieres am besten wahrnehmen kann, und einem langen, trockenen, harten, etwas glatten, heuähnlichen Grannenhaar. Derselbe ist blaßröthlich, aschgrau, am Bauche silbergrau gefärbt. Die Klauen sind gelblich oder bräunlich gelb. Auf dem Rücken sind die Haare abgenutzt, entweder durch Reibung auf Baumästen, oder aber durch die Jungen, welche die Mütter auf dem Rücken tragen.

Der Uano bewohnt hauptsächlich Guyana und Surinam, der Ai dagegen die Ostküste Brasiliens bis nach Rio Janeiro hinab. Andere Arten leben im östlichen Brasilien und Peru, und eine Art hauptsächlich im Nordwesten jenes großen Kaiserreichs.

Unseren jetzigen Faulthieren, welche man mit Recht auffallende Thiere nennt, gingen noch weit ungeheuerlichere Geschöpfe voraus, die Riesenfaulthiere nämlich. Das waren zahnarme Thiere von gewaltigen Körperverhältnissen und überaus plumpem Knochenbau, deren ungeheueres

Leibesgewicht ein Baumleben geradezu verbot. Sie waren also entschieden Pflanzenfresser und als solche auf den Boden gebunden. Nach den in Buenos Ayres im aufgeschwemmten Land aufgefundenen versteinerten Knochen gehörten dieselben einem Thiere an, welches unserm Elefanten an Größe vollkommen gleich kam und Riesenthier (Megatherium Cuvieri) genannt wurde. In der Neuzeit fand man noch andere ähnliche Thiere auf, wie das Riesenkrallenthier (Megalonyx) und das Riesenfaulthier (Mylodon). Alle diese Thiere vereinigt man in einer besonderen Familie, welche als Mittelglied zwischen den Faulthieren und den Gürtelthieren angesehen werden muß.

Scharrthiere.

(Gürtelthier.) Die Gürtelthiere, Ameisenfresser und Schuppenthiere unterscheiden sich, was Gestalt und Lebensweise anbelangt, so auffallend von einander, daß eine Gesammtbeschreibung der Ordnung der dritten Reihe kaum möglich ist, oder mindestens nur sehr ungenügend ausfallen muß. Wir wenden uns deshalb auch hier unmittelbar zur Betrachtung der einzelnen Familien.

Die Gürtelthiere (Dasypodes) sind, wie die Faulthiere, eine durchaus verkommene Familie. Im Vergleich zu dem, was sie in der Vorzeit waren, kann man sie höchstens Zwerge nennen. Das Glyptodon oder Riesengürtelthier erreichte die Größe des Nashorns, und die Vertreter anderer Sippen wenigstens den Umfang des Ochsen, während in der Jetztzeit die Gürtelthiere im ganzen höchstens 4½ Fuß, ohne Schwanz aber nur 3 Fuß lang, und etwa 1 Fuß hoch werden. Alle Gürtelthiere sind plumpe Geschöpfe mit gestrecktem langschnäuzigen Kopfe, großen Schweinsohren, langem starken Schwanz und kurzen Füßen, welche sehr starke Grabklauen tragen. Ihren Namen haben sie von der eigenthümlichen Beschaffenheit ihres Panzers; derselbe ist nämlich durch die mitten auf dem Rücken aufliegenden Gürtelreihen besonders ausgezeichnet und unterscheidet sich gerade durch die Reihenordnung der Schilder von dem Schuppenkleide anderer Säugethiere. Die mittelsten Gürtel, welche zur Unterscheidung der Arten dienen, obgleich sie auch bei ein und derselben Art nicht immer in gleicher Anzahl vorkommen, bestehen aus länglich viereckigen Tafeln, während das Schulter- und Kreuzschild aus Querreihen vier- oder sechseckiger Platten gebildet wird, zwischen denen sich kleine unregelmäßige Platten einschieben. Auch der Scheitelpanzer ist aus unregelmäßigen, meistens fünf- oder sechseckigen Schildchen zusammengesetzt, und der Schwanz vollends ist durchaus unregelmäßig bepanzert. Unsere Thiere sind übrigens nur auf ihrer Oberseite bepanzert; die Unterseite ihres Leibes wird von gröberen oder feineren borstenartigen Haaren bedeckt, und solche Borsten schieben sich auch überall zwischen den Schildern hindurch.

Alle Gürtelthiere sind Bewohner Amerikas, namentlich des Südens. Sie leben in freien und sandigen Ebenen, auf Feldern und dergleichen, und kommen blos am Saume der Wälder vor, ohne in dieselben einzudringen. Nur während der Paarung finden sich mehrere von ein und derselben Art zusammen; während der übrigen Jahreszeit lebt jedes Gürtelthier für sich, ohne um die übrigen Geschöpfe sich viel zu kümmern. Alle Arten sind entweder vollständige, oder fast vollständige Nachtthiere und verbergen sich bei Tage soviel als möglich vor dem Licht der Sonne. Zu diesem Zwecke graben sie sich Gänge; die meisten nicht eben solche von großer Ausdehnung; eine Art und Sippe aber, die merkwürdigste der ganzen Familie, lebt durchaus unterirdisch, wie der Maulwurf. Die eigentlichen Gürtelthiere graben sich ihre Baue am allerliebsten am Fuß großer Ameisen- und Termitenhaufen, und dies aus dem sehr leicht einleuchtenden Grunde, weil ihre Nahrung vorzugsweise in Kerbthieren und namentlich in Ameisen besteht. Würmer und andere Kerfe werden nur gelegentlich von ihnen mit aufgenommen, und blos die allergrößte Noth treibt sie, Wurzeln und Samen, oder eher noch weiche Pflanzentheile, sowie vollständig in Fäulniß übergegangenes Aas zu genießen.

Mit Beginn des Abenddunkels kommen die gepanzerten Feiglinge aus ihren tiefen, unterirdischen Bauen hervor und strolchen eine Zeit lang umher, langsamen Schrittes von einem Orte zu dem anderen sich bewegend. Keine einzige Art versteht zu klettern oder zu schwimmen; die Erde ist ihr eigentliches Element. Hier sind sie zu Hause, wie wenig andere Thiere. So langsam

und träg sie scheinen, wenn sie gehen oder sich sonst bewegen, so schnell und behend sind sie, wenn es gilt, sich in die Erde zu graben. Aufgescheucht, erschreckt und verfolgt, wissen sie nichts Anderes zu thun, als sich so recht im eigentlichen Sinne des Worts der Erde anzuvertrauen. Und sie verstehen das Graben wirklich so meisterhaft, daß sie buchstäblich vor sichtlichen Augen sich versenken können. Ihre außerordentliche Wehrlosigkeit würde sie auch ihren Feinden schutzlos überliefern, wenn sie nicht diese Art der Flucht auszuführen verständen. Eine Art besitzt noch das Vermögen, sich in eine Kugel zusammen zu rollen, wie unser Igel; doch thut sie dies blos im alleräußersten Nothfall und beginnt sobald als möglich sich wieder in die Erde zu vergraben und zu verstecken.

Die Gürtelthiere sind durchaus harmlose, friedliche Geschöpfe von stumpfen Sinnen, und ohne jede Spur höherer geistiger Fähigkeiten. Ihre Stimme besteht in knurrenden Lauten, ohne Klang und Ausdrück; sie lassen aber blos bei größter Erregung einen Ton vernehmen.

Auch die Gürtelthiere gehen ihrer gänzlichen Ausrottung entgegen. Ihre Vermehrung ist gering. Einige Arten werfen zwar bis neun Junge; allein das Wachsthum derselben geht so außerordentlich langsam vor sich, und die Thiere sind den vielen Feinden, welche sie haben, so wenig gewachsen, daß an ein Häufigerwerden der Arten nicht gedacht werden kann.

Die eigentlichen Gürtelthiere oder Armadille (Euphractus) haben sämmtlich mehr oder weniger dieselbe Gestalt. Der Rumpf ist gedrungen, die Beine sind niedrig; der Schwanz ist kegelförmig und mittellang, gepanzert und steif; der Schildpanzer ist knöchern und vollständig mit dem Leibe verwachsen. In der Mitte verlaufen sechs oder mehr bewegliche Gürtel. Alle Füße sind fünfzehig, die Krallen der Vorderfüße zusammengedrückt, die äußeren schwach nach auswärts gedreht. In der Lebensweise ähneln sich alle Armadille oder eigentlichen Gürtelthiere sehr.

Alle Gürtelthiere führen in der guaranischen Sprache den Geschlechtsnamen Tatu; dieser ist deshalb auch von vielen Gelehrten in die europäischen Sprachen herübergenommen worden. Der Name Armadill ist spanischen Ursprungs und bedeutet eigentlich so viel als Gerüsteter oder Gepanzerter. Man belegt mit dieser Benennung vorzugsweise das gemeine oder sechsbindige Gürtelthier.

Alle Gürtelthiere leben nicht in einem bestimmten Gebiet, sondern ändern öfters ihr Lager. Dies besteht in einer gangförmigen, vier bis sieben Fuß langen Höhle, welche von ihnen selbst gegraben wird. An der Mündung ist die Höhle kreisförmig und hat nach der Größe des Thieres einen Durchmesser von neun Zoll bis zwei Fuß; gegen das blinde Ende zu wird der Gang immer weiter und zuletzt kesselartig, so daß sich das Thier im Grunde bequem umdrehen kann. In den Wildnissen gehen die Gürtelthiere bei Tage aus, wenn der Himmel bewölkt und ihnen das grelle Sonnenlicht nicht beschwerlich fällt; in bewohnten Gegenden verlassen sie die Baue nicht vor einbrechender Dämmerung, streifen dann aber die ganze Nacht durch umher. Es ist ihnen vollkommen gleichgiltig, ob sie sich zu ihrer Höhle zurückfinden oder nicht, denn sie graben sich, falls sie den Weg verfehlt haben sollten, ohne weitere Umstände eine neue. Sie legen ihre Baue hauptsächlich unter Ameisen- oder Termitenhaufen an, weil sie hierdurch gleich in den Stand gesetzt werden, ihre hauptsächlichste Nahrung mit größter Bequemlichkeit auch bei Tage einzusammeln. Nächst den Ameisen oder Termiten besteht ihre Nahrung vorzüglich aus Käfern und deren Larven, aus Raupen, Heuschrecken und Erdwürmern. Ganz unzweifelhaft steht auch fest, daß die Gürtelthiere Pflanzennahrung zu sich nehmen; denn man hat solche in ihrem Magen vorgefunden.

Es läßt sich erwarten, daß die Streifereien der Gürtelthiere immer nur innerhalb eines kleinen Kreises stattfinden können. Der gewöhnliche Gang aller Armadille ist ein sehr langsamer Schritt, und die größte Beschleunigung, deren sie fähig sind, ein etwas schnellerer Wechsel der Beine, welcher sie aber niemals so rasch fördert, daß sie ein Mensch nicht einholen könnte. Sätze zu machen, oder sich schnell und gewandt herum zu drehen, sind ihnen Dinge der Unmöglichkeit. Ersteres verwehrt die Schwerleibigkeit, das letztere der enge Anschluß des Panzers. So können sie denn, wenn sie ihren Lauf auf das äußerste beschleunigen wollen, nur in gerader Richtung oder in einem sehr großen Bogen dahintrollen, und sie würden ihren verschiedenen Feinden geradezu widerstandslos preisgegeben sein, wenn sie nicht andere Kunststücke verständen. Was ihnen an Gewandtheit gebricht, wird durch ihre große Muskelkraft ersetzt. Diese zeigt sich besonders in der Schnelligkeit, mit welcher sie sich in die Erde eingraben, und zwar an Stellen, wo eine Haue nur mit Mühe eindringt, z. B. am Fuße von Termitenhügeln. Ein ausgewachsener Tatu, welcher einen Feind in der Nähe wittert, braucht nur drei Minuten, um einen Gang zu graben, dessen Länge die seines Körpers schon um ein

Beträchtliches übertrifft. Sobald sie sich über Körperlänge eingegraben haben, ist selbst der stärkste Mann nicht mehr im Stande, sie am Schwanze wieder rückwärts aus dem Gange herauszuziehen. Da ihre Höhlen niemals größer sind, als zum Einschlüpfen eben erforderlich, brauchen sie nur ihren Rücken etwas zu krümmen, dann leisten die Ränder der Binden nach oben und die scharfen Klauen nach unten hin so starken Widerstand, daß alle Manneskraft vergeblich ist, ihn zu bewältigen.

Das Weibchen wirft im Winter oder im Frühjahr drei bis neun Junge und hält sie während einiger Wochen sorgsam in ihrer Höhle versteckt. Wahrscheinlich dauert die Säugezeit nicht lange, denn man sieht die Jungen bald genug im Felde umherlaufen. Sobald sie einigermaßen erwachsen sind, geht jedes seinen eigenen Weg, und die Alte bekümmert sich nicht im geringsten mehr um ihre Sprößlinge.

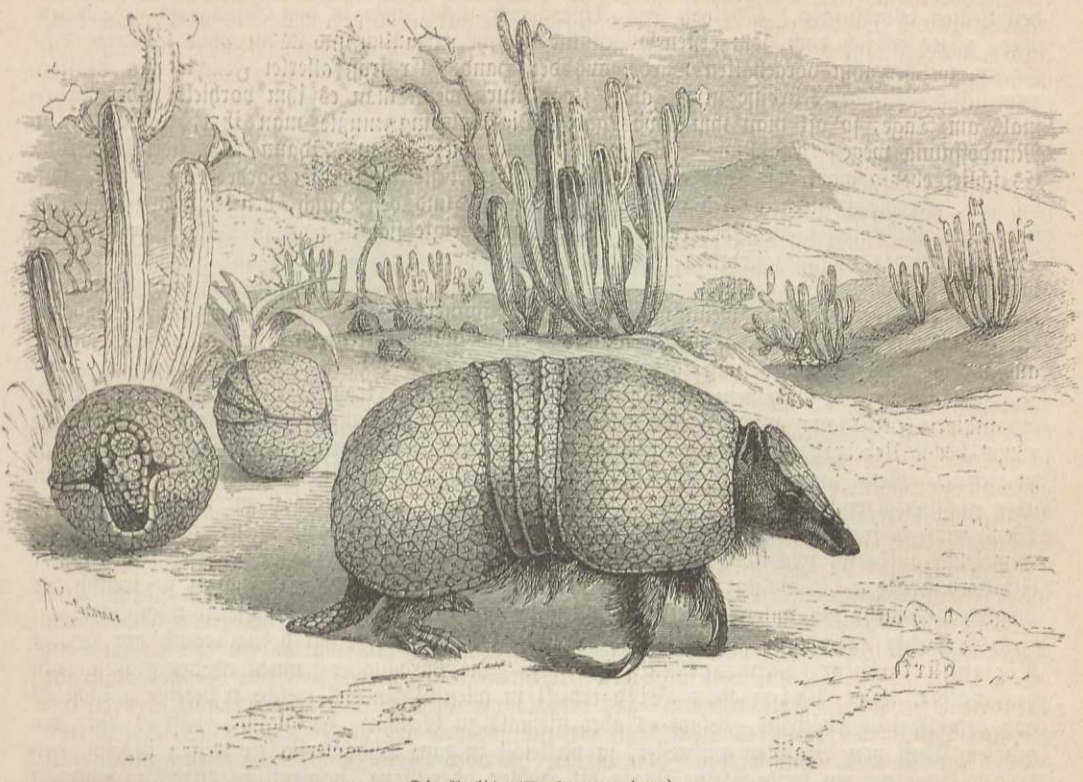
Man jagt den Tatu gewöhnlich bei Mondschein. Der Jäger bewaffnet sich blos mit einem dicken Stock von hartem Holz, welcher am Ende spitz oder auch keulenförmig zuläuft, und sucht mit einigen Hunden das Wild auf. Bemerkt der Tatu die Hunde noch rechtzeitig, so flieht er augenblicklich nach seiner eigenen Höhle oder gräbt sich so schnell als möglich eine neue — viel lieber, als daß er in einem fremden Baue seine Zuflucht suchte. Kommen die Hunde aber dem Tatu auf den Leib, ehe er die Höhle gewinnt, so ist er verloren. Da sie ihn mit den Zähnen nicht anpacken können, halten sie ihn mit der Schnauze und den Pfoten fest, bis der Jäger hinzukommt und das Thier durch einen Schlag auf den Kopf erlegt. Wenn es von den Hunden gepackt ist, denkt es nie daran, sich irgendwie zu vertheidigen, obgleich es augenscheinlich mit seinen Krallen bedeutende Verletzungen beibringen könnte. Alle Gürtelthiere nämlich sind den Südamerikanern überaus verhaßte Geschöpfe, weil sie wirklich vielfache Unglücksfälle verschulden. Die kühnen Reiter der Steppen, welche den größten Theil des Lebens auf dem Pferde zubringen, werden häufig genug durch die Arbeit der Gürtelthiere im höchsten Grade belästigt. Das Pferd, welches in gestrecktem Galopp dahinjagt, tritt plötzlich in eine Höhle und wirft den Reiter ab, daß er in weitem Bogen dahinschießt. Pferde und Rinder brechen auch wohl ein Bein bei solchen Gelegenheiten, und deshalb verfolgen die Eigenthümer aller Meiereien die armen Panzerträger auf das erbittertste und grausamste.

Nur äußerst selten werden in Paraguay Tatus aufgezogen. Sie sind zu traurige und ihres Grabens wegen auch zu schädliche Hausgenossen, als daß der Mensch sich besonders mit ihnen befreunden könnte. Niemals beweisen sie durch irgend eine Handlung, daß sie Verstand besitzen. Den Menschen scheinen sie kaum von anderen Geschöpfen, mit denen sie leben, zu unterscheiden.

Die Nahrung besteht in der Gefangenschaft aus Würmern, Kerbthieren, Larven und rohem oder gekochtem Fleisch, welches man ihnen aber in kleinen Stücken vorwerfen muß, weil sie von größeren Nichts abbeißen können. Sie ergreifen die Speisen mit den Lippen oder mit ihrer sehr ausdehnbaren und mit vielen Warzen bedeckten Zunge. Man hat häufig Gürtelthiere nach Europa gebracht; doch haben sie hier die Gefangenschaft nicht lange ausgehalten. Im Thiergarten zu London brachte man sie zur Paarung. Die Jungen kamen blind zur Welt, und ihre noch weiche Haut zeigte alle Falten und Felder des erwachsenen Thieres. Auch im kölner Thiergarten warf ein Weibchen zwei Mal je zwei Junge.

Der Nutzen der Gürtelthiere ist nicht unbedeutend. Die Indianer essen das Fleisch aller Arten leidenschaftlich gern, die Europäer blos das von zwei Arten. Rengger versichert, daß gebratenes und mit spanischem Pfeffer und Citronensaft versetztes Gürtelthierfleisch eins der angenehmsten Gerichte sei. Bei reichlicher Weide werden die Thiere so fett, daß der ganze Leib gleichsam in Fett eingewickelt scheint. Die Indianer Paraguays verfertigen aus dem Panzer kleine Körbe, die Botokuden aus dem abgestreiften Schwanzpanzer Sprachrohre.

Eins der bekanntesten Gürtelthiere ist der Tatupoyu der Guaranas, d. h. der Tatu mit der gelben Hand, von uns gewöhnlich der borstige Armadill oder das sechsbindige Gürtelthier genannt (Euphractus setosus). Es hat unter allen Verwandten das häßlichste und schwerfälligste Aussehen. Auf dem Nacken finden sich neun neben einander stehende, länglich-viereckige Schildchen, auf dem Vorderrücken seitlich sieben, in der Mitte fünf Reihen von unregelmäßigen, sechseckigen Plättchen. Auf diesen Schulterpanzer folgen sechs von einander getrennte, bewegliche Gürtel von länglich-viereckigen Schildern, und hierauf der Kreuz- oder Hüftenpanzer, welcher aus zehn Reihen länglich-viereckiger Schildchen besteht. Die Farbe der Schildchen ist bräunlichgelb; durch die Reibung an den Wänden der Höhlen jedoch werden sie zuweilen lichtgelb oder gelblichweiß. Die Haare sind licht, die der bloßen Haut braun. Die



Die Bolita (Euphractus Apar).

ganze Länge des Thieres beträgt 1 Fuß 6 Zoll, die Schwanzlänge 9 Zoll, die Höhe am Widerrist 9 Zoll.

Von den übrigen Gürtelthieren verdienen noch zwei Arten erwähnt zu werden. Die eine ist der Apar oder Matako der Eingeborenen, die Bolita der Spanier (Euphractus Apar), ein noch sehr unbekanntes Thier, von welchem bereits behauptet wurde, daß die Beschreibungen von einem zusammengesetzten Balge herrührten. Azara gibt jedoch eine so klare Schilderung, daß an dem Vorhandensein des betreffenden Thieres gar nicht gezweifelt werden kann. Er sagt, daß sich der Matako nicht in Paraguay vorfinde, sondern erst ungefähr unter dem sechs und dreißigsten Grade südl. Breite vorkomme: „Einige nennen ihn Bolita, weil er der einzige unter allen Tatus ist, welcher, wenn er sich fürchtet oder gefangen werden soll, den Kopf, den Schwanz und die vier Beine versteckt, indem er aus dem ganzen Leibe eine Kugel bildet, welche man wie einen Ball nach allen Richtungen rollen kann, ohne daß sie sich auflöst. Man kann die Kugel auch nur mit großer Gewalt aufrollen. Die Jäger tödten das Thier, indem sie es heftig gegen den Boden werfen. Seine Länge von der Schnauzenspitze bis zum Schwanzende beträgt 17 Zoll. Der Schwanz mißt 2⅔ Zoll; er ist nicht rund oder kegelförmig, wie bei den übrigen, außer an der Spitze, denn die Wurzel ist breitgedrückt. Die Schuppen sind auch nicht wie bei den übrigen, sondern ähneln mehr dicken Körnern und ragen weit hervor.

Anton Göring erhielt eine lebende Bolita aus St. Louis, ihrer eigentlichen Heimat oder derjenigen Gegend, wo sie am häufigsten vorkommt. Dort lebt das Thier, ganz wie Azara angibt, im freien Felde, ob auch in selbst gegrabenen Höhlen, konnte Göring nicht erfahren. Die Eingeborenen nehmen es beim Fange der andern Gürtelthiere, welche, wie bemerkt, eine Lieblingsspeise der Gauchos bilden, gelegentlich mit. Weil aber der Matako ein possirliches Geschöpf ist, findet er gewöhnlich Gnade vor ihren Augen und wird für die Gefangenschaft erhalten. Da spielen dann die Kinder des Hauses mit ihm, kugeln ihn hin und her oder lassen ihn auf einem Bret dahinlaufen und erfreuen sich an dem Geklapper, welches er durch sein

sonderbares Auftreten hervorbringt. Göring wurde oft besucht und gebeten, seinen Gefangenen den Leuten vorzuführen. Obgleich das Thier noch nicht lange in der Gefangenschaft gewesen war, zeigte es sich doch vom ersten Augenblick an sehr zutraulich und nahm ohne Weiteres das Futter, welches ihm vorgehalten wurde, aus der Hand. Er fraß allerlei Früchte und Blätter, namentlich Pfirsiche, Kürbisse und Salat, zwar nur, wenn man es ihm vorhielt, aber mehrmals am Tage, so oft man ihm etwas gab. Die Nahrung mußte man ihm, seiner kleinen Mundöffnung wegen, in dünne Stückchen schneiden; diese nahm es dann sehr zierlich zu sich. Es schlief ebenso wohl bei Tage als bei Nacht. Dabei streckte es die Vorderbeine gerade vor sich hin, zog die Hinterbeine ein und legte sich auf sie und den Bauch, den Kopf bog es herab und legte ihn zwischen die Vorderbeine. Der Rücken zeigte sich in jeder Stellung sehr gewölbt. Das Thier war nicht im Stande, sich eigentlich auszustrecken. Obgleich es in Gegenwart von mehreren Personen ganz ruhig fraß und umherlief, zog es sich doch augenblicklich zusammen, wenn man es berührte und wenn man es drückte, immer stärker, bis es zur fast vollendeten Kugel zusammengerollt war. Sobald man von ihm abließ, streckte es sich allmählich wieder aus und setzte seine Wanderung fort.

Das Thier war ungemein zierlich und seine Bewegungen, trotz ihrer Sonderbarkeit, wirklich anmuthig. Der Gang auf den Spitzen der mehr als Zoll langen, gebogenen Nägel hatte etwas höchst Ueberraschendes und verfehlte auch nie, die Bewunderung aller Zuschauer auf sich zu ziehen. Wenn man es frei ließ, versuchte es so eilig als möglich zu entfliehen, sobald ihm aber ein Verfolger, z. B. ein Hund, auf die Ferse kam, rollte es sich zur Kugel zusammen. Wenn man diese Kugel auf der Erde hinkollerte, blieb sie fest geschlossen; sobald aber die Bewegung aufhörte, wickelte das Thier sich auf und lief davon. Die Hunde bewiesen keine größere Erbitterung gegen die Bolita, als gegen alle übrigen Gürtelthiere. Diese hassen sie freilich wo möglich noch mehr als unseren Igel und fallen sie mit Wuth an, wo sie dieselben erblicken.

Die letzte Art, der Riese aller noch lebenden Gürtelthiere, trägt deshalb auch den Namen Riesengürtelthier (Euphractus giganteus). Die Paraguaner nennen es den großen Tatu der Wälder. Der Prinz von Wied erhielt in allen Gegenden, welche er bereiste, Nachricht von dem Riesengürtelthiere, bekam es aber niemals zu Gesicht. Er glaubt, daß es über den größten Theil von Brasilien verbreitet, ja vielleicht in ganz Südamerika zu treffen ist. In den großen Urwaldungen fanden seine Jäger oft Höhlen oder Baue, namentlich unter den Wurzeln der alten Bäume, und man konnte von deren Weite einen Schluß auf die Größe des Thieres fällen. Die eingeborenen Jäger versicherten, daß es hierin einem starken Schweine gleichkomme, und die Baue und noch mehr die Schwänze, welche der Prinz bei den Botokuden fand, schienen diese Aussage nur zu bestätigen, denn er fand bei denselben Sprachrohre, welche sie geradezu „Tatuschwanz" nennen, von vierzehn Zoll Länge und von drei Zoll Durchmesser an der Wurzel.

Aus später gemachten Untersuchungen ergibt sich, daß das Riesengürtelthier eine Länge von drei Fuß und darüber erreicht, und der Schwanz über ein und einen halben Fuß lang wird. Stirn und Schädel werden von sehr unregelmäßigen Knochentafeln bedeckt. Der Schulterpanzer besteht aus zehn Gürtelreihen, zwischen welchen sich hinten an den Seiten noch eine Reihe einschiebt. Bewegliche Binden sind zwölf bis dreizehn vorhanden. Der Hüftpanzer enthält sechzehn bis siebzehn Reihen. Die Schilder sind vier- oder rechteckig, auch fünf- oder sechseckig, die hinteren Reihen des Hüftpanzers unregelmäßig. Der Schwanz wird von viereckigen und unregelmäßigen Knochentafeln bedeckt.

Das Merkwürdigste am ganzen Thiere dürfte jedoch das Gebiß sein; in der oberen Reihe finden sich je 24 bis 26, in der unteren Reihe je 22 bis 24 Zähne, wovon jedoch häufig mehrere ausfallen; immerhin aber enthält das Gebiß 90 bis 100 Zähne oder wenigstens Werkzeuge, welche die Zähne vertreten! In der vorderen Hälfte der Reihen sind es nämlich blos dünne Platten, und erst nach hinten zu werden sie allmählich dicker. Was das Riesengürtelthier mit dieser Masse von Zähnen anfängt, ist geradezu unerklärlich, da es sich, soviel man bis jetzt weiß, in der Nahrung durchaus nicht von den übrigen Arten unterscheidet.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß fast in allen Ordnungen, ja selbst in allen Familien der Thiere sich gewisse Glieder finden, welche den Uebergang zwischen anderen Ordnungen und bezüglich Familien zu bilden scheinen, weil sie lebhaft an andere Thiere erinnern. Ein solches Uebergangsthier sehen wir in dem Schildwurf oder der Gürtelmaus (Chlamydophorus truncatus) vor uns. Das merkwürdigste Geschöpf ist ein Uebergangsglied von den



Der Schildwurf (Chlamydophorus truncatus).

Gürtelthieren zu den Maulwürfen! Allerdings muß diese Behauptung richtig verstanden werden. Die Gürtelthiere bilden eine so scharf begrenzte Familie nach Außen hin, daß auch die Gürtelmaus nicht wesentlich von dem allgemeinen Gepräge abweicht; gleichwohl drängt sich dem Forscher immer die Maulwurfsähnlichkeit des merkwürdigen Geschöpfes auf.

Der Amerikaner Harlan entdeckte im Jahre 1824 die Gürtelmaus unweit Mendoza, einer Stadt am westlichen Ende der Pampas in dem Freistaate Rio de la Plata, und zwar zu dem höchsten Erstaunen der Landeseinwohner, welche von ihrem Dasein kaum Kunde hatten. Lange Zeit kannte man blos zwei Stück, welche in den Sammlungen von Philadelphia und London aufbewahrt wurden, glücklicherweise aber aufs genaueste untersucht werden konnten. Erst vor wenigen Jahren erhielt Hyrtl noch einige, und somit konnte der innere Leibesbau und die äußere Beschreibung des Thieres vollständig gegeben werden. Der Schildwurf zeigt eine der abweichendsten Gestalten in der Ordnung der Scharrthiere und gehört hinsichtlich der höchst eigenthümlichen Bildung seines, den Körper deckenden, fast lederartigen Hornpanzers zu den merkwürdigsten Geschöpfen der ganzen Thierwelt. Dieses sonderbare Wesen, welches mit den Gürtelthieren noch die größte Aehnlichkeit hat, ist gegen dieselben und im Verhältniß selbst zu den kleinsten bis jetzt bekannten Arten von wahrhaft zwerghafter Gestalt, während es andererseits sowohl in Bezug auf seine Form, als noch mehr auf seine Lebensweise lebhaft an die Maulwürfe erinnert. Der Zahnbau ist einfach. Vorder- und Eckzähne fehlen gänzlich, und die Backenzähne, von denen jederzeit sowohl im Ober- als Unterkiefer acht sich vorfinden, sind von einer Schmelzschicht umgeben, ohne Wurzeln und in der unteren Hälfte hohl. Sie haben eine walzenförmige Gestalt und sind mit Ausnahme der beiden vordersten in jedem Kiefer, welche etwas spitzig sind und dadurch eine entfernte Aehnlichkeit mit Eckzähnen erhalten, auf der Kaufläche abgeflacht. Die ganze Oberseite des Körpers ist von einem fast lederartigen, hornigen Schildpanzer bedeckt, der ziemlich dick und weniger biegsam als Sohlenleder ist, auf dem Kopfe nahe an der Schnauzenspitze beginnt, sich über den ganzen Rücken bis auf den Hintertheil erstreckt und daselbst senkrecht abfällt, wodurch das Thier wie abgestutzt und gleichsam wie verstümmelt erscheint. Dieser Panzer, welchen meist regelmäßige Querreihen oder Gürtel von größtentheils rechteckigen, zum Theil aber auch rautenförmigen und selbst unregelmäßigen, höckerartigen Schildern zusammensetzen, ist keineswegs so, wie bei den Gürtelthieren, allenthalben fest mit der Körperhaut verbunden, sondern liegt größtentheils nur lose auf derselben auf, daher er auch an den Seiten des Körpers klafft und aufgehoben werden kann. Dagegen ist er am Vordertheile des Kopfes fest mit den Knochen verbunden und ebenso am Hintertheile des Körpers, wo er eine abgestutzte Fläche bildet. Obgleich die Zwischenräume, welche die Gürtel von einander trennen, nicht besonders groß sind, so gestatten sie doch den einzelnen Gürteln einen ziemlichen Grad von Beweglichkeit, der sogar auf die Fähigkeit des Thieres schließen läßt, seinen Leib kugelförmig zusammenrollen zu können. Der vollkommen unbewegliche, mit dem Schwanze

blos durch eine Haut verbundene Panzer des Hintertheiles endlich, welcher in einem rechten Winkel von dem Körper abfällt und völlig flach ist, besteht aus fünf bis sechs halbkreisförmig gestellten Reihen von Schildchen, theils rechteckiger, theils rautenförmiger Gestalt. Der ganze Schildpanzer ist auf seiner Oberseite sowohl, wie auch an seiner freien Unterseite unbehaart und völlig glatt, nur an den unteren Rändern desselben befinden sich zahlreiche und ziemlich lange, seidenartige Haare. Dagegen ist die Haut des Thieres allenthalben und selbst unterhalb des Panzers ziemlich dicht von langen, feinen und weichen, fast seidenartigen Haaren bedeckt. Die Länge des Körpers beträgt 4 Zoll 11 Linien, die des Schwanzes 1 Zoll 4 Linien, die Höhe am Widerrist 1 Zoll 11 Linien.

Ueber die Lebensweise des Schildwurfs fehlen bis heute noch alle genaueren Nachrichten. In den Werken über Thierkunde findet sich blos Folgendes: Das Thier lebt in sandigen Ebenen und gräbt sich, ganz wie unser europäischer Maulwurf, lange Gänge unter dem Boden, vermeidet es sorgsam, diesen Palast unter der Erde zu verlassen und kommt wahrscheinlich blos durch Zufall an die Oberfläche herauf. Es soll im Stande sein, mit der größten Schnelligkeit den Boden zu durchwühlen oder, wie der Maulwurf, gerade zu durchlaufen. Auf der Oberfläche der Erde sind seine Bewegungen nur langsam und ungeschickt. Höchst wahrscheinlich jagt es nach Maulwurfsart Kerfen und Würmern nach, vielleicht nimmt es auch mit zarten Wurzeln vorlieb. Ueber die Fortpflanzung weiß man nur soviel, daß die Vermehrung eine geringe ist. Die Eingeborenen behaupten, das Weibchen trage seine Jungen versteckt unter der Gürteldecke.

Nach den Mittheilungen von Göring lebt der Schildwurf nicht blos in der Provinz Mendoza, sondern auch in St. Louis. Die Spanier nennen ihn Pichi ciego (blindes Thierchen), weil sie glauben, daß er ganz blind wäre.

Er bewohnt sandige, trockene, steinige Gegenden, hauptsächlich solche, welche mit dornigem Gestrüpp und Kaktus bewachsen sind. Den Tag über hält er sich stets im Innern der Erde versteckt; nachts aber erscheint er auch auf der Oberfläche, und namentlich bei Mondschein läuft er außen herum, am liebsten unter den Gebüschen. Man jagt das Thier nirgends, sondern fängt es nur zufällig, vorzugsweise beim Auswerfen der Bewässerungsgräben, welche man da zieht, wo man Felder anlegen will. Einige Male ist es auch beim Fang der anderen Gürtelthiere mit gefunden worden. In der letzteren Zeit hat man der häufigen Nachfragen wegen sich etwas mehr Mühe gegeben, Pichi ciegos zu erlangen; doch muß dies sehr schwer sein, da Göring, welcher sich sieben Monate dort aufhielt, trotz aller Anstrengungen und der lockendsten Versprechungen, nicht ein einziges lebend oder frisch getödtet erhalten konnte. Noch heutigen Tages ist der Pichi ciego ein Gegenstand der Bewunderung der Eingeborenen. Man läßt jeden Gefangenen so lange leben, als er leben kann und bewahrt ihn dann als große Merkwürdigkeit auf, so gut es eben gehen will, wie es überhaupt den Südamerikanern eigen ist, Thiere, welche ihnen merkwürdig vorkommen, in der Gefangenschaft zu halten, ohne daß sie jedoch daran dächten, sie auch zu pflegen. Da die Leute das Abbälgen und Ausstopfen nicht verstehen, findet man solche merkwürdige Geschöpfe oft als Mumien in ihren Händen.

* * *

(Ameisenscharrer.) Die Familie der Ameisenfresser oder Ameisenscharrer (Myrmecophaga) ist noch weit ärmer an Arten, als die der Gürtelthiere; die Arten haben aber so viel Selbstständiges, daß die meisten auch als Vertreter eigener Sippen betrachtet werden müssen.

Der langgestreckte, mit Haaren bedeckte Leib dieser Thiere ruht auf niedrigen, starken Beinen. Der Hals ist kurz, dick und wenig beweglich. Der Kopf ist lang, die Schnauze walzenförmig; die Augen sind klein; die Ohren verschieden. Der Schwanz ist bei den einen lang und buschig, bei den anderen sehr lang, glatthaarig und greiffähig, und bei den dritten wieder kurz und schlaff. An den kurzen Füßen sitzen vorn zwei bis vier, hinten vier bis fünf Zehen, welche mit sehr starken Grabenägeln versehen sind. Diese Nägel aber unterscheiden sich bei jeder einzelnen Sippe, ja, bei jeder einzelnen Art ganz wesentlich. Im Gerippe sind immer fünf Zehen angedeutet. Auch das Gebiß zeigt große Unterschiede. Bei den Erdferkeln besteht es nur aus Backzähnen in veränderlicher Anzahl, je nach dem Alter des Thieres, und zwar finden sich fünf bis acht in jeder Reihe des Oberkiefers und fünf bis sechs in jeder Reihe des Unterkiefers. Bei den Ameisenbären sucht man vergeblich nach Zähnen; denn jede Spur derselben fehlt. Der Mund ist so klein, daß er eigentlich nur ein Loch vorn an der Schnauze bildet, durch welches die Zunge eben heraus und herein kann. Diese erinnert lebhaft an die der

Spechte. Sie hat unseren Thieren mit Fug und Recht den Namen „Wurmzüngler" verschafft; denn sie ähnelt wirklich einem langen Wurme und kann durch eigenthümliche Muskeln auffallend lang hervorgeschoben werden.

Die Ameisenfresser bewohnen die Steppen Süd- und Mittelafrikas und einen großen Theil von Südamerika. Trockene Ebenen, Felder, Steppen oder auch Wälder, in denen es zahlreiche Ameisen- und Termitenhaufen gibt, sind die Wohnplätze der merkwürdigen Gesellen. Je öder und einsamer die Gegend ist, um so mehr geeignet erscheint sie den Ameisenfressern, denn um so ungestörter können sie ihren Vernichtungskriegen gegen die pflanzenverwüstenden Termiten obliegen. Die meisten Arten wohnen in selbstgegrabenen, großen unterirdischen Höhlen oder tiefen Gängen, und sie verstehen das Graben so meisterhaft, daß sie in kürzester Frist einen neuen Gang sich ausscharren, ebensowohl um einen Raubzug gegen das wüthende Heer der Ameisen zu unternehmen, oder um sich vor Verfolgungen zu schützen. Die anderen Arten leben theils in Löchern zwischen den Baumwurzeln, theils auf den Bäumen. Keine einzige Art hat einen bestimmten Aufenthalt; die Thiere schweifen umher und bleiben da, wo es ihnen gefällt, an nahrungsreichen Orten länger, als an nahrungsarmen. Mit Tagesanbruch wird ein Gang gegraben. Darin verhält sich der Ameisenfresser bis zum Abend, dann kommt er heraus und trollt weiter. Nur die auf den Bäumen lebenden sind wirkliche Tagesthiere, alle übrigen abgesagte Feinde des Lichtes. Der Geselligkeit sind sie nicht zugethan; jeder einzelne lebt für sich und höchstens zur Zeit der Paarung mit seinem Gatten zusammen, aber immer nur kurze Zeit. Alle sind mehr oder weniger träge und schläfrige Gesellen, schwerfällig, langsam, unbeholfen in ihren Bewegungen, langweilig in ihrem Wesen, stumpfsinnig, dumm und ungeschickt, geistig wie leiblich.

Ihre Nahrung nehmen sie auf höchst sonderbare Weise zu sich. Sie öffnen mit ihren furchtbaren Krallen einen Termitenbau oder einen Ameisenhaufen, strecken ihre lange, klebrige Zunge hinein, lassen die erbosten Ameisen sich wüthend darauf festbeißen und ziehen sie plötzlich, wenn das schwarze Heer in wimmelndem Gedränge auf dem klebrigen Faden herumtanzt, in den Mund zurück mitsammt den Ameisen, die sich gerade darauf befinden. Einige Ameisenfresser können auch kleine Würmer, Käfer, Heuschrecken und andere Kerfe mit den Lippen aufnehmen und verschlucken, und die kletternden Arten sind im Stande, mit ihrer langen Zunge nach Spechtart verborgene Kerfe und Würmer aus Ritzen und Höhlen hervorzuziehen. Sie sollen sogar nach Honig lüstern sein.

Unter den Sinnen sind der Geruch und das Gehör am meisten ausgebildet. Das Gefühl offenbart sich auf der Zunge. Die übrigen Sinne aber scheinen ungemein stumpf zu sein. Ihre geistigen Fähigkeiten sind höchst gering. Sie sind ängstlich, vorsichtig, harmlos, kurz schwachgeistig, und nur wenige machen von ihren furchtbaren Waffen Gebrauch, umfassen ihre Feinde mit den langen Armen und Krallen und zerfleischen sie auf gefährliche Art. Die Stimme besteht in einer Art von Brummen, Murren oder Schnauben, eine Art scheint aber vollkommen stumm zu sein. Die Vermehrung ist eine sehr geringe. Das Weibchen bringt nur ein Junges zur Welt, schützt und vertheidigt es mit großer Liebe und schleppt es lange auf dem Rücken umher.

Dem Menschen werden blos diejenigen Arten schädlich, welche in der Nähe der Wohnungen ihrem Ameisenfange nachgehen und zu diesem Zwecke den Boden auf weite Strecken hin unterwühlen. Dagegen nützt man die erlegten Ameisenfresser, indem man Fleisch, Fell und Fett, auch wohl die Krallen verwerthet. Die erste Sippe der Familie enthält die Erdschweine (Orycteropus), soviel man weiß, drei einander höchst ähnliche, plumpe Thiere.

Unsere Abbildung stellt das kapische Erdferkel (Orycteropus capensis) vor, ein tüchtiges Thier, welches ausgewachsen fast vier Fuß, mit dem Schwanze sechs Fuß lang, am Widerrist anderthalb Fuß hoch wird und dabei ein Gewicht von ungefähr einem Centner erreicht. Die Haut ist sehr dick; die glatt anliegenden und ziemlich spärlich vertheilten Haare sind steif und borstenartig. Auf der Oberseite des Körpers ist das Haar etwas kürzer, als auf der Unterseite, wo es namentlich an den Zehenwurzeln büschelartig hervortritt. Die Färbung ist eine sehr gleichmäßige. Der Rücken und die Seiten sind gelblichbraun mit röthlichem Anfluge, die Unterseite und der Kopf lichtröthlichgelb, Hintertheil, Schwanzwurzel und Gliedmaßen braun; neugeborene Junge sind fleischfarben.

Die holländischen Ansiedler am Vorgebirge der guten Hoffnung haben dem Thiere zuerst den Namen Erdferkel (Ardvarkens) beigelegt, weil das Fleisch im Geschmack dem des wilden Schweines wirklich nahe kommt.



Das kapische Erdferkel (Orycteropus capensis).

Das kapische Erdferkel bewohnt blos Südafrika, verbreitet sich aber, namentlich auf der Westseite Südafrikas, ziemlich weit nach Norden hin, — wie weit, ist nicht bekannt. Seine Lebensweise erinnert in jeder Hinsicht an die der Gürtelthiere. Wie diese lebt es nur im flachen Lande, in Wüsten, Ebenen und Steppen, wo die Ameisen und Termiten das große Wort führen. Wenn es an einen Ameisen- oder Termitenbau kommt, beschnoppert es ihn zuerst sorgfältig von allen Seiten; dann geht das Graben los, und das Thier wühlt sich in die Erde, bis es auf das Hauptnest oder wenigstens einen Hauptgang der Ameisen geräth. In solche Hauptgänge, welche bei den Termitenhügeln meist einen Zoll im Durchmesser haben, steckt nun das Erdferkel seine lange, klebrige Zunge, läßt sie voll werden und zieht sie dann mit den Ameisen zurück, und dies wiederholt es so lange, bis es sich vollkommen gesättigt hat. Manchmal schlürft es auch geradezu mit den Lippen Hunderte von Ameisen auf ein Mal ein, und in dem eigentlichen Neste der Termiten, in welchem Millionen dieser Kerfe durch einander wimmeln, frißt es fast, wie ein Hund, mit jedem Bissen Hunderte zugleich verschlingend. So geht es von einem Bau zum anderen und richtet unter den Alles verwüstenden Termiten nun seinerseits die größte Verheerung an. Mit dem Grauen des Morgens zieht es sich in die Erde zurück.

Das Erdferkel ist außerordentlich vorsichtig und scheu und vergräbt sich auch nachts bei dem geringsten Geräusch unverzüglich in die Erde. Seine große Stärke befähigt es, mancherlei Gefahren abzuwehren. Der Jäger, welcher ein Erdferkel wirklich überrascht und festhält, setzt sich damit noch keineswegs in den Besitz der erwünschten Beute. Wie das Gürtelthier, stemmt sich auch das Erdferkel, selbst wenn es nur halb in seiner Höhle ist, mit aller Kraft gegen die Wandungen derselben, gräbt die scharfen Klauen fest in die Erde, krümmt den Rücken und drückt ihn mit solcher Gewalt nach oben, daß es kaum möglich wird, auch nur ein einziges Bein auszulösen und das Thier herauszuziehen. Ein einzelner Mann vermag dies nie; selbst mehrere Männer haben gerade genug mit ihm zu thun.

Ueber die Paarung und Fortpflanzung fehlen noch genauere Nachrichten. Auch ist es bis jetzt noch nicht gelungen, ein Erdferkel längere Zeit am Leben zu erhalten. Heuglin bemühte sich vergebens, eines, welches er geraume Zeit lebend hatte, mit nach Europa zu bringen.

Die wahren Ameisenbären (Myrmocephaga), welche die zweite Sippe der Familie bilden, haben mit dem Erdschweine nur sehr geringe Aehnlichkeit. Der Körper ist gestreckter, der Kopf und zumal die Schnauze noch weit mehr verlängert, als bei dem Erdschwein; der Schwanz erreicht fast die Hälfte der Körperlänge; ein dichter, struppiger, eigenthümlicher Pelz deckt den Leib, zumal die Oberseite. Die hinteren Gliedmaßen sind schlank und schwächer, als die Vorderbeine. Beide Füße zeigen im Gerippe fünf Zehen. Diese sind aber nicht sämmtlich mit Krallen bewaffnet. Die Mundspalte ist sehr klein, die Zunge aber lang, dünn und gerundet, an einen Wurm erinnernd. Die Ohren und Augen sind sehr klein. Noch auffallender ist der innere Leibesbau. Durch die Verlängerung des Antlitztheiles wird die Schnauze lang, röhrenförmig, und die Nasenröhre bildet so einen langen Doppelgang. Der Zwischenkiefer ist sehr klein und gekrümmt, mit dem Oberkiefer auch blos durch Knorpel verbunden. Vergeblich sucht man nach Zähnen, jede Spur derselben fehlt.

Rengger hat das Beste über das Leben des Thieres geschrieben, was wir kennen. Derselbe berichtet: „Paraguay besitzt zwei Arten von Ameisenfressern. Der eine wird in der guaranischen Sprache Yurumi, d. h. kleiner Mund, genannt, der andere trägt den Namen Cuguare. Der Pelz des Yurumi (Myrmocephaga jubata) besteht aus dichten, steifen, rauh anzufühlenden Borstenhaaren. Kurz am Kopfe verlängern sich dieselben längs des Nackens und Rückgrates, wo sie eine Mähne bilden, bis auf neun Zoll, und am Schwanze von zehn bis funfzehn Zoll Länge, während sie am übrigen Körper, um und an den Beinen, blos drei bis vier Zoll lang sind. Die Farbe des Pelzes ist ziemlich verschieden. Am Kopfe erscheint die Gesammtfarbe Aschgrau mit Schwarz gemischt. Fast die nämliche Farbe haben der Nacken, der Rücken und zum Theil auch die Seiten des Rumpfes, die vorderen Beine und der Schwanz. Die Kehle, der Hals, die Brust, der Bauch, die Hinterfüße und die untere Seite des Schwanzes sind schwarzbraun. Ein schwarzer, nach hinten spitz zulaufender Streifen erstreckt sich vom Kopfe und der Brust über den Rücken in schiefer Richtung bis zum Kreuz; er wird eingefaßt von zwei schmalen, blaßgrauen Streifen, die mit ihm gleichlaufen. Eine schwarze Binde bedeckt das Ende des Vorderarms, und auch die Zehen der Vorderfüße, sowie die nackten Theile des Körpers sind schwarz."

„Die Größe des erwachsenen Yurumi beträgt vier Fuß zwei Zoll, die Länge des Schwanzes ohne Haare zwei Fuß zwei Zoll, mit den Haaren aber wenigstens drei Fuß, oft etwas darüber. Somit erreicht das Thier eine Gesammtlänge von sieben und ein viertel Fuß; aber man findet zuweilen alte Männchen, welche noch größer sind."

„Das Aussehen des Yurumi ist äußerst häßlich. Sein Kopf hat die Gestalt eines langen, schmächtigen, in Etwas nach unten gebogenen Kegels; er endet mit einer kleinen, stumpfen Schnauze. Beide Kinnladen sind gleich lang; die untere hat nur wenig Bewegung, indem der Mund blos wie eine Spalte erscheint, die höchstens einen starken Mannsdaumen aufnehmen kann; die Nasenlöcher sind halbmondförmig, die Augen klein und tief im Kopfe sitzend; die Ohren gleichfalls klein, etwas über einen Zoll breit, ebenso lang und oben abgerundet. Der Hals scheint seiner langen Haare wegen dicker als der Hinterkopf; der Rumpf ist groß, unförmig und von oben nach unten etwas breitgedrückt; die Glieder sind kurz, die Vorderarme breit und sehr muskelig. Die vorderen Füße erreichen eine Länge von 6 Zoll und sind mit vier Zehen versehen, an denen sich ein dicker, gleich Adlerskrallen zusammengedrückter Nagel findet. Dieser ist am ersten oder innersten Zehen 5 Linien lang und beinahe gerade, am zweiten 1¾ Zoll lang, gebogen und am inneren Rande scharf; am dritten hat er eine Länge von 2½ Zoll, und die nämliche Gestalt wie der vorhergehende, nur daß er an seinen beiden Rändern scharf ist; am vierten Zehen endlich gleicht er in Größe und Form dem ersten. Im Gehen und im Ruhezustand legt das Thier diese Nägel, wie die Finger einer geschlossenen Hand, gegen die Fußsohle zurück, indem es nicht mit der Fläche, sondern mit dem äußeren Rande der Sohle auftritt, wo sich gleich hinter dem äußersten Zehen eine große Schwiele vorfindet. Das Thier tritt mit der ganzen Sohle des Hinterfußes auf. Der lange zottige Schwanz ist hoch und schmal und bildet eine wahre Fahne."

„Die Zunge, deren Dicke nicht mehr als 3—4 Linien beträgt, hat die Gestalt eines langen sich allmählich zuspitzenden Kegels; sie besteht aus zwei Muskeln, und zwei drüsenartige Körper sitzen auf ihrer Grundlage. Sie ist der Länge nach sehr ausdehnbar, indem das Thier sie beinahe anderthalb Fuß weit zum Maule herausstrecken kann."

„Der Yurumi kommt nicht häufig in Paraguay vor, wo er die menschenleeren oder doch wenig besuchten Felder im Norden des Landes bewohnt. Er hat weder ein bestimmtes Lager, noch sonst einen bestimmten Aufenthaltsort, sondern schweift bei Tage auf den Ebenen umher



Der Yurumi (Myrmecop haga jubata).

und schläft, wo ihn die Nacht überfällt; jedoch sucht er zu letzterem Zwecke eine Stelle zu gewinnen, wo das Gras sehr hoch ist, oder wo sich einige Büsche vorfinden. Man trifft ihn gewöhnlich allein an, es sei denn, daß ein Weibchen sein Junges mit sich führe. Sein Gang ist ein langsamer Schritt oder zuweilen, wenn er verfolgt wird, ein schwerfälliger Galopp, mit dem er aber so wenig vorrückt, daß ihn ein Mensch im Schritt einholen kann. Seine Nahrung besteht einzig und allein aus Termiten, aus Ameisen und den Larven von beiden. Um sich diese zu verschaffen, kratzt und reißt er mit den Nägeln seiner Vorderfüße die Erdhügel und die Erdhaufen, welche denselben zur Wohnung dienen, auf, streckt dann seine lange Zunge unter die von allen Seiten herzuströmenden Kerbthiere und zieht sie von denselben überzogen wieder in den Mund zurück. Dieses wiederholt er so lange, bis er gesättigt ist, oder bis keine Ameisen oder Termiten mehr zum Vorschein kommen."

„Die Tragzeit des Weibchens ist mir unbekannt. Es wirft im Frühjahr ein einziges Junges und trägt dasselbe einige Zeit lang mit sich auf dem Rücken herum."

„Es ist ein stilles, friedliches Thier, das weder dem Menschen, noch den anderen Säugethieren den geringsten Schaden zuzufügen sucht, es sei denn, daß es heftig gereizt werde. Man kann den Yurumi auf offenem Felde weite Strecken vor sich hertreiben, ohne daß er widersteht. Wird er aber mißhandelt, so setzt er sich auf die Sitzbeine und die Hinterfüße und breitet die Arme gegen seinen Feind aus, um ihn mit seinen Nägeln zu fassen."

„Ich habe lange Zeit einen Yurumi besessen, der noch kein Jahr alt war, als ich ihn erhielt. Man hatte ihn in einer Meierei am linken Ufer des Nexay zugleich mit seiner Mutter eingefangen, welche aber nach wenigen Tagen starb. Ich zog ihn mit Milch, Ameisen und



Der zweizehige Ameisenfresser (Cyclothurus didactylus). (S. 516.)

gehacktem Fleisch auf. Die Milch nahm er schlürfend zu sich, oder auch, indem er die Zunge darin badete und sie dann mit der wenigen ihr anhangenden Flüssigkeit in den Mund zurückzog. Die Ameisen suchte er im Hofe und in der Umgebung des Hauses auf."

„Das Fleisch und das Fell des Yurumi werden blos von den wilden Indianern benutzt; jedoch gibt es Landleute in Paraguay, die das letztere, unter das Betttuch gelegt, für ein untrügliches Mittel gegen das Lendenweh halten und es auch dagegen gebrauchen. Selten macht Jemand auf diesen Ameisenfresser Jagd; trifft man ihn aber zufälliger Weise auf dem Felde an, so ist es ein Leichtes, ihn mit dem Stocke durch einige Schläge auf den Kopf zu tödten. Diese Thiere sollten übrigens vom Menschen eher beschützt als verfolgt werden; statt schädlich zu sein, gewähren sie im Gegentheil großen Nutzen, indem sie die Termiten und die Ameisen vermindern, welche in einigen Gegenden von Paraguay so überhand genommen haben, daß dort keine Pflanzungen gedeihen können."

„Der Jaguar und der Cuguar sind neben dem Menschen wohl die einzigen Feinde des Yurumi. Die fabelhaften Erzählungen der Einwohner von Paraguay über Kämpfe, welche zwischen ihm und dem Jaguar stattfinden sollen, hat schon Azara widerlegt."

Nach weiteren Beobachtungen über die Lebensweise dieses Thieres ist es sicher, daß der Yurumi außer seiner Hauptnahrung sehr gern auch Wurmasseln und Tausendfüße, sowie Würmer verzehrt, falls diese nicht zu groß sind; denn dann kann er sie mit seinem kleinen Mund nicht fassen. Den Würmern soll er oft lange nachspüren und dabei mit seinen starken Klauen die morschen Stämme ganz zersplittern. In der Neuzeit ist es einige Male gelungen den Ameisenfresser lebend nach England und Spanien zu bringen, und dort hat man ihn auch ein paar Monate am Leben erhalten.

Die zweite Art dieser Sippe ist der Cuguare der Guaraner, der mittlere oder dreizehige Ameisenfresser der Lehrbücher (Tamandua tridactyla). Das Thier bewohnt so ziemlich dieselben Orte wie das vorige, reicht aber bis Peru hinüber. Seine Länge beträgt etwas über 3 Fuß, wovon beinahe 2 Fuß auf den Körper kommen; der Schwanz ist 16 Zoll lang. Die mittlere Höhe wird auf 12 bis 13 Zoll angegeben. Der Cuguare erreicht demnach kaum die Hälfte seines großen Verwandten. Er ist fast noch häßlicher, als dieser, obgleich er mit ihm bis auf den Schwanz viel Aehnlichkeit hat.

Bis jetzt hat man noch sehr wenig über das Leben dieses merkwürdigen Geschöpfes erfahren können. In Paraguay und Brasilien lebt der Cuguare überall in den einsamen, bewaldeten Gegenden, gern am Saume der Wälder und in Gebüschen, manchmal nahe an den Wohnungen

der Menschen. Er hält sich nicht blos auf dem Boden auf, sondern besteigt auch geschickt die Bäume, obgleich dies, wie bei den Faulthieren, ziemlich langsam vor sich geht; dabei versichert er sich, wie die echten Wickelschwänzler, sorgfältig mit dem Schwanze, auch im Sitzen. Um zu schlafen, legt er sich auf den Bauch, befestigt sich mit dem Schwanze, legt den Kopf mit der Schnauze gegen die Brust und deckt ihn ganz mit seinen beiden vorderen Armen zu. Seine Nahrung besteht, wie die des Yurumi, vorzugsweise aus Ameisen, und zwar hauptsächlich aus solchen, welche auf den Bäumen leben.

Eigenthümlich ist der starke moschusähnliche Geruch, welchen das Thier verbreitet, zumal wenn es gereizt wird. Er durchdringt das Fleisch und macht es für Europäer ganz ungenießbar; aber dennoch essen es die Indianer und Neger.

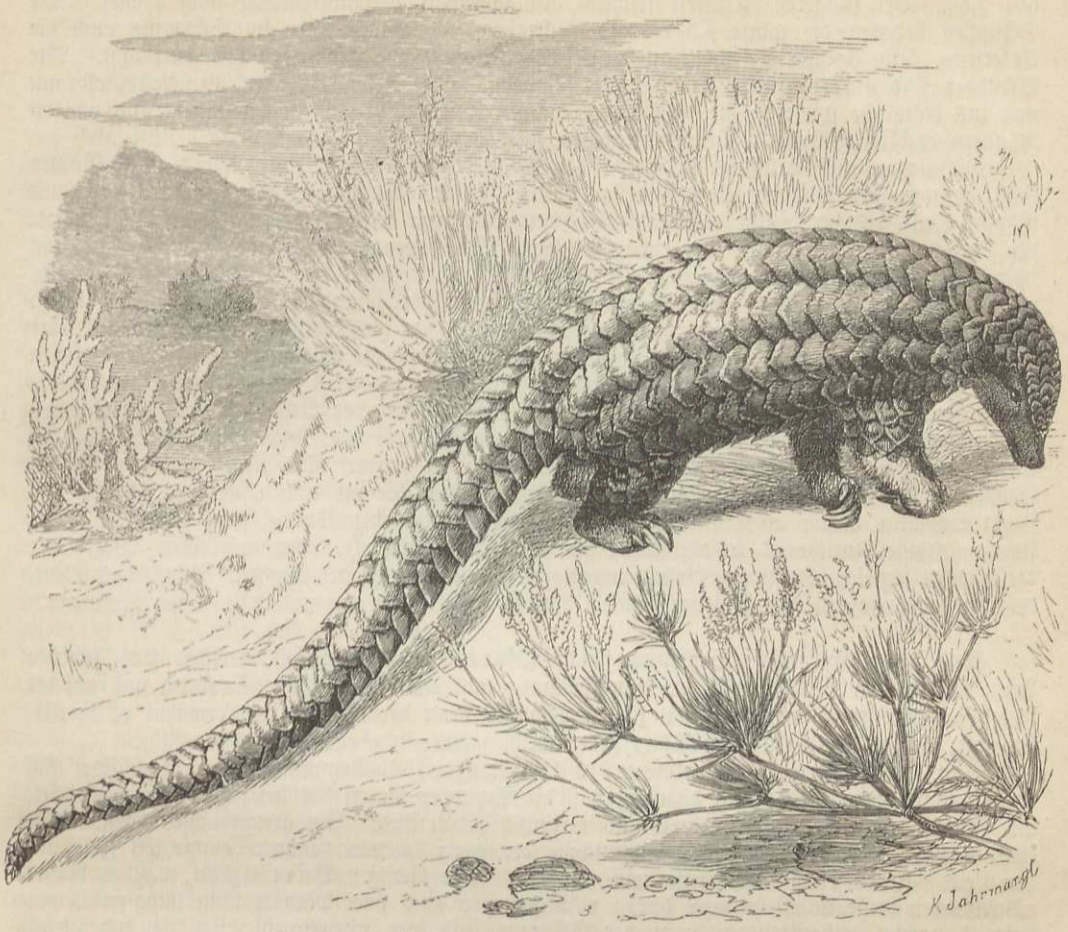
Die letzte Art ist der kleine oder zweizehige Ameisenfresser (Cyclothurus didactylus), ein Thierchen von der Größe des Eichhörnchens, ungefähr 15 Zoll lang, wovon der Wickelschwanz aber 7 Zoll wegnimmt. An den Vorderfüßen sitzen 4, an den hinteren aber 5 Zehen. Der seidenweiche Pelz ist oben fuchsroth und unten grau; die einzelnen Haare sind unten graubraun, oben schwarz, an der Spitze gelbbraun. Geringe Abänderungen in der Färbung kommen vor.

Im allgemeinen kann man sagen, daß der kleine Ameisenfresser ein besonders durch die Schönheit seines Felles ausgezeichnetes, zierliches Geschöpfchen ist, wenn auch seine Gestalt noch immer ziemlich plump erscheint. Sein Verbreitungskreis ist beschränkt. Man kennt ihn bisher blos aus dem nördlichen Brasilien und aus Peru, demnach aus Gegenden, welche zwischen dem 10. Grad südl. und dem 6. Grad nördl. Breite liegen. Im Gebirge steigt er zuweilen bis zu 2000 Fuß über das Meer empor. Er ist fast überall selten, oder wird selten gefunden. Die dichtesten Wälder sind sein Aufenthalt. Die Nacht ist die eigentliche Zeit seiner Thätigkeit; den Tag verschläft er im Gezweig der Bäume. Seine Bewegungen sind unbeholfen, langsam und abgemessen; doch klettert er geschickt und immer mit Hilfe des Schwanzes. Ameisen, Termiten, vielleicht auch Bienen und deren Larven bilden seine Nahrung.

* * *

(Schuppenthiere.) „Die Schuppenthiere sind geharnischte Ameisenbären." Mit diesen Worten bezeichnet Giebel sehr treffend die Mitglieder einer dritten Gruppe der Scharrthiere, zu denen uns nunmehr unsere Betrachtung führt. Der genannte und andere Naturforscher betrachten die Schuppenthiere nur als eine Sippe der Wurmzüngler, während wir sie als eine eigene Familie der Scharrthiere ansehen. Allerdings sind die Schuppenthiere nichts anderes als geharnischte Ameisenbären; aber die Unterschiede zwischen beiden Gruppen sind doch sehr große und durchgreifende. Der ganze Leib ist mit großen plattenartigen Hornschuppen bedeckt, welche dachziegelartig, oder besser, wie die Schilder eines Tannenzapfens über einander liegen. Diese Bedeckung ist das hauptsächlichste Kennzeichen der Familie; sie ist einzig in ihrer Art; denn die Schilder der Gürtelthiere und Gürtelmäuse erinnern nur entfernt an jene eigenthümlichen Horngebilde, welche eher mit den Schuppen eines Fisches oder eines Lurches verglichen werden mögen, als mit irgend einem anderen Erzeugniß der Oberhaut eines Säugethieres. Zur genaueren Kennzeichnung der Schuppenthiere mag Folgendes dienen: Der Leib ist gestreckt, der Schwanz lang, die Vorder- und Hinterbeine kurz, ihre Füße fünfzehig, mit sehr starken Grabkrallen bewehrt. Der Kopf ist klein, die Schnauze kegelförmig zugespitzt. Nur an der Kehle, der Unterseite des Leibes und an der Innenseite der Beine fehlen die Schuppen, den ganzen übrigen Theil des Leibes bedeckt der Harnisch. Alle Schuppen sind von rautenförmiger Gestalt mit der einen Spitze in die Körperhaut verwachsen und an den Rändern sehr scharf, und dabei ungemein hart und fest. Diese Anordnung ermöglicht eine ziemlich große Beweglichkeit nach allen Seiten hin; die einzelnen Schuppen können sich ebensowohl seitlich hin- und herschieben, als der Länge nach auf- und niederlegen. Wenn sich das Thier kugelt, heben sie sich, und die starken Ränder und Spitzen starren von allen Seiten vom Körper ab, gegen die Angriffe fast aller Feinde hinlänglichen Schutz gewährend. Aber auch im Gehen kann der Schuppenpanzer gesträubt werden. Zwischen den einzelnen Schuppen und an den freien Stellen des Körpers stehen dünne Haare, welche sich jedoch zuweilen am Bauche ganz abreiben. Die Schnauze ist schuppenlos, aber mit einer festen, hornartigen Haut überdeckt.

Mittelafrika und ganz Südasien, sowie einige Inseln des indischen Archipels sind die Heimat der Schuppenthiere. Steppen und Waldgegenden in Gebirgen wie in Ebenen bilden



Das langschwänzige Schuppenthier (Manis tetradactyla).

ihre Aufenthaltsorte. Wahrscheinlich wohnen alle in selbstgegrabenen Höhlen einsam und ungesellig wie ihre Verwandten; bei Tage verborgen, bei Nacht herumschweifend. Wie man an Gefangenen beobachtete, schlafen sie bei Tage in zusammengerollter Stellung, den Kopf unter dem Schwanze verborgen. Mit Anbruch der Dämmerung erwachen sie und streifen nun nach Nahrung umher. Der Gang ist langsam und höchst eigenthümlich. Das Schuppenthier geht nämlich nicht auf allen Vieren, sondern bloß auf den beiden Hinterfüßen. Es streckt den stark gekrümmten Körper fast wagrecht nach vorwärts, senkt den Kopf zur Erde nieder, läßt die Vorderbeine hängen, daß die Krallen fast die Erde berühren und stützt sich hinten mit dem Schwanz auf. Oft wird der Schwanz nicht einmal benutzt, sondern gerade ausgestreckt oder selbst mit der Spitze nach oben gekrümmt getragen; aber dennoch bleibt das Thier immer im Gleichgewicht. Bisweilen richtet es beim Gehen den Körper senkrecht in die Höhe, um sich weiter umzuschauen. Alle Bewegungen sind langsam und werden blos manchmal durch einige schnelle, aber ungeschickte Sprünge unterbrochen. Gleichwohl ist dieses träge Thier im Stande, zu klettern.

Die Gefangenschaft können die Schuppenthiere längere Zeit bei geeigneter Pflege ertragen, und sie gewöhnen sich auch so ziemlich an Milch, Brod, ja selbst an Getreidekörner, wenn auch Kerbthiere immer ihre Lieblingsnahrung bleiben. Das Fleisch wird von den Eingeborenen gegessen und als wohlschmeckend gerühmt, der Panzer von diesem und jenem Volksstamme zum Schmucke verschiedener Geräthschaften verwandt.

Das langschwänzige Schuppenthier (Manis tetradactyla) wird etwas über drei Fuß lang, wovon beinahe 2 Fuß auf den Schwanz kommen; die Höhe am Widerrist beträgt

5½ Zoll. Bei jüngeren Thieren erscheint der Schwanz verhältnißmäßig noch länger. Die Schuppen bedecken die ganze Ober- und Außenseite des Leibes und am Schwanze auch die Unterseite, steife Borsten die schuppenlosen Stellen. Gesicht und Kehle sind fast ganz kahl. Alle Schuppen sind außerordentlich fest und scharfschneidig. Ihre Gesammtfärbung ist schwärzlichbraun und ins Röthliche spielend; die einzelnen Schuppen sind am Grunde schwarzbraun und an den Rändern gelblich gesäumt. Die Borstenhaare sind schwarz.

Die einzige ausführlichere Nachricht über die Lebensart gab Desmarchais: „In Guinea findet man in den Wäldern ein vierfüßiges Thier, welches die Neger Quoggelo nennen. Es ist vom Hals bis zur Spitze des Schwanzes mit Schuppen bedeckt, welche fast wie die Blätter der Artischoken gestaltet sind, nur etwas spitziger. Sie liegen gedrängt auf einander, sind dick und stark genug, um das Thier gegen die Krallen und Zähne anderer Thiere zu beschützen, welche es angreifen. Die Leoparden verfolgen es unaufhörlich und haben keine Mühe, es zu erreichen, da es bei weitem nicht so schnell läuft, als sie. Es entflieht zwar; weil es aber bald eingeholt ist und weder seine Klauen, noch sein Maul als Waffe gegen die fürchterlichen Zähne und Klauen dieser Thiere ihm Schutz gewähren, so kugelt es sich zusammen und schlägt den Schwanz unter den Bauch, daß es überall die Spitzen der Schuppen nach außen kehrt. Die großen Katzen wälzen es sanft mit ihren Klauen hin und her, stechen sich aber, sobald sie rauher zugreifen, und sind gezwungen, es in Ruhe zu lassen. Die Neger schlagen es mit Stöcken todt, ziehen es ab, verkaufen die Haut an die Weißen und essen sein Fleisch. In seiner Schnauze, welche man mit einem Entenschnabel vergleichen könnte, liegt eine sehr lange, klebrige Zunge, welche es in die Löcher der Ameisenhaufen steckt, oder auf ihren Weg legt; diese laufen sogleich, durch den Geruch angezogen, darauf und bleiben hängen. Merkt das Thier, daß seine Zunge mit den Thieren beladen ist, so zieht es sie ein und hält seinen Schmaus."

Das kurzschwänzige Schuppenthier (Manis pentadactyla), welches das südliche Asien bewohnt und sich sowohl auf dem Festlande, als auch auf Ceylon, Sumatra und auf der Insel Formosa findet, ist schon weit länger bekannt; denn der alte Aelian erwähnt es bereits. Er sagt, daß es in Indien ein Thier gebe, welches wie ein Erdkrokodil aussähe.

Von den übrigen Schuppenthieren, mit Ausnahme des Temminckschen, unterscheidet sich dasselbe durch seine Größe und dadurch, daß die Schuppen in elf bis dreizehn Reihen geordnet, am Rücken und Schwanze sehr breit und nirgends gekielt sind. Ein ausgewachsenes Männchen kann 4 Fuß und darüber an Gesammtlänge erreichen; hiervon kommen einige 20 Zoll auf den Leib. Ueber seine Lebensweise wissen wir nur sehr wenig. Burt erzählt, daß es Nichts als Ameisen fresse und sehr viele davon vertilge, aber auch zwei Monate lang hungern könne; daß es nachts umherstreift und in der Gefangenschaft sehr unruhig ist, sich ziemlich schnell bewegen kann und, wenn man es angreift, sich ruhig am Schwanze aufnehmen läßt, ohne den geringsten Versuch zu machen, sich gegen seinen Feind zu wehren ꝛc. Die Chinesen verfertigen Panzer aus der Haut und nageln sie auch auf den Schild. Man sieht dieses Schuppenthier oft in den Händen der Chinesen, welche es als sehr werthvolles Schauthier betrachten und als nächsten Verwandten der Krokodile ansehen.

Das Temminckschе Schuppenthier (Manis Temminckii) wurde zuerst in der Nähe von Lattaku, der nördlichsten Station der englischen Missionäre am Kap, aufgefunden. In der Größe und Gestalt ähnelt es am meisten dem indischen. Der Schwanz, welcher fast von Körperlänge ist, verschmächtigt sich erst mäßig gegen das Ende hin, wo er sich plötzlich abrundet und abstutzt. Der Rumpf ist breit und der Kopf kurz und dick. Eiförmige Schuppen bedecken den Kopf; sehr große, an der Wurzel fein längsgefurchte, an der Spitze glatte ordnen sich am Rücken in elf bis dreizehn Reihen, am Schwanze in fünf und hinten in vier. Die Mittelreihe zählt am Kopfe neun, am Rücken dreizehn und am Schwanze sechs Schuppen. Dieser Schuppenträger findet in den termitenreichen Steppen Afrikas hinlängliche Nahrung und erwünschte Einsamkeit. Die Nomaden machen nirgends eigentliche Jagd auf ihn, und deshalb ist es so schwer, einen zu erhalten.

Ich sah das merkwürdige Geschöpf lebend bei einem Kaufmann in Chartum, welcher es mit Milch und Weißbrod ernährte. Es war vollkommen harmlos wie seine übrigen Sippschaftsverwandten; man konnte mit ihm machen, was man wollte. Bei Tage lag es zusammengerollt in irgend einer Ecke, nachts kam es hervor und fraß, indem es die Zunge wiederholt in die Milch eintauchte und schließlich auch das Weißbrod anleimte. Das gefangene, welches Heuglin hatte, fraß auch Durrahkörner.

Kloaken- oder Gabelthiere.

Die letzte Ordnung der Zahnarmen enthält nicht nur die merkwürdigsten Geschöpfe der ganzen Reihe, sondern geradezu die merkwürdigsten Säugethiere überhaupt. Von jeher hat es großen Streit unter den Naturforschern gegeben, welchen Ordnungen oder Reihen man die Kloakenthiere beigesellen sollte, und noch heutzutage ist dieser Streit nicht erledigt. Die einstige Ansicht älterer Thierkundigen, welche in den Kloakenthieren eine besondere Klasse des Thierreichs sehen wollten, hat allerdings ihre Geltung verloren; aber noch zur Zeit setzt man den Ameisenigel und das Schnabelthier, welche als Vertreter unserer Ordnung angesehen werden, bald zu den Beutelthieren, bald zu den Zahnarmen. Und in der That: sie vereinigen nicht nur die eigenthümlichen Kennzeichen dieser und jener, sondern die verschiedensten und widersprechendsten Charaktere der gesammten ersten Klasse in sich; ja sie erscheinen gewissermaßen als Bindeglieder zwischen den ersten drei Klassen, zwischen Säugethieren, Vögeln und Lurchen. Kein Wunder, daß sie von je die Naturforscher auf das lebhafteste beschäftigt haben. Australien zeigt sich in ihnen so recht in seiner Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit.

Daß die Gabelthiere wirklich Säugethiere sind, steht unzweifelhaft fest; aber es gehörten erst die genauen Untersuchungen neuzeitlicher Naturforscher dazu, um dieser Ansicht Glauben zu verschaffen. Dieselben ergeben, daß das weibliche Schnabelthier zwar keine Saugwarzen, wohl aber Milchdrüsen besitzt, und Owen fand, daß jede dieser etwa hundert und zwanzig Oeffnungen in der Haut habe und daß wirklich echte Milch durch sie abgesondert wird; auch fand er die geronnene Milch im Magen der Jungen.

Betrachtet man die Schnabelthiere und Ameisenigel nur flüchtig, so darf man wohl in Zweifel sein, welcher Klasse man sie beizuzählen hat und verwundert sich nicht mehr, daß die ersten Bälge der Schnabelthiere, welche nach England kamen, nicht als Naturerzeugnisse, sondern vielmehr als die eines Schwindlers galten. Man erblickte ein Maulwurfsfell mit den Freßwerkzeugen einer Ente und mußte sich fast mit Widerstreben daran gewöhnen, an das Vorhandensein solcher Räthselgeschöpfe zu glauben, so wesentlich unterscheiden sie sich von den anderen bekannten Formen der höheren Thiere. Ein trockener Schnabel vertritt bei ihnen die Stelle des Mauls, und die Kloake dient, wie bei den Vögeln, zum gemeinsamen Ausgang für Koth und Urin. Aber die ganze äußere Erscheinung und der Knochenbau der Schnabelthiere widersprechen der Vogelnatur auf das Entschiedenste. Nun theilen sie aber den trockenen Kieferüberzug, die Kloake und das doppelte Schlüsselbein auch mit den Schildkröten: und somit wird ihre eigenthümliche Mittelstellung nur noch auffallender. Mit den Beutelthieren stehen sie in Beziehung wegen der Eigenthümlichkeiten der Knochen am Becken; auch werfen sie fast ebenso unreife Junge, wie diese merkwürdigen Geschöpfe: — aber sie haben keinen Beutel und tragen also ihre Jungen nicht mit sich herum; und auch im übrigen widerspricht ihr Leibesbau ihrer Einreihung in die Ordnung der Beutelthiere. So bleibt nur übrig, sie zu den Zahnarmen zu stellen; denn dieses eine Merkmal, das Fehlen der Zähne, haben sie mit anderen verwandten Ordnungen gemein.

Die Gabelthiere sind kleine Säugethiere mit gedrungenem, etwas plattgedrücktem Körper, sehr niederen Beinen, schnabelförmigen Kiefern, welche von einer trockenen Haut bedeckt werden, kleinen Augen, kurzem und flachem Schwanze, fünfzehigen und auswärts gestellten Füßen mit langen Zehen und kräftigen Krallen, sowie einem durchbohrten Hornsporn an der Ferse der Männchen, welcher mit einer besonderen Drüse in Verbindung steht. Die äußere Ohrmuschel fehlt gänzlich; die Zähne bestehen bei den einen in hornigen Platten, welche in den Kiefern aufliegen, und fehlen bei den anderen gänzlich.

Bis jetzt hat man noch keine vorweltlichen Thiere gefunden, welche mit den Gabelthieren Aehnlichkeit hätten.

* * *

(Stacheligel.) Der Ameisenigel (Echidna Hystrix), welcher mit einer zweiten, wenig verschiedenen Art (Echidna setosa) als Vertreter der ersten Familie gilt, kennzeichnet sich durch seinen plumpen, größtentheils mit Stacheln oder Borsten bedeckten Leib, den walzenförmigen, nur am unteren Ende gespaltenen Schnabel, den kurzen Schwanz, die freien, unvollkommen



Der Ameisenigel (Echidna Hystrix).

beweglichen Zehen und die lange, gestreckte, dünne, wurmartige Zunge, welche, wie bei den Ameisenfressern, lang aus dem Munde hervorgestoßen werden kann. Die Gliedmaßen sind verhältnißmäßig kurz, stark, dick, etwas plump und gleich lang. Die Hinterbeine sind weit nach rück- und auswärts gekehrt, die Vorderbeine gerade. Beider Füße sind fünfzehig und die einzelnen Zehen wenig beweglich, weil sie bis zu ihrer Spitze von der Körperhaut umhüllt werden. An der Ferse des Hinterfußes befindet sich beim Männchen ein 4 bis 5 Linien langer, starker, spitzer, durchbohrter Hornsporn, der mit einer Absonderungsdrüse von Erbsengröße in Verbindung steht und zu dem Glauben veranlaßt hat, daß er die hauptsächlichste Waffe des Thieres sei und wie der Schlangenzahn Gift ausfließen lasse. Die Zunge ist an ihrer Wurzel mit kleinen, spitzen, nach rückwärts gerichteten stachelartigen Warzen bedeckt. Sie kann 2—3 Zoll weit über die Kiefern hervorgestreckt werden und empfängt von großen Speicheldrüsen einen klebrigen Schleim, welcher zur Anleimung der Nahrung geeignet ist. Von Zähnen findet sich keine Spur, im Gaumen aber stehen sieben Querreihen kleiner, derber, spitzer, rückwärts gerichteter hornartiger Stacheln, welche den Warzen der Zunge gerade entsprechend gelegen sind und die Stelle der Zähne vertreten.

Bei vollkommen erwachsenen Thieren beträgt die Leibeslänge fast 1½ Fuß, wovon höchstens ½ Zoll auf den Schwanz kommt, am Widerrist aber ½ Fuß. Beide Geschlechter sind sich bis auf den Sporn an der Ferse des Männchens vollkommen gleich. Die Stacheln stehen sehr dicht und sind auf dem Rücken etwas kürzer, als an den Seiten, dort schwankt ihre Länge zwischen 1 und 2 Zoll, hier werden sie durchgehends 2 Zoll lang. Nur an ihrer Wurzel werden sie von kurzen, ½ Zoll langen Haaren umgeben, allein diese kann man nur wahrnehmen, wenn man die Stacheln bei Seite zu legen versucht; dagegen sieht man sie auf dem Kopfe, den Gliedmaßen und der Unterseite des Körpers, wo sie die alleinige Bedeckung bilden. Sie sind überall steif, borstenartig und von schwarzbrauner Farbe, die Stacheln aber schmuzig gelbweiß, schwarz zugespitzt.

Neusüdwales ist die eigentliche Heimat des gemeinen Stachelameisenigels. Er bewohnt mehr die gebirgigen Gegenden, als die Ebenen. Trockene Wälder, wo er sich unter den Wurzeln der Bäume Höhlen und Gänge graben kann, sagen ihm besonders zu. Hier verbirgt er sich bei Tage; nachts kommt er hervor und geht schnüffelnd und grabend der Nahrung nach. Seine Bewegungen sind lebhaft, zumal beim Scharren, welche Kunst er meisterhaft versteht.

Kerbthiere und Würmer, hauptsächlich aber Ameisen und Termiten, bilden seine Hauptnahrung. Diese sucht das Thier mit Hilfe der sehr empfindlichen Schnauzenspitze auf, welche weniger zum Wittern, als zum Tasten geeignet scheint. Der Ameisenigel frißt ganz nach Art der Wurmzüngler, indem er die Zunge ausstreckt und, wenn sie sich mit Ameisen gefüllt hat, schnell wieder zurückzieht. Wie alle übrigen Ameisenfresser mischt er viel Sand oder Staub, auch trockenes Holz unter diese Nahrung. Man findet seinen Magen stets damit angefüllt.

Wenn man einen Ameisenigel ergreift, rollt er sich augenblicklich in eine Kugel zusammen, und dann ist es sehr schwer, ihn festzuhalten, weil die scharfen Stacheln bei der heftigen Bewegung des Zusammenkugelns gewöhnlich empfindlich verwunden. Ein zusammengerollter Ameisenigel läßt sich nur sehr schwer fortschaffen; am besten noch, wenn man ihn an den Hinterbeinen packt und sich um alle Anstrengungen und Bewegungen nicht weiter kümmert. Hat das Thier einmal eine Grube von wenigen Zollen fertig gebracht, so hält es außerordentlich schwer, es fortzuziehen. Nach Art der Gürtelthiere spreizt es sich aus und drückt seine Stacheln so fest gegen die Wände, daß es an ihnen förmlich zu kleben scheint. Die Behauptung der Eingeborenen, daß das Männchen seinen Angreifer mit dem Sporn am Hinterfuße verwunde und eine giftige Flüssigkeit aus demselben in die Wunde strömen lasse, ist nach allen angestellten Versuchen als eine Fabel anzusehen. Der männliche Stacheligel versucht gar nicht, sich seines Sporns zur Vertheidigung zu bedienen, wie er überhaupt kaum an Vertheidigung denkt. Gegen die vierfüßigen Feinde vertheidigt er sich, wie der Igel, durch Zusammenrollen, und wenn er Zeit hat, gräbt er sich so schleunig als möglich in die Erde ein.

Die Stimme, welche man von dem sonderbaren Gesellen vernimmt, wenn er sich sehr beunruhigt fühlt, besteht in einem schwachen Grunzen.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß der Ameisenigel während der dürren Zeit eine Art von Winterschlaf hält; wenigstens sieht man ihn in den trockenen Monaten nur äußerst selten außerhalb seiner Höhle. Aber auch die Kälte übt auf ihn einen großen Einfluß aus. Er verfällt schon bei sehr geringem Herabsinken der Wärme in eine Erstarrung oder in tiefen Schlaf.

Ein gefangener Ameisenigel fraß im ersten Monat nicht das Geringste und magerte zusehends ab, schien sich aber sehr wohl zu befinden. Er war ganz gefühllos und dumm, lag bei Tage mit dem Kopfe zwischen den Beinen, seine Stacheln ringsum ausgestreckt, aber nicht ganz zusammengekugelt; auch suchte er die Dunkelheit. Die Freiheit liebte er sehr, wenigstens machte er alle Anstrengungen, um aus seinem Käfig zu kommen. Setzte man ihn auf einen großen Pflanzenkübel mit Erde, so hatte er sich in weniger als zwei Minuten bis auf den Boden gegraben, und zwar mit den starken Füßen, wobei er sich ab und zu mit der Schnauze half. Später fing er an zu lecken und fraß zuletzt ein flüssiges Gemenge von Wasser, Mehl und Zucker. Sein Wesen war mild und zärtlich. Er ließ sich sehr gern streicheln; doch war er sehr furchtsam und kugelte sich bei dem geringsten Geräusch zusammen, wie der Igel, so daß die Nase nicht sichtbar war. Dies that er, so oft man neben ihm mit dem Fuße stampfte, und erst nach längerer Zeit, wenn dies Geräusch vollständig aufgehört hatte, streckte er sich langsam wieder aus.

Junge Ameisenigel wurden leicht mit Milch erhalten; wenn sie aber heranwuchsen und die Stacheln sich aufzurichten begannen, verlangten sie eine stoffreichere Nahrung. Man mußte sie dann ab und zu einen Besuch an einem Ameisenhaufen machen lassen, oder ihnen hart gekochtes, sehr fein geriebenes Eidotter mit dem nöthigen Zusatz von Sand geben, um sie bei vollem Wohlsein zu erhalten. Mit solcher Kost gediehen alle sehr gut. Es ist sehr wahrscheinlich, daß wir diese Thiere noch einmal lebend in Europa zu sehen bekommen, da ja die Winterschläfer sich vortrefflich eignen, auf weite Strecken hingeführt zu werden.

* * *

(Schnabelthier.) Das Schnabelthier (Ornithorhynchus paradoxus) ist der einzige bekannte Vertreter der zweiten Familie unserer Ordnung. Wir verdanken die beste Schilderung dieses in der That „auffallenden" Geschöpfes dem englischen Naturforscher Bennett, der blos zu dem Zwecke nach Neuholland reiste, um das Thier kennen zu lernen. Bis dahin waren nur unbestimmte Nachrichten zu uns gekommen, sowie eine Menge von Fabeln, welche zum Theil den Berichten der Eingeborenen ihre Entstehung verdankten. Man sagte, daß das Schnabelthier Eier lege und diese nach Entenart ausbrüte; man sprach von den giftigen Wirkungen des Sporen, welchen das Männchen am Hinterfuße trägt, wußte aber im übrigen so gut als gar Nichts mitzutheilen.



Das Schnabelthier (Ornithorhynchus paradoxus).

Das Schnabelthier trägt in seinem Vaterlande verschiedene Namen. Die Ansiedler nennen es Wassermaulwurf, wegen seiner, wenn auch nur geringen Aehnlichkeit mit dem europäischen Mull. Sein Verbreitungskreis ist, soviel man bis jetzt weiß, beschränkt; denn es findet sich blos an der Ostküste von Neuholland, in den Flüssen und stehenden Gewässern von Neusüdwales und dem inneren Lande. Im Norden, Süden und Westen Neuhollands dagegen scheint es zu fehlen.

Das Schnabelthier ist noch kleiner, als der Ameisenigel, durchschnittlich 18 bis 20 Zoll lang, wovon 5 Zoll auf den Schwanz kommen. Die Männchen sind regelmäßig größer, als die Weibchen. Der Leib ist platt gedrückt und ähnelt in gewisser Beziehung dem des Bibers oder des Fischotters. Die Beine sind sehr kurz, alle Füße fünfzehig und mit Schwimmhäuten versehen. An den Vorderfüßen, welche die größte Muskelkraft besitzen und ebensowohl zum Schwimmen, als zum Graben dienen, erstreckt sich die Schwimmhaut etwas über die Krallen, ist dort sehr biegsam und dehnbar und schiebt sich, wenn das Thier gräbt, zurück. Alle Zehen sind sehr stark, stumpf und ganz zum Graben geeignet. Die beiden mittleren sind die längsten. Die kurzen Hinterfüße wenden sich nach rückwärts und erinnern an die des Seehundes. Sie wirken hauptsächlich rückwärts und nach außen. Ihre erste Zehe ist sehr kurz; die Nägel sind alle rückwärts gekrümmt und länger und schärfer, als die der Vorderfüße; die Schwimmhaut aber geht nur bis an die Zehenwurzel. Beim Männchen sitzt hier ein beweglicher Sporen, etwas über den Zehen und mehr nach innen gewendet; doch kann er ziemlich weit gedreht

werden. Der Schwanz ist platt, breit und am Ende, wo lange Haare den Auslauf bilden, plötzlich abgestutzt. Bei den älteren Thieren ist seine untere Fläche entweder ganz nackt, oder doch nur von einigen wenigen groben Haaren bedeckt; bei den jungen Thieren ist er vollständig behaart; wahrscheinlich schleift das Thier erst im Verlaufe der Zeit diese Haare ab. Weit eigenthümlicher als die bisher genannten Theile ist der Kopf gebildet. Er ist ziemlich flach, klein und durch seinen breiten Entenschnabel so ausgezeichnet, daß er unter den Säugethieren einzig in seiner Art dasteht. Beide Kinnladen strecken sich und werden in ihrer ganzen Ausdehnung von einer hornigen Haut umgeben, welche sich noch nach hinten in einem eigenthümlichen Schilde fortsetzt. Beide Kinnladen tragen vier Hornzähne, von denen der Ober- und Vorderzahn lang, schmal und scharf ist, während der Hinterzahn breit und flach, überhaupt wie ein Backzahn erscheint. Die Nasenlöcher liegen in der Oberfläche des Schnabels, nahe an seinem Ende, die kleinen, hellbraunen und glänzenden Augen hoch im Kopfe, die verschließbaren Ohröffnungen nahe am äußeren Augenwinkel. Jene Falte oder der Zipfel, welcher vom Schnabel aus wie ein Schild über den Vorderkopf und die Kehle fällt, ist augenscheinlich dem Thiere von großem Nutzen, weil er beim Futtersuchen den Schlamm vom anstoßenden Pelz abhält und beim Graben in der Erde die Augen schützt. Die Zunge ist fleischig, aber mit hornigen Zähnen besetzt und hinten durch einen eigenthümlichen Knollen erhöht, welcher den Mund vollständig schließt. So ist der Schnabel ein vortrefflicher Seiher, wie es die Freßwerkzeuge der entenartigen Schwimmvögel sind. Er befähigt das Thier, das Wasser durchzuspüren, das Genießbare von dem Ungenießbaren abzuscheiden und ersteres dann in den geräumigen Backentaschen aufzuspeichern, welche sich neben den Kopfseiten erstrecken und dem Thiere augenscheinlich von großem Vortheile sind, weil es in ihnen, während es taucht, die gefundenen Schätze einstweilen niederlegen und bis zum ruhigen Durchkauen auf dem Lande oder im Baue aufbewahren kann.

Der Pelz des Schnabelthieres besteht aus dichten, groben Grannen von dunkelbrauner Farbe mit silberweißen Schattirungen. Darunter liegt ein sehr weiches Wollhaar von graulicher Farbe. Ein eigenthümlicher Fischgeruch strömt von dem Pelze aus, zumal wenn er naß ist; wahrscheinlich rührt er von einer öligen Absonderung her. Die Australier essen trotz dieser widerlichen Ausdünstung das Fleisch des Thieres sehr gern.

Am liebsten bewohnt das Schnabelthier ruhige Stellen der Flüsse, sogenannte Altwässer, in welchen zahlreiche Wasserpflanzen stehen und laubige Bäume das Ufer beschatten. Hier legt es sich am Uferrande einen mehr oder weniger künstlichen Bau an. Ein etwa 20 Fuß langer, vielfach gewundener Gang mündet in einen geräumigen Kessel, welcher wie der Gang mit trockenen Wasserpflanzen bestreut ist. Gewöhnlich hat aber jeder Bau zwei Eingänge, einen unter dem Wasserspiegel, den anderen etwa einen Fuß darüber.

Man sieht die Schnabelthiere zu jeder Zeit in den Flüssen Australiens, am häufigsten jedoch während des Frühlings und der Sommermonate, und es fragt sich, ob sie nicht vielleicht einen Winterschlaf halten. Sie sind eigentlich Dämmerungsthiere, obwohl sie auch während des Tages ihre Verstecke auf kurze Zeit verlassen, um ihrer Nahrung nachzugehen. Will man ein Schnabelthier beobachten, so muß man ganz regungslos verweilen; denn nicht die geringste Bewegung entgeht dem scharfen Auge, nicht das leiseste Geräusch dem feinen Ohr desselben; und wenn es einmal verscheucht worden ist, kommt es selten wieder. Gewöhnlich bleibt es nicht länger, als eine oder zwei Minuten oben; dann taucht es und erscheint in einer kleinen Entfernung wieder. Die Nahrung, welche es während seiner Weidegänge aufnimmt, hauptsächlich kleine Wasserkerbthiere und Weichthiere, wird zunächst in den Backentaschen aufbewahrt und dann bei größerer Ruhe verzehrt.

„An einem schönen Sommerabend", erzählt Bennett, „näherte ich mich einem kleinen Flusse in Australien, und da ich die Vorliebe des Schnabelthieres für die Dämmerung kannte, so suchte ich mir zu dieser Zeit seinen Anblick zu verschaffen. Die Flinte in der Hand, blieben wir geduldig am Ufer stehen. Es dauerte auch nicht lange, bis wir an der Oberfläche des Wassers, und ziemlich nahe, einen schwarzen Körper sahen, dessen Spitze, der Kopf, sich nur wenig über die Oberfläche des Wassers erhob. Wir blieben regungslos, um das Thier nicht zu verscheuchen, beobachteten erst, und suchten dann soviel als möglich seinen Bewegungen zu folgen. Denn man muß sich schußfertig machen, wenn das Schnabelthier taucht, und in demselben Augenblick ihm die Ladung zuschicken, in welchem es wieder zum Vorschein kommt. Nur ein Schuß in den Kopf hat seine Wirkung, weil die lose, dichte Bedeckung des Leibes den Hagel nicht so leicht durchdringen läßt. Wir verwundeten eins, und als der Hund es uns brachte, fanden wir, daß es ein schönes Männchen war. Es hatte noch nicht ganz verendet, bewegte sich mitunter, machte jedoch kein Geräusch, ausgenommen daß es oft durch die Nasenlöcher

athmete. Wenige Minuten, nachdem es aus dem Wasser geholt worden war, lebte es wieder auf und lief augenblicklich nach dem Wasser zu, jedoch mit unstäter Bewegung. Etwa 25 Minuten nachher stürzte es sich mehrmals kopfüber und starb. Da ich viel davon gehört hatte, wie gefährlich ein Stich mit seinen Sporen sei, selbst wenn das Thier tödtlich verwundet wäre, brachte ich beim ersten Ergreifen meine Hand dicht an den „giftigen" Sporn. Bei seinen heftigen Anstrengungen zur Flucht kratzte mich das Thier ein wenig mit seinen Hinterpfoten und auch mit dem Sporn; so hart ich es aber auch anfühlte, es stach mich durchaus nicht absichtlich. Man sagte ferner, daß das Thier sich auf den Rücken lege, wenn es diese Waffe gebrauchen wollte, was allerdings nicht wahrscheinlich ist, wenn man das Thier nur irgend kennt. Ich brachte es in diese Lage, aber ohne den Sporn nur zu gebrauchen, strebte es, nur wieder auf die Beine zu kommen. Kurz, ich versuchte es auf alle mögliche Weise, aber stets vergebens, und ich halte mich daher überzeugt, daß der Sporn einen anderen Zweck, als den einer Waffe hat, umsomehr, als spätere Versuche bei verwundeten Thieren immer dasselbe Ergebniß hatten. Die Eingeborenen fürchten sich gar nicht, das männliche Schnabelthier lebendig zu fassen. Wenn das Schnabelthier auf dem Boden hinläuft, erscheint es dem Auge als etwas Uebernatürliches, und seine seltsame Gestalt erschreckt den Furchtsamen leicht. Katzen reißen augenblicklich vor ihm aus, und selbst die Hunde, die nicht besonders darauf abgerichtet sind, starren es mit gespitzten Ohren an, bellen, fürchten sich aber, es zu berühren."

Besonders Mühe gab sich Bennett, um die Fortpflanzung des Schnabelthieres kennen zu lernen. Er ließ deshalb viele Baue aufgraben, um sich womöglich eines trächtigen Weibchens oder einer Mutter mit säugenden Jungen zu bemächtigen. Dabei hatte er den Vortheil, mehrere dieser merkwürdigen Thiere in der Gefangenschaft zu beobachten. Die Eingeborenen waren gar nicht sehr bereit, ihn dabei zu unterstützen. „Ich ließ", sagt er, einen Bau aufgraben, trotz allen Abredens eines trägen Eingeborenen, welcher mir versicherte, daß vom Weibchen noch „keine Jungen gepurzelt" wären, und gar nicht begreifen konnte, wie ich bei allem Ueberfluß an Rindern und Schafen doch Schnabelthiere zu haben wünsche. Der Eingang oder die Vorhalle des Baues war groß im Verhältniß zur Breite des ferneren Ganges; denn dieser wurde um so enger, je weiter wir vorrückten, bis er zuletzt der Stärke des Thieres entsprach. Wir verfolgten ihn bis auf 10½ Fuß. Plötzlich tauchte der Kopf eines Schnabelthieres aus dem Grunde hervor, just, als wenn es eben im Schlafe gestört worden und herunter gekommen wäre, um zu sehen, was wir wünschten. Doch schien es der Ueberzeugung zu leben, daß unsere lärmende Arbeit nicht zu seinem Besten gemeint sei; denn es zog sich eiligst wieder zurück. Beim Umdrehen wurde es jedoch am Hinterfuße ergriffen und herausgezogen, und schien sich darüber sehr zu beunruhigen und zu verwundern. Wir thaten unseren Gefangenen in ein Faß voll Gras, Flußschlamm, Wasser ꝛc. Er kratzte überall, um seinem Gefängnisse zu entkommen; da er aber alle Mühe vergebens fand, wurde er ruhig, kroch zusammen und schien bald zu schlafen. In der Nacht war er sehr unruhig und kratzte wiederum mit den Vorderpfoten, als ob er sich einen Gang graben wolle. Am Morgen fand ich ihn fest eingeschlafen, den Schwanz nach innen gekehrt, Kopf und Schnabel unter der Brust, den Körper zusammengerollt. Als ich seinen Schlummer störte, knurrte er ungefähr wie ein junger Hund, nur etwas sanfter und vielleicht wohltönender. Den Tag über blieb er meist ruhig, während der Nacht aber sucht er aufs neue zu entkommen und knurrte anhaltend. Alle Europäer in der Nachbarschaft, welche das Thier so oft todt gesehen hatten, waren erfreut, endlich einmal ein lebendiges beobachten zu können, und ich glaube, es war dies überhaupt das erste Mal, daß ein Europäer ein Schnabelthier lebendig fing und den Bau durchforschte."

„Als ich abreiste, steckte ich meinen Gefangenen in eine kleine Kiste mit Gras und nahm ihn mit mir. Um ihm eine Erholung zu gewähren, weckte ich ihn nach einiger Zeit, band einen langen Strick an sein Hinterbein und setzte ihn an das Ufer. Er fand bald seinen Weg ins Wasser und schwamm stromaufwärts, offenbar entzückt von den Stellen, die am dichtesten von Wasserpflanzen bedeckt waren. Nachdem sich das Thier satt getaucht hatte, kroch es auf das Ufer heraus, legte sich auf das Gras und gönnte sich die Wonne, sich zu kratzen und zu kämmen."

„Einige Tage später ließ ich es wiederum ein Bad nehmen, diesmal in einem klaren Flusse, wo ich seine Bewegungen deutlich wahrnehmen konnte. Rasch tauchte es bis auf den Boden, blieb dort eine kurze Weile und stieg wieder empor. Es schweifte am Ufer entlang, indem es sich von den Gefühlseindrücken seines Schnabels leiten ließ, der als ein sehr zartes Tastwerkzeug vielfach benutzt zu werden scheint. Es schien sich ganz wohl zu nähren, und so oft es den Schnabel aus dem Schlamme zurückzog, hatte es sicherlich etwas Freßbares darin; denn die Freßwerkzeuge waren dann in der ihm beim Kauen eigenen Bewegung nach seitwärts.

Verschiedene Kerbthiere, welche dicht um das Thier herumflatterten, ließ es unbelästigt, entweder, weil es sie nicht sah, oder weil es die Speise vorzog, welche der Schlamm gewährte. Nach seiner Mahlzeit pflegte es manchmal auf dem grasigen Ufer, halb außer dem Wasser, sich niederzulegen oder sich rückwärts zu biegen, indem es seinen Pelz kämmte und reinigte. In sein Gefängniß kehrte es sehr ungern zurück, und diesmal wollte es sich durchaus nicht beruhigen. In der Nacht hörte ich kein Kratzen in seiner Kitze, welche in meinem Schlafzimmer stand, und siehe: am nächsten Morgen fand ich sie leer. Das Schnabelthier hatte glücklich eine Latte losgelöst und seine Flucht ausgeführt. So waren alle meine Hoffnungen fernerer Beobachtungen vereitelt."

Auf einer neuen Reise gelang es endlich dem unermüdlichen Forscher, einen Bau mit drei Jungen zu entdecken, welche etwa 1⅞ Zoll lang waren. Nirgends fand man etwas auf, was auf die Vermuthung hätte führen können, daß die Jungen aus Eiern gekommen, und die Eier von den Alten weggetragen worden wären. Man konnte nicht mehr im Zweifel sein, daß das Schnabelthier lebendige Junge gebiert. „Als wir das Nest mit Jungen fanden", sagt Bennett, „und sie auf den Boden setzten, liefen sie zwar umher, machten aber nicht solche wilde Fluchtversuche, wie die Alten. Die Eingeborenen, denen der Mund nach diesen fetten jungen Thieren sehr wässerte, sagten, daß dieselben bereits acht Monate alt wären, und fügten hinzu, daß die jungen Schnabelthiere blos im Anfange mit Milch, später mit Kerbthieren, kleinen Muscheln und Schlamm von der Alten gefüttert würden."

„Die Jungen konnte ich ruhig in der Stube umherlaufen lassen, ein Altes aber grub so unverdrossen an der Mauer, daß ich es einsperren mußte. Dann lag es den ganzen Tag über ruhig, erneuerte aber des Nachts stets seine Versuche, herauszukommen. Störte ich die Thiere im Schlafe, so erfolgte stets ein allgemeines Murren."

„Meine kleine Schnabelthierfamilie lebte noch einige Zeit, und ich konnte so ihre Gewohnheiten beobachten. Oft schienen die Thierchen vom Schwimmen zu träumen; denn ihre Vorderpfoten waren häufig in der entsprechenden Bewegung. Setzte ich sie am Tage auf den Boden, so suchten sie ein dunkles Ruheplätzchen, und in diesem oder in ihrem Gefängnisse schliefen sie bald zusammengerollt ein, zogen jedoch ihren gewöhnlichen Ruheplatz jeder anderen Stelle vor."

„Eines Abends kamen meine beiden kleinen Lieblinge gegen die Dämmerungsstunde hervor und fraßen wie gewöhnlich ihr Futter, dann aber begannen sie zu spielen, wie ein Paar junge Hunde, indem sie einander mit ihrem Schnabel angriffen, ihre Vorderpfoten erhoben, über einander wegkletterten u. s. w. Beim Herumlaufen waren sie außerordentlich lebendig; ihre Aeuglein strahlten, und die Oeffnungen ihrer Ohren öffneten und schlossen sich ungemein schnell; dann ließen sie sich aber auch nicht gern in die Hand nehmen."

„Sie können, da ihre Augen sehr hoch im Kopfe stehen, nicht gut in gerader Linie vor sich sehen, stoßen daher an alles Mögliche im Zimmer an und werfen häufig leichte Gegenstände um."

„Anfangs war ich geneigt, sie als Nachtthiere zu betrachten; ich fand jedoch bald, daß ihr Leben sehr unregelmäßig ist, indem sie sowohl bei Tage, als bei Nacht ihre Ruhestätte zu ganz verschiedenen Zeiten verließen; mit dem Dunkelwerden schienen sie jedoch lebendiger und lauflustiger zu werden. Nur zu dem sicheren Schlusse konnte ich kommen, daß sie sowohl Tagthiere, als Nachtthiere wären, welche immerhin den kühlen, düsteren Abend der Hitze und dem grellen Lichte des Mittags vorziehen."

„Höchst possirlich war es, die seltsamen Thiere gähnen und sich recken zu sehen. Dabei streckten sie die Vorderpfoten von sich und dehnten die Schwimmhäute soweit wie möglich aus. Obschon dies ganz natürlich war, sah es doch höchst lächerlich aus — weil man nicht gewöhnt ist, eine Ente gähnen zu sehen. Das Futter, welches ich ihnen gab, war Brod in Wasser geweicht, gehärtetes Ei und sehr fein zerstückeltes Fleisch. Milch schienen sie dem Wasser nicht vorzuziehen."

„Bald nach meiner Ankunft in Sidney wurden zu meinem großen Bedauern die Thierchen magerer. Man sah ihnen das Unwohlsein überall an, und am 29. Januar starb das Weibchen, am 2. Februar das Männchen. Ich hatte sie nur ungefähr fünf Wochen am Leben erhalten."

„Aus den ferneren Beobachtungen, welche Bennett machte, erfahren wir, daß das Schnabelthier im Wasser nicht lange leben kann. Wenn man eins auch nur auf 15 bis 20 Minuten in tiefes Wasser brachte, ohne daß es eine seichte Stelle finden konnte, war es beim Herausnehmen ganz erschöpft oder dem Tode nahe. Leute, welche ein lebendes Schnabelthier in ein halbvolles Faß Wasser gethan hatten, waren erstaunt, ihren Gefangenen nachher todt zu finden, und wenn das Faß bis zum Rande voll war, wunderten sie sich ebenso sehr, wenn sie sahen, daß es entkommen war: — gerade als habe es ihnen beweisen wollen, daß die Ansicht falsch sei, welche sie zu Wasserbewohnern stempelt.

Einhufer.

Unsere Betrachtung wendet sich, je weiter wir abwärts steigen, mehr und mehr den massigen Gestalten der ersten Klasse zu. Das gaukelnde Volk der Baumkletterer haben wir mit den am wenigsten begabten Faulthieren gänzlich verlassen; jetzt sind wir, so zu sagen, auf ebener Erde angelangt und ziehen uns mehr und mehr zur Tiefe, zum Wasser hinab. Alle Säugethiere, welche wir von jetzt an betrachten, gehören entweder dem festen Boden oder dem Wasser an; kein einziges mehr versteigt sich auf die Höhen der Bäume, und nur noch ausnahmsweise finden sich einige, welche auf den luftigen Höhen des Gebirges sich bewegen, fast mit derselben Sicherheit und Kühnheit der eigentlichen Kletterthiere.

Die Hufthiere sind zugleich Bodenthiere. Ihre leibliche Ausrüstung verlangt gebieterisch solches Leben. Alle zu ihnen zählenden Säuger sind verhältnißmäßig massige Thiere. Ihr Rumpf ist gewöhnlich dicht, der Hals dagegen lang, der Kopf nur selten groß, aber ausgezeichnet durch gewaltige Waffen, welche theils als Gehörne und Geweihe, theils als ungeheure Zähne hervortreten. Die Gliedmaßen sind gleich lang und die Zehen an den Füßen von einem bis fünf Hufen umkleidet. Der Schwanz ist kurz und berührt gewöhnlich den Boden nicht. Die Sinneswerkzeuge zeigen sich noch vortrefflich ausgebildet; große, höchst bewegliche Ohren, lebhafte, schöne Augen und ein auch äußerlich deutlich entwickeltes Geruchswerkzeug sind fast allen Hufthieren gemeinsam. Keiner ihrer Sinne verkümmert in dem Grade, wie bei manchen höher stehenden Thieren. Ein einfaches, bald dichteres und weicheres, bald dünner stehendes und borstiges, gewöhnlich dunkles Haarkleid umhüllt den Leib; Braun und Schwarz sind die am häufigsten vorkommenden Färbungen desselben. Vor allem Anderen kennzeichnen die Hufe an den Füßen unsere Thiere. Ihre vier Gliedmaßen ragen noch vollständig aus dem Leibe hervor, sie sind echte Gangbeine; denn ihre Zehen sind an und für sich schon zu anderweitiger Benutzung ungeeignet, und die sie umhüllenden Hornschuhe oder Hufe verwehren vollends jeden sonstigen Gebrauch. Bei den am höchsten stehenden Hufthieren umhüllen die Hufe die Zehen gänzlich, bei den niederen nur einen Theil derselben. Auch das Gebiß ist bezeichnend für die Reihe, so groß seine Verschiedenheit sein mag. Die Backzähne sind immer nur zum Zermalmen bestimmt, die Schneidezähne deuten ganz entschieden auf pflanzliche Nahrung hin. Eckzähne sind bei vielen noch vorhanden, fehlen bei anderen und entwickeln sich bei einigen in ganz ungewöhnlicher Weise. Sie oder die Schneidezähne werden durch eine große Lücke von den Backzähnen getrennt. Diese selbst zeigen die größte Ungleichmäßigkeit. Die Schmelzfalten auf ihnen sind bald vielfach verschlungen, bald nur einfach gebogen; die Zahl und die Anordnung der Hacker schwanken erheblich.

Die Größenverhältnisse der Hufthiere sind sehr verschieden. Sie bewegen sich zwischen dem Elefanten und dem kleinen, noch nicht hasengroßen Klippschiefer. Das Gerüst aller Hufthiere wird von plumpen und schweren Knochen zusammengesetzt; es gilt dies auch für die zierlicheren Gestalten. Das Schlüsselbein fehlt bei allen.

Die Hufthiere stellen gewissermaßen Bindeglieder dar zwischen den hochbegabten Nagelthieren und den Seesäugern. Einige von ihnen führen noch ganz entschieden ein Lurchleben: sie bewohnen das Wasser und das Land zugleich; die übrigen sind zu echten Landthieren geworden. Ihre Nahrung besteht fast ausschließlich aus Pflanzenstoffen; höchstens die als Allesfresser bekannten Schweine machen hiervon eine Ausnahme. Die anderen nähren sich von Gras, von Blättern, Früchten und von Baumrinde. Im Einklange mit ihrer Massenhaftigkeit werfen bei weitem die meisten Hufthiere nur ein Junges. Die Schweine geben sich auch hinsichtlich ihrer Fortpflanzung als nicht recht zu den übrigen Mitgliedern der Gruppe gehörige Geschöpfe zu erkennen, denn ihre Fruchtbarkeit wetteifert mit der, welche einzelne Nager auszeichnet, und ist für ihre Größe eine geradezu unverhältnißmäßige.

Gegenwärtig theilt man die Hufthiere allgemein in die drei Ordnungen der Pferde oder Einhufer, der Wiederkäuer oder Zweihufer und der Dickhäuter oder Vielhufer ein.

(Pferde.) Alle jetzt lebenden Einhufer bilden eine streng abgegrenzte Gruppe unter den Hufthieren. Sie ähneln sich auch unter einander so, daß man sie nur in einer einzigen Familie vereinigen kann. Einhufer und Pferd ist gleichbedeutend.

Die wenigen Arten der Pferde (Equidae) kennzeichnen sich durch mittlere Größe, schöne Gestalt, verhältnißmäßig kräftige Glieder und magern, gestreckten Kopf mit großen, lebhaften Augen, mittelgroßen, zugespitzten und beweglichen Ohren und weit geöffneten Nüstern. Der Hals ist stark, muskelkräftig, der Leib gerundet und fleischig, das Haarkleid weich und kurz, aber dicht anliegend, an dem Nacken und am Schwanze mähnig. Der eine ungespaltene und zierliche Huf an den Füßen genügt, die Pferde von allen übrigen Hufthieren zu unterscheiden. Alle drei Zahnarten in gleicher und beständiger Zahl bilden das Gebiß. Es besteht aus sechs Schneidezähnen, sechs langen, vierseitigen Backzähnen mit gewundenen Schmelzfalten auf der Kaufläche und kleinen, hakigen, stumpfkegelförmigen Eckzähnen. Von den Verdauungswerkzeugen verdient die enge Speiseröhre, deren Mündung in den Magen mit einer Klappe versehen ist, besondere Beachtung. Der Magen selbst ist ein einfacher, ungetheilter, länglichrunder, ziemlich kleiner Sack.

In der Tertiärzeit erschienen die ersten Pferde auf unserer Erde, und zwar in der alten, wie in der neuen Welt. Bis jetzt hat man acht vorweltliche Arten unserer Familie aufgefunden. Die Zahl der lebenden beträgt ungefähr ebenso viel.

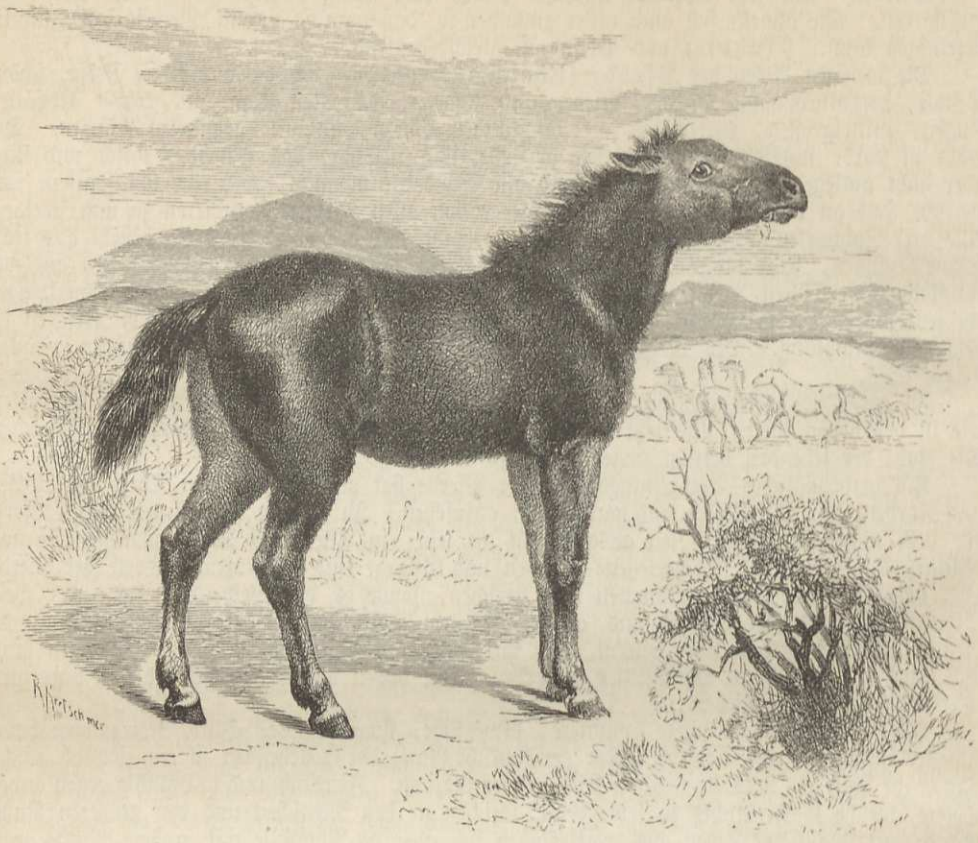
Als ursprüngliches Verbreitungsgebiet der Pferde hat man den größten Theil von Mittel- und Nordeuropa, Mittelasien und ganz Afrika anzusehen. In Europa scheinen die wilden Pferde vor noch nicht allzu langer Zeit ausgestorben zu sein; in Asien und Afrika schweifen sie noch heutigen Tages umher. Hochgelegene Steppen und Gebirge sind die Aufenthaltsorte der Pferde. Hier leben sie herdenweise zusammen und streichen, sowie es die Weide verlangt, über weite Strecken hin und her. Gras und andere Kräuter bilden ihre eigentliche Nahrung; in der Gefangenschaft haben sie aber gelernt, auch mit anderer Kost vorlieb zu nehmen; zumal Körner sind hier mit zu ihrem Hauptfutter geworden. Im hohen Norden müssen sie sich bequemen, thierische Stoffe zu genießen.

Alle Pferde sind lebendige, muntere, bewegliche, kluge Thiere. Ihre Bewegungen haben etwas Anmuthiges und Stolzes. Der gewöhnliche Gang der freilebenden ist ein ziemlich rascher Trab, ihr Lauf ein verhältnißmäßig sehr leichter Galopp. Friedlich und gutmüthig gegen andere Thiere, welche ihnen Nichts zu leide thun, weichen sie den Menschen und den größeren Raubthieren mit ängstlicher Scheu aus, vertheidigen sich aber im Nothfalle mit großem Muthe gegen ihre Feinde durch Schlagen und Beißen. Ihre Vermehrung ist gering. Die Stute wirft nach langer Tragezeit ein einziges Junges, dem erst nach einem großen Zwischenraume ein zweites folgt.

Zwei Arten, oder wenn man will, zwei Sippen der Familie sind schon seit undenklichen Zeiten von dem Menschen unterjocht worden. Keine Geschichte, keine Sage erzählt uns von der Zeit, in welcher diese überaus nützlichen Thiere zuerst in die Dienste des Menschen traten; nicht einmal über die Gegend, ja über den Erdtheil, in welchem man die ersten Pferde zähmte, ist man im Reinen. Man glaubt, daß es die mittelasiatischen Völker waren, welche vor allen andern Pferde zähmten. Die Geschichte gedenkt unserer Thiere zuerst in Egypten. Schon die ältesten Hieroglyphen stellen sie als die muthigen Begleiter und Träger des Menschen im Gewühl des Kampfes dar. In China und Indien kennt man das Pferd aber fast ebenso lange als Hausthier, und so verschwindet jeder sichere Anhaltepunkt über die Zeit und das Volk, denen wir den Erwerb dieses herrlichen Geschöpfes verdanken.

Noch gegenwärtig schwärmen in den Steppen Mittelasiens zahlreiche Herden eigentlicher Pferde umher, von denen man nicht recht weiß, ob man sie als die wilden Stammeltern unserer Hausthiere, oder aber als von diesen herstammend, und nur wieder verwildert ansehen soll. Diese Pferde unterscheiden sich nicht unwesentlich von unseren Rossen. Die einen, welche man Tarpans nennt, haben alle Eigenschaften echt wilder Thiere an sich, während die anderen, Muzin benannten, mit mehr Recht als verwilderte Abkömmlinge zahmer Pferde angesehen werden können, wie solche auch alle Llanos Südamerika's bevölkern.

Der Tarpan wird von den Tartaren und Kosaken als durchaus wildes Thier angesehen. Er ist ein mittelgroßes, ziemlich mageres Pferd mit dünnen, aber kräftigen, langfeßlichen Beinen, ziemlich langem und dünnem Halse, verhältnißmäßig dickem Kopfe mit stark gebogener Stirn, spitzen, nach vorwärts geneigten Ohren und kleinen, lebhaften, feurigen, boshaften Augen. Die Hufe sind schmal und stumpf zugespitzt; die Behaarung ist im Sommer dicht, kurz, gewellt, namentlich am Hintertheile, wo sie fast gekräuselt genannt werden kann, im Winter dagegen



Der Tarpan.

dicht, stark und lang, zumal am Kinn, wo sie fast einen Bart bildet. Die Mähne ist kurz, dicht, buschig und gekräuselt; der Schwanz ist mittellang. Im Sommer ist ein einförmiges Braun oder Fahlbraun die vorherrschende Färbung; im Winter werden die Haare heller, bisweilen sogar weiß; die Mähne und die Schwanzhaare sind gleichmäßig dunkel. Schecken kommen niemals vor, Rappen sind selten.

Als eigentliches Vaterland des Tarpan hat man die Gegend zwischen dem Aralsee und den südlichen Hochgebirgen Asiens anzusehen. Man begegnet demselben immer in Herden, welche mehrere hundert Stück zählen können. Gewöhnlich zerfällt die Hauptmenge wieder in kleinere, familienartige Gesellschaften, deren jeder ein Hengst vorsteht.

Der Hengst ist der alleinige Beherrscher der Gesellschaft. Er sorgt am meisten für die Sicherheit, duldet aber auch keine Unregelmäßigkeiten unter seinen Schutzbefohlenen. Sobald der Herde irgend Etwas auffällt, beginnt der Hengst zu schnauben und die Ohren rasch zu bewegen, trabt mit hochgehaltenem Kopfe einer bestimmten Richtung zu, wiehert gellend, wenn er Gefahr merkt, und nun jagt die ganze Herde im tollsten Galopp davon, die Stuten voran, die Hengste als schützender Nachtrab hinterdrein. Manchmal verschwinden die ersteren wie durch Zauberschlag; sie haben sich in irgend einer tiefen Einsenkung geborgen und warten nun ab, was da kommen soll. Vor Raubthieren fürchten die kampfesmuthigen und kampflustigen Hengste sich nicht. Auf Wölfe gehen sie wiehernd los und schlagen sie mit den Vorderhufen zu Boden, genau in derselben Weise, wie die in den südrussischen Steppen weidenden Pferde.

Die pferdezüchtenden Steppenbewohner fürchten die Tarpans noch mehr, als die Wölfe, weil jene ihnen oft großen Schaden, und zwar auf ganz eigenthümliche Weise zufügen. Sobald nämlich eine der wilden Herden zahme Pferde erblickt, eilt sie auf diese los, umgibt sie und führt sie durch Güte oder Gewalt mit sich weg. Hierdurch entstehen dann Muzins, doch nur

falls die ursprünglich zahmen Pferde sich nicht mit den wilden vermischen. Letzteres geschieht jedoch häufig genug, und deshalb finden sich die Tarpans in völliger Reinheit blos noch auf einem verhältnißmäßig kleinen Gebiet am Karakum, an dem Flusse Tom, den Einöden der Mongolei und der Wüste Gobi.

Der Tarpan ist überaus schwer zu zähmen. Sein höchst lebendiges Wesen, seine Stärke und Wildheit spotten selbst der Künste der pferdekundigen Mongolen. Es scheint, als ob das Thier die Gefangenschaft gar nicht ertragen könne. Die meisten gefangenen Tarpans gehen in ihr schon im zweiten Jahre zu Grunde.

Die Muzins erkennt man an der Unordnung ihrer Bewegung; denn nur zuweilen findet man unter ihnen Tarpan-Hengste, welche hier die Führung und Leitung übernehmen. Auch Muzins verlocken zahme Pferde, mit ihnen die unbegrenzte Freiheit zu theilen.

Ueber die afrikanischen Wildpferde fehlen noch genauere Nachrichten. Alte Schriftsteller haben von einem Zwergpferde gesprochen, welches im Norden und Westen Afrikas in voller Wildheit lebt. Es ist sehr klein, gedrungen, aber verhältnißmäßig gebaut, dickköpfig; heutzutage findet man es nur noch in den Gebirgsländern des Westens, in kleinen Gesellschaften. Die Eingeborenen fangen und zähmen es und schon nach sehr kurzer Zeit fügt es sich unter die Gewalt des Menschen, und gezähmte gelten als gutartige, ruhige Thiere. Die Araber nennen es Kumrah.

Neben diesen, wie es scheint, wilden Pferden, gibt es auch verwilderte, und zwar hauptsächlich in Südamerika. Ueber sie haben uns namentlich Azara und Rengger belehrt. „Die im Jahre 1535 gegründete Stadt Buenos Ayres", sagt Ersterer, „wurde später verlassen. Die ausziehenden Einwohner gaben sich gar nicht die Mühe, alle ihre Pferde zu sammeln. So blieben deren fünf bis sieben zurück und sich selbst überlassen. Als im Jahre 1580 dieselbe Stadt wieder in Besitz genommen und bewohnt wurde, fand man bereits eine Menge verwilderter Pferde, die Nachkommenschaft der wenigen ausgesetzten. Schon im Jahre 1596 wurde es Jedem erlaubt, diese Pferde einzufangen und für sich zu gebrauchen. Dies ist der Ursprung der unzählbaren Pferdeherden, welche sich im Süden des Rio de la Plata herumtreiben."

Die Cimarrones, wie diese Pferde genannt werden, leben jetzt in allen Theilen der Pampas in zahlreichen Herden, von denen manche ungefähr 12,000 Stück zählen mögen. Sie belästigen und schaden, weil sie nicht nur unnütze Weise gute Weide abfressen, sondern auch die Hauspferde entführen. Wenn die Cimarrones Hauspferde sehen, eilen sie in vollem Laufe auf dieselben zu, begrüßen sie freundlich mit Gewieher, schmeicheln ihnen und verleiden die Willfährigen ohne großen Widerstand ihren Gesellschaften ein. Reisende kommen oft in große Verlegenheit durch jene, ihren Reitthieren gefährlichen Entführer.

Die Wilden in den Pampas essen das Fleisch der Cimarrones, namentlich das von Fohlen und Stuten herrührende. Sie fangen sich auch manche, um sie zu zähmen; die Spanier hingegen machen kaum Gebrauch von ihnen. Nur da, wo Holzmangel ist, tödten sie bisweilen eine fette Stute, um das Lagerfeuer mit dem Knochenfett des Thieres zu verstärken. Höchst selten fängt man einen Wildling, um ihn zu zähmen. Die Güterbesitzer verfolgen die Wildlinge, wo sie nur können, weil sie sonst ihrer eigenen Pferde nicht sicher sind.

Die Cimarrones sind ebenso groß und stark, als die Hauspferde, aber nicht so schön; denn der Kopf und die Beine sind dicker, der Hals und die Ohren länger. Alle diese Pferde sind braun oder schwarz, nie gescheckt, und die schwarzen unter ihnen sind so selten, daß man wohl annehmen darf, Braun müsse ihre eigentliche Farbe gewesen sein.

In Paraguay finden sich keine verwilderten Pferde, aber der Zustand der Pferde dieses Landes ist nicht sehr verschieden von dem jener Wildlinge. Die Thiere, welche man Mustangs nennt, werden so vernachlässigt, daß sie förmlich ausarten. Nur in einzelnen Meiereien findet man noch Pferde, welche an ihre edlen Ahnen erinnern. An Schnelligkeit und Gewandtheit stehen die einen wie die anderen den andalusischen Pferden nicht im Geringsten nach, und an Ausdauer übertreffen sie diese bei weitem. Rengger versichert, oft und selbst während der Hitze mit einem Pferde 8 bis 16 Stunden fast in ununterbrochenem Galopp zurückgelegt zu haben, ohne daß hieraus irgend ein Nachtheil für das Thier erwachsen wäre.

Die Pferde Südamerikas erhalten so gut als gar keine Pflege. Sie bringen das ganze Jahr unter freiem Himmel zu. Alle acht Tage treibt man sie einmal zusammen, damit sie sich nicht versprengen, untersucht ihre Wunden, reinigt und bestreicht sie mit Kuhmist und schneidet von Zeit zu Zeit, etwa alle drei Jahre, den Hengsten die Mähne und den Schwanz ab. Hiermit glaubt man genug gethan zu haben. An Veredelung denkt Niemand.

„Gewöhnlich", sagt Rengger, „leben die Pferde paarweise in einem bestimmten Gebiete, an welches sie von Jugend auf gewöhnt worden sind. Jedem Hengst gibt man 12 bis 18 Stuten, die er zusammenhält und vertheidigt. Die Füllen leben mit ihren Müttern bis ins dritte oder vierte Jahr. Diese zeigen für jene, so lange sie noch saugen, große Anhänglichkeit, und vertheidigen sie zuweilen sogar gegen den Jaguar. Wenn die Pferde etwas über zwei oder drei Jahre alt sind, wählt man unter den jungen Hengsten einen aus, theilt ihm junge Stuten zu und gewöhnt ihn, mit denselben in einem besonderen Gebiete zu weiden. Alle Pferde, welche zu einer Truppe gehören, mischen sich nie unter andere, und halten so fest zusammen, daß es schwer fällt, ein weidendes Pferd von den übrigen zu trennen. Werden sie mit einander vereinigt, z. B. beim Zusammentreiben aller Pferde einer Meierei, so finden sie sich nachher gleich wieder auf. Die Thiere zeigen übrigens nicht allein für ihre Gefährten, sondern auch für ihre Weiden große Anhänglichkeit. Ich habe welche gesehen, die aus einer Entfernung von achtzig Stunden auf die altgewohnten Plätze zurückgekehrt waren. Um so sonderbarer ist die Erscheinung, daß zuweilen die Pferde ganzer Gegenden aufbrechen und entweder einzeln oder haufenweise davonrennen. Dies geschieht hauptsächlich, wenn nach anhaltender trockener Witterung plötzlich starker Regen fällt, und wahrscheinlich aus Furcht vor dem Hagel, welcher nicht selten das erste Gewitter begleitet."

„Die Sinne dieser fast wildlebenden Thiere scheinen schärfer zu sein, als die europäischer Pferde. Ihr Gesicht ist schwach; ihr Gehör äußerst fein, ebenso der Geruch. Sie beriechen Alles, was ihnen fremd erscheint. Durch diesen Sinn lernen sie ihren Reiter, das Reitzeug, den Schoppen, wo sie gesattelt werden ꝛc., kennen, durch ihn wissen sie in sumpfigen Gegenden die bodenlosen Stellen auszumitteln, durch ihn finden sie in dunkler Nacht oder bei dichtem Nebel den Weg nach ihrem Wohnorte oder nach ihrer Weide. Gute Pferde beriechen ihren Reiter im Augenblick, wo er aufsteigt, und ich habe solche gesehen, welche denselben gar nicht aufsteigen ließen oder sich seiner Leitung widersetzten, wenn er nicht einen Poncho oder Mantel mit sich führte, wie ihn die Landleute, welche die Pferde bändigen und zureiten, immer tragen. Auf größere Entfernung wittern sie freilich nicht. Ich habe selten ein Pferd gesehen, welches einen Jaguar auf fünfzig und noch weniger Schritte gewittert hätte. Sie machen daher in den bewohnten Gegenden von Paraguay die häufigste Beute dieses Raubthieres aus."

„Das paraguanische Pferd ist gewöhnlich gutartig; es wird aber oft durch gewaltsame Behandlung bei der Bändigung verdorben. Wenn nämlich das Pferd ein Alter von 4 bis 5 Jahren erreicht hat, wird es eingefangen, an einen Pfahl gebunden, und trotz seines Widerstrebens gesattelt und gezäumt. Nun wird es vom Pfahle losgemacht; im nämlichen Augenblicke aber schwingt sich ein Pferdebändiger, welcher mit sehr großen und scharfen Sporen und einer starken Peitsche bewaffnet ist, auf seinen Rücken und tummelt das arme Geschöpf unter Sporenstreichen und Peitschenhieben so lange auf dem Felde herum, bis es sich vor Müdigkeit nicht mehr widersetzen kann und der Lenkung seines Reiters folgt. Man wiederholt diese Uebungen von Zeit zu Zeit, und das Pferd heißt zahm, sobald es keinen Bocksprung mehr macht. Bei sanfter Behandlung dagegen wird das Pferd, selbst wenn man es früher gemißhandelt hatte, äußerst lenksam und zuthunlich, läßt sich auf der Weide leicht fangen und unterzieht sich willig den stärksten Anstrengungen."

„Bewunderungswürdig ist das Gedächtniß dieser Pferde. Einzelne, welche nur ein Mal den Weg von Villa Real nach den Missionen gemacht hatten, kehrten aus den letzteren nach mehreren Monaten auf dem nämlichen, mehr als fünfzig Meilen langen Wege nach Villa Real zurück. Wenn in der Regenzeit des Herbstes alle Wege voller Wasser, voller Pfützen und bodenloser Stellen und alle Bäche angeschwollen sind, wird doch ein gutes Pferd, welches diese Wege schon einige Male zurückgelegt hat, seinen Reiter nicht nur bei Tage, sondern auch bei Nacht sicher durch alle diese oft gefährlichen Strecken tragen."

„Im ganzen sind die Pferde wenig Krankheiten unterworfen. Wenn sie gute Nahrung erhalten und nicht übermäßig angestrengt werden, erreichen sie ein ebenso hohes Alter, wie die Pferde in Europa; da ihnen aber gewöhnlich weder gutes Futter, noch gute Behandlung zu Theil wird, kann man ein zwölfjähriges Pferd schon für alt ansehen. Nirgend findet man mehr berittene Leute, als in Paraguay, wo das Pferd dazu dient, der angeborenen Trägheit seines Herrn zu fröhnen, und es ist ein gewöhnlicher Ausruf der Paraguaner: „Was wäre der Mensch ohne das Pferd!"

„In den weiter nach Norden hin gelegenen Llanos sind die verwilderten Pferde meist zahlreicher, als in den Pampas von Buenos Ayres. Ihr Leben hat uns Alexander von Humboldt in seinen herrlichen „Ansichten der Natur" mit kurzen Worten meisterhaft geschildert.

„Wenn im Sommer unter dem senkrechten Strahl der niebewölkten Sonne die Grasdecke jener unermeßlichen Ebenen gänzlich verkohlt ist und in Staub zerfällt, klafft allmählich der Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen zerrissen. In dichte Staubwolken gehüllt und von Hunger und brennendem Durste geängstet, schweifen die Pferde und Rinder umher, erstere mit langgestrecktem Halse, hoch gegen den Wind aufschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstromes die Nähe einer noch nicht ganz verdampften Lache zu errathen. Bedächtiger und verschlagener suchen die Maulthiere auf andere Art ihren Durst zu lindern. Eine kugelförmige und dabei vielrippige Pflanze, der Melonenkaktus, verschließt unter seiner stachlichten Hülle ein wasserreiches Mark. Mit den Vorderfüßen schlägt das Maulthier diese Stacheln seitwärts, um den kühlen Distelsaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser lebenden, pflanzlichen Quelle ist nicht immer gefahrlos; denn oft sieht man Thiere, welche von den Kaktusstacheln an den Hufen gelähmt sind. Folgt endlich auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der gleichlangen Nacht, so können die Pferde und Rinder selbst dann nicht ruhen. Die plattnäsigen Fledermäuse verfolgen sie während des Schlafes und hängen sich an ihren Rücken, um ihnen das Blut auszusaugen."

„Tritt endlich nach längerer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so ändert sich die Scene. Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die Steppe mit dem herrlichsten Grün. Pferde und Rinder weiden im frohen Genusse des Lebens. Im hoch aufschießenden Gras versteckt sich auch der Jaguar und erhascht manches Pferd und manches Füllen mit sicherem Sprunge. Bald schwellen die Flüsse, und dieselben Thiere, welche einen Theil des Jahres vor Durst verschmachteten, müssen nun als Amphibien leben. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche lange inselförmig über den Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengert sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten, gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken, viele werden von den Krokodilen erhascht, mit dem Schwanze zerschmettert und verschlungen. Nicht selten bemerkt man Pferde, welche die Spur der Krokodile in großen Narben am Schenkel tragen. Auch unter den Fischen haben sie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwasser sind mit zahllosen elektrischen Aalen erfüllt. Diese merkwürdigen Fische sind mächtig genug, mit ihren gewaltigen Schlägen die größten Thiere zu tödten, wenn sie ihre Batterien auf einmal in günstiger Richtung entladen. Die Steppenstraße am Uri Tucu mußte deswegen verlassen werden, weil sie sich in einer solchen Menge in einem Flüßchen aufgehäuft hatten, daß jährlich viele Pferde durch sie betäubt wurden und in der Furth ertranken."

In noch höherem Grade, als die in Südamerika umherschweifenden Wildlinge, ergreift die Mustangs der Prairien zuweilen ein ungeheurer Schrecken. Hunderte und Tausende stürzen wie rasend dahin, lassen sich durch kein Hinderniß aufhalten, rennen wie unsinnig gegen Felsen an oder zerschellen sich in Abgründen.

Weiter nach Norden hin vermehren die Indianer die Zahl der Feinde, welche den Wildlingen das Leben verbittern. Sie fangen sie ein, um sie als Reitthiere bei ihren Jagden zu benutzen.

Auch der Häute und des Fleisches wegen werden die Pferde Amerikas eifrig verfolgt. Im Kriege nehmen die Truppenabtheilungen, welche in die Ferne gesandt werden, als einzige Nahrung Herden von Pferden mit.

Die Pferde der asiatischen Steppen, welche dem Menschen unterthan sind, führen ebenfalls kein beneidenswerthes Leben. Wir haben einen Blick auf das Treiben der eigentlichen wilden Pferde geworfen, lassen wir uns jetzt belehren über die Pferde der Tartaren, der Kirgisen, Jakuten und Tungusen, welche alle so ziemlich dasselbe Loos theilen: „Das Pferd", sagt Schlatter, „ist das Lieblingsthier des Tartaren. Man bedient sich seiner mehr zum Reiten, als zum Ziehen. Sein Fleisch ist dem Tartaren die liebste Speise, die Milch der Stuten das ihm angenehmste Getränk; aus den Fellen schneidet er sich Riemen zu Saum- und Sattelzeug; die Felle der Füllen benutzt er zu Beinkleidern für sich und zu Pelzröcken für seine Kinder; den Schwanz und das Halshaar verwendet er zu Stricken und zu Sieben. Aber nur die wenigsten Pferde, die zum Reiten nothwendigen, werden zu Hause behalten und mit Heu und Gerste gefüttert; die große Mehrzahl lebt in Herden auf der Steppe im Sommer und im Winter, und muß sich auch unter dem Schnee ihr Futter suchen. Oft sieht man zwischen 1000 und 2000 Pferde beisammen, in stolzer, freier Haltung, fett und stark, welche noch nie von einem Menschen gedemüthigt oder gebändigt waren. Bei Ungewitter, Schneegestöber und Stürmen zerstreuen sich diese Herden manchmal weit und breit und müssen tagelang aufgesucht werden."

„Nur selten werden die Pferde von Hirten geweidet. Dann holt man sie alle 24 Stunden ein Mal zur Tränke ins Dorf, wobei dann auch die Stuten gemolken werden. Ein kleiner Knabe ist im Stande, die größte Herde zu treiben, da sich die Pferde, wenn sie merken, daß es zur Tränke geht, zusammenhalten, wie Schafe. Die Stuten, welche Sommer und Winter auf der Steppe weiden, lassen sich gern melken, wenn sie nur ihr Junges vor sich haben. Männer und Weiber besorgen dies Geschäft mit gleicher Geschicklichkeit. Nach dem Melken wird die Herde wieder auf die Steppe getrieben. Die frischgemolkene Pferdemilch wird nie getrunken; man läßt sie erst gähren, dadurch wird sie zum „Kumis", einem starken und berauschenden Getränk, welches dem Tartaren dasselbe ist, was uns der Wein."

„Will der Tartar ein erwachsenes Pferd aus der Herde zum Reiten abrichten, so fängt er es zuerst mit der langen Schlinge; dann kommen mehrere Gehilfen und suchen es durch Verwickelung der Schlinge um die Füße umzuwerfen. Während es auf dem Boden liegt und festgehalten wird, legt man ihm den Zaum und den Spannriemen an. Das derart gefesselte Thier läßt man sich aufrichten, hält es aber an den Ohren fest und schnallt ihm nun das Sattelkissen mit dem Leibgurt auf den Rücken; ein Tartar setzt sich auf das Pferd, bewaffnet mit dem Kantschuh, die Spannriemen werden weggenommen, und der Reiter schlägt auf das wilde Pferd los und löst ihm gänzlich die Zügel. Ist es endlich ermattet und ergibt sich, so sucht der Reiter es nun auch zu lenken, bis es in weiten Kreisen ins Dorf zurückkommt, wo ihm höchstens ein paar Hände voll Heu gegeben werden. In ein paar Tagen ist das Pferd durch Hunger und Anstrengung gebändigt und gewöhnlich so fromm wie ein Lamm geworden."

„Bei weiteren Reisen werden die Pferde ganz frei getrieben. Sie müssen täglich 8 bis 10 deutsche Meilen machen und kommen in keinen Stall. Ueber die breitesten Flüsse schwimmen sie vortrefflich."

Der Tartar benutzt sein Pferd zu allem Möglichen. Es muß ihn und sein Haus bei seinem Nomadenleben tragen, muß sein Getreide ausdreschen; es dient ihm zur Jagd und muß hinter dem Wild herjagen, bis dieses ermattet zur Erde stürzt und dann todtgeschlagen werden kann. Das Haar und Fell wird auf die verschiedenste Weise benutzt. Fleisch, Fett und Gedärme dienen zur Nahrung.

Auch in Europa sind die Pferde keineswegs überall Hausthiere nach unseren Begriffen. In vielen Gegenden überläßt man sie sich selbst während des größten Theiles vom Jahre. So weiden die Herden im südlichen Rußland fast ohne jede Aufsicht. Alle ponyähnlichen Pferde leben in ihrer eigentlichen Heimat mehr oder weniger selbständig. Auf den nördlichen Inseln Großbritanniens laufen die kleinen Pferdchen jahraus, jahrein im Walde und in dem Moore umher, ohne daß ihre Besitzer sich viel um sie bekümmern, falls sie nicht eins oder das andere zu verkaufen oder sonstwie zu benutzen gedenken. Die norwegischen, lappländischen und isländischen Pferde schweifen während des ganzen Sommers in den Hochgebirgen umher und müssen selbst im Winter sich noch einen guten Theil ihrer Nahrung suchen.

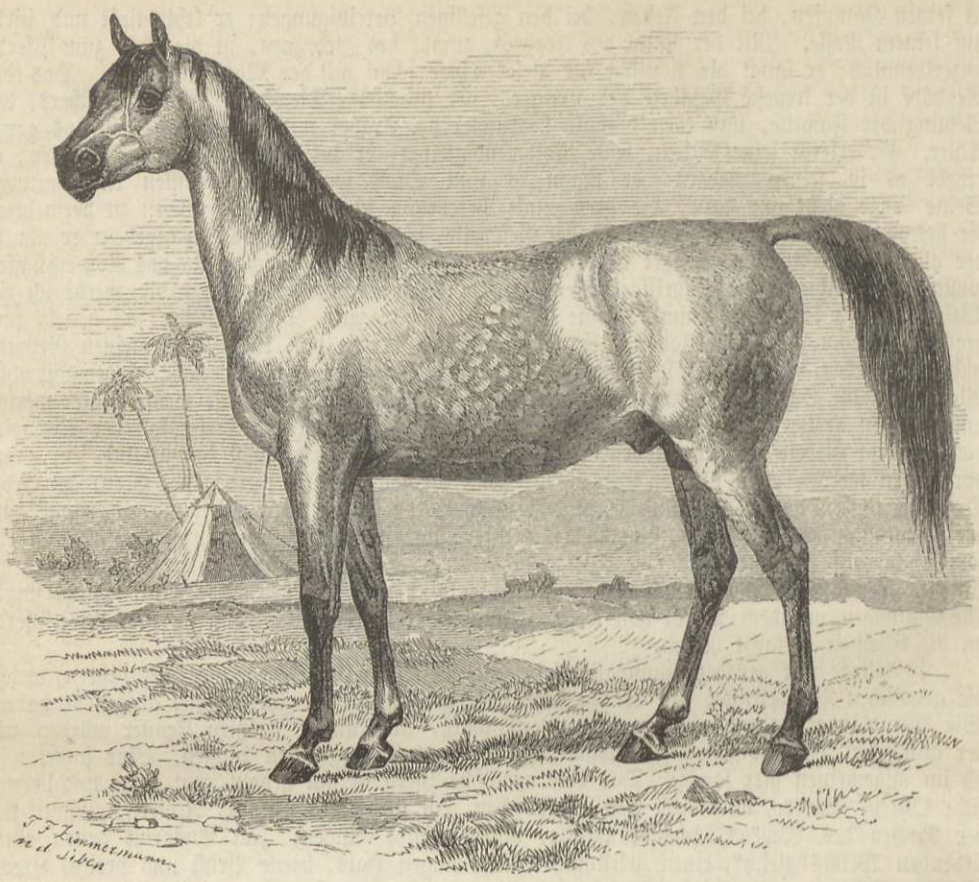
Hinsichtlich der Nahrung werden die Pferde im ganzen Norden durchaus nicht verwöhnt. Man wundert sich nicht wenig, wenn man die kleinen, munteren und dabei doch so frommen Thiere mit großem Behagen von den Flechtenzöpfen schmausen sieht, welche in allen Wäldern lang von den Aesten der Nadelbäume herabhängen; man wundert sich aber noch weit mehr, wenn man beobachten muß, daß für diese Pferde ein Gerüst, auf welchem Fische getrocknet werden, ein höchst anziehender Gegenstand ist. Wie alle übrigen Hausthiere im Norden, erhalten auch die Rosse im Winter oft nur ein Gemengsel von gekochten und zerstoßenen Fischköpfen und Seetangen oder Fischköpfe allein als Hauptspeise: und sie gewöhnen sich so vollständig an diese ihnen durchaus widernatürliche Nahrung, daß sie, wenn man sie nicht beaufsichtigt, die Fischer bestehlen, indem sie sich einen und den anderen der zum Trocknen aufgehängten Dorsche von den Gerüsten herablangen und mit größter Behaglichkeit verspeisen.

Nur wenige Völkerschaften würdigen das Pferd, wie es gewürdigt zu werden verdient. Unter ihnen stehen die Araber, Türken und Perser obenan; dann folgen die Engländer und Spanier, hierauf erst die Deutschen, Franzosen, Italiener, Portugiesen und Dänen. In den Augen der Araber ist das Pferd das höchst geschaffene aller Thiere; es steht dem Menschen nicht nur fast gleich, sondern genießt oft noch höhere Achtung, als dieser. Bei einem Volke, welches über einen großen Raum spärlich vertheilt lebt, welches ungleich weniger an der Scholle klebt, als wir Abendländer, dessen Hauptbeschäftigung die Viehzucht ist, muß das Roß nothwendigerweise zur höchsten Achtung oder, wenn man will, Würdigung gelangen. Das Pferd ist dem Araber nothwendig zu seinem Leben, zu seinem Bestehen; er vollbringt mit seiner Hilfe Wanderungen und Reisen; er hütet auf seinem Pferde die Herden; er glänzt durch sein Pferd

in seinen Kämpfen, bei den Festen, bei den geselligen Vereinigungen; er lebt, liebt und stirbt auf seinem Rosse. Mit der Natur des Arabers, zumal des Beduinen, ist die Liebe zum Pferde unzertrennlich; er saugt die Achtung für dieses Thier schon mit der Muttermilch ein. Das edle Geschöpf ist der treueste Gefährte des Kriegers, der geachtetste Diener des Gewaltherrschers, der Liebling der Familie, und eben deshalb beobachtet der Araber mit ängstlichem Fleiß das ganze Thier. Er erlernt seine Sitten, seine Nothwendigkeiten; er besingt es in seinen Gedichten, er erhebt es in seinen Liedern; er macht es zum Stoff seiner angenehmsten Unterhaltung. Seine Sage dient nur dazu, die grenzenlose Verehrung für dieses edle Wesen zu vermehren. Er betrachtet es als das werthvollste aller Geschenke, welche der Gebende ihm gegeben; er glaubt der alleinige, rechtmäßige Besitzer des Pferdes zu sein. „Als der Erschaffende das Roß erschaffen wollte", verkündigen die Schriftgelehrten, „sagte er zum Winde: „„Von dir werde ich ein Wesen gebären lassen, bestimmt, meine Verehrung zu tragen. Dieses Wesen soll geliebt und geachtet sein von meinen Sklaven. Es soll gefürchtet werden von Allen, die meinen Geboten nicht nachstreben."" Und er schuf das Pferd, und rief ihm zu: „„Dich habe ich gemacht ohne Gleichen. Alle Schätze der Erde liegen zwischen deinen Augen. Du wirst meine Feinde werfen unter deinen Hufen, meine Freunde aber tragen auf deinem Rücken. Dieser soll der Sitz sein, von welchem Gebete zu mir emporsteigen. Auf der ganzen Erde sollst du glücklich sein, und vorgezogen werden allen übrigen Geschöpfen; denn dir soll die Liebe werden des Herrn der Erde. Du sollst fliegen ohne Flügel und siegen ohne Schwert!"" Aus dieser Meinung entspringt auch der eigenthümliche Aberglaube, daß das edle Pferd nur in den Händen der Araber glücklich sein könne; hierauf begründet sich die Weigerung, Rosse an Andersgläubige, und namentlich an Christen abzulassen. Abd-el-Kader bestrafte, als er noch auf der Höhe seiner Macht stand, alle Gläubigen mit dem Tode, von welchen ihm gesagt worden war, daß sie eins ihrer Pferde an die Christen verkauft hätten.

Es würde mir geradezu unmöglich sein, alle die feinen Unterschiede hier aufzuführen, welche die arabischen Pferdekenner für die größere oder geringere Güte ihrer Rosse aufgestellt haben. Wir Abendländer haben dafür gar kein Verständniß, und unsere größten Kenner würden vor der arabischen Pferdewissenschaft beschämt ihre Unkenntniß eingestehen müssen. Nur soviel will ich im allgemeinen hier sagen: Das edle arabische Pferd ist gut gebaut, hat kurze und bewegliche Ohren, schwere, aber doch zierliche Knochen, ein fleischloses Gesicht, Nüstern, „soweit wie der Rachen des Löwen", schöne, dunkle, vorspringende Augen, „an Ausdruck denen eines liebenden Weibes gleich", einen gekrümmten und langen Hals, breite Brust und breites Kreuz, schmalen Rücken, runde Hinterschenkel, sehr lange wahre und sehr kurze falsche Rippen, einen zusammengeschnürten Leib, lange Oberschenkel, „wie die des Straußes es sind", mit Muskeln, „wie das Kamel sie hat", einen schwarzen, einfärbigen Huf, eine feine und spärliche Mähne und einen reich behaarten Schwanz, dick an der Wurzel und dünn gegen die Spitze hin. Es muß besitzen viererlei breit: die Stirn, die Brust, die Hüften und die Glieder; viererlei lang: den Hals, die Oberglieder, den Bauch und die Weichen, und viererlei kurz: das Kreuz, die Ohren, den Strahl und den Schwanz. Diese Eigenschaften beweisen nach der Meinung der Araber, daß das Pferd von guter Rasse und schnell ist; denn es ähnelt dann in seinem ganzen Baue dem Windhunde, der Taube und dem Kamele zugleich.

Mit dem achtzehnten Monat beginnt die Erziehung des edlen Geschöpfes; sie währt fort, bis es vollkommen erwachsen ist. Zuerst versucht sich ein Knabe im Reiten. Er führt das Pferd zur Tränke, zur Weide, er reinigt es und sorgt überhaupt für alle seine Bedürfnisse. Beide lernen zu gleicher Zeit: der Knabe wird ein Reiter, das Fohlen ein Reitthier. Niemals aber wird der junge Araber das ihm anvertraute Füllen übernehmen; niemals wird er ihm Dinge zumuthen, die es nicht leisten kann. Der Unterricht beginnt im Freien und wird im Zelte fortgesetzt. Man überwacht jede Bewegung des Thieres, man behandelt es mit aller Liebe und Zärtlichkeit, duldet aber niemals Widerstreben oder Böswilligkeit. Erst wenn das Pferd sein zweites Lebensjahr überschritten hat, legt man ihm den Sattel auf, immer noch mit der größten Vorsicht. Das Gebiß wird anfangs mit Wolle umwickelt und diese manchmal mit Salzwasser besprengt, um das Pferd leichter an das ihm unangenehme Eisen im Maule zu gewöhnen; der Sattel wird zuerst so leicht als möglich genommen. Nach Ablauf des dritten Jahres muthet man dem Pferd schon mehr zu. Man gewöhnt es allgemach daran, alle seine Kräfte zu gebrauchen, läßt ihm aber, was die Fütterung anlangt, durchaus Nichts abgehen. Erst wenn es das siebente Jahr erreicht hat, sieht man es als erzogen an, und deshalb sagt das arabische Sprichwort: „Sieben Jahre für meinen Bruder, sieben Jahre für mich und sieben Jahre für meinen Feind."



Das arabische Pferd.

Die Leistungen eines gut erzogenen arabischen Rassepferdes sind wirklich unglaublich groß. Es kommt vor, daß der Reiter mit seinem Pferde fünf, sechs Tage hinter einander täglich Strecken von zehn, zwölf, ja selbst von fünfzehn Meilen zurücklegt. Wenn dem Thiere hierauf zwei Tage Ruhe gegönnt worden, ist es im Stande, in derselben Zeit zum zweiten Male einen gleichen Weg zu machen. Gewöhnlich sind die Reisen, welche die Araber unternehmen, nicht so lang, dafür aber durchreitet man in einem Tage noch größere Entfernungen, auch wenn das Pferd ziemlich schwer belastet ist. Nach der Ansicht der Araber muß ein gutes Pferd nicht blos einen vollkommen erwachsenen Menschen tragen, sondern auch seine Waffen, seine Teppiche zum Ruhen und Schlafen, die Lebensmittel für sich selbst und für seinen Reiter, eine Fahne, auch wenn der Wind hinderlich sein sollte, und im Nothfalle muß es einen ganzen Tag lang im Zuge fortlaufen, ohne zu fressen oder zu trinken.

Die Araber unterscheiden eine Menge Rassen ihrer Pferde, und jede Gegend hat ihre besonders ausgezeichneten.

Unter allen edlen Pferden achten sie diejenigen am höchsten, welche in Nedschd, dem inneren Gelände der arabischen Halbinsel, einem von schroffen Felsen durchzogenen Hochlande, gezüchtet werden. Der Stamm der Khadam hat den Ruhm, die besten Pferde zu besitzen. Schon die Hengste werden mit hohen Preisen bezahlt, die Stuten sind kaum käuflich. Aber ein solches Pferd ist auch nicht mit irgend einem anderen zu vergleichen! Der Araber muthet seinen Kräften, wie bemerkt, sehr viel zu, er behandelt es jedoch auch mit einer Liebe ohne Gleichen. Von Jugend auf vernimmt das Thier kein böses Wort, bekommt es keinen Schlag. Es wird mit der größten Geduld, mit der größten Zärtlichkeit erzogen und theilt mit seinem Herrn Freud und Leid, das Zelt, ja beinahe das Lager. Es bedarf keiner Peitsche, kaum eines Sporenstoßes, ein Wort seines Reiters genügt, um es anzutreiben. Der Mensch und das Thier haben sich

hier eben auf das innigste verbrüdert, und der eine wie das andere fühlen sich gedrückt, wenn der treue Gefährte fehlt. Mehr als einmal schon ist es vorgekommen, daß ein Pferd den Leichnam seines im Kampfe gefallenen Reiters noch von der Wahlstatt bis zum Zelte trug, gleichsam, als wisse es, daß es den gefallenen Mann nicht dem Hohn und Spott des Feindes preisgeben dürfe.

Ebenso groß, als die liebenswürdigen Eigenschaften des Wesens sind die Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit des arabischen Pferdes, was die Nahrung anbelangt. Es ist mit Wenigem zufrieden und im Stande, bei schmaler Kost noch die größten Anstrengungen zu ertragen. Kein Wunder, daß solch ein Thier von hundert Dichtern glühend besungen worden, daß es das ausschließliche Gespräch der Männer am Lagerfeuer, daß es der Stolz und das höchste Kleinod des Arabers ist!

Wirklich spaßhaft anzuhören sind die Lobeserhebungen, welche dem edlen Pferde gespendet werden. „Sage mir nicht, daß dies Thier mein Pferd ist, sage, daß es mein Sohn ist! Es läuft schneller, als der Sturmwind, schneller noch, als der Blick über die Ebene schweift. Es ist rein, wie das Gold. Sein Auge ist klar und so scharf, daß es ein Härchen im Dunkeln sieht. Die Gazelle erreicht es im Laufe. Zu dem Adler sagt es: Ich eile, wie du, dahin! Wenn es das Jauchzen der Mädchen vernimmt, wiehert es vor Freude, und an dem Pfeifen der Kugeln erhebt sich sein Herz. Aus der Hand der Frauen erbettelt es sich Almosen, den Feind schlägt es mit dem Hufe ins Gesicht. Wenn es laufen kann nach Herzenslust, vergießt es Thränen aus seinen Augen. Ihm gilt es gleich, ob der Himmel rein ist, oder der Sturmwind das Licht der Sonne mit Staub verhüllt; denn es ist ein edles Roß, welches das Wüthen des Sturmes verachtet. In dieser Welt gibt es kein zweites, welches ihm gleiche. Leicht, wie eine Schwalbe, eilt es dahin, so leicht ist es, daß es tanzen könnte auf der Brust deiner Geliebten, ohne sie zu belästigen. Sein Schritt ist so sanft, daß du im vollsten Laufe eine Tasse Kaffees auf seinem Rücken trinken kannst, ohne einen Tropfen zu verschütten. Es versteht Alles, wie ein Sohn Adams, nur daß ihm die Sprache fehlt."

Nächst den Arabern behandeln die Perser und die Engländer ihre Pferde am besten. Die letzteren haben seit etwa zweihundert Jahren der Pferdezucht außerordentliche Aufmerksamkeit zugewendet und wirklich ungewöhnliche Ergebnisse erzielt. Früher gab man großen starknochigen Pferden vor anderen den Vorzug; später führte man aber arabische Zuchthengste in England ein, und so entstand nach und nach das englisch-arabische Pferd, welches gegenwärtig über die ganze Insel verbreitet ist. Echte Vollblutpferde findet man nirgends in so großer Anzahl, als in England.

Der sogenannte Renner gilt allgemein als das beste aller englischen Pferde. Er zeichnet sich durch langgestreckten Leib und feine Beine aus. Nur noch seinem ursprünglichen Stammvater, dem arabischen Pferde, wird solche Aufmerksamkeit erwiesen, als ihm. Die Zucht, Behandlung und Ausbildung des Rennpferdes ist in England zu einer Wissenschaft geworden, und diese wird von den Vornehmsten des Landes mit großem Eifer betrieben. Man hat bei der Sorgfalt, mit welcher man die Pferde behandelt, wichtige Erfahrungen gewonnen. Die Versuche zur Verbesserung der Rassen haben bewiesen, daß Größe, Gestalt, Wesen und Anlagen, welche einer Rasse angehören, erblich sind, und daß Erziehung und äußere Verhältnisse einen sehr geringen Einfluß üben. Die Engländer sehen daher gegenwärtig womöglich noch strenger auf die reine Abstammung, als die Araber. In England findet man Stammbäume, welche mit der größten Genauigkeit ausgeführt und durch die sichersten Leute beglaubigt sind.

Das berühmteste aller Rennpferde war Eclipse; er stammte von arabischen Eltern ab, welche jedoch beide nicht eben geschätzt waren. Der Sohn dieses Paares wurde beim Rennen niemals geschlagen; aber seine Laufbahn als Rennpferd war dennoch sehr kurz. Sie währte nur siebzehn Monate. Nach dieser Zeit ließ kein Pferdebesitzer mehr seine Rosse mit dem unübertrefflichen Läufer wetteifern. In der kurzen Zeit seines Ruhmes gewann er mehr als 25,000 Pfund Sterling. Sein Eigner hatte ihn von dem Herzog von Cumberland, in dessen Gestüt er geboren war, für 75 Guineen erkauft und verlangte, nachdem er durch das Pferd reich geworden war, zehn Jahre nach seinem letzten Rennen für Eclipse und sechs seiner Nachkommen noch die Summe von 25,000 Pfund nebst einem Jahrgehalt von 500 Pfund. Das prächtige Thier starb in einem Alter von 25 Jahren im Jahre 1789. Sein Gerippe wurde nach dem Museum in Oxford gebracht, wo es noch heutigen Tages zu sehen ist.

Nächst dem eigentlichen Renner ist das englische Jagdpferd überaus geschätzt. Es ist stärker und kräftiger, aber höchst fein gebaut, besitzt die Ausdauer und Schnelligkeit des arabischen



Der englische Renner.

Pferdes und ist für seinen Zweck geradezu unübertrefflich; dennoch steht es im Preise dem Renner bedeutend nach.

Es ist hier nicht der Ort, auf die übrigen Rassen der Pferde einzugehen; wir können nicht einmal die vorzüglichsten derselben besprechen. Ich will blos erwähnen, daß in einigen Büchern deren bereits über anderthalb Hundert angegeben werden.

Fitzinger glaubt fünf Stammarten der Pferde annehmen zu dürfen, und diese Ansicht hat wohl ebenso viel für sich, als die anderer Gelehrten, welche nur eine Urart für sämmtliche Pferde, für das vlämisch-englische Karrenpferd, wie für den Shetlands-Pony gelten lassen wollen. Jene fünf Stammarten sind der Tarpan, das nackte, das leichte, das schwere und das Zwergpferd.

Das nackte Pferd (Equus nudus), ein auffallendes Geschöpf, das erst in letzter Zeit als seltene Merkwürdigkeit durch Zigeuner aus der Krim zu uns gekommen ist, ähnelt hinsichtlich seiner äußeren Form am meisten dem arabischen. Es ist schön gebaut und mittelgroß, aber mit Ausnahme einiger wenigen, kaum bemerkbaren Härchen, welche hier und da höchst vereinzelt stehen, vollkommen nackt. Sogar Mähne und Schweif fehlen; denn die zehn oder zwölf einzelnen, etwa Zoll langen, unbiegsamen und spröden Haare, welche am Ende des Schwanzes stehen, kann man wahrhaft keinen Roßschweif nennen. Die glatte, sammetweiche und zarte, fettig glänzende Haut ist von dunkelmausgrauer oder bräunlichschwarzer Färbung. Genaue Untersuchungen haben ergeben, daß weder Krankheit, noch eine betrügerische Fälschung Seitens der Besitzer Ursache dieser Nacktheit sind. Ueber sein Vaterland herrscht Ungewißheit.

Das leichte Pferd (Equus velox) ist über einen großen Theil des altweltlichen Nordens verbreitet; es reicht von Norwegen bis an die chinesischen Gebirge. Sein Leibesbau ist etwas plump, aber nicht gerade ungefällig, die Behaarung fein und dicht, die Färbung ein unbestimmtes fahles Grau oder Gelb, meist mit dunklen Mittelstreifen längs des Rückens. Ueber die ursprüngliche Heimat des schweren Pferdes (Equus robustus) ist gar Nichts zu sagen. Diese Art, oder die Rassen, welche Fitzinger unter dem Namen des schweren Pferdes vereinigt, finden sich in Mitteleuropa. Das vlämisch-englische Karrenpferd, ein wahrer Elefant unter den Rossen, scheint das schwere Pferd in seiner Vollendung darzustellen.

Heutzutage ist das zahme Pferd fast über den ganzen Erdball verbreitet. Es fehlt nur in den kältesten Gegenden und auf mehreren Inseln, wo der Mensch seiner noch nicht bedarf. Man züchtet es entweder in wilden oder in halbwilden und endlich in zahmen Gestüten. In jenen werden die Herden das ganze Jahr hindurch sich selbst überlassen. Halbwilde Gestüte sind solche, wo sich die Pferdeherden vom Frühjahr bis zum Herbst in Wäldern und auf großen Weideplätzen herumtreiben, im Winter aber in Ställen gehalten und beaufsichtigt werden, wie in Norwegen. Zahme Gestüte endlich sind jene, wo die Pferdezucht unter strengster Aufsicht des Menschen getrieben wird. Die größten Gestüte befinden sich in Rußland, Polen und Ungarn.

Zur Veredelung der Pferderassen sind gute Hengste unumgängliche Bedingung. Die Paarungszeit des Pferdes fällt zwischen das Ende des März und den Anfang des Juni; 10½ bis 12 Monate nachher wirft die Stute ein einziges Füllen, welches sehend und behaart geboren wird und nach wenigen Minuten schon stehen und gehen kann. Man läßt es etwa fünf Monate saugen, sich tummeln und spielen; dann entwöhnt man es von der Mutter, nachdem man ihm gelehrt hat, nach und nach allein zu fressen. Im ersten Jahre trägt es einen wolligen Pelz, eine kurze, aufrecht stehende, gekräuselte Mähne und ähnlichen Schweif, im zweiten Jahre werden die Haare glänzender, Mähne und Schweif länger und schlichter. Das spätere Alter erkennt man ziemlich richtig an den Schneidezähnen. Acht bis vierzehn Tage nach der Geburt erscheinen oben und unten die beiden mittelsten, die sogenannten Zangen; zwei oder drei Wochen später bricht zu jeder Seite der Zangen wieder ein Zahn aus, und nun sind die sogenannten Mittelzähne vollständig. Nach fünf bis sechs Monaten erscheinen die äußeren Schneidezähne, und damit sind die Milch- oder Füllenzähne, kurze, glatte, glänzende, milchweiße Gebilde, vollendet. Nach dem Ausfallen der Füllenzähne erhält das Roß die Pferdezähne. Im Alter von 2½ Jahren werden die Zangen ausgestoßen und durch neue Zähne ersetzt; ein Jahr später wechseln die Mittelzähne, im nächsten Jahre die sogenannten Eckzähne oder besser die äußeren Schneidezähne. Mit ihnen brechen die wirklichen Eckzähne oder die Haken durch, zum Zeichen, daß die Ausbildung des Thieres beendet ist. Vom fünften Jahr ab sieht der Beurtheiler des Alters bei Pferden nach den Gruben, „Kunden" oder „Bohnen" in den Zähnen, linsengroßen, schwarzbraunen Höhlungen auf der Schneide der Pferdezähne. Diese verwischen sich an der unteren Kinnlade im Alter von fünf bis sechs Jahren, an den Mittelzähnen im siebenten, an den Eckzähnen im achten Jahre des Alters; dann kommen in gleicher Zeitfolge die Oberzähne daran, bis im elften bis zwölften Jahre sämmtliche Gruben verschwunden sind. Mit zunehmendem Alter verändert sich auch allmählich die Gestalt der Zähne: sie werden um so schmäler, je älter sie sind.

Das Pferd wechselt nur die kleinen, kurzen Haare, und zwar hauptsächlich im Frühjahre. Das längere Winterhaar fällt um diese Zeit so schnell aus, daß es schon in Zeit eines Monats der Hauptsache nach beendigt ist. Nach und nach werden die Haare ersetzt und von Anfang Septembers oder Oktobers an beginnen sie sich wieder merklich zu verlängern. Die Haare in der Mähne und im Schwanze bleiben unverändert.

Leider ist das edle Roß vielen Krankheiten unterworfen, und oft hausen ansteckende Seuchen in furchtbarer Weise unter dem Pferdebestand einer Gegend. Es kann ein Alter von vierzig Jahren erreichen, wird aber meist so schlecht behandelt, daß es oft schon mit zwanzig Jahren greisenhaft ist.

Ueber die Eigenschaften, Gewohnheiten, Sitten und Eigenthümlichkeiten der Pferde, kurz, über das geistige Wesen wollen wir Scheitlin reden lassen. „Das Pferd", sagt er, „hat Unterscheidungskraft für Nahrung, Wohnung, Raum, Zeit, Licht, Farbe, Gestaltung, für seine Familie, für Nachbarn, Freunde, Feinde, Mitthiere, Menschen und Sachen. Es hat Wahrnehmungsgabe, innere Vorstellungskraft, Gedächtniß, Erinnerungsvermögen, Einbildungskraft, manchfache Empfindungsfähigkeiten für eine große Anzahl von Zuständen des Leibes und der Seele. Es fühlt sich in allen Verhältnissen angenehm oder unangenehm, ist der Zufriedenheit mit seinem gegebenen Verhältnisse und des Verlangens nach einem anderen, ja selbst der Leiden-

schaften, gemüthlicher Liebe und gemüthlichen Hasses fähig. Sein Verstand ist groß und wird leicht in Geschicklichkeit umgewandelt; denn das Pferd ist außerordentlich gelehrsam."

„Seine Wahrnehmungsgabe, sein Gedächtniß und seine Gutmüthigkeit machen es möglich, ihm alle Künste des Elefanten, Esels und Hundes beizubringen. Es muß Räthsel lösen, Fragen beantworten, durch Bewegen mit dem Kopfe Ja und Nein sagen, durch Schläge mit dem Fuße Zahlengrößen der Uhr u. s. w. bezeichnen. Es sieht auf die Bewegung der Hände und Füße des Lehrers, versteht die Bedeutung der Schwingung der Peitsche und diejenige der Worte, so daß es schon ein kleines Wörterbuch in der Seele hat. Aufs Wort stellt es sich krank, steht es dumm mit ausgebreiteten Beinen und hängt es den Kopf, schwankt es traurig und matt, sinkt langsam, plumpt auf die Erde, liegt wie todt, läßt auf sich sitzen, die Beine auseinander legen, am Schwanze zerren, die Finger in die so sehr empfindlichen Ohren stecken u. s. w., aber aufs hingeworfene Wort, es durch den Henker abholen zu lassen, springt es wieder auf und rüstet sich wieder munter und froh: es hat den Befehl völlig verstanden. Daß ihm der Spaß, den es oft wiederholen muß, gefalle, nimmt man nicht wahr; ihm kann nur Laufen und Springen behagen. Wie lange wird man's lehren müssen, bis es durch zwei große Reife springt, die ziemlich weit von einander entfernt mit weißem Papier scheibenartig sich ihm wie eine weiße Mauer darstellen? Wer sieht nicht gern Bereiterkünste? Es ist dabei nicht der Mensch, sondern das Pferd das Merkwürdigste. Daß der Mensch lernen kann und will, nimmt uns nicht wunder, sondern, daß das Pferd lernen kann. Man muß wirklich nicht fragen: Was kann es lernen? sondern: Was kann es nicht lernen?"

„Wer einem Pferde etwas Menschliches lernen will, muß es, anfangs wenigstens, rein menschlich, d. h. nicht durch Prügel, noch Drohungen, noch Hunger lehren wollen, sondern nur das gute Wort brauchen und es gerade so behandeln, wie ein guter, verständiger Mensch einen guten, verständigen Menschen behandelt."

„Das Pferd hat neben seinem Ortsgedächtniß auch Zeitsinn. Es lernt im Takte gehen, trotten, galoppen und tanzen. Es kennt auch Zeitunterschiede im Großen, es weiß, ob es Morgen, Mittag oder Abendzeit. Es ermangelt selbst des Tonsinns nicht. Wie der Krieger, liebt es den Trompetenton. Es scharrt freudig mit dem Vorderfuße, wenn dieser Ton zum Laufen im Wettrennen und zur Schlacht ertönt, es kennt und versteht auch die Trommel und alle Töne, die mit seinem Muth und mit seiner Furcht in Verbindung stehen. Es kennt den Kanonendonner, hört ihn aber, wenn es in Schlachten zerschossene Gefährten gesehen, nicht gerne. Der Wolkendonner ist ihm ebenfalls nicht angenehm. Vielleicht wirkt das Gewitter nachtheilig ein."

„Das Pferd ist der Furcht sehr zugänglich und nähert sich auch darin dem Menschen. Es erschrickt über einen ungewohnten Ton, ein ungewohntes Ding, eine flatternde Fahne, ein Hemd, was zum Fenster herausweht. Sorgsam beschaut es den Boden, welcher Steine hat, sorglich tritt es in den Bach, den Fluß. Den Blitz fürchtet es heftig. Im Gewitter schwitzt es vor Angst, erschlagen zu werden. Reißt eins aus, so kann das andere, unerschrockene es zurückhalten; gewöhnlich aber ergreift es der Schrecken ebenfalls, und beide rennen in immer steigender Furcht und Angst, rasen über alles dahin."

„Die einzige wahre Lust des Pferdes ist zu rennen. Es ist von Natur ein Reisender; bar zur Lust rennen weidende Pferde in den russischen Steppen, reisen mit den Kutschen im Galopp viele Stunden, eine Tagereise weit, sicher, daß sie ihren langen Pfad wieder zurückfinden. Welche Wanderung machen sie in Paraguay! Auf den Weiden tummeln sie sich munter, werfen vorn und hinten auf und treiben allerlei Muthwillen, rennen mit einander, beißen einander. Es gibt solche, die immer andere necken."

„Seine Rennlust in Verbindung mit seinem Adel oder seinem Stolze leisten im römischen Corso beinahe Unglaubliches. Auf ein gegebenes Zeichen sind die Pferde bereit, den Wettkampf zu beginnen: sie wiehern hell auf, sie stampfen vor Ungeduld. Dann stürzen sie sich auf die Bahn, und eins will das andere übereilen. Niemand sitzt auf ihnen, Niemand sagt ihnen, um was es sich handle, Niemand feuert sie an, sie merken es von sich aus. Jedes feuert sich selbst an und wird von jedem angefeuert. Und das, was zuerst am Ziele ist, lobt sich selbst und wird von den Menschen gelobt. Es ist dafür empfindlich; doch wird kein Neid oder Haß gegen den Sieger in ihm wahrgenommen. Welch Ehrgefühl entwickelt sich in dem englischen Wettrenner! Wie schmeichelt sich das Pferd des Generals! Es merkt seine Vortrefflichkeit, und daß es ein Königsroß sei, dem Ehre gebühre, und daß man es verehre."

„Das Pferd ist aller Erregung fähig. Es liebt und haßt, ist neidisch und rachsüchtig, launisch u. s. w. Mit manchen Pferden verträgt es sich sehr gut, mit anderen schwer oder gar

nicht, und diese oder jene nimmt es nie zu Gunsten an. Es kennt den Blick des Menschen wohl und hält ihn aus; man nimmt jedoch wahr, daß der Blick des Menschen, wenn er scharf ist, einwirkt. Man erzählt vom Pferde Wunderdinge des Verstandes, Gemüthes und seiner tiefen, inneren Natur. Bedenklich stellten sich Pferde über den Leichnam ihres Herrn, neigten sich über ihn hin, beschauten sein Angesicht lange, schnopperten es an, wollten nicht von ihm weg, wollten ihm im Tode noch treu bleiben. Andere bissen in der Schlacht Pferd und Mann ihres Gegners, als ob auch sie gegen einander kämpfen müßten. Ein Pferd ergriff seinen betrunkenen Reiter, um ihm wieder hinaufzuhelfen; ein anderes wandte und drehte sich, um es dem im Steigbügel Hängengebliebenen zu ermöglichen, daß er seinen Fuß herausziehen könne. Durch den Umgang mit guten Menschen wird das Pferd immer menschlicher, durch den mit bösen immer thierischer, viehischer."

„Wunden fürchtet das Pferd nicht; Operationen unterwirft es sich mit viel Verstand und Willen. Muthvoll hält es in der Schlacht aus und hat sogar Lust im Streite; es wiehert hell auf. Sein Wiehern ist eigenthümlich genug: es lacht der Gefahr. Wird es verwundet, so stöhnt es nur. Es stirbt in seinen Wunden heldenartig, still und ruhig; es merkt den Tod."

„Wie verschieden ist das Schicksal der Pferde! Das Loos der meisten ist, jung geliebt und mit Hafer genährt, alt ein Karrengaul und mit Riedgras und mit Prügeln gefüttert und verachtet zu werden. Vielen Rossen ist schon eine Thräne nachgeweint und ein marmornes Denkmal gebaut worden. Sie haben ihre Jugendzeit zum Muthwillen, ihre Jünglingszeit zum Stolziren, ihre Manneszeit zum Arbeiten, ihr Alter, in welchem sie träger, matter werden; sie blühen, reifen und verwelken!" —

Kaum minder wichtig für den menschlichen Haushalt, als das Pferd, ist der Esel. Einige Forscher der Neuzeit wollen in ihm und seinen Verwandten eine besondere Sippe sehen; doch sind die Unterschiede zwischen den eigentlichen Pferden und den Eseln sehr geringfügige. Während bei den Pferden an den vorderen und hinteren Beinen eine Hornwarze vorhanden, der Nacken mit einer langen Mähne besetzt und der Schwanz von seiner Wurzel an behaart ist, zeigt der Esel blos an den Vorderbeinen die Hornwarze, trägt nur eine kurze, aufrechtstehende Mähne und besitzt einen erst am Ende lang behaarten Schwanz. Auch sind seine Ohren viel länger, der Widerrist ist niederer und die Sohle des Hufes einförmiger gestaltet, als beim Pferde.

Bisher hat man ziemlich allgemein den asiatischen Wildesel oder Kulan als den alleinigen Stammvater des zahmen Esels angenommen. Allein sehr wahrscheinlich ist es, daß auch andere Wildesel an der Erziehung oder an der Erzeugung ihres jetzt im Dienste des Menschen geknechteten Verwandten theilhaben.

Der Halbesel oder Dschiggetai der Mongolen, Langohr zu deutsch (Asinus hemionus), mißt vom Scheitel bis zum Schwanze etwas über 5 Fuß; der Kopf ist 1 Fuß 8 Zoll, der Schwanz ohne Haarquaste 1 Fuß 4 Zoll lang, so daß also die Gesammtlänge 8 bis 8½ Fuß beträgt, bei einer Höhe von fast 4 Fuß über den Schultern und 4¼ Fuß über den Hüften. Der Kopf ist größer, als bei den Pferden, seitlich mehr zusammengedrückt, der Hals ist schlanker und rundlicher, als selbst bei hirschhalsigen Pferden. Die Ohren sind viel länger, als Pferdeohren, doch ungleich zierlicher, als beim Esel; die Augen sind mittelgroß, die Nüstern wie beim Pferde geöffnet. Eine weichhaarige und aufrechtstehende, dunkle, halbspitzige Mähne von etwa 4½ Zoll Höhe, welche der junger Füllen gleicht, verläuft vom Scheitel des Kopfes an bis über die Schultern. Die übrige Behaarung ändert nach den Jahreszeiten. Im Winter ist das Haar bis zwei Zoll lang, ziemlich zottig, am Rücken gewellt, im Sommer dagegen kaum viertehalb Linien lang. Der Hals ist fahlgelb, der Rumpf vom Rücken bis an die Seiten fast ockergelb: die Seiten sind fahler, die Glieder noch bleicher.

Offene, trockene, aber mit guten Sträuchern bewachsene Ebenen und Berglehnen des östlichen Mittelasiens, zumal der Mongolei, sind die Heimat des Halbesels. In den mit vielen Salzpfützen bestreuten Ebenen um den Tareisee schwärmt er jetzt am häufigsten. Früher sah man ihn in der argunischen Steppe herdenweise; jetzt finden sich dort nur zerstreute Trupps.

Der zweite, vom Dschiggetai sicher verschiedene Wildesel Asiens ist der bereits erwähnte Kulan, der Onager der Alten (Asinus Onager), welcher auch in der Bibel wiederholt erwähnt wird. Der Kulan ist etwas kleiner, als der Dschiggetai, aber doch viel höher und



Der Halbesel oder Dschiggetai (Asinus hemionus). (S. 539.)

feiner von Gliedern, als der gemeine Esel. Der Kopf ist noch höher und größer, als beim Dschiggetai; die dicken Lippen sind bis an den Rand mit steifen, borstigen Haaren dicht bekleidet; die Ohren sind ziemlich lang, jedoch kürzer, als bei dem Esel. Ein schönes Weiß mit silberhaftem Glanz ist die vorherrschende Färbung; nur die Oberflächen des Kopfes, die Seitenflächen des Halses und des Rumpfes, sowie die Hüften sind etwas dunkler, und zwar blaß isabell. Im Seitenbug zieht sich ein weißer Streifen von Handbreite herab; ein zweiter Streifen läuft längs des ganzen Rückens und an der Hinterseite der Keulen herab; in seiner Mitte liegt der kaffeebraun gefärbte Riemen. Die Behaarung ist noch seidenartiger und sanfter, als beim Pferde. Das Winterhaar kann man mit Kamelwolle vergleichen, das Sommerhaar ist äußerst glatt und zart. Die Mähne besteht aus weichen, wollartigen, drei bis vier Zoll hohen Haaren und ist steif aufgerichtet, wie bei neugeborenen Füllen; der Quast am Schwanze wird etwa eine gute Spanne lang.

In der Lebensweise erinnert der Onager ebenso sehr an den Dschiggetai, als an das Wildpferd. Ein Haupthengst führt die Herden, welche aus Stuten und Füllen beiderlei Geschlechts bestehen. Hinsichtlich der Schnelligkeit steht der Kulan durchaus nicht hinter dem Dschiggetai zurück.

Die Sinne des Kulan, zumal Gehör, Gesicht und Geruch, sind so fein, daß ihm in freier Steppe gar nicht beizukommen ist. Dabei ist er außerordentlich genügsam und kommt höchstens einen Tag um den andern zur Tränke, weshalb der Anstand auf ihn meist vergeblich ist. Salzhaltige Pflanzen sind ihm die angenehmste Nahrung, nebst diesen die bittermilchigen, wie Löwenzahn, die Saudistel u. dergl.; aber auch Kleearten, Luzern und allerlei Schotenpflanzen werden nicht verschmäht. Zuwider sind ihm dagegen alle wohlriechenden balsamischen Pflanzen, Sumpfkräuter, Ranunkeln und alle stachlichten Gewächse, auch die Distel, welche der zahme Esel doch gern frißt. Salziges Wasser liebt er mehr, als frisches, jedoch muß es rein sein; denn trübes trinkt er nie.

Ueber die Zeit der Paarung und des Wurfes ist Nichts bekannt geworden.



Der Onager (Asinus Onager). (S. 539.)

Der Hamar el Wadi oder afrikanische Steppenesel (Asinus africanus) ähnelt in Größe und Ansehen seinem gezähmten Nachkömmling in Egypten, in seinem Anstande und seinem Wesen aber ganz den wildlebenden asiatischen Verwandten. Er ist groß, schlank und hübsch gebaut, bald aschgrau, bald isabellfarben, an der Unterseite heller, mit deutlich ausgesprochenem Schulterkreuz und einigen mehr oder weniger bemerkbaren Querstreifen an der Außenseite des Unterfußes. Die Mähne ist ziemlich schwach und kurz, die Quaste am Schwanze aber stark und lang. Dieses Thier findet sich wahrscheinlich in allen Steppenländern östlich vom Nil. Um den Atbara, den Hauptzufluß des göttlichen Stromes, ist er häufig, ebenso auch in den Barkaebenen; sein Verbreitungskreis reicht bis an die Küste des rothen Meeres. Hier lebt er unter ganz ähnlichen Verhältnissen, wie der Dschiggetai und Kulan. Jeder Hengst führt eine Herde von 10 bis 15 Stuten, und bewacht und vertheidigt sie. Er ist ausnehmend scheu und vorsichtig, seine Jagd daher überaus schwierig.

Alle im Süden und wahrscheinlich auch die in Habesch benutzten zahmen Esel scheinen von dieser Art abzustammen, denn nach der Versicherung der Araber gleichen ihnen die Wildesel täuschend.

Mag es auch unentschieden bleiben, welchem Wildesel wir unser nützliches Hausthier verdanken, so steht doch soviel fest, daß der Kulan sowohl, wie der Hamar el Wadi von Alters her gezähmt und zur Veredelung der Eselzucht benutzt wurden. Die alten Römer gaben große Summen für diese Veredelung aus, die Perser und Araber thun es noch heute. Nur bei uns ist der zahme Esel (Asinus vulgaris) durch fortwährende Vernachlässigung zu einem wahren Krüppel herabgesunken.

Wenn man den Esel, welcher bei uns zu Lande zur Mühle trägt oder den Milchkarren zieht, mit seinen südländischen Brüdern vergleicht, könnte man versucht werden, beide als

verschiedene Arten anzusehen, so gering ist die Aehnlichkeit zwischen ihnen. Der nordische Esel, welchen unsere Abbildung so hübsch wiedergibt, ist, wie allbekannt, ein träger, eigensinniger, oft störrischer Gesell, welcher allgemein, wenn auch mit Unrecht, als Sinnbild der Einfalt und Dummheit gilt. Der südliche Esel dagegen, zumal der egyptische, ist ein schönes, lebendiges, außerordentlich fleißiges und ausdauerndes Geschöpf, welches in seinen Leistungen gar nicht weit hinter dem Pferde zurücksteht, ja es in mancher Hinsicht noch übertrifft. Ihn behandelt man aber auch mit weit größerer Sorgfalt, als den unsrigen. In vielen Gegenden des Morgenlandes hält man die besten Rassen so rein, wie die des edelsten Pferdes, füttert die Thiere sehr gut, plagt sie in der Jugend nicht zuviel und kann deshalb von den erwachsenen große Dienste verlangen, welche unser Esel gar nicht zu leisten im Stande wäre. Man hat vollkommen Recht, viel Sorgfalt auf die Zucht des Esels zu verwenden; denn er ist dort Hausthier im vollsten Sinne des Wortes: er findet sich im Palast des Reichsten, wie in der Hütte des Aermsten; er ist der unentbehrlichste Diener, welchen der Südländer kennt. Schon in Griechenland und Spanien trifft man sehr schöne Esel an, obgleich sie noch immer weit hinter den im Morgenlande und zumal in Persien und Egypten gebräuchlichen zurückstehen. Der griechische und spanische Esel kommen einem Maulthiere an Größe gleich; denn ihre Schulterhöhe übertrifft gewöhnlich 5 Fuß. Ihr Haar ist glatt und weich, die Mähne ziemlich, die Schwanzquaste verhältnißmäßig sehr lang; die Ohren sind lang, aber fein gebaut, die Augen glänzend. Ihre große Ausdauer, ein leichter, fördernder Gang und ein sanfter Galopp stempeln diese Esel zu unübertrefflichen Reisethieren.

Die schönsten sind die arabischen Esel, zumal diejenigen, welche in Jemen gezogen werden. Es gibt zwei Rassen, eine große, muthige, rasche, zum Reiten höchst geeignete, und eine kleinere, schwächere, welche gewöhnlich zum Lasttragen benutzt wird. Der große Esel ist wahrscheinlich durch Kreuzung mit dem Kulan und seinen Nachkommen veredelt worden. Ganz ähnliche Rassen finden sich in Persien und Aegypten, wo man sehr viel Geld für einen guten Esel ausgibt. Ein allen Anforderungen entsprechender Reiteſel steht höher im Preis, als ein mittelmäßiges Pferd, und es ist gar nicht selten, daß man 400 bis 500 Thaler unseres Geldes für ihn ausgibt.

„Etwas Nutzbareres und Braveres von einer Kreatur, wie dieser Esel", sagt Bogumil Goltz, „ist nicht denkbar. Der größte Kerl wirft sich auf ein Exemplar, das oft nicht größer, als ein Kalb von sechs Wochen ist, und setzt es in Galopp. Diese schwach gebauten Thiere gehen einen trefflichen Paß; wo sie aber die Kraft hernehmen, stundenlang einen ausgewachsenen Menschen selbst bei großer Hitze im Trabe und Galopp herumzuschleppen, das scheint mir fast über die Natur hinaus in die Eselmysterien zu gehen."

Man verschneidet den Reiteseln das Haar sehr sorgsam und kurz am ganzen Körper, während man es an den Schenkeln in seiner vollen Länge stehen läßt; dort werden dann noch allerlei Figuren und Schnörkel eingeschnitten, und die Thiere erhalten dadurch ein ganz eigenthümliches Aussehen.

Im Innern Afrikas, wo das nützliche Geschöpf ebenso häufig als Hausthier gehalten wird, wie in den nördlichen Ländern Afrikas und den östlichen Theilen Asiens, sieht man wenig edle Esel, und auch diese werden erst aus Jemen oder Egypten eingeführt. In früheren Zeiten traf man halb verwilderte Esel auf einigen Inseln des griechischen Archipels und auf der Insel Sardinien an, und heutzutage noch findet man sie im südlichen Amerika. Solche der Zucht des Menschen entronnene Esel nehmen bald alle Sitten ihrer wilden Vorfahren an.

Durch Vorstehendes ist der Verbreitungskreis des Esels bereits angedeutet worden. Der östliche Theil Vorder- und Mittelasiens, das nördliche und östliche Afrika, Süd- und Mitteleuropa und endlich Südamerika sind die Landstriche, wo er am besten gedeiht. Je trockener das Land, um so wohler befindet er sich. Feuchtigkeit und Kälte verträgt er weniger, als das Pferd.

Nirgends dürfte die Eselreiterei so im Schwunge sein, als in Egypten. Hier sind die willigen Thiere in allen größeren Städten geradezu unentbehrlich zur Bequemlichkeit des Lebens. Man gebraucht sie, wie man unsere Lohnkutschen verwendet, und deshalb gilt es auch durchaus nicht für eine Schande, sich ihrer zu bedienen. Bei der Enge der Straßen jener Städte sind sie allein geeignet, die nothwendigen Wege abzukürzen und zu erleichtern. Daher sieht man sie in Kairo z. B. überall in dem ununterbrochenen Menschenstrome, welcher sich durch die Straßen wälzt. Die Eseltreiber Kairos bilden einen eigenen Stand, eine förmliche Kaste, sie gehören zu der Stadt, wie die Minarets und die Palmen. Sie sind den Einheimischen, wie den Fremden unentbehrlich; sie sind es, denen man jeden Tag zu danken hat, und welche jeden Tag die Galle in Aufregung zu bringen wissen. „Es ist eine wahre Lust und ein wahrer Jammer", sagt der Kleinstädter in Egypten, „mit diesen Eselsjungen umzugehen. Man kann



Der zahme Esel (Asinus vulgaris).

nicht einig mit ihnen werden, soll man sie für gutmüthiger oder bösartiger, störrischen oder dienstwilliger, träger oder lebhafter, verschmitzter oder unverschämter halten: sie sind ein Quirl von allen möglichen Eigenschaften." Der Reisende begegnet ihnen, sobald er in Alexandrien seinen Fuß an die Küste setzt. Auf jedem belebten Platze stehen sie mit ihren Thieren von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang. Die Ankunft eines Dampfschiffes ist für sie ein Ereigniß; denn es gilt jetzt, den in ihren Augen Unwissenden, bezüglich Dummen, zu erkämpfen. Der Fremde wird zunächst in drei bis vier Sprachen angeredet, und wehe ihm, wenn er englische Laute hören läßt. Dann entsteht um den Geldmann eine Prügelei, bis der Reisende das Klügste thut, was er thun kann, nämlich auf gut Glück einen der Esel besteigt und sich von dem Jungen nach dem ersten besten Gasthause schaffen läßt. So stellen sie sich zuerst dar; aber erst wenn man der arabischen Sprache kundig ist und statt des Kauderwelsches von drei- bis vier durch sie gemißhandelten Sprachen in ihrer Zunge mit ihnen reden kann, lernt man sie kennen. Es ist überaus ergötzlich, ihre Redensarten, vor allem aber die ihren Thieren gespendeten Lobeserhebungen mit anzuhören.

„Sieh, Herr", sagt der Eine, „diesen Dampfwagen von einem Esel, wie ich ihn Dir anbiete, und vergleiche mit ihm die übrigen, welche die anderen Knaben dir anpreisen! Sie müssen unter Dir zusammenbrechen; denn es sind erbärmliche Geschöpfe, und Du bist ein starker Mann! Aber der meinige! — Ihm ist es eine Kleinigkeit, mit Dir wie eine Gazelle davon zu laufen." „Das ist ein Kahiriner Esel", sagt der Andere; „sein Großvater war ein Gazellenbock

und seine Ururmutter ein wildes Pferd. Ei, du Kahiriner, lauf' und bestätige dem Herrn meine Worte! Mache deinen Eltern keine Schande, geh' an im Namen Gottes, meine Gazelle, meine Schwalbe!"

Der Dritte sucht beide wo möglich noch zu überbieten, und in diesem Tone geht es fort, bis man endlich eines der Thiere bestiegen hat. Das wird nun durch unnachahmliches Zucken, Schlagen oder durch Stöße, Stiche und Schläge des an dem einen Ende zugespitzten Treibstockes in Galopp gebracht, und hinterher hetzt der Knabe, rufend, schreiend, anspornend, plaudernd, seine Lungen mißhandelnd, wie den Esel vor ihm. So jagt man zwischen allen den Gefahr bringenden Thieren und Reitern, zwischen Straßenkarren, lasttragenden Kamelen, Wagen und Fußgängern durch, und der Esel verliert keinen Augenblick seine Lust, seine Willfährigkeit, läßt sich gar nicht erhalten, sondern stürmt dahin in einem höchst angenehmen Galopp, bis das Ziel erreicht ist. Kairo ist die hohe Schule für alle Esel. Hier erst lernt man dieses vortreffliche Thier kennen, schätzen, achten, lieben.

Auf unseren Esel freilich sind Oken's Worte vollkommen anzuwenden: „Der zahme Esel ist durch die lange Mißhandlung so herunter gekommen, daß er seinen Stammeltern fast gar nicht mehr gleicht. Er bleibt nicht blos viel kleiner, sondern hat auch eine mattere aschgraue Farbe und längere, schlaffe Ohren. Der Muth hat sich bei ihm in Widerspenstigkeit verwandelt, die Hurtigkeit in Langsamkeit, die Lebhaftigkeit in Trägheit, die Klugheit zur Dummheit, die Liebe zur Freiheit in Geduld, der Muth in Ertragung der Prügel."

Alle Sinne des zahmen Esels sind gut entwickelt. Obenan steht das Gehör, hierauf folgt das Gesicht und dann der Geruch; Gefühl scheint er wenig zu haben, und der Geschmack ist wohl auch nicht besonders ausgebildet, sonst würde er sicher begehrender, anspruchsvoller sein, als das Pferd. Seine geistigen Fähigkeiten sind, wie uns schon Scheitlin lehrte, nicht so gering, als man gewöhnlich annimmt. Er besitzt ein vortreffliches Gedächtniß und findet jeden Weg, welchen er einmal gemacht hat, wieder auf; er ist, so dumm er aussieht, manchmal doch recht schlau und listig, auch keineswegs beständig so gutmüthig, als man meint. Manchmal zeigt er sogar recht abscheuliche Tücke. Er bleibt plötzlich auf dem Wege stehen, läßt sich selbst durch Schläge nicht zwingen, wirft sich wohl auch mit der Ladung auf die Erde, beißt und schlägt. Manche Naturforscher meinen, daß sein empfindliches Gehör an allem diesen die Schuld trage, daß ihn jeder Lärm betäube und erschrecke, obgleich er sonst nicht eben furchtsam, sondern nur launisch ist.

Der Esel ist, wie bekannt, außerordentlich genügsam, er begnügt sich mit der schlechtesten Nahrung, mit dem kärglichsten Futter. Gras und Heu, welches eine wohlerzogene Kuh mit Abscheu verrathendem Schnauben liegen läßt und das Pferd unwillig verschmäht, sind ihm noch Leckerbissen: er nimmt ja mit Disteln, dornigen Sträuchern und Kräutern vorlieb. Blos in der Wahl des Getränkes ist er sorgsam; denn er rührt kein Wasser an, welches trübe ist; salzig, brakig darf es, rein muß es sein. In Wüsten hat man oft sehr große Noth mit dem Esel, weil er, allen Durstes ungeachtet, nicht von dem trüben Schlauchwasser trinken will.

Bei uns fällt die Paarungszeit des Esels in die letzten Frühlings- und ersten Sommermonate. Der Hengst erklärt der Eselin mit dem ohrzerreißenden, wohlbekannten „I—a, I—a" seine Liebe, und hängt den langgezogenen, fünf bis zehn Mal wiederholten Tönen noch ein ganzes Dutzend schnaubender Seufzer an.

Etwa elf Monate nachher — gewöhnlich nimmt man einen Zeitraum von 290 Tagen an — wirft die Eselin ein (höchst selten auch zwei) vollkommen ausgebildetes, sehendes Junge, leckt es mit großer Zärtlichkeit ab und bietet ihm schon eine halbe Stunde nach seiner Geburt das Euter dar. Nach 5 bis 6 Monaten kann das Fohlen entwöhnt werden; aber es folgt noch lange seiner Mutter auf allen Wegen nach. Es verlangt auch in der zartesten Jugend keine besondere Wartung oder Pflege, sondern begnügt sich, wie es seine Eltern thun, mit jeder Nahrung, welche ihm gereicht wird. Gegen Witterungseinflüsse ist es wenig empfindlich, und daher erkrankt es auch nicht so leicht. Es ist ein überaus munteres, lebhaftes Thier, welches seinen Muthwillen und die innere Fröhlichkeit seines Herzens durch die possirlichsten Sprünge und Bewegungen zu erkennen gibt. Bereits im zweiten Jahre ist der Esel erwachsen; aber erst im dritten Jahre erreicht er seine volle Kraft. Er kann, auch wenn er tüchtig arbeiten muß, ein ziemlich hohes Alter erlangen: man kennt Beispiele, daß Esel 40, 50, ja selbst 56 Jahre alt wurden.

Schon seit alten Zeiten hat man Pferd und Esel mit einander gepaart und durch solche Kreuzung Bastarde erhalten, welche man Maulthiere nennt, wenn der Vater, Maulesel aber,

wenn die Mutter ein Pferd war. Beide haben in ihrer Gestalt mehr von der Mutter, als vom Vater, in ihrem Wesen aber mehr von diesem, als von jener ererbt. Das Maulthier (Asinus vulgaris Mulus) kommt an Größe fast dem Pferde gleich und ist ihm auch ähnlich gebildet, aber durch die Form des Kopfes, die Länge der Ohren, den an der Wurzel kurz behaarten Schwanz, die schmächtigen Schenkel und die schmaleren Hufe, welche an den Esel erinnern, unterschieden. In der Färbung ähnelt es regelmäßig der Mutter. Es röhrt, wie sein Herr Vater. Der Maulesel (Asinus vulgaris Hinnus) behält die unansehnliche Gestalt und die geringe Größe seiner Mutter, empfängt vom Pferde nur den dünneren und längeren Kopf, die längeren Ohren, die volleren Schenkel, den seiner ganzen Länge nach behaarten Schwanz und die wiehernde Stimme, von seiner Mutter hingegen, außer der Gestalt auch die Trägheit. — Er ist also ein weit weniger nutzbares Geschöpf, als jenes.

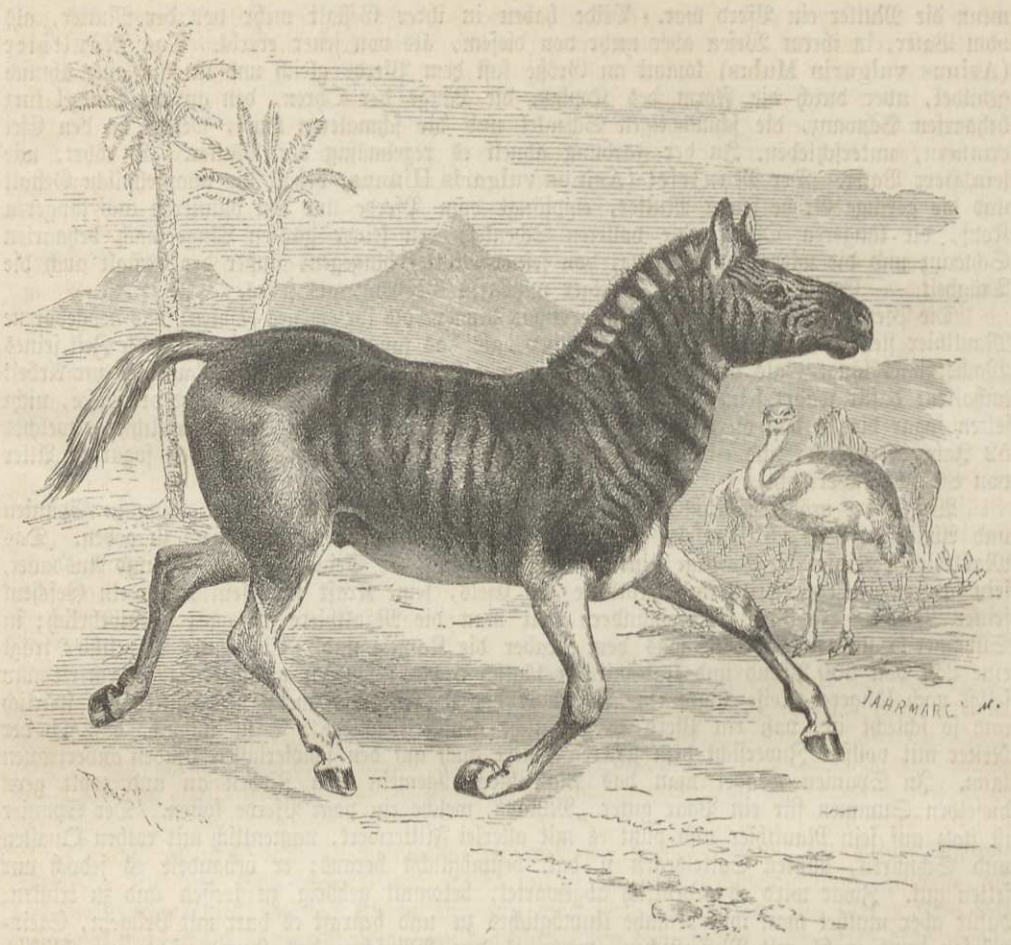
Die Pferdestute trägt das Maulthier etwas länger, als ihr eigenes Fohlen; das neugeborene Maulthier steht aber viel eher auf den Beinen, als das junge Pferd; auch währt die Zeit seines Wachsthums länger, als beim Pferde. Unter vier Jahren darf man kein Maulthier zur Arbeit anhalten; dafür währt seine Kraft jedoch regelmäßig bis in das zwanzigste und dreißigste, nicht selten sogar bis in das vierzigste Jahr. Ein Reisender berichtet von einem Maulthiere, welches 52 Jahr alt wurde, und ein römischer Schriftsteller erzählt, daß eins in Athen sogar ein Alter von 80 Jahren erreichte.

Wegen der größeren Nutzbarkeit züchtet man ausschließlich Maulthiere. Nur in Spanien und Abissinien habe ich Maulesel gesehen; hier schien es gar keine Maulthiere zu geben. Das Maulthier vereinigt die Vorzüge seiner beiden Eltern in sich. Seine Genügsamkeit und Ausdauer, sein sanfter, sicherer Tritt sind Erbtheile des Esels, seine Kraft und sein Muth ein Geschenk seiner Mutter. In allen Gebirgsländern hält man die Maulthiere für ganz unentbehrlich; in Südamerika sind sie dasselbe, was dem Araber die Kamele sind. Ein gutes Maulthier trägt eine Last von 300 Pfund und legt mit ihr täglich 6 bis 7 Meilen zurück. Dabei bemerkt man selbst nach längerer Reise kaum eine Abnahme der Kräfte, auch wenn das Futter nur spärlich und so schlecht ist, daß ein Pferd es gar nicht genießen würde. Dazu kommt, daß sich der Reiter mit vollster Zuversicht dem sicheren Thiere auch auf den schwierigsten Pfaden anvertrauen kann. In Spanien wendet man das Maulthier allgemein zum Ziehen an und zahlt gern dieselben Summen für ein Paar guter „Mulas", welche ein paar Pferde kosten. Der Spanier ist stolz auf sein Maulthier und putzt es mit allerlei Flitterwerk, namentlich mit rothen Quasten und Schnüren, bunten Satteldecken u. dgl. bestmöglichst heraus; er behandelt es jedoch nur selten gut. Zwar wird es ordentlich abgewartet, bekommt gehörig zu fressen und zu trinken; dafür aber muthet man ihm beinahe Unmögliches zu und bestraft es hart mit Prügeln, Steinwürfen, auch wohl mit Messerstichen, wenn es den Wünschen des Herrn nicht augenblicklich nachkommt. Eine Reise mit dem spanischen Eilwagen ist eine wahre Höllenfahrt. Fünf Paar Maulthiere werden hinter einander gespannt; auf dem vordersten Sattelthier sitzt der Vorreiter, hinten auf dem Bock der Kutscher mit einer fürchterlichen Peitsche, und neben ihm noch ein besonderer Maulthiertreiber, welcher einen tüchtigen Knüttel führt.

Noch in der neuesten Zeit ist wiederholt behauptet worden, daß Maulthier oder Maulesel unfruchtbar seien. Dies ist jedoch nicht immer der Fall. Schon seit den ältesten Zeiten sind Beispiele bekannt, daß die Blendlinge zwischen Esel und Pferd wiederum Junge erzeugten; weil man aber solch eine ungewöhnliche Sache als ein Hexenwerk oder ein unheildrohendes Ereigniß betrachtete, sind solche Fälle oft verschwiegen worden. Aus der neueren Zeit liegen mehrere Beobachtungen vor, welche die Fortpflanzungsfähigkeit des Maulthieres außer allen Zweifel stellen.

Ein alter lateinischer Schriftsteller erzählt, daß Caracalla im Jahre 211 unserer Zeitrechnung in Rom neben Tiger, Elefant und Nashorn auch einen Hippotigris auftreten ließ und eigenhändig tödtete. Daß jener Schriftsteller mit der Bezeichnung „Tigerpferd" nur eine Art der afrikanischen gestreiften Wildpferde meinen konnte, dürfte schwerlich bezweifelt werden.

Die Tigerpferde ähneln, was ihre Gestalt anlangt, ebenso sehr den Rossen, wie den Eseln. Ihr Leib ist gedrungen, der Hals stark, der Kopf ein Mittelding zwischen Pferde- und Eselkopf; die Ohren sind ziemlich lang, aber dabei breit; die Haare der aufrechtstehenden Mähne sind nicht so hart und dick, wie beim Pferde, aber doch weniger weich und minder biegsam, als beim Esel; der Schwanz ist gegen das Ende hin lang behaart; die Sohlen des Fußes sind vorn eiförmig, hinten fast viereckig. Alle bis jetzt bekannten Arten sind wenigstens theilweise



Das Quagga (Hippotigris Quagga).

gestreift. Ausgezeichnet scharfe Sinne, großer Muth, ja sogar eine gewisse Wildheit, welche die Zähmung äußerst schwierig macht, Beweglichkeit und Genügsamkeit sind ihnen eigen. Gesellig, wie alle übrigen Pferde, bilden sie große Herden; allein die Bedeutung der Hengste scheint bei ihnen nur eine untergeordnete zu sein. Die südliche Hälfte Afrikas ist ihre Heimat, über den Gleicher herüber geht vielleicht nur eine Art. Sie leben auf den Gebirgen und in den Ebenen; doch scheint jede Art ein besonderes Gebiet zu bevorzugen. Man unterscheidet mit Sicherheit drei Tigerpferde.

Das Quagga (Hippotigris Quagga) dürfen wir als das erste Mitglied der Gruppe obenanstellen; es ist auch am wenigsten gestreift. In seiner Gestalt nähert es sich mehr dem Pferde, als dem Esel. Der Leib ist sehr wohlgebildet, der Kopf ist mittelgroß und zierlich; die Ohren sind kurz, die Beine kräftig. Längs des ganzen Halses erhebt sich eine kurze und gerade Mähne, wie sie das leichte Pferd trägt, der Schwanz ist von der Wurzel an behaart, der Schweif länger, als bei allen übrigen Tigerpferden, jedoch bedeutend kürzer, als beim Pferde. In der übrigen Behaarung ähnelt das Quagga dem letzteren ebenfalls: das Haar ist kurz und liegt glatt am Leibe an. Ein am Kopfe dunkleres, auf dem Rücken, dem Kreuz und den Seiten helleres Braun ist die Grundfarbe des Felles; der Bauch, die Innenseiten der Schenkel und die Schwanzhaare sind rein weiß. Ueber Kopf, Hals und Schultern verlaufen graulichweiße, in das Röthliche ziehende Streifen, welche auf der Stirn und den Schläfen der Länge nach gerichtet und gedrängt, auf den Wangen aber der Quere nach und etwas weiter auseinander gestellt sind. Zwischen den Augen und dem Munde bilden sie ein Dreieck. Auf

dem Halse zählt man zehn solcher Binden, welche sich auch in der Mähne zeigen, auf den Schultern vier und auf dem Leibe noch einige, welche, je weiter sie nach hinten zu stehen, um so kürzer und blässer werden. Längs des ganzen Rückens zieht sich eine schwärzlichbraune, zu beiden Seiten röthlichgrau besäumte Binde bis auf den Schwanz herab. Die Ohren sind innen mit weißen Haaren besetzt, außen gelblichweiß, einmal dunkelbraun gebändert. Beide Geschlechter sind sich sehr ähnlich, nur ist das Weibchen etwas kleiner und sein Schweif kürzer. Das erwachsene Männchen wird 6 Fuß 3 Zoll und mit dem Schwanze 8 Fuß 6 Zoll lang; die Höhe am Widerrist beträgt gegen 4 Fuß.

Burchell's Tigerpferd oder der Dauw (Hippotigris Burchellii) ist als ein Mittelglied zwischen Quagga und Zebra anzusehen, ähnelt diesem letzteren aber mehr, als jenem, und wurde deshalb auch lange Zeit mit ihm verwechselt.

Das Zebra oder Bergpferd (Hippotigris Zebra) endlich, welches etwa die gleiche Größe hat, ist am ganzen Leibe gestreift und hierdurch leicht von dem Dauw zu unterscheiden. Es hat in seinem Leibesbau weniger Aehnlichkeit mit dem Pferde, als vielmehr mit dem Esel, und zwar vorzugsweise mit dem Dschiggetai. Der Leib ist voll und kräftig, der Hals gebogen, der Kopf kurz, die Schnauze wulstig, die Füße sind schlank und gut gebaut, der Schwanz ist mittellang, und seiner größten Länge nach kurz und nur gegen das Ende hin lang behaart, also dem Eselschwanze ähnlich; die Mähne ist dicht, aber sehr kurz. Auf weißer oder hellgelblicher Grundfarbe verlaufen von der Schnauze an bis zu den Hufen Querbänder von glänzendschwarzer oder rothbrauner Farbe; nur die Hinterseite des Bauches und die Innenseite der Oberbeine sind nicht gebändert. Der dunkelbraunschwarze Längsstreifen über dem Rücken ist ebenfalls vorhanden, ja, längs des Unterleibes verläuft ein zweiter.

Heimat und Aufenthaltsorte der sich so nahe verwandten Thiere sind verschieden. Das Quagga findet sich nur im Süden Afrikas, und zwar in Ebenen; Burchell's Pferd, welches ähnliche Gegenden bewohnt, reicht weiter nach Norden herab, wahrscheinlich bis in die Steppen zwischen dem Gleicher und dem zehnten oder zwölften Grade nördlicher Breite; das Zebra endlich lebt ausschließlich in Gebirgsgegenden des südlichen und östlichen Afrika vom Kap bis nach Abissinien hin.

Alle drei Arten halten in ziemlich starken Herden zusammen. Die Reisenden sahen sie zu zehn, zwanzig, dreißig Stücken vereinigt; ältere Beobachter sprechen auch von Herden, welche ihrer 80 bis 100 zählten. Immer sieht man jede einzelne Art für sich allein; nicht einmal das Quagga und der Dauw, welche nicht nur die gleichen Länder, sondern auch die gleichen Gegenden bewohnen, vereinigen sich. Vielleicht fürchtet ein Tigerpferd das andere; denn vor anderen Thieren scheut es sich nicht. So geben alle genaueren Beobachter übereinstimmend an, daß man zwischen den Quaggaherden fast regelmäßig Spring- und Buntböcke, Gnus und Strauße findet; zumal die letzteren sollen die beständigen Begleiter der Pferde sein, jedenfalls deshalb, weil diese aus der Wachsamkeit und Vorsicht jener Riesenvögel den besten Vortheil zu ziehen wissen. Derartige Freundschaften gewisser Thiere mit scheueren, klügeren sind gar nichts Seltenes; unter der Klasse der Vögel kommen sie sehr häufig vor.

Alle Tigerpferde sind ungemein schnelle, flüchtige Thiere. Sie jagen mit Windeseile dahin, über die Ebene sowohl, als über die Berge; denn das Zebra klettert vortrefflich. Ihre Scheu und Wachsamkeit ist sehr groß. Bei annähernder Gefahr ergreifen sie im schnellsten Trabe die Flucht, und gewöhnlich sind sie nach wenigen Minuten aller Verfolgung entrückt. Ein gutes Jagdpferd vermag sie auf günstigem Boden einzuholen, doch immer nur nach längerer Hatze. Man erzählt, daß die jungen Quaggas, wenn es dem Verfolger gelingt, mit dem Pferde in die Herde zu sprengen und die Fohlen von den Müttern zu trennen, sich willig gefangen geben und sogleich dem Pferde nachfolgen, wie früher der eigenen Mutter. Es scheint überhaupt zwischen den Tigerpferden und den einhufigen Hausthieren eine gewisse Freundschaft zu bestehen: das Quagga wenigstens folgt gar nicht selten dem Vieh der Reisenden und weidet ruhig unter ihm. In ihrer Nahrung sind die Tigerpferde nicht besonders wählerisch; doch besitzen sie nicht die Anspruchslosigkeit der Esel. — Die Stimme der Tigerpferde erinnert noch einigermaßen an das Wiehern des Pferdes und auch an das Röhren des Esels, ist aber von beiden doch sehr verschieden. Nach der Cuvier'schen Beschreibung stößt das Quagga wohl zwanzig Mal hinter einander die Silben „Oa, Oa" aus, andere Reisende geben sie durch „Qua, Qua" oder „Quaha" wieder und erklären uns hierdurch zugleich den hottentottischen Namen.

Alle Sinne der Tigerpferde sind scharf. Dem Ohr entgeht nicht das geringste Geräusch; das Auge läßt sich nur äußerst selten täuschen. In ihrem geistigen Wesen stehen sich sämmtliche Arten ziemlich gleich. Ein unbegrenzter Hang zur Freiheit, eine gewisse Wildheit, ja selbst Tücke, und ein großer Muth ist allen gemein. Tapfer wehren sie sich mit Ausschlagen und Beißen gegen die Angriffe der Raubthiere. Der schlimmste Feind ist auch für die Tigerpferde der Mensch. Die Schwierigkeit der Jagd und das schöne Fell der Thiere, welches vielfach Verwendung findet, spornt die Europäer zur Verfolgung des im ganzen sehr unschädlichen Wildes an. Die Europäer erlegen die Tigerpferde mit der Kugel, die Eingeborenen mit dem Wurfsper; häufiger aber werden die schmucken Thiere in Fallgruben gefangen und nachher mit leichter Mühe getödtet oder für die Gefangenschaft bestimmt. Man hält in den Ansiedelungen am Kap gern Tigerpferde lebendig, theils um sich an ihrer Schönheit zu erfreuen, theils aber auch ihres Muthes wegen. Jung aufgezogene Quaggas werden bald leidlich zahm und dienen dann als vortreffliche Hüter der zahmen Einhufer: sie übernehmen bereitwillig den Schutz derselben auf der Weide und halten von ihnen wenigstens die noch immer ziemlich schädlichen Hiänen fern.

So viel man bis jetzt beobachtet hat, läßt sich das Quagga noch am leichtesten zähmen; Burchell's Pferd ist schon wilder, und das Zebra hat lange Zeit für ganz unzähmbar gegolten. Quaggas sind mehrere Male zum Ziehen und Tragen abgerichtet worden. In der Ansiedelung am Kap sieht man gar nicht selten Quaggas unter den Zugpferden, und in England hat man ein Paar dieser schönen Thiere soweit gebracht, daß man sie vor einen leichten Wagen spannen und mit ihnen ganz wie mit Pferden umherfahren konnte. Andere Versuche sind freilich nicht so günstig ausgefallen. Sparrmann erzählt von dem ersten Versuche, welchen ein reicher Ansiedler am Kap anstellte. Der gute Mann hatte einige jung eingefangene Zebras aufziehen lassen und schien mit ihrem Verhalten auch zufrieden zu sein. Eines schönen Tages kam er auf den Gedanken, die hübschen Hausthiere vor seinen Wagen zu spannen. Er selbst nahm die Zügel und fuhr mit den Rennern davon. Die Fahrt mußte sehr rasch gegangen sein; denn nach geraumer Zeit fand sich der glückliche Zebrabesitzer in dem gewohnten Stalle seiner Thiere wieder, und seinen Wagen zerschellt neben ihm.

Aehnliche andere Versuche haben die Ansiedler am Kap stutzig und sie glauben gemacht, daß die Zähmung der Tigerpferde ganz unmöglich wäre: alle verständigen Beobachter aber zweifeln gar nicht daran, daß wir doch noch die bunten Pferde mit der Zeit zu unserem Dienste verwenden werden. Namentlich wird behauptet, daß der Erfolg sicher sein müsse, wenn man mit mehr Geduld und Umsicht, als die holländischen Bauern am Kap, zu Werke gehen wolle.

Soviel man bis jetzt beobachtet hat, ertragen alle Tigerpferde die Gefangenschaft in Europa ohne Beschwerde. Wenn sie ihr gutes Futter erhalten, befinden sie sich wohl, und wenn man sie gut behandelt, pflanzen sie sich wohl ohne besondere Umstände fort. Zugleich erfahren wir, daß Tigerpferde sich fruchtbar mit anderen Einhufern vermischen und es unterliegt keinem Zweifel, daß alle Einhufer sich fruchtbar unter einander vermischen können, und daß die erzeugten Blendlinge wiederum der Fortpflanzung fähig sind. Es erscheint somit die Unumstößlichkeit des Lehrsatzes: „Nur reine Arten können sich fruchtbar unter einander vermischen und Junge erzeugen, welche wiederum fruchtbar sind", nicht länger haltbar.

Wiederkäuer.

Die **Wiederkäuer** oder **Zweihufer** sind weit verschiedene und doch auch wieder innig vereinigte Säuger von außerordentlich schwankender Größe; denn sie umfassen Gestalten vom Riesenhaften an bis zu dem Kleinen herab. Sie sind gehörnt oder ungehörnt, schöngestaltig oder plump gebaut, anmuthig oder häßlich: — kurz, eine wechselvolle Reihe von Formen und Gestalten tritt uns in ihnen vor das Auge. Im Allgemeinen kann man folgende Merkmale angeben: der Hals ist lang und sehr beweglich, der Kopf an der Stirn ansehnlich verbreitert

und oft durch Hörner und Geweihe, durch große, lebhafte, nicht selten ungewöhnlich schöne Augen und durch wohlgestaltete, aufgerichtete Ohren geziert; die Lippen sind beweglich, oft nackt, und fast immer schnurren- oder borstenlos; der Schwanz erreicht nur selten die Ferse, sondern verkürzt sich in den meisten Fällen; die Beine zeichnen sich durch Verlängerung der Mittelhand und des Mittelfußes aus; die Füße sind zweizehig und häufig mit Afterklauen versehen. Ein kurzes, dichtes, enganliegendes und weiches Haarkleid, welches sich an Hals und Kinn und Knien, auf dem Rücken und an der Schwanzspitze zuweilen mähnenartig verlängert, deckt den Körper. Niemals ist es borstig, oft aber überaus fein, wollig und kraus. Die Färbung ist so mannichfaltig, als sie überhaupt sein kann. Sehr übereinstimmend ist der Bau der Zähne und des Gerippes. Sechs bis acht Schneidezähne in der unteren Kinnlade, keiner oder nur selten zwei in der oberen, kein oder nur ein Eckzahn in jedem Kiefer und drei bis sechs Backzähne in der oberen, oder vier bis sechs Backzähne in der unteren bilden das Gebiß. Die Schneidezähne sind meist schaufelförmig und scharfschneidig, die der oberen Kinnlade haben immer eine eckzahnartige Gestalt. Die Eckzähne sind kegelförmig und ragen nur bei wenigen aus dem Munde hervor. Die Backzähne bestehen aus zwei Paaren halbmondförmiger Pfeiler, auf deren Oberfläche Schmelzfalten sich erheben. Der Schädel ist gestreckt und nach der Schnauzenspitze hin verschmälert; die Augenhöhlen sind durch eine vom Stirnbein und dem Jochbein gemeinschaftlich gebildete Knochenbrücke von den Schläfengruben geschieden; die innere Schädelhöhle ist von geringem Umfange. In der Wirbelsäule fallen die ungewöhnlich langen, schmalen, beweglichen Halswirbel auf. Bei allen Wiederkäuern ohne Ausnahme sind nur zwei Zehen, die dritte und vierte, vollkommen entwickelt. Der Mund zeichnet sich durch starke Lippenmuskeln und innen durch zahlreiche Warzen aus; die Speicheldrüsen sind ansehnlich groß; der Magen besteht aus vier verschiedenen Theilen. In dem verhältnißmäßig kleinen Gehirn fallen die zahlreichen Windungen auf.

Nicht unwichtig zur Gruppirung und Bestimmung der Arten sind die Gehörne und Geweihe, welche die Wiederkäuer tragen. Man unterscheidet zunächst zwei größere Gruppen: die *scheidenhörnigen* und die *geweihtragenden* Zweihufer. Unter Scheidenhörnern, oder Hörnern schlechthin, versteht man diejenigen Gebilde aus Hornmasse, welche, auf einer knochigen Unterlage der sich fortsetzenden Stirnbeine ruhend, eigentlich nichts Anderes sind, als eine hornige Schale, und welche niemals erneuert werden, sondern bei dem fortgesetzten Wachsthum nur an Größe zunehmen; Geweihe dagegen heißen Hörner, welche nur auf kurzen Erhöhungen der Stirnbeine sitzen, durchaus aus fester Knochenmasse bestehen und sich mit zunehmendem Alter bis zu einem gewissen Grade mehr und mehr verästeln. Diese Geweihe werden alljährlich abgeworfen und nach Verlauf von einigen Monaten durch neue ersetzt. In der Regel tragen sie blos die männlichen Thiere, während die Gehörne beiden Geschlechtern gemeinsam zu sein pflegen. Die Hufe ändern in ihrer Gestalt und Größe vielfach ab. Manche sind lang und schmal, andere breiter, diese scharfrandig, jene nach unten hin abgerundet u. s. w.

Die Wiederkäuer bewohnen mit Ausnahme Neuhollands alle Erdtheile. Eine sehr regelmäßige Verbreitung der Hauptgruppen ist nicht zu verkennen. Am verbreitetsten sind die Stiere und Hirsche, am beschränktesten die Girafen. Diese, das Kamel und die Antilopen, sind vorzugsweise afrikanisch, die Hirsche dagegen gehören anderen Erdtheilen an, die Böcke, Schafe und Stiere fehlen in Südamerika, die Moschusthiere sind nur in Afrika und auf den südasiatischen Inseln heimisch.

Fast alle Wiederkäuer sind scheue, flüchtige, friedliche Thiere; sie sind leiblich sehr wohl ausgerüstet, geistig beschränkt. Viele leben in Herden, alle in Gesellschaften. Die einen bewohnen das Gebirge, die anderen die Ebenen; keine einzige Art lebt eigentlich im Wasser, wohl aber ziehen einige Sumpfniederungen den trockenen Ebenen vor. Ihre Nahrung besteht ausschließlich aus Pflanzen. Diese lieben Gras, Blätter, Kräuter, junge Triebe und Wurzeln, jene mehr Körner und Flechten. Das Weibchen wirft gewöhnlich nur ein Junges, seltener deren zwei, und blos ausnahmsweise drei. Die meisten Wiederkäuer nützen ebensowohl gezähmt, als im wilden Zustande mehr, als sie schaden, wenn auch einzelne Arten da, wo der Anbau des Bodens eine gewisse Höhe erreicht hat, nicht mehr geduldet werden können. Von den wildlebenden, wie von den zahmen wird Fleisch und Fell, Horn und Haar aufs vielseitigste verwendet: die Wiederkäuer liefern, wie bekannt, den größten Theil unserer Kleidung. Im gezähmten Zustande zeigen sie sich zwar nicht klug, aber sehr folgsam, geduldig und genügsam, und werden deshalb dem Menschen geradezu unentbehrlich. Blos von den drei Familien der Moschusthiere, Girafen und Antilopen ist bis jetzt noch kein Glied als Hausthier verwendet worden; von den übrigen hat

sich der Mensch das eine oder das andere Mitglied zu seinem Diener und Sklaven gemacht. Alle wildlebenden bilden einen Hauptgegenstand der Jagd und sind deshalb wahrhaft königlicher Ehren theilhaftig. Die Wiederkäuer erschienen in der Tertiärzeit auf unserer Erde, und zwar so ziemlich in den noch gegenwärtig lebenden Formen, obgleich in beschränkterer Verbreitung.

Nach Fitzinger bringen wir diese Ordnung in acht Familien: in die Kamele, die Moschusthiere, die Hirsche, die Girafen, die Antilopen, die Ziegen, die Schafe und die Rinder.

* * *

(Schwielensohler.) Die Familie der Schwielensohler oder Kamele (Tylopoda) kennzeichnet sich durch die schwieligen Sohlen, den Mangel der Hörner und Afterklauen, die gespaltenen Oberlippen und den Zahnbau. Hinsichtlich des letzteren weichen die Kamele von allen übrigen Familien ab durch den Besitz von zwei (in der frühesten Jugend sogar vier oder sechs) Schneidezähnen in der Oberkinnlade und Eckzähnen, während sie in der unteren Kinnlade nur sechs Schneidezähne tragen. Die Hufe sind sehr klein und eigentlich blos Zehennägel an den schwieligen Sohlen. Der Magen erscheint gleichsam verkümmert; er ist nur dreitheilig, weil der Blättermagen so klein ist, daß er mit zu dem Labmagen gezählt werden kann.

Die Kamele sind große Thiere mit langem Hals, gestrecktem Kopf, in den Weichen eingezogenem Rumpf und zottigem, fast wolligen Fell; die Halswirbel sind sehr ansehnlich lang und fast ohne Dornen, die Rippen breit, die Knochen der Beine sehr kräftig.

Die Heimat der Thiere ist auf Nordafrika, Mittelasien und Südwestamerika beschränkt. Die wenigen Arten sind in der alten Welt gänzlich, in der neuen theilweise zu Hausthieren geworden. Diese bewohnen das Hochgebirge bis zu zehntausend Fuß über dem Meeresspiegel, jene befinden sich nur in den heißen, trockenen Ebenen wohl. Gräser und Kräuter, Baumblätter, Zweige, Disteln- und Dornengebüsche bilden ihre Nahrung. Sie sind genügsam in hohem Grade und können lange hungern und dürsten. Ihr Gang ist ein Paß, d. h. sie schreiten mit beiden Füßen einer Seite fast zugleich aus; deshalb ist ihr Lauf nicht schön, sondern schwankend und scheinbar unbeholfen: er fördert aber vortrefflich. Alle leben in Herden oder lieben wenigstens die Gesellschaft. Ihr geistiges Wesen steht auf ziemlich tiefer Stufe. Mit Unrecht gelten sie als sanfte, gutmüthige und geduldige Thiere: sie sind im Gegentheil dumm und im hohen Grade boshaft, obwohl sie sich mit einer gewissen Entsagung leicht unter das Joch des Menschen beugen lassen und seine Herrschaft anerkennen. Das Weibchen wirft nur ein einziges Junge und pflegt dieses mit vieler Liebe. Die Familie enthält blos zwei Sippen: die eigentlichen Kamele und die Lamas.

Erstere (Camelus) zeichnen sich durch ihre bedeutende Größe und einen oder zwei Rückenhöcker aus, besitzen auch einen Backzahn mehr in jeder Reihe, als die letzteren. Ihre Gestalt ist unschön und namentlich der Kopf auffallend häßlich. Das Haarkleid ist sehr ungleich, an einigen Stellen verlängert, im ganzen aber wollig; an der Brust, am Ellenbogen, an den Knien und Knöcheln finden sich schwielige Stellen. Man kennt zwei Arten, von denen die eine vorzugsweise Afrika, die andere Asien bewohnt. Diese sind das Dromedar und das Trampelthier.

Mein langjähriges Wanderleben hat mich mit dem Dromedar so genau bekannt gemacht, daß ich auch aus eigener Anschauung über dasselbe sprechen kann. Ich weiß im voraus, daß meine Schilderung den meisten meiner Leser wenig behagen wird, weil ich die Ansichten zerstöre, welche Einer oder der Andere sich von diesem Thiere gebildet hatte. Aber trotzdem muß ich bei meiner Ansicht verharren. Das Kamel ist unzweifelhaft das nützlichste aller Hausthiere in Afrika: — aber es ist das unliebenswürdigste, dümmste, störrischste und ungemüthlichste Geschöpf, welches man sich denken kann. Seinen ganzen Ruhm dankt es seiner leiblichen Befähigung; die geistigen Eigenschaften hat noch nicht einmal ein Araber gerühmt, obgleich Hunderte seines Volkes ohne dieses Thier nicht leben könnten. Doch ich will meine eben ausgesprochene Ansicht durch eine möglichst genaue Beschreibung zu bestätigen suchen.

Das einhöckerige Kamel oder das Dromedar (Camelus Dromedarius), der Djemmel der Araber, ist ein gewaltiger Wiederkäuer, welcher im Durchschnitt fünf bis sieben Fuß Höhe und von der Schnauzenspitze bis zum Schwanzende sieben bis neun Fuß Länge erreicht und dabei bis sechs oder acht Centner schwer wird. Obgleich nicht so reich an Rassen, als das Pferd, zeigt doch auch das Kamel sehr erhebliche Abänderungen. Im allgemeinen kann

man sagen, daß die Kamele der Wüsten und Steppen schlanke, hochgewachsene, langbeinige Geschöpfe, die der fruchtbaren Länder dagegen, namentlich die in Nordafrika einheimischen, plumpe, schwere Thiere sind. Zwischen einem „Bischarin", oder einer Rasse, die von einem Bischarin-Nomaden gezüchtet wird, und dem egyptischen Lastkamel macht sich ein ebenso großer Unterschied bemerklich, wie zwischen einem arabischen Roß und einem Karrengaule. Das erstgenannte Kamel ist das vorzüglichste Reitthier, das letztere der kräftigste Lastträger unter allen.

Der Araber unterscheidet wohl zwanzig verschiedenartige Rassen der Wüstenschiffe; denn es gibt ebenso gut eine Wissenschaft der Kamele, wie eine solche der Pferde: — man spricht auch beim Dromedar von edlen und von unedlen Thieren. Unsere Abbildung zeigt uns eines der gewöhnlichen Lastkamele, welches man seinem Adel nach ungefähr mit einem Bauernpferde gleichstellen kann. Der Leib des Kamels ist bauchig, in den Weichen sehr eingezogen und in der Mitte des Rückens mit einem Fetthöcker verunziert. Die Beine sind lang, aber plump gebaut und namentlich durch die verhältnißmäßig schwachen Schenkel und durch die breiten schwieligen Hufe ausgezeichnet; der Hals ist sehr lang, wird aber fast nie aufrecht, sondern in einem flachen Bogen wagrecht getragen; an ihm sitzt der kleine häßliche Kopf. Da nun auch der Schwanz ein ganz sonderbares Anhängsel ist, welches am meisten an den Schwanz einer Kuh erinnert, erscheint das ganze Thier eigentlich als eine sonderbare Mißgestalt.

Der Höcker steht aufrecht, wechselt aber im Lauf des Jahres bedeutend in seiner Größe. Je reichlichere Nahrung das Kamel hat, um so größer wird sein Höcker; je dürftiger ihm die Kost zugemessen wird, umsomehr fällt er zusammen. Bei vollen, gut genährten Thieren hat der Höcker die Gestalt einer Pyramide und nimmt mindestens den vierten Theil des Rückens ein, bei recht mageren verschwindet er fast gänzlich. Zur Regenzeit, welche saftige Weide bringt, wächst der während der dürren Hungermonate kaum sichtbare Höcker erstaunlich rasch an, und sein Gewicht kann dann bis auf 30 Pfund steigen, während es im Gegentheil auch auf 5 bis 6 Pfund herabsinken kann. Ganz eigenthümlich sind noch die Schwielen, welche sich auf der Brust, dem Ellenbogen und dem Handgelenk, an Knien und Fersengelenk finden und mit dem Alter an Größe und Härte zunehmen. Die Brustschwiele tritt als eigenthümlicher Höcker weit über die andere Haut hervor und bildet eine förmliche Unterlage, auf welcher der Körper ruht, wenn das Thier sich niederlegt.

Die Färbung des Kamels ist eine sehr unbeständige. Am häufigsten findet man allerdings lichtsandfarbene, aber es gibt auch graue, braune und ganz schwarze Kamele, oder solche mit blassen oder lichteren Füßen, niemals aber eigentlich gescheckte.

Gegenwärtig findet man das Dromedar blos in der Gefangenschaft und zwar in allen nördlich des 12. Grades der Breite gelegenen Ländern Afrikas und des äußersten Westens von Asien. Sein Verbreitungskreis fällt fast mit dem Wohnkreise des arabischen Volksstammes zusammen. Von Arabien oder Nord-Ost-Afrika aus verbreitete es sich nach Westen hin über Syrien und Kleinasien und über Persien bis nach der Bucharei, von wo aus das zweihöckerige Kamel auftritt; von Ost-Afrika aus reicht es durch die ganze Sahara hindurch bis an das atlantische Meer, und von dem Mittelmeere an bis zu dem erwähnten Grade der Breite. Seine ursprüngliche Heimat scheint Arabien gewesen zu sein; denn im nördlichen Afrika ist es wahrscheinlich erst im dritten oder vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung eingeführt worden, obwohl es in Egypten bereits zu Moses Zeiten gut bekannt war. Doch ist es sonderbar, daß man auf den egyptischen Denkmälern, mit alleiniger Ausnahme der Memnonssäulen, keine Abbildung dieses auffallenden Thieres findet, und ebenso wenig erwähnen die römischen und griechischen Schriftsteller, welche Altegypten bereisten, des Kamels als einheimisches Thier. Nach Egypten ist es also wohl erst mit den Arabern gekommen, und jedenfalls hat es sich auch durch sie über Nord-Afrika verbreitet. In der Bibel wird es unter dem Namen Gamal sehr häufig erwähnt. Hiob hatte dreitausend, später sechstausend Kamele; die Midianiter und Amalekiter besaßen soviel, als „Sand am Meere". Man benutzte sie ganz wie zu unserer Zeit. Ihre Zähmung fällt in das vorgeschichtliche Alterthum; man weiß auch nicht, woher das Thier eigentlich stammt. Ganz wilde oder verwilderte Kamele finden sich nirgends mehr, weder in Afrika, noch in Asien.

Das Kamel ist ein eigentliches Wüstenthier und befindet sich blos in den trockensten und heißesten Landstrichen wohl; im angebauten und feuchten Lande verliert es sein eigentliches Wesen. In Egypten hat man wahrscheinlich durch das reichlichere Futter nach und nach sehr große und schwere Kamele gezogen; aber diese haben eine der schätzbarsten Eigenschaften, die Leichtigkeit ihres Ganges, ihre Ausdauer und ihre Enthaltsamkeit verloren und werden deshalb von den Arabern der Wüste sehr verachtet. In den eigentlichen Tropenländern Afrikas aber,



Das Dromedar (Camelus Dromedarius).

wo die Pflanzenwelt ganz das Gepräge der südamerikanischen und südasiatischen Wendekreisländer annimmt, gedeiht das Kamel nicht mehr. Vielfache Versuche, die man gemacht hat, um mit ihm nach dem eigentlichen Herzen von Afrika vorzudringen, sind gescheitert. Bis zum 12. Grade befindet sich das Thier wohl und gedeiht vortrefflich; weiter südlich gegen den Gleicher hin wird es schwächlich, und wenn man es noch ein paar Grade südlicher führt, erliegt es bei dem reichlichsten Futter, ohne eigentlich erklärliche Ursache.

Bis jetzt hat man noch wenig Versuche gemacht, das nützliche Thier außerhalb nördlich des großen Wüstenzuges anzusiedeln; doch darf man schwerlich bezweifeln, daß es noch etwa bis zum 40. Grade nördl. Breite hin gedeihen werde. Im Jahre 1622 ließ Ferdinand der Zweite von Medicis in Toskana Trampelthiere einführen, und bis zur Stunde hat sich die Zucht dieser Thiere dort erhalten. Im Gebiet von San Rossore bei Pisa befinden sich die Kamele auf einer großen sandigen Ebene sehr wohl und leben ganz wie in ihrer Heimat. Im Jahre 1810 zählte man 170 und 1840 171 Stück. Von hier aus hat man bis zur Stunde alle Thiergärten und Thierschaubuden versehen. In Südspanien hat man in der Neuzeit auch daran gedacht, Kamele zu züchten und über alle Erwartung günstige Ergebnisse erhalten. Die Kamele gedeihen dort ganz vortrefflich, und die Bedingungen sind auch entschieden sehr günstige. Gegenwärtig geht man mit dem Plane um, das Wüstenschiff nach der neuen Welt und zwar nach Mejiko zu versetzen. In Tejas wandern seit 1828 hundert Kamele vom Mississippi durch pfadlose Wildnisse nach dem stillen Weltmeere; die Regierung von Bolivia hat Kamele in die Cordilleren kommen lassen; auf Cuba gab es schon im Jahre 1841 siebzig Stück.

Im ganzen Norden und Osten Afrikas wird das Kamel gegenwärtig in ungeheurer Anzahl gezüchtet. Manche Araberstämme besitzen Tausende und Hunderttausende. In Sudahn lernte ich Häuptlinge kennen, welche allein 500 bis 2000 Stück Kamele zu eigen hatten; in den Steppen Kordofahns sah ich Herden von mindestens anderthalbtausend Stück auf der Weide. Die einzige Wüstenstraße zwischen Koroskо und Abu Hammed in Nubien setzt mehrere Tausend von Kamelen in Bewegung. Ehe die Eisenbahn von Kairo nach Sues fertig war, vermittelten ungefähr sechshundert Kamele, welche täglich unterwegs waren, den Verkehr. Bei Ankunft der ostindischen Post sah man Züge von je zwei- bis dreihundert Stück mehrere Stunden nach einander aus den Thoren der einen oder der anderen Stadt ziehen. Geradezu unschätzbar ist die Anzahl der Kamele, welche auf den großen Wüstenstraßen zwischen den Nigerländern und dem Norden Afrikas in Bewegung sind. Der Stamm der Tibbo allein mag ein paarmal hunderttausend Kamele besitzen; die Berbern haben sicherlich mehr als eine Million. Auch im glücklichen und steinigen Arabien werden viele Kamele gezogen, und namentlich das Land Nedjed gilt als das reichste an diesen Thieren. Es versorgt Syrien, den Hedjas und Jemen mit ihnen und liefert jährlich viele Tausend allein nach Anatolien. Die Zahl der Kamele, welche jährlich an den Wüstenstraßen zu Grunde gehen, ist nicht zu berechnen; wie groß sie aber ist, kann man am besten ersehen, wenn man selbst durch die Wüste reist. In der nubischen Wüste sowohl, wie in der Bahiuda, fand ich am Ein- und Ausgange der vorhin genannten Straßen auf viele Meilen hin ein Kamelgerippe so dicht an dem anderen, daß die Straße durch die weißgebleichten Knochen vollkommen bezeichnet wurde. Die Wüste ist nicht blos die Heimat und der Geburtsort, sondern auch die Sterbestätte und das Grab des Kamels; die wenigen, welche geschlachtet werden, kommen gegen die, welche auf ihren Berufswegen zu Grunde gehen, gar nicht in Betracht.

Das Kamel nimmt seine Nahrung einzig und allein aus dem Pflanzenreiche und ist dabei durchaus nicht wählerisch. Man darf wohl behaupten, daß gerade seine Genügsamkeit seine größte Tugend ist; es ist mit dem schlechtesten Futter zufrieden. Wenn es die dürrsten und trockensten Wüstenpflanzen, scharfschneidiges Riedgras und halbverdorrte Aeste hat, kann es wochenlang aushalten. Unter Umständen ist ihm ein alter Korb oder eine Matte, aus den zerschlissenen Blattriesen der Datteln geflochten, ein willkommenes Gericht. In Ostsudahn muß man die Hütten der Eingeborenen, welche aus einem Gerippe von schwachen Stangen bestehen und dann mit Steppengras bedeckt werden, vor den Kamelen durch eine dichte Umzäunung von Dornen schützen: die Thiere würden sonst das ganze Haus bis auf seine Grundfesten auffressen. Wahrhaft wunderbar ist es, daß selbst die ärgsten Dornen und Stacheln das harte Maul des Kamels nicht verwunden. Mehr als hundert Mal habe ich gesehen, daß Kamele Mimosenzweige, an denen Dornen an Dornen saßen, ohne weiteres hinterwürgten. Nun muß man wissen, daß diese Mimosennadeln außerordentlich scharf sind und selbst das Sohlenleder durchdringen: dann versteht man erst, was dies sagen will. Mehrere Male haben wir uns bei der Jagd empfindlich verletzt, wenn wir auf solche Dornen traten; ich selbst habe mir einen von ihnen durch die

Sohle des Schuhes, die große Zehe und auch noch durch das Oberleder des Schuhes gestochen: — und solche Dornen zermalmt das Thier mit der größten Seelenruhe! Wenn die Karawane abends rastet und die Kamele frei gelassen werden, damit sie sich ihre Nahrung suchen, laufen sie von Baum zu Baum und fressen hier alle Aeste ab, welche sie erreichen können. Sie besitzen ein merkwürdiges Geschick, mit ihren Lippen die Zweige abzubrechen, dann aber würgen sie dieselben hinter, ganz unbekümmert, in welcher Richtung die Dornen vom Zweige abstehen. Können sie einmal recht saftige Nahrung haben, so ist das ihnen schon recht: in den Durrah-, Dohsenfeldern hausen sie oft in abscheulicher Weise und verwüsten dort ganze Stellen; auch kleine Bohnen, Erbsen, Wicken verzehren sie sehr gern, und Körner aller Art erscheinen ihnen als wahre Leckerbissen. Auf den Wüstenreisen, wo es nothwendig ist, daß die Last soviel als möglich verringert wird, nimmt jeder Araber blos etwas Durrah oder auch Gerste für sein Kamel mit sich und füttert dem Thiere davon allabendlich ein paar Hände voll, gewöhnlich gleich aus seinem Umschlagetuch, bezüglich aus seinem Schose. In den Städten gibt man ihnen Puffbohnen; in den Dörfern erhalten sie oft nichts Anderes, als verdorrtes Riedgras oder Durrahstroh. Es scheint aber, als ob das Laub verschiedener Bäume und anderer Gesträuche ihre liebste Nahrung wäre; wenigstens bemerkt man, daß die Kamele, wie die Girafen, immer nach den Bäumen hin ihre Schritte lenken.

Bei saftiger Pflanzennahrung kann das Kamel wochenlang das Wasser entbehren, falls es nicht beladen und besonders angestrengt wird und sich nach Belieben seine Pflanzen aussuchen kann. Die Nomaden der Bahiuda bekümmern sich zuweilen einen ganzen Monat nicht um ihre Kamele, sondern lassen sie nach eigenem Gutdünken sich ihre Weide wählen, und oft kommt es vor, daß diese Thiere während der ganzen Zeit nur mit den thaufrischen Blättern und dem Pflanzensaft ihren Durst löschen müssen. Anders verhält sich die Sache während der Zeit der Dürre. Man hat zwar vielfach behauptet, daß Kamele auch dann noch 14 bis 20 Tage Wasser entbehren könnten; allein solche Erzählungen sind Fabeln, welche jeder Eingeweihte belächeln muß. Als ich im Dezember 1847 und Januar 1848 die Bahiudawüste durchzog, bekamen unsere Kamele während der achttägigen Reise nur ein einziges Mal Wasser; aber um diese Zeit gab es noch viel Grünes, und die Thiere hielten vortrefflich aus. Als ich aber zwei Jahre später im Juni beinahe denselben Weg wanderte, waren die Kamele, welche neben dem Durst auch noch Hunger zu ertragen hatten, bereits am sechsten und siebenten Tage der Reise, obwohl wir sie am vierten getränkt hatten, so matt, daß sie unter uns zusammenbrachen und nur mit größter Mühe bis an den Nil gebracht werden konnten, — nur erst, nachdem wir andere entlastet und auf ihnen unsern Ritt fortgesetzt hatten. In der Gluthitze des afrikanischen Sommers muß ein Kamel auf Reisen bei ordentlichem Futter hinreichendes Wasser und mindestens alle vier Tage volle dreißig bis vierzig Stunden Ruhe haben, wenn es aushalten soll. Aber nur in seltenen Fällen lassen es die Araber so lange dürsten, gewöhnlich nur dann, wenn einer der Brunnen am Wege, auf dessen Wasser man hoffte, inzwischen versiegt ist. In früheren Zeiten glaubte man sich diese Genügsamkeit des Kamels, was das Trinken anbelangt, aus seiner eigenthümlichen Bildung des Magens erklären zu können. Man meinte, daß die großen Zellen in den beiden ersten Magenabtheilungen als Wasserbehälter angesehen werden dürften und fabelte von dieser Annahme aus ganz lustig weiter. In älteren Reisebeschreibungen findet man die Angabe, daß die Reisenden in der Wüste im allerletzten Nothfall in dem Magen ihres Kamels noch Wasservorräthe finden könnten. Ich habe, obgleich ich von Haus aus an solchen Geschichten zweifelte, mit aller Absicht alte, in der Wüste ergraute Kamelführer befragt: — kein Einziger wußte von dieser Geschichte Etwas, kein Einziger hatte jemals solch eine ungeheure Lüge auch nur erzählen hören. Und später habe ich mich beim Schlachten der Kamele, welche noch am Tage vorher getränkt worden waren, selbst überzeugt, daß es ganz unmöglich ist, Wasser zu trinken, welches tagelang mit den im Magen aufgehäuften Nahrungsstoffen und dem Magensaft vermengt war. Das ganze Kamel hat einen widerwärtigen Geruch; solcher Magenbrei aber muß selbst einem Halbverdursteten unüberwindlichen Ekel erregen. Der Gestank eines frisch aufgebrochenen Kamelmagens ist geradezu unerträglich.

Wahrhaftig lustig sieht es aus, wenn ermüdete, hungrige und ermattete Kamele in die Nähe eines Brunnens oder Flusses gelangen. So dumm die häßlichen Geschöpfe auch sind, — solche Orte, wo sie früher schon getränkt wurden, vergessen sie so leicht nicht. Sie heben die Köpfe hoch empor, schnüffeln mit halb zugekniffenen Augen in die Luft, legen die Ohren zurück und beginnen nun plötzlich zu laufen, daß man sich fest im Sattel halten muß, um nicht herausgeschleudert zu werden. Kommen sie dann zum Brunnen, so drängen sie sich wie rasend heran an das Wasser, und eines sucht durch abscheuliches Gebrüll das andere zu vertreiben.

Wenn man ein ruhig stehendes Kamel ansieht, wird man sich schwerlich denken, daß dieses Thier fast an Schnelligkeit mit einem Pferde wetteifern kann. Und doch ist dies der Fall. Die in der Wüste und Steppe geborenen Kamele sind vortreffliche Läufer und im Stande, ohne Unterbrechung Entfernungen zurückzulegen, wie kein anderes Hausthier. Alle Kamele gehen einen scheinbar sehr schwerfälligen Paß, sie mögen nun im Schritte oder im Trabe laufen: allein dieser Paßgang erscheint bei abgerichteten Reitkamelen wahrhaft leicht und zierlich. Der gewöhnliche Gang ist ein sonderbares Dahinstelzen, und das Kamel bewegt dazu bei jedem Schritte noch in so auffallender Weise den Kopf vor- und rückwärts, daß man sich kaum einen häßlicheren Anblick denken kann, als solche Mißgestalt in ihrer langsamen Bewegung. Bringt man aber einen Läufer wirklich in Trab, und gehört er zu den guten Rassen, welche ohne Unterbrechung in der angefangenen Schrittweise dahinziehen, so erscheint das schwere Geschöpf leicht und schön. Schon schwer beladene Lastkamele legen bei gewöhnlichem Schritt in fünf Stunden Zeit sechs Wegstunden oder drei deutsche Meilen zurück und gehen in dieser Weise von früh morgens fünf Uhr an bis abends sieben Uhr ohne Unterbrechung fort; gute Reitkamele aber können bequem den dreifachen Raum durchlaufen. Läßt man ein solches in der Mittagszeit ruhen, reitet man sonst aber vom frühen Morgen an bis zur späten Nacht, so kann man das Thier sechzehn Stunden lang Trab laufen lassen und dann sehr bequem eine Entfernung von zwanzig deutschen Meilen durchreiten. Ein gutes Kamel, welches ordentlich gefüttert und getränkt wird, hält solche Anstrengung, ohne Rasttag dazwischen, drei und selbst vier Tage aus. Man ist demnach im Stande, mit einem einzigen Reitthiere in der kurzen Zeit von vier Tagen achtzig deutsche Meilen zu durchreisen.

Nur sehr widerspenstige, schlecht gezogene Kamele fallen zuweilen in Galopp und dies auch blos dann, wenn sie gezüchtigt werden. Dreierlei verlangt der Araber von einem guten Kamel. Es muß erstens einen weichen Rücken haben, darf zweitens die Peitsche nicht verlangen und darf drittens nicht schreien beim Auf- und Niederlegen. Blos Derjenige, welcher viel mit Kamelen umgegangen ist, weiß, was dies zu bedeuten hat.

Ein gewöhnliches Lastkamel ist das fürchterlichste Reitthier, welches man sich denken kann. Bei der Paßbewegung wird der Reiter in einem ganz eigenthümlichen Bogen auf und nieder und hin und her bewegt. Am deutlichsten kann man sich sein Neigen des Hauptes und Körpers versinnlichen, wenn man an die chinesischen Pagodenfiguren denkt; denn fast in dieser Weise wird das arme Menschenkind oben im Sattel hin und her geschleudert. Sowie das Kamel in Trab fällt, ist es anders, falls der Reiter wirklich das Thier zu zügeln versteht. Bei der behenden Wechselbewegung wird das seitliche Hin- und Herschaukeln aufgehoben, und wenn sich dann der Reiter geschickt im Sattel zurücklegt, spürt er die immer noch heftigen Stöße eben auch nicht mehr, als wenn er zu Pferde sitzt. Noch unerträglicher aber, als der Schritt, ist der Galopp eines Kamels für den Reiter. Bei großer Wuth kommt es vor, daß ein Kamel in Galopp verfällt. Es ist nicht im Stande, diese Gangart lange auszuhalten, aber es braucht das auch nicht; denn gewöhnlich liegt der nicht ganz sattelfeste Reiter schon in den ersten drei Minuten unten auf der Erde, und das Kamel trabt lustig davon und verfällt dann auch gleich wieder in seinen gewöhnlichen Schritt. Aus diesen Gründen hat der Araber seine Reitkamele gewöhnt, blos Trab zu gehen.

In Gebirgsgegenden ist das Kamel nur in sehr beschränktem Maße zu gebrauchen, weil ihm das Klettern sehr beschwerlich fällt. Noch ungeschickter benimmt sich das Thier im Wasser. Schon wenn es in dasselbe getrieben wird, um zu trinken, geberdet es sich wie unsinnig; viel schlimmer aber wird die Sache, wenn es einen großen Strom übersetzen soll. Das Kamel kann nicht schwimmen, sondern geht unter wie Blei. Deshalb verfährt man, um ein Kamel über das Wasser zu schaffen, folgendermaßen: Ein Araber bindet eine Schlinge um den Kopf und Schwanz, doch so, daß dieselbe nicht würgt, und zieht an dieser das Thier in den Strom hinab. Zwei oder drei Andere helfen mit der Peitsche gelind nach. So wie es den Grund verliert, packt Einer unser Thier am Schwanze, ein Anderer hebt mit der Schlinge den Kopf über das Wasser, so daß es kaum Athem schöpfen kann: — und dahin geht die Fahrt unter Strampeln und Stampfen des im höchsten Grade unangenehm berührten Thieres. Wenn es am anderen Ufer ankommt, rennt es gewöhnlich wie rasend davon und erhält erst nach und nach seine Ruhe wieder.

Die Stimme des Kamels ist ein wahrhaft schauderhaftes Brüllen, welches schwerlich beschrieben werden kann. Gurgeln und Stöhnen, Knurren, Brummen und Brüllen wechseln in der sonderbarsten Weise mit einander ab. Unter den Sinnen dürfte das Gehör am besten ausgebildet sein, die blöden Augen stehen jenem Sinne entschieden nach, und der Geruch ist sicher schlecht.

Im Ganzen muß man das Kamel als ein sehr stumpfsinniges Geschöpf betrachten. Nicht viel günstiger fällt eine Beurtheilung der geistigen Eigenschaften aus.

Es läßt sich nicht verkennen, daß das Kamel wahrhaft überraschende Fähigkeiten besitzt, einen Menschen ohne Unterlaß und in unglaublicher Weise zu ärgern. Ich kenne kein Thier, welches ihm hierin gleich käme. Ihm gegenüber ist ein Ochse ein höchst achtungswerthes Geschöpf, ein Maulthier, welches sämmtliche Untugenden aller Bastarde in sich vereinigt, ein überaus gesittetes, ein Schaf ein sehr kluges, ein Esel ein entschieden liebenswürdiges Thier. Dummheit und Bosheit sind gewöhnlich Gemeingut; wenn aber zu ihnen auch noch Feigheit, Störrigkeit, ewig schlechte Laune, Starr- und Murrköpfigkeit, entschiedener Widerwille gegen alles Vernünftige, Gehässigkeit oder Gleichgiltigkeit gegen den Pfleger und Wohlthäter und noch hundert andere Untugenden kommen, welche ein Wesen sämmtlich besitzt und mit vollendeter Fertigkeit auszuüben versteht: kann der Mensch, welcher mit solchem Vieh zu thun hat, schließlich rasend werden. Der Araber behandelt seine Hausthiere wie seine Kinder: aber das Kamel bringt ihn zuweilen in namenlosen Zorn. Dies begreift man, nachdem man selbst vom Kamel abgeworfen, mit Füßen getreten, gebissen, in der Steppe verlassen und verhöhnt worden ist, nachdem Einen das Thier tage- und wochenlang stündlich mit bewunderungswerther Beharrlichkeit und Ausdauer geärgert, nachdem man Besserungs- und Zuchtmittel, sowie Bekehrungsversuche aller Art vergeblich verbraucht, alle die elektrische Spannung der Seele abkühlenden Flüche nutzlos ausgestoßen hat. Daß das Kamel in einer Weise ausdünstet, welche den Bocksgestank als Wohlgeruch erscheinen läßt, daß es das Ohr durch sein Gebrüll ebenso martert, wie die Nase durch seinen Gestank oder das Auge durch den gezwungenen Anblick seines unsäglich dumm aussehenden Kopfes auf dem langen Straußenhalse, gehört nicht hierher; daß es aber mit Bewußtsein dem Willen seines Herrn jederzeit entgegenhandelt, das ist es, was es in meinen Augen so tief stellt. Ich habe auf allen meinen Reisen in Afrika unter den Tausenden von Kamelen, die ich beobachten konnte, nur ein einziges gesehen, welches eine gewisse Anhänglichkeit an seinen Herrn zeigte; alle übrigen arbeiteten gezwungen zum Vortheile des Menschen.

Die einzige Eigenschaft, in welcher das Kamel groß ist, dürfte seine Freßgier sein; in ihr gehen alle geistigen Eigenschaften unter. Sein Verstand ist ungemein gering. Es zeigt, ungereizt, keine Liebe und keinen Haß, sondern blos Gleichgiltigkeit gegen Alles, mit Ausnahme des Futters und seines Jungen. Ich kenne kein anderes Thier, mit welchem es in Freundschaft lebt. Der Esel scheint sich ziemlich gut mit ihm zu vertragen: von besonderer Freundschaft zum Kamel kann aber auch bei ihm keine Rede sein; das Roß scheint in ihm das widerwärtigste aller Thiere zu erblicken.

Doch die häßlichste Untugend des Kamels ist unzweifelhaft seine Störrigkeit. Man muß ein Kamel tagelang geritten haben, um diese Untugend in ihrer ganzen, entsetzlichen Ausdehnung kennen gelernt zu haben. Der Anfänger im Kamelreiten hat mit dem Aufsteigen und dem Sicherhalten im Sattel genug zu thun; sowie das Thier störrisch wird, ist es zu Ende mit allem Reiten. Dann gehört ein Ausgelernter in den Sattel.

Mit einem Worte, das Kamel steht an Adel hinter sämmtlichen übrigen Hausthieren zurück; es besitzt keine einzige, wirklich großartige Eigenschaft des Geistes, es versteht die Kunst, den Menschen rasend zu machen: und deshalb hat auch die Bezeichnung Kamel, welche unsere Hochschüler anwenden, einen so tiefen Sinn. Dieser Schilderung ist von mehreren Seiten entschieden widersprochen worden; gleichwohl bleibe ich bei ihr stehen und vertrete die Wahrheit des Gesagten auch heute noch.

Nach elf bis dreizehn Monaten Tragzeit wirft die Kamelstute ein einziges Junge. Das ist ein verhältnißmäßig sehr hübsches Geschöpf. Es ist allerdings von dem ersten Tag seines Lebens an eine kleine Mißgestalt, aber hat, wie alle jungen Thiere, etwas Drolliges und Lustiges. Es wird mit offenen Augen geboren und ist mit ziemlich langem, dichten, weichen, wolligen Haar bedeckt. Sobald es trocken geworden ist, folgt es seiner Mutter, welche mit großer Liebe sich seiner annimmt. Der Höcker ist sehr klein und die Schwielen sind kaum noch angedeutet. An Größe übertrifft es ein frisch geworfenes Füllen bedeutend; es ist etwa dritthalb Fuß hoch, nach Verlauf einer Woche aber schon über drei Fuß. Bei weiterem Wachsthum nimmt die Wolle sehr an Dichtigkeit und Länge zu, und das junge Kamel hat dann eine wirklich auffallende Aehnlichkeit mit dem Alpaka, seinem amerikanischen Verwandten. Wenn zwei Stuten mit ihren Füllen zusammenkommen, spielen die jungen Geschöpfe in recht liebenswürdiger Weise, und die Alten bemühen sich nach Kräften, diese Spiele zu unterstützen, d. h. sie brummen den kleinen übermüthigen Kindern ihren Beifall zu und laufen ihnen lustig nach, wohin sie sich auch wenden wollen. Ueber ein Jahr lang säugt das Kamel sein Junges, und während dieser Zeit zeigt es

einen mehr als gewöhnlichen Muth, indem es unter Umständen seinen Sprößling nach Kräften vertheidigt; dabei verdient aber bemerkt zu werden, daß nur die eigene Mutter sich um ihr Kind bekümmert, niemals ein anderes Kamel; denn dazu sind diese stumpfen Geschöpfe viel zu gleichgiltig.

Mit Beginn des zweiten Jahres entwöhnen die Araber die Kamelfüllen, indem sie dieselben von ihrer Mutter entfernen oder auf andere Weise am Saugen verhindern. Schon wenige Tage, nachdem eine Stute geworfen hat, wird sie wieder zum Arbeiten benutzt; das Junge trabt ledig hinter der Mutter her. Auch die entwöhnten jungen Kamele werden mit auf die Reise genommen, damit sie frühzeitig weite Wege ertragen lernen. Je nach der größeren oder geringeren Schönheit des Thieres richtet man vom dritten Jahr an das Kamel zum Reiten oder zum Lasttragen ab. Da, wo es viele gibt, beladet man unser Thier erst mit Beginn des fünften Lebensjahres, während man es in kamelärmeren Gegenden bereits mit Ablauf des dritten Jahres zur Arbeit zwingt.

Die Sattelung oder Zäumung des Kamels ist ganz eigenthümlich. Der Serdj oder Reitsattel ruht auf einem festen, sauber gearbeiteten Gestell und besteht aus einem muldenförmigen Sitz, welcher gerade auf den Rückenhöcker des Thieres gesetzt wird und sich ungefähr einen Fuß über denselben erhebt. Das Untergestell ist mit vier Kissenpolstern belegt, welche zu beiden Seiten des Höckers aufliegen, denn dieser selbst wird so wenig als möglich bedrückt. Drei feste und breite Gurte, von denen zwei um den Bauch und ein dritter um den Vorderhals laufen (um das Nachhintenrutschen des Sattels zu verhüten), schnallen ihn fest. Vorn und hinten steigen zwei Knöpfe auf; an ihnen werden die nöthigen Reisegeräthschaften aufgehängt. Der Zaum besteht aus einem fein geflochtenen Lederstrick, welcher halfterartig um Kopf und Schnauze des Thieres geschlungen ist und beim Anziehen das Maul zusammenschnürt; alle Reitkamele aber führen noch einen Beizügel, d. h. eine dünne Lederschnur, welche in dem einen durchbohrten Nasenloch befestigt wird. Ein Gebiß hat der Hedjin nicht; die beiden Zügel genügen auch vollkommen.

Zum Beladen der Lastkamele dient ein höchst einfaches, gepolstertes Holzgestell, über welches die beiden Laststücke einer Ladung gehangen werden. Dieser Sattel wird nur durch den Druck und das Gleichgewicht der beiden Frachtstücke in seiner Lage auf dem Rückenhöcker des Thieres erhalten, und daher kommt es, daß das Lastkamel so leicht seine Bürde abwerfen kann. Blos in einigen Gegenden hat man den Sattel verbessert, indem man ihm Gurte zum Anschnüren beigibt und ihn seitlich mit starken, aus Baststricken geflochtenen Netzen behängt, in welche die Frachtstücke eingewickelt werden. So viel als möglich wählt man sich gleich schwere Laststücke aus, legt sie in einer gewissen Entfernung auf den Boden hin, führt das Kamel zur Stelle, läßt es sich zwischen beiden Laststücken niederlegen, hält es während des Beladens am Boden fest, hebt die Stücken empor, vereinigt ihre Haltschlingen und läßt das Kamel aufsteigen.

Gänzlich unwahr ist die Behauptung, welche man noch heute wiederholt, daß Kamele, denen man mehr aufbürdet, als sie zu tragen vermochten, liegen bleiben, auch wenn man ihnen ihre Last wieder abgenommen hat und, über die Gemeinheit des Menschen entrüstet, den Tod erwarten. Ein übermäßig beladenes Kamel springt nicht auf, weil es nicht kann; erleichtert man aber seine Last, so erhebt es sich ohne weiteres oder wenigstens, wenn man es durch einige Hiebe anspornt, wieder auf seine Füße. Anders ist es, wenn ein Kamel bei längerer Wüstenreise unter seiner Last zusammenbricht; dann ist es aber nicht Störrigkeit, sondern vollkommene Entkräftung, an der es für immer liegen bleibt. Das Kamel hat einen sehr sichern und ruhigen Gang und stürzt auf ebenen, trockenen Wegen niemals, so lange es bei Kräften ist.

Bei Wüstenreisen wird ein Lastkamel mit höchstens drei Centnern beladen, auf kürzere Strecken hin wohl auch mit vier. Mehr bekommt es nicht aufgebürdet. Dem egyptischen Kamel dagegen wurden zuweilen so außerordentliche Lasten aufgelegt, daß es die Regierung für nöthig befand, ein Gesetz zu erlassen, welches die Belastung auf höchstens sieben arabische Centner oder fünfhundertsiebzig wiener Pfund festsetzte.

Um den Gang des Kamels zu beschleunigen, schnalzt der Kamelreiter in eigenthümlicher Weise mit der Zunge oder fuchtelt, wenn dies nicht hilft, mit der schlanken Reitpeitsche durch die Luft. Ein gutes Kamel darf niemals geschlagen werden; ihm genügt auch diese Aufmunterung vollständig. Bei manchen Karavanen tragen die Thiere Schellen oder Glöckchen und scheinen sich besonders an deren Klange zu erfreuen. Auch Gesang ermuntert sie, wie wir oft bei unseren Wüstenreisen bemerken konnten. Wenn der Abend herankam und die ermüdeten und verbrannten Söhne Nubiens zu neuem Leben erweckte, flossen von Aller Lippen bunte Lieder; die Kamele erhoben die Köpfe, spitzten die Ohren und schienen etwas mehr Ausdruck in ihre

Stelzenschritte bringen zu wollen, als bisher. Auch bei den Hochzeitszügen, wo das Kamel gebraucht wird, um in großen Sänften, in förmlich künstlerisch gebauten Lauben aus Palmenwedeln, vier bis sechs Frauen zu tragen, stelzt es mit einer gewissen Freude hinter den arabischen Tonkünstlern her, welche mit ihren Werkzeugen aus der Kinderzeit der Tonkunst einen wahren Höllenlärm hervorrufen. So scheint es wirklich, daß das stumpfe Vieh wenigstens noch für Etwas Sinn hat, was nicht gefressen werden kann.

Der Preis für ein gutes Kamel schwankt nach den verschiedenen Gegenden. Ein ausgezeichneter Bischarin wird, wenn man ihn aus erster Hand nimmt, mit 80 bis 120 Thlr. unseres Geldes bezahlt, ein gewöhnliches Lastkamel kostet selten mehr als 30 Thlr. Nach unseren Begriffen ist dieser Preis freilich ein sehr geringer: im Sudahn aber, wo das Geld großen Werth hat, drückt er eine außerordentlich hohe Summe aus. Junge und schlechte Kamele kann man schon mit 10 Thlr. kaufen. Fast in allen Gegenden ist der Preis eines Kamels dem eines Esels ungefähr gleich; im Sudahn aber kostet ein guter Esel immer bedeutend mehr, als das beste Kamel.

Das Kamel ist mancherlei Krankheiten unterworfen; aber nur unter den erwähnten niederen Breiten treten diese Krankheiten seuchenartig auf und raffen viele Thiere dahin. Der Tod des Thieres hat immer etwas Dichterisches, er mag nun auf dem fahlen Sandbette der Wüste oder vor der Schlachtbank erfolgen. In den Wüsten ist der Samuhm der schlimmste Feind unserer Thiere. Sie wittern diesen gifthauchenden Wind schon Stunden vor seinem Ausbruch. Die furchtbare Schwüle, welche dem Sandsturm vorausgeht, wissen auch sie zu deuten; sie werden ängstlich, scheu, wild und störrisch und traben, trotz der sichtlichen Ermüdung, so schnell als möglich vorwärts. Sobald der Sturm wirklich losbricht, sind sie durch kein Zureden zu bewegen, weiter zu gehen, sondern lagern sich, das Hintertheil gegen den Sturm gekehrt, den Kopf lang vorgestreckt und auf den Boden niedergelegt, in einer gewissen Ordnung nieder.

Wahrhaft ergreifend ist es, wenn der Metzger dem Kamel befiehlt, niederzuknien, um den Todesstreich zu empfangen. Nichts ahnend gehorcht es dem Zuruf seines Herrn, kauert sich auf den Boden nieder und empfängt plötzlich mit einem haarscharfen Messer den tödtlichen Stoß in die Kehle, selbstverständlich unter dem dabei üblichen, drei Mal wiederholten Ausruf: „Allahu Akbar!“ — Gott ist der Größte! Gewöhnlich ist der Schnitt so gut gerichtet und so tief, daß auch gleich die Halswirbel mit durchschnitten werden; dann stirbt das Thier augenblicklich.

Das Fleisch ist hart und zähe und kostet deshalb nur wenig, im Sudahn kaum einen halben Silbergroschen unseres Geldes das Pfund. Das Blut wird nicht benutzt. Aus dem Fell macht man allerlei Geräthschaften, obwohl das Leder des Thieres nicht besonders haltbar ist.

Die Milch des lebenden Thieres findet wenig Verwendung. Sie ist so dick und so fettig, daß ihr Genuß dem Ungewohnten widersteht. Dagegen wird die Losung vielfach gebraucht. Bei Wüstenreisen, wo das Brennholz mangelt, sammelt man am Morgen die kleinen, rundlichen, wallnußgroßen Brocken der harten, festen und trockenen Losung, welche für den nächsten Abend als Brennstoff dienen soll, und auch in dem holzarmen Egypten wird der Dünger des Kamels, wie der der Rinder, Pferde und Esel, sorgfältig aufgelesen, zu einem Teige geknetet, in rundliche Kugeln geformt, in der Sonne getrocknet und dann als Brennstoff aufgespeichert.

So nützt also das Kamel in vielfacher Hinsicht, und gerade dieser Nutzen, diese Unentbehrlichkeit ist es, welche dem sonst so häßlichen und geistig so tiefstehenden Thiere wenn auch nicht die Liebe, so doch die Anerkennung des Menschen erwirbt.

Fast dieselbe Rolle, welche das Dromedar in den oben angegebenen Gegenden spielt, ist im Osten und in der Mitte Asiens dem Trampelthier oder baktrischen Kamel (Camelus bactrianus) beschieden. Dieses Thier ist unzweifelhaft noch viel häßlicher, als das Dromedar; ja man darf es wohl als den häßlichsten, mißgestaltetsten aller Wiederkäuer bezeichnen. Vom Dromedar unterscheidet es sich durch den Besitz zweier Rückenhöcker, von denen der eine aus dem Widerrist, der andere vor der Kreuzgegend sich erhebt. Sein Name ist bezeichnend; denn seine Gestalt ist so schwerfällig, so plump, daß neben ihm das Dromedar geradezu als ein zierliches Geschöpf erscheinen muß. Die Behaarung ist weit reichlicher, als bei dem letzteren, die Färbung regelmäßig dunkler, gewöhnlich tiefbraun, im Sommer röthlich. Die Körpermasse des Trampelthieres ist größer, als die des Dromedars, die Beine aber sind viel niederer, und gerade dadurch erscheint die Mißgestaltung dieses Geschöpfes um so größer.

Auch das Trampelthier dient seit den ältesten Zeiten den Tartaren, Mongolen und Chinesen als Hausthier und wird ganz in derselben Weise verwendet, wie das Dromedar; nur kann man es nicht in solcher Ausdehnung als Reitthier benutzen, weil es, wie bemerkt, seinem Namen



Das Trampelthier (Camelus bactrianus).

alle Ehre macht und einen so schwerfälligen Gang geht, daß ein schnelleres Reisen mit ihm geradezu unmöglich ist.

Das Trampelthier besorgt den großartigen Waarenhandel, welcher im Innern Asiens getrieben wird, und vermittelt fast allen Verkehr, welcher zwischen China und Rußland besteht. Von Peking aus gehen große Karavanen bis weit durch ganz China hindurch und bis weit nach dem asiatischen Rußland hinein. Sein dichter Pelz macht es dem Thiere möglich, auch in kalter Gegend sich wohl zu befinden: es kann selbst im Winter seinen Dienst verrichten. Namentlich die Bucharen besitzen große Herden von Trampelthieren; sie sind es auch, welche den großen Austausch der indischen Waaren gegen russische und sibirische vermitteln. Die Kalmücken sehen das Trampelthier als ihr nützlichstes Hausthier an; es ermöglicht ihnen ihr Nomadenleben. Es trägt die ganze Familie mit Sack und Pack durch die unabsehbaren Steppen, schleppt ihr Holz und Schilfrohr herbei, gibt ihr seine Milch, seine Wolle, sein Fleisch und sein Fell. In den kälteren Gegenden Sibiriens schützt man es im Winter noch besonders durch eine Kleidung von Decken, welche aus seinen eigenen Haaren bereitet wurde. Die Kirgisen hüllen die Thiere förmlich in solche Decken ein. In jenen Ländern hat das Trampelthier fast ganz dasselbe Schicksal, wie das Dromedar in Afrika oder Westasien: was diesem der Samuhm ist, ist jenem der Schneesturm; die Leiden, welche dem Dromedar die Hitze bringt, erleidet das Trampelthier während des Winters. Die Perser gebrauchen es noch in ganz besonderer Weise, gleichsam als lebende Festungen. Sie legen ihm einen schweren Sattel auf, welcher als Lafette für ein leichtes Geschütz dient, und hängen ihm hinten in Säcken den Schießbedarf an. Besonders

eingeschulte Geschützkundige reiten solche Kamele und bilden eine unter Umständen sehr nützliche Truppe des Heeres.

In seinem Wesen scheint das Trampelthier viel Aehnliches mit dem Dromedar zu haben; doch fehlen hierüber noch ausführlichere Berichte. Beide Arten sollen sich fruchtbar vermischen und mit einander Junge erzeugen, welche bald einen, bald zwei Buckel haben, aber immer wieder fruchtbar sind.

Auch die Kamele beweisen uns, daß die amerikanischen Thiere, welche als Vertreter altweltlicher Arten oder Sippen auftreten, gegen diese betrachtet, nur Zwerge sind. Die Lamas (Auchenia) sind Kamele; aber sie stehen hinter den altweltlichen Arten in ihrer Größe ebenso weit zurück, wie der Puma hinter dem Löwen, oder wie der größte Dickhäuter Amerikas hinter dem Riesen der alten Welt. Freilich kommt hierzu, daß die amerikanischen Kamele Bewohner der Gebirge sind und schon deshalb nicht dieselbe Größe erreichen können, wie ihre altweltlichen Verwandten, welche der Ebene angehören. Die Lamas unterscheiden sich von den eigentlichen Kamelen aber nicht blos durch ihre geringere Größe, sondern auch durch den verhältnißmäßig großen, stark zurückgedrückten Kopf mit spitzer Schnauze, verhältnißmäßig großen Ohren und Augen, durch den dünnen, schmächtigen Hals, die hohen und schlanken Beine mit mehrgespaltenen Zehen und nur geringen Schwielen, und durch das lange, wollige Haarkleid. Dem Rumpf fehlt der Höcker; die Weichen sind noch mehr eingeschnürt, als bei den echten Kamelen.

Die Lamas zerfallen in vier verschiedene Arten oder wenigstens Formen, welche schon seit alten Zeiten die Namen Guanaco, Lama, Paco oder Alpaca und Vicuña führen. Schon seit ziemlich langer Zeit nämlich sind die Forscher darüber uneinig, ob sie die vier verschiedenen, zu unserer Sippe gehörigen Thiere sämmtlich als besondere Arten ansehen sollen, oder nicht. Die Einen erblicken in dem Guanaco die Stammart des Lama und des Paco und glauben vornehmlich darin eine Unterstützung ihrer Meinung zu finden, daß Lama und Guanaco sich fruchtbar mit einander vermischen und fruchtbare Blendlinge erzeugen. Die Anderen halten sich mehr an das eigenthümliche Wesen der Thiere und erachten die Verschiedenheiten, welche sich darin spiegeln, noch für wichtiger, als die geringen Unterschiede in der Gestalt, jedenfalls für wichtig genug, um sie, wie die Eingeborenen es immer gethan haben, als besondere Arten anzusehen. Da nun in der Neuzeit einer der tüchtigsten Forscher, von Tschudi, die Ansicht der Eingeborenen theilt, brauchen wir wohl ebenfalls keinen Anstand zu nehmen, die vier verschiedenen Thiere auch als vier verschiedene Arten zu betrachten.

Der Guanaco und die Vicuña leben noch heutigen Tages wild; die anderen Arten unserer Sippe sind schon seit undenklichen Zeiten zu Hausthieren geworden. Bereits die ersten Entdecker Amerikas fanden das Lama und das Alpaca im gezähmten Zustande vor; die wunderbare und märchenhafte Geschichte der Peruaner verlegt die Zähmung der Thiere in das früheste Zeitalter menschlichen Daseins und bringt sie mit der irdischen Erscheinung ihrer Halbgötter in Verbindung. Die Spanier fanden überall bedeutende Lamaherden im Besitz der Gebirgsbewohner und beschrieben die Thiere, wenn auch etwas unklar, doch so ausführlich, daß man selbst die einzelnen Formen ohne Mühe erkennen kann.

Pedro de Cieza unterscheidet die vier Arten schon im Jahre 1541 sehr genau.

„Es gibt keinen Theil der Welt, wo man so sonderbare Schafe findet, wie in Peru, Chile und einigen Provinzen des La Plata. Sie gehören zu den vortrefflichsten und nützlichsten Thieren, welche Gott erschaffen hat, gleichsam aus besonderer Sorge für die daselbst wohnenden Leute, welche ohne dieses Vieh nicht im Stande wären, ihr Leben zu fristen. In den Thälern der Ebene säen die Eingeborenen Baumwolle und machen sich daraus ihre Kleider; im Hochgebirge und in vielen anderen Gegenden wächst weder ein Baum, noch Baumwolle, so daß die Einwohner nichts hätten, um sich zu kleiden. Daher gab ihnen Gott eine solche Menge von diesem Vieh; aber die wüthenden Kriege der Spanier haben es bereits sehr vermindert. Die Eingeborenen nennen die Schafe Lama, die Widder Urcos. Sie gleichen in der Größe einem kleinen Esel mit breiten Hüften und dickem Bauch; am Hals und der Gestalt ähneln sie dem Kamel, im Aussehen den Schafen. Die Thiere leben von den Kräutern der Felder. Sie sind sehr zahm und gar nicht widerspenstig; nur wenn sie Schmerzen haben, werfen sie sich nieder und ächzen, wie die Kamele. Die Widder nehmen sehr leicht zwei bis drei Arrobas auf den Rücken, und das Fleisch, welches sehr gut ist, verliert Nichts von seiner Güte durch das Lasttragen."

„Es gibt einen anderen Verwandten von diesen Thieren, welchen sie Guanaco nennen, von derselben Gestalt, aber größer. Davon laufen starke Herden wild in den Feldern herum und springen mit solcher Leichtigkeit, daß der Hund sie kaum einholt. Außerdem findet man noch eine andere Sorte dieser Schafe, welche Vicuña heißen. Sie sind noch hurtiger, als die Guanaco, und gehen in den Wüsten herum, um die Kräuter zu fressen, welche ihnen Gott hat wachsen lassen. Ihre Wolle ist vortrefflich und so gut, ja noch feiner, als die der Merinoschafe. Ich weiß nicht, ob man Tuch aus ihr weben könnte; aber dasjenige Zeuch, welches für die Vornehmen dieses Landes gewebt wird, ist zum Verwundern schön. Das Fleisch der Vicuñas und Guanacos ist sehr gut; es gleicht im Geschmack dem Schaffleisch. Ohne diese Widder und Schafe wäre man nicht im Stande, die vielen Waaren von Potosi, welches einer der größten Handelsplätze ist, hin und her zu schaffen."

Alle Lamas sind Bewohner der Hochebenen des gewaltigen Gebirges der Cordilleren. Sie befinden sich nur in den kalten Gegenden wohl und steigen deshalb blos im äußersten Süden der Andeskette bis in die Pampas oder großen Ebenen Patagoniens herab. In der Nähe des Gleichers liegt ihr Aufenthaltsort in einer Höhe zwischen 13,000 bis 16,000 Fuß über dem Meere, und tiefer, als 8000 Fuß über dem Meere, gedeihen sie hier nicht, während ihnen dagegen das kalte Patagonien auch in geringeren Meereshöhen zusagende Aufenthaltsorte bietet. Sie leben in größeren oder kleineren Gesellschaften, nicht selten in Rudeln von mehreren hundert Stück, und bilden Gegenstände der eifrigsten Jagd.

Der Guanaco oder Huanaco (Auchenia Huanaco) ist mit dem Lama das größte der südamerikanischen Landsäugethiere und, obgleich nur im freien Zustande vorkommend, eines der wichtigsten von allen. In der Größe gleicht er etwa unserem Edelhirsch; in der Gestalt ist er ein sonderbares Mittelding zwischen Kamel und Schaf. Bei vollkommen erwachsenen Thieren beträgt die Gesammtlänge des Leibes 7¼ Fuß, die Länge des Schwanzes 9 Zoll, die Höhe am Widerrist 3¼ Fuß, die Höhe vom Boden bis zum Scheitel 5 Fuß. Das Weibchen ist kleiner, dem Männchen aber vollkommen gleich gestaltet und gleich gefärbt. Ein ziemlich langer, reichlicher, aber lockerer Pelz bedeckt den Körper. Er besteht aus kürzerem, feineren Wollenhaar und dünnerem, längeren Grannenhaar. Die allgemeine Färbung ist ein schmuziges Rothbraun; die Mitte der Brust, der Unterleib, sowie die Innenseite der Gliedmaßen sind weißlich.

Der Huanaco verbreitet sich über die Cordilleren, von der Magalhaensstraße bis nach dem nördlichen Peru. Namentlich im südlichen Theil der Andeskette ist das Thier häufig. Es lebt gesellig in kleinen Rudeln von sieben bis zehn, selbst von hundert Stück. Das Rudel besteht aus vielen Weibchen und nur einem alten Männchen. Alle Bewegungen des Huanaco sind rasch und lebhaft, wenn auch nicht so schnell, als man vermuthen sollte. In der Ebene holt ein gutes Pferd das flüchtende Rudel bald ein; gewöhnliche Hunde aber haben Mühe, ihm nachzukommen. Der Lauf besteht aus einem kurzen, schleppenden Galopp und ist, wie bei den echten Kamelen, ein Paßgang. Der lange Hals wird bei beeiligter Flucht wagerecht ausgestreckt und auf und nieder bewegt. Das Klettern versteht der Huanaco ausgezeichnet; er läuft gemsenartig an den steilsten Gehängen und Abstürzen dahin, selbst da, wo der geübteste Bergsteiger nicht Fuß fassen kann, und schaut mit Gleichgiltigkeit in die größten Tiefen hinab. In der Ruhe liegt das Thier, wie das Kamel, auf der Brust und den Beinen, und wie dieses läßt es sich nieder und steht es auf. Während der Ruhe käut es träumerisch wieder. Der leitende Hengst steht fast immer einige Schritte von dem Rudel entfernt und hält mit größter Vorsicht Wache, während seine Herde unbekümmert weidet. Bei der geringsten Gefahr stößt er ein lautes, schafartiges Blöcken aus; alle Thiere des Rudels erheben im Augenblick ihre Köpfe, äugen scharf nach allen Seiten hin und wenden sich dann rasch zur Flucht, welche anfangs zögernd, später aber mit immer mehr sich steigernder Eile ausgeführt wird.

Die Paarung fällt in die Monate August und September. Häufige Kämpfe zwischen den um die Herrschaft streitenden Männchen gehen ihr voraus. Nach zehn bis elf Monaten Tragzeit wirft das Weibchen ein vollkommen ausgebildetes, behaartes und sehendes Junge, säugt es vier Monate lang, bewacht es sorgsam, behandelt es mit großer Zärtlichkeit und behält es bei sich, bis es vollkommen erwachsen ist.

Der Huanaco vertheidigt sich gegen seines Gleichen mit Schlagen und Beißen, gegen andere Feinde aber durch ein allen diesen Thieren gemeinsames Mittel. Die Lamas lassen nämlich den Gegner dicht an sich herankommen, legen die Ohren zurück, nehmen einen sehr ärgerlichen Ausdruck an und spucken ihm plötzlich mit Heftigkeit ihren Speichel und die gerade im Munde befindlichen oder ausdrücklich zu diesem Behufe heraufgewürgten Kräuter ins Gesicht, gewöhnlich



Das Lama (Auchenia Lama).

mit sehr großer Sicherheit. Im allergrößten Nothfall bedienen sie sich auch ihres Gebisses und ihrer Hufe, obwohl sie mit diesen nicht eben viel ausrichten.

Der Mensch ist und bleibt der furchtbarste Feind unserer Thiere; gegen andere Angreifer schützt sie ihre Schnelligkeit. Ob der Kondor ihnen wirklich soviel Schaden thut, als man angibt, steht noch sehr dahin; wahrscheinlich nimmt er nur Junge und ganz Wehrlose weg. Die Südamerikaner betreiben die Jagd der Huanacos mit Leidenschaft, weil dieselbe, des schätzbaren Fleisches und Felles wegen, einen hübschen Gewinn abwirft.

In Gebirgsgegenden fängt man, ihrer Niedlichkeit wegen, gern junge Huanacos ein und zähmt sie. So lange sie jung sind, benehmen sie sich allerliebst. Sie zeigen sich zutraulich und anhänglich, folgen ihrem Herrn wie ein Hund auf dem Fuße nach und lassen sich wie Lämmchen behandeln; je älter sie aber werden, um so geringer wird ihre Liebe und Anhänglichkeit an den Menschen. Die Gefangenen sind leicht mit Heu, Gras, Brod und Getreide zu erhalten, auch bei uns in Europa; bei geeigneter Pflege pflanzen sie sich hier fort.

Das Lama (Auchenia Lama) wird vorzugsweise in Peru gefunden, und gedeiht dort am besten auf den Hochebenen in der bezeichneten Höhe. Es wird etwas größer, als der Huanaco, und zeichnet sich durch die Schwielen an der Brust und an der Vorderseite des Handwurzelgelenkes aus. Der Kopf ist schmal und kurz, die Lippen sind behaart, die Ohren kurz und die Sohlen groß. Die Färbung ändert vielfach ab: es gibt weiße, schwarze, gescheckte,



Die Vicuña (Auchenia Vicunna).

Seite des Halses, der Rumpf und die Schenkel sind von eigenthümlicher, röthlichgelber Färbung (Vicuñafarbe); die untere Seite des Halses und die innere der Gliedmaßen ist hellockerfarben; die fünf Zoll langen Brusthaare und der Unterleib weiß."

„Während der nassen Jahreszeit halten sich die Vicuñas auf den Kämmen der Cordilleren auf, wo die Pflanzenwelt nur höchst spärlich sich zeigt. Sie bleiben, weil ihre Hufe weich und empfindlich sind, immer auf den Rasenplätzen und ziehen sich, auch verfolgt, niemals auf die steinigten, nackten Gipfel und noch viel weniger, wie unsere Gemsen, auf Gletscher und Schneefelder. In der heißen Jahreszeit steigen sie in die Thäler herab. Der scheinbare Widerspruch, daß die Thiere im Winter die kalten, im Sommer die heißen Gegenden aufsuchen, erklärt sich dadurch, daß während der trockenen Jahreszeit die Cordillerenrücken ganz ausgedörrt sind und die überhaupt spärliche Pflanzenwelt ihnen nur in den Thälern, wo Quellen und Sümpfe sind, hinreichende Nahrung darbietet."

„Im Monat Februar wirft jedes Weibchen ein Junges, welches gleich nach der Geburt eine außergewöhnliche Ausdauer und Schnelligkeit entwickelt. Die jungen männlichen Vicuñas bleiben so lange mit ihrer Mutter zusammen, bis sie ausgewachsen sind; dann aber vereinigt sich das ganze Rudel Weibchen und treibt die Männchen durch Beißen und Schläge fort. Diese vereinigen sich nun zu eigenen Rudeln, welche sich anderen anschließen, und so zu Schaaren von 25 bis 30 Stück anwachsen können. Man trifft zuweilen auch einzelne Vicuñas an, denen man sich mit Leichtigkeit nähern, und welche man, wenn sie die Flucht ergreifen, nach einem kurzen Galopp einholen und mit der Wurfschlinge oder Wurfkugel einfangen kann."

„Das Geschrei dieser Thiere läßt sich schwer beschreiben, ist aber doch so bezeichnend, daß man es, einmal gehört, nicht wieder vergißt."

„Die Indianer bedienen sich nur selten der Feuergewehre, um die Vicuñas zu erlegen. Sie stellen Jagden an, zu welchen jede Familie der Hochebene wenigstens einen Mann stellen muß. Es werden Stöcke und ungeheure Knäuel von Bindfaden mitgenommen. In einer passenden Ebene werden die Stöcke, je 12 bis 15 Schritte von einander, in die Erde gesteckt und durch Bindfaden in der Höhe von 2½ Fuß mit einander verbunden. Auf diese Weise wird ein kreisförmiger Raum von einer halben Stunde Umfang abgesteckt, indem auf einer Seite ein Eingang von ein paar hundert Schritten Breite offen gelassen wird. Die Weiber hängen an die Schnur des Umkreises bunte Lappen, welche vom Winde hin und her geweht werden. Sobald Alles fertig ist, zerstreuen sich die Männer, von denen ein Theil beritten ist, und treiben von vielen Meilen in der Runde alle Rudel von Vicuñas durch den Eingang in den Kreis. Wenn eine gehörige Anzahl versammelt ist, wird dieser geschlossen. Die scheuen Thiere wagen nicht, über den Faden mit den flatternden Fetzen zu springen, und werden leicht mit den Bolas erlegt. Die Bolas bestehen aus drei Kugeln, zwei schwereren und einer leichteren, von Blei oder Steinen, die an langen Schnüren, aus den Sehnen von Vicuñas gedreht, befestigt sind. Diese Schnüre werden an ihren freien Enden zusammengeknüpft. Beim Gebrauche wird die leichtere Kugel in die Hand genommen und die beiden übrigen in weiten Kreisen über den Kopf geschwungen. In der gehörigen Entfernung vom Ziele, nämlich 15 bis 20 Schritte, wird die Handkugel auch losgelassen, und nun schwirren alle drei im Kreise auf einen bestimmten Punkt los und schlingen sich um den Gegenstand, den sie treffen. Den Thieren wird gewöhnlich nach den Hinterfüßen gezielt. Die Bolas binden diese so fest zusammen, daß jede Bewegung gehemmt ist und das Thier stürzt. Es braucht große Gewandtheit und lange Uebung, um sich der Bolas geschickt zu bedienen, besonders zu Pferde; denn nicht selten verwundet der Neuling sich oder sein Thier lebensgefährlich. Die mit Bolas gefangenen Vicuñas werden abgeschlachtet und das Fleisch den Anwesenden gleichmäßig vertheilt. Die Felle hingegen gehören der Kirche."

Zur Zeit der Inkas wurden die Jagden in viel großartigerem Maßstabe ausgeführt: sie versammelten jährlich 25 bis 30,000 Indianer, welche aus einem Umkreise von 20 bis 25 Meilen alles Wild in einen ungeheuren, auf vorbenannte Weise umzäunten Platz treiben mußten. Bei dem sich immer enger schließenden Kreise wurden die Indianer zuletzt verdoppelt und vervierfacht, daß kein Thier entfliehen konnte. Die schädlichen, wie die Bären, Kuguare und Füchse, wurden getödtet, von den Hirschen, Rehen, Vicuñas und Huanacos nur eine bestimmte Anzahl. Es sollen oft bis auf 40,000 Thiere zusammengetrieben worden sein.

Jung eingefangene Vicuñas lassen sich leicht zähmen und werden sehr zutraulich; sie schmiegen sich an ihre Pfleger mit viel Liebe an, und laufen ihnen, wie wohlgezogene Hausthiere, auf Schritt und Tritt nach; mit zunehmendem Alter aber werden sie, wie alle ihre Verwandten, tückisch und durch das ewige Spucken unerträglich.

Schon zu Acosta's Zeiten schoren die Indianer auch die Vicuñas und verfertigten aus der Wolle Decken von sehr hohem Werthe, welche das Aussehen weißseidenen Stoffes hatten und, weil sie nicht gefärbt zu werden brauchten, sehr lange ausdauerten. Die Kleider von diesen Zeugen waren besonders für heiße Witterung geeignet. Noch gegenwärtig webt man die feinsten und dauerhaftesten Stoffe aus dieser Wolle und filzt haltbare, weiche Hüte aus ihr. Bis jetzt hat es noch nicht gelingen wollen, die schönen Thiere in anderen Ländern einzuführen und einzugewöhnen.

Von allen Lamaarten werden Bezoarkugeln gewonnen, welche in früherer Zeit große Bedeutung hatten, gegenwärtig aber nur in ihrem wahren Werthe geachtet sind, als eigenthümliche Magenausscheidungen, deren Hauptbestandtheile kohlensaurer und phosphorsaurer Kalk nebst Gallenfett und zersetzten Pflanzenstoffen sind.

* * *

(Moschusthiere.) Viele Naturforscher vereinigten mehrere kleine, höchst zierlich gebaute Wiederkäuer, unter denen sich auch der Zwerg der ganzen Ordnung befindet, die Moschusthiere nämlich, mit den Hirschen. Wir sehen in ihnen eine besondere Familie.

Die Moschusthiere (Moschi) haben kein Geweih, keine Thränengruben, keine Haarbürste an den Hinterfüßen und einen ganz verstümmelten Schwanz. Die Männchen zeichnen sich vor allen übrigen Wiederkäuern durch lange hervorragende Eckzähne im Oberkiefer aus, welche bald weit aus dem Maule hervortreten und dann nach Außen sich wenden, bald viel kürzer und einwärts gewendet sind.



Das Moschusthier (Moschus moschiferus).

Mittel- und Südasien mit seinen Inseln und der westliche Theil von Mittelafrika sind die Heimat der Moschusthiere. Dort leben die größeren Arten in den felsigen Gegenden der Hochgebirge, selten in der Nähe der Wälder, welche sie nur bisweilen besuchen, und noch seltener in den Thälern. Gegenwärtig kennt man mit Sicherheit blos sechs Arten dieser Thiere, von denen wir zwei Arten, die Vertreter eigener Sippen, näher betrachten wollen.

Das Moschusthier (Moschus moschiferus) zeichnet sich durch sehr lange Eckzähne und ganz behaarte Hinterfüße, sowie den Beutel mit Moschus vor den übrigen aus. Dasselbe ist ein zierlicher Wiederkäuer von Rehgröße, also von 2½ Fuß Leibeslänge und 2 Fuß Höhe, gedrungen gebaut, am Hintertheil höher gestellt, als vorn, schlankläufig, kurzhalsig mit länglichem, an der Schnauze stumpf zugerundeten Kopfe, welcher mittelgroße, langgewimperte Augen mit sehr beweglichem Stern und eigestaltete Ohren von halber Kopfeslänge trägt. Ziemlich kleine, lange, schmale und spitze Hufe umschließen den Fuß; sie können aber vermöge einer zwischen ihnen befindlichen Hautfalte sehr breit gestellt werden, und ermöglichen in Verbindung mit den bis auf den Boden herabreichenden Afterklauen ein sicheres und unbeschwerliches Dahinschreiten auf Schneefeldern oder Gletschern. Die Eckzähne ragen bei dem Männchen zwei bis drei Zoll aus dem Maule hervor; das Weibchen hat ebenfalls Eckzähne; sie treten aber nicht über die Lippen heraus.

Außer diesen Zähnen ist der Moschusbeutel unstreitig das Merkwürdigste an unserem Thiere. Diese eigenthümliche Drüse liegt am Hinterbauche und erscheint als ein sackförmiger, etwas hervorragender, rundlicher Beutel von 2 bis 2½ Zoll Länge, 1¼ Zoll Breite und 1½ bis ¾ Zoll Höhe. Straff anliegende, gegen einander geneigte Haare besetzen ihn von beiden Seiten, lassen aber auf der Mitte eine kreisförmige Stelle kahl. Hier liegen zwei kleine Oeffnungen hinter einander, welche durch kurze Röhren mit dem Beutel selbst in Verbindung stehen. Die vordere, halbmondförmige ist außen mit gröberem, innen mit feinem, langen und verworrenen Haar besetzt; die hintere wird von einem Büschel langer Grannen umgeben. Feine Drüsen im Inneren des Beutels sondern den Moschus ab, und durch die erste Röhre wird der Beutel entleert, wenn er zu voll ist. Erst bei dem erwachsenen Moschusthiere hat der Beutel seine volle Größe und seinen vollen Gehalt an Moschus erlangt. Man darf als Durchschnittsmenge zwei Loth des kostbaren Stoffes annehmen; doch hat man in einzelnen Beuteln auch schon mehr als vier Loth gefunden. Junge Böcke liefern etwa ¼ Loth. Bei Lebzeiten des Thieres ist der Moschus selbst salbenartig; getrocknet wird er zu einer körnigen oder pulverigen Masse, welche anfänglich eine

rothbraune Färbung zeigt, mit der Zeit aber kohlschwarz wird. Der Geruch nimmt in demselben Maße ab, als der Moschus dunkler wird. Er verliert sich gänzlich, wenn man den sonderbaren Stoff mit Schwefel, Goldschwefel oder Kampfer vermischt. In kaltem Wasser löst er sich etwa zu $^3/_4$, in kochendem zu $^4/_5$, in Weingeist ungefähr zur Hälfte auf. Beim Erhitzen verbrennt er unter Entwickelung eines peinlichen Gestankes.

Weder die Griechen, noch die Römer wußten Etwas von dem Moschusthier, obgleich sie in wohlriechende Salben ganz vernarrt waren und diese meist aus Indien und Arabien erhielten. Die Chinesen dagegen verwandten den Moschus bereits seit Jahrtausenden. Wir haben die erste Kunde durch die Araber erhalten.

Die höchsten Alpen des hinterasiatischen Gebirgsvierecks sind die Heimat des Moschusthiers. Es reicht vom Amur an bis zum Hindukusch, und vom 60. Grade nördlicher Breite bis nach Indien und China. Am häufigsten findet es sich auf den tibetanischen Abhängen des Himalaya, in der Umgebung des Baikalsees und in den Gebirgen der Mongolei. Hier soll es so zahlreich sein, daß Jäger in einem und demselben Winter mehrere hundert Stück erlegen könnten.

Die schroffen Gehänge und die Waldungen jener Gebirge bilden die eigentlichen Wohnsitze des berühmten Thieres. Es steigt ebenso wenig nach oben hin über die Baumgrenze hinaus, als es in die reicheren Gegenden der Tiefe herabkommt. Höhen zwischen 3000 und 7000 Fuß über dem Meere bilden seinen bevorzugten Aufenthalt, ausnahmsweise nur kommt es in Thalmündungen herab, welche blos 7 bis 800 Fuß über dem Meere gelegen sind. Seine Bewegungen sind ebenso rasch, als sicher. Es läuft mit der Schnelligkeit der Antilope, springt mit der Sicherheit des Steinbocks und klettert mit der Kühnheit einer Gemse. Verfolgte springen, wie die Gemsen, aus bedeutenden Höhen ohne Schaden herab oder laufen an Wänden hin, an welchen sich ihnen kaum die Möglichkeit zum Fußen bietet. Im Fall der Noth schwimmt unser Thier ohne Besinnen über breite Ströme.

Die Sinne sind vortrefflich, die Geistesfähigkeiten aber gering. Das Moschusthier ist scheu, jedoch nicht klug und berechnend. Wenn es von einem Mißgeschick überrascht wird, weiß es sich oft gar nicht zu benehmen und rennt wie verrückt umher. So benimmt sich auch das frisch gefangene.

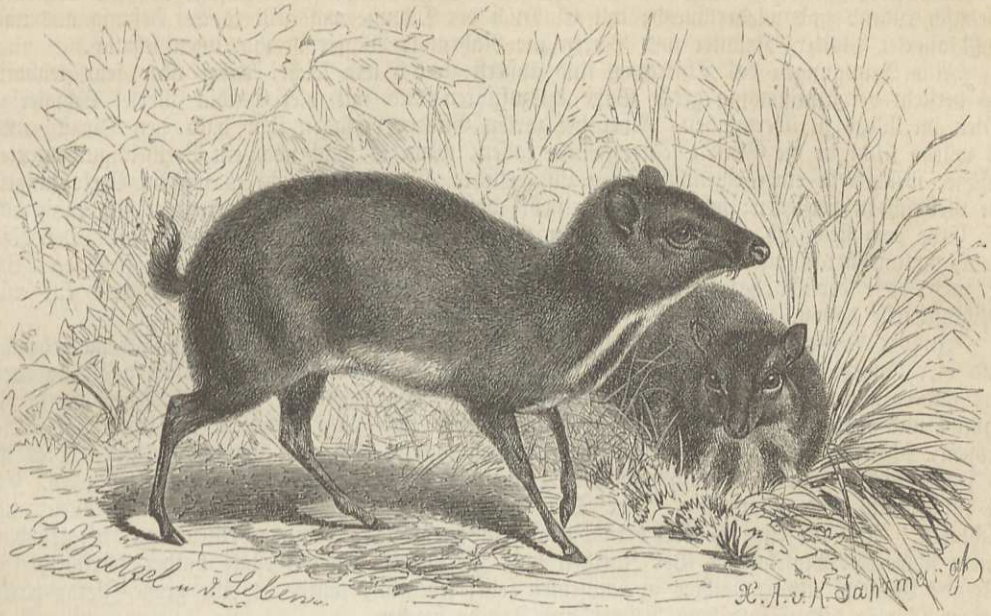
Sechs Monate nach der Paarung, im Mai oder Juni etwa, setzt das Weibchen ein einziges oder zwei Junge, welche es mit treuer Liebe bei sich behält bis zur nächsten Vermehrung der Familie. Mit Ende des dritten Jahres sind die Jungen erwachsen.

Je nach dem Aufenthaltsorte ist die Nahrung unseres Thieres eine verschiedene. Im Winter sind es hauptsächlich Baumflechten, im Sommer die würzigen Alpenkräuter der höher gelegenen Matten des Gebirges.

Die Jagd des so wichtigen und gewinnbringenden Geschöpfes hat ihre großen Schwierigkeiten. Seine außerordentliche Scheu ist Ursache, daß der Jäger nur sehr selten zum Schusse kommt. Gewöhnlich wendet man Schlingen an, um der gesuchten Beute habhaft zu werden.

Das Fleisch der Moschusthiere ist für Europäer ungenießbar; der Moschusbeutel aber wirft einen bedeutenden Gewinn ab und lohnt die Jagd reichlich. In Sibirien werden nach obrigkeitlichen Berichten jährlich an 50,000 Moschusthiere erlegt, worunter etwa 9000 Männchen sind. Aber das sibirische Moschusthier gilt weit weniger, als das tibetanische oder chinesische. Das bengalische ist schon geringer, und das kabartanische, welches seine Benennung von dem tartarischen Namen Kabarka erhielt, die geringste Sorte. Vom chinesischen Moschus kostet die Unze im Beutel 10 bis 12 Thaler, vom bengalischen 8 bis 10 Thaler, vom kabartanischen 3 Thaler. Der meiste Moschus wird aus China nach England eingeführt; allein nur selten bekommt man ihn rein; denn die schlauen Langzöpfe haben schon seit alten Zeiten die Verfälschung des köstlichen Stoffes eifrig betrieben. Bereits Tavernier, welcher in Batana in Indien einmal 1773 Moschusbeutel kaufte, klagte über diese Verfälschung. Die Beutel wogen 2757 Unzen, enthielten aber blos 452 Unzen reinen Moschus. Gewöhnlich vermischt man denselben mit dem Blute des Thieres oder mit einer dunklen, leicht zerreiblichen Erde; auch werden kleine Stückchen Blei in den Beutel geworfen; es werden sogar die Beutel aus irgend einem Stück von dem Fell des Moschusthieres künstlich angefertigt und mit irgend einem Stoff gefüllt, den man mit etwas Moschus vermischt.

Ueber das Leben des Thieres in der Gefangenschaft fehlen noch alle ausführlichen Berichte. Im Jahre 1772 kam ein Moschusthier, nachdem es drei Jahre auf der Reise zugebracht hatte, lebend nach Paris, und hielt dort drei Jahre aus. Es starb an einer Haarkugel, welche sich aus den von ihm selbst abgeleckten Haaren gebildet und vor den Pförtner des Magens gestemmt



Der Kantschill (Tragulus Kanchil).

hatte. Bis dahin war es immer sehr wohl und munter gewesen, und deshalb glaubten die französischen Naturforscher auch, daß man das wichtige Thier auf unseren Hochgebirgen ansiedeln und heimisch machen könne.

Die Sippe der Zwergmoschusthiere (Tragulus) unterscheidet sich von der ersten hauptsächlich durch den Mangel des Moschusbeutels, durch den nur dreifach getheilten Magen und den nackten, schwieligen Rand des Mittelfußes. Der Schwanz ist noch sehr kurz, aber ziemlich lang behaart. Alle hierher gehörigen Thiere, über deren Artselbstständigkeit und bezüglich Artverschiedenheit noch großer Zwiespalt unter den Naturforschern herrscht, sind überaus niedliche Geschöpfe. Die von uns näher zu betrachtende Art ist der kleinste aller Wiederkäuer. Man denke sich ein rehartiges, zierliches Thierchen mit ziemlich dickem Rumpf, schlankem wohlgeformten Kopfe, schönen, hellen Augen und Beinchen, welche kaum mehr als Bleistiftsdicke haben, mit äußerst niedlichen Hufen, einem kleinen, netten Stumpfschwänzchen und weichem, anliegenden Haarkleid mit ansprechender Färbung: so hat man ein Zwergmoschusthier.

Der Kantschill (Tragulus Kanchil oder Tragulus pygmeus) wird kaum anderthalb Fuß lang, wovon nur anderthalb Zoll auf den Schwanz kommen; die Höhe am Widerrist beträgt acht Zoll, die am Kreuz nur einen Zoll mehr. Das ziemlich feine Haar ist am Kopfe röthlichfahl, an den Seiten heller, auf dem Scheitel dunkel und fast schwarz, auf der Oberseite des Körpers röthlichgelbbraun, längs des Rückens stark mit Schwarz gemengt, gegen die Seiten zu lichter, an der oberen Seite des Halses weiß gesprenkelt und auf der Unterseite weiß. Die älteren Männchen tragen recht hübsche Eckzähne im Munde, welche zolllang aus dem Zahnfleisch hervorstehen. Sie sind immer stark gekrümmt, von innen nach außen und von vorn nach abwärts gekehrt, seitlich zusammengedrückt, auf der Seite ausgehölt und an dem Hinterrande schneidend. Die kleinen, feinen Hufe sind lichtbräunlich, hornfarben. Junge Thiere unterscheiden sich nicht von den alten.

Java, Singapore, Pinang und andere umliegende Inseln, sowie die malayische Halbinsel sind die Heimat dieses reizenden Geschöpfes; in Sumatra, Borneo und Ceylon wird es durch verwandte Arten ersetzt. Es lebt in den dichten tropischen Wäldern, mehr im Gebirge

als in der Ebene, meist einzeln. Während des Tages liegt es zurückgezogen, im dichtesten Gebüsch ruhend und wiederkäuend; mit Einbruch der Dämmerung geht es auf Aeßung aus und sucht allerlei Blätter, Kräuter und Beeren zur Nahrung; Wasser ist ihm unentbehrlich.

Alle Bewegungen des Thierchens sind äußerst zierlich und leicht, dabei aber sehr lebhaft. Es versteht verhältnißmäßig große Sätze auszuführen und mit viel Geschick allerlei Schwierigkeiten im Wege zu überwinden. Aber die zarten Glieder versagen ihm bald den Dienst, und es würde leicht in die Gewalt seiner Feinde fallen, wenn es nicht noch ein Vertheidigungsmittel besäße, welches in einer eigenthümlichen List besteht. Gewöhnlich sucht es sich bei Verfolgungen im Gebüsch zu verstecken; sobald es aber sieht, daß es nicht weiter kann, legt es sich ruhig auf die Erde und stellt sich, wie das Opossum unter ähnlichen Umständen, ganz todt. Der böse Feind kommt heran und denkt mit einem Griff seine Beute aufzunehmen: aber siehe da, ehe er noch diese erreicht hat, macht unser Thierchen einen oder zwei Sprünge und eilt mit Blitzesschnelle davon.

In der Neuzeit hat man dieses und andere Zwergmoschusthiere häufig nach Europa gebracht und hier längere Zeit in Gefangenschaft gehalten. Thierschaubudenbesitzer haben das eine oder das andere auch schon überall herumgeführt und zur Schau gestellt. Sein Aussehen ist höchst schmuck und nett; es hält sich außerordentlich reinlich und putzt und leckt sich beständig. Die großen, schönen Augen lassen ein geistig sehr hochbegabtes Thier in ihm vermuthen. Dies ist es jedoch nicht; denn es verräth anderweitig niemals die Spuren eines großen Verstandes. Es ist ruhig, still und langweilig. Der Tag theilt sich bei ihm in Fressen, Wiederkäuen und Schlafen. Nur ein einziges Mal vernahm ich seine zarte, leise Stimme, einen Ton, vergleichbar einem schwachen Blaselaute. Der Zartheit und Zierlichkeit seiner Gestalt halber dürfte dieses reizende Geschöpf als Hausthier zu empfehlen sein; jedenfalls würde es eine große Zierde parkartiger Gärten bilden und dem Besitzer viel Freude machen.

Bis jetzt scheint man es noch an wenigen Orten seiner Lebensweise entsprechend behandelt zu haben, und deshalb hat man es meines Wissens auch nur ein einziges Mal zur Fortpflanzung gebracht und zwar im zoologischen Garten zu Köln. Leider war jedoch das zur Welt gekommene Junge ein todtes und bald darauf starb auch die Mutter aus unbekannter Veranlassung.

Die Javanesen, welche das Thierchen Poetjang nennen, sollen ihm eifrig nachstellen und sein weiches, aber süßliches Fleisch gern essen. Auch faßt man die zarten Füßchen hier und da in Gold und Silber ein, und benutzt sie dann zum Stopfen der Tabakspfeifen.

* * *

(**Hirsche.**) Keine einzige Gruppe der ganzen Ordnung läßt sich leichter kennzeichnen, als die Familie der Hirsche (Cervi). Sie sind geweihtragende Wiederkäuer. Mit diesen Worten sind sie eigentlich beschrieben; denn alles Uebrige erscheint dieser Eigenthümlichkeit gegenüber als nebensächlich. Die Geweihe kommen meist nur den Männchen zu. Sie sind, wie angegeben, paarige, knöcherne, verästelte Fortsetzungen der Stirnbeine und werden alljährlich abgeworfen und aufs neue erzeugt. Schon vor der Geburt des Hirsches ist die Stelle, welche das Geweih tragen soll, durch eine starke Verknöcherung des Schädels angedeutet. Mit dem sechsten oder achten Monate des Alters bildet sich durch Erhebung der äußeren Decke am Stirnbein ein Knochenzapfen, welcher während des ganzen Lebens hindurch stehen bleibt. Dies ist der sogenannte Rosenstock, auf dem sich die Geweihe aufsetzen. Anfänglich sind die Stangen nur einfach spitz, später verästeln sie sich mehr und mehr, indem von der Hauptstange Sprossen auslaufen, deren Zahl bis zwölf an jeder Stange ansteigen kann. „Mit dem Alter der Hirsche", sagt Blasius, „geht eine gewaltige Umänderung der Geweihe vor sich. Die erste und allgemein auffallende Veränderung ist die der Rosenstöcke, welche mit der zunehmenden Größe der Stirnzapfen sich mit jedem Jahr mehr erweitern und nach der Mitte der Stirn einander nahe rücken; ebenso verringert sich auch mit dem Aufrücken der Stirnkante die Rose und der Schädel in jedem Jahr. Noch auffallender aber sind die Veränderungen in der Gestalt der Geweihe und in der Anzahl der Enden."

„Die jungen Geweihe, in deren ersten Bildungsanfängen der Grund zum Abwerfen der alten liegt, sind anfangs von einer gefäßreichen, behaarten Haut umgeben, kolbig, weich und biegsam. Erst lösen sich die tieferen, dann die höher stehenden Enden von der Hauptstange los und nachdem alle in bleibende Verhältnisse ausgebildet und die Enden vereckt sind, stockt der Blutumlauf, und der Hirsch hat das Bedürfniß, die Haut oder den Bast abzuschlagen, der nun auch anfängt, sich von selbst abzulösen." Die Veränderung des Geweihes, gewissermaßen seine

Weiterausbildung, geht nun folgendermaßen vor sich: Schon ehe der Hirsch das erste Lebensjahr erreicht, bilden sich als unmittelbare Fortsetzungen der Rosenstöcke Stangen, welche bei manchen Arten der Familie wohl abgeworfen, aber immer in gleicher Weise wieder ersetzt werden, während bei den meisten Hirschen die auf die erste Stange, die sogenannten Spieße, folgenden Geweihe, also der Kopfschmuck des zweiten Jahres einen, bisweilen wohl auch zwei Zacken, Sprossen oder Zinken erhalten. Im Frühjahr des dritten Jahres wiederholt sich derselbe Vorgang; aber die neu aufgesetzte Stange enthält einen Sprossen mehr, als im vorigen Jahre, und so geht es fort, bis die größtmöglichste Ausbildung des Thieres erreicht worden ist. Krankheiten oder schlechte Nahrung bringen zuweilen einen Rückgang hervor, indem dann die neu aufgesetzten Stangen je einen oder zwei Sprossen weniger zählen, als vorher.

Dem Abfallen des Geweihes geht eine erhöhte Thätigkeit der Gefäßzweige voraus, welche um den Rosenstock verlaufen. Die Geweihstange wird durch Vordringen der Gefäße von dem Rosenstock abgelöst und von den Hirschen entweder abgestoßen, oder einfach durch ihre eigene Schwere zum Fallen gebracht. Dabei werden aber die Blutgefäße verletzt; es entsteht eine kurze Blutung, und auf der beschädigten Stelle wölbt sich ein Schorf, unter dem nun die neue Bildungsthätigkeit beginnt. Das Wachsthum der Geweihe währt zehn bis dreißig Wochen. Die Masse, aus der die Stangen gebildet werden, ist anfangs gallertartig, wird aber durch Zufuhr von Phosphorsäure und kohlensaurem Kalk allmählich in Knochen verwandelt. Die Haut über dem Geweih, der sogenannte Bast, ist weich, dünn mit Haar besetzt und abstehend, gewöhnlich licht von Farbe; die Haut selbst ist außerordentlich gefäßreich und blutet bei der geringsten Verletzung; eine solche pflegt Mißbildung des Geweihes hervorzubringen.

Schon in der Vorzeit waren die Hirsche über einen großen Theil der Erdoberfläche verbreitet. Gegenwärtig bewohnen sie mit Ausnahme des größten Theiles von Afrika und von Australien alle Erdtheile und so ziemlich auch alle Klimate, die Ebenen, wie die Gebirge, die Blößen, wie die Wälder.

Nur Pflanzenstoffe bilden die Nahrung der Hirsche; wenigstens ist es noch keineswegs erwiesen, ob die Renthiere, wie man behauptet hat, Lemminge fressen oder nicht. Gräser, Kräuter, Blüthen, Blätter und Nadeln, Knospen, junge Triebe und Zweige, Getreide, Obst, Beeren, Rinde, Moose, Flechten und Pilze bilden die hauptsächlichsten Bestandtheile ihrer Aeßung. Das Salz erscheint ihnen als Leckerei, und Wasser ist ihnen Bedürfniß.

Die Hirschkuh wirft ein oder zwei, in seltenen Fällen auch drei Junge, welche vollständig ausgebildet zur Welt kommen und schon nach wenigen Tagen der Mutter überall hinfolgen. Bei einigen Arten nimmt sich auch der Vater seiner Nachkommenschaft freundlich an, und die Kälber lassen sich Liebkosungen seitens ihrer Eltern mit großem Vergnügen gefallen; die Mütter pflegen ihre Jungen aufs sorgfältigste und schützen sie bei Gefahr.

In Gegenden, wo Ackerbau und Forstwirthschaft den Anforderungen der Neuzeit gemäß betrieben werden, sind alle Arten der Hirsche nicht mehr zu dulden. Dieselben werden wahrscheinlich schon in kurzer Zeit blos noch in einem Zustande der Halbwildheit, in Thierparks und Thiergärten nämlich, zu sehen sein.

Die Zähmung der Hirsche ist nicht so leicht, als man gewöhnlich annimmt. In der Jugend betragen sich freilich alle, welche frühzeitig in die Gewalt des Menschen kamen und an diesen gewöhnt wurden, sehr liebenswürdig, zutraulich und anhänglich; mit dem Alter schwinden aber diese Eigenschaften mehr und mehr, und fast alle alten Hirsche werden zornige und boshafte Geschöpfe. Hiervon macht auch die eine, schon seit längerer Zeit in Gefangenschaft lebende Art, das Renthier, keine Ausnahme. Seine Zähmung ist keineswegs eine vollständige, wie wir sie bei anderen Wiederkäuern bemerken, sondern nur eine halbgelungene.

Wir stellen die Riesen der Familie oben an, obgleich sie nicht die vollendetsten, sondern eher die mindest entwickelten Hirsche sind. Die Elenthiere (Alces), welche gegenwärtig noch einen einzigen oder, wenn man das amerikanische Mosthier als besondere Art erklärt, zwei Vertreter haben, sind gewaltige, plump gebaute, hochbeinige Geschöpfe, mit breiten, schaufelartig ausgebreiteten, fingerförmig eingeschnittenen, vielfach gezackten Geweihen, an denen die Augen- und die Mittelsprossen fehlen; sie besitzen kleine Thränengruben, Haarbüschel an der Innenseite der Fußwurzel und Klauendrüsen, aber keine Eckzähne. Der Kopf ist häßlich, die obere Lippe hängt über, die Augen sind klein, die Ohren lang und breit; der Schwanz ist sehr kurz.

Schon seit alten Zeiten ist der Elch oder das Elen (Alces jubata) ein hoch berühmtes, deutsches Thier. Ueber den Ursprung des Namens ist man nicht im Klaren.

Bereits die alten römischen Schriftsteller kennen den Elch als deutsches Thier. „Es gibt im Hercynischen Walde", sagt Julius Cäsar, „Alces, den Ziegen in Gestalt und Verschiedenheit der Färbung ähnliche Thiere, aber größer und ohne Hörner, die Füße ohne Gelenke. Sie legen sich auch nicht, um zu ruhen und können nicht aufstehen, wenn sie gefallen sind. Um zu schlafen, lehnen sie sich an die Bäume; daher graben diese die Jäger aus und hauen sie so ab, daß sie leicht umfallen, sammt dem Thiere, wenn es sich daran lehnt." Im Mittelalter wird das Thier oft erwähnt, namentlich auch im Nibelungenliede, wo es unter dem Namen des „Elk" und „grimmen Schelch" vorkommt. Wenn die Sage recht berichtet, wäre zu dieser Zeit das Elenthier durch ganz Deutschland bis zum äußersten Westen hin vorgekommen; denn gerade bei Beschreibung der Jagd Siegfrieds im Wasgau heißt es:

„Darnach schlug er wieder ein Wiesent und einen Elk,
Starker Auer viere und einen grimmen Schelk."

In den Urkunden des Kaisers Otto des Großen vom Jahre 943 wird geboten, daß Niemand ohne Erlaubniß des Bischofs Balderich in den Forsten Drenthe am Niederrhein Hirsche, Bären, Rehe, Eber und diejenigen wilden Thiere jagen dürfe, welche in der deutschen Sprache Elo oder Schelo heißen.

Nach dem siebenjährigen Krieg wurde in Ostpreußen der sehr verminderte Elchstand durch königliches Verbot geschont und nach neueren und sicheren Nachrichten ist gegenwärtig der Hauptwildstand des Elch in dem königlichen Forstreviere Ibenhorst bei Memel. Im Jahre der Jagdfreiheit 1848 waren die edlen Thiere bis auf 16 Stück vermindert worden; jetzt zählt der Bestand wieder mehr als 100 Stück. Nur die Jagdgesetze sind es dort, welche dem armen, gehetzten Thiere eine Freistätte gewähren.

Außerdem findet man den Elch noch in den höheren Breiten aller waldreichen Länder Europas und Asiens. In unserem Erdtheile ist er auf die baltischen Niederungen, nämlich auf Lithauen, Kur- und Liefland, Schweden und Norwegen und einige Stellen Großrußlands beschränkt. Im Jahre 1746 wurde das letzte Stück in Sachsen und 1760 das letzte in Galizien geschossen. In Norwegen bewohnt er die östlichen Provinzen des Südens, in Schweden die ungeheuren Waldungen, welche das sogenannte Kjölengebirge bedecken.

Weit häufiger als in Europa findet sich der Elch in Asien; hier breitet er sich über den ganzen Norden bis an den Amur aus und lebt überall da, wo es große ausgedehnte Wälder gibt, nach Norden hin so weit der Baumwuchs reicht.

Das Elen ist ein gewaltiges Thier. Die Leibeslänge eines erwachsenen Elchhirsches beträgt 8 bis 8½ Fuß, die Länge des Schwanzes ungefähr 4 Zoll, die Höhe am Widerrist fast 6 Fuß, am Kreuz einige Zoll weniger. Sehr alte Thiere können ein Gewicht von tausend Pfund erreichen; als Durchschnittsgewicht müssen jedoch vier- bis sechshundert Pfund betrachtet werden. Der Leib des Elch ist verhältnißmäßig kurz und dick, breit an der Brust, hoch, fast höckerig am Widerrist, gerade am Rücken, niedrig am Kreuz. Er ruht auf sehr hohen und starken Beinen von gleicher Länge, welche in schmale, gerade, tiefgespaltene und durch eine ausdehnbare Bindehaut vereinigte Hufe endigen; die Afterklauen berühren leicht den Boden; der ganze Fußbau gestattet dem Elch beim Gehen auf feuchtem Boden, seinen Schuh sehr zu vergrößern, wie es das Renthier auch vermag. Das Geweih des erwachsenen Männchens besteht aus einer großen, einfachen, sehr ausgebreiteten, dreieckigen, platten, schaufelförmigen, gefurchten Krone, welche an ihrem äußeren Rande mit zahlreichen Zacken besetzt ist; es wird von kurzen, dicken, gerundeten, mit wenigen Perlen besetzten Stangen getragen, welche auf kurzen Rosenstöcken sitzen und sich gleich seitlich biegen. Das Geweih kann ein Gewicht von etwa vierzig Pfund erreichen.

Die Behaarung des Elen ist lang, dicht und straff. Die Färbung ist ein ziemlich gleichmäßiges Röthlichbraun, welches an der Mähne und den Kopfseiten in glänzendes Dunkelschwarzbraun und an der Stirne ins Röthlichbraune und am Schnauzenende ins Graue zieht; die Beine sind weißlich aschgrau, die Augenringe grau. Das Weibchen ist kleiner, trägt kein Geweih.

Wilde, einsame, an Brüchen und unzugänglichen Mooren reiche Wälder, namentlich solche, in denen Weiden, Birken, Espen und andere Laubbäume stehen, bilden den Stand des Elchwildes. Sümpfe sind ihm zu seiner Erhaltung geradezu nothwendig. Das plumpe Geschöpf durchmißt Moräste, welche weder Mensch noch Thier gefahrlos betreten könnte, mit Leichtigkeit. Vom April bis zum Oktober hält es sich in den tiefer gelegenen, nassen Gegenden auf, später sucht es sich erhöhte, welche den Ueberschwemmungen nicht ausgesetzt, und den Winter nicht mit Eis

heute noch wild vorkommende „Ren" der Skandinavier der Stammvater jenes Hausthieres ist. Zahme, welche ohne Obhut des Menschen leben können, verwildern auch in sehr kurzer Zeit und werden schon nach ein paar Geschlechtern den wilden wieder vollständig gleich. In Gestalt und Wesen gibt es aber schwerlich zwei Geschöpfe, welche, bei so inniger Verwandtschaft, sich so außerordentlich unterscheiden, wie das zahme und das wilde Renthier. Jenes ist ein trauriger Sklave seines armen, traurigen Herrn, dieses ein stolzer Beherrscher des Hochgebirges, ein gemsenartig lebender Hirsch, mit allem Adel, welcher diesem schönen Wilde zukommt. Wer freilebendes Renwild in Rudeln und zahme Renthiere gesehen hat und beide vergleichend betrachtet, kann kaum glauben, daß das eine wie das andere ein Kind desselben Urahnen ist.

Das wilde Ren ist ein stattliches Geschöpf von Hirschgröße, nicht aber Hirschhöhe. Seine Länge beträgt 5 bis 6 Fuß, die Schwanzlänge gegen 5 Zoll, die Höhe am Widerrist 3½ Fuß; das Geweih steht zwar an Größe und noch mehr an Schönheit dem des Hirsches nach, ist aber immerhin ein sehr stattlicher Kopfschmuck. Der Leib des Ren unterscheidet sich von dem des Hirsches vielleicht nur durch größere Breite des Hintertheils; Hals und Kopf sind aber viel plumper und weniger schön und die Läufe bedeutend niederer, die Hufe viel häßlicher, als bei dem Edelwild; auch fehlt dem Renthier unter allen Umständen die stolze Haltung des Hirsches. Es trägt sich weit weniger schön, als dieses edle Geschöpf. Der Hals des Renthieres hat etwa Kopflänge, ist stark und zusammengedrückt und kaum nach aufwärts gebogen; der Kopf ist vorn nur wenig verschmälert, plumpschnäuzig, längs des Nasenrückens gerade; die Ohren sind kürzer, als beim Edelhirsch, jedoch von ähnlicher Bildung; die Augen sind groß und schön, die Thränengruben klein und von Haarbüscheln überdeckt. Das Geweih der Renkuh ist regelmäßig kleiner und weniger gezackt, als das des Renhirsches, bei beiden Geschlechtern aber dadurch besonders ausgezeichnet, daß die Stangen sehr dünn und nur im Grunde rundlich, nach oben dagegen abgeplattet sind und daß die Augensprossen, welche vorn in eine breite Schaufel enden, so dicht auf der Nasenhaut aufliegen, daß man kaum einen Finger dazwischen durchbringen kann. Aeußerst selten findet man ein regelmäßig gebautes Geweih, wie bei dem Hirsch; es kommt oft vor, daß selbst Hauptsprossen, wie z. B. die Augensprossen, gänzlich verkümmern. Die Schenkel sind dick, die Beine immer noch stark und dabei niedrig, die Hufe sehr groß, breit, flach gedrückt und tief gespalten; die Afterklauen reichen bis auf den Boden herab. Bei den zahmen Renthieren nehmen die Schalen so an Breite zu, daß man wildes und zahmes Renwild unbedingt als Arten trennen müßte, wenn man den Bau der Hufe allein in Betracht ziehen wollte. Ueberhaupt sind die wilden Renthiere bei weitem zierlicher und anmuthiger gebaut, als die zahmen, welche gleichsam verkrüppelt und verhäßlicht erscheinen.

Die Decke oder der Pelz des Renthieres ist so dicht, wie bei keinem anderen Hirsche. An der Vorderseite des Halses bildet sich eine Mähne, welche zuweilen auch bis zur Brust herabreicht. Im Winter werden die Haare überall bis dritthalb Zoll lang, und weil sie sehr dicht über einander liegen, bildet sich dann eine Decke von mindestens anderthalb Zoll Dicke, welche es sehr erklärlich macht, daß das Renthier mit Leichtigkeit eine bedeutende Kälte ertragen kann. Die wilden Renthiere ändern mit ziemlicher Regelmäßigkeit zwei Mal im Jahre ihr Haarkleid und dessen Färbung. Mit Beginn des Frühlings fällt das reiche Winterhaar aus, und ein kurzes, einfarbig graues Haar tritt an dessen Stelle; es wachsen nun mehr und mehr andere Haare dazwischen hervor, deren weiße Spitzen das graue Haar immer vollständiger verdrängen, bis endlich das ganze Thier weißgrau, fast fahl erscheint, der Färbung schmelzenden, schmuzigen Schnees täuschend ähnlich. Beim zahmen Renthier ist die Färbung im Sommer dunkelbraun. Im Winter verschwindet die braune Farbe, und das weiße Haar tritt ebenfalls mehr hervor; doch gibt es auch viele Renthiere, welche sich im Winter nur durch verlängerte Haare auszeichnen, in der Färbung aber sich gleichbleiben.

Schon die Alten kannten das Ren. Julius Cäsar beschrieb es ziemlich richtig. „Im hercynischen Walde", sagt er, „gibt es einen Ochsen von der Gestalt des Hirsches, dem mitten auf der Stirn ein viel größeres Horn steht, als es die übrigen haben; die Krone desselben breitet sich handförmig in viele Zacken aus. Das Weibchen hat eben solche Hörner." Die späteren Naturforscher mischen sehr viel Wahres und Falsches durch einander und erst der große Linné ist es, welcher das Thier selbst und zwar genau beobachtet hat.

Der hohe Norden der alten, und, wenn man das amerikanische Renthier zu unserer Art zählt, auch die nördlichsten Gegenden der neuen Welt, sind die Heimat des Ren. Es findet sich in allen Ländern nördlich des 60. Grades, steigt aber in manchen Gegenden sogar bis zum 52. Grad nördlicher Breite herab. Wild trifft man es noch auf den Alpengebirgen Skandinaviens und Lapplands, in Finnland, im ganzen nördlichen Sibirien, in Grönland und auf den

nördlichsten Gebirgen des festländischen Amerika. Auch auf Spitzbergen lebt es, und auf Island ist es, nachdem es vor ungefähr hundert Jahren dort eingeführt wurde, vollständig verwildert und hat sich bereits in namhafter Anzahl über alle Gebirge der Insel verbreitet. In Norwegen fand ich es auf dem Dovre-Fjeld noch in ziemlicher Anzahl vor, und es sollen mindestens 4000 Stück allein auf diesem Gebirgsstock leben. Aber es kommt auch auf den Hochgebirgen des Bergener Stifts vor und reicht dort sicherlich bis zum 60. Grad nördlicher Breite herab.

Das Renthier ist ein echtes Alpenkind, wie die Gemse, und findet sich nur auf den baumlosen, mit Mos und wenigen Alpenpflanzen bestandenen, breiten Rücken der nordischen Gebirge, welche die Eingeborenen so bezeichnend „Fjelds" nennen. Niemals steigt es bis in den Waldgürtel herab, wie es überhaupt ängstlich die Waldungen meidet. In Norwegen ist ein Gürtel zwischen 2500 bis 6000 Fuß sein gewöhnlicher Aufenthalt. Die kahlen Bergebenen, namentlich Halden, zwischen deren Gestein einzelne Pflanzen wachsen, oder jene weiten Ebenen, welche dünn mit Renthierflechten übersponnen sind, müssen als Standorte dieses Wildes angesehen werden, und nur dann, wenn es von einem Höhenzuge nach dem anderen streift, trollt es über eine der sumpfigen, morastähnlichen, niederen Flächen hinweg; aber auch bei solchen Wanderungen vermeidet es noch ängstlich den Wald. Pallas gibt an, daß es im nördlichen Sibirien zuweilen in Waldungen vorkomme, und auch von Wrangel bestätigt Dies. Von beiden Schriftstellern erfahren wir, daß es in Sibirien große, regelmäßige Wanderungen ausführt. „Gegen Ende des Mai", sagt Wrangel, „verläßt das wilde Renthier in großen Herden die Wälder, wo es den Winter über einigen Schutz gegen die grimmige Kälte sucht, und zieht nach den nördlichen Flächen, theils, weil es dort bessere Nahrung auf der Mosfläche findet, theils aber auch, um den Fliegen und Mücken zu entgehen, welche mit Eintritt des Frühlings in ungeheuren Schwärmen die ganze Luft verfinstern. Der Frühlingszug ist für die dortigen Völkerschaften nicht vortheilhaft; denn in dieser Jahreszeit sind die Thiere mager und durch die Stiche der Kerbthiere ganz mit Beulen und Wunden bedeckt; im August und September aber, wo die Renthiere wieder aus der Ebene in die Wälder zurückkehren, sind sie gesund und wohlgenährt und geben eine schmackhafte, kräftige Speise. In guten Jahren besteht der Renthierzug aus mehreren Tausenden, welche, obgleich sie in Herden von zwei- bis dreihundert Stücken gehen, sich doch immer einander ziemlich nahe bleiben, so daß das Ganze eine ungeheure Masse ausmacht. Ihr Weg ist stets unabänderlich derselbe. Zum Uebergang über den Fluß wählen sie eine Stelle, wo an dem Ufer ein trockener Thalweg hinabführt und an dem gegenüberstehenden eine flache Sandbank ihnen das Hinaufkommen erleichtert. Hier drängt sich jede einzelne Herde dicht zusammen, und die ganze Oberfläche bedeckt sich mit schwimmenden Thieren." In Sibirien sah Wrangel zwei unabsehbare Herden wandernder Renthiere, welche mit ihren hohen Geweihen wandelnden Wäldern glichen. Die Züge währten zwei Stunden.

In Norwegen wandern die Thiere nicht, sondern streichen höchstens von einem Gebirgsrücken auf den anderen, wie weit, ist nicht ermittelt. Jene Gebirge sind aber auch so beschaffen, daß sie ihnen alle Vortheile, welche den sibirischen die Wanderungen bieten, gewähren können. Zur Zeit der Mücken ziehen sich die wilden Renthiere eben einfach nach den Gletschern und Schneefeldern hinauf, welche sie ohnehin so lieben, daß sie mindestens ein paar Stunden des Tages auf ihnen ruhend verweilen; im Herbst, Winter und Frühling kommen sie weiter an den Bergen herab.

Alle wilden Renthiere lieben die Geselligkeit in hohem Grade. Ihre Rudel sind viel stärker, als die von anderem Hirschwild, und erinnern in mancher Hinsicht an die ungeheuren Herden, welche die Antilopen in Südafrika bilden.

Die Renthiere eignen sich ganz vortrefflich, jene nördlichen Länder zu bewohnen, welche im Sommer eigentlich nur ein Morast und im Winter nur ein einziges Schneefeld sind. Ihre breiten Hufe erlauben ihnen ebensowohl über die sumpfigen Stellen und die Schneedecke hinwegzugehen, wie an den Halden umherzuklettern. Der Gang des Renthieres ist ein ziemlich schneller Schritt oder ein rascher Trott. So flüchtig wie unser Edelhirsch wird es selbst dann nicht, wenn eines aus der Herde zusammengeschossen worden ist und alle übrigen in die höchste Angst gerathen. Dabei hört man fast bei jedem Tritt ein eigenthümliches Knistern, täuschend dem Geräusch vergleichbar, welches ein elektrischer Funke hervorbringt. Die Ursache desselben ist noch nicht festgestellt. Am gewöhnlichsten ist die Annahme, daß es von dem Zusammenschlagen der Afterklauen herrühre. Allein da man es auch vernimmt, wenn das ruhigstehende Renthier sich beugt, so ist auch die Annahme statthaft, daß jenes Knistern im Innern des Gelenkes entsteht, ähnlich, wie wenn wir einen Finger anziehen, bis er knackt.

Bei langsamem Gange über morastige Flächen breitet das Renthier seine Hufe so weit aus, daß eine Fährte entsteht, welche weit mehr an die einer Kuh erinnert, als an die eines Hirsches,

und in gleicher Weise schreitet es auch über den Schnee, auf welchem es, sobald derselbe nur einigermaßen sich gesetzt hat, nicht mehr einsinkt. Das Schwimmen wird dem Ren sehr leicht; es setzt ohne weiteres über ziemlich breite Ströme, und die Lappen treiben ganze Herden in den Fjords von einer Insel zur anderen. Die zahmen Renthiere entschließen sich allerdings nur nach einigem Widerstreben, in das Wasser zu gehen; die wilden aber scheuen es gar nicht, und wenn sie flüchtig sind, gehen sie durch Dick und Dünn.

Alle höheren Sinne des Renthieres sind vortrefflich. Es wittert ganz ausgezeichnet, wie ich mich selbst überzeugt habe, bis auf fünf- bis sechshundert Schritte hin; es vernimmt mindestens ebenso scharf, als der Hirsch, und äugt so gut, daß der Jäger alle Ursache hat, auch wenn er gegen den Wind herankommt, sich aufs sorgfältigste zu verbergen. Dabei ist das Thier lecker; denn es sucht sich nur die besten Alpenpflanzen heraus, und sein Gefühl beweist es sehr deutlich, wenn es die Mücken plagen; ja, das zahme Renthier zuckt bei der leisesten Berührung zusammen. Alle Jäger, welche wilde Renthiere beobachteten, schreiben ihnen eine große Klugheit, ja selbst eine gewisse List zu: scheu und vorsichtig im höchsten Grade sind sie unzweifelhaft. Gegen andere Thiere beweisen die Renthiere nicht die geringste Scheu. Sie kommen vertrauensvoll an die Kühe und Pferde heran, welche in ihren Höhen weiden, und vereinigen sich da, wo es Zahme ihrer Art gibt, sehr gern mit diesen, obgleich sie sehr wohl wissen, daß sie es nicht mit ihres Gleichen zu thun haben. Hieraus geht hervor, daß ihre Scheu und Furcht vor den Menschen ein Ergebniß ihrer Erfahrung ist, und somit muß man ihnen einen ziemlich hohen Grad von Verstand zugestehen.

Das wilde Renthier äßt sich im Sommer mit den saftigen Alpenkräutern, namentlich mit den Blättern und Blüthen der Schneeranunkel, des Renthierampfers, der Saponarien, des Hahnenfußes, Schwingels ꝛc. Während des Winters gräbt es mit seinen Hufen Renthierflechten aus und frißt von den Steinen die Schnee- und Osterflechten ab. In Norwegen meidet es auch im Winter den nahrungsreichen Wald, geht aber dann öfters in den Sumpf, um sich dort von allerlei Kräutern zu äßen. Sehr gern frißt es die Knospen und jungen Schößlinge der Zwergbirken, niemals aber die anderer Birkenarten. Die Auswahl unter der Nahrung ist immer eine höchst sorgfältige, und deshalb ist das Thier auch auf sehr wenige Pflanzen beschränkt. Niemals gräbt es mit dem Geweih, wie oft behauptet worden ist, sondern immer mit seinen Vorderläufen. Am eifrigsten geht es in den Morgen- und Abendstunden der Nahrung nach; während der Mittagszeit ruht es wiederkäuend, am liebsten auf Schneefeldern und Gletschern, oder wenigstens ganz in der Nähe derselben. Ob es auch des Nachts schläft, ist nicht bekannt.

In Norwegen tritt Ende Septembers die Paarung des Renthiers ein und Mitte Aprils ist die Satzzeit; das alte Thier geht also etwa dreißig Wochen trächtig. Niemals setzen wilde Renthiere mehr als ein Kalb. Dieses ist ein kleines schmuckes Geschöpf, welches von seiner Mutter zärtlich geliebt und lange gesäugt wird. Die Renthiere sind so besorgt um ihre Sicherheit, daß das Leitthier, auch wenn alle übrigen Mitglieder des Rudels wiederkäuend ruhen, immer stehend das Amt des Wächters ausübt; will es sich selbst niederlassen, so steht augenblicklich ein anderes Altthier auf und übernimmt die Wache.

Die Jagd des wilden Ren erfordert einen leidenschaftlichen Jäger oder einen echten Naturforscher, dem es auf Beschwerden und Entbehrungen nicht ankommt; für gewöhnliche Sonntagsschützen ist sie durchaus kein Vergnügen. Es gibt in jenen Höhen, wo das vorsichtige Wild sich aufhält, keine freundlichen Sennhütten, sondern nur Beschwerden und Mühsale. Eine Lustwandelung in jenen Höhen verlangt tüchtige Wasserstiefel und abgehärtete Füße für dieselben, einen breiten Rücken, welcher sich Etwas aufpacken läßt und vor Allem eine gesunde Brust, welche stundenlang beim Auf- und Niedersteigen ohne Beschwerde ihre Dienste thut. Wie bei der Gemsenjagd muß man sich für mehrere Tage mit Lebensmitteln versehen. Und selbst wenn man alle Unannehmlichkeiten nicht achten wollte, würde die Jagd noch immerhin ihre eigenen Schwierigkeiten haben. Die Färbung des Ren stimmt stets so genau mit dem jeweiligen Aufenthaltsort überein, daß es überaus schwer hält, ein Renthier, welches sich gelagert hat, wahrzunehmen; an eine weidende Herde aber kommt man so leicht nicht heran. Jede rasche Bewegung ist jetzt aufs strengste verpönt. Die norwegischen Jäger haben eine eigene Art niederzuknien und aufzustehen: sie sinken Zoll um Zoll mit gleichmäßiger Langsamkeit förmlich in sich zusammen und verschwinden so allgemach, daß ein weidendes Renthier, selbst wenn es die sich mehr und mehr verkleinernde Gestalt sähe, doch sicherlich in ihr keinen Menschen erkennen würde. Dann beginnt der Jäger auf dem Bauche fortzukriechen, um sich soviel als möglich dem Rudel zu nähern und ist sehr froh, wenn er näher als zweihundert Schritte an dasselbe herankommt. So kann es gelingen, daß er bis auf

150 Schritte an das Rudel heranschleicht und dann seine alte, erprobte Büchse mit Sicherheit zu brauchen vermag. Er legt bedächtig auf einem Steine auf, zielt lange und sorgfältig und feuert dann nach dem besten Bock des Rudels.

Das Rudel ist nach dem ersten Schuß so verblüfft, daß es noch eine geraume Zeit verwundert stehen bleibt; erst nachdem es sich von der Gefahr vollständig überzeugt hat, wird es flüchtig. Deshalb gehen auch die norwegischen Jäger gern selbander oder zu Dreien und Vieren auf die Jagd, schleichen zugleich nach einem Rudel hin, zielen verabredetermaßen auf bestimmte Thiere und lassen einen zuerst feuern; dann schießen auch sie.

Von dieser waidmännischen Jagdart ist die, welche die Sibirier und Amerikaner betreiben, allerdings sehr verschieden. „Die Jukahiren und die übrigen Bewohner der Gegend längs dem Aniujflusse in Sibirien", sagt von Wrangel, „hängen ganz von dem Renthier ab, welches hier, wie in Lappland, fast ausschließlich Nahrung, Kleidung, Fuhrwerk, Wohnung liefert. Die Renthierjagd entscheidet, ob Hungersnoth oder Wohlleben herrschen wird, und die Zeit der Renthierzüge ist hier der wichtigste Abschnitt des Jahres. Wenn die Thiere auf ihren regelmäßigen Wanderungen zu den Flüssen kommen und sich anschicken, über dieselben hinwegzuschwimmen, stürzen die Jäger in ihren kleinen Kähnen pfeilschnell hinter Büschen, Gesteinen ꝛc., wo sie sich bis dahin verborgen gehalten, hervor, umringen den Zug und suchen ihn aufzuhalten, während zwei oder drei der gewandtesten unter ihnen mit einem kurzen Spieße bewaffnet in den schwimmenden Haufen hineinfahren und in unglaublich kurzer Zeit eine große Menge tödten oder doch so schwer verwunden, daß sie höchstens das Ufer erreichen, wo sie den dort wartenden Weibern, Mädchen und Kindern in die Hände fallen. Die Jagd ist übrigens mit großer Gefahr verbunden. In dem ungeheuren Gewühl der dicht unter einander schwimmenden Thiere ist der kleine, leichte Kahn ohnehin jeden Augenblick dem Umwerfen nahe; außerdem aber wehren sich die verfolgten Thiere auf alle mögliche Art; die Männchen mit ihren Geweihen und Zähnen, die Weibchen aber mit den Vorderläufen, mit denen sie auf den Rand des Kahnes zu springen pflegen und ihn auf diese Weise leicht umwerfen. Gelingt dieses, so ist gewöhnlich der Jäger verloren, weil es ihm beinahe unmöglich wird, sich aus dem dichten Haufen herauszuarbeiten."

Ganz ähnlich jagen die Indianer Nordamerikas, namentlich die Chipewyanes, sowie die Kupfer-, Hundsrippen- und Hasenindianer das Renthier. Auch diese Leute leben fast einzig vom Renthier. Große Herden von zehn- bis hunderttausend Stück wandern im Frühjahr nordwärts zum Eismeere und im Herbst wieder südwärts. Wenn im Sommer die Flechten vertrocknen, welche den Thieren während der kalten Jahreszeit zur Nahrung gedient haben, suchen sie sich nahe der Seeküste mancherlei saftige Kräuter zur Aeßung; im September treten sie den Rückzug an und erreichen im Oktober das Ziel. Sie haben alsdann eine drei bis sechs Zoll dicke Lage von Feist unter der Haut des Rückens und der Schenkel, und deshalb bilden jetzt unsere Thiere den Hauptgegenstand der Jagd. Große Meuten von Wölfen wandern mit den Renthieren und holen sich aus ihrer Mitte ihre tagtägliche Beute.

Die Indianer und die Sibirier wissen das wilde Ren in ähnlicher Weise zu benutzen, wie die Lappen ihr zahmes Herdenthier. Aus den Geweihen und den Knochen verfertigen sie sich ihre Fischspere und Angeln; mit den gespaltenen Schienbeinknochen arbeiten sie von den Häuten das Fleisch, das Fett und das Haar ab; mit Renthiergehirn schmieren sie das Fell ein, um es geschmeidig zu machen. — Das durch Räuchern mit faulem Holz gegerbte Leder hängen sie dann um ihre Zeltstangen; die ungegerbten Häute geben ihnen Bogensehnen und Netze; die Sehnen des Rückens werden zu feinem Zwirn gespalten; die weichen, pelzartigen Felle der Kälber müssen ihnen, wie auch den Lappen, die Kleidung liefern, denn das Haar der alten Thiere ist zu lang und spröde. Vom Kopf bis zu den Zehen hüllen sie sich in Renthierfelle, werfen ein anderes, weichgegerbtes Fell auf den Schnee, decken sich mit dem dritten zu und sind so im Stande, der grimmigsten Kälte Trotz zu bieten. Kein Theil des Renthiers bleibt unbenutzt, nicht einmal der Speisebrei im Magen. Wenn dieser einige Zeit gelegen und eine gewisse Gährung erlitten hat, gilt er als höchst schmackhaftes Gericht.

Das wilde Renthier hat außer dem Menschen noch viel andere Feinde. Der gefährlichste von ihnen ist der Wolf. Er umlagert die Rudel stets, am schlimmsten aber doch im Winter. In Norwegen mußten die Renthierzuchten, die man auf den südlichen Gebirgen anlegen wollte, der Wölfe wegen aufgegeben werden. Und dieser häßliche Räuber ist noch nicht der einzige Feind. Auch der Vielfraß stellt den Renthieren eifrig nach; der Luchs wird ihnen sehr gefährlich, und selbst der Bär raubt viele der bedrohten Thiere. Nächst diesen großen Räubern sind es kleine, scheinbar erbärmliche Kerbthiere, welche mit zu den schlimmsten Feinden der Renthiere gezählt werden müssen. Namentlich drei Arten dieser Klasse bestimmen deren ganzes Leben.

Es sind Dies eine Stechmücke und zwei Dasselfliegen oder Bremsen. Die Mücken sind es, welche die Wanderungen der Renthiere veranlassen und bestimmen; vor ihnen flüchten sie zum Meer hinab und in die Gebirge hinauf; von ihnen werden sie Tag und Nacht oder vielmehr während des monatlangen Sommertages unablässig in der fürchterlichsten Weise gequält. Doch es bereiten die Dasselfliegen den Renthieren vielleicht noch eine ärgere Pein. Eine Art legt ihre Eier in die Rückenhaut, eine zweite in die Nasenlöcher des Renthieres; die Larven entwickeln sich und die der ersten Art bohren sich durch die Haut in die Zellgewebe ein, leben hier von dem Eiter, welchen sie erregen, verursachen im höchsten Grade schmerzhafte Beulen, wühlen sich weiter und weiter und bohren sich endlich, wenn sie der Reife nahe kommen, wieder da heraus. Die Larven der zweiten Art gehen durch die Nasenhöhle weiter, bohren sich tief bis in das Hirn hinein und verursachen dann die unheilbare Drehkrankheit, oder sie schlüpfen in den Gaumen und verhindern das Ren, wegen des Schmerzes, welcher beim Kauen entsteht, am Aeßen, bis endlich das gequälte Thier sie durch heftiges Niesen oft klumpenweise heraus treibt. Im Juli oder zu Anfang Augusts werden die Eier gelegt, im April oder Mai sind die Larven ausgebildet. Gleich im Anfang geben sich die Leiden des bedauernswerthen Geschöpfes durch schweres Athmen zu erkennen, und oft genug ist der Tod, namentlich bei jüngeren Thieren, das wohlthätige Ende aller Qual. Solchen von den Dasselfliegen gepeinigten Renthieren erscheinen die Nebelkrähe und die Schafstelze als wohlthätige Freunde. Sie fliegen auf den Rücken der armen Thiere und bohren aus den Geschwüren die bösen Maden hervor, und die Renthiere verstehen ganz genau, wie viel Gutes die Vögel ihnen anthun, denn sie lassen sie ruhig gewähren.

Jung eingefangene Renthiere werden ziemlich bald zahm; man würde sich aber einen falschen Begriff machen, wenn man die Renthiere, was die Zähmung anlangt, den in den Hausstand übergegangenen Thieren gleichstellen wollte. Nicht einmal die Nachkommen derjenigen, welche schon seit undenklichen Zeiten in der Gefangenschaft leben, sind so zahm, wie unsere Hausthiere, sondern befinden sich immer noch in einem Zustande von Halbwildheit. Nur Lappen und deren Hunde sind im Stande, solche Herden zu leiten und zu beherrschen.

Uebrigens geben sich nicht blos die Lappen mit der Renthierzucht ab, sondern auch die Finnen und die Sibirier: Wogulen, Ostjaken, Samojeden, Tungusen, Koräken und Tschuktschen, welche, wie Pallas sagt, die größten Renherden halten. Nach den Erfahrungen dieses Naturforschers pflegt kein Volk die Renthiere besser, als die Koräken. Sie besitzen Herden von vierzig- bis fünfzigtausend Stück und kennen unter dieser Unmasse die ihnen gehörigen genau. Gegen solche Herden verschwinden die im Westen Europas gehaltenen fast vollständig. Die norwegischen Lappen besitzen nach amtlichen Angaben im ganzen nur noch 79,000 Stück Renthiere, ungefähr 1200 Besitzern zugehörig.

Das zahme Renthier ist die Stütze und der Stolz, die Lust und der Reichthum, die Qual und die Last des Lappen; nach seinen Begriffen steht Derjenige, welcher seine Renthiere nach hunderten zählt, auf dem Gipfel menschlicher Glückseligkeit. Einzelne Lappen besitzen zwei- bis dreitausend Stück, die meisten aber höchstens deren fünfhundert. Mit Stolz schaut der Fjeldlappe, der eigentliche Renthierzüchter, auf alle Anderen seines Volkes herab, welche das Nomadenleben aufgegeben und sich entweder als Fischer an Flüssen, Seen und Meeresarmen niedergelassen, oder gar als Diener an Skandinavier verdingt haben; er fühlt sich als einen echten, freien Mann; er kennt nichts Höheres, als sein „Meer", wie er eine größere Renthierherde zu nennen pflegt. Sein Leben dünkt ihm köstlich; er meint, daß ihm das beste Los auf Erden gefallen wäre.

Und was für ein Leben führen diese Leute! Nicht sie bestimmen es, sondern ihre Herde: — die Renthiere gehen wohin sie wollen, und die Lappen müssen ihnen folgen. Der Fjeldlappe führt ein wahres Hundeleben. Monatelang verbringt er den größten Theil des Tages im Freien, im Sommer gequält und gepeinigt von den Mücken, im Winter von der Kälte, gegen die er sich nicht wehren kann. Oft kann er sich nicht einmal Feuer schüren, weil er in den Höhen, welche gerade seine Herde abweidet, kein Holz findet; oft muß er hungern, weil er sich weiter entfernt, als er will; er muß die Freuden der Familie auf lange hin entbehren. Dürftig geschützt durch die Kleidung, ist er allen Unbilden der Witterung preisgegeben; seine Lebensweise macht ihn zu einem halben Thiere. Er wäscht sich nicht; er nährt sich von geradezu abscheulichen Stoffen, die ihm der Hunger eintreibt; er hat oft keinen anderen Gefährten, als seinen treuen Hund, und theilt mit diesem redlich und treulich die geringe Nahrung, welche ihm wird. Und Alles dies erträgt er mit Lust und Liebe, seiner Herde wegen.

Das Leben der zahmen Renthiere unterscheidet sich fast in jeder Hinsicht von dem geschilderten des wilden Ren. Jene sind, wie ich oben angab, kleiner und häßlicher gestaltet; sie werfen später ihr Geweih ab, als die wilden; sie pflanzen sich auch zu einer anderen Zeit im Jahre

fort, als diese; und sie sind endlich auf einer beständigen Wanderung begriffen. Manchmal unmittelbar unter der Herrschaft des Menschen lebend, genießen sie zu gewissen Zeiten ihre Freiheit im vollsten Maße: denn ihr Zwingherr weiß sie schon wieder einzufangen. Bald wächst ihnen die Nahrung so reichlich zu, daß sie kräftig und feist werden; bald müssen sie Hunger und Kummer erdulden, wie ihr Herr. Im Sommer leiden sie entsetzlich von den Mücken und Renthierbremsen, im Winter von dem Schnee, welcher ihnen die Weide verdeckt und oft durch seine harte Kruste ihnen die Füße verwundet.

Eine Renthierherde gewährt ein ganz eigenes Schauspiel. Sie gleicht allerdings einem wandelnden Wald, wohlverstanden, wenn man annimmt, daß der Wald gerade blätterlos ist. Die Herde geht geschlossen, wie die Schafe, aber mit behenden, federnden Schritten und so rasch, wie keines unserer Hausthiere. Auf der einen Seite wandelt der Hirt mit seinen Hunden, welch letztere ihrerseits eifrig bemüht sind, die Herde zusammenzuhalten.

Wenn es gute Weide in der Nähe gibt, bauen sich die Lappen zur Erleichterung des Melkens eine Hürde, in welche sie allabendlich ihre Thiere treiben. Diese Hürden bestehen aus dicht an einander gelehnten Birkenstämmen, von fünf bis sechs Fuß Höhe, welche oben durch Querhölzer zusammengehalten werden, die ihrerseits wieder auf stärkeren Pfählen und Pfeilern befestigt sind. Zwei breite Thore, welche dann durch ein Gatter geschlossen werden, führen in das Innere. Die Hunde treiben die Herde da hinein, und das Melken beginnt. Wenn man sich der Hürde nähert, vernimmt man bei der ununterbrochenen Bewegung dieser unruhigen Thiere ein Knistern, als ob Hunderte von elektrischen Batterien in Thätigkeit gesetzt würden. In der Mitte der Hürde liegen mehrere große Baumstämme, an welche die Renthiere beim Melken angefesselt werden. Ohne Wurfschlinge läßt sich kein Renthier seiner Milch berauben; deshalb trägt jeder Lappe und jede Lappin die Wurfschlinge beständig bei sich. Sie besteht entweder aus einem langen Riemen oder einem Strick, wird leicht in Ringe zusammengelegt, an beiden Enden festgehalten und so geworfen, daß sie um den Hals oder das Geweih der Thiere zu fallen kommt; dann faßt man sie kürzer und kürzer, bis man das Renthier ganz nahe an sich heran gezogen hat, bildet eine Schifferschlinge und legt sie um das Maul des Renthieres, hierdurch es fest und sicher zäumend und zum Gehorsam nöthigend. Hierauf bindet man es an dem Klotz fest und beginnt das Melkgeschäft; dasselbe wird sehr ungeschickt betrieben und viele Milch vergeudet. Das Melkgefäß besteht aus Holz und hat die Gestalt eines oben verlängerten Napfes mit geradeaus gehendem Stiel. Beim Melken kommen soviel Haare in die Milch, daß man sie durchseihen muß, allein das grobe Tuch, welches man dabei verwendet, läßt noch immer genug von den kürzeren Haaren durchschlüpfen, und so sieht die Milch nicht eben einladend aus. Ich habe sie trotzdem versucht: sie schmeckt angenehm süßlich und ist so fett, wie Rahm. Sofort nach dem Melken öffnet man die Hürden und zieht wieder auf die Weide hinaus.

Unter den zahmen Renthierkühen scheint Gemeinschaftlichkeit der Güter zu herrschen. So störrisch sich diese Thiere beim Melken bezeigen, so liebenswürdig benehmen sie sich gegen die Kälber. Sie erlauben ebenso wohl fremden als ihren eigenen Kindern, sie zu besaugen.

Während der Sommermonate bereiten die Lappen kleine, sehr wohlschmeckende, wenn auch etwas scharfe Käse aus der wenigen Milch, welche ihre Herdenthiere ihnen geben. Diese Käse dienen ihnen später als eines der vorzüglichsten Nahrungsmittel. Sie wissen daraus alles Mögliche zu bereiten, unter anderem auch eine Art von Suppe, welche sie als höchst schmackhaft schildern. Im September aber ist die eigentliche Schmaus- und Schlachtzeit der Lappen. Das Renthier wird, um es zu Boden zu werfen, genickfangt; dann stößt der Schlächter sein Messer in das Herz des Opfers, sorgfältig darauf achtend, daß sich alles Blut in der Brusthöhle sammle. Aus dem Blute wird Suppe bereitet, und erst wenn diese fertig ist, geht es an ein Zertheilen des Schlachtviehs.

Mancherlei Seuchen richten oft große Verheerungen unter den Renthieren an, und außerdem trägt das rauhe Klima das Seinige dazu bei, daß sich die Herden nicht so vergrößern, als es, der Fruchtbarkeit des Ren angemessen, sein könnte.

Der Renthierdiebstahl ist unter den Lappen sehr verbreitet. Man kann diesen rohen Gebirgskindern Schätze von Gold zur Aufbewahrung übergeben und darf sicher sein, daß auch nicht das Geringste davon verschwindet: man braucht nirgends Thür und Thor zu schließen vor den in der Nähe der Gehöfte weidenden Lappen; denn Golddiebe gibt es unter ihnen ebenso wenig, als unter dem größten Theile der Norweger: aber den Renthierdiebstahl können sie nicht lassen.

Der gesammte Nutzen, welchen die zahmen Renthiere ihrem Besitzer bringen, würde, auf unsere Verhältnisse übertragen, gar nicht zu berechnen sein. Alles, Alles, was das Thier erzeugt,

wird verwendet; nicht blos das Fleisch und die Milch, sondern auch jeder einzelne Theil des Leibes. Die noch knorpeligen Hörner werden ebenso gern gegessen, wie die des Elenthieres in gleichem Zustande; aus den weichen Fellen der Renthierkälber fertigt man sich die Kleider; das Wollhaar wird gesponnen und verwebt; aus den Knochen macht man sich allerlei Werkzeuge; die Sehnen benutzt man zu Zwirn u. dgl. Außerdem muß das Thier auch noch, namentlich während des Winters, die ganze Familie und ihr Hab und Gut von einem Ort zum anderen schaffen. In Lappland benutzt man das Ren hauptsächlich zum Fahren und weniger zum Lasttragen, weil letzteres den Thieren, ihres schwachen Kreuzes wegen, sehr beschwerlich fällt. Die Tungusen und Koräken aber reiten auch auf den stärkeren Renhirschen, indem sie dem Thiere den Sattel gerade über die Schulterblätter legen und sich mit abstehenden Beinen auf das sonderbare Reitthier setzen. In Lappland bezahlt man tüchtige Zugthiere gern mit 8 bis 12 Species oder 12 bis 18 Thaler unseres Geldes, während die gewöhnlichen Renthiere höchstens 4 bis 6 Thaler kosten. Kein Ren wird vorher zum Zuge abgerichtet; man nimmt ohne viel Umstände ein beliebiges, starkes Thier aus der Herde und spannt es vor den höchst passenden, der Natur des Landes und dem Renthiere durchaus entsprechenden Schlitten. Dieser ist von dem bei uns gebräuchlichen freilich ganz verschieden und ähnelt vielmehr einem Bote, das aus sehr dünnen Birkenbrettern besteht. Selbstverständlich kann blos ein einziger Mann in einem solchen Botschlitten sitzen. Für das Gepäck oder für zu befördernde Waare hat man Schlitten, welche oben mit Schiebedeckeln verschlossen werden können, den anderen aber sonst ganz ähnlich sind.

Ein gutes Renthier legt mit dem Schlitten in einer Stunde eine norwegische Meile oder 18,000 Ellen zurück; es zieht bis 9 Wog oder 288 Pfund, wird aber gewöhnlich nur mit 4 bis 5 Wog belastet. Im Sommer verwendet man es in Norwegen nicht zum Zuge.

Wenn man starke, gut ausgefütterte Renthiere schont, d. h. sie nur morgens und abends einige Stunden ziehen, mittags und nachts aber weiden läßt, kann man erstaunlich große Strecken mit ihnen durchreisen, ohne sie zu Grunde zu richten oder auch nur zu ermüden.

Alle Versuche, welche man bisher gemacht hat, das Ren auch nach südlicheren Gegenden zu verpflanzen, sind immer gescheitert; dennoch unterliegt es keinem Zweifel, daß auf den Hochgebirgen Renthiere gedeihen würden. In unseren Thiergärten freilich befinden sich die nordischen Fremdlinge sehr unwohl. Man sucht ihnen wohl die kühlsten Orte anzuweisen, kann ihnen aber eine ihrer nothwendigsten Lebensbedingungen, einen großen Raum, natürlich nicht gewähren. Im Herbst von Lappland eingeschiffte und rasch nach Deutschland gebrachte Renthiere würden sich im Winter jedenfalls sehr wohl befinden und auf den Gebirgen bald heimisch machen. Schon in den Thiergärten halten die Renthiere jahrelang aus und pflanzen sich auch fort, um wie viel besser würden sie z. B. auf den Alpen oder auf unserem Riesengebirge gedeihen.

An das Ren reiht sich naturgemäß der Damhirsch (Dama Platyceros) an. Die Kennzeichen seiner Sippe liegen in den unten runden, zweisprossigen Geweihstangen, welche sich oben zu einer verlängerten Schaufel mit Randsprossen erweitern.

Viele Naturforscher nahmen an, daß das Damwild ursprünglich blos dem Süden und namentlich den Mittelmeerländern angehörte, nach und nach aber mehr nach Norden hin verbreitet wurde. Dieser Ansicht steht entgegen, daß man, wie Wagner angibt, in den altdeutschen Gräbern zwischen Schlieben und Wittenberg, viele Reste des Damwildes gefunden hat. Jedenfalls liebt das Damwild mehr gemäßigte, als kalte Gegenden, und ist aus diesem Grunde in den Mittelmeerländern am häufigsten. Schon die alten Schriftsteller erwähnen es als einen ständigen Bewohner ihrer Heimat, Aristoteles unter dem Namen Prox, Plinius unter dem Namen Platyceros. Gegenwärtig ist dieses nette Wild in unseren Thiergärten vielleicht noch häufiger, als in Spanien, Frankreich und Italien; am gemeinsten aber dürfte es in England sein, wo es in den Parks der großen Herren in Masse gezogen wird. Hügeliges Land, in welchem sanfte Thäler mit niederen Anhöhen abwechseln, Haine, Feldhölzchen und Laubwaldungen, wo der Boden mit kurzem Gras bewachsen ist, sagen dem Damwild besonders zu; es ist für die Parks wie geschaffen, und man kann sich auch nicht leicht eine höhere Zierde solcher großen Anlagen denken, als eben den Damhirsch, welcher, wie Manche sagen, seinen Namen davon tragen soll, daß er das Wildpret der Damen ist.

Der Damhirsch steht seinem edlen Verwandten an Größe bedeutend nach. Seine Länge beträgt von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel oder zum Wedel 4 Fuß 10 Zoll, die Höhe fast 3 Fuß. Haupthirsche sind 5 Fuß und darüber lang und gegen 3 Fuß hoch, hinten noch



Der Damhirsch (Dama Platyceros).

2 bis 3 Zoll mehr. Von dem Edelwild unterscheidet sich das Damwild durch die kürzeren und minder starken Läufe, den verhältnißmäßig stärkeren Körper, den kürzeren Hals, das kürzere Gehör und durch den längeren Wedel, sowie auch durch die Färbung. Keine unserer heimischen Wildarten zeigt so viele Abänderungen in der Färbung, wie der Damhirsch, ebensowohl nach der Jahreszeit, als nach dem Alter. Im Sommer sind die Oberseite, die Schenkel und die Schwanzspitze braunröthlich, die Unterseite und Innenseite der Beine dagegen weiß; schwärzliche Ringe umranden Mund und Augen; die Rückenhaare sind weißlich am Grunde, in der Mitte rothbraun und schwarz an der Spitze. Im Winter wird die Oberseite an Kopf, Hals und Ohren braungrau, auf dem Rücken und an den Seiten schwärzlich, die Unterseite aschgrau, manchmal ins Röthliche ziehend. Eben nicht selten sind ganz weiße, welche ihre Farbe zu keiner Jahreszeit wechseln und sich im Winter nur durch das längere Haar auszeichnen. Manche Hirsche tragen in der Jugend auch ein gelbliches Kleid; sehr selten kommen aber ganz schwarz gefärbte vor.

Hinsichtlich seiner Bewegung und Lebensweise ähnelt das Damwild dem Edelhirsch außerordentlich. Die Sinne beider Thiere stehen auf gleicher Stufe, und an Schnelligkeit, Sprungkraft und Gewandtheit gibt das Damwild dem Edelhirsch kaum Etwas nach. Sein Gang hat etwas sehr Anmuthiges; es trollt mit großer Leichtigkeit und springt über eine sechs Fuß hohe Wand. Unter Umständen schwimmt es auch gut. Die Aeßung beider Hirscharten ist ganz dieselbe; doch schält das Damwild mehr, als das Rothwild, und gerade hierdurch wird es schädlich. Sehr auffallend ist es, daß unser Wild sich zuweilen mit giftigen Pflanzen äßt, deren Genuß ihm den Tod bringt. So gingen in einem Thiergarten in Preußen einmal ganze Trupps von Damwild ein, wie sich herausstellte, nur in Folge der Aeßung von giftigen Schwämmen.

An seinem Stand hält das Damwild sehr fest. Es bildet größere oder kleinere Trupps, welche sich vor der in den Oktober fallenden Brunstzeit verstärken, dann aber wieder vertheilen.

Nach acht Monaten setzt das Schmalthier, gewöhnlich im Juni, ein Kalb, seltener deren zwei. Das Kalb ist in den ersten Tagen seines Lebens sehr unbehilflich und muß deshalb von den Alten sorgfältig beschützt und gehütet werden. Kleinere Raubthiere, welche ein Gelüst nach dem bunten Kälbchen zeigen, treibt die Mutter durch Schlagen mit den Vorderläufen ab; vor größeren Raubthieren geht sie langsam dahin, um sie von dem Platze abzulocken, wo ihr Kind verborgen ruht, entflieht dann eiligst und geht unter unzähligen Haken und Widergängen nach dem alten Platze zurück. Wenn das Damhirschkalb sechs Monate ist, zeigen sich bei dem männlichen Erhebungen auf dem Rosenstock, aus welchem zu Ende des nächsten Februars Hörner hervortreten, die sich bis zum Fegen im August zu fünf Zoll langen Spießen ausgebildet haben. Nun heißt das Kalb ein Spießer; im zweiten Jahr wird ein Gabler daraus. Erst im fünften Jahre beginnt die Bildung der Schaufeln, welche mit der Zeit ebensowohl an Größe zunehmen, als auch mehr und mehr Randsprossen erhalten. Geweihe recht alter Damhirsche sind oft sehr schön und 14 bis 18 Pfund schwer. Solche alte Hirsche heißen Schaufler. Aus dem Kalb weiblichen Geschlechts wird, wenn es ein Jahr alt ist, ein Schmalthier, und nach der ersten Paarung ein Altthier.

Man jagt das Damwild entweder in großen Treiben oder auf Pirschgängen; auch ist, weil es sehr genau Wechsel hält, der Anstand lohnend. Beim Pirschgang muß man vorsichtiger, als bei der Jagd einer anderen Wildart sein, weil das Damwild äußerst aufmerksam ist.

An ein einzeln äßendes Stück kann man sich ziemlich leicht heranschleichen, falls man den Wind gut wahrnimmt.

Die Haut des Damwildes wird, ihrer Dehnbarkeit und Weiche halber, mehr geschätzt als die des Edelwildes. Das Wildpret ist sehr lecker, am besten vom Juli bis zur Mitte des Septembers, wo der Hirsch viel Feist auflegt.

Für Thiergärten eignet sich ein Stand dieses Wildes vortrefflich. Auf funfzig Morgen Land kann man sechzig Stück halten und davon jährlich acht Stück abschießen. Tücke und Bosheit sind dem Damwild fremd. Jung eingefangene, mit Kuh- oder Ziegenmilch aufgezogene Kälber werden ungemein zahm und können dahin gebracht werden, daß sie ihrem Herrn wie ein Hund auf dem Fuße nachlaufen. Für Musik scheint das Damwild eine ganz besondere Liebhaberei an den Tag zu legen, selbst das freilebende kommt, wenn es die Töne des Hornes vernimmt, näher und näher, um zuzuhören.

Bei den eigentlichen Hirschen (Cervus) tragen blos die männlichen Glieder Geweihe, deren Aeste rund sind. Von den mehr oder weniger zahlreichen Sprossen sind mindestens drei nach vorwärts gerichtet; Augen- und Mittelsprossen sind immer vorhanden, weniger häufig die Eissprossen. An der Außenseite des Mittelfußes befinden sich Haarbüschel. Die Thränengruben sind deutlich. Bei alten Männchen (seltener auch bei sehr alten Weibchen) treten die Eckzähne im Oberkiefer über die anderen weit hervor.

Eine der stattlichsten und edelsten Gestalten dieser Gruppe, für uns die wichtigste aller Arten, ist der Edelhirsch (Cervus Elaphus). Ohngeachtet seiner großen Schlankheit ist er doch kräftig und schön gebaut, und dabei ist seine Haltung eine so edle und stolze, daß er seinen Namen mit vollstem Rechte führt. Seine Leibeslänge beträgt etwas über 7 Fuß, die des Schwanzes fast einen halben Fuß, die Höhe am Widerrist 4½ Fuß und die am Kreuz ein Paar Zoll weniger. Das Thier ist bedeutend kleiner und gewöhnlich auch anders gefärbt. Hinsichtlich der Größe bleibt unser Edelhirsch nur hinter dem Wapiti und dem persischen Hirsche zurück; die übrigen bekannten Arten übertrifft er. Er hat einen gestreckten, in den Weichen eingezogenen Leib mit breiter Brust und stark hervortretenden Schultern, einen geraden und flachen Rücken, welcher am Widerrist etwas erhaben und am Kreuz vorstehend gerundet ist, einen langen, schlanken, seitlich zusammengedrückten Hals, und einen langen, am Hinterhaupt hohen und breiten, nach vorn zu stark verschmälerten Kopf; die Stirne ist flach, zwischen den Augen ausgehöhlt, der Nasenrücken gerade; die Lippen sind nicht überhangend, die Augen mittelgroß und lebhaft, ihre Sterne länglichrund. Die Thränengruben stehen schräg abwärts gegen den Mundwinkel zu, sind ziemlich groß und bilden eine schmale, längliche Einbuchtung, an deren inneren Wänden eine fettige, breiartige Masse abgesondert wird, welche das Thier später durch Reiben an den Bäumen auspreßt. Das Geweih des Hirsches sitzt auf einem kurzen Rosenstocke auf und ist einfach verästelt, vielsprossig und aufrechtstehend. Von der Wurzel an beugt sich die Stange in einem ziemlich starken Bogen der Stirn gleichgerichtet nach rückwärts und auswärts; oben krümmt sie sich wieder



Der Edelhirsch (Cervus Elaphus).

in sanftem Bogen nach auswärts und kehrt dann ihre Spitzen etwas gegen einander. Unmittelbar über der Nase entspringt auf der Vorderseite der Stange die Augensprosse, welche sich nach

vor- und aufwärts richtet; dicht über derselben tritt die kaum minder lange und dicke Eissprosse hervor; in der Mitte der Stange wächst die Mittelsprosse heraus und am äußeren Ende bildet sich die Krone, welche manchfaltigem Wechsel unterworfen ist. Die Stange ist überall rund und mit zahlreichen Längsfurchen durchzogen, zwischen denen sich in der Nähe der Wurzel längliche oder rundliche, unregelmäßige Knoten oder Perlen bilden. Die Spitzen der Enden sind glatt. Mittelhohe schlanke, aber doch kräftige Beine tragen den Rumpf und gerade, spitze, schmale und schlanke Hufe umschließen die Zehen; die Afterklauen sind länglichrund, an der Spitze zu verschmälert. Ein feines Woll- und ein grobes Grannenhaar deckt den Leib und liegt ziemlich glatt und dicht an. Im Sommer wird es dünner und kürzer, im Winter stärker und länger; am Vordertheil verlängert es sich oft bedeutend. Die Oberlippe trägt drei Reihen dünner, langer Borsten; ähnliche Haargebilde stehen auch über den Augen. Nach Jahreszeit, Geschlecht und Alter ändert die Färbung des Rothwilds. Im Winter sind die Grannen mehr graubraun, im Sommer mehr röthlichbraun; das Wollhaar ist aschgrau mit bräunlicher Spitze. Nur die Kälber zeigen in den ersten Monaten weiße Flecken auf der rothbraunen Grundfarbe.

Der männliche Hirsch heißt Hirsch oder Edelhirsch, der weibliche Thier, das Junge Kalb; mit Rücksicht des Geschlechtes aber Hirsch- oder Wildkalb. Das Hirschkalb wird, nachdem es das erste Jahr vollendet hat, Spießer genannt, mit dem zweiten Jahr erhält es den Titel Gabelhirsch oder Gabler, im dritten Jahr Sechsender u. s. f., je nach der Zahl der Enden oder Sprossen des Geweihes. Wenn dieses ganz regelmäßig gebildet erscheint, ist der Hirsch ein gerader Ender, wenn eine Stange nicht genau wie die andere ist, ein ungerader. Erst wenn der Hirsch 12 Enden hat und 300 Pfund wiegt, wird er ein jagdbarer oder guter Hirsch genannt. Ein sehr alter und starker guter Hirsch heißt Kapitalhirsch; er trägt ein gutes, braves, prächtiges Gewicht oder Geweih u. a. m.

Noch gegenwärtig bewohnt das Edelwild fast ganz Europa, mit Ausnahme des höchsten Nordens, sodann einen großen Theil Asiens. In Europa reicht seine Nordgrenze etwa bis zum 65., in Asien bis zum 55. Grad nördlicher Breite; nach Süden hin bilden der Kaukasus und die Gebirge der Mandschurei die Grenzen. In allen bevölkerten Ländern hat es sehr abgenommen oder ist gänzlich ausgerottet worden, so in der Schweiz und einem großen Theile von Deutschland, wo es sich blos noch in den mittelhohen und waldreichen Gebirgen vorfindet. Es liebt mehr gebirgige als ebene Gegenden und vor allem große, zusammenhängende Waldstrecken, am liebsten Laubhölzer. Hier schlägt es sich zu größeren oder kleineren Trupps zusammen, welche nach dem Alter und Geschlecht gesondert sind; die älteren Hirsche bilden kleine Trupps für sich, und die starken oder Kapitalhirsche leben einzeln, bis zur Brunftzeit, wo sie sich mit den übrigen Trupps vereinigen. Im allgemeinen hält das Edelwild an seinem Stand treulich fest, so lang es ungestört leben kann. Den Tag über liegt das Rothwild in seinem Bett verborgen; gegen Abend zieht es auf Aesung aus, im Sommer früher, als im Winter.

Alle Bewegungen des Edelwilds sind leicht, zierlich und anstandsvoll. Der gewöhnliche Gang fördert hinlänglich; im Trollen bewegt sich das Wild sehr schnell und im Lauf mit fast unglaublicher Geschwindigkeit. Ungeheuere Sätze werden mit spielender Leichtigkeit ausgeführt, Hindernisse aller Art ohne Bedenken überwunden, im Nothfall breite Ströme, ja selbst — in Norwegen oft genug — Meeresarme ohne Besinnen überschwommen. Schon seit alten Zeiten sind alte Merkmale, welche den Hirsch bekunden, genau beobachtet worden. Der geübte Jäger lernt nach kurzer Prüfung mit unfehlbarer Sicherheit aus der bloßen Fährte, ob sie von einem Hirsch oder von einem Thier herrührt; er schätzt nach ihr ziemlich richtig das Alter des Hirsches. Die Anzeichen werden gerechte genannt, wenn sie untrüglich sind, und der Jäger spricht nach ihnen den Hirsch an. Die Alten kannten 72 solcher Zeichen; Dietrich aus dem Winckell glaubt, daß man diese auf 27 herabsetzen kann. Für den Ungeübten dürfte es schwer sein, selbst wenn er die Schritte des Hirsches und des alten Thieres neben einander gesehen hat, sie ein paar Schritte davon wieder zu unterscheiden.

Unter den Sinnen des Edelwilds sind Gehör, Geruch und Gesicht vorzüglich ausgebildet, wie jeder Jäger oft genug zu seinem Aerger erfahren muß. Es wird allgemein behauptet, daß das Wild auch in Entfernungen von vier- bis sechshundert Schritt einen Menschen wittern kann, und nach Dem, was ich an dem Renthier beobachten konnte, wage ich nicht mehr, an jener Behauptung zu zweifeln. Auch das Gehör ist außerordentlich scharf; ihm entgeht nicht das geringste Geräusch, welches im Walde laut wird. Manche Töne scheinen einen höchst angenehmen Eindruck auf das Rothwild zu machen: so hat man beobachtet, daß es sich durch die Klänge des Waldhorns, der Schalmei und der Flöte oft herbeilocken oder wenigstens zum Stillstand bringen läßt.

Wahrscheinlich ist das Edelwild deshalb so furchtsam, weil es erfahrungsmäßig den Menschen als seinen schlimmsten Feind kennt und dessen Furchtbarkeit würdigen gelernt hat. An Orten,

wo es sich des Schutzes vollkommen bewußt ist, wird es sehr zutraulich. Im Prater bei Wien stehen beständig starke Trupps der herrlichen Geschöpfe; sie haben sich an das Heer der Lustwandelnden vollkommen gewöhnt und lassen, wie ich aus eigener Erfahrung versichern kann, ohne Scheu einen Mann bis auf dreißig Schritte an sich herankommen. Einer dieser Hirsche war nach und nach so kühn geworden, daß er dreist zu den Wirthschaften kam, zwischen den Tischen umherging und die schönen Hände der Damen beleckte, sie hierdurch bittend, ihm, wie es gewöhnlich geworden war, Zucker oder Kuchen zu verabreichen. Bei den Futterplätzen wird das Edelwild oft überraschend zahm. „In Dessau", sagt Dietrich aus dem Winckell, „stehen an jeder der beiden Fütterungen 70, 80 und mehr Hirsche. Haben sie sich, um besondere Aeßung zu suchen, davon entfernt, so kann sie der Jäger mit dem Pferde gemächlich näher treiben. Hat er dann Heu auf die Raufen gesteckt und Hafer oder Eicheln in kleinen Häufchen auf dem Erdboden herumgestreut, so kommen sie, dem wiederholten Rufe: Komm Hirsch! zufolge, heran und sind so ruhig bei der Aeßung, daß der ihnen bekannte Jäger unter denselben herumreiten, auch zuweilen einige mit den Händen berühren kann. Dies Schauspiel, an welchem mehrere Zuschauer ganz in der Nähe Theil nehmen dürfen, gewährt gewiß jedem Jagdliebhaber ein hohes Vergnügen."

Anders verhält es sich, wenn der Hirsch in einen engen Raum gesperrt wird, oder wenn die Brunstzeit eingetreten ist, welche sein ganzes Wesen verändert. Dann wird er oft durch die geringste Kleinigkeit gereizt und nimmt auch den Menschen an. Aeltere Jagdbücher wissen von gar vielen Hirschen zu erzählen, welche Menschen, oft ohne Veranlassung, angriffen und verwundeten oder umbrachten. Das Thier kennt derartige Bosheiten nicht, sein offener und sanfter Blick ist der treue Spiegel seines Inneren. An Klugheit steht es aber durchaus nicht hinter dem Hirsch zurück, wie schon daraus hervorgeht, daß immer ein Thier das Rudel leitet. Von dem Benehmen dieses Thieres hängen alle Bewegungen der Gesammtheit ab.

„Die Brunstzeit des Edelwilds", sagt Dietrich aus dem Winckell, „fängt mit Eintritt des Monats September an und dauert bis zur Mitte Oktobers."

„Abends und morgens ertönt der Wald vom Geschrei der Brunsthirsche, Nebenbuhler beantworten das Geschrei. Mit dem Vorsatz, Alles zu wagen, um durch Tapferkeit oder List sich an die Stelle jener zu setzen, nahen sie sich. Kaum erblickt der beim Wilde stehende Hirsch einen anderen, so stellt er sich, glühend vor Eifersucht, ihm entgegen."

„Jetzt beginnt ein Kampf, welcher oft einem der Streitenden, nicht selten beiden, das Leben kostet. Wüthend gehen sie mit gesenktem Gehörn auf einander los, und suchen sich mit bewundernswürdiger Gewandtheit wechselsweise anzugreifen oder zu vertheidigen. Weit erschallt im Walde das Zusammenschlagen der Geweihe, und wehe dem Theile, welcher aus Altersschwäche oder sonst zufällig eine Blöße gibt! Sicher benutzt diese der Gegner, um ihm mit den scharfen Ecken der Augensprossen eine Wunde beizubringen. Man hat Beispiele, daß die Geweihe beim Kampfe sich so fest in einander verschlungen hatten, daß der Tod beider Hirsche die Folge dieses Zufalls war, und auch dann vermochte keine menschliche Kraft, sie ohne Verletzung der Enden zu trennen. Oft bleibt der Streit stundenlang unentschieden. Nur bei völliger Ermattung zieht sich der Besiegte zurück."

„Vierzig bis einundvierzig Wochen geht das Thier tragend. Es setzt zu Ende des Mais oder im Monat Juni ein Kalb, selten zwei. Wenn die Satzzeit herannaht, sucht es Einsamkeit und Ruhe im dichtesten Holze. Die Kälber sind in den ersten drei Tagen ihres Lebens so unbeholfen, daß sie sich nicht von der Stelle bewegen. Man kann sie sogar mit der Hand aufnehmen."

„Nur selten und auf kurze Zeit verläßt sie in dieser Zeit die Mutter, und selbst wenn sie verscheucht wird, entfernt sie sich nur soweit, als nöthig ist, um durch vorgegebene Flucht die wirkliche oder eingebildete Gefahr abzuwenden. Und diesen Zweck sucht sie, vorzüglich wenn ein Hund oder Raubthier sich naht, mit vieler Schlauheit zu erreichen. Trotz ihrer sonstigen Furchtsamkeit, flieht sie nicht eher und nicht schneller, als sie muß, um zu entkommen, weil sie weiß, daß Dies das beste Mittel ist, die Aufmerksamkeit des Feindes vom Kalbe ab und auf sich zu ziehen, und ihn, indem er ihr mit Eifer folgt, irre zu führen. Kaum ist er gänzlich entfernt, so eilt sie an den Ort zurück, wo sie ihren Liebling verließ."

„Nachdem das Kalb nur eine Woche überlebt hat, würde die Mühe vergeblich sein, es ohne Netze fangen zu wollen. Ueberall folgt es nun der Mutter und drückt sich sogleich im hohen Grase, wenn diese sich meldet, d. h. einen Laut des Schreckens von sich gibt, oder mit dem Vorderlaufe schnell und stark auf den Boden stampft. Es besaugt das Thier bis zur

nächsten Brunstzeit, und wird von diesem über die Wahl der ihm dienlichen Aeßung von Jugend auf belehrt."

Von nun an beginnt das wechselreiche Leben des Edelwildes. Das Wildkalb ist bereits im dritten Jahr erwachsen, das Hirschkalb braucht eine Reihe von Jahren, ehe es sich alle Rechte der Alleinherrschaft erobert hat. Im siebenten Monat seines Alters setzt es zum ersten Male auf, und von nun an wechselt es seinen Hauptschmuck in jedem Jahr. Die Hauptstange hat anfangs nur eine einzige, gleichmäßige und schwache Krümmung; dann erhält sie eine plötzliche, knieförmige Biegung an der Stelle, wo die Mittelsprosse entsteht, nach rückwärts, während die Spitze immer nach innen gerichtet bleibt. Eine zweite knieförmige Biegung erhält sie in der Krone des Zwölfenders: sie biegt sich wieder rückwärts und macht am Fuße der Krone einen Winkel, eine dritte tritt beim Vierzehnender, eine vierte beim Zwanzigender immer höher hinauf in der Krone ein, während die Spitze oder Außenseite sich nach innen kehrt. Jede dieser Biegungen bleibt für alle folgenden Entwickelungsstufen als Grundlage. Ebenso auffallend ist die Veränderung der Augensprosse im Verlauf der Entwickelung. Zuerst steht sie ziemlich hoch, später tritt sie der Rose immer näher. Anfangs macht sie mit der Hauptstange einen spitzen Winkel, später vergrößert sich dieser immer mehr. Aehnliche Veränderungen gehen die Mittelsprosse, die Eissprosse und die Krone ein. Der Spießhirsch trägt schlanke und zertheilte Hauptstangen mit gleichmäßiger Krümmung nach außen, ohne alle knieförmige Biegung; die Spitzen sind wieder nach innen gerichtet. Der Gabelhirsch hat an einer entsprechenden Hauptstange schwache, aufwärts strebende, von der Rose sehr entfernte Augensprossen. Beim Sechsender hat die im Ganzen noch ähnlich gebogene Hauptstange gegen die Mitte eine plötzliche, knieförmige Biegung; ihre beiden Hälften verlaufen in untergeordneten, nach hinten gekrümmten Bogen; an dem nach vorn gekehrten Knie steht die aufstrebende, schwache Mittelsprosse; die Augensprosse hat sich mehr gesenkt. Sowie an einer Stange, kann auch an beiden die Mittelsprosse fehlen, dann hätte man der Form nach einen Sechsender, der jagdmäßig als Gabelhirsch zählen würde; fehlt auch die Augensprosse, so hätte man einen Spießer, den man der Form nach als Sechsender ansprechen müßte. Beim Achtender tritt eine Endgabel zur Augen- und Mittelsprosse, welche stärker und mehr senkrecht gestellt sind. Auch hier sind die Nebensprossen oft nur durch die Winkelbildung der Hauptstange angedeutet: man kann der Form nach Achtender haben, welche jagdmäßig nur als Sechsender angesprochen werden dürften. Beim Zehnender tritt zum ersten Male die Eissprosse oder zweite Augensprosse auf; sie kann aber auch durch eine blose scharfe Kante an der Hauptstange angedeutet sein: dann hat man Achtender, die als Zehnender angesprochen werden müssen. Nun kann auch die äußere Gabelsprosse verkümmern: dann hat man Sechsender, anstatt der Zehnender; ja es kann vorkommen, daß auch die Mittelsprosse verkümmert und man hat Gabelhirsche, welche thierkundlich als Zehnender angesprochen werden müssen. Beim Zwölfender zeigt sich zum ersten Male die Krone. Die Hauptstange tritt rückwärts knieförmig heraus, mit der Spitze nach innen gekehrt. Hier liegen zuerst nicht mehr alle Enden in einer und derselben gleichmäßig gekrümmten Fläche; das Ende der Hauptstange macht durch die zweite knieförmige Biegung eine Ausnahme. Es tritt mit den beiden Enden der Gabel des Horns von der unzertheilten Oberhälfte der Hauptstange in einem und demselben Punkte hervor, und Dies bedingt das Gepräge der Krone. Hier treten oft Verkümmerungen auf. Am häufigsten fehlen die Eissprossen: dadurch entstehen die sogenannten Kronzehnender, welche mit vollem Rechte thierkundlich als Zwölfender angesprochen werden; es fehlt auch die äußere Nebensprosse der Gabel, der Gipfel des Geweihes ist dann wieder eine Gabel: allein die Enden liegen noch in einer und derselben gleichmäßig gekrümmten Fläche: auch solche Zehnender müssen als Zwölfender gelten. Die Verkümmerung kann so weit gehen, daß Hirsche jagdmäßig als Sechsender angesprochen werden, welche, thierkundlich betrachtet, Zwölfender sind; solche Geweihe sind aber selten. Am Vierzehnender bildet die nach hinten gerichtete Spitze des Zwölfenders wieder eine regelmäßige Gabel, d. h. es tritt nach außen eine Nebensprosse an ihr hervor; hierdurch bildet sich eine zweite Gabel hinter der ersten, deren Theilung etwas höher, als die der vorderen Gabel stattfindet. Diese Doppelgabel kennzeichnet die Krone des Vierzehnenders; fehlt solchem Geweih die Eissprosse, so wird der Hirsch jagdmäßig als Zwölfender angesprochen u. s. f. In der Krone des Sechszehnenders biegt sich die Hauptstange hinter der Doppelgabel des Vierzehnenders aufs neue zurück, wendet aber die Spitze wieder nach innen; die fünffache Krone des Achtzehnenders entwickelt die Spitze der Hauptstange des Sechszehnenders und wieder eine Nebensprosse nach außen: hierdurch entsteht eine dreifache Gabel über und hinter einander, von vorn nach hinten allmählich höher ansteigend; sie, mit der doppelten Biegung der Hauptstange kennzeichnet den Achtzehnender. Beim Zwanzigender biegt sich hinter der dreifachen Kronengabel

des Achtzehnenders die Hauptstange aufs neue knieförmig nach rückwärts, die Krone zählt also sieben Enden und drei knieförmige Biegungen. Die Krone des Zweiundzwanzigenders würde vier Kronengabeln hinter einander und eine dreifache knieförmige Biegung in der Hauptstange einer Krone haben ꝛc. In diesen Zügen liegt die regelrechte Entwickelungsreihe angedeutet, und der Zusammenhang der Gestalt und Zahl ist unverkennbar; die Form der Geweihe erscheint als Hauptsache, als das Bedingende, die Zahl der Enden schließt sich der Form als das Unwesentliche, Bedingte an. Alle Abweichungen sind für den Thierkundigen nebensächlich; auch solche, wo die Nebensprossen sich ungewöhnlich zertheilen; denn solche Zertheilung kann jede Verzweigung der Hauptstange treffen und ins Unbegrenzte fortgehen. Sie zeigen sich nicht selten in den Enden der Kronen von sehr alten Hirschen und kommen auch häufig an der Mittelsprosse vor. So kommt es, daß in den Augen des Naturforschers die hohe Endenzahl vieler berühmten Geweihe, z. B. des Sechsundsechszigenders auf der Moritzburg, der vom Kurfürsten Friedrich III. 1696 bei Fürstenwalde geschossen wurde, sehr gewaltig zusammenbricht. Mehr als 20 regelrechte Enden sind wohl sehr selten vorgekommen; Achtzehnender sieht man schon in jeder mäßig großen Sammlung, und unter den lebenden Hirschen kommen Sechszehnender noch immer nicht selten vor. Bei reichlicher Aeßung geschieht es, daß die Hirsche bei neuen Aufsätzen Geweihe von sechs und zehn Enden überspringen; noch häufiger aber kommt das Wiederholen der Endenzahl und ebenso oft das Zurücksetzen auf eine geringere Endenzahl vor. In dieser Beziehung bildet der Zehnender eine auffallende Grenze. Ein Hirsch, der einmal eine Krone getragen hat, setzt nie weiter, als auf einen regelmäßigen Zehnender zurück. —

Das Gewicht, welches das Geweih erreichen kann, ist sehr verschieden; bei schwachen Hirschen wiegt es 14 bis 15, bei sehr starken 32 bis 36 Pfund.

Die Feinde des Edelwilds sind der Wolf, der Luchs und der Vielfraß, seltener der Bär. Wolf und Luchs dürften wohl die schlimmsten genannt werden. Der erstere verfolgt bei tiefem Schnee das Wild in Meuten und hetzt und mattet es ab; der letztere springt ihm von oben herab auf den Hals, wenn es, Nichts ahnend, vorüberzieht. Der schlimmste Feind aber ist und bleibt unter allen Umständen der Mensch, obgleich er das Edelwild gegenwärtig nicht mehr in der greulichen Weise verfolgt und tödtet, als früher. Ich glaube hier von der Jagd absehen zu dürfen, weil eine genaue Beschreibung derselben uns zu weit führen dürfte und man darüber, wenn man sonst will, in anderen Büchern nachschlagen kann. Gegenwärtig ist dieses edle Vergnügen schon außerordentlich geschmälert worden, und die meisten der jetzt lebenden Jäger von Beruf haben keinen Hirsch geschossen; solches Wild bleibt für vornehme Herren aufgespart. Es gilt jetzt schon in vielen Gegenden als große Seltenheit, wenn einmal ein Hirsch erlegt wird; sogar die Zeitungen erwähnen einen derartigen Vorfall! Daß die großartigen „Parforcejagden" und andere ähnliche Anstalten zur Erlegung des Edelwilds ursprünglich fremde Einrichtungen waren, erkennt Jeder leicht an ihrem, dem deutschen Wesen so widersprechenden Gepräge. Unsere Vorfahren gebrauchten nur die Büchse zur Erlegung des Hirsches. —

Auch das Edelwild wird von einigen Bremsenarten arg geplagt. Diese widerlichen Kerfe legen ihre Zuchten ganz in der Weise, wie bei dem Renthier, auf dem Wilde an, und die Schmeißbrut durchlöchert den armen Geschöpfen fast das ganze Fell. Auch eine Laus, welche sich in den Haaren einnistet, die Fliegen und die Mücken quälen das Wild in hohem Grade.

Jung eingefangenes Hochwild läßt sich sehr leicht zähmen. Die Thiere beweisen sich immer außerordentlich liebenswürdig und folgsam; die Hirsche aber werden, wie bereits mitgetheilt, mit zunehmendem Alter wild und bösartig, manche in so hohem Grade, daß alle Menschen gefährdet sind, welche sich ihnen zu nähern versuchen. Man hat mehrmals Versuche gemacht, die zahmen Hirsche auch zu benutzen. August II. von Polen fuhr noch im Jahre 1739 mit einem Gespann von acht zahmen Hirschen umher; die Herzöge von Zweibrücken und Meiningen hatten Gespanne, welche aus reinen, weißen Hirschen bestanden. Zum Reiten hat man den Hirsch seines schwachen Kreuzes halber nimals benutzt; wohl aber ist er oft zu allerlei Kunststücken abgerichtet und dann von Seiltänzern und Bereitern zur Schau gestellt worden.

Leider ist der Schaden, welchen das Rothwild anrichtet, viel größer, als der Nutzen, den es bringt. Nur aus diesem Grunde ist es in den meisten Gegenden unseres Vaterlandes ausgerottet worden. Wenn auch Wildpret, Decke und Geweih hoch bezahlt werden, und wenn man auch die Jagdfreude sehr hoch anschlagen darf: der vom Wild verursachte Schaden wird hierdurch nicht aufgehoben. Ein Hochwildstand verträgt sich mit unseren staatswirthschaftlichen Grundsätzen nicht mehr.



Der Axis (Axis maculata). (S. 592.)

Das Edelwild hat wenige, ihm wirklich nahstehende Verwandte. In Nordwestafrika lebt eine Hirschart, welche man unter dem Namen Cervus barbarus getrennt, aber keineswegs allseitig als besondere Art anerkannt hat, sondern eher als Abart betrachten will; sie scheint dem Edelwild in jeder Hinsicht am ähnlichsten zu sein. Sodann kennt man einen stattlichen Hirsch aus Persien, welcher mit dem unserigen viel Uebereinstimmendes zeigt, durch bedeutendere Größe und viel stärkere Nackenmähne aber sich hinlänglich unterscheidet (Cervus Wallichii), und endlich ist der größte aller eigentlichen Hirsche, der Wapiti Nordamerikas (Cervus canadensis), hierher zu rechnen. Alle übrigen Hirsche stimmen wenig mit dem unserigen überein, welcher auch ihnen gegenüber immerhin den Namen Edelhirsch verdient. Doch gibt es einzelne Arten, welche sich durch Schönheit des Baues wesentlich auszeichnen. Unter ihnen steht meiner Ansicht nach der Barasinga (Rucervus Duvaucelii) oben an. Er wird gegenwärtig mit Recht als Vertreter einer besonderen Sippe betrachtet; denn er zeigt in der That sehr viel Eigenthümliches.

Soviel bis jetzt bekannt, bewohnt dieses zierliche Thier ganz Hinterindien. Ob es vorzugsweise im Gebirge oder aber in der Ebene gefunden wird, ist mir nicht bekannt. Der Earl von Derby, welcher einen der am reichsten besetzten Thiergärten hielt, scheint zuerst lebende Barasingas besessen zu haben; später kamen solche Hirsche nach London, und gegenwärtig sieht man sie in mehreren Thiergärten, obgleich überall noch selten. Ein Barasinga des hamburger Thiergartens stammt aus Siam. Er scheint unser Klima vortrefflich zu vertragen und ist ein so anmuthiges Geschöpf, daß er jedem Park oder Wald zur größten Zierde gereichen würde.

Seine Haltung ist stolz und etwas herausfordernd, sein Gang zierlich, jedoch gemessen, sein Betragen anscheinend lebendiger, ich möchte sagen muthwilliger, als das anderer Hirsche. Mit seinem Wärter steht er auf dem besten Fuße, hört auf seinen Namen und kommt gern herbei, wenn er gerufen wird, nimmt aber jede Gelegenheit wahr, mehr aus Spiellust, als im Ernste, einen Stoß beizubringen. Abweichend von anderen Hirschen schreit der Barasinga zu jeder Jahreszeit, gewissermaßen zu seiner Unterhaltung; er pflegt auch einen Anruf mit Regelmäßigkeit zu beantworten.

Unter den anderen indischen Hirschen verdient zunächst der Axis unsere Beachtung. Man hat auch ihn in der Neuzeit zum Vertreter einer besonderen Sippe (Axis) erhoben, wohl wegen seines unter den Hirschen allerdings vereinzelt dastehenden Fleckenkleides; doch zeigt auch er im allgemeinen das Gepräge der anderen Hirsche, welche das gleiche Vaterland mit ihm bewohnen. Dabei ist allerdings zu bemerken, daß sein Geweih mehr dem unseres sechsendigen Edelhirsches ähnelt, als dem der übrigen indischen Hirsche.

Der Axis (Axis maculata) ist, soweit die Färbung in Betracht kommt, einer der schönsten, wo nicht der schönste aller Hirsche. Ein angenehmes Grauröthlichbraun ist seine Grundfarbe; der Rückenstreifen ist sehr dunkel, auf dem Widerrist fast schwarz; Kehle, Gurgel, Bauch und Innenseite der Läufe sind gelblichweiß, die Außenseite der Läufe gelblichbraun. Sieben Reihen weißer Flecken auf jeder Seite, welche ziemlich unregelmäßig gestellt sind, bilden die Zeichnung.

Auf allen Ebenen Ostindiens und den benachbarten Inseln lebt der Axis in großer Anzahl, bei Tage wohl versteckt in den Rohrwaldungen und im Grase der steppenartigen Gegenden, nachts in starken Rudeln umherschweifend und sich äßend. Er bildet einen Gegenstand der eifrigsten Jagd der Eingeborenen, und seinetwegen hauptsächlich werden von den indischen Fürsten oft Tausende aufgeboten. Der gefangene Axis wird bald und vollständig zahm. Man hat ihn schon vor Jahren nach England eingeführt und dort bald bemerkt, daß er sich in dem milden Klima vortrefflich hält; von England aus sind dann die Axishirsche weiter versandt worden und unter anderem auch nach Deutschland gekommen. Im Park bei Ludwigsburg sollen sie bereits seit 50 Jahren leben und eingebürgert sein.

Die meisten übrigen Hirsche Indiens werden gegenwärtig einer besonderen Sippe zugezählt, welcher man den malayischen Namen Rusa gegeben hat: — einfach deshalb, weil dieses Wort Hirsch bedeutet. Wenn man die betreffenden Thiere genauer kennen lernt und andere indische Hirsche dazu, wird man wahrscheinlich noch neue Sippen zu gründen haben; doch läßt sich nicht verkennen, daß alle indischen Hirsche ein gewisses, ihnen eigenthümliches Gepräge bekunden, welches sie sehr von ihren in Europa oder in Amerika lebenden Verwandten unterscheidet, sich jedoch besser herausfühlen als beschreiben läßt. Nur im allgemeinen kann man sagen, daß die betreffenden Thiere mehr oder weniger untersetzt gebaut, starkgliederig, kurzhälsig und kurzköpfig, aber verhältnißmäßig langschwänzig und mit groben, brüchigen, dünnstehenden Haaren bekleidet sind, und daß die Geweihe, welche nur die männlichen Hirsche zieren, immer blos sechs Enden zeigen. Nach meinem Dafürhalten ist der Sambur (Rusa Aristoteles) als der am edelsten gestaltete Hirsch dieser Gruppe zu bezeichnen. Er wurde von dem großen Naturforscher der Vorzeit, dessen Namen ihm die heutige Wissenschaft verlieh, bereits sehr kenntlich beschrieben; noch heutigen Tages aber sind wir über seine Lebensweise im Unklaren. Das Gleiche gilt für den niederen, stämmig gebauten Roßhirsch (Rusa equina), ein ziemlich großes Thier von dunkelbrauner Färbung, — dasselbe für die meisten übrigen Arten.

Der Mähnenhirsch (Rusa Hippelaphus) ist eine der stattlichsten und ausgezeichnetsten Arten der Gruppe. Er steht dem Edelhirsch kaum an Größe nach und wird in seiner Heimat wohl nur von dem Samburhirsch oder von dem in den indischen Gebirgen vorkommenden Wallachishirsch übertroffen. Die Leibeslänge des erwachsenen Hirsches beträgt reichlich 6 Fuß, wovon 1 Fuß auf den Schwanz zu rechnen ist, die Höhe am Widerrist 3¼ Fuß, die Länge der Geweihstangen 2 bis 3 Fuß. Das Thier ist beträchtlich kleiner. Im allgemeinen besitzt der Mähnenhirsch die angegebenen Kennzeichen der Gruppe. Sehr bezeichnend für diesen Hirsch ist die ziemlich starke Mähne, welche am Unterhalse und Kinn sich entwickelt; sie ist auch

deshalb merkwürdig, weil die Haare, welche sie bilden, sich durch ihre Beschaffenheit kaum von den übrigen unterscheiden.

Soviel bis jetzt bekannt, findet sich der Mähnenhirsch vorzugsweise auf Java, Sumatra, Borneo und dem indischen Festlande. Diese Angabe soll jedoch keineswegs etwaige Irrthümer der Reisenden ausschließen, da es durchaus nicht unmöglich ist, daß der auf dem Festlande lebende Mähnenhirsch sich von dem die Inseln bewohnenden unterscheidet. Einige Forscher haben den Mähnenhirsch der Inseln, welcher kleiner, als der vom Festlande sein soll, unter dem Namen Rusa moluccensis getrennt.

Ueber Lebensweise und Betragen sind die Nachrichten überaus dürftig; während der größten Hitze des Tages liegen die Thiere zwischen Schilf oder im Dickicht der Gebüsche verborgen, vor Sonnenuntergang ziehen sie zur Suhle, und mit Einbruch des Abends auf Aeßung aus. Das Wasser lieben sie ganz ungemein. Dies kann man auch an den Gefangenen beobachten, welche nach einem Schlammbad wahrhaft begierig sind. Die Bewegungen des Mähnenhirsches verdienen eine kurze Besprechung. Kein mir bekannter Hirsch schreitet so würdevoll, so stolz dahin, wie der Mähnenhirsch. Sein Gang gleicht durchaus dem angelernten Schritt, dem sogenannten spanischen Tritt eines wohlunterrichteten Schulpferdes. Jede Bewegung des Hirsches ist dieselbe, welche ein Pferd unter gedachten Umständen ausführt. Man meint, als wäre der Hirsch durchdrungen von dem Gefühl des Stolzes, welches er an den Tag zu legen scheint. Er hebt den Lauf bedächtig und zierlich auf, streckt ihn ganz in der Weise des Schulpferdes vor und setzt ihn zierlich wieder auf den Boden; dabei begleitet er jeden Schritt mit einer entsprechenden Kopfbewegung. Bemerken will ich noch, daß man bei dieser Art des Gehens auch von unseren Hirschen ein starkes Knistern vernimmt, wie von dem Renthier. Wenn wir von den gefangenen auf die freilebenden Mähnenhirsche schließen dürfen, haben wir unsere Wintermonate als die Brunstzeit zu bezeichnen. Sowohl von diesem Hirsch als auch dem Samburhirsch sind Fälle erfolgreicher Fortpflanzung in der Gefangenschaft beobachtet worden.

Der Schweinshirsch (Hyelaphus porcinus), eine der gemeinsten indischen Arten, reiht sich der vorigen Gruppe an. Er gehört zu den plumpsten Gestalten der ganzen Familie, ist fast schwerfällig gebaut, dickleibig, kurzläufig, kurzhälsig und kurzköpfig und zeichnet sich namentlich auch noch durch sein Geweih aus. Die Stangen sind dünn, höchstens fußlang und dreiendig, stehen aber auf ziemlich hohen Rosenstöcken, welche weit von einander entfernt sind. Hierdurch erscheint das Geweih größer, als es in Wahrheit ist. Gewöhnlich ist die allgemeine Färbung ein schönes Kaffeebraun, welches beim Hirsch bis zum Schwarzbraun dunkeln, beim Thier bis zum Lederbraun sich lichten kann.

Wie weit das Vaterland des Schweinshirsches sich erstreckt, ist zur Zeit noch nicht ermittelt; soviel aber wissen wir, daß er weit verbreitet und wo er vorkommt, häufig ist. Sehr gemein scheint er in Bengalen zu sein; von hier aus erhalten wir die meisten, welche unsere Thiergärten bevölkern. Man sagt, daß er in Indien als halbes Hausthier gehalten werde. Unser Klima erträgt er ohne große Beschwerden, pflanzt sich auch fort, verlangt aber bei strenger Witterung einen geschützten Ort zum Rückzug.

In Nordamerika wohnen die Mazamahirsche (Reduncina oder Mazama), zierlich gebaute, anmuthige Thiere, welche sich ebenso durch ihren Bau, sowie durch die Geweihe der Hirsche auszeichnen. Ihre Gestalt ist sehr schlank, Hals und Kopf sind lang, die Läufe mittelhoch, aber schwach, der Wedel ist ziemlich lang. Dichte, weiche Haare von lebhafter Färbung bilden die Decke; sie verlängern sich mähnenartig bei dem Hirsch und außerdem zu einer Quaste am Wedel beider Geschlechter. Die Geweihe krümmen sich bogenförmig von rückwärts nach außen und vorwärts und sind in drei bis sieben Sprossen verästelt, welche sämmtlich nach einwärts gehen; die Augensprosse ist vorhanden, Eis- und Mittelsprosse fehlen.

Man kennt gegenwärtig ungefähr sechs Arten von hierher zu zählenden Hirschen. Ihre Aehnlichkeit ist sehr groß, und deshalb wollen viele Naturforscher nicht an die Artverschiedenheiten glauben, während Alle, welche die Thiere lebend vor sich sahen, hieran nicht zu zweifeln wagen. In der Neuzeit sind mehrere Arten wiederholt nach Europa gekommen, und hier gedeihen sie bei geeigneter Pflege auch vortrefflich, obwohl sie größere Schonung verlangen, als unser einheimisches Wild.



Der virginische Hirsch (Reduncina virginiana).

Es genügt, wenn wir die bekannteste Art der Gruppe, den virginischen Hirsch (Reduncina virginiana) einer Beschreibung zu Grunde legen. In mancher Hinsicht hat das Thier einige Aehnlichkeit mit unserem Damhirsch, welchem er auch in der Höhe ungefähr gleich kommt; er unterscheidet sich aber sofort durch den zierlichen Bau und namentlich durch den langgestreckten, feinen Kopf. Nach der Versicherung des Prinzen von Wied wird der virginische Hirsch oft bedeutend größer, als unser Damhirsch und gibt dem Edelhirsch nicht viel nach; so große Thiere dieser Art sind mir in den europäischen Thiergärten freilich noch nicht zu Gesicht gekommen. Die Färbung ist nach den Jahreszeiten verschieden. Im Sommerkleid ist ein schönes, gleichmäßiges Gelbroth die vorherrschende Farbe; es dunkelt auf dem Rücken und geht nach den Seiten hin in Gelbroth über. Der Bauch und die Innenseite der Glieder sind bläßer. Die Länge eines Hirsches von mittlerer Stärke beträgt 5⅔ Fuß, die Länge des Wedels 1 Fuß, die Länge des Kopfes 12½ Zoll, die Höhe des Ohres 6 Zoll, die Höhe des Geweihes 1 Fuß und die Länge jeder Stange, der Krümmung nach gemessen, etwas über 1½ Fuß. Am Widerrist war dieser Hirsch 3⅙ Fuß hoch. Das Thier ist beträchtlich kleiner, nur 4½ Fuß lang und nicht über 2½ Fuß hoch. Das Kalb ist auf dunkelbraunem Grunde sehr zierlich weiß oder gelblichweiß gefleckt, im Uebrigen seinen Alten ähnlich.

Dieser schöne Hirsch verbreitet sich über alle Waldungen von Nordamerika, mit Ausnahme der nördlichst gelegenen. In den Pelzgegenden soll er sich nicht finden; wohl aber kommt er in Canada vor. Von der Ostküste Nordamerikas reicht er bis zu den Felsgebirgen und südlich bis nach Mejiko. Früher soll er aller Orten in zahlreicher Menge gefunden worden sein; gegenwärtig ist er aus den stark bevölkerten Theilen schon fast ganz verdrängt oder hat sich wenigstens in die größeren Gebirgswaldungen zurückziehen müssen. Am Missouri soll er heutigen Tages noch sehr häufig vorkommen. Im allgemeinen ähnelt sein Leben dem unseres Edelwildes.

„Das Wild", sagt Audubon, „hängt fest an dem einmal gewählten Platze, und kehrt nach Verfolgung immer wieder zu ihm zurück. Allerdings thut es sich während der verschiedenen Tage gewöhnlich nicht in demselben Bette nieder, wird aber doch in derselben Gegend gefunden, oft keine funfzig Ellen von dem Platze, von dem es früher aufgestört worden war. Seine Lieblingsplätze sind alte Felder, welche theilweise von Buschwald wieder in Besitz genommen worden sind und deswegen ihm Schutz gewähren. In den südlichen Staaten sucht es sich, und zwar namentlich im Sommer, wenn es weniger verfolgt wird, oft die äußeren Hage der Pflanzungen auf, steht hier während des Tages in einem düsteren Dickicht zwischen Rohr, wildem Wein und Dornengestrüpp, jedenfalls in möglichster Nähe seines Weidegrundes. Doch ist diese Vorliebe für derartige Oertlichkeiten nicht allgemein: oft findet man auch zahlreiche Spuren des Wildes in Feldern, welche nur von fern her besucht werden. In den Gebirgsgegenden bemerkt man zuweilen ein Stück auf einem hervorragenden Felspunkte niedergethan, dem Steinbock oder der Alpengemse vergleichbar; gewöhnlich aber verbirgt sich das Wild zwischen Mirten- und Lorbeergebüsch, neben umgefallenen Bäumen und an ähnlichen Orten. In der kalten Jahreszeit bevorzugt es die geschützten und trockenen Plätze, steht dann gern unter dem Winde und läßt sich von den Sonnenstrahlen wärmen; im Sommer zieht es sich während des Tages in die schattigen Theile des Waldes zurück und hält sich in der Nähe kleiner Flüsse oder kühler Ströme auf. Um der Verfolgung der Mücken und Stechfliegen zu entgehen, flüchtet es sich oft in einen Fluß oder Teich und liegt hier bis zur Nase im Wasser."

„Die Aeßung des Wildes ist nach der Jahreszeit verschieden. Im Winter geht es die Zweige und Blätter des Gebüsches an, im Frühling und Sommer wählt es sich, und zwar mit größter Leckerhaftigkeit, das zarteste Gras aus, und kommt oft, dem jungen Mais und anderen Getreide nachgehend, in die Felder herein. Beeren verschiedener Art, Nüsse und ähnliche Früchte, namentlich auch Bücheln liebt es ganz ungemein. Bei so reichlicher Auswahl an Aeßung sollte man meinen, daß das Wild beständig gut von Wildpret sei; dies ist jedoch nicht der Fall; denn mit Ausnahme gewisser Jahreszeiten ist dieser Hirsch sehr schlecht vom Leibe. Die Hirsche sind vom August bis zum November feist. Wir selbst haben solche erlegt, welche 175 Pfund wogen, und sind berichtet worden, daß Einzelne ein Gewicht von mehr als 200 Pfund erreichen. Die Brunst beginnt, in Karolina wenigstens, im November, manchmal aber auch etwas eher; die Satzzeit ist im April bis Juni."

„Das Wildpret dieses Hirsches ist das wohlschmeckendste von dem aller Thierarten, deren Fleisch wir versucht haben. Es ist feiner, als das Wildpret des Wapiti oder der europäischen Hirscharten; den höchsten Wohlgeschmack hat es jedoch nur während der Feistzeit in den Monaten August bis December."

„Der Fang unseres Wildes forderte alle List und Geduld unserer Indianer heraus, bevor das Weißgesicht mit seiner Büchse, seinem Roß und seinen Hunden in die Jagdgründe eintrat. Der Wilde stritt mit dem Wolfe und dem Puma um solche Beute, und die verschiedensten Jagdarten wurden in Anwendung gebracht. Am häufigsten erlegte man das Wild, indem man das Mahnen des Kalbes oder das Schreien des Bockes nachahmte. Zuweilen auch kleidete sich der Wilde in die Decke des erlegten Hirsches, dessen Geweih er am Kopfe festgebunden hatte, und ahmte getreulich den Gang und alle übrigen Bewegungen des Hirsches nach, wodurch es ihm gelang, sich bis mitten in das Rudel zu schleichen und dann oft mehrere nach einander mit dem Bogen zu erlegen, ehe das Rudel flüchtig wurde. Nach unserem Dafürhalten haben die nordamerikanischen Indianer zur Erlegung ihrer Jagdbeute niemals vergiftete Pfeile gebraucht, wie die Indianer Südamerikas. Seit der Einführung der Feuerwaffen haben jedoch die meisten Stämme Bogen und Pfeil bei Seite gelegt und das Gewehr angenommen. Aber auch mit dieser Waffe schleichen sie sich gewöhnlich möglichst nahe an das sich äßende Rudel an und schießen selten auf weiter, als auf 25 bis 30 Schritte, — dann freilich mit dem größten Erfolg."

„Der weiße Mann jagt je nach des Landes Beschaffenheit. In Gebirgsgegenden bevorzugt er die Pirsche, in dicht bewachsenen Wäldern nimmt er die Hunde zu Hilfe und gebraucht dann anstatt der Büchse ein mit starken Posten geladenes Doppelgewehr. Bei tiefem Schneefall benutzt man in einigen Gegenden auch Schneeschuhe und verfolgt mit ihrer Hilfe das Wild, welches sich unter solchen Umständen nur langsam fortbewegen kann. Weniger waidmännisch jagt man in Virginien, indem man entweder starke Stahlfallen in die Nähe des Wassers stellt oder längs der Innenseite der Feldgehege spitze Pfähle einrammt, auf denen sich das überspringende Wild spießt. Hier und da betreibt man die Jagd vom Bote aus: man kennt die Stellen, an denen das Wild über die Ströme oder Seebusen zu setzen pflegt, jagt es mit Hunden auf, verfolgt es mit dem Bot und schießt es im Wasser zusammen. Ganz eigenthümlich ist die Feuerjagd.

Zu ihr sind zwei Jäger erforderlich. Der Eine trägt eine Eisenpfanne, auf welcher er mit harzigem Holz ein kleines Feuer unterhält; der Andere, welcher dicht neben ihm geht, führt das Gewehr. Durch den Anblick des ungewohnten Lichtes mitten im Wald wird das Wild so überrascht, daß es ruhig stehen bleibt; seine Augen spielen dann den Schein der Flamme wieder und geben dem Jäger Gelegenheit zum Zielen. Oft kommt es vor, daß nach dem Schusse einige Glieder des Trupps sich von neuem nach der Flamme kehren. Das einzige Unangenehme bei dieser Jagd ist, daß der Jäger, welcher die beiden feurigen Augen wahrnimmt, nicht unterscheiden kann, ob er Wild oder ein Thier seiner Herde vor sich hat. Es kommt gar nicht selten vor, daß gelegentlich solcher Jagden die im Walde weidenden Hausthiere erlegt werden. Ein Herr erzählte uns, daß er nur einmal in seinem Leben die Feuerjagd betrieben habe. Auch er glaubte die Augen eines Hirsches zu sehen, feuerte und verwundete sein Wild tödlich, erlegte sogar wenige Minuten darauf ein zweites Thier in derselben Weise. Als er am nächsten Morgen ausging, um nach seiner Beute zu suchen, fand er freilich, daß er anstatt der Hirsche zwei seiner besten Füllen erschossen hatte! Nach einer anderen Erzählung feuerte ein Jäger auf zwei glänzende Punkte und erlegte dabei einen Hund, verwundete zugleich aber auch einen Neger, zwischen dessen Beinen der Hund gestanden hatte."

„Zu unserem Bedauern müssen wir die Befürchtung der Jäger bestätigen, daß unser Wild im schnellen Abnehmen begriffen ist und möglicherweise bald ausgerottet sein wird. In der Gefangenschaft benehmen sich die Mazamahirsche sehr liebenswürdig; sie nähern sich augenblicklich ihren Bekannten und nehmen die ihnen dargereichten Leckerbissen nicht nur freundlich entgegen, sondern lecken dem Geber auch dankbar die Hand. Leider tritt ein Uebelstand der Hegung dieses Wildes in Parks und noch mehr in engeren Räumen hindernd entgegen: sie brechen sich nämlich oft ihre zarten Läufe, und gewöhnlich so unglücklich, daß die Heilung schwer oder unmöglich ist. Ein ungeschickter Sprung im Stalle kann solche Verluste bewirken."

Mit dem virginischen hat der weißschwänzige Hirsch (Reduncina leucura) täuschende Aehnlichkeit. Gestalt und Größe unterscheiden ihn kaum oder nicht von jenem. Auch die Art der Zeichnung, d. h. die Farbenvertheilung, ist fast genau dieselbe. Demungeachtet unterliegt es keinem Zweifel, daß beide Hirsche als verschiedene Arten betrachtet werden müssen. Der weißschwänzige Hirsch lebt östlich von den Felsgebirgen, hauptsächlich im Flußgebiete des Kolumbia, hier vorzugsweise in den fruchtbaren Steppen, welche die kleineren Flüsse umgeben; er scheint also den virginischen Hirsch im Nordwesten zu vertreten. Die französischen Canadier und die schottischen Hochländer, welche im Dienste der Hudsonsbaigesellschaft stehen, nennen ihn einfach Reh, und erzählen, daß er im ganzen diesem Thiere durchaus ähnlich lebe.

An dem weißschwänzigen Hirsch in der Gefangenschaft zeigt sich besonders auffallend eine ihm eigenthümliche schleichende Bewegung. Er kriecht förmlich auf dem Boden dahin, den Rücken tief nach unten eingebogen, Hals und Kopf gerade vorgestreckt und jeden Schritt überlegend. Wahrscheinlich ähnelt er im Freien ganz gewissen Antilopen, welche unter dem Namen Ducker bekannt sind.

Bei den Sprossen- oder Pampashirschen (Blastoceros), deren Heimat Südamerika ist, sind die aufrechtstehenden Geweihe in drei bis fünf Sprossen verästelt, von denen eine nach vorwärts sich richtet; die Eis- und Mittelsprossen fehlen. Die bekannteste Art, der Pampashirsch (Blastoceros campestris), ist ein für unsere Familie mittelgroßes Thier von 3½ Fuß Leibeslänge und 4 Zoll Schwanzlänge, am Widerrist 2⅙ Fuß, am Kreuz 2⅓ Fuß hoch. In seltenen Fällen werden recht alte Hirsche auch 4 Fuß lang. Das Weibchen ist etwas kleiner. Der Pampashirsch hat echte Hirschgestalt und Färbung. Sein Geweih erinnert an das unseres Rehes, ist aber schlanker, feiner und durch die längeren Sprossen unterschieden.

Der größte Theil Südamerikas ist die Heimat dieses Hirsches. Er ist überall häufig. Er lebt paarweise und in kleinen Rudeln; alte Böcke einsiedeln. Bei Tage ruht er im hohen Grase und hält sich so still in seinem Bett, daß man dicht neben ihm vorbeireiten kann, ohne daß er sich bewegt. Nach Sonnenuntergang zieht er auf Aeßung aus und streift dann die ganze Nacht umher. Das Thier setzt nur ein Kalb, entweder im Frühling oder im Herbst.

Jung eingefangen wird der Pampashirsch außerordentlich zahm. Er lernt alle Mitglieder des Hauses kennen, folgt ihnen überall hin, gehorcht ihrem Rufe, spielt mit ihnen und beleckt ihnen Hände und Gesicht; mit Haushunden und Pferden lebt er nicht nur friedlich, sondern neckt sie zuweilen mit Stößen; fremde Personen und fremde Hunde meidet er. Rohe und



Der Pampashirsch (Blastoceros campestris).

gekochte Pflanzen der verschiedensten Arten ernähren ihn; auf Salz ist er, wie seine Verwandten, besonders erpicht. Bei schöner Witterung vergnügt er sich im Freien; in den Mittagsstunden käut er wieder; bei Regenwetter begibt er sich unter Dach.

Unser anmuthiges und liebliches Reh (Capreolus vulgaris) ist der Vertreter einer Sippe von Hirschen mit kurzem Gabelgeweih und kaum bemerkbaren Thränengruben. Nur eine noch keineswegs hinlänglich bekannte asiatische Hirschart, vielleicht nur eine Abart des Rehes, wird mit zu dieser Gruppe gerechnet; andere hierher gehörige Thiere sind noch nicht bekannt worden.

Das Reh wird etwa 3½ Fuß lang und am Kreuz 2¼ Fuß hoch; das Stumpfschwänzchen oder „die Blume", um mit den Jägern zu sprechen, ist höchstens acht Linien lang und wird nur beim Zerlegen des Thieres sichtbar. Besonders starke Böcke haben eine Länge von 4 und eine Höhe von 2½ Fuß erreicht; sie sind aber als eine sehr seltene Ausnahme zu betrachten. Das Reh ist ein sehr zierlich gebautes Geschöpf und könnte unsere Dichter zu ähnlichen Vergleichen begeistern, wie die Gazelle die morgenländischen Sänger. Von dem Edelhirsch unterscheidet es sich durch seine gedrungene Gestalt, zumal durch den kurzen abgestumpften Kopf. Das Gehörn zeichnet sich durch breite Rosen und durch verhältnißmäßig starke, mit weit hervortretenden Perlen besetzte Stangen aus. Gewöhnlich setzt die Hauptstange nur zwei Sprossen an; allein die Entwickelung, welche das Rehgehörn erreichen kann, ist damit noch nicht beendet.

„Die jagdmäßige Zählung der Rehbocksenden", sagt Blasius, „beabsichtigt nicht einen Ausdruck für das Naturgesetz der Gehörnbildung zu geben. Will man das thierkundliche Bildungsgesetz aussprechen, so kommt es weniger auf die Zahl der Enden, als auf die Gesammtform des Gehörns an, mit deren Verbindung die Endenzahl eine Bedeutung gewinnt. Im ersten Winter erhält der Schmalbock unzertheilte, schlanke Spieße mit schwacher Rose an der Wurzel der Stange; beim Gabelbock ist die Stange ungefähr in der Mitte getheilt. Die Hauptstange richtet sich von der Theilung an in einem Winkel nach hinten, die Nebensprosse nach vorn. Diese knieförmige Biegung der Hauptstange ist weit wichtiger, als die vordere Nebensprosse,

und man kann den Bock dem Alter nach für einen Gabler ansprechen, wenn die Biegung vorhanden ist und die Nebensprosse fehlt. Beim Sechsender theilt sich die nach hinten gebogene Hauptstange zum zweiten Male und biegt sich nach der Theilung wieder nach vorn vor, während sich die zweite hohe Nebensprosse nach hinten wendet. Die zweite kniefömige Biegung kennzeichnet den Sechsender, und man kann den Bock dem Alter und Gehörn nach als Sechser ansprechen, wenn er beide kniefömige Biegungen der Hauptstange zeigt, auch wenn die Nebensprossen beliebig fehlen."

„Mit dem Sechsender schließt gewöhnlich die Gesammtentwickelung ab, indem der Rehbock bei ferneren Auffätzen in der Regel dieselbe Zahl von Enden wieder erhält. Die regelrechte Entwickelung kann jedoch weiter fortschreiten. Beim Achter theilt sich die über der zweiten Gabel oder Kniebiegung und die nach oben oder nach hinten gerichtete Spitze aufs neue und setzt eine Nebensprosse ab. Der Zehnender ist die höchste regelmäßige Entwickelung des Rehgehörns, welche ich kenne. Er entsteht, wenn die beiden oberen Spitzen des Sechsenders sich gabelig zertheilen; das Gehörn besteht dann aus einer vorderen Mittelsprosse, einer oberen Endgabel und einer hinteren Nebengabel. Gehörne dieser Form kenne ich nur aus Spanien und Kroatien."

„Häufig zeigen die Rehgehörne eine Neigung, inwendig an der Hauptstange, unterhalb der nach vorn gerichteten Mittelsprosse und gleichmäßig an jeder Seite eine auffallende, lange Perle zu entwickeln. Diese Perle wird zuweilen bis zu einem Zoll lang und kann dann jagdmäßig als Ende gezählt werden."

Mißbildungen aller Art sind bei dem Rehgehörn außerordentlich häufig. In Sammlungen sieht man Stangen von der sonderbarsten Gestaltung: manche mit einer ganzen Reihe von jagdgerechten Enden, andere schaufelartig verbreitert und mit Randsprossen besetzt. Es kommen Rehböcke mit drei Stangen und drei Rosenstöcken, oder solche mit einer einzigen Rose und einem einfachen Stocke vor ꝛc. Auch sehr alte Ricken erhalten einen kurzen Stirnzapfen und setzen schwache Gehörne auf. Radde erhielt im Sajan ein solches Gehörn, welches die Ricke mitten auf der Stirn trug. Es zeigt vier längere, aus einem Grunde entspringende Sprossen, welche in abweichender Richtung zu einander ausgewachsen sind, deren eine 63 Millimeter lang ist. — Von einem anderen derartigen Gehörn theilt mir der Förster Herr Block mit, daß es aus zwei gegen zwei Zoll langen Stangen bestand, und selbst einen alten Waidmann täuschen konnte, welcher die Ricke als Bock ansprach und erlegte.

Die Behaarung des Rehes liegt glatt und dicht an, ändert sich aber nach den Jahreszeiten. Im Sommer ist das Haar kurz, straff, glatt, im Winter lang, namentlich auf der Unterseite. Die Ober- und Außenseite des Körpers ist im Sommer dunkelrostroth, im Winter braungrau; die Unterseite und Innenseite der Gliedmaßen ist immer heller gefärbt. Verschiedenartige Spielarten sind bekannt worden; so soll es tuschfarbenschwarze und rabenschwarze Rehe geben. Häufiger sind ganz weiße, seltener gefleckte, alte Rehe, höchst selten silberfarbene.

Mit Ausnahme der nördlichen Länder findet sich unser Reh in ganz Europa und in einem großen Theile Asiens. Der 58. Grad der Breite scheint bei uns die nördliche Grenze seines Verbreitungskreises zu bilden. Hier und da ist es bereits ausgerottet; im allgemeinen aber kann man sagen, daß es sich noch in allen größeren Waldungen findet, gleichviel, ob solche in Gebirgen oder in ebenen Gegenden liegen, ob sie aus Schwarz- oder Laubholz bestehen. Gerade das letztere scheint dem Reh besonders zu behagen; während es andererseits wieder trockene Gegenden vorzieht. Waldungen mit viel Unterholz, junge Baumschläge, Vor- und Feldhölzer, welche viel Dunkel und Schatten bieten, sagen ihm zu. Im Winter zieht es sich von den Höhen zur Tiefe herab, im Sommer steigt es mehr empor, und in ebenen Gegenden tritt es dann oft auf die Felder heraus und thut sich im hohen Getreide nieder. Je nachdem der Standort dieses Wildes ruhig oder unruhig ist, hält es sich in lichteren, dünn bestandenen, oder in dunklen, dichteren Wäldern auf, selbstverständlich hauptsächlich während des Tages, wo es sich durch Wegschlagen der Laubdecken und eines Theils des verrasten Bodens ein Bett bereitet.

In seiner Lebensweise erinnert das Reh vielfach an den Hirsch; sein Wesen ist aber doch sehr von dem des Edelwilds verschieden. Die Bewegungen sind sehr behend und anmuthig. Das Reh kann erstaunlich weite, bogenförmige Sätze ausführen und über breite Gräben, hohe Hecken und Sträuche ohne irgend welche bemerkbare Anstrengungen fallen; es schwimmt sehr gut und klettert recht leidlich. Dazu kommen seine höheren Fähigkeiten. Es vernimmt, wittert und äugt vortrefflich; es ist klug, listig, vorsichtig und sehr scheu. „Freundlichkeit, Zuthunlichkeit", sagt Dietrich aus dem Winkell, „spricht aus jedem seiner Blicke, und doch läßt es nur, von der zartesten Jugend von dem Menschen künstlich erzogen, sich zähmen; im entgegen-



Unser Reh (Capreolus vulgaris).

gesetzten Falle behält es selbst bei der besten Pflege die im wilden Zustande eigene Schüchternheit und Furcht vor Menschen und Thieren bei. Diese geht so weit, daß es, wenn es überrascht wird, nicht nur zuweilen einen kurzen Laut des Schreckens von sich gibt, sondern auch den Versuch, sich durch die Flucht zu retten, oft aufgeben muß, indem es leicht völlig aus dem Sprunge kommt und dann auf einem engen Raume sich ängstlich gleichsam herumtummelt, nicht selten ein Opfer gemeiner, gar nicht rascher Bauernhunde, vorzüglich aber der Raubthiere werdend. Nur in Gehegen, wo die Rehe sehr wenig beschossen werden und immer Ruhe haben, legen sie ihre Scheu vor dem Menschen insoweit ab, daß sie, wenn er in einer Entfernung von 25 bis 30 Schritt an ihnen vorübergeht, sich im Aeßen nicht stören lassen. Im Bette wird keine andere Wildart häufiger überrascht, als das Reh, wahrscheinlich muß es schlafen oder wenn es sich wachend niedergethan hat, um das Geschäft des Wiederkäuens zu verrichten, unter einem dicken Strauche oder in hohem Grase vor den spähenden Blicken seiner Verfolger sich hinlänglich gesichert glauben."

Die Stimme des Rehs ist verschieden. Der Bock wird mit einem kurzen, abgestoßenen, tiefen Bö, Bö, Bö laut, zumal während der Brunstzeit: er „schmält", wie der Jäger sagt. Die Ricke läßt etwas höhere, mehr schreiende Töne vernehmen; das Kalb piept in eigenthümlicher, nicht wohl zu beschreibender Weise. In der Angst klagt das Reh ähnlich wie sein Junges; bei Gefahr blöckt es rauh und schreiend auf.

Niemals bildet das Reh so starke Trupps wie das Edelwild. Während des größten Theiles des Jahres lebt es familienweise zusammen, ein Bock mit einer, seltener mit zwei

bis drei Ricken und deren Jungen, nur da, wo es an Böcken fehlt, gewahrt man Trupps von 12 bis 15 Stücken. Der Bock ist Leitthier, Beschützer und Vertheidiger der Familie. Er trennt sich auch nur höchst selten von ihr. Im Winter vereinigen sich zuweilen mehr Familien und leben dann in Frieden längere Zeit mit einander. Das Reh ist ein höchst verträgliches Geschöpf, wie es sich überhaupt durch eine Menge guter Eigenschaften auszeichnet.

Die Aeßung ist fast dieselbe, welche das Edelwild genießt; nur ist das Reh leckerer und sucht sich mehr die zarteren Pflanzen aus. Blätter der verschiedensten Laubbäume, Nadelholzknospen, grünes Getreide, Kraut u. dgl. bilden wohl die Hauptbestandtheile der Aeßung. Salz leckt es sehr gern und reines Wasser ist ihm Bedürfniß; es begnügt sich aber bei Regen oder starkem Thaufall mit den Tropfen, welche auf den Blättern liegen. Nur wenn es sehr häufig ist und die Güter nahe am Walde liegen, wird es schädlich; dann kommt es zuweilen auch in die Gärten herein, und verbeißt in diesen, sowie in den Forsten die jungen Bäume oft in recht schlimmer Weise.

Merkwürdiger Weise ist erst in der allerneuesten Zeit die Fortpflanzungsgeschichte des Rehes festgestellt worden. Lange Jahre hat man sich hin und her gestritten, wann eigentlich die Brunstzeit des Rehes eintrete. Man wollte eine wahre und eine falsche Brunst unterscheiden, erstere als in den August, letztere als in den November fallend. Durch die genauesten Beobachtungen ist jedoch festgestellt worden, daß die Paarung des Rehes nur im August stattfindet. Merkwürdig ist dabei allerdings, daß die Entwickelung des jungen Thieres erst vom November an merklich voranschreitet und daß die ganze Tragzeit 40 Wochen dauert, was für eine Thiergattung von dieser Größe als eine ungewöhnlich lange Zeit erscheint.

Etwa vier bis fünf Tage vor dem Setzen entfernt sich die Ricke vom Bock, ohne daß dieser es bemerkt, in den ersten Tagen nur auf wenige Stunden, später immer länger und länger, bis sie endlich nicht mehr wiederkehrt. Dann sucht sie in einer einsamen, möglichst verborgenen Gegend einen stillen Platz aus und bringt dort ihre Kinder zur Welt. Jüngere Ricken setzen gewöhnlich nur ein einziges Kalb, ältere deren zwei oder drei. Die Mutter verbirgt ihre Sprößlinge vor jedem sich nahenden Feind mit Sorgfalt und gibt ihnen bei der leisesten Ahnung einer Gefahr warnende Zeichen durch Aufstampfen mit dem einen Laufe oder durch einen kurzen zirpenden Laut. In der zartesten Jugend drücken sich die Kälber, sobald sie dies vernehmen, auf der Stelle nieder; späterhin entfliehen sie mit der Mutter. Während der ersten Tage des Lebens, wo die Kälber noch zu unbehilflich sind, nimmt die Ricke zur Verstellungskunst ihre Zuflucht, und lenkt den Feind von ihnen ab, wie die übrigen Hirsche. Wird ein Junges geraubt, ohne daß sie es hindern kann, so folgt sie dem Räuber, auch dem Menschen, lange nach und gibt ihre Sorgen durch beständiges Hin- und Herlaufen und durch Rufen zu erkennen. „Mich hat diese Mutterzärtlichkeit", sagt Dietrich aus dem Winkell, „mehr als ein Mal dahin vermocht, das Kalb, welches ich schon mitgenommen hatte, wieder in Freiheit zu setzen, und die Mutter belohnte mich reichlich dafür durch die sorgsamen Untersuchungen, ob dem Kinde ein Unfall zugestoßen sei oder nicht. Freudig sprang sie um das unbeschädigt gefundene Kleine herum und schien es mit Liebkosungen zu überhäufen, indem sie ihm zugleich das Gesäuge zur Nahrung darbot." Etwa acht Tage nach der Geburt nimmt die Ricke ihre Kälber mit auf die Weide und nach zehn bis zwölf Tagen sind sie vollkommen stark genug, ihr nachzueilen. Nun kehrt sie mit ihnen auf den alten Stand zurück, gleichsam in der Absicht, dem Vater seine Sprößlinge jetzt vorzuführen. Mit schmeichelhaften Rufen lockt sie den Bock herbei; die Kälber blöcken ihn liebreich an. Von nun an übernimmt der Bock wieder die Leitung der Familie, und nur bei der Flucht trollt die Ricke voran. Nach etwa zehn Monaten trennen sich die Kälber von ihren Eltern und bilden nunmehr eine Familie für sich.

Schon zu Ende des vierten Monats wölbt sich das Stirnbein des jungen Bockes, in den folgenden vier Wochen bilden sich kleine, immer höher werdende Kolben, und in den Wintermonaten brechen dann die ersten, drei bis vier Zoll langen Spieße hervor. Im März fegt der junge Bock, im nächsten Dezember wirft er die Spieße ab. Binnen drei Monaten hat sich das zweite Gehörn gebildet. Es wird seiner Zeit etwas früher als im vorigen Herbst abgeworfen und durch das dritte ersetzt.

Auch das Reh ist dem Jäger ein befreundetes Thier und wird deshalb durchaus waidmännisch betrachtet und waidmännisch benannt. Das erwachsene Männchen heißt Bock, das erwachsene Weibchen Ricke, Hille oder Geis; die Jungen sind Kälber, im zweiten Jahre Spießböcke oder Schmalrehe, im dritten Jahre Gabelböcke und fertige Rehe.

Man jagt dieses fast in derselben Weise, als anderes Hochwild, obwohl man gegenwärtig mehr das glattläufige Schrotgewehr, als die Kugelbüchse zu seiner Erlegung anwendet. Zuweilen



Der braune Spießhirsch (Subulo simplicicornis).

umstellt man ausgedehnte Waldstriche mit Tüchern und treibt dann das Wild dem Jäger zu. Auch werden Treibjagden angestellt ꝛc. Der einzelne Waidmann geht pirschen. Von geübten Jägern wird der Bock in der Brunstzeit durch Nachahmung des zirpenden Liebeslautes seines Weibchens herbeigelockt und dann erlegt.

Der Nutzen, welchen das Reh durch Wildpret, Decke und Gehörn dem Menschen gewährt, ist beziehentlich derselbe, als der des übrigen Hochwilds; der Schaden, welchen es anrichtet, ist aber verhältnißmäßig viel geringer, und deshalb wird das Reh im ganzen überall gern gesehen. Thierfreunde, denen es nicht darauf ankommt, wenn einige Bäume des Waldes zu Grunde gehen, sind ihm leidenschaftlich zugethan, weil es da, wo es sich der Schonung gewiß fühlt, schon bei guter Zeit auf Waldwiesen und Felder heraustritt und so der Landschaft eine außerordentliche Zierde gewährt. In großen Parks und Thiergärten hält man dieses Wild eigentlich blos zu diesem Zwecke.

Jung eingefangene Kälber werden bald sehr zahm, gleichsam zu wirklichen Hausthieren, obwohl sie in der Gefangenschaft niemals die Größe erreichen, als im freien Walde.

Zur Zähmung muß man nur Ricken wählen, weil die Böcke, wenn sie älter werden, sich oft recht trotzig und unverschämt zeigen; sie gehen oft auf Kinder und noch mehr auf Frauenzimmer los und stoßen manchmal in gefährlicher Weise mit ihrem Gehörn und sind dann nicht mehr zu dulden.

In Südamerika leben, so viel bis jetzt bekannt, zwei kleine Hirsche, welche sich durch ihr Gehörn vor allen anderen auszeichnen. Das ganze stolze Geweih ist bei ihnen bis auf zwei einfache Stangen verkümmert. Dieß sind die Spießhirsche (Subulo), zu deren fernerer Kennzeichnung die kleinen Thränengruben und die Haarbüschel an der Innenseite der Fußwurzel dienen mögen. Klauendrüsen und Eckzähne fehlen. Die beiden Arten sind der braune und der rothe Spießhirsch, beide Bewohner derselben Gegend. Ersterer (Subulo simplicicornis) ist einer der kleinsten Hirsche überhaupt. Seine Leibeslänge beträgt blos 3 Fuß, die Schwanzlänge nur 3 Zoll, die Höhe am Widerrist 23 Zoll, die am Kreuz 25 Zoll. Nur das Männchen trägt das eigenthümliche Geweih, zwei kurze, einfache, pfriemenförmige gerundete Spieße, welche



Der Muntjak oder Kidang (Prox Muntjac).

an der Wurzel ziemlich dick sind, allmählich sich verschmälern und in eine scharfe Spitze auslaufen. Ihre Gesammtfärbung ist ein Braungelb, welches auf der Unterseite und der Innenseite der Läufe in ein ziemlich reines Weißgelb übergeht. Beide Spießhirsche bewohnen in ziemlicher Anzahl Guiana, Brasilien, Peru und Paraguay. Sie leben in Ebenen, wie im Gebirge.

Ein Thier des Spießhirsches, welches eine Zeit lang im hamburger Thiergarten verpflegt wurde, war ein überaus anmuthiges, liebenswürdiges Geschöpf. Wahrscheinlich hatte es von Jugend auf in der Gesellschaft des Menschen gelebt; es bewies diesem wenigstens sein Vertrauen und seine Anhänglichkeit bei jeder Gelegenheit.

Zum Schluß werfen wir noch einen Blick auf die Gruppe der Muntjakhirsche (Prox), welche sich durch ihre geringe Größe, das sehr kurze, unvollkommene Geweih, die auffallend großen Eckzähne, die tieferen und breiten Thränengruben und den Mangel der Haarbürste an den Hinterfüßen kennzeichnen. Die hierher gehörigen Arten bewohnen Indien und die Sundainseln.

Der Muntjak oder Kidang (Prox Muntjac) ist wohl die bekannteste Art dieser Gruppe. Er erreicht etwa die Größe unseres Rehbocks; seine Länge beträgt vier Fuß, seine Höhe am Widerrist 26 und die am Kreuz 29 Zoll. Die Geweihstangen des Männchens sitzen auf sehr langen Rosenstöcken auf und sind schräg nach rückwärts gerichtet. Seine Färbung ist auf der Oberseite gesättigt gelbbraun, nach der Mitte des Rückens dunkler, bis ins Kastanienbraun, am Hinterbauch und den Innenseiten der Beine, den Hinterbacken und dem unteren Theil des Schwanzes weiß; Vorderbauch und Brust sind gelblicher.

Sumatra, Java, Borneo und Banka, sowie die malayische Halbinsel bilden die Heimat des Kidang.

Obwohl das Thier von den Eingeborenen leidenschaftlich gern gejagt wird, ist doch noch wenig über seine Lebensweise bekannt. Man weiß blos, daß seine Brunstzeit in die Monate März und April fällt.

Für die Gefangenschaft eignet sich der Kidang seines ungeduldigen Wesens halber nicht besonders, obwohl er sie in seinem Vaterlande sehr gut und auch in Europa recht leidlich aushält. Man findet ihn oft im Besitze der Europäer und Eingeborenen; doch verlangt er, wenn er sich wohl befinden soll, einen großen Raum und ein ausgewähltes Futter. Bei guter Behandlung wird er bald sanft, zahm und zutraulich.

* * *

(Girafen.) Auch unter den Wiederkäuern gibt es Gestalten, welche mit der jetzt lebenden Schöpfung gleichsam nicht mehr in Einklang zu bringen sind und an die märchenhaften Gebilde längst vergangener Erdentage erinnern: das auffallendste Thier von allen aber ist die Girafe. Der alte Horaz hat so unrecht nicht, wenn er dieses sonderbare Geschöpf „ein Gemisch von Panther und Kamel" nennt, und die viel später Lebenden waren sicherlich in ihrem Rechte, wenn sie die von den egyptischen Denkmälern herrührenden Abbildungen eines ihnen wieder entfremdeten Thieres als Traumgebilde einer übermüthigen Künstlerfantasie bezeichneten. Die Römer staunten gewiß auch nicht mehr über die Girafen, welche ihnen zu den Spielen des Julius Cäsar und später noch einige Male vorgeführt wurden, als wir gebildeten Europäer heute noch staunen, wenn wir das uns durch eine Menge von Abbildungen bekannte märchengestaltige Wesen zum ersten Male vor uns sehen.

Die Girafe (Camelopardalis Giraffa) ist der Vertreter einer eigenen Familie, welcher man den altlateinischen, durch die mitgetheilten Horazischen Worte erklärten Namen gelassen hat und welche durch den, alles gewohnte Maß überschreitenden, langen Hals, die hohen Beine, den dicken Rumpf mit abschüssigem Rücken, den zierlich gebauten, feinen Kopf, mit großen, schönen, klaren Augen und durch zwei sonderbare, mit Haut überkleidete Knochenzapfen gekennzeichnet ist. Die hohen Läufe und der lange Hals machen die Girafe zu den höchsten und verhältnißmäßig kürzesten aller Säugethiere. Ihre Leibeslänge beträgt nämlich blos 7 Fuß, die Schulterhöhe dagegen bereits 10 Fuß und die Höhe des Kopfes 15 bis 19 Fuß. Der Schwanz wird mit der Haarquaste über 4 Fuß, ohne dieselbe nur 2½ Fuß lang. Das Kreuz ist fast 2 Fuß niedriger, als der Widerrist. Die Entfernung von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel beträgt 13 Fuß, das Gewicht 10 Centner. Aus diesen Maßen allein schon geht hervor, daß die Girafe hinsichtlich ihrer Gestaltung von allen übrigen Säugethieren abweicht; der Leibesbau ist aber so merkwürdig, daß wir ihn noch besonders beschreiben müssen. Die Girafe ist nicht blos ein sonderbares Zwittergeschöpf von Panther und Kamel, wie der alte Horaz sagt, sondern gleichsam aus den Bestandtheilen verschiedener Thierleiber zusammengesetzt. Der Kopf und der Leib scheinen vom Pferd, der Hals und die Schultern vom Kamel, die Ohren vom Rind, der Schwanz vom Esel, die Beine von einer Antilope entlehnt zu sein, die Färbung und Zeichnung des glatten Felles endlich sind es, welche an den Panther erinnern. Eine solche Zusammensetzung kann nur Mißgestaltung des ganzen Thieres zur Folge haben, und wirklich wird Niemand die Girafe schön oder ebenmäßig nennen mögen. Der kurze Leib steht mit den hohen Beinen und dem langen Hals in keinem Verhältniß; der auffallend abschüssige Rücken muß nach allen kunstgerechten Begriffen häßlich genannt werden, und die ungeheure Höhe des Thieres trägt durchaus nicht zu seiner Zierde bei. Schön ist nur der Kopf, wundervoll das Auge, angenehm die Zeichnung; alles Uebrige ist auffallend und sonderbar.

Der Kopf der Girafe ist langgestreckt und erscheint, der ziemlich dünnen Schnauze wegen, noch länger. Er trägt sehr große, lebhaft glänzende und doch ungemein sanfte, wirklich geistige Augen, große, zierlich gebaute, äußerst bewegliche Ohren von beinahe einem halben Fuß Länge und die zwei beschriebenen, sonderbaren Stirnzapfen, welche entfernt an Hörner erinnern und etwas kürzer sind, als die Ohren. Zwischen beiden erhebt sich eine rundliche Knochenanschwellung, gleichsam als drittes Horn. Der Hals ist etwa ebenso lang, als die Vorderbeine, dünn, seitlich zusammengedrückt und hinten mit einem hübschen Haarkamm geziert. Der Leib ist breit an der Brust, am Widerrist viel höher, als am Kreuz, und längs der Mittellinie etwas eingesunken, vorn durch die fast rechtwinkelig vorspringenden Schulterblätter sehr ausgezeichnet, hinten auffallend verschmälert, so daß man den Hinterleib, wenn man das Thier gerade von vorn ansieht, gar nicht bemerkt. Die Beine sind verhältnißmäßig zart und fast gleich lang; ihre Hufe sind zierlich gebaut. An den Beugegelenken der Läufe zeigt sich eine nackte Schwiele, wie das Kamel sie besitzt. Die Haut ist sehr dick und, mit Ausnahme des erwähnten Hornkegels, des Halskammes und der Schwanzquaste, überall gleichmäßig behaart. Ein fahles Sandgelb, welches auf dem Rücken etwas dunkler wird und auf der Unterseite ins Weißliche übergeht, bildet die



Die Girafe (Camleopardalis Girafa).

Grundfarbe; auf ihr stehen ziemlich große, unregelmäßig gestaltete, meist eckige Flecken von dunklerer oder lichterer rostbrauner Färbung, und zwar so dicht, daß der helle Grund nur netzartig hervortritt. Am Hals und an den Beinen sind diese Flecken kleiner, als auf dem übrigen Leibe. Die Mähne ist fahl und braun gebändert; die Ohren sind vorn und an der Wurzel weiß, hinten bräunlich. Der Bauch und die Innenseite der Beine sind ungefleckt; die Haarquaste ist dunkelschwarz.

Gegenwärtig bewohnt die Giraffe das mittlere und südliche Afrika oder denjenigen Theil des Landes, welcher etwa zwischen dem 17. Grad nördlicher Breite und dem 24. Grad südlicher Breite liegt. Im Norden beginnt ihre Heimat an der südlichen Grenze der Sahara, im Süden verschwindet sie in der Nähe des Orangenflusses. Wie weit sie von Osten hin in das Innere und nach Westen geht, ist zur Zeit noch nicht ermittelt. Am Kongo und in Senegambien fehlt sie gänzlich, wahrscheinlich weil das Land dort gebirgig ist; denn sie hält sich nur in ebenen Steppengegenden, niemals in den Gebirgen oder in den dichteren Urwäldern auf.

In den schönen südafrikanischen Wäldern nimmt sich die Giraffe freilich ganz anders aus, als in dem engumzäunten Raum eines Thiergartens. Die merkwürdige Uebereinstimmung der Gestalt und allgemeinen Erscheinung eines Thieres mit der Oertlichkeit, in welcher es lebt, macht sich auch hier bemerklich. „Wenn man eine Herde Giraffen", sagt Cumming, „in einem Hain der malerischen und sonnenschirmförmigen Mimosen zerstreut sieht, welche ihre heimischen Ebenen schmücken und an deren letzten Zweigen sie in Folge ihrer gewaltigen Höhe nagen können, müßte man wirklich nicht viel Sinn für Naturschönheiten haben, wollte man den Anblick nicht überaus anziehend finden." Man begegnet der Giraffe hauptsächlich da, wo unzählige, verwitterte Stämme vorkommen, welche, Dank den Flechten, die auf ihnen sich ausbreiten, oft dem langen Hals einer Giraffe täuschend ähneln. „Oft bin ich", fährt der genannte Jäger fort, „über die Anwesenheit eines ganzen Trupps von Giraffen in Zweifel gewesen, bis ich zu meinem Fernglase Zuflucht nahm; sogar meine halbwilden Begleiter mußten bekennen, daß ihre scharfen, geübten Augen zuweilen getäuscht wurden; denn sie sahen bald jene verwitterten Stämme für Giraffen an und verwechselten wiederum wirkliche Giraffen mit den hochbejahrten Bäumen."

Gewöhnlich trifft man die Giraffe in kleinen Trupps von 6 bis 8 Stück; da, wo sich das edle Thier aber sicher weiß, kommt es häufig vor. Cumming spricht von Herden, welche aus 30 bis 40 Stück bestanden haben, meint aber, daß 16 als durchschnittliche Zahl betrachtet werden muß.

Alle Bewegungen der Giraffe haben etwas Sonderbares. Der Gang ist ein langsamer und gemessener Paßschritt, der Lauf wegen des auffallenden Mißverhältnisses der vorderen zur hinteren Höhe und der Höhe zur Länge ein merkwürdig schwerfälliger, lahmer und plumper Galopp, welcher aber, Dank der Weite jedes einzelnen Sprunges, außerordentlich fördert. Wegen der Größe und Schwere des Vordertheils ist das Thier nicht im Stande, sich durch die Kraft der Muskeln allein vorn zu heben; dazu muß eine Zurückbeugung des langen Halses behilflich sein: erst wenn es den Schwerpunkt mehr nach hinten gerückt hat, wird es ihm möglich, zur Sprungbewegung von der Erde loszukommen. Die Giraffe springt, ohne die Vorderbeine zu biegen, und setzt sie mit einer gleichzeitigen Bewegung des Halses nach vorn steif auf; mit einer neuen Bewegung des Halses erfolgt dann der Nachsprung der Hinterfüße. So bewegt sich, wie Lichtenstein sagt, der Hals der springenden Giraffe „im steten Hin- und Herschwung, wie der Mast eines auf den hohen Wellen tanzenden Schiffes". Es gehört ein sehr gutes Pferd dazu, einer eilig laufenden Giraffe nachzukommen, und besonders schwer ist es, sie auf die Dauer zu verfolgen, weil alle übrigen Thiere fast regelmäßig eher ermüden, als sie. Bei ruhigem Gange nimmt sich die Giraffe entschieden am vortheilhaftesten aus: sie hat dann etwas sehr Würdiges und Anmuthiges.

Höchst eigenthümlich ist eine Stellung, welche das Thier annimmt, wenn es Etwas von dem Boden aufnehmen, oder wenn es trinken will. In vielen Beschreibungen wird behauptet, daß die Giraffe zu diesem Ende auf die vorderen Fußwurzelgelenke (Knie) niederfalle. Dies ist aber falsch. Sie bewirkt die Erniedrigung ihres Vordertheils, indem sie beide Vorderläufe so weit aus einander stellt, daß sie bequem mit dem langen Halse auf den Boden herabreichen kann. Wer diese Stellung nicht selbst gesehen hat, hält sie geradezu für unmöglich. Gewöhnlich ruht die Giraffe nur während der Nachtzeit.

Es versteht sich ganz von selbst, daß die Nahrung der Giraffe im Einklange steht mit ihrer Gestalt und ihrem Wesen. Das Thier ist nicht geeignet, Gras vom Boden abzuweiden, um so mehr aber befähigt, das Laub von den Bäumen zu pflücken. Hierbei unterstützt es seine ungemein bewegliche Zunge ganz wesentlich. Wie bekannt, gebrauchen die meisten Wiederkäuer



Die Girafe. (Zu S. 605.)

die Zunge zum Abpflücken ihrer Nahrung; kein Einziger aber bedarf dieses Werkzeug so ausschließlich, wie die Girafe. Was dem Elefanten der Rüssel ist, ist ihr die Zunge. Sie ist im Stande, die kleinsten Gegenstände damit aufzunehmen; sie ist fähig, das zarteste Blatt zu pflücken und in den Mund zu ziehen. „In unserem Thiergarten", sagt Owen, „ist mehr als eine Dame beim Beschauen der Girafen von diesen der künstlichen Blumen beraubt worden, welche ihre Hüte schmücken. Es scheint, daß die Girafe weniger durch den Geruch, als durch das Auge in der Auswahl ihres Futters geleitet würde, und so kommt es oft vor, daß das Thier sich betrügt, wie in den erwähnten Fällen, wo es mit der gewandten Zunge die künstlichen Blumen ergriff und von den Hüten abriß." In der Freiheit sind es hauptsächlich die Zweige, Knospen und Blätter der Mimosen, welche dem Thiere zur Nahrung dienen. Die Kameldorn- und „Warteinbischenmimose" bilden im Süden Afrikas den Hauptbestandtheil ihres Futters, im Norden Afrikas frißt sie die gewöhnlichen oder die Karratmimosenblätter und entlaubt besonders gern die Schlingpflanzen, welche in so reicher Fülle die Bäume der Wälder in jenen Gegenden umhüllen. Bei frischer Nahrung kann sie, wie das Kamel, lange Zeit des Wassers entbehren; in der trockenen Jahreszeit aber, wo die Bäume größtentheils ihres Blätterschmucks beraubt sind und die hohen, verdorrten Gräser ihr dürftige Kost bieten, geht sie oft meilenweit nach den pfuhligen Wasserbecken oder zu den übrig gebliebenen Tümpeln der während der Regenzeit fließenden Ströme herab, um sich zu tränken.

Das geistige Wesen stellt die Girafe sehr hoch. Sie ist im Verhältniß zu ihrer Größe ein höchst gutmüthiges, friedliches und sanftes Thier, welches nicht blos verträglich mit seines Gleichen, sondern auch mit anderen Thieren lebt, so lange diese ihr nicht beschwerlich oder gefährlich werden. Im Nothfall weiß sie sich recht gut zu vertheidigen, — nicht mit ihren Hörnern, welche überhaupt blos zum Staate zu dienen scheinen, sondern mit kräftigen Schlägen ihrer langen, sehnigen Füße.

Ueber die Fortpflanzung der Girafe hat erst die Neuzeit uns belehrt. Die seltenen Thiere haben in den Thiergärten von London und Wien Junge geworfen. Aus den bisherigen Beobachtungen geht hervor, daß die Paarung im März oder Anfangs April, der Wurf im Mai oder Juni stattfindet, die Dauer der Tragzeit also 431 bis 444 Tage, oder 14¼ bis 14½ Monate beträgt.

Jagd und Fang alter Giraffen haben ihre große Schwierigkeiten. Der Franzose Thibaut, ein mir wohlbekannter Bewohner Kordofahns, brachte im Jahre 1834 seit vielen Jahrhunderten

wieder die ersten lebenden Girafen nach Europa. Er hatte die Thiere in den Steppen Kordofahns gejagt und gefangen.

Vielfach ist die Verwendung der erlegten Girafe. Man benutzt die Haut zu allerlei Lederwerk, die Schwanzquaste zu Fliegenwedeln, die Hufe zu Hornarbeiten und genießt das vortreffliche Fleisch. Noch lieber sieht man es, wenn man eine Girafe lebend bekommen kann. Ueberall hat man das auffallende Thier gern, überall freut man sich, es um sich zu haben. In den innerafrikanischen Städten sieht man oft ein paar Girafenhäupter über die hohen Umfangsmauern eines Gartens hervorragen, und nicht selten begegnet man in der Nähe von Ortschaften gezähmten Thieren, welche nach Belieben umhergehen. Bei unserer Ankunft in Karkodj, einer Ortschaft am blauen Flusse, kam zuerst eine Girafe an unsere Barke, gleichsam in der Absicht, uns zu begrüßen. Sie ging vertraulich auf uns zu, trat dicht an unser Bot heran, fraß uns Brod und Durrahkörner aus der Hand und behandelte uns so freundlich, als wären wir ihre alten Bekannten. Gar bald merkte sie, wie große Freude wir an ihr hatten; denn sie kam nun alle Tage, solange wir uns in der Nähe dieser Ortschaft aufhielten, mehrmals zu uns, um sich liebkosen zu lassen. Der arabische Name „Serahfe" — die Liebliche — welchen unser Wort Girafe verstümmelt wiedergibt, wurde mir verständlich.

Leider ertragen die nach Europa gebrachten Girafen die Gefangenschaft nur bei bester Pflege längere Zeit. Die meisten gehen an einem eigenthümlichen Knochenleiden zu Grunde, welches man „Girafenkrankheit" genannt hat.

* * *

(Antilopen.) Wenn alle die Thiere, welche wir hier zur fünften Familie rechnen, so anmuthige Geschöpfe wären, wie die Gazellen es sind, müßte man dieser Abtheilung unbedingt den ersten Rang von der ganzen Ordnung anweisen oder ihr wenigstens den Preis der Schönheit zuerkennen. Allein gerade unter den Antilopen gibt es einzelne Gestalten, welche von den Laien nimmermehr als nahe Verwandte jenes lieblichen Wüstenthieres angesehen werden würden. Der Name Antilope ist ganz geeignet, nur an äußerst schöne Gestalten, zarte und feine Thiere denken zu lassen, und der Laie ist deshalb geneigt, die plumpen und schweren Mitglieder unserer Familie lieber zu den Rindern, als zu den Antilopen zu rechnen.

Im allgemeinen kann man die Antilopen als schlankgebaute, hirschähnliche Thiere mit kurzem, fast immer eng anliegendem Haarkleid und mehr oder minder gewundenem Gehörn bezeichnen, welches zumeist beiden Geschlechtern zukommt. Die verschiedenen Arten ähneln sich im ganzen außerordentlich, und nur die Bildung der Hörner, der Hufe und des Schwanzes, sowie einzelne Abänderungen im Haarkleid geben sichere Unterscheidungskennzeichen. Aber die Anzahl der Antilopen ist so groß, daß die Grenzglieder der Reihe kaum noch Aehnlichkeit mit einander zu haben scheinen.

Ganz Afrika, Mittel- und Südasien, Mittel- und Südeuropa und Nordamerika sind die Heimat der zierlichen Thiere. Es ist bekannt, daß die meisten Arten die großen Steppen warmer Länder bewohnen; aber wir wissen auch, daß die Gemse, das gewandte Kind unseres Hochgebirges, zu den Antilopen gehört. Jede Art scheint ein bestimmtes Lieblingsfutter zu haben, und dieses bedingt dann ihren Aufenthalt, solange der Mensch nicht eingreift und die scheuen und flüchtigen Thiere in andere Gegenden treibt. Die meisten lieben die Ebene, einige aber ziehen das Hochgebirge entschieden der Tiefe vor und steigen bis zur Grenze des ewigen Schnees empor.

Die Nahrung besteht nur in Pflanzenstoffen, hauptsächlich in Gräsern und Kräutern, in Blättern, Knospen und jungen Trieben. Einige sind so genügsam, daß ihnen die dürftigste Nahrung hinreichend erscheint; selbst Baumflechten werden von manchen Arten gefressen. Bei frischer grüner Nahrung können die meisten lange dürsten, die in der dürren Wüste lebenden wenigstens mehrere Tage.

Man darf die Antilopen nützliche Thiere nennen und braucht keine Ausnahme zu machen. An den Orten, wo sie leben, bringen sie selten erheblichen Schaden; wohl aber nützen sie durch ihr Fleisch, durch ihr Gehörn und durch ihr vortreffliches Fell. Sie sind deshalb ein Gegenstand der eifrigsten Jagd bei allen Völkern, die mit ihnen die gleiche Heimat theilen. Noch größer aber dürfte der Gewinn sein, den sie dem Menschen gewähren durch die Freude an ihrer Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit und durch das außerordentliche Vergnügen, welches ihre Jagd bereitet. Manche Antilopen sind seit uralter Zeit hoch berühmt, sie sind von Dichtern und Reisenden laut gepriesen worden, und nicht blos ihrer Schönheit halber; und wegen einer



Die eigentliche Hirschziegenantilope (Cervicapra bezoartica).

anderen setzt ja heute noch der Alpenjäger hundert Mal sein Leben ein: er betreibt die Jagd mit einer Leidenschaft, welche schwerlich ihres Gleichen finden würde. In derselben Weise fühlt sich der Mensch zu allen anderen Antilopen hingezogen. Dazu kommt noch, daß die meisten, wenigstens in ihrem Vaterlande, die Gefangenschaft leicht und dauernd aushalten, sich in derselben fortpflanzen und ihren Herrn durch ihre Zahmheit und Zutraulichkeit sehr erfreuen.

Eine Sippe, welche uns näher angeht, als die meisten anderen, ist die der Hirschziegenantilopen (Cervicapra). Man versteht darunter schlank gebaute Thiere mit runden, nach auf- und rückwärts gerichteten, schraubenförmig gedrehten und geringelten, fast geraden Hörnern, welche aber blos dem Männchen zukommen.

Die eigentliche Hirschziegenantilope (Cervicapra bezoartica) spielt in der indischen Götterlehre eine wichtige Rolle. Sie nimmt in dem Thierkreise der Hindus die Stelle des Steinbocks ein und ist nebst vielen anderen Arten der Göttin Tschandra oder dem Monde geheiligt. Im Sanskrit heißt sie Ena, die Gefleckte; gegenwärtig trägt sie den Namen Safin oder Safi. Unzählige Gedichte preisen und rühmen ihre Schönheit. Sie hat viel Aehnlichkeit mit unserem Damhirsch, ist aber etwas kleiner, schlanker und weit zierlicher, als dieser. Das Gehörn wird bis 16 Zoll lang, ist nach vorn und rückwärts gerichtet fast gerade, jedoch drei Mal schwach ausgebeugt und schraubenförmig gedreht. An der Wurzel stehen beide Stangen nahe zusammen, an der Spitze ungefähr elf Zoll von einander entfernt. Je nach dem verschiedenen Alter sind die Hörner stärker oder schwächer und nahe der Wurzel mit mehr oder weniger ringförmigen Erhabenheiten versehen. Bei alten Thieren zählt man mehr als dreißig solcher Wachsthumsringe. Ihre Zahl steht aber nicht in einem geraden Verhältniß zu dem Wachsthum. Alte Männchen sind fast schwarz, die Weibchen mehr grau; junge Thiere sind braun und rostroth, die Unterseite ist weiß.

Der Sassi bewohnt Vorderindien, namentlich Bengalen, und lebt in Herden von fünfzig bis sechzig Stück, welche von einem alten dunkelfarbigen Bocke angeführt werden. Unter allen

Umständen ziehen die Thiere offene Gegenden den bedeckten vor; denn sie sind stets im hohen Grade für ihre Sicherheit besorgt. Kapitän Williamson erzählt, daß immer einige junge Männchen und auch alte Weibchen zum Vorpostendienst beordert werden, wenn sich die Herde an einem Lieblingsplatze zum Weiden anschickt. Namentlich Büsche, hinter denen sich Jäger heranschleichen und verstecken können, werden von diesen Wachen aufs sorgfältigste beobachtet. Es würde Narrheit sein, versichert dieser Beobachter, Windhunde nach ihnen zu hetzen, denn nur, wenn man sie überrascht, ist einiger Erfolg zu erwarten; sonst ergreifen sie augenblicklich die Flucht und jagen in wahrhaft wundervollem Laufe dahin. „Die Höhe und Weite ihrer Sprünge versetzt Jedermann in Erstaunen; denn sie erheben sich mehr als 12 (?) Fuß über den Boden und springen 20 bis 30 (?) Fuß weit, gleichsam als ob sie den nachsetzenden Hund verspotten wollten." Deshalb denken die indischen Fürsten auch nicht daran, sie mit Hunden zu jagen; sie baizen sie mit Falken oder lassen sie vom schlauen Tschitta oder Jagdleoparden fangen, wie Dies in Persien gewöhnlich ist.

Jung eingefangene Sassis werden außerordentlich zahm. Sie halten die Gefangenschaft jahrelang aus, selbst in Europa, vertragen sich vortrefflich mit ihres Gleichen und anderen hirschähnlichen Thieren und erfreuen durch ihre Zuthunlichkeit und Anhänglichkeit. Am besten halten sie sich, wenn man ihnen freien Spielraum gibt. In größeren Parks gewähren sie wegen ihrer außerordentlichen Anmuth und Zierlichkeit ein prächtiges Schauspiel. In Indien wird der Sassi als ein heiliges Thier oft zahm gehalten. Frauen werden mit der Pflege des Halbgottes betraut. Sie tränken ihn mit Milch; Musiker spielen ihm Tonstücke vor. Nur die Braminen dürfen sein Fleisch genießen. Aus seinen Hörnern bereiten sich die Geistlichen und Heiligen der Hindus eigenthümliche Waffen.

Bezoarkugeln, welche man im Magen dieser Antilope und in dem vieler anderen Wiederkäuer findet, gelten als besonders heilkräftige Arzneimittel und finden vielfache Anwendung.

Zu derselben Gruppe rechnet man die Steppenantilope (Cervicapra Saiga), eine der wenigen Arten, welche Europa bewohnen. Sie ist ein Thier von der Größe des Damhirsches mit weit über den Unterkiefer hinausragender und sehr beweglicher Nase, kurzen und breiten Ohren und kurzer Schnauze. Das dichte, gerade, weiche, an dem Nacken, Rücken und der Kehle etwas verlängerte Haar ist am Kopf und Hals aschgrau, auf Schulter, Rücken, Seite und Hüfte schmuzigweiß oder gelbgrau, am Bauche und an der Innenseite der Beine glänzendweiß, auf der Rückenmitte aber dunkelbraun.

Die Saiga findet sich in den Steppen Osteuropas von der polnischen Grenze an bis zum Altai, lebt gesellig, sammelt sich gegen den Herbst in Herden von mehreren tausend Stück, wandert nach wärmeren Steppen und kehrt von dort aus im Frühjahr rudelweise zurück. Im Oktober kämpfen die Böcke unter lautem Geschrei eifersüchtig um die Ricken. Im Mai setzt das alte Thier ein einziges Kalb, welches der Mutter nicht gleich folgen kann und deshalb oft von den Nomaden weggenommen wird. Schon im ersten Monate treiben bei den Böcken die Hörner hervor, im vierten haben sie, wie die Schmalthiere, bereits ihre halbe Größe. Die Steppenantilopen sind, wie die meisten Wiederkäuer, außerordentlich begierig auf Salz und gehen demselben stundenweit nach.

Das südafrikanische Mitglied der Hirschziegenantilopen ist der Pallah (Cervicapra melampus), ein schönes, leicht gebautes, aber großes Thier von 6 Fuß Länge und 3 Fuß Höhe mit langem, schwarzen Gehörn, ziemlich langem Gehör und über fußlangem Wedel, von rostrother oder tieffalber Hautfärbung, welche auf Bauch, Brust und Innenseite der Schenkel und Ohren in Weiß übergeht.

Auch der Pallah lebt in ziemlich starken Rudeln, zuweilen unter den Herden der Springböcke, gewöhnlich aber allein. Die Stärke der Rudel ist sehr verschieden; einzelne Jäger sprechen von Hunderten, welche sie zusammen gesehen haben wollen. Ueber das Leben der Thiere fehlen eingehende Berichte. Als auffallend wird hervorgehoben, daß die flüchtigen Trupps gewöhnlich eine lange, sogenannte indische Reihe einnehmen.

Die Gazellen (Gazella) sind schlanke, höchst anmuthige Antilopen mit geringelten leierförmigen Hörnern, Thränengruben, Leistenbälgen, langen, spitzen Ohren, kleinen Afterklauen und zwei Zitzen. Ihr Schwanz ist kurz und an der Spitze bequastet; anderweitige Haarbüschel



Die Gazelle (Gacella Dorcas).

stehen nur an der Handwurzel. Beide Geschlechter sind gehörnt. Unglaubliche Anmuth, große Heiterkeit, eine wahrhaft wunderbare Beweglichkeit sind Vorzüge dieser Thiere anderen Antilopen gegenüber; denn nur noch wenige Gruppen der Familie besitzen dieselben Gaben in derselben glücklichen Vereinigung.

Eine Gazelle in der Wüste ist ein herrliches, dichterisches Bild. Deshalb ist es kein Wunder, daß schon seit alten Zeiten die morgenländischen Dichter mit aller Glut ihrer Seele das liebliche Wesen besungen haben. Selbst der Fremdling aus den Ländern des Abends, welcher die Gazelle in ihrer Freiheit sieht, muß es verstehen, warum sie gerade den Morgenländern als ein so hoch befreundetes Wesen erscheint; denn auch über ihn kommt ein Hauch jener Glut, welche zu den feurigsten Lobliedern dieses Thieres die Worte läuterte und die Reime flüssig werden ließ. Das Auge, dessen Tiefe das Herz des Wüstensohns erglühen und erblühen macht, vergleicht er mit jenem der Gazelle; den schlanken weißen Hals der Geliebten weiß er nicht schmückender zu bezeichnen, als wenn er ihn dem Halse jenes Thieres gleichstellt. Die Gazelle bleibt auch dann noch im Herzen, wenn sie dem Auge entschwindet. Sie übt einen Zauber aus auf Jedermann und beweist so recht verständlich, wie groß die Gewalt der Schönheit ist. Dieser Schönheit und Anmuth halber weihten sie die alten Egypter ihrer erhabenen Gottheit Isis und opferten die Kälber der Götterkönigin. Ihre Schönheit ist es, welche dem Dichter des hohen Liedes zum Bilde dienen muß; denn sie ist „das Reh" und „der junge Hirsch", mit denen der Freund verglichen wird; sie ist das Reh oder die Hindin des Feldes, bei denen die Töchter Jerusalems beschworen werden. Für die schönsten Reize des Weibes nach morgenländischen Begriffen hat jener Dichter nur den einen Vergleich: sie sind ihm „wie zwei junge Rehzwillinge, die unter den Rosen weiden". Die arabischen Dichter aller Zeiten und die heutigen auch noch finden gar nicht Worte, die Gazelle gehörig zu schildern. Die ältesten Werke dieses Volkes preisen sie, und die Minnesänger auf den Straßen rühmen noch heutigen Tages ihre Schönheit.

Die Gazelle (Gacella Dorcas) erreicht nicht ganz die Größe unseres Rehes, ist aber viel zarter und schlanker gebaut, als dieses und auch schöner gezeichnet. Alte Böcke messen 3½ Fuß, mit dem Schwanze vier Fuß in der Länge und sind am Widerrist über zwei Fuß hoch. Der Körper ist gedrungen, erscheint aber der hohen Läufe wegen schmächtig; der Rücken ist schwach gewölbt, am Kreuz höher gestellt als am Widerrist; der Schwanz ist kurz, an der Spitze stark behaart. Die Beine sind außerordentlich zart, schlank und höchst zierlich behuft. Auf dem gestreckten Halse sitzt der mittellange Kopf, welcher hinten breit und hoch, nach vorn verschmälert und an der Schnauze schwach gerundet ist; die Ohren haben etwa dreiviertel der Kopfeslänge; die Augen sind groß, feurig und lebhaft, und haben einen fast runden Stern; die Thränengruben sind von mittler Größe. Das Gehörn ist nach dem Geschlecht ziemlich verschieden. Der Bock trägt immer stärkere Hörner als die Ricke, und die Wachsthumsringe sind dort stets mehr ausgeprägt als hier und geben nur bedingt den Maßstab für das Alter.

Aeußerst schmuck ist das Kleid der Gazelle. Die vorherrschende Färbung ist ein sandfarbiges, prächtiges Gelb, welches aber gegen den Rücken hin und auf den Läufen in ein mehr oder weniger dunkles Rothbraun übergeht. Ein noch dunklerer Streifen verläuft längs der beiden Leibesseiten und trennt die blendend weißgefärbte untere Seite von der dunkleren oberen.

Nordostafrika ist die Heimat der Gazelle. Sie reicht von der Berberei an bis nach dem steinigten Arabien und von der Küste des Mittelmeeres bis an die Berge Abissiniens und in die Steppen des inneren Afrika. Der ganze Wüstenzug und das ihn begrenzende Steppengebiet kann als ihre Heimat betrachtet werden. Je pflanzenreicher die Einöde ist, um so häufiger findet man das Thier; jedoch ist bei dieser Angabe festzuhalten, daß eine pflanzenreiche Gegend nach afrikanischen Begriffen von einer gleichbezeichneten in unserem Klima sehr verschieden ist. Man würde sich sehr irren, wenn man die Gazelle in wirklich fruchtbaren Thalniederungen als ständigen Bewohner vermuthen wollte; solche Strecken berührt sie nur flüchtig, ungezwungen wohl kaum. Sie zieht die Niederungen den durchglühten Hochebenen vor, aber nur die Niederungen der Wüste: in Flußthälern findet man sie ebenso selten, als auf dem Hochgebirge. Mimosenhaine und noch mehr jene sandigen Gegenden, in denen Hügelreihen mit Thälern abwechseln und die Mimosen überall sich finden, ohne eigentlich einen Hain oder Buschwald zu bilden, sind ihre Lieblingsplätze, weil die Mimose als ihre eigentliche Nährpflanze angesehen werden muß. In den Steppen kommt sie ebenfalls und zwar an manchen Orten sehr häufig vor; allein auch hier bevorzugt sie dünnbestandene Buschgegenden vor dem wogenden Halmenwalde. Man sieht Rudel von vierzig bis funfzig Stücken, auch kleine Trupps von zwei, drei, bis acht Stücken, sehr oft auch einzelne.

Jeder Reisende, welcher auch nur auf einige Stunden hin die Wüste durchzieht, kann eine Gazelle zu sehen bekommen: und wer erst ihre Lebensweise kennt, findet sie mit Sicherheit in allen Theilen ihres Heimatskreises auf. Sie ist ein echtes Tagthier und zeigt sich also gerade zur günstigsten Zeit dem Auge. Nur während der größten Hitze des Tages, in den Mittagsstunden bis etwa vier Uhr Abends, ruht sie gern wiederkäuend im Schatten einer Mimose; sonst ist sie fast immer in Bewegung. Aber sie ist nicht so leicht zu sehen, als man wohl glauben möchte; die Gleichförmigkeit ihres Kleides mit der herrschenden Bodenfärbung erschwert ihr Auffinden. Schon auf eine Viertelstunde hin entschwindet sie unserem schwächlichen Gesichte, während die Falkenaugen der Afrikaner sie oft in mehr als meilenweiter Entfernung noch wahrnehmen. Gewöhnlich steht der Trupp unmittelbar neben oder unter den niederen Mimosenbüschen, deren Kronen sich von unten aus schirmförmig nach oben ausbreiten und somit den Thieren unter ihnen ein schützendes Dach gewähren. Die wachhabende Gazelle äßt sich, die anderen liegen wiederkäuend oder sonst sich ausruhend unweit von ihr. Nur die stehende fällt ins Auge; die liegende gleicht einem Stein der Wüste so außerordentlich, daß selbst der Jäger sich oft täuschen kann.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Gazelle ein in jeder Hinsicht hoch begabtes Thier ist. Sie ist so bewegungsfähig, wie irgend eine andere Antilope, dabei lebhaft, behend und überaus anmuthig. Ihr Lauf ist außerordentlich leicht; sie scheint kaum den Boden zu berühren. Ein flüchtiges Rudel gewährt einen wahrhaft prachtvollen Anblick: selbst wenn die Gefahr ihm nahe kommt, scheint es noch mit seiner herrlichen Befähigung zu spielen. Oft springt mit zierlichen Sätzen von vier bis sechs Fuß Höhe eine Gazelle, gleichsam aus reinem Uebermuth, über die andere hinweg, und ebenso oft sieht man sie über Steine und Büsche setzen, welche ihr gerade im Wege liegen, aber sehr leicht umgangen werden könnten. Alle Sinne sind vortrefflich ausgebildet. Die Gazelle wittert ausgezeichnet; sie äugt scharf und vernimmt weit. Dabei ist sie klug, schlau und selbst listig; sie besitzt ein vortreffliches Gedächtniß und wird, wenn sie Erfahrung gemacht hat, immer verständiger. Ihr Betragen hat sehr viel Liebenswürdiges. Sie ist ein harmloses und etwas furchtsames Geschöpf, keineswegs aber so muthlos, als man gewöhnlich glaubt. Unter dem Rudel gibt es Streit und Kampf genug, zumal unter den Böcken. Mit allen übrigen Thieren lebt die Gazelle in Frieden; deshalb sieht man sie auch gar nicht selten in Gesellschaft mit anderen ihr nahestehenden Antilopen.

Man kann nicht eben sagen, daß die Gazelle scheu wäre; aber sie ist vorsichtig und meidet jeden ihr auffallenden Gegenstand oder jedes ihr gefährlich scheinende Thier mit großer Sorgfalt.

Die Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse Nordostafrikas bedingt auch eine sehr verschiedene Brunstzeit der Gazellen. Im Norden fällt sie etwa in die Monate August bis Oktober; in den Gleicherländern beginnt sie erst Ende Oktobers und währt dann bis Ende Dezembers. Im Norden setzt die Ricke Ende Februars oder Anfangs März, im Süden zwischen den Monaten März und Mai, also nach etwa fünf- oder sechsmonatlicher Tragzeit, ein einziges Kalb. Das zur Welt gekommene Kalb ist in den ersten Tagen seines Lebens ein höchst unbehilfliches Geschöpf, und daher kommt es auch, daß sehr viele junge Gazellen von den flinken Arabern und Abissiniern mit den Händen gefangen werden.

Jung ins Haus gebrachte Gazellen werden nach wenig Tagen sehr zahm und ertragen leicht die Gefangenschaft, zumal in ihrer Heimat. In den europäischen Häusern der größeren Städte Nord- und Ostafrika's sieht man regelmäßig gezähmte Gazellen, und unter ihnen findet man viele, welche sich so an den Menschen gewöhnt haben, daß sie als echte Hausthiere angesehen werden können. Sie folgen ihrem Herrn wie Hunde nach, kommen in die Zimmer herein, betteln bei Tisch um Nahrung, machen Ausflüge in die benachbarten Felder oder in die Wüste und kehren gern und freudig wieder nach Hause zurück, wenn der Abend kommt, oder wenn sie die geliebte Stimme ihres Pflegers vernehmen. Auch bei uns zu Lande kann man die Gazelle Jahre lang am Leben erhalten, falls man ihr die nöthige Pflege angedeihen läßt. Wie zu erwarten ist, müssen die höchst empfindlichen Kinder des Südens vor allen Einflüssen der rauhen Witterung, besonders während des Winters, sorgfältig behütet werden. Ein warmer Stall für den Winter, und eine größere Parkanlage für den Sommer sind deshalb zu ihrem Wohlbefinden unentbehrlich. Ein Rudel Gazellen verleiht jedem größeren Garten oder Park eine Zierde, welche schwerlich von einer anderen übertroffen werden kann. Ueberall, wo man solche gefangene Gazellen gut hält, kann man sie zur Fortpflanzung bringen, im Süden natürlich leichter, als in unserem rauhen Norden.

Die Gazelle bildet in ihrer Heimat einen Gegenstand der eifrigsten, ja, der leidenschaftlichsten Jagd. Alle Völkerschaften, welche mit ihr denselben Wohnkreis theilen, wetteifern mit

einander in Ausführung dieses herrlichen Vergnügens. Der edle Perser und der vornehme Türke jagen die Gazellen mit derselben Lust, wie der Beduinenhäuptling und der Sudahnese. Im Norden bildet das Feuergewehr die Hauptwaffe; aber in Persien oder im Herzen der Wüste baizt man sie, die Flüchtige, mit dem noch schnelleren Falken, oder hetzt sie mit den Windhunden, welche der Gazelle an Zierlichkeit des Baues und an Schnelligkeit ebenbürtig genannt werden müssen, zu Tode. Ich habe in Egypten oft genug die hohen Herren, mit den Falken auf der Faust, zur Gazellenjagd hinausreiten sehen, aber zufällig niemals Gelegenheit gehabt, einer dieser Jagden beizuwohnen. Hasselquist beschreibt sie. Er ritt in Palästina mit einigen Arabern zur Baizjagd hinaus. Der eine Jäger, mit dem Falken auf der Hand, sprengte auf die Gazelle hin und ließ den königlichen Räuber steigen, so oft er ein Stück Wild bemerkte. Der Falk stieg erst in die Höhe und flog, nachdem er die Gazelle gesehen, wie ein Pfeil auf sein Opfer zu, zog einige Kreise um dessen Kopf, schoß dann plötzlich hernieder und schlug die Fänge der einen Hand in die Backen, die der anderen in die Kehle ein. Mehr als zwei Mann hoch sprang die Gazelle auf, und glücklich schüttelte sie ihren Feind ab. Dieser aber folgte ihr, verwundete sie noch einmal und schlug endlich seine Klaue so glücklich in ihren Hals, daß er sie festhalten, verwirren und betäuben konnte, hierdurch dem Jäger Zeit gebend, herbeizukommen, um dem gehetzten Wild die Gurgel abzuschneiden. Als Beuterecht wurde dem Falken das geronnene Blut zuerkannt. Gerade dieser Jagd wegen stehen die Falken bei den Beduinen in demselben hohen Ansehen, wie die Windhunde: ein gutgeschulter Stößer wird von den Großen der Wüste mit zwei oder drei Kamelen bezahlt.

Noch spannender vielleicht ist die Jagdweise der Araber Westafrikas; doch will ich mir deren Beschreibung bis zur Schilderung der Mendes aufbewahren. In einigen Gegenden Nordafrikas verfolgen die gut berittenen Jäger die Gazelle und suchen sie von ihren ausdauernden Pferden herab zu erlegen. Dies ist kein leichtes Stück; denn so schnellfüßig auch die Rosse der Wüste, so schwer wird es ihnen, welche doch einen Reiter tragen müssen, dem flüchtigen Wilde nachzukommen. Nach langer Hatze, welche abwechselnd von Mehreren geführt wird, nähern sich aber doch die Reiter und, wenn sie einmal bis zu einer gewissen Entfernung an das abgemattete Thier herangekommen sind, ist dieses verloren. Sie schleudern ihm mit der größten Sicherheit starke Knüppel zwischen die Läufe und brechen diesen fast regelmäßig einen der Knochen entzwei. Dann ist es kein Kunststück weiter, das arme, verwundete Geschöpf mit den Händen zu greifen.

Ich habe die Gazellenjagd nur mit der Büchse betrieben und mehr als ein Mal an einem Tage sechs Stück erlegt, auch wenn ich es mit schon Gewitzigten zu thun hatte. Der Pirschgang führt unbedingt am sichersten zum Ziele. Wenn wir einen Trupp Gazellen stehen sahen, ritten wir ruhig unseres Weges weiter und so nahe, als es uns passend erschien, an die Gazellen heran. Dann sprang Einer von uns hinter einem Busche vom Maulthier, übergab dieses dem begleitenden Diener und schlich nun, oft kriechend, mit sorgfältiger Beobachtung des Windes an das Wild heran. Der Andere zog immer seines Weges fort, weil wir sehr bald erfahren hatten, daß die Gazelle auf Reiter weit weniger achtet, als auf Fußgänger. Der Jagende benutzte natürlich seine Zeit so gut als möglich und konnte auch in den meisten Fällen von einem der dichteren Büsche aus einen glücklichen Schuß thun, in der Regel nicht weiter, als auf neunzig bis hundertfünfzig Schritte.

In Kordofahn und anderen innerafrikanischen Ländern legt man sich mehr auf den Fang, als auf die Jagd der Gazelle. Man stellt nämlich in geringen Abständen auf dem oft begangenen Wechsel sogenannte Teller auf und umgibt jeden einzelnen mit einer Schlinge, welche an einem starken Knüppel befestigt ist. Die Teller bestehen aus einem vielfach durchbohrten Reifen, durch welchen dicht neben einander Stäbchen gesteckt werden. Letztere laufen nach dem Mittelpunkt des Reifes zu, sind etwas nach unten gerichtet und da, wo sie inmitten des Reifes zusammenstoßen, scharf zugespitzt. Jeder Teller wird über eine kleine Grube gelegt, welche man im Sande ausgescharrt und durch ein reifenartig zusammen gebogenes breites Rindenstück ausgekleidet hat, damit sich die Grube nicht wieder mit Sand ausfüllt. Die Gazelle, welche ruhig ihres Weges wandelt, tritt auf den Teller, der glatte Huf rutscht auf den biegsamen Stäbchen nach der tieferen Mitte herab, dringt dort durch, sinkt tief in die Grube hinein und hat nun einen höchst unangenehmen Kranz am Laufe, dessen Spitzen ein unerträgliches Jucken verursachen. Hierüber entrüstet, sucht sie durch Schnellen mit den Läufen von dem Anhängsel sich zu befreien und zieht gerade hierdurch die Schlinge zu, aus welcher sie sonst den Fuß ungefährdet entfernt haben würde. Geängstigt, wie sie ist, beginnt sie rascher zu laufen, aber der Knüppel, welcher hinten nachfolgt, flößt ihr bald das höchste Entsetzen ein; sie eilt so schnell

als möglich davon, der Knüppel kommt in raschere Bewegung und schlägt ihr schließlich einen der Läufe entzwei. Die nun Fluchtunfähige gelangt leicht in die Gewalt des Menschen. Der Jäger, welcher seine Fallen untersucht, bemerkt sehr bald, daß eine ihren Zweck erfüllt hat und setzt jetzt seine leichten, schnellen Windhunde auf die Spur oder folgt dieser selbst, weil ja der nachschleifende Knüppel sie deutlich genug bezeichnet.

Mit den Gazellen haben die Springböcke (Antidorcas) große Aehnlichkeit. Der Unterschied zwischen beiden besteht hauptsächlich darin, daß letzteren die Kniebüschel der ersteren fehlen. Das bekannteste Thier dieser Gruppe ist der eigentliche Springbock, Prunk- oder Zugbock, Pronkbock, Treckbock (Antidorcas Euchore), welcher den Süden Afrikas in ungeheuren Herden bevölkert. Er erreicht etwa 2½ Fuß Höhe, gegen 4½ Fuß Länge und trägt leierförmig gekrümmte, schwarze, 20 bis 40 Mal geringelte Hörner; das Haarkleid ist fein, oben von lebhaft zimmtbrauner Färbung, an der Unterseite dagegen weiß. Ein weißer Streifen verläuft über den Rücken.

Alle Reisenden, welche den Süden Afrikas besuchten, sind einstimmig in der Bewunderung der ungeheuren Zahl, in welcher die Springböcke zuweilen auftreten.

Im Norden des Kaplandes liegen, wie uns Steckenstäfe berichtet, ausgedehnte, quellenlose Ebenen, in welchen der Mensch nur während der Regenzeit wohnen kann. Am Ende derselben bleiben noch Tümpel schlechten Wassers übrig, welche dem Wilde genügen. Auf diesen unabsehbaren Flächen sammeln sich die Springböcke, bis Alles im buchstäblichen Sinne davon wimmelt. Wenn nun, wie es etwa alle vier oder fünf Jahre geschieht, anhaltende Dürre eintritt und die Tümpel austrocknen, treibt der Mangel die Millionen von Thieren südwärts nach dem Kaplande, und dort brechen sie ein, Alles verheerend und vernichtend, was grün ist. Erst wenn es wieder regnet und das verbrannte Land sich von neuem mit Pflanzen bedeckt, ziehen sie in ihre friedlichen Ebenen zurück. Tausende und andere Tausende vereinigen sich zu diesen sonderbaren Pilgerschaften oder „Treckbocken", wie die holländischen Boers sie nennen, und die Schwärme wachsen an, wie die der Heuschrecken.

„Jeder Reisende", sagt Kapitän Gordon Cumming, „welcher die ungeheuren Massen, in denen der Springbock bei seinen Wanderungen erscheint, gesehen hat, wie ich, und von Dem, was er gesehen, eine wahrhaft getreue Beschreibung gibt, muß fürchten, Unglauben zu ernten: so wunderbar ist der Anblick der wandernden Herde. Treffend und richtig hat man sie mit den verheerenden Heuschreckenschwärmen verglichen, welche dem Wanderer in diesem Lande der Wunder so gut bekannt sind; ebenso wie diese verzehren sie alles Grün auf ihrem Wege in wenigen Stunden und vernichten in einer einzigen Nacht die Frucht des langjährigen Fleißes eines Landwirths."

„Am 28. Dezember hatte ich die Freude, zum ersten Male einen Treckbocken zu sehen. Es war dieses, glaube ich, in Bezug auf Jagdthiere, das großartigste, gewaltigste Schauspiel, welches ich jemals gehabt habe. Seit ungefähr zwei Stunden vor Tagesanbruch hatte ich wach in meinem Wagen gelegen, und auf das Grunzen der Böcke gehört, welches ich in einer Entfernung von ungefähr zweihundert Schritten wahrnahm. Ich glaubte, daß irgend eine große Herde von Springböcken neben meinem Lager grase; als es aber hell geworden und ich aufwachte, sah ich die ganze Ebene buchstäblich mit einer ungeheuren Herde dieser Thiere bedeckt. Sie zogen langsam hin und her. Von einer Oeffnung in der langen Hügelreihe gegen Westen, durch welche sie wie das Wasser eines großen Flusses zu strömen schienen, erstreckten sie sich bis an eine Anhöhe, ungefähr eine Meile nordöstlich, hinter welcher sie verschwanden."

„Ich stand beinahe zwei Stunden auf dem Vorderkasten meines Wagens, verloren in Erstaunen. Endlich sattelte ich mein Pferd, nahm meine Büchse, ritt mit den Nachreitern mitten unter die Thiere hinein und feuerte, bis 14 Stück gefallen waren."

„So ungeheuer und überraschend die Herde von Springböcken war, die ich an diesem Morgen sah, so war sie doch noch bei weitem von Dem übertroffen, was ich abends erblicken sollte. Denn als wir über die niedere Hügelkette hinwegkamen, durch deren Paß die Springböcke geströmt waren, sah ich die Ebene und sogar die Hügelabhänge, welche sich ringsum hinzogen, dicht, nicht mit Herden, sondern mit einer einzigen Masse von Springböcken bedeckt. So weit das Auge reichte, wimmelte die Landschaft von ihnen, bis sie endlich in ein undeutliches rothes Wirrsal lebendiger Geschöpfe verschwammen."



Der eigentliche Springbock (Antidorcas Euchore).

Auch Le Vaillant spricht von Herden von 10 bis 15,000 Stück, welche von Löwen, Leoparden, Luchsen und Hyänen verfolgt werden, und Kretschmar erzählt von Massen, die er nach Millionen schätzt. Derselbe ritt während einer Dürrung, welche schon über Jahresfrist angehalten hatte und zahlreiches Vieh tödtete, mit den holländischen Bewohnern vor Tagesanbruch nach einem Paß, durch welchen muthmaßlich Scharen von Springböcken ins Land hereinbrechen wollten. Bald kamen die Vorposten der Böcke, zu zwei und drei, zu zehn und zwanzig, dann zweihundert und vierhundert; endlich drängte sich der ganze Paß dicht voll, und über ihnen wirbelten Staubwolken und schwärmten Geier. Die Hunde wurden losgelassen und verschwanden unter der Masse; die Schüsse krachten. In kurzer Zeit waren mehr als zweihundert Böcke geschossen. Schnell wurden Anstalten gemacht, sie wegzuschaffen. Da drängte sich eine neue Herde von etwa 25,000 heran. Bei diesem zweiten Durchzug wurden wiederum hundert Stück geschossen. Man schnitt allen den Kopf ab; das übrige wurde auf Wagen und Pferden nach Hause geschafft. Während dem waren auch durch andere Pässe Massen von Springböcken durchgedrungen, und man sah auf der an sechs deutschen Meilen sich hinstreckenden Fläche Millionen von diesen Thieren weiden. Zu Hause war dann Alles damit beschäftigt, das Fleisch in dünne Streifen zu schneiden und überall im Hause und um das Haus herum auf dünne Stöcke, auf Bettpfosten, auf jeden brauchbaren Gegenstand zu legen, wo es bald von Millionen Fliegen umschwärmt wurde. Die Keulen wurden eingesalzen, die Felle auf dem Erdboden ausgebreitet und mit Pflöcken befestigt. Getrocknet dienen sie vorzüglich, um den Fußboden der Zimmer zu belegen. Das Fleisch, welches vortrefflich schmeckt, wird im getrockneten Zustande vielfach benutzt.

Wunderbar ist der Zusammenhalt einer so sich bewegenden Herde. Wood erzählt, daß eine Schafherde, welche einmal zufällig unter die wandernden Springböcke gekommen war, gezwungen wurde, mit diesen zu laufen, wohin sie gingen, ohne daß es dem Hirten möglich war, seine Schutzbefohlenen wieder zu befreien. Selbst der Löwe, welcher diesen Antilopen eifrig nachstellt, soll manchmal von den Herden geradezu gefangen werden. So groß auch der Schrecken

sein mag, welchen das Raubthier den wehrlosen Wiederkäuern bereitet: Diejenigen, welche diesen Schrecken empfinden, sind nicht im Stande, dem Andrängen der anderen, welche von dem fürchterlichen Räuber Nichts wissen, zu widerstehen, und der Löwe seinerseits muß wohl oder übel mit der Masse fortwandern, weil er durch die lebenden Haufen, die jeden Augenblick wechseln und sich neu ersetzen, sich unmöglich einen Ausgang bahnen kann. Die Sache klingt sehr sonderbar, ist aber durchaus nicht unwahrscheinlich.

Der Springbock hat von den Ansiedlern seinen Namen mit Recht erhalten. Er kann außerordentliche Sprünge thun, wenn er verfolgt wird, zumal wenn Hunde ihn hetzen. Bei solchen Gelegenheiten flüchtet die ganze Herde und macht eine Reihe seltsamer, senkrechter Sprünge, indem sie sich mit gekrümmten Läufen hoch in die Lüfte erheben und gleichzeitig das schneeweiße und lange Haarkleid längs des Rückens flattern lassen, hierdurch ein wahrhaft feenhaftes Ansehen erlangend, welches sie von jedem anderen Thiere unterscheidet. Sie springen zuweilen 10 bis 12 Fuß hoch und mit jedem Sprunge über 12 bis 15 Fuß weit, ohne daß es ihnen die geringste Anstrengung zu kosten scheint. Bei Ausführung dieses Sprunges scheinen sie einen Augenblick lang gleichsam in der Luft zu schweben.

Jung aufgezogene Springböcke werden bald sehr zahm. Buffon erzählt von einem, welcher das Brod aus der Hand nahm. Diejenigen, welche ich sah und bezüglich pflegte, waren scheu und vorsichtig Fremden gegenüber, zeigten sich aber muthwillig und stoßlustig, wenn sie es mit Bekannten zu thun hatten. Die gefangenen Springböcke sind reizende Erscheinungen. Ihr weiches, farbenprächtiges Kleid, ihre anmuthige Gestalt und die Zierlichkeit ihrer Bewegungen fesseln auch dann noch Jedermann, wenn die Thiere im engen Raum des Geheges eigentlich gar nicht zur Geltung kommen. Leider gelangen nur wenige lebende Springböcke zu uns.

Auch die Riedantilopen (Eleotragus) ähneln noch den echten Gazellen. Es sind mittelgroße Thiere von mehr untersetzter Gestalt, mit geradem Rücken und ziemlich langem Schwanze, bei denen nur das Männchen gehörnt ist. Die Hörner sind rund, am Grunde geringelt und mit der Spitze nach vorwärts gebogen; das Weibchen hat vier Zitzen. Thränengruben und Haarbüschel an Hand- und Fußwurzel fehlen bei den meisten. Zu dieser Gruppe rechnet man etwa ein Dutzend Antilopen, unter denen der Riedbock (Eleotragus arundinaceus) der bekannteste ist. Dieses schöne Thier wird mit dem Schwanze über 5 Fuß lang und am Widerrist 2¾, am Kreuze gegen 3 Fuß hoch. Sumpfige, mit Schilf und Riedgras bedeckte Gegenden Südafrikas sind die Heimat des Riedbockes, welcher eben seinen Namen von seinem Aufenthaltsorte erhielt.

So viel Anziehendes die Lebensweise einer jeden Antilopenart bietet, so ist ihre Anzahl doch so groß, daß wir uns darauf beschränken müssen, die hauptsächlichsten Formen hervorzuheben. Somit möge hier eine Sippe folgen, welche den Riedantilopen ziemlich entfernt steht. Es sind dies die Schopf- und Zwergantilopen (Cephalophus), welche eine scharf abgegrenzte Gruppe bilden. Wie der eine Name andeutet, finden wir unter ihnen die kleinsten und zierlichsten Mitglieder der ganzen Familie, obwohl auch Einige in der Größe einem Reh etwa gleichkommen. Alle hierher gehörigen Arten kennzeichnen sehr kleine, dünne, aufrechtstehende nur ein wenig vorgebogene Hörner mit einigen Ringen oder Halbringen an der Wurzel, Klauendrüsen und Weichengruben, der rundliche Kopf, der kurze Schwanz und ein Haarschopf zwischen den Hörnern. Der Süden oder der Osten Afrikas, zumal das Kapland und Habesch sind die Heimat der kleinen, schmucken Geschöpfe. Man findet sie nur im Walde, niemals in der offenen Ebene, und die verhältnißmäßige Kürze ihrer Läufe scheint hiermit in Einklang zu stehen. Nicht ganz so flüchtig als andere Leichtfüße der Familie, gebrauchen die Schopfantilopen eigene Listen, um sich vor ihren Feinden zu retten, ganz in ähnlicher Weise, wie wir sie beim Zwergmoschusthier kennen lernten.

Der Ducker (Cephalophus mergens) ist eine der bekanntesten und größten Arten dieser Gruppe. Seine Leibeslänge beträgt 3½, die Schulterhöhe 2 Fuß; die Schwanzlänge 7½ Zoll. Gerade, pfriemenförmige, vier bis sechs Mal flach geringelte Hörner von nur 3½ Zoll Länge, verschwinden fast zwischen den Haaren des Schopfes. Die Färbung ist auf der Oberseite



Der Ducker (Cephalophus mergens).

meistens grau olivenfarbig, beim Männchen auch wohl dunkelgelbbraun; an der Unterseite geht sie ins Weiße über.

„Unter allen Antilopen", sagt Kapitän Drayson, „welche die Ränder der Buschwaldungen bewohnen, ist der Ducker einer der gemeinsten, obgleich er nur einzeln gefunden wird. Bei der Annäherung eines Menschen oder anderen Feindes bleibt er ruhig in seinem Lager; regungslos, starr wie eine Bildsäule schaut er auf den Ankommenden, bis er glaubt, er werde beobachtet: — dann springt er plötzlich auf und stürzt dahin, schlägt eine Reihe scharfer Haken, setzt über Büsche und schlüpft durch sie hindurch, duckt sich und kriecht, so wie er sicher ist, seinen Verfolgern aus den Augen gekommen zu sein, in dem langen Grase oder zwischen den Büschen so still dahin, daß man glaubt, er wäre förmlich verschwunden oder habe sich niedergelegt. Aber letzteres ist nie der Fall; denn er geht dann immer weiter unter den Blättern fort, bis er einen guten Vorsprung erlangt hat: dann eilt er auf und davon. Selbst der klügste Jäger und der beste Hund werden durch den Ducker oft genug gefoppt; wenn man aber seinen Weg überwachen und den Ort entdecken kann, wo er sich nach seinen Gängen niedergelegt hat, kommt man leicht unter dem Winde an ihn heran. Doch muß man ihm dann einen guten Schuß geben, wenn man sicher sein will, ihn auch zu erhalten; denn so klein er auch ist, eine so starke Ladung von Rehposten nimmt er auf sich. Die Büchse ist kaum zu gebrauchen, weil er bei seinem unregelmäßigen Hin- und Herspringen einen überaus geschickten Schützen verlangt."

„Aus dem Felle des Duckers flechtet man am Kap die langen Wagenpeitschen; das Wildpret gibt eine vortreffliche Suppe. Gewöhnlich ist das Fleisch der südafrikanischen Thiere sehr mittelmäßig, trocken und geschmacklos; allen Feinschmeckern aber kann ich die Leber der kleinen Antilope als ein ungemein feines Gericht empfehlen. Die holländischen Bauern spicken das Wildpret des Duckers mit Elen- oder Nilpferdspeck und bereiten dann einen höchst schmackhaften Braten."

Als Zwerge der ganzen Familie sind mehrere sehr kleine, überaus niedliche Antilopen anzusehen; vor allen anderen ihrer vier: das Busch- und das Zwergböckchen der holländischen Ansiedler am Kap, der „Beni Israel" der Arabisch redenden oder der „Atro" der Amharisch sprechenden Bewohner von Habesch und eine in Guinea lebende, ganz ähnliche Art.

Der Beni Israel oder Atro (Cephalophus Hemprichii) ist einer der zierlichsten Wiederkäuer, welche es gibt. Der Bock trägt ein kleines Hörnerpaar mit 10 bis 12 Halbringen an der unteren Hälfte der Außenseite und mit nach vorn gebogenen Spitzen, welche von dem stark entwickelten Haarschopf fast verdeckt und durch die sehr langen Ohren gänzlich in den Schatten gestellt werden. Der Leib ist ziemlich gedrungen, die Läufe sind mittellang, aber außerordentlich schwach, die Hufe lang, schmal und zugespitzt, die Afterklauen kaum bemerklich; der Schwanz ist ein kurzbehaarter Stummel. Sehr feine und ziemlich lange Haare decken den Leib. Das Kleid erscheint fuchsig und graubläulich. Auf dem Rücken geht die Färbung in das Rothbraune über; die Vorderschenkel sind oft gefleckt, die unteren Theile und die Innenseite der Läufe weiß. Ein breiter Streifen über und unter den Augen ist weiß, die Hörner und Hufe sind schwarz.

In Abissinien wird man vom Meeresstrande an bis zu 6 und 7000 Fuß unsere Beni Israel an geeigneten Orten selten vermissen. Fast alle Zwergantilopen sind Bewohner der Buschwälder, an welchen Afrika so reich ist. Dickichte, welche für andere, größere Antilopen so gut als undurchdringlich sein würden, gewähren diesen Liliputanern noch immer prächtige Wohnsitze. Für sie findet sich auch zwischen den engsten Verschlingungen noch ein Weg und in den ärgsten Dornen noch ein Pförtchen. Der Atro zieht das Thal entschieden der Höhe vor. Am liebsten sind ihm die grünen Waldsäume der Regenstrombetten. Hier gibt es ganz herrliche Versteckplätze. Die Mimosen, der Christusdorn, einige Wolfsmilchgesträuche und andere größere Pflanzen werden von einem wahren Netz von Schlingpflanzen umflochten und durchwebt. Es finden sich da köstliche Lauben und nach außen vollkommen abgeschlossene Gebüsche, deren Inneres recht wohnlich und gänzlich verborgen ist, oder aber schmale Dickichte, welche jedoch auf lange Strecken hin ununterbrochen verbunden sind. Weiter von der belebenden Wasserader weg stellen sich die Büsche einzelner, und ein grünes, saftiges Gras kann sich dort erheben. Hier begegnet man dem Atro mit aller Sicherheit. Er lebt, wie die meisten seiner Verwandten, über welche wir Kunde haben, streng paarweise, niemals in Trupps, es sei denn, daß ein Pärchen einen Sprößling erhalten habe, welcher der Mutterpflege noch bedarf. Dann trollt auch dieser hinter den Eltern her.

Im Anfang wird es dem Jäger schwer, das kleine Thierchen zu entdecken; ist man aber mit seinen Sitten und Gebräuchen vertrauter geworden, dann weiß man es schon aufzufinden, weil man folgerichtig zu Werke geht. Die Färbung des Felles, welche mit der Umgebung übereinstimmt und in dieser förmlich aufgeht, trägt wesentlich dazu bei, unsere Zwerge zu verbergen. „Das allergeübteste Auge", sagt Kapitän Drayson sehr richtig, „ist erforderlich, um ein Busch- oder Blauböckchen zu entdecken, weil ihre Felle der Dämmerung des Unterholzes so genau gleichen, daß man das kleine Ding nicht bemerken würde, wenn sich nicht die im Laufe berührten Zweige bewegten. Gewöhnlich ist das Böckchen lange vorher, ehe der Jäger sich überzeugen konnte, daß er es wirklich gesehen habe, schon auf und davon."

Alle Zwergantilopen äßen sich vorzugsweise von dem Blätterwerk der Gebüsche, in welchen sie hausen. Dem Beni Israel gibt wahrscheinlich die Mimose den größten Theil seines Geäßes. Außer den zart gefiederten Blättern, denen man es gleich anzusehen meint, daß sie solch kleinen Leckermäulern wohl genügen müssen, werden aber grüne Triebe und Knospen nicht verschmäht.

Ueber die Fortpflanzung der Zwergantilope sind bisher nur sehr dürftige Angaben gemacht worden. Ehrenberg gibt den Monat Mai als Satzzeit des Beni Israel an; ich habe aber bereits im März und häufiger im April Junge bei den Pärchen gesehen.

Die Kaffern legen ihren Zwergböckchen Schlingen in den Weg, welche durch einen der Läufe der Antilopen zugezogen werden, oder stellen ihnen, wenn es ihnen nur um das Wildpret zu thun ist, solche, welche ein Schnellgalgen zuschnürt.

Wenn man erst die Sitten des Beni Israel kennen gelernt hat, ist seine Jagd ebenso einfach als ergiebig. Das aus seinem Versteck aufgescheuchte Thier schleicht sich durch das Dickicht fort, bis zur entgegengesetzten Seite, verläßt es alsdann und eilt, einen großen Bogen beschreibend, regelmäßig wieder zu dem früheren Ruheplatz zurück. Zwei Jäger brauchen sich daher keine große Mühe zu geben. Der Eine folgt dem satzweise dahinflüchtenden Pärchen, der Andere bleibt dort stehen, von wo es aufging. Oft genug kommt der Verfolgende zum Schuß, sicher der, welcher sich anstellt. Ist die Jagdgesellschaft größer, so bildet sie einen einfachen Halbmond und läßt durch Treiber oder durch Hunde den Buschrand an beiden Ufern des Regenstroms absuchen. Im Anfang meiner Jagden gebrauchte ich die Büchse, später das Schrotgewehr, und dieses ist auch die einzige geeignete Waffe zur Jagd unseres Thierchens.

Das Wildpret des Beni Israel ist ziemlich hart und zähe, obwohl noch immer eine recht leidliche Speise. Es eignet sich fast mehr zur Bereitung von Suppe, als zum Braten. Auf Drayſons Rath habe ich mich hauptsächlich an die Leber der Zwergantilope gehalten und muß jenem Gewehrsmann Recht geben, daß sie ein wahrer Leckerbissen ist.

Man hat am Kap und in anderen Theilen Afrikas Zwergantilopen schon mehrmals in der Gefangenschaft gehalten. Außerhalb ihres Vaterlandes erliegen sie freilich bald den Einflüssen des fremden Klimas, und deshalb ist es sehr schwer, sie lebend bis nach Europa zu bringen. Man sagt, daß jung eingefangene bald große Anhänglichkeit an ihren Pfleger zeigen, seinem Rufe folgen, sich gern berühren, krauen, auf dem Arme herum tragen lassen und überhaupt dem Menschenwillen sich widerstandslos ergeben. Eine überaus große Gutmüthigkeit, Sanftmuth und Liebenswürdigkeit wird gerühmt. Nach Europa herüber dürften nur sehr wenig lebende Zwergantilopen gekommen sein.

Außer dem Menschen ist der schlimmste Feind der Zwergantilopen wohl überall der Leopard. In Abissinien zieht er gerade die Dickichte, wo sich Atros aufhalten, allen übrigen Jagdplätzen vor.

Von den verwandten Antilopen wollen wir noch dem Bleichbock der Ansiedler (Scopophorus Urebi oder Antilope scoperia) einige Worte widmen. Das Thier ist kaum schwächer, als unser Reh: 3½ Fuß lang, auf den Schultern 2 Fuß und am Kreuze noch etwas darüber hoch, und durch seine zierlichen und regelmäßigen Formen besonders ausgezeichnet. Die Färbung ist ein lichtes Fuchsroth oder Gelbbraun auf der Oberseite und ein fast schneeiges Weiß auf der Unterseite.

Als eine besondere Eigenthümlichkeit des Bleichböckchens oder Urebi wird angeführt, daß dieses schmucke, zierliche Geschöpf sich in der nächsten Nähe der Ortschaften aufhält, gerade da, wo es täglich gezwungen wird, vor seinem schlimmsten Feinde zu flüchten. Wirklich reizend ist die Art und Weise ihrer Flucht, wenn sie aufgeschreckt oder gestört werden. Sie fliehen mit der größten Schnelligkeit dahin, springen dann plötzlich mehrere Fuß hoch in die Luft, werden von neuem flüchtig und machen nochmals einen Luftsprung, wahrscheinlich in der Absicht, ihre nächste Umgebung besser zu überschauen; denn sie sind zu klein, als daß sie über das Gras wegsehen könnten. Das Fleisch des Kälbchens wird sehr geschätzt; über sein Verhalten in der Gefangenschaft fehlen Nachrichten.

Wenn wir im Kapland wie in Habesch von der Ebene, welche die vorhergehenden Antilopen beherbergte, zum Gebirge hinaufsteigen, finden wir eine andere Art der Familie, welche ebenfalls die Aufmerksamkeit im hohen Maße zu fesseln im Stande ist. Es ist dies der Klippspringer der Ansiedler am Kap oder der Sassa der Abissinier (Oreotragus saltatrix). Er hat in seiner Gestalt große Aehnlichkeit mit der Gemse und noch größere fast mit manchen kleinen Ziegenarten. Seine Leibeslänge beträgt nur etwas über 3 Fuß, seine Höhe kaum 2 Fuß. Der Leib ist gedrungen, der Hals kurz, der Kopf stumpf und rundlich; die Läufe sind niedrig und etwas plump; der Schwanz ist zu einem kurzen Stummel verkümmert. Klaffende Hufe, sowie ein grobes, brüchiges und sehr dichtes Haar sind andere Kennzeichen des Thieres. Der Bock trägt kurze, gerade und schwarze Hörner, welche senkrecht auf dem Kopfe stehen und am Grunde geringelt sind. In der Gesammtfärbung ähnelt der Sassa unserem Reh.

„Oft habe ich", sagt Gordon Cumming, „wenn ich in einen Abgrund hinunterschaute, zwei oder drei dieser anziehenden Geschöpfe neben einander liegen sehen, gewöhnlich auf einer großen, flachen Felsenplatte, welche durch den freundlichen Schatten des Sandels oder anderer Gebirgsbäume vor der Gewalt der Mittagssonne geschützt war. Scheuchte ich die Flüchtigen auf, so sprangen sie in unglaublicher Weise mit der federnden Kraft eines Gummiballes von Klippe zu Klippe, über Klüfte und Abgründe hinweg, immer mit der größten Behendigkeit und Sicherheit."

Diese Worte des berühmten Jägers fielen mir ein, als ich im Mensathale zum ersten Male hoch oben auf haarscharfem Grate zwei Antilopen stehen sah, gemächlich sich hin und her wiegend, als gäbe es keine Abgründe zu beiden Seiten. Das mußten Klippspringer sein; ich wußte es, ohne jemals vorher einen von ihnen oder auch nur eine Gemse im Freileben gesehen zu haben.



Der Klippspringer (Oreotragus saltatrix).

Der Klippspringer oder der Sassa findet sich auf nicht allzu niederen Gebirgen, in den Bogosländern etwa auf solchen zwischen 2 und 8000 Fuß Höhe. Am Kap soll er den Quadersandstein allen übrigen Felsarten vorziehen; in Habesch belebt er wohl jede Gesteinsart ohne Unterschied. Die Berge sind hier weit reicher und lebendiger, als im Süden des Erdtheils. Eine dichte Pflanzendecke überzieht ihre Gehänge, und namentlich die Euphorbien bilden oft auf große Strecken hin einen bunten Teppich an den Wänden, in welchen die Kronen der Mimosen und anderer höheren Bäume wie eingestickte grüne Punkte erscheinen. Hier haust unser Sassa, aber allerdings mehr in der baumarmen Höhe, als in der Niederung, obwohl er auch ziemlich tief in den Thälern gefunden werden kann. Er lebt paarweise wie die Schopfantilope; dennoch sieht man von ihm häufig kleine Trupps aus drei und selbst aus vier Stücken bestehend, entweder eine Familie mit einem Jungen oder zwei Pärchen, welche sich zusammengefunden haben und eine Zeitlang mit einander dahinziehen. Jedes Paar hält an dem einmal gewählten Gebiete mit großer Zähigkeit fest.

Man darf nicht behaupten, daß der Sassa besonders scheu sei; jedoch ist Dies wahrscheinlich blos deshalb der Fall, weil die Abissinier wenig Jagd auf ihn machen. Mehrmals habe ich

ihn von niederen Bergrücken ruhig und unbesorgt auf uns unten im Thale herabäugen sehen, obgleich wir in ganz gerechter Schußnähe dahinzogen. Er stand gewöhnlich starr wie eine Bildsäule, auf einer vorspringenden Felsplatte, die Lichter fest auf uns gerichtet, das große Gehör seitlich vom Kopfe abgehalten, ohne durch eine andere Bewegung, als durch Drehen und Wenden der Ohren, Leben zu verrathen. Der Knall eines Schusses bringt bei dem Klippspringer eine merkwürdige Wirkung hervor. Mit Vogelschnelle springt das behende Geschöpf von einem Absatz zum anderen, an den steilsten Felswänden und neben den grausigsten Abgründen dahin, mit derselben Leichtigkeit, wenn es aufwärts, als wenn es abwärts klettert. Die geringste Unebenheit ist ihm genug, festen Fuß zu fassen; seine Bewegungen sind unter allen Umständen ebenso sicher, als schnell. Am meisten bewundert man die Kraft der Läufe, wenn der Sassa bergaufwärts flüchtet. Jede seiner Muskeln arbeitet. Der Leib erscheint noch einmal so kräftig als sonst, die starken Läufe wie aus federndem Stahl geschmiedet.

Wie es scheint, fällt in Habesch die Satzzeit des Sassa zu Anfang der großen Regenzeit. Im März traf ich Pärchen, in deren Geleit sich der etwa halbjährige Sprößling noch befand. Genaues wußten mir die Abissinier nicht anzugeben, obwohl ihnen allen der Klippspringer ein sehr bekanntes Thier ist.

Nach Europa ist bis jetzt, wie es scheint, noch kein Klippspringer lebend gekommen. Daß er sich in der Gefangenschaft halten würde, unterliegt wohl kaum einem Zweifel; denn die Höhen, welche er zu seinem Aufenthalte sich wählt, haben so ziemlich dasselbe Klima, wie unser heimatlicher Erdtheil.

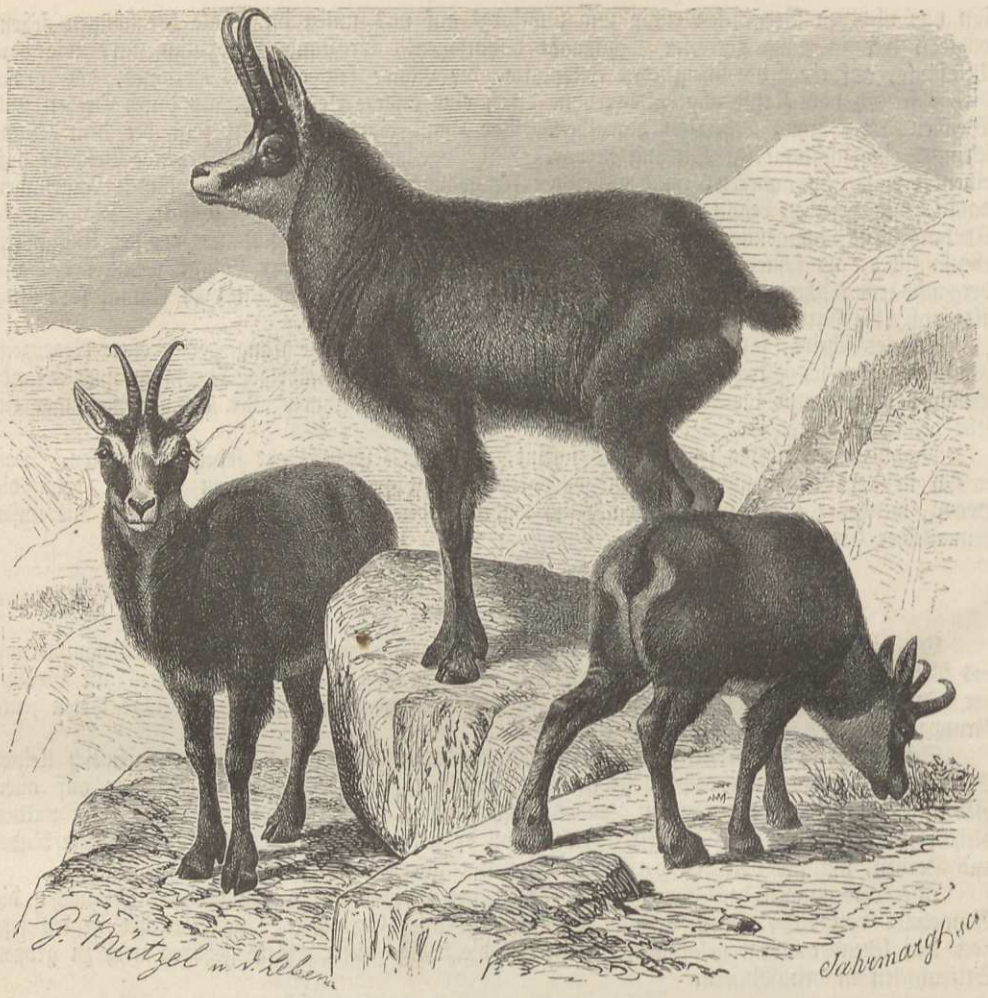
Die außerordentliche Fertigkeit im Bergsteigen, welche dem Klippspringer die Bewunderung des Menschen errungen hat, besitzt auch der indische Goral, ein Thier, welches zur Gruppe der Waldziegenantilopen (Nemorhoedus) gehört. Bisjetzt kennt man blos wenige Arten jener Gruppe, und auch diese noch nicht genau.

Der Goral (Nemorhoedus Goral) hat die Größe einer Ziege. Nur ein ziemlich kleiner Theil Asiens, namentlich Nepal, scheint den Goral zu beherbergen. Hier lebt er auf allen Gebirgen des noch so unbekannten Landes, mehr in der Höhe, als in der Tiefe. Auf wilden Gehängen, welche hier und da steil abfallen, soll er häufig sein. Er schlägt sich in starke Rudel und Herden, äßt sich von den verschiedenartigsten Gräsern und Kräutern des Gebirges.

Alle Bewegungen des Goral stehen denen des Klippspringers kaum oder nicht nach: die Einwohner von Nepal sehen in ihm das schnellste aller Geschöpfe. Nach Europa ist bis jetzt noch kein lebender Goral gekommen, und selbst die Bälge dieser Thiere gehören noch zu großen Seltenheiten in den Museen.

An diese fremden Antilopen können wir unsere deutsche anschließen, das liebliche, vielfach verfolgte Kind unserer Gebirge, die Gemse. Sie gilt als der Vertreter einer eigenen Sippe (Capella), deren Hauptkennzeichen in den gerade nach aufwärts gerichteten, gegen das Ende hakenförmig nach rückwärts gekrümmten Hörnern liegen. Weichengruben und Klauendrüsen fehlen.

Die Gemse (Capella rupicapra) ist der Ziege sehr ähnlich, unterscheidet sich aber durch den kurzen, gedrungenen Körperbau, die längeren und stärkeren Läufe, den gestreckten Hals, die spitzen, nach vorwärts gerichteten Lauscher und durch ihr Gehörn. Die Länge beträgt 3 Fuß 8 bis 10 Zoll, die Schwanzlänge 3 Zoll, die Höhe am Widerrist 2 Fuß 4 Zoll und die am Kreuze noch etwas mehr. Die Hörner sind 10 bis 12 Zoll lang. Sehr schwere Böcke wiegen 80 bis 100 Pfund; durchschnittlich aber erreichen sie nur selten ein Gewicht von 60 Pfund. Bei den Böcken stehen die Hörner weiter aus einander und sind auch größer, als bei der Geis; im übrigen sind beide Geschlechter fast gleich. Je nach der Jahreszeit tragen die Gemsen ein verschiedenes Kleid. Im Sommer ist die allgemeine Färbung ein schmuziges Rothbraun oder Rostroth, welches auf der Unterseite ins Hellrothgelbe übergeht. Längs der Mittellinie des Rückens verläuft ein schwarzbrauner Streifen; die Kehle ist fahlgelb, der Nacken weißlichgelb. An den Schultern, auf den Schenkeln und der Brust und in den Weichen geht die allgemeine Färbung in das Dunkelbraungrau über; die Hinterseite der Schenkel ist weiß. Von den Ohren an über die Augen hin läuft eine nach vorn getheilte, schmale, schwärzliche Längsbinde, welche scharf von der fahlen Färbung absticht. Während des Winters ist die Gemse oben dunkelbraun



Die Gemse (Capella rupicapra).

oder glänzend braunschwarz, am Bauche weiß; die Beine sind unten heller, als oben, und ziehen mehr ins Rothfarbene. Beide Kleider gehen so allmählich in einander über, daß das reine Sommer- und Winterkleid immer nur sehr kurze Zeit getragen werden. Junge Thiere sind rothbraun und heller um die Augen gefärbt. — Die Jäger unterscheiden hauptsächlich zwei verschiedene Abarten, die große dunkelbraune, welche sie „Waldthier" nennen, und eine kleine rothbraune, die sie mit dem Namen „Gratthier" bezeichnen.

Unsere Alpen sind die eigentliche Heimat der Gemse. Von Savoyen aus reicht sie westwärts bis nach dem Süden Frankreichs und nach Süden hin bis in die Abruzzen, nach Südost über die Gebirge Dalmatiens hinweg bis nach Griechenland, wo sie auf den Klippen des Veluzi getroffen wird, nordwärts begrenzen die Karpathen, namentlich die hohen Gipfel der Tatra, ihren Aufenthalt. Außerdem kommen im Kaukasus, in Taurien, Georgien und Sibirien Gemsen vor, über die wir aber noch wenig wissen.

Ueberall, wo die Gemse lebt, bewohnt sie das Hochgebirge, während des Sommers die höchsten Alpen bis zur Schneegrenze, und nur selten die obersten Wälder; während des Winters die etwas tiefer gelegenen Thäler im Waldgürtel. Mit Beginn des Tages wandert sie, sich äßend an dem Bergrücken herab; gegen Mittag lagert sie sich am Rande schroffer Felsenwände, unter dem Schatten der Gesteine und des Laubes der niederen Gesträuche, ruht ein wenig und klettert dann weidend wieder zu den Höhen empor, dort nochmals einen Ruheort aufsuchend und wiederkäuend. Während der Nacht verbirgt sie sich zwischen Felsen und Blöcken, unter Grotten und Steinvorsprüngen, im hohen Sommer am liebsten auf den westlichen und nörd-

lichen Bergseiten, in den übrigen Jahreszeiten auf den östlichen und südlichen. Auch in mondhellen Nächten äßt sie sich an Bergwänden; überhaupt ist sie keineswegs ein so vollendetes Tagthier, als man gewöhnlich annimmt.

Wie die meisten übrigen Antilopen lebt die Gemse einzeln, mit alleiniger Ausnahme der Paarungszeit. Dann schlägt sie sich zu größeren oder kleineren Rudeln zusammen, indem die alten Geisen sich paarweise den alten Böcken anschließen. Gegenwärtig sind die Trupps überall schwach; selbst da, wo die Thiere geschont werden. Nur in den Karpathen sollen noch sehr starke Rudel vorkommen. Trupps von 10 bis 20 Stück sieht man jetzt nur in den kaiserlichen Jagdgebieten, während alte Leute sich erinnern, in ihrer Kindheit noch 80 bis 100 Stück auf einem Rudel gesehen zu haben.

Hinsichtlich ihrer Bewegungen wetteifert die Gemse mit den uns bereits bekannten Bergsteigern ihrer Familie. Sie ist ein höchst geschickter Kletterer, ein sicherer Springer und ein kühner und rüstiger Bergsteiger, welcher auch auf den gefährlichsten Stellen, wo keine Alpenziege hinaufzuklettern wagt, rasch und sicher sich dahin bewegt, selbst ohne Noth, blos etwa dort wachsende Alpenkräuter aufzusuchen. Wenn sie langsam zieht, hat ihr Gang etwas Schwerfälliges, Plumpes, und die ganze Haltung etwas Unschönes: sowie aber ihre Aufmerksamkeit erregt wird und sie flüchten muß, ändert sich das ganze Thier gleichsam um. Es erscheint frischer, kühner, edler und kräftiger; und nun eilt es mit raschen Sätzen dahin, in jeder Bewegung ebensoviel Kraft als Anmuth verrathend. Ueber die außerordentliche Sprungfähigkeit sind noch wenig Beobachtungen gemacht worden. Von Wolten maß den Sprung einer Gemse und fand ihn 21 pariser Fuß weit. Der genannte Beobachter sah eine zahme Gemse auf eine 14 Fuß hohe Mauer hinauf- und auf der anderen Seite hinab-, einer Magd, welche eben dort graste, auf den Rücken springen. Wo nur immer auf der Mauer ein Steinchen los ist oder ein kleiner Vorsprung sich zeigt, kann die Gemse ansetzen, und sie erreicht in wenigen Sätzen die Höhe wie im Fluge; sie nimmt dabei einen Anlauf und sucht schief aufwärts zu kommen. Ueber die steilsten Klippen läuft sie mit derselben Sicherheit, wie ihre Geistes- und Leibesverwandten, und da, wo man glauben sollte, es sei unmöglich, daß ein Thier von solcher Größe Fuß fassen könnte, eilt sie mit Blitzesschnelle sicher davon. Sie springt leichter bergauf, als bergab, und setzt mit außerordentlicher Behutsamkeit die Vorderfüße, in denen sie eine große Gelenkigkeit besitzt, auf, damit sie keine Steine lostrete. Selbst schwer verwundet eilen sie noch flüchtig auf den furchtbarsten Pfaden dahin, ja auch dann, wenn ihr ein Bein weggeschossen wurde, zeigt sie kaum geringere Behendigkeit, als die, welche gesund ist. Höchst vorsichtig geht sie, wie Tschudi sagt, auf dem Firnschnee oder frischem Gletscherschnee, welcher die Schlünde verrätherisch verhüllt. Hier hat man sie oft an solchen Orten umkehren sehen, wo Menschen behutsam vorwärts gehen. Auch auf Felsengehängen geht sie äußerst besorglich und langsam dahin. Einige Glieder des Trupps richten ihre Aufmerksamkeit auf die Pfade; die übrigen spähen unabläßig nach anderer Gefahr. „Wir haben gesehen", so berichtet der berühmte Forscher, „wie ein Gemsenrudel ein gefährliches, sehr steiles, mit Geröll bedecktes Felsenkamin überschreiten wollte, und uns über die Geduld und Klugheit der Thiere gefreut. Eins ging voran und stieg sacht hinauf, die übrigen warteten der Reihe nach, bis es die Höhe ganz erreicht hatte, und erst als kein Stein mehr rollte, folgte das zweite, dann das dritte und so fort. Die oben angekommenen zerstreuten sich keineswegs auf der Weide, sondern blieben am Felsenrande auf der Spähe, bis die letzten sich glücklich zu ihnen gesellt hatten."

Nach Schinz versteigen sich die Gemsen zuweilen so, daß sie weder vor- noch rückwärts mehr kommen können, keinen Fuß fassen und so in den Abgrund stürzen müssen. Tschudi widerspricht Dem und sagt, daß die Gemse unter solchen Umständen versucht, das Unmögliche möglich zu machen, in den Abgrund springt und zerschellt. „Nie verstellt sich eine Gemse, d. h. bleibt unbeholfen und rettungslos stehen, wie oft die Ziegen, welche dann meckernd abwarten, bis der Hirt sie mit eigener Lebensgefahr abholt. Die Gemse wird sich eher zu Tode springen. Doch mag dieses sehr selten geschehen, da ihre Beurtheilungskraft weit höher steht, als die der Ziege. Gelangt sie auf ein schmales Felsenband hinaus, so bleibt sie einen Augenblick am Abgrund stehen und kehrt dann, die Furcht vor den folgenden Menschen oft überwindend, pfeilschnell auf dem Herwege zurück. Hat das Thier, wenn es über eine fast senkrechte Felswand heruntergejagt wird, keine Gelegenheit, einen faustgroßen Vorsprung zu erreichen, um die Schärfe des Falles durch wenigstens augenblickliches Aufstehen zu mildern, so läßt es sich dennoch hinunter, und zwar mit zurückgedrängtem Kopf und Hals, die Last des Körpers auf die Hinterfüße stemmend, die dann scharf am Felsen hinunterschnurren und so die Schnelligkeit des Sturzes möglichst aufhalten. Ja, die Geistesgegenwart des Thieres ist so groß, daß es, wenn es im

Sichhinunterlassen noch einen rettenden Vorsprung bemerkt, alsdann im Fall mit Leib und Füßen noch rudert und arbeitet, um diesen zu erreichen, und so im Sturze eine krumme Linie beschreibt."

Eine ungewöhnliche Ortskenntniß kommt der Gemse bei ihren kühnen Wanderungen sehr zu statten. Sie merkt sich jeden Weg, den sie nur einmal gegangen, und kennt in ihrem Gebiet, so zu sagen, jeden Stein; deshalb eben zeigt sie sich so außerordentlich heimisch auf ihren Hochgebirgen, während sie im hohen Grade unbeholfen erscheint, wenn sie dasselbe verläßt. „Im Sommer 1815", erzählt Tschudi, „stellte sich zu nicht geringem Erstaunen der Augenzeugen plötzlich ein wahrscheinlich gehetzter Gemsenbock in die Wiesen bei Arbonn, setzte ohne unmittelbare Verfolgung über alle Hecken und stürzte sich in die See, wo er lange irrend umherschwamm, bis er, dem Verenden nahe, mit einem Kahne aufgefangen wurde. Einige Jahre vorher wurde im Rheinthale eine junge Gemse im Morast steckend lebend ergriffen."

Die Gemse ist das Sinnbild der Wachsamkeit. Ihre ungemein scharfen Sinne befähigen sie hierzu, wie wenig andere Thiere. Geruch, Gesicht und Gehör sind bei ihr gleich entwickelt. Niemals vergißt die Gemse ihre Sicherung; selbst im Schlafe noch thun ihre Sinneswerkzeuge ihre Schuldigkeit. Beim Ruhen streckt sie sich nur selten auf dem Boden aus: ihre gewöhnliche Haltung ist so, daß sie augenblicklich die Flucht ergreifen kann. Gern verbergen sich die ruhenden Gemsen im leichten Gebüsch, am liebsten aber auf einem Felsenvorsprunge, wo der Rücken gedeckt ist, die Seiten frei sind und nach vorn ein ungehinderter Ueberblick möglich ist. Dabei übernimmt jedes Mal das Leitthier, die „Vorgeis", wie die Jäger sagen, das Wächteramt; aber auch einige der älteren Thiere unterstützen sie hierin. Unbekümmert um das fröhliche Treiben der Herde weidet der Leitbock in einer Entfernung allein, sieht sich alle Augenblicke um, hebt sich hoch auf, wittert und sichert beständig. Ein Jäger, welcher im Winde steht, wird von den Gemsen aus unglaublicher Entfernung wahrgenommen, zumal wenn er still steht. Gewöhnlich wird jeder Feind rechtzeitig erspäht, und ebendeshalb verursacht die Jagd so große Mühe. Sobald die Gemsen einen Jäger wittern, wird sofort alle Sinnesschärfe aufs äußerste gespannt, um den Ort der Gefahr ausfindig zu machen. „Das Ohr und das Auge", sagt Tschudi, „wetteifern mit der schnoppernden Nase. Der endliche Anblick des Jägers beruhigt sie; wittern sie nur, ohne ihn zu sehen, so gebehrden sie sich wie toll, da sie weder die Nähe des Verderbens, noch die genaue Richtung desselben und also auch die ihrer Flucht bestimmt ermessen können. Unruhig rennen sie umher oder stehen zusammen, recken die Hälse umher und suchen den Jäger ausfindig zu machen. So wie Dies geschehen ist, halten sie an und betrachten ihn einen Augenblick neugierig. Bewegt er sich nicht, so stehen sie auch still; sobald er aber jenes thut, ergreifen sie nach einer gewohnten Richtung und nach einem bekannten, nicht allzu fernen Schutzort die Flucht." Ahnt das Leitthier Gefahr, so pfeift es, wie das Murmelthier, hell auf, stampft mit einem der Vorderläufe auf den Boden und beginnt sofort die Flucht. Die anderen folgen ihm im Galopp nach. Das Pfeifen, oder wahrscheinlich richtiger das Schneuzen, ist ein heiserer, schneidender, etwas gezogener Laut, welcher weithin vernommen wird.

Aus Vorstehendem geht deutlich genug hervor, daß die Geistesfähigkeiten der Gemse zu einer hohen Entwickelung gelangt sind. Es spricht sich in jeder ihrer Bewegungen, in ihrem ganzen Wesen sehr viel berechnender Verstand aus. Die Gemse ist eigentlich nicht scheu, wohl aber im hohen Grade vorsichtig: sie prüft erst sorgfältig, ehe sie handelt; sie überlegt, sie berechnet, sie schätzt. Ihr Gedächtniß ist ganz vortrefflich. Sie merkt auf mehrere Jahre hin, wo sie verfolgt wurde, und weiß es genau, wo man sie schützt und hegt. Auf den sogenannten freien Bergen oder an Orten, wo keine Gemsen geschossen werden dürfen, wird sie fast kühn und zutraulich.

Im Sommer besteht die Nahrung der Gemse aus den besten Alpenpflanzen, namentlich aus denen, welche nahe der Schneegrenze wachsen: aus jungen Trieben, dem Alpenröschen, selbst jungen Schößlingen von Nadelbäumen, z. B. Tannen und Fichten. Im Winter muß ihr das lange Gras, welches über den Schnee hervorragt, und allerlei Moos und Flechten genügen. Sie ist anspruchslos und kann lange hungern; Wasser aber ist für sie ein Bedürfniß, und Salz eine ganz besondere Leckerei.

Wenn die Weide gut ist, nimmt die Gemse beträchtlich an Umfang und Gewicht zu. Sie wird dann so feist, daß eine dicke Lage von Fett sie umhüllt. Nach der Brunstzeit magert sie wieder ab, und wenn tiefer Schnee den Boden bedeckt, hat sie große Noth, um ihr Leben zu fristen. Dann soll sie sich nach den Wäldern herabziehen und die langen, bartartigen, von den Zweigen hängenden Flechten abfressen. Unter solchen Umständen nimmt sie im Schutz der sogenannten Wetter- oder Schirmtannen ihren Winteraufenthalt und geht, sobald der Schnee

es erlaubt, mühselig von einem Baume zum anderen. In den Heuschobern, welche man in einigen Alpengegenden im Freien aufbewahrt, finden sie zuweilen eine höchst willkommene Nahrung; oft sammeln sich ganze Gesellschaften in der Nähe solcher Speicher und fressen so große Löcher hinein, daß sie sich in dem Heue gleich gegen die Stürme decken können.

Im Spätherbst stellen sich die alten Böcke, welche bis jetzt einsiedlerisch gelebt haben, beim Rudel ein, und nun beginnt ein sehr lustiges und fröhliches Leben. Man sieht oft ganze Rudel stundenlang in muthwilligen Sprüngen sich ergötzen. Zwanzig Wochen nach der Paarung, gewöhnlich Ende Aprils bis Ende Mais, werfen die Ziegen ein, seltener zwei Junge unter einem trockenen, verborgenen Felsenvorsprunge. Wenige Stunden nach der Geburt folgt das Junge der Mutter nach, und nach ein paar Tagen ist es bereits fast ebenso gewandt, wie diese. Die Gemsenziege behält ihren Sprößling sechs Monate lang bei sich. Sie ist äußerst besorgt um ihn und lehrt und unterrichtet ihn in allen Nothwendigkeiten des Lebens. Der Bock hingegen bekümmert sich nicht im geringsten um seine Nachkommenschaft. Schon vor der Geburt hat sich die trächtige Ziege vom Rudel abgesondert und eine passende Weide ausgesucht. Dort treibt sie sich später mit ihrem Jungen umher, immer auf den steilsten und einsamsten Stellen. Meckernd leitet sie ihr Kind, und mit Meckern gibt sie ihm Unterricht in allen Fertigkeiten, deren die Gemse so nothwendig bedarf, nämlich Klettern und Springen, und macht ihm manche Sprünge ausdrücklich so lange vor, bis das Junge geschickt genug ist, sie ohne weiteres auszuführen. Auch das Junge hängt mit unendlicher Liebe an seiner Mutter; es verläßt sie nicht einmal im Tode. Mehr als ein Mal haben die Jäger beobachtet, daß junge Gemsen zu ihren von ihnen erlegten Müttern kamen, klagend bei ihnen stehen blieben, und sich ruhig von der Leiche ihrer Mutter wegnehmen ließen. Die neugeborenen Thiere wachsen außerordentlich rasch. Schon im dritten Monat zeigen sich die Hörnchen, und im dritten Jahre können sowohl die Böcke, als die Ziegen als erwachsen gelten. — Das Alter, welches sie überhaupt erreichen, schätzt man auf 20 bis 30 Jahr.

Jung eingefangene Gemsen lassen sich leicht zähmen. Man ernährt sie mit Ziegenmilch, mit saftigem Grase und Kräutern, mit Kohl, Rüben und Brod. Wenn man gutartige Ziegen hat, kann man diesen das Pflegeelterngeschäft anvertrauen. Dabei gedeihen die kleinen, lustigen Gebirgskinder nur um so besser. Die Gemsen haben in ihrem Benehmen viel Ziegenartiges, und die Jungen vielleicht noch mehr, als die Alten. Lustig spielen sie mit dem Zicklein, keck und munter mit dem Hunde; traulich folgen sie dem Pfleger, freundlich kommen sie herbei, um sich Nahrung zu erbitten. Ihr Sinn strebt immer nach dem Höchsten. Steinblöcke in ihrem Hofe, Mauerabsätze und andere Erhöhungen werden ein Lieblingsort für sie. Dort stehen sie oft stundenlang. Sie werden zwar nie so kräftig, als die freilebenden Gemsen, scheinen sich aber ganz wohl in der Gefangenschaft zu befinden. Bei manchen bricht im Alter auch eine gewisse Wildheit durch; dann gebrauchen sie ihre Hörnchen oft recht nachdrücklich. Ihre Genügsamkeit erleichtert ihnen und ihrem Pfleger die Gefangenhaltung. Im Alter sind sie noch weniger wählerisch hinsichtlich ihrer Nahrung, als in der Jugend. Abgehärtet sind sie vom Mutterleibe an. Im Winter genügt ihnen ein wenig Streu unter einem offenen Dächlein. Sperrt man sie in einen Stall, so behagt es ihnen nicht einmal. Einen Raum zur Bewegung und frisches Wasser müssen sie haben: diese beiden Dinge sind ihnen unumgänglich nöthig. Alteingefangene bleiben immer furchtsam und scheu. Bis jetzt ist es nur selten gelungen, die Gemse in der Gefangenschaft zur Fortpflanzung zu bringen.

Viele Feinde und viele Gefahren bedrohen die Gemsen. Der Mensch und die großen Raubthiere sind nicht ihre einzigen Verderber. Herabrollende Steine und Felsenstücke erschlagen eine und die andere, Schneelauinen begraben oft ganze Gesellschaften. Die Gemsen kennen zwar diese Gefahr und suchen Stellen auf, wo sie am sichersten sind; das Unglück ereilt sie aber doch. Unter den Säugethieren stellt ihnen Luchs, Wolf und Bär nach. Im Engadin geschah es, daß ein Bär einer Gemse bis in das Dorf nachlief, wo sie sich dann in einen Holzschuppen rettete. Der Adler und Lämmergeier erspähen die ruhig weidenden Gemsen und stürzen wie ein Blitz aus heiterem Himmel hernieder auf die erschreckte Herde. Allein immer noch ist der Mensch der Gemsen schlimmster Feind. Er folgt der flüchtigen Antilope bis in die höchsten Höhen und bis in die verborgensten Schluchten. Er geht ihr auf den gefährlichsten Pfaden nach und findet das größte Vergnügen darin, das tödtliche Blei der Armen durch das Herz zu jagen. Wenn man ältere Berichte liest, ergibt sich aus Allem, daß die Gemsen bei weitem häufiger waren. Die Berggeister hatten damals noch Macht über ihre Herden und konnten mit ihrer Götterhand die verfolgten Thiere schützen. Seit aber das Feuergewehr die Armbrust vertritt, hat ihre Gewalt geendet und die Herden haben sich mehr und mehr verringert.

Von jeher galt die Gemsenjagd als ein Vergnügen, würdig des besten Mannes. Maximilian, der große Kaiser Deutschlands, kletterte mit Lust den gewandten Alpenkindern nach, kletterte ihnen selbst nach in Höhen, wo es, wie die Sage so lieblich berichtet, eines Wunders bedurfte, um ihn wieder herab in die menschenfreundliche Tiefe zu führen. Nach ihm gab es nur wenige deutsche Fürsten, welche die Gemsenjagd mit gleicher Leidenschaft betrieben. Dann übten sie die Erzbischöfe aus und erließen Gesetze zur Hegung und Pflege des bereits seltener werdenden Wildes. Zur Zeit des Bezoaraberglaubens wurde ihm freilich unbarmherzig nachgestellt. Dann trat gewissermaßen ein Stillstand von fast hundert Jahren ein. Unter den Großen der Erde griff erst der Erzherzog Johann von Oesterreich wieder zur Büchse; ihm folgten die Könige Bayerns und einige der deutschen Herzöge. Gegenwärtig ist die Jagd ein fürstliches Vergnügen geworden. Der Kaiser von Oesterreich jagt hauptsächlich im Salzkammergute, einem überaus gemsenreichen Gebiete, in welchem die allerumfassendsten Vorkehrungen getroffen worden sind, um dem Wildfrevel nachdrücklich zu steuern und die Gemsen vertraut zu machen. Nur aus des Kaisers Büchse fällt dort auf den Alpenhöhen ein Schuß; allen übrigen Jägern, auch den zünftigen, ist die Jagd bei des Kaisers Ungnade verboten. Ja, die Hegung erstreckt sich nicht nur auf das Salzkammergut, sondern auch über alle angrenzenden Alpenketten, welche gleichsam als Vorrathsorte für die Jagdplätze betrachtet werden.

Die Gemsenjagd ist kein Sonntagsvergnügen, sondern erfordert zähe, genügsame, wetterfeste Leute, welche ebenso mit dem Gebirge, als mit der Lebensweise der Thiere vertraut sein müssen.

Die Jäger rüsten sich, zumeist mit einer warmen, grauen Kleidung, einem stark beschlagenen Alpenstock mit Haken, einer Jagdtasche mit Pulver, Blei, Brod, Butter und Käse und einer Flasche Kirschgeist, auch wohl mit etwas geröstetem und gesalzenem Mehl aus. Tüchtige Bergschuhe, welche überall festen Fuß fassen, selbst auf dem spiegelglatten Eise einschneiden und eine vortreffliche Büchse sind Haupterfordernisse. Manche Jäger klettern barfuß ins Gebirge und härzen sich von Zeit zu Zeit die Füße, um fester zu stehen; niemals aber verwunden sie sich, wie früher behauptet wurde, den Fuß,

„Sich anzuleimen mit dem eignen Blut,
Um ein armselig Gratthier zu erlegen."

Gewöhnlich bedienen sich die Jäger der sogenannten Thierbüchse mit gezogenem Laufe, leichtem Schafte und dünnem Kolben. In Wallis sieht man auch noch häufig die früher einläufige Flinte mit zwei hinter einander liegenden Schlössern auf derselben Seite, in welcher die erste Kugel der zweiten Ladung als Bodenstück dienen muß. Dieses Gewehr, welches zwei Schlösser besitzt, hat den Vortheil, daß es leichter als eine gezogene Doppelbüchse ist und doch zwei Schüsse zur Verfügung stellt. Unumgänglich nothwendig ist auch ein gutes Fernrohr; denn nur mit dessen Hilfe ist der Jäger im Stande, sein Gebiet zu überschauen. Bei der Gemsjagd handelt es sich nicht um kleine Flächen, sondern um Gebiete von vielen Geviertmeilen; es handelt sich hier um tagelange Wanderungen. Der Jäger spart oft jahrelang, um sich einen guten „Spiegel" zu erwerben.

Abends oder am frühesten Morgen bei Sternenschein bricht der Jäger zur Jagd auf, um vor Sonnenaufgang die Gemsgründe zu gewinnen. Er muß alle Gänge und Züge, die Lieblingsweiden, Zufluchtsorte, Sulzen und Wechsel des Wildes genau kennen, mit dem Winde und seinen Tücken im Gebirge vertraut sein, alle Eigenheiten der Thiere, so zu sagen, auswendig gelernt haben. Die Waldgemsen sollen viel vorsichtiger sein, als die Gratthiere, weil jene eben häufiger in der Nähe der Menschen sind, und zwischen Verdächtigen und Unverdächtigen zu unterscheiden gelernt haben. Gewöhnlich hat der Jäger, noch ehe er zur Jagd ging, das Gebiet durchforscht und bei befreundeten Sennen angefragt; denn andere würden ihm keine Auskunft geben. Schon eine Stunde vorher, ehe er das eigentliche Gebiet betritt, meidet er alles laute Sprechen und Geräusch, und bei seinen Beobachtungszügen hält er sich so still, als möglich. Von einer der oberen Sennhütten aus beginnt die Jagd. Der Jäger bricht schon nach Mitternacht auf, schleicht sich, höchst sorgfältig den Wind beobachtend, bis zu dem von ihm erkundeten Platze der Gemsen heran und ermöglicht es, wenn er geschickt ist, bis auf 40, ja 20 Schritte an die ruhenden Gemsen heranzukriechen. Dort verweilt er hinter einem Stein oder Busch kauernd, bis es hell wird. Langsam erhebt sich das Vorthier und streckt sich, ebenso die übrige Herde. In diesem Augenblicke wählt der Jäger sich seine Beute, womöglich einen großen, starken Bock, der sich dem geübten Auge durch etwas dickere, oben weiter aus einander stehende Hörner kenntlich macht. Fällt das Thier, so stutzt einen Augenblick die ganze Herde, sieht sich

mit der höchsten Unruhe nach dem aufsteigenden Pulverdampf um und flieht blitzschnell nach der entgegengesetzten Richtung. Auch die Treibjagd ist, wenn gute Kundschaft waltet, ziemlich sicher. Dabei muß ein Jäger die Gemsen in den Morgenweiden aufstören und langsam bergaufwärts treiben.

„Wenn die Beute glücklich erlegt ist", sagt Tschudi, „weidet der Schütz sie aus, bindet ihr die Füße zusammen, hakt ihr die Hörner ein und schleppt sie, die Läufe über die Stirn zusammengelegt, nach Hause, und nicht nur eine, sondern zwei zugleich auf ein Mal, und zwar auf den gefährlichsten Wegen. Der eigentliche Jagdgewinn steht heutzutage in keinem Verhältnisse mehr zu den Gefahren, Mühen und zu der verlorenen Zeit. Die Gemse ist höchstens sechs Thaler werth, und doch sind die Jäger so leidenschaftlich erpicht, daß sie lieber das Leben lassen, als ihre Jagd. Diese Jagd gibt ihrem Wesen ein ganz eigenes Gepräge. Der unaufhörliche Kampf mit Gefahr und Noth, das lange dauernde Lauern und Aufpassen, das vorsichtige, stundenlange Vorbereiten des Hauptschlages, das entschlossene Ergreifen des günstigsten Augenblickes: dies Alles übt seinen Einfluß auf den Menschen aus. Er wird schweigsam und verschlossen, in Wort und Handlung ausdrucksvoll und entschieden, mäßig, genügsam, sparsam und geduldig."

An unsere Gemse schließt sich innig eine der wenigen Antilopen an, welche den Norden Amerikas bewohnen. Der alte Hernandez führt dieses Thier in seiner Beschreibung Mejikos unter dem Namen Teuthlamacame an, die Pelzhändler nennen es nach dem spanischen Worte Cabra, zu deutsch Ziege, gewöhnlich Kabri; wir können es im Deutschen Gabelgemse benamsen. Der wissenschaftliche Name ist Antilocapra americana oder Antilope furcifer.

Die Gabelgemse ist ein in jeder Hinsicht ausgezeichnetes Thier, welches hinsichtlich seiner Gehörnbildung in seiner Familie, ja, sogar unter allen scheidenhörnigen Wiederkäuern, einzig dasteht. Die Hörner sind nämlich gabelförmig getheilt, wenigstens bei der Mehrzahl der Böcke. In der Größe kommt das Thier etwa unserem Rehe gleich. Die Färbung ist ziemlich bunt. Vorherrschend ist ein röthliches Fahlgrau, welches die ganze Oberseite deckt, die Unterseite und Innenseite der Schenkel dagegen sind weiß.

Die Gabelgemse verbreitet sich weit über Nordamerika. Namentlich der Nordwesten ist ihre Heimat und alle Reisenden stimmen überein in der Bewunderung der Schnelligkeit und Gewandtheit dieser Antilopen.

Die Gabelgemsen sind scharfsinnige Thiere. Sie äugen in weite Ferne, vernehmen ausgezeichnet und wittern den unter dem Wind heranschleichenden Feind auf mehrere hundert Schritte. Dabei sind sie klug, immer vorsichtig und selbst scheu.

Das kurze saftige Gras der Prairien bildet die Hauptäßung der Gabelgemse; außerdem nimmt sie Mos, Zweige und ähnliche Stoffe an. Wie die meisten Wiederkäuer liebt sie salziges Wasser oder reines Salz ganz ungemein. In der Nähe salzhaltiger Stellen sieht man sie stundenlang liegen, nachdem sie sich satt getrunken oder satt geleckt hat. Erst der Hunger, so scheint es, treibt sie wieder von dannen. Bei guter Weide wird sie im Herbst sehr feist; im Winter aber leidet sie oft große Noth. Der Schnee deckt dann fußhoch ihren Weidegrund, und die Arme muß sich mit der spärlichsten Nahrung begnügen. Dann kommt sie sehr vom Leibe, das Gehen im Schnee ermattet sie, und oft genug geht sie erbärmlich zu Grunde. Um diese Zeit ist es nicht schwer, sich der Gabelgemse zu bemächtigen. Ein Jäger, welcher Schneeschuhe zu gebrauchen weiß, kann das entkräftete Thier ohne große Mühe lebendig fangen. Man hat wiederholt versucht, die Gefangenen zu zähmen, aber nur sehr wenige erhalten können.

Man jagt die Gabelgemse nur im Nothfall, wenn man kein Bisonfleisch haben kann; denn das Wildpret wird nicht besonders geschätzt.

Von der antilopenarmen Westhälfte der Erde kehren wir wieder in das eigentliche Vaterland unserer Thiere zurück, um uns zunächst mit einer der eigenthümlichsten Gestalten der gesammten Familie vertraut zu machen. Ich meine eine Antilope, von welcher bereits die Alten eine ziemlich richtige Beschreibung gaben, obgleich sie dieselbe nur von Hörensagen kannten: den Kudu der Kapländer, den Tedal der Araber, den Agaseen der Abissinier (Strepsiceros capensis). Unsere Kunde des Thieres reicht nicht über die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts zurück.



Der Kudu (Strepsiceros capensis).

Seine Hörner waren schon oft nach Europa gekommen, aber von ihrem Träger wußte man Nichts zu sagen. Später kam eine lebende Antilope dieser Art nach dem Thiergarten vom Haag, wo sie bei aller anfangs gezeigten Scheu und Wildheit lange lebte, sich nach und nach mit ihrem Schicksal aussöhnte und endlich so sanft und gutmüthig wurde, daß man sich ihr ohne Furcht nähern und sie berühren und streicheln konnte. In unserem Jahrhundert ist der Kudu, wie wir das vielnamige Geschöpf vorzugsweise benennen wollen, durch die Forschungen Rüpell's und Anderson's, sowie durch die Berichte der südafrikanischen Jäger bekannter geworden; jedoch gehört er keineswegs zu den Thieren, von welchen eine erschöpfliche Beschreibung geliefert werden könnte. Ich hatte die Freude, das schöne, stolze Wild in den Bogosländern anzutreffen und bin deshalb im Stande auch mein Scherflein zu seiner Kunde beizutragen.

Der Kudu bildet mit wenigen anderen die Gruppe der Drehhörner, welche neuerdings wieder in Sippen zertheilt worden ist. Alle hieher gehörigen Antilopen kennzeichnen sich durch ihre mehr oder weniger bedeutende Größe, die schraubenförmig gewundenen, zusammengedrückten und gekielten Hörner, den Mangel an Thränengruben und die vier Zitzen des Weibchens. Das Fell ist oft sehr eigenthümlich gezeichnet, wie ein Blick auf unsere Abbildung des Kudu zur Genüge darthut.

Wir dürfen annehmen, daß der Kudu in dem größten Theile Afrikas vorkommt und zwar merkwürdiger Weise in den verschiedensten Oertlichkeiten, ganz nach Art unseres Rothwilds.

Der Kudu ist eine äußerst stattliche und sehr große Antilope. Unser Edelhirsch erscheint ihm gegenüber als ein wahrer Zwerg und selbst der Elch dürfte ihm in der Größe noch nicht gleichkommen. Erwachsene Männchen messen von der Nase bis zur Spitze des 1½ Fuß langen Schwanzes zehn volle Fuß. Das Weibchen ist immer bedeutend kleiner: doch maß ein von mir untersuchtes Altthier immer noch seine acht Fuß in der Länge und fast fünf Fuß Höhe am Widerrist. Aber nicht bloß die Größe zeichnet diese Antilope aus, sondern auch die schöne Gestalt, das wirklich prachtvolle Gehörn und endlich die feine Zeichnung des Felles. Hinsichtlich des Leibesbaues erinnert der Kudu in vieler Hinsicht an den Hirsch. Ihm verleiht das Gehörn einen herrlichen Schmuck. Es gehört zu den größten, welche irgend eine Antilope trägt. Schon bei mittelalten Böcken messen die einzelnen Stangen in gerader Linie von der Spitze zur Wurzel über zwei Fuß, bei sehr alten aber erreichen sie beinahe das Doppelte dieser Länge. Man begreift wirklich kaum, wie das Thier im Stande ist, die Last des Kopfschmuckes zu schleppen, oder, wie es ihm möglich wird, mit solchen Hörnern durch das Dickicht eines Buschwaldes zu flüchten. Seine Grundfärbung ist ein schwer zu unterscheidendes röthliches Braungrau, die hinteren Theile des Bauches und die inneren Seiten der Läufe sind weißlichgrau. Von jener Grundfärbung heben sich scharf weiße Streifen ab, meist sieben oder neun an der Zahl, von denen einige sich gabeln.

Wie es scheint, bewohnt der Kudu ausschließlich den Wald, am liebsten jene in Afrika so häufigen, dornigen Buschwälder. In Habesch zieht er die Gebirge entschieden der Ebene vor, während er in den Barkaländern, in Kordofahn und am Kap auch in dieser getroffen wird.

Nach den Beobachtungen, welche wir machen und nach den Erkundigungen, welche wir einziehen konnten, ähnelt der Kudu in seiner Lebensweise und seinem Wesen unserem Hochwild. Er durchstreift ein ziemlich hohes Gebiet und wechselt auf ihm regelmäßig hin und her. Haltung und Gang erinnern an den Hirsch. Erstere ist ebenso stolz, letzterer ebenso zierlich und dabei doch gemessen, wie bei dem Edelwild unserer Wälder.

In allen Ländern, wo der stolze, schön gezeichnete Kudu vorkommt, ist er der eifrigsten Verfolgung ausgesetzt. Sein Wildpret ist, wie ich mich selbst überzeugt habe, ganz vorzüglich; im Geschmack erinnert es an das unseres Edelhirsches. Das Mark der Knochen gilt manchen südafrikanischen Völkerschaften als ein unersetzlicher Leckerbissen. Zumal die Kaffern haben, wenn sie einen Kudu erlegten, nichts Eiligeres zu thun, als das Fleisch von den Knochen abzuschälen, diese zu zerbrechen und dann das Mark aus den Röhren zu saugen, roh, wie es ist. Auch das Fell wird im Süden Afrikas hochgeschätzt und gilt für manche Zwecke geradezu als unübertrefflich. In Habesch bereitet man aus den Stangen des Gehörns, nachdem man sie mit Hilfe der Fäulniß von ihrem Knochenkern befreit hat, Füllhörner zur Aufbewahrung von Honig, Salz, Kaffee und dergleichen.

Die Jagd des Kudu wird in sehr verschiedener Weise ausgeführt. Der Pirschgang dürfte jeder übrigen Jagdart vorzuziehen sein. Die meisten Antilopen begnügen sich mit dem Nachtthau, welchen sie von den Blättern der Bäume ablecken: der Agaseen aber bedarf sehr viel Wasser und muß allabendlich von seinen Bergen herabsteigen, um sein Bedürfniß zu befriedigen. Hierzu sucht er sich nun gewisse, ihm besonders günstig erscheinende Stellen der kleinen Bäche oder der in Regenbetten gelegenen Tümpel abissinischer Gebirgsthäler aus, und wer solche Stellen kennt, braucht, um sicher zu Schusse zu kommen, eben blos anzustehen. Auch der Anstand auf dem Wechsel würde unzweifelhaft ein günstiges Ergebniß haben, weil der Agaseen sehr genau einhält. Die Kaffern, deren schlechte Waffen bei der Vorsicht des Thieres sich gänzlich erfolglos zeigen, haben eine eigene Jagdweise erfunden: sie gehen in größeren Gesellschaften zur Jagd hinaus und verfolgen die von ihnen aufgescheuchten Antilopen, weil sie wissen, daß diese sehr bald ermüden. Das Wild hin- und hertreibend, führen sie es der einen oder der anderen Abtheilung ihrer Jagdgehilfen zu, lassen von diesen die Verfolgung fortsetzen und gönnen ihm so keinen Augenblick Ruhe, sondern zwingen es, stundenlang rasch zu laufen. Ihre Frauen sind mit einer Tracht wassergefüllter Straußeneier hier und da vertheilt, um die abgehetzten Männer zu erquicken, und diesen gelingt es, Dank ihrer nie ermattenden Ausdauer, endlich wirklich, die stattlichen Antilopen zu ermüden. Da nun geht Alles mit Geschrei der willkommenen Beute entgegen, und die Kaffern werfen auf das von ihnen umringte Wild nach und nach soviel Wurfspieße, daß es seinen Wunden erliegen muß.

Gleich nach der Tödtung des Kudu beginnt nun ein großes Fest. Es wird ein Feuer angezündet. Der Rauch zieht auch die fernestehenden Jagdgenossen herbei. Viele Hände



Der Wasserbock (Kobus ellipsiprymnus).

beschäftigen sich mit dem Zerlegen des Wildprets, andere unterhalten das Feuer und werfen, wenn sich ein tüchtiger Kohlenhaufen gebildet hat, eine Menge Steine hinein, um sie glühend zu machen. Mittlerweile ist das Wildpret schon zerlegt und zerschnitten. Man ordnet die Steine einigermaßen zu einem Herd und bedeckt sie nun dicht mit den zerschnittenen Wildpretstücken. Während diese langsam braten, fällt die hungerige Bande über die Knochen her, und Jeder kauert, lüsternen Auges das Fleisch betrachtend, mit dem Knochen in der Hand und zwischen den Zähnen, vor dem Feuer. Der Braten wird noch halbroh von den Steinen genommen und gierig verschlungen. Jung eingefangene Kudus werden sehr zahm.

Einige sehr große Arten unserer Familie sind zu der Gruppe der Säbel- oder Pferdeantilopen (Aegocerus) vereinigt worden. Sie zeichnen sich durch ein bockartiges Gehörn aus, welches beide Geschlechter tragen. Das Weibchen hat zwei Zitzen. Es herrscht über sie noch großer Streit unter den Naturforschern.

Der Blaubock der holländischen Ansiedler (Aegocerus leucophaeus) ist eins der stärksten und schönsten Mitglieder der ganzen Familie. Ihm sehr ähnlich sind noch einige andere Arten. So nimmt man an, daß die schwarze Säbelantilope (Aegocerus niger) nur ein Blaubock in seiner Sommertracht und die sogenannte Pferdeantilope (Aegocerus equinus) blos eine Spielart des Blaubocks wäre.

Der Blaubock ist eine Antilope von 6 Fuß Länge und 4 Fuß Höhe. Er trägt säbelartig nach hinten und etwas nach außen gebogene Hörner, welche 20 bis 30 Mal geringelt und ihrer

Krümmung nach gemessen 20 bis 22 Zoll lang sind. Die Gestalt des Thieres ist sehr stämmig, aber doch verhältnißmäßig zierlich gebaut. Der Blaubock macht den Eindruck eines kräftigen, ausdauernden Geschöpfes, und hierin stimmen denn auch alle Berichte über seine Lebensweise überein. Am Halse verlängert sich das Haar zu einer Mähne und längs des Oberhalses und Rückens zu einem Kamme. Seine Färbung ist ein bläuliches Silbergrau, von welchem die blendend weiße Gesichtsgegend, der Unterleib und die Innenseite der Schenkel scharf abstechen. Bei recht starken Böcken ist das Gehörn bis achtundzwanzig Mal geringelt und erreicht dann eine Länge von mehr als drei Fuß im Bogen.

Die Pferdeantilopen bewohnen ganz Südafrika mit Ausnahme des Kaplandes, wo sie fast gänzlich ausgerottet sind. Wie weit sie nach Norden hin sich verbreiten, ist nicht mit Bestimmtheit ermittelt worden. In alten Zeiten sollen sie im Kaplande häufig gewesen sein. Gesellig, wie die anderen Antilopen, leben auch unsere Thiere in kleinen, nur aus höchstens zehn bis zwölf Stück bestehenden Trupps zusammen.

Zu ihren Eigenthümlichkeiten gehört, daß die Böcke immer die Leitung übernehmen, niemals die Alttiere. Der wachsame Anführer benachrichtigt bei Gefahr seine Herden durch ein Schneuzen, darauf hin sammelt sich augenblicklich Alles um ihn, und dahin geht's in wilder Flucht.

Die Jagd der Säbelantilopen soll wegen ihrer Vorsicht und Schnelligkeit äußerst schwierig sein. Bei Gefahr gehen die Böcke, wie die Buschmänner behaupten, dreist auf ihren Gegner los und wissen ihre Hörner dann in gefährlicher Weise zu gebrauchen. Die Eingeborenen fangen die Pferdeantilopen wie alle anderen Wiederkäuer in Fallgruben.

A. Smith, einer der eifrigsten Forscher der südafrikanischen Thierwelt, vereinigt unter dem Namen der Wasserböcke mehrere große Antilopen, welche sich durch starke, in sanften Bogen erst rück- und auswärts, dann auf- und vorwärts gebogene, geringelte Hörner, Klauendrüsen und lange Schwanzquaste auszeichnen sollen.

Eine der hierher gehörigen Arten ist der eigentliche Wasserbock (Kobus ellipsiprymnus), ein hirschgroßes Thier von 6 bis 7 Fuß Leibeslänge bei 4¼ Fuß Kreuzhöhe. Die Hörner, welche an der größten Krümmung einen Fuß, an der Spitze aber nur etwa acht Zoll von einander abstehen, sind über 2½ Fuß lang. Das Haarkleid ist grau gefärbt. Am Kopf, Rumpf, Schwanz und Schenkel ist Gelbroth oder Rothbraun vorherrschend.

Der Wasserbock ist eine der schweren Antilopen; seine Gestalt ist fast plump, jedoch nicht unzierlich. Die Ohren sind groß und breit, die Augen sehr lebhaft, ausdrucksvoll, Selbstständigkeit des Wesens, ja fast Wildheit widerspiegelnd. Der genannte Beobachter fand ihn nördlich des Kuruman in kleinen Herden von 8 bis 10 Stück, welche sich an den Ufern der Ströme hielten.

Die Eingeborenen lassen die Wasserböcke gewöhnlich in Frieden. Das Fleisch ist zähe, faserig und hat einen höchst unangenehmen, bockartigen Geruch, welcher selbst dem hungrigen Kaffer widersteht.

Bekannter als diese vor wenig Jahren erst entdeckte Antilope sind die schon seit uralten Zeiten berühmten Spießböcke (Oryx), deren eine Art auf den alten Denkmälern in Egypten und Nubien so häufig abgebildet wurde. Man sieht hier den Oryx in den manchfaltigsten Stellungen, oft auch in Farben ausgeführt, gewöhnlich mit einem Strick um den Hals, zum Zeichen, daß man ihn gejagt und gefangen hat. In den Gemächern der großen Piramide Cheops sieht man dasselbe Thier, zuweilen nur mit einem Horne dargestellt, und hierauf wollen einige Naturforscher die Behauptung gründen, daß der Oryx zur Sage von dem Einhorne Veranlassung gegeben habe, während unter dem Reem der Bibel oder dem Einhorn doch entschieden nur das Nashorn gemeint sein kann. Bemerkenswerth ist noch, daß die Leiern der griechischen Sänger aus Oryxhörnern verfertigt waren.

Die nubische Steppenkuh (Oryx leucoryx) ist ein im Vergleich zu anderen Antilopen ziemlich plumpes Geschöpf. Ihre gewaltigen Hörner zeichnen sie vor den übrigen zu dieser Gruppe gehörigen Antilopen aus und sind in der That ungewöhnlich lang, nämlich über halb so lang, als der Leib, bei stärkeren Böcken 3½ Fuß lang und 26 bis 40 Mal geringelt, an



Die Steppenkuh (Oryx leucoryx).

der Wurzel 1½ bis 2 Zoll dick, von da fast gleichförmig gegen die glatte Spitze hin abnehmend. Das Haarkleid ist kurz, grob, dicht und glatt anliegend. Die Farbe ist ein ziemlich gleichmäßiges Gelblichweiß, welches auf der Unter- und Innenseite der Beine heller ist, am Halse dagegen durch Rostfarben ersetzt wird. Alte Böcke erreichen eine Länge von reichlich sechs Fuß und eine Schulterhöhe von vier Fuß.

Der Passan oder der kapische Oryx (Oryx Gazella) ist noch größer und plumper. Seine Leibeslänge beträgt bis 7 Fuß, die Schwanzlänge 1½ Fuß, die Höhe am Widerrist etwa 4 Fuß, die Hörner sind fast 3 Fuß lang. Das Thier unterscheidet sich von dem nubischen Oryx durch seine schnurgeraden, schief nach hinten und außen aufsteigenden Hörner, welche im unteren Drittel bis zwanzig Mal stark geringelt, an der Spitze glatt und scharf sind. Der Pelz liegt dicht und glatt an und besteht aus kurzen, straffen Haaren. Nach den Jahreszeiten ist die Grundfärbung verschieden. Im Sommer sind Hals, Nacken, Rücken und die Seiten gelblichweiß, der Kopf, die Ohren, die unteren Glieder und der obere Theil der Hinterschenkel, die Brust und der Bauch reinweiß. Alle übrigen Theile des Leibes aber sind dunkelschwarzbraun gefärbt. Am Kopfe ist die Zeichnung fast halfterartig; schon aus einiger Entfernung betrachtet, sieht der Passan (oder auch die Beisa aus), als wäre sie gezäumt.

Dieser schönen, großen Antilope ganz gleich gebaut, aber anders gefärbt, ist die Beisa (Oryx Beisa). Bei ihr ist Alles, was bei dem Passan röthlich oder bläulich ist, lichtgelb, und der Kopfzaum läuft nicht ganz über das Maul weg. Die Beisa ist es wahrscheinlich, welche auf den Tempeln in Kalabsche in Unternubien dargestellt ist, dieselbe, welche die Alten eigentlich mit dem Namen Oryx bezeichneten.

Alle drei oder vier Oryxböcke bewohnen die dürrsten und wasserärmsten Stellen Afrikas. Der Passan oder der „Gemsbock" der Ansiedler am Kap lebt in Südafrika, die Beisa in Abissinien, der Oryx mehr im Norden und in der Mitte.

„Der Gemsbock", sagt Gordon Cumming, „scheint von der Natur dazu bestimmt, die trockenen Karoos des heißen Südafrikas zu bevölkern, für welche er sich seiner Natur nach vortrefflich eignet. Er gedeiht in unfruchtbaren Gegenden, wo man glauben sollte, daß darin kaum eine Heuschrecke Nahrung finde, und ist, trotz der Glut seiner Heimat, doch völlig unabhängig vom Wasser. Er kostet dies, wie ich nach meiner Beobachtung und der wiederholten Behauptung der Bauern überzeugt bin, niemals, auch wenn er es haben würde." Unter ganz ähnlichen Umständen leben die nördlichen Arten, obwohl sie durchaus nicht Wasserverächter sind, wie der Passan. Allerdings trifft man die stattlichen Thiere, welche sich schon von weitem durch ihre gewaltige Größe auszeichnen, oft auch in den heißen, wasserlosen Steppen Südnubiens und Kordofahns an, ohne daß man begreift, wo sie ihren Durst löschen könnten. Allein an denselben Orten leben auch noch eine Menge andere Thiere, welche Wasser trinken und die Oryxböcke verschmähen das Wasser wenigstens in der Gefangenschaft nicht.

Man sieht die Oryxantilopen gewöhnlich paarweise oder in sehr kleinen Trupps, häufig auch nur eine Mutter mit ihren Jungen. Die Haltung der Thiere hat etwas sehr Anständiges, Stattliches, obwohl der Bau nicht gerade geeignet ist, einen angenehmen Eindruck zu machen. Die Oryxböcke sind schnell. Ihr Schritt ist leicht, ihr Trab hart, ihr Galopp sehr schwer, aber ausdauernd und gleichmäßig fördernd. Nur die besten Pferde sind im Stande, ihnen zuweilen nachzukommen. Mit andern Antilopen scheint sich die Oryxgemse des Kaplandes zu vertragen. Der eigentliche Bock ist übrigens ein im höchsten Grade unverträgliches Geschöpf, welches andere Thiere im Anfall schlechter Laune oft arg mißhandelt, sowie denn diese Thiere keineswegs die Furchtsamkeit anderer Antilopen zeigen, sondern eher etwas vom Wesen des Stiers haben. Gereizt gehen sie mit großer Wuth auf den Angreifer los und Lichtenstein erzählt, daß einer seiner Begleiter in der großen Karu das Gerippe eines Panthers und einer Oryxgemse neben einander liegen fand. Der Bock hatte seinen gefährlichen Feind mit einem Hornstoße getödtet, war aber selbst den Wunden erlegen. In Wood's Illustrated Natural-History wird sogar behauptet, daß unter Umständen dem Löwen ein gleiches Schicksal werde.

Die Jagd auf alle Oryxantilopen wird nur zu Pferde betrieben. Cumming beschreibt eine in sehr lebhafter Weise und erzählt dabei, daß er den ganzen Tag einer bereits verwundeten Antilope nachgeritten sei, bis endlich das Thier nicht mehr weiter konnte. Die Hottentotten wagen nicht, einzeln Gemsböcke anzugreifen oder zu verfolgen, weil diese sich augenblicklich gegen sie wenden. Auch Hunden gegenüber vertheidigt sich das Thier in kräftigster Weise und schlägt mit eben soviel Geschick und Kraft rechts und links um sich, bis es sich von seinen Angreifern befreit hat. Ob diese Angabe der Wahrheit entspricht, lasse ich dahin gestellt sein.

Die Nomaden der Steppe fangen ab und zu eine der bei ihnen lebenden Arten und bringen sie in die Stadt, um sie den Vornehmen des Landes oder den Europäern zum Kauf anzubieten. Auf diese Weise habe ich während meines Aufenthalts in Afrika mehrere erhalten. Ich kann die Gefangenen nicht besonders rühmen. Sie sind träge, langweilig und unverträglich. Die Gefangenschaft halten sie leicht aus; sie lernen auch ihren Pfleger kennen und gewöhnen sich an ihn; niemals aber darf er ihnen ganz trauen, weil sie ihre Hörner zuweilen, gleichsam des Spaßes wegen in höchst gefährlicher Weise zu gebrauchen pflegen. Mit anderen Thieren darf man sie nicht zusammenhalten: sie bemächtigen sich in kurzer Zeit der Herrschaft über das andere Vieh und mißhandeln dasselbe in abscheulicher Weise. Auch unter sich fangen sie ab und zu einmal Streit an und stoßen sich dann recht tüchtig. Dabei sind sie störrig und lassen sich nur mit größter Mühe fortschaffen.

In der Neuzeit ist die nubische Säbelantilope oft nach Europa gekommen und hat sich in den Thiergärten recht wohl erhalten, sich auch ohne besondere Schwierigkeiten hier fortgepflanzt. Weit seltener sieht man den Passan und noch viel weniger die Beisa, welche gegenwärtig noch den meisten Museen fehlt.

Die Mendesantilopen (Addax) schließen sich den Oryxböcken am nächsten an. Ihre leichten schraubenförmig oder leierförmig gewundenen, der Länge nach geringelten, schlanken und langen Hörner geben das einzige Unterscheidungsmerkmal. Auf den egyptischen Denkmälern findet sich die nubische Mendesantilope (Addax nasomaculatus) mehrfach dargestellt.



Die nubische Mendesantilope (Addax nasomaculatus).

Die Mendeshörner, welche den Kopf der Götterbilder, der Priester und Könige des alten Egyptenlandes schmücken, sind dem Gehörn dieser Antilope nachgebildet. Von Egypten aus hat sich der Ruhm des Thieres weiter verbreitet. Schon die alten Griechen und Römer kannten es recht gut. Plinius erwähnt es unter dem griechischen Namen „Strepsiceros" und unter dem lateinischen Addax, welcher letztere seit uralten Zeiten der Landesname dieser Antilope sein muß, weil sie heute noch von den Arabern Abu-Addas genannt wird.

Die Mendesantilope ist plumper und stärker, als die meisten anderen ihrer Familie. Nur Ostafrika ist ihre Heimat. Sie bewohnt auch die dürrsten Stellen, wo, nach der Versicherung der Nomaden, weit und breit kein Tropfen Wasser sich findet und soll im Stande sein, monatelang das Wasser gänzlich zu entbehren. Sie ist scheu und furchtsam, wie die übrigen Antilopen, behend und ausdauernd im Laufe, dennoch aber vieler Verfolgung ausgesetzt. Die Aschiach oder Machthaber der Nomaden und Beduinen sehen in ihr eines der edelsten Jagdthiere. Sie verfolgen sie theils um ihr Fleisch zu nützen, theils um die Schnelligkeit ihrer Pferde und Windhunde zu erproben, theils auch um Junge zu erbeuten, welche sie dann aufziehen.

Bei vielen Araberstämmen sieht man die Mendesantilope und die Gazelle im gefangenen Zustande. Die Schönheit der Augen dieser Thiere ist unter allen morgenländischen Völkern vollständig anerkannt. In den neuesten Zeiten findet man die ersteren hier und da in den Thiergärten. Sie zeigen durch ihr Betragen, wie nahe sie mit den Oryxböcken verwandt sind; denn sie sind ebenso launisch und unverträglich, wie diese. Doch kennt man auch Ausnahmsfälle.

Soviel man bis jetzt weiß, hat sich das schöne Thier nur einige Male in der Gefangenschaft fortgepflanzt, bisher aber nur in England und Belgien.

In den Eland- oder Elenantilopen (Boselaphus) sehen wir wiederum eines jener Verbindungsglieder zweier Familien vor uns. Wenn man die plumpen, schwerfälligen Geschöpfe mit dem dicken und starken Leibe, dem Kuhschwanze und der vorn herabhängenden Wamme betrachtet, glaubt man eher ein Rind vor sich zu haben, als eine Antilope.

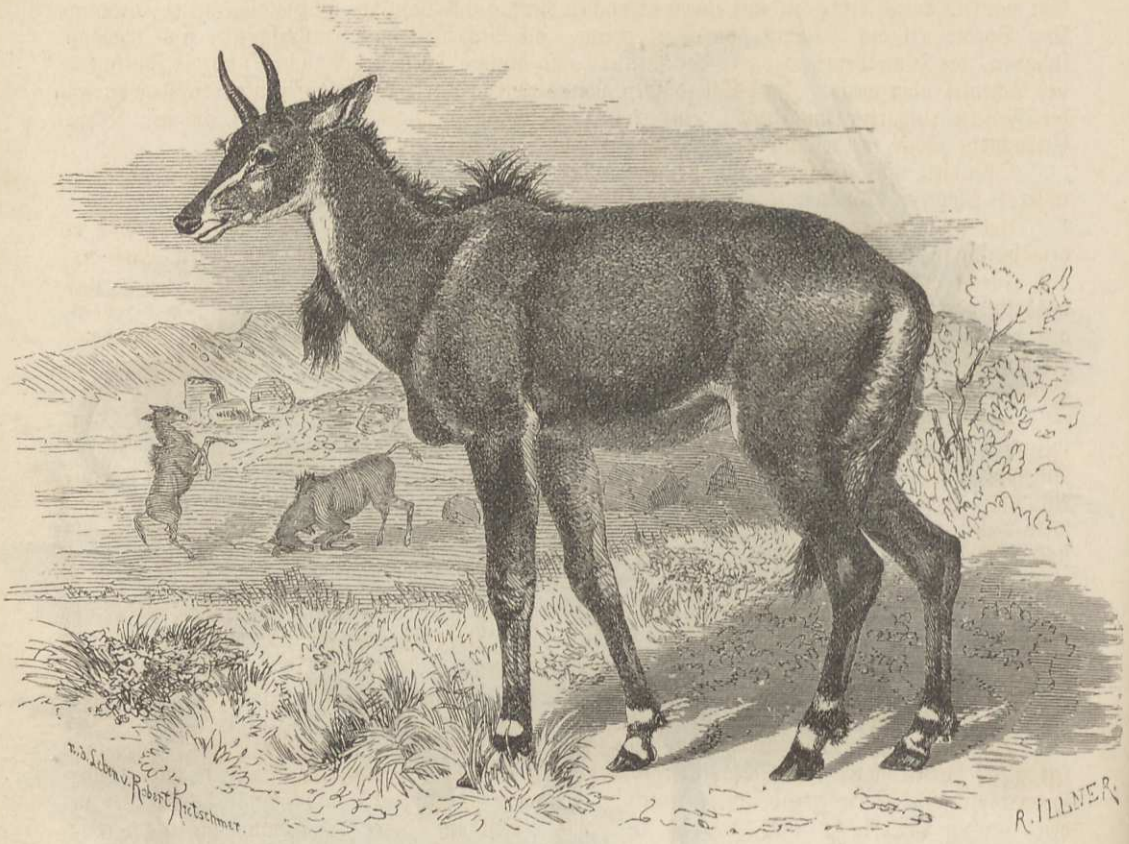


Die Kanna (Boselaphus Oreas oder Canna).

Die Kanna (Boselaphus Oreas oder Canna) wird fast 9 Fuß lang und trägt dazu einen noch über 1½ Fuß langen Schwanz, am Widerrist erreicht sie eine Höhe von 6½ Fuß. Ihr Gewicht kann 7 bis 8 Centner betragen. Somit kommt das Thier fast dem wirklichen Elch an Größe gleich. Nach dem Alter ändert sich die Färbung. Ausgewachsene Böcke sind auf der Oberseite hellbraun oder gelblichgrau, rostroth überlaufen, an den Seiten weißgelblich, unten und auf den Außenseiten der Unterschenkel gelblichweiß, am Kopf hellgelblichbraun.

Noch heutigen Tages findet sich diese Riesenantilope in dem größten Theile Südafrikas, in dem Lande der Kaffern, der Hottentotten und Buschmänner, im Norden und Osten des Kaplandes selbst, und in einem großen Theile des übrigen Südafrikas. In dem bevölkerten Kaplande ist sie ausgerottet. Sie lebt gesellig, wie die übrigen Antilopen; ganz alte Böcke aber werden zuweilen von der Herde verbannt. Rudel von 8 bis 10 Stück sieht man seltener, als Herden von 20 bis 40 Stück, und in dem tiefsten Innern mögen auch noch größere Vereinigungen vorkommen.

Die Elandantilope hat auch in ihrem Betragen sehr viel mit dem Rind gemein. Sie trollt in geschlossenen Massen geraden Weges fort, und zuweilen ohne Furcht auf einen Menschen los, welcher dann eilen muß, ihr aus dem Wege zu kommen, wenn er nicht niedergeworfen und arg gemißhandelt werden will. Wo das Thier die Wirkung des Feuergewehrs kennen gelernt hat, ist es scheuer, und namentlich die Weibchen und Jungen flüchten beim Erscheinen



Der Nilgau (Portax pictus).

eines Menschen so eilig sie können, selbst über ziemlich steile Berge hinweg. Alte Männchen sind zu feist, als daß sie es ihnen nachthun könnten: sie bleiben in den Ebenen, machen aber immer noch einem flinken Jagdpferde gehörig zu schaffen, bevor sie sich, ermüdet, dem Reiter stellen. Am Kap jagt man sie nur zu Pferde, am liebsten in den heißen Monaten; denn dann hetzt man einen feisten Elandbock schon in wenig Stunden so ab, daß er sich stellt, um entweder den Kampf aufzunehmen, oder sich ruhig in sein Schicksal zu ergeben. In früherer Zeit fing man dieses Wild, welches den Pflanzungen oft großen Schaden that, in Schnellgalgen, welche in der Umzäunung der Felder und Gärten angebracht worden.

In der Neuzeit sind die Elandantilopen in den Thiergärten Europas eine gewöhnliche Erscheinung geworden. Sie stammen sämmtlich von zwei Paaren ab, welche im Jahre 1840 und 1851 in England eingeführt wurden. Sie halten sich gut, werden sehr bald zahm, zeigen die Gutmüthigkeit und Dummheit des Rindes. Vor einigen Jahren wurde ein junger Bulle geschlachtet und sein Fleisch sowohl auf der königlichen Tafel zu Windsor, wie an einer Tafel in den Tuillerien zu Paris und auch an einer Tafel von Lords und Gemeinen gekostet und daran die richtige Mischung von Feistlagen zwischen den Muskelfasern als besonders vorzüglich gerühmt.

In der Neuzeit ist eine indische Antilope, welche die Reisenden unter dem Namen „blauer Ochse“ oft erwähnen, der Nilgau (Portax pictus), häufig zu uns gekommen, während dasselbe Thier in früheren Jahrhunderten selbst in Indien nur höchst selten in der Gefangenschaft gesehen wurde. Der Nilgau ist ebensowohl in der Gestalt, als in der Färbung eine der ausgezeichnetsten Arten der großen Antilopenfamilie; er erscheint gewissermaßen als ein Mittelding zwischen Hirsch und Rind. Die sanft halbmondförmig gebogenen Hörner, welche beiden Geschlechtern zukommen, beim Weibchen aber viel kürzer, als beim Männchen sind oder ihm auch gänzlich fehlen, werden nur etwa 7 Zoll lang, sind dick an der Wurzel und vorn schwach gekielt.

Ein dunkelbraunes Aschgrau mit einem schwachen Anflug ins Bläuliche ist die allgemeine Färbung. Der Vordertheil des Bauches, die Vorderbeine, die Außenseite der Hinterschenkel sind schwärzlichgrau, die Hinterbeine schwarz, der mittlere und hintere Theil des Bauches und die Innenseite der Schenkel aber weiß. Zwei Querbinden von derselben Färbung verlaufen über die Fußwurzel, die Fesseln ringartig umgebend; ein großer, halbmondförmiger Flecken steht an der Kehle. Erwachsene Böcke werden an der Schulter 4 Fuß hoch und über 6 Fuß lang.

Ostindien und Kaschmir, am häufigsten der Landstrich Delhi und Lahore, sind die Heimat unseres Thieres. In den Küstenländern ist es selten, im Inneren häufig.

Ueber die Lebensweise des Nilgaus ist bis jetzt wenig bekannt. Man weiß nur, daß er gewöhnlich in Paaren lebt, am liebsten an den Rändern der Dschungeln, in deren Mitte er, aus Furcht vor dem Tiger, nicht einzudringen wagt. Der Nilgau ist viel entschlossener und bösartiger, als alle seine Verwandten. Verfolgt, soll er sich wüthend gegen den Jäger kehren, auf die Beugen niederfallen, unter tiefem Brüllen einige Schritte vorwärts rutschen und dann blitzschnell gegen den Feind anspringen und versuchen, ihm durch schnelles Emporschleudern des Hauptes und der Hörner gefährliche Verletzungen beizubringen.

Die Bewegungen des Nilgau haben viel Eigenthümliches wegen der sonderbaren Stellungen, welche das Thier annimmt. Gewöhnlich ist der Schritt allerdings ganz so, wie bei anderen Antilopen auch; sobald der Nilgau aber erregt wird, krümmt er den Rücken, zieht den Hals ein und schleicht dann langsam dahin, finstere Blicke um sich werfend und schielend. Der Wedel wird dabei zwischen den Schenkeln eingekniffen. In voller Flucht dagegen trägt sich der Nilgau stolz, würdevoll, und gewährt namentlich dann, wenn er den Wedel senkrecht emporhebt, einen wundervollen Anblick.

Nach den Angaben der indischen Reisenden liegt der Nilgau während des Tages im Walde verborgen. Nach Sonnenuntergang und in den ersten Morgenstunden geht er auf Aeßung, und in den bebauten Gegenden wird er der Verwüstung wegen, die er anrichtet, bitter gehaßt. Er soll Alles, was er genießt, vorher beschnoppern, die Pflanzen sorgfältig sich auswählen und gerade deshalb sehr lästig werden.

Die Jagd des Nilgau wird von den Indiern mit großer Leidenschaft betrieben, und schon seit alten Zeiten machen sich die Untergebenen indischer Fürsten ein Vergnügen daraus, ihren Herren und Gebietern gerade diese Antilope gefangen zuzuführen, und man sieht sie hier bei den Großen des Reichs hier und da in Parks. Erst im Jahre 1767 kam ein Paar nach England, schon zu Ende des Jahrhunderts gelangten andere nach Frankreich, Holland und Deutschland. Jetzt sieht man den Nilgau in allen Thiergärten und hat ihn schon oft zur Fortpflanzung gebracht.

Ehe wir von Indien wieder nach dem eigentlichen Vaterlande der Antilopen zurückkehren, gedenken wir noch einer der merkwürdigsten Arten der ganzen Familie, ja aller Wiederkäuer, der Antilope mit vier Hörnern (Tetracerus quadricornis). Unter den gezähmten Wiederkäuern kommen einzelne vor, welche vier, ja sogar acht Hörner tragen: sie begründen aber niemals eine eigene Art, sondern sind als sonderbare Ausnahmen zu betrachten. Kein einziges wildlebendes Thier zeigt eine ähnliche Wucherung der Hörner, außer der genannten Antilope. Sie steht deshalb, nach den bisherigen Erfahrungen wenigstens, ganz vereinzelt für sich da. Die vierhörnige Antilope oder Schikara ist ein kleines, zierliches Thier. Ihre Länge beträgt 2¾ Fuß, die des Schwanzes 5 Zoll, die Höhe am Widerrist 20 Zoll. Das vordere Hörnerpaar sitzt oberhalb des vorderen Augenwinkels und ist etwas nach rückwärts geneigt, das hintere Paar steht über dem hinteren Augenwinkel, neigt sich in seiner unteren Hälfte stark nach hinten und krümmt sich in der oberen nach vorn.

Die Schikara ist in Indien durchaus nicht selten, in den westlichen Gegenden Bengalens sogar häufig. Von den wenigen, welche man in der Gefangenschaft hielt, weiß man, daß selbst jung eingefangene mit zunehmendem Alter immer bösartig wurden und daß sie sich fortpflanzten.

Mehrere Naturforscher vereinigen unter dem Namen der Kuhantilopen mehrere große plumpe Arten der Familie, mit schraubenartig gewundenen Hörnern, mehr oder weniger hohem Widerriste, abschüssigem Rücken und mittellangem, gequasteten Schwanze, während Andere diesen Namen auf diejenige Art beschränken, mit welcher wir uns jetzt bekannt machen wollen. Die

Kuhantilope oder das Haartebeest (Acronotus Caama) der holländischen Ansiedler, Kaama der Hottentotten und die Likaama der Kaffern kommt dem Edelhirsch an Größe gleich, ist aber viel plumper gebaut und hat einen so unschönen Kopf, daß einige Naturforscher für sie den Namen Alcephalus oder Elchkopf vorgeschlagen haben. Der dicke Rücken mit dem ziemlich bedeutenden Höcker auf dem Widerrist, vor Allem aber die nach aufwärts gerichteten, leierförmig gekrümmten, in ihrem Enddrittel plötzlich in einem schiefen Winkel nach rückwärts gebogenen Hörner zeichnen die Art vor den meisten übrigen aus und lassen sie leicht erkennen. Die Grundfärbung ist ein ziemlich lebhaftes Zimmtbraun, welches auf der Stirn ins Schwarze, am hinteren Theile des Bauches, an der Innenseite der Unterschenkel und an dem Hinterbacken ins Weiße übergeht. Vom Hinterhals läuft ein schwarzer Streifen bis zum Widerrist, zwei andere ziehen sich von der Stirn nach der Nase herab.

Auch die Kaama bewohnt Südafrika, gegenwärtig mehr das Innere, wo sie von den Jägern unbehelligt bleibt, welche sie aus dem Kaplande bereits vertrieben haben. Sie liebt die Einöde und findet sich auch in den unfruchtbarsten Gegenden. Gewöhnlich trifft man sie in Rudeln von 6 bis 8 Stücken an. Zu gewissen Zeiten wandert sie aber in großen Herden von zwei- bis fünfhundert umher, wie der Springbock. Oft mischt sie sich mit den Gnu-, Buschböcken-, Straußenherden, und dann vereinigen sich Gesellschaften höchst verschiedener Thiere, welche Tausende zählen. Unter ihnen spielt das Haartebeest eine hervorragende Rolle, weil die alten Böcke sich vor anderen durch Vorsicht und eine gewisse Schlauheit auszeichnen.

Sonst ist über ihr Freileben im ganzen nicht viel zu berichten: man kennt sie noch zu wenig, obgleich sie ein sehr eifrig gejagtes Wild ist. Jung eingefangene Kälber werden sehr zahm und halten die Gefangenschaft lange aus. Doch ist eigentlich nur dem Weibchen zu trauen, weil die Böcke mit zunehmendem Alter nicht selten große Bosheit zeigen.

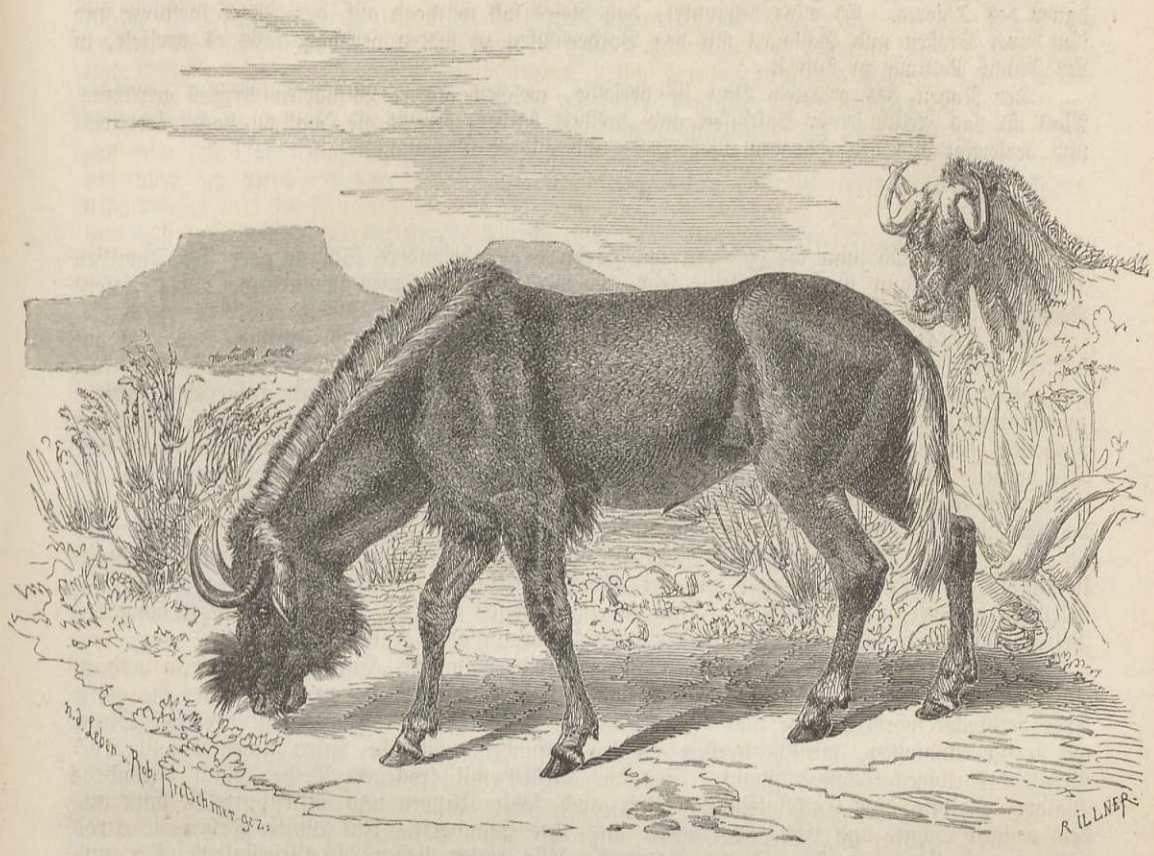
Das Fleisch, die Haut und die Hörner finden vielfache Benutzung. Ersteres wird in Streifen geschnitten, an der Luft gedörrt und später verwendet. Das Fell benutzt man zu Decken; aus der gegerbten Haut bereitet man Riemen und Pferdegeschirr; die Hörner werden wegen ihrer Härte und des Glanzes zu allerlei Gegenständen verarbeitet.

An das Ende der reichen Familie stellen wir einen der sonderbarsten aller Wiederkäuer, das Gnu (Catoblepas Gnu), ein merkwürdiges Mittelding zwischen Antilope, Rind und Pferd, ein wahres Zerrbild der edlen und zierlichen Gestalten, welche wir bis jetzt kennen gelernt haben. Man bleibt lange in Zweifel, welches Geschöpf man eigentlich vor sich hat, wenn man das Gnu zum ersten Male ansieht. Das Thier erscheint als ein Pferd mit gespaltenen Hufen und einem Stierkopfe und es beweist durch sein Betragen, daß sein ganzes Wesen mit dieser Zwittergestalt im besten Einklange steht. Unmöglich kann man das Gnu ein schönes Thier nennen, so zierlich auch der Bau mancher einzelnen Theile erscheinen mag.

Das Gnu oder „Wildebeest" der holländischen Ansiedler hat die Gestalt und Größe eines einjährigen Pferdes, dicke, gebogene Hörner, einen Roßschweif, eine aufrecht stehende Mähne und eigenthümliche Haarwucherungen auf der Stirn und an der Brust. Die Farbe ist einfarbig graubraun, an manchen Stellen heller, an manchen dunkler, bald mehr ins Gelbe oder Röthliche, bald mehr ins Schwärzliche ziehend. Die Nackenmähne erscheint weißlich: ihre Haare sind an der Wurzel grauweiß, in der Mitte schwarz und an der Spitze röthlich. Das Schwanzhaar ist an der Wurzel graubraun, an der Spitze weißlich, zumal das lange der Quaste. Die Mähne an Brust und Hals ist dunkelgraubraun, der Kinnbart weißlich; die Haarbüschel auf dem Nasenrücken und unter den Augen sind braun, die Borstenhaare um die Augen und die Schnurrborsten weiß.

Beide Geschlechter sind gehörnt. Die flachen und plattgedrückten Hörner biegen sich nach abwärts und mit der Spitze nach auswärts. Erwachsene Thiere werden über 7½ Fuß lang, wovon auf den Schwanz ohne Haar 1½, mit dem Haar aber 2 bis 3 Fuß kommen; die Höhe am Widerrist beträgt 3¾ Fuß. Das Weibchen ist kleiner und sein Gehörn leichter; ganz junge Thiere sind noch ungehörnt, haben aber schon die Hals- und Nackenmähne. Eine zweite, ganz ähnliche Art ist der Kokun (Catoblepas taurina), und eine dritte das gebänderte Gnu (Catoblepas Gorgon).

Alle Gnuarten bewohnen Südafrika bis gegen den Gleicher hin. Früher im Kaplande häufig, sind sie dort jetzt ausgerottet, soweit der Europäer vorgedrungen ist. Im Lande der Hottentotten und Kaffern finden sie sich noch in zahlreicher Menge. Nach den Angaben der



Das Gnu (Catoblepas Gnu).

besseren Beobachter wandern sie alljährlich aus Mangel an Weide, wie die übrigen Antilopen. Es sind höchst bewegliche, muthwillige Thiere, welche es meisterhaft verstehen, die große Ebene zu beleben.

Gordon erfuhr, daß das Wildebeest auch dann nicht den Platz verläßt, wenn es von einer ganzen Anzahl von Jägern getrieben wird. In endlosen Ringen umherkreisend, die merkwürdigsten und sonderbarsten Sprünge ausführend, umlaufen die zottigen Herden dieser sonderbar und grimmig aussehenden Antilopen die Jäger. Während diese auf sie zureiten, um diese oder jene zu erlegen, umkreisen sie rechts und links die anderen und stellen sich auf dem Platze auf, über welchen die Jäger wenige Minuten vorher hinwegritten. Einzeln und in kleinen Trupps von 4 bis 5 Stück sieht man zuweilen die alten Wildebeestböcke in Zwischenräumen auf der Ebene einen ganzen Vormittag regungslos stehen und mit starren Blicken die Bewegungen des anderen Wildes betrachten, wobei sie fortwährend ein lautes, schnaubendes Geräusch und einen eigenthümlichen kurzen, scharfen Hauch von sich geben. Sobald sich ein Jäger ihnen naht, beginnen sie ihre weißen Schwänze hin und her zu schleudern, springen dann hoch auf, bäumen sich und folgen einander in gewaltigen Sätzen mit der größten Schnelligkeit. Plötzlich machen sie wieder Halt, und zuweilen beginnen zwei dieser Stiere einen furchtbaren Kampf. Mit vieler Kraft gegen einander rennend, stürzen sie auf die Knie nieder, springen plötzlich wieder auf, rennen im Kreise umher, wedeln auf höchst bewunderungswürdige Weise mit dem Schwanze und jagen, in eine Staubwolke gehüllt, über die Ebene.

In der Gefangenschaft zeigt sich das Gnu immer unbändig und wild, unempfänglich gegen Schmeicheleien und gegen die Zähmung, aber auch ziemlich gleichgiltig gegen den Verlust der Freiheit. Ueber die Fortpflanzung im wilden Zustande fehlen zur Zeit noch immer Beobachtungen. Man weiß nicht einmal, ob es blos eins oder ob es zwei Junge wirft.

Die Jagd hat ihre großen Schwierigkeiten wegen der unglaublichen Schnelligkeit und Ausdauer des Thieres. Es wird behauptet, daß dieses sich wüthend auf den Jäger losstürze und ihn durch Stoßen und Schlagen mit den Vorderläufen zu tödten versuche, falls es zweifelt, in der Flucht Rettung zu finden.

Der Nutzen des erlegten Gnu ist derselbe, welchen andere Wildarten Afrikas gewähren. Man ißt das Fleisch seiner Saftigkeit und Zartheit halber, benutzt die Haut zu allerlei Lederwerk und verfertigt aus den Hörnern Messerhefte und andere Gegenstände.

* * *

(Ziegen.) Ob man die Ziegen und Schafe als besondere Sippen oder als Familien anzusehen hat, kann uns gleichgiltig sein, da wir der allgemeinen Eintheilung nur in sofern Rechnung tragen, als es die wissenschaftliche Zusammenstellung der Thiere erfordert.

Die Ziegen sind mittelgroße Wiederkäuer. Ihr stämmiger und kräftiger Leib ruht auf starken, nicht sehr hohen Beinen; der Hals ist gedrungen, der Kopf ist verhältnißmäßig kurz und breit an der Stirn; die Augen sind groß und lebhaft, die Ohren aufgerichtet, schmal zugespitzt und sehr beweglich. Die Hörner, welche beide Geschlechter tragen, sind abgerundet vierseitig oder zweischneidig, deutlich nach den Jahreszuwüchsen gegliedert, vorn wulstig verdickt. Sie beugen sich entweder in einfach halbmondförmiger Richtung nach hinten oder biegen sich dann noch leierartig an der Spitze aus. Bei den Böcken sind sie regelmäßig viel schwerer, als bei den Ziegen. Thränengruben fehlen immer. Das Weibchen hat zwei Zitzen. Das Haarkleid ist ein doppeltes; die feinere Wolle wird von groben Grannen überdeckt. Bei manchen Arten liegen die Grannen ziemlich dicht an, bei anderen verlängern sie sich mähnenartig an gewissen Stellen, bei den meisten auch am Kinn zu einem steifen Barte. Immer ist die Färbung des Pelzes düster, erd- oder felsenfarbig, vorzugsweise braun oder grau.

Ursprünglich bewohnten die Ziegen Mittel- und Südasien, Europa, Nordafrika und in einer einzigen Art auch Nordamerika; heutzutage sind einige Arten von ihnen über die ganze Erde verbreitet worden. Sie sind durchgehends Bewohner der Gebirge, zumal der Hochgebirge, wo sie die einsamsten, menschenleersten Stellen aufsuchen. Manche Arten gehen bis über die Grenze des ewigen Schnees hinauf. Sonnige Stellen mit trockener Weide, dünn bestandene Wälder, Halden und Geröllabstürze, sowie auch kahle Klippen und Felsen, welche starr aus dem ewigen Schnee und Eis emporragen, sind ihre Standorte. Im Winter gehen sie etwas tiefer in die Ebene herab, als im Sommer. Alle Arten lieben die Geselligkeit. Sie sind bewegliche, lebendige, unruhige, kluge, ja selbst listige Thiere. Ohne Unterlaß laufen und springen sie umher; nur während des Wiederkäuens liegen sie ruhig an ein und derselben Stelle. Blos sehr alte, von dem Rudel abgeschiedene Männchen leben einsiedlerisch; sonst halten sie sich stets mit anderen ihrer Art treu zusammen. Sie sind thätig bei Tag und bei Nacht, obgleich sie dem Tage den Vorzug geben. Ihre Eigenschaften offenbaren sich bei jeder Gelegenheit. Sie sind überaus geschickt im Klettern und Springen und bekunden dabei einen Muth, eine Berechnung und eine Entschiedenheit, welche ihnen alle Ehre machen. Sichern Tritts überschreiten sie die gefährlichsten Stellen im Gebirge; schwindelfrei stehen sie auf den schmalsten Kanten, und gleichgiltig schauen sie in die furchtbarsten Abgründe hinab; ja, sie äßen sich noch auf den bedenklichsten Stellen mit einer Tollkühnheit ohne Gleichen. Dabei besitzen sie eine verhältnißmäßig ungeheuere Kraft und eine wunderbare Ausdauer. Somit sind sie ganz geeignet, ein armes Gebiet zu bewohnen, in welchem jedes Blättchen, jedes Hälmchen unter Kämpfen und Ringen erworben werden muß. Neckisch und spiellustig unter sich, zeigen sie sich vorsichtig und scheu anderen Geschöpfen gegenüber und fliehen gewöhnlich bei dem geringsten Geräusch, obwohl man nicht eben behaupten darf, daß es die Furcht ist, welche sie in die Flucht schreckt; denn im Nothfalle kämpfen sie muthig und tapfer und mit einer gewissen Raufluft, welche ihnen sehr gut ansteht.

Die saftigsten Gebirgspflanzen aller Art bilden ihre Nahrung. Alle Arten sind große Freunde vom Salz und suchen deshalb Stellen, wo diese Leckerei sich findet, gierig auf. Wasser ist für sie ein Bedürfniß, daher meiden sie Gegenden, in denen es weder Quellen, noch Bäche gibt.

Die Zahl der Jungen schwankt zwischen Eins und Vier. Alle wildlebenden Arten werfen höchstens zwei, die gezähmten nur in sehr seltenen Fällen vier. Die Zicklein kommen ausgebildet und mit offenen Augen zur Welt und sind schon nach wenigen Minuten im Stande, der Alten zu folgen. Die wildlebenden Arten laufen schon am ersten Tage ihres Lebens ebenso kühn und sicher auf den Gebirgen umher, wie ihre Eltern.

Man darf wohl sagen, daß alle Ziegen nützliche Thiere sind. Der Schaden, welchen sie anrichten, ist so gering, daß er kaum in Betracht kommt, der Nutzen dagegen sehr bedeutend, namentlich in solchen Gegenden, wo man die Ziegen gebraucht, um Oertlichkeiten auszunutzen, deren Schätze sonst ganz verloren gehen würden. Die öden Gebirge des Südens unseres Erdtheils sind förmlich bedeckt mit Ziegenherden, welche auch an solchen Wänden das Gras abweiden, wo keines Menschen Fuß Halt gewinnen könnte. Von den wilden wie von den zahmen Arten kann man fast Alles benutzen, Fleisch und Fell, Horn und Haar, und die zahmen Ziegen sind nicht blos der Armen liebster Freund, sondern im Süden auch die beinahe ausschließlichen Milcherzeuger.

Noch gegenwärtig herrscht großer Streit unter den Naturforschern, wie viele Arten die bis jetzt bekannten Ziegen bilden; dieselben lassen sich in drei verschiedene Sippen ordnen, in die der Steinböcke, Ziegen und Halbziegen.

Die Steinböcke (Capra) sind unzweifelhaft die höchststehenden Ziegen; sie gehören ja zu dem edelsten Wild überhaupt. Diese Thiere bewohnen die Gebirge der alten Welt und zeigen sich ganz geeignet, noch in Höhen zu leben, in denen andere große Säugethiere verkümmern würden. Nur wenige Wiederkäuer folgen ihnen in die Hochgefilde, wo sie sich jahraus jahrein umhertreiben. So ist es allerdings nicht überall; denn schon von den in Europa lebenden Arten kommen mehrere in verhältnißmäßig geringen Höhen vor; die eigentliche Ebene aber meiden sämmtliche Steinböcke fast ängstlich. Mit dieser Lebensweise geht Hand in Hand, daß jede Steinbockart nur eine geringe Verbreitung hat. Einige neuere Naturforscher wollen zwar die verschiedenen Steinbockarten blos als Abänderungen ein und derselben Hauptart gelten lassen und nehmen nicht nur für Europa, sondern überhaupt blos eine einzige Art an, bleiben uns aber die Erklärung schuldig, wie diese Stammart sich allgemach so verbreitet hat, daß sie gegenwärtig nicht blos auf den Alpen, den Pyrenäen und dem Gebirgsstock der Sierra Nevada, sondern auch auf dem Kaukasus, den Hochgebirgen Asiens, den Alpengebirgen des steinigten Arabiens und Abissiniens zu finden ist. Die ziemlich bedeutenden Unterschiede, welche die Steinböcke zeigen, die Verschiedenheiten namentlich, welche sich im Gehörn offenbaren, werden von diesen Forschern als nebensächliche Dinge behandelt, und der leidige Begriff, „klimatische Abänderung", spielt eine gar große Rolle in ihren Entscheidungen. Ich meines Theils kann solcher Ansicht nicht beipflichten. Wenn wir Grund haben, die verschiedenen Formen als Arten anzusehen, so haben wir freilich in den Steinböcken ein sehr reiches Geschlecht vor uns; denn Europa allein zählt dann vier, vielleicht fünf verschiedene Steinbockarten. Eine derselben (Capra Ibex oder Capra alpina) bewohnt die Alpen, zwei andere die iberische Halbinsel, eine (Capra pyrenaica) die Pyrenäen, eine andere (Capra hispanica) die Sierra Nevada und die vierte (Capra caucasica), ja, vielleicht auch die fünfte (Capra Pallasi) den Kaukasus. Außerdem findet sich ein Steinbock (Capra sibirica) in Sibirien, einer (Capra cretica) auf Kreta, einer (Capra Beden) im steinigten Arabien, ein anderer (Capra Walie) in Abissinien, ein dritter (Capra armata) in der Berberei, ein vierter (Capra Skyn) und fünfter (Capra tubericornis) auf dem Himalaya, ein sechster endlich (Capra americana) auf den Rocky-Mountains in Nordamerika. Alle diese Thiere sind einander sehr ähnlich in Gestalt und Färbung und unterscheiden sich hauptsächlich blos durch das Gehörn und den Bart am Kinn; aber gerade diese beiden Merkmale will man nicht gelten lassen. Uebergänge von einer zur anderen Form sind noch keineswegs nachgewiesen, und somit müssen wir die verschiedenen einstweilen wohl als Arten betrachten.

Der Alpensteinbock (Capra Ibex oder Ibex alpinus) ist ein stolzes, ansehnliches, stattliches Geschöpf von 4½ bis 5 Fuß Leibeslänge, 2 bis 3 Fuß Höhe und 1½ bis 2 Centner Gewicht. Das ganze Thier macht den Eindruck von Kraft und Ausdauer. Der Leib ist gedrungen und stark, der Hals mittellang, der Kopf verhältnißmäßig klein, aber stark an der Stirn gewölbt; die Beine sind kräftig und mittelhoch; das Gehörn ist gewaltig. Lebhafte mittelgroße Augen verleihen dem Steinbock ein kühnes und verständiges Aussehen, und sein ganzes Leben rechtfertigt diese Meinung. Die Behaarung ist rauh und dicht, verschieden nach der Jahreszeit. Im Winter ist sie länger, gröber, krauser und matter, im Sommer kürzer, feiner, glänzender; während der rauhen Jahreszeit ist sie mit einer dichten Grundwolle durchmengt, mit zunehmender Wärme fällt diese aus. Am Unterkiefer sind diese Haare bei dem



Der Alpensteinbock (Capra Ibex oder Ibex alpinus).

alten Männchen etwas verlängert, ohne jedoch einen eigentlichen Bart zu bilden, wie man diesen noch auf alten schlechten Abbildungen dargestellt findet; denn niemals wird dieses Haar hier länger, als 2 Zoll und oft fehlt es gänzlich. Im übrigen ist das Haar so ziemlich von gleicher Länge. Die Färbung ist gleichmäßig, nach Alter und Jahreszeit etwas verschieden. Im Sommer herrscht die röthlichgraue, im Winter die gelblichgraue oder fahle Farbe vor.

Das Gehörn, welches beide Geschlechter tragen, ist bei dem alten Bocke von sehr bedeutender Größe und Stärke. Es krümmt sich einfach bogen- oder halbmondförmig schief nach rückwärts. An der Wurzel, wo die Hörner am dicksten sind, stehen sie einander sehr nahe; von da entfernen sie sich von einander, allmählich sich verdünnend bis zur Spitze hin. Ihr Durchschnitt bildet ein längliches, hinten nur wenig eingezogenes Viereck, welches gegen die Spitze hin flacher wird. Die Wachsthumsringe treten in starken, erhabenen, wulstartigen Knoten oder Höckern, besonders auf der Vorderfläche, hervor. Gegen die Wurzel und die Spitze zu nehmen sie allmählich an Höhe ab; sehr alte Böcke haben aber immer größere Hörner, als jüngere, in den besten Jahren stehende. Die Hörner können eine Länge von 2¾ bis 3½ Fuß und ein Gewicht von 15 bis 30 Pfund erreichen und die Anzahl der Knoten steigt bei alten Thieren bis auf 24. Das Gehörn des Weibchens ähnelt mehr dem einer weiblichen Hausziege, als dem des männlichen Steinbockes.

In früheren Zeiten mag der Steinbock wohl über die ganze Alpenkette verbreitet gewesen sein; vor vielen Jahrhunderten hat er vielleicht auf den tiefsten Matten der Alpen geweidet: gegenwärtig findet er sich nur noch auf den Hochgebirgen rings um den Monte Rosa. In allen übrigen Theilen der Alpen ist er ausgerottet. Und Dies ist nicht etwa erst seit wenigen Jahren geschehen: — bereits vor hunderten von Jahren waren die Steinböcke schon sehr zusammen-

geschmolzen, und wenn im vorigen Jahrhundert nicht besondere Anstalten getroffen worden wären, sie zu hegen, gäbe es vielleicht keinen einzigen mehr. Nach alten Berichten bewohnten die Steinböcke in früheren Zeiten alle Alpen Deutschlands und der Schweiz; auf den Voralpen haben sie sich jedoch blos in vorgeschichtlicher Zeit aufgehalten. Während der Römerherrschaft müssen sie häufig gewesen sein; denn dieses prunkliebende Volk führte nicht selten ein- bis zweihundert lebendig gefangene Steinböcke zu den Kampfspielen nach Rom. Aber bereits im 15. Jahrhundert waren die Steinböcke in der Schweiz selten. Es waren vornehmlich die Erzbischöfe von Salzburg, welche alles Mögliche thaten, um die Ausrottung der edelen Thiere zu verhindern. Sie vervierfachten die Zahl ihrer Jäger, setzten Wildhüter in kleine Hütten auf die höchsten Felsen und ließen Junge einfangen, um dieselben in Thiergärten aufzuziehen, weil die Erzbischöfe die Steinböcke zu Geschenken an auswärtige Höfe benutzten. Im Jahre 1706 wurden noch 5 Böcke und 7 Geisen gefangen und seitdem sah man keine mehr. In Wallis fiel 1809 der letzte Bock. In den Hochgebirgen von Savoyen waren sie 1821 so selten geworden, daß Zummstein sich auf das wärmste für sie verwendete. Er brachte es auch bei der Regierung dahin, daß die Jagd bei schwerer Strafe verboten wurde, und wahrscheinlich haben sich nur dadurch die Thiere erhalten. Gegenwärtig sieht man in Folge des in Piemont streng eingehaltenen Jagdverbotes am südlichen Monte Rosa und in dessen Verzweigung wieder Rudel von 10 bis 18 Stück bei einander. Man hat es nun schon seit lange her versucht, den Steinbock aus dem nahen Piemont wieder in die Schweiz zu verpflanzen und auf den Alpen zu züchten; alle Versuche blieben aber fruchtlos.

Die Steinböcke halten sich in kleinen Rudeln zusammen; alte, murrköpfige Böcke werden von denselben abgesondert. Die höchsten Weiden der Alpen in unmittelbarer Nähe der Schneefelder und Gletscher bilden den Aufenthalt eines Trupps. Alte Böcke scheinen die Höhen und schroffen Grate besonders zu lieben. Bei Tage liegen oder stehen sie still, nach Beobachtungen glaubwürdiger Jäger manchmal tagelang auf der gleichen Stelle, am liebsten auf Felsenvorsprüngen, welche ihnen den Rücken decken und eine freie Umschau gewähren. Die Ziegen mit den Jungen haben sich etwas tiefer im Gebirge einen bequemeren Platz ausgesucht. Nachts zieht das Rudel in die höchst gelegenen Bergwälder herab, um sich dort zu äßen, bei Sonnenaufgang steigt es wieder nach oben. Im Sommer suchen die Steinböcke die Nordseite und die Nähe der Gletscher auf, im Winter die warmen Stellen nach Süden hin. Stechende Sonnenhitze ist ihnen ebenso zuwider, als eine übermäßige Kälte, obgleich sie gegen letztere sehr unempfindlich zu sein scheinen.

Nur äußerst wenige Wiederkäuer sind so befähigt, die höchsten und gefährlichsten Gebirge zu besteigen, wie die Steinböcke. Alle Bewegungen dieses Wildes sind rasch, kräftig und dabei doch leicht. Der Steinbock läuft schnell und anhaltend, klettert mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit und läuft mit unglaublicher, geradezu unverständlicher Sicherheit und Schnelligkeit an Felswänden hin, wo er kaum Fuß fassen kann. Eine Unebenheit der Wand, die das menschliche Auge selbst in der Nähe kaum wahrnimmt, genügt ihm, sicher auf ihr zu fußen; eine Felsspalte, ein kleines Loch in der Wand, werden ihm zu den Stufen einer gangbaren Treppe. Seine Hufen setzt er so fest und sicher auf, daß er auf dem kleinsten Raum sich erhalten kann. Man hat Steinböcke gesehen, welche mit allen vier Füßen auf einem Pfahl standen. Schinz beobachtete, daß unser Thier mit der größten Richtigkeit den Platz erreicht, nach welchem es gezielt hat. Ein ganz junger zahmer Steinbock in Bern sprang einem großen Mann ohne Anlauf auf den Kopf und hielt sich daselbst nur mit seinen vier Füßen fest. Einen anderen sah man auf der scharfen Kante eines Thürfußes stehen und eine senkrechte Mauer hinaufsteigen, ohne alle Stützpunkte, als die Vorsprünge der Mauersteine, welche durch den abgefallenen Mörtel sichtbar waren. Gleichlaufend mit der Mauer sprang er mit drei Sätzen auf dieselbe. Er stellte sich dem Ziele, welches er erreichen wollte, gerade gegenüber und maß es mit dem Auge, dann durchlief er mit kleinen Schritten einen gleichen Raum, kam mehrmals auf dieselbe Stelle zurück, schaukelte sich auf seinen Beinen, als wenn er ihre Schnellkraft versuchen wollte, sprang dann auf und war in drei Sätzen oben. Beim Springen scheint er die Felsen oder die Mauer kaum zu berühren und seinen Körper wie einen Ball in die Höhe zu schnellen. Auch über Gletscher soll er, wenn er gejagt wird, weit leichter, als die Gemsen laufen; doch sucht er ihnen auszuweichen. Wahrhaft großartig ist auch die Sicherheit, mit welcher er über Abgründe und Felsenklüfte setzt. Spielend schwingt er sich von einer Klippe zur anderen und ohne Besinnen setzt er aus bedeutenden Höhen herab in die Tiefe.

Der Steinbock ist nicht blos scheu, sondern auch berechnend vorsichtig und merkt es sehr bald, wo ihm Gefahr droht. Alten Böcken ist kaum beizukommen. In ihren übrigen Eigenschaften

ähneln die Thiere sehr den Ziegen; nur sind sie ruhiger und langweiliger. Sie haben aber denselben Muth und, wenigstens solange sie jung sind, dasselbe neckische Wesen, wie unsere geschätzten Hausthiere.

Die Aeßung besteht in den vortrefflichsten Alpenkräutern. Im Winter und bei schlechter Witterung äßen sie sich von den Knospen der Zwergweiden, Birken, Erlen, Alpenrosen und verschiedenen Flechten. Namentlich die Fenchel- und mancherlei Wermutharten, wie auch Riedgräser sind ihnen angenehm. Sehr gern lecken sie Salz.

Im Januar kämpfen starke Böcke mit ihren gewaltigen Hörnern muthvoll und ausdauernd unter einander. Meist in der letzten Woche des Juni oder im Anfange des Juli wirft die Ziege ein Junges, an Größe etwa einem neugeborenen Zicklein gleich, ein kleines, höchst niedliches, munteres und, wie Schinz sagt, „schmeichelhaftes" Geschöpf. Bereits wenige Stunden nach der Geburt ist es fast ein ebenso kühner Bergsteiger, als seine Mutter. Bei drohender Gefahr eilt diese an fürchterlichen Gehängen hin und sucht in dem wüsten Geklüft ihre Rettung. Das Zicklein aber verbirgt sich äußerst geschickt hinter Steinen und in Felsenlöchern, liegt dort mäuschenstill und ohne sich zu rühren, und äugt und lauscht und wittert scharf nach allen Seiten hin. Sein graues Haarkleid ähnelt den Felswänden und Steinen derart, daß auch das schärfste Falkenauge nicht im Stande ist, ein auf den Boden gedrücktes Steinböckchen wahrzunehmen, oder vom Felsen zu unterscheiden.

Eigenthümlich ist es, daß ein junger Steinbock, wenn seine verwundete Mutter zu ihm zurückkommt, zwar freudig auf dieselbe zuläuft, aber, sobald er den Geruch des Blutes wahrnimmt, ängstlich von ihr flieht und durch keine Liebkosungen der Alten zu bewegen ist, wieder zu ihr zurückzukehren. Es ist dies eine Wahrnehmung, welche man auch bei anderen Wiederkäuern gemacht hat. Bei Gefahr vertheidigt die Steinbockziege ihr Junges nach besten Kräften.

Nächst dem Steinadler sind Wolf und Fuchs und vielleicht noch der Lämmergeier, gefährliche Feinde des jungen Steinwildes. Ohne den Menschen, diesen Erzfeind der Thiere, würden die Steinböcke wahrscheinlich noch in großer Anzahl auf den Alpen zu finden sein. Die Steinbocksjagd zieht nicht blos ihres Gewinnes wegen, sondern ihrer ungeheueren Schwierigkeiten halber den Menschen mächtig an. Es ist eine der gefährlichsten und beschwerlichsten Vergnügungen, welche es geben kann.

„Alle Jäger versichern", sagt Tschudi, „daß kein Gefühl auf Erden dem gleiche, wenn das weidende Thier sich ihnen schußgerecht zur Beute stelle. Wochenlang ist es verfolgt, belauscht, gespürt, Schritt für Schritt ist der Jäger dem herrlichen Bock nachgeschlichen, den er vielleicht noch nie gesehen; in den kalten Nächten hat die Hoffnung der nahen Beute die zitternden Glieder neu belebt. Endlich sieht er von fern das stattliche Thier mit den gewaltigen Knotenhörnern an der unzugänglichen Felswand lagernd. Jetzt den Wind abgewonnen, stundenlang über eisige Schneefelder geschritten, um ihm in den Rücken zu kommen. Er sieht das Thier nicht; er ahnt aber, daß es in seiner Lage geblieben ist, und endlich ist es umgangen. Behutsam blickt er vor nach dem Felsen, der Bock ist fort; hundert Schritte weiter wiegt er sich in den Lüften, schnobernd, auf einer Zoll breiten Felsenkante. Mit hochklopfendem Herzen, zitternd vor Hoffnung und Furcht, naht der Jäger, legt den Stutzen auf, der Schuß hallt mächtig durch die todtenstille Alpenwelt und der zuckende Bock liegt blutig zwischen den Steinen."

Wahrhaft grauenvoll sind die Erzählungen, welche einzelne Jäger uns hinterlassen haben. Sie kämpfen buchstäblich oft wochenlang fortwährend mit dem Tod; sie leiden alle Qualen, welche ein unwirthliches, gefahrreiches Land über den Menschen verhängen kann — und sie verzagen doch nicht! Und weil es nun meistens noch Raubschützen sind, welche auf verbotenen Wegen wandeln, so müssen die Jäger noch anderer Feinde gewärtig sein. Sie müssen, wie Verbrecher, nach allen Seiten hin ausschauen, um der ihnen sonst sicheren Kugel des Jagdberechtigten zu entgehen. So kommt es nur zu oft vor, daß die Steinbocksjäger, anstatt den Lohn ihres sauren Gewerbes in die armen Hütten zu bringen, dahin Noth und Elend tragen, daß man, anstatt des Wildes, ihren Leichnam zu den Angehörigen bringt.

Noch schwieriger als die Jagd ist der Fang des scheuen Thieres. Alte Steinböcke bekommt man lebendig nicht in seine Gewalt; man muß also Jungen nachstellen, und auch diese kann man blos erhalten, wenn man die Mutter wegschießt. Solche jung eingefangene Steinböcke werden außerordentlich zahm. Sie zeigen sich zutraulich, kommen herbei, wenn man sich ihnen nähert, und lassen sich berühren und schmeicheln. Mit den Hausziegen, denen das Pflegegeschäft zufällt, leben sie in vollster Eintracht. Es sind lustige, nette Geschöpfe, welche im Anfange viel Spaß und, wenn sie erwachsen sind, viel Aerger machen.

Es ist bekannt, daß der Steinbock sich nicht blos fruchtbar mit anderen Arten seines Geschlechts, sondern auch mit der gemeinen Hausziege vermischt, ebenso wohl in der Gefangenschaft, als auch im freien Zustande. Durch solche Kreuzung werden Blendlinge erzeugt, welche stark und kräftig sind und dem Steinbocke gewöhnlich viel mehr gleichen, als der Ziege, wenn sie auch im Gehörn große Aehnlichkeit mit dem Ziegenbocke haben.

So wünschenswerth es auch in vieler Beziehung ist, den Steinbock wieder auf unseren Alpen einzuführen, so lehrt doch der in den Berner Alpen gemachte Versuch, wie nothwendig es sei, große Vorsicht in Ansehung der Wahl der Alpen anzuwenden, wenn man nicht der vielen Unannehmlichkeiten wegen, die eine solche Zucht mit sich bringt, so wie dort genöthigt werden soll, dieselbe wieder aufzugeben oder endlich gar mit Gewalt zu vertilgen. Die Berner Steinbockzucht, welche ursprünglich in den Stadtwällen angelegt wurde, bestand noch im Jahre 1824 aus einem 4½jährigen Bastardbocke, einer echten Steinziege und einer Bastardziege. Wiewohl diese Thiere als frei und wild angesehen werden konnten, so zeigten sie doch keine Spur, weder von Furcht, noch von Liebe zu dem Menschen. Auf den Stadtwällen, auf denen sie sich munter umhertrieben, machte der Bastardbock nicht selten Angriffe auf die Schildwachen und wurde dadurch auch bald verhaßt. Mehr als einmal unterbrach er die im Freien, in der Nähe der Sternwarte angestellten astronomischen Beobachtungen, stieg auf einen benachbarten Spaziergang hinab und jagte die Leute, welche sich hier vergnügen wollten, in die Flucht oder gefiel sich auch, die an die Wälle anstoßenden Dächer der Gebäude zu besteigen und die Ziegel, mit denen sie gedeckt waren, zu zertrümmern.

Die vielen Klagen, welche von allen Seiten über diese Steinbockzucht in den Berner Stadtwällen einliefen, bestimmten die Behörde, dieselbe auf den Abendberg bei Interlaken zu verpflanzen. Die Stein- und Bastardziege zogen nach den Höhen, der Bastardbock hingegen gefiel sich besser in den bewohnteren Gegenden. Täglich kam er mehrere Male zur Alpenhütte und war zuletzt mit keiner Gewalt mehr von derselben wegzubringen. Den Sennen stieß er zu Boden, wenn er es versuchte, sich ihm zu widersetzen, und es hätte einmal wenig gefehlt, daß er ihn sogar getödtet hätte. Wegen der Verheerungen in den Pflanzungen und wegen der Gewaltthätigkeiten, die der Bock fast jeden Augenblick verübte, wurde die ganze Familie weiter hinauf auf die Höhen des Saxeten-Thales gebracht. Der Bock mußte durch vier Männer an einem starken Seile fortgeschleppt werden und warf öfter als ein Mal sein ganzes kräftiges Geleite zu Boden. Ein starker Gemsenjäger übernahm nun mit besonderer Vorliebe die Aufsicht über seine Zucht; doch bewiesen diese Thiere ihrem Beschützer wenig Dankbarkeit. An einem senkrechten Felsabsturz, und kaum einen Schritt vom tiefen Abgrunde entfernt, mußte einmal der besorgte Jäger über eine Stunde lang mit dem Bastardbocke ringen, der nicht davon ablassen wollte, ihn in die Tiefe hinabzustürzen. Auch hier war dieser Bock bald zum Schrecken der Sennen geworden, indem er beständig von den Höhen bis zu den Hütten herabkam und die Sennen geradezu überfiel.

Die endlosen Klagen, die von den Bewohnern des Saxeten-Thales über den Bastardbock einliefen, hatten zur Folge, daß man ihn auf die Grimselalpe versetzte. Da er aber auch dort allerlei Unfug trieb, mußte er endlich getödtet werden. So endete die Berner Steinbockzucht, ohne daß der beabsichtigte Zweck durch sie erreicht werden konnte.

Es ist eine wahre Freude für den Thierfreund, daß die spanischen Steinböcke bis jetzt dem Schicksale ihrer Verwandten auf den Alpen nicht entgegen gehen. Noch sind auf allen Hochgebirgen der iberischen Halbinsel die stolzen Thiere verbreitet und an manchen Orten sogar noch ziemlich häufig. Mit Sicherheit ist der spanische Steinbock noch zu finden in den eigentlichen Pyrenäen und allen von ihnen auslaufenden Hochketten. Alle spanischen Jäger kennen das stolze Wild, welches der Landesname Cabramontes trefflich bezeichnet, und noch in allen Gebirgsdörfern findet man Beutezeichen seiner Jagd, Gehörne, welche in die Mauern eingefügt wurden. Leider thut die verabscheuungswürdige Bubenjägerei der Spanier ihr Möglichstes, die Vertilgung des edelen Thieres zu bewerkstelligen, so daß die Steinböcke der Sierra Nevada bald unter die gewesenen Thiere gezählt werden müssen. Der bedeutende Gewinn der Jagd, welcher mindestens 12 Thaler unseres Geldes abwirft, gilt dem Spanier mehr als jede andere Rücksicht.

Gegenwärtig scheint der Steinbock noch im spanischen Mittelgebirge, namentlich in der Sierra de Credos häufig zu sein. Es ist eigenthümlich, daß der spanische Steinbock im Norden in der Nähe der Schneefelder lebt, während er im Süden mehr das Mittelgebirge bevorzugt, und dieser Unterschied in der Lebensweise würde allerdings auch für Artverschiedenheit beider Thiere sprechen.



Die Bezoarziege (Hircus Aegagrus).

In den ersten Tagen des Novembers 1856 machte ich unter Leitung eines eingeborenen Steinbockjägers den leider vergeblichen Versuch, mich eines der auf der Sierra Nevada wohnenden Steinböcke zu bemächtigen.

Die Ziegen (Hircus) sind kleiner als die Steinböcke. Ihre Hörner sind mehr oder weniger zusammengedrückt, beim Männchen schneidig und mit Querwülsten oder Runzeln versehen, beim Weibchen geringelt und gerunzelt; sie fehlen auch nicht selten gänzlich. Im übrigen ähneln die Ziegen ganz den eigentlichen Steinböcken.

Auch unsere Hausziege theilt das Schicksal der übrigen Hausthiere: man weiß nicht, von welcher Art sie abstammt. Ueber die wildlebenden Ziegen, welche namentlich Asien bewohnen, wissen wir so wenig, daß wir noch nicht im Stande sind, ihre Artenzahl auch nur annähernd anzugeben. Viele Naturforscher glauben, daß wir der Bezoarziege (Hircus Aegagrus) die Ehre zuerkennen müssen, uns mit einem so nützlichen Hausthiere bereichert zu haben. Letzteres stimmt in der That in allen wesentlichen Merkmalen mit ersterer überein; nur die Richtung und Windung der Hörner ist eine andere. So viel steht fest, daß die Bezoarziege sich mit unseren Hausziegenarten fruchtbar vermischt und durch Kreuzung mit denselben eine besondere Rasse hervorgebracht hat, welche als ein echtes Mittelglied zwischen beiden Arten steht.

Die Bezoarziege ist zwar etwas kleiner, als der europäische Steinbock, aber doch bedeutend größer als unsere Hausziege. Die Länge eines erwachsenen Bockes beträgt ungefähr 5 Fuß, die Höhe am Widerrist 3 Fuß und die am Kreuze einen Zoll mehr. Die Ziege ist etwas kleiner.

Die Hörner des Männchens sind sehr lang und stark: schon bei jüngeren Thieren messen sie über 2 Fuß, bei alten oft mehr als 4 Fuß. An der Wurzel stehen sie eng zusammen, dann beugen sie sich bis über ihre Mitte hin allmählig nach abwärts, wenden sich aber mit der Spitze wieder stark nach vor- und einwärts, so daß sie an ihrem äußersten Ende um 5 bis 6 Zoll näher zusammenstehen als in der Mitte, wo die Entfernung zwischen beiden 12 bis 16 Zoll beträgt. Das rechte Horn ist schwach mit der Spitze nach rechts, das linke nach links gewunden. Die Knoten oder Querwülste steigen bei alten Thieren bis auf zwölf an. Außerdem bedecken zahlreiche Querrunzeln das Gehörn. Die Behaarung besteht aus kurzen, mittelmäßig feinen Wollhaaren und etwas längeren, straffen, glatt anliegenden Grannen. Beide Geschlechter tragen einen starken und langen Bart. Die Färbung ist ein helles Röthlichgrau oder Rostbräunlichgelb, welches an den Halsseiten und gegen den Bauch zu lichter wird; Brust und Unterhals sind dunkelschwarzbraun, Bauch, Innen- und Hinterseite der Schenkel weiß. Ein scharf abgegrenzter, dunkelschwarzbrauner, von vorn nach hinten sich verschmälender Längsstreifen verläuft über die ganze Mittellinie des Rückens bis zum Schwanz.

Ein ziemlich ausgedehnter Landstrich von West- und Mittelasien ist die Heimat der Bezoarziege. Sie liebt die Gipfel der Gebirge; die Nähe des ewigen Schnees und die Gletscher behagen ihr ebenso sehr wie dem Steinbocke. Wie alle ihre Verwandten gesellig, lebt sie dort in kleinen Rudeln von 10 bis 20 Stück und darüber, welche von einem alten erfahrenen Bock geführt werden. In ihrem Wesen erinnert die Bezoarziege an den Steinbock. Sie läuft rasch und sorglos auf schwierigen Wegen dahin, steht oft stundenlang, schwindelfrei in die ungeheuren Abgründe schauend, auf vorspringenden Felszacken, klettert vortrefflich und wagt gefährliche Sätze mit großem Muth und Geschick. Sie ist außerordentlich scheu und weiß den meisten Gefahren zu entgehen.

Der November soll die Zeit der Paarung sein. Der Wurf erfolgt im April. Die Ziege setzt zwei, seltener nur ein Junges, welches der Mutter schon in den ersten Stunden seines Lebens auf allen ihren Wanderungen folgt, rasch und lustig aufwächst und wie alle Ziegen zu Scherz und Spiel geneigt ist. Gelingt es, ein solches Junge einzufangen, so wird es bald zahm, zumal wenn man es unter andere Ziegenherden bringt. Bald gewöhnt es sich an die neue Kameradschaft, geht mit den Pflegeschwestern auf die Weide, und kehrt abends in den Stall zurück.

Ein noch heute vielfach verbreiteter, obschon widerlegter Aberglaube ist die Ursache, daß man den munteren Gebirgskindern eifrigst nachstellt. Es finden sich nämlich in dem vierten Magen und in den Gedärmen derselben öfter die sogenannten Bezoare oder Bezoarkugeln, von der Größe einer Erbse, bis einer Faust, welchen ohne allen Grund die wunderbarsten Heilkräfte zugeschrieben werden. Gleichwohl wird dieses leidige Quacksalbermittel noch heutigen Tages in ganz Indien und Persien hoch bezahlt und fordert deshalb unternehmende Jäger immer zu neuen Vertilgungszügen gegen die Bezoarziegen auf. Aehnliche Concremente finden sich jedoch auch bei anderen Wiederkäuern, insbesondere bei den Antilopen, und werden als Bezoare mehr oder minder geschätzt. In Europa ist ihr Ansehen längst dahin.

Die Jagd ist nicht eben eine leichte Sache, weil sie nur im höheren Gebirge stattfinden kann und die Ziege dieselbe auch dort noch oft genug zu vereiteln weiß. Es gilt also, alle die Listen und Kunstgriffe anzuwenden, welche bei der Steinbockjagd nothwendig sind.

Die meisten Thierkundigen sind geneigt, unsere Hausziege und ihre sämmtlichen Verwandten, welche in der Genossenschaft des Menschen leben, von der Bezoarziege abzuleiten. Wir dürfen wohl die gegnerische Ansicht vertreten und annehmen, daß die gezähmten Ziegen von mehreren Arten herrühren, und dann durch verschiedene Kreuzungen zu dem wurden, was sie sind. Fitzinger nimmt an, daß zwölf Rassen oder Formen, wie man will, eigene Arten bilden, von welchen wir hier die auffallendsten Formen auswählen, um dem Leser ein eigenes Urtheil hinsichtlich der Verschiedenheit der Ziegen zu ermöglichen. Ueber unsere deutsche oder die schweizerische Hausziege brauchen wir wohl kaum Etwas zu sagen, da Jedermann sie allezeit beobachten kann.

Wir beginnen mit den Zwergen der ganzen Gesellschaft, welche sich in mehreren Rassen oder Arten im Inneren Afrikas oder in Indien finden. Sie haben kaum die halbe Größe unserer Hausziege. Die innerafrikanische Zwergziege (Hircus reversus), ist nur 2 Fuß lang und am Widerrist etwas über 1½ Fuß hoch und höchstens 46 Pfund schwer. Ihr Leibesbau ist gedrungen, beide Geschlechter haben kurze, kaum fingerlange Hörner. Die ziemlich kurze,



Die Angoraziege (Hircus angorensis).

aber dichte Behaarung zeigt gewöhnlich dunkle Färbungen; Schwarz und Röthlichfahl im Gemisch sind vorherrschend.

Wie weit diese kleine, schmucke Ziege und ihre Verwandten im Innern Afrikas verbreitet sind, kann zur Zeit noch nicht bestimmt werden. Vielleicht dürfen wir als Heimatskreis alle Länder annehmen, welche zwischen dem weißen Flusse und dem Niger liegen. An dem erstgenannten Strome findet sie sich häufig in großer Anzahl als Hausthier.

Es wird versichert, daß diese Ziege, ungeachtet ihrer geringen Größe, sehr viel Milch gäbe und durch keine andere Art ersetzt werden könne, weil keine im Klettern und Ausnutzen des Weidegrundes es ihr nachthue.

Noch weit auffallender als die Zwergziege in allen ihren Rassen ist die Angoraziege (Hircus angorensis). Genaue Beobachter widersprechen aufs entschiedenste Denen, welche sie nur als Rasse irgend einer Art ansehen wollen, weil die vielfachen Kreuzungsversuche, welche man mit ihr anstellte, die Artverschiedenheit zwischen ihr und der gemeinen Ziege gezeigt haben.

Die Angoraziege ist ein schönes, großes Thier von gedrungenem Leibesbau, mit starken Beinen, kurzem Hals und Kopf, sehr eigenthümlich gewundenem Gehörn und ganz auffallendem Haar. Beide Geschlechter tragen Hörner. Diese sind bei dem Bock stark zusammengedrückt, nicht gedreht, scharf gekantet und hinten stumpf zugespitzt. Gewöhnlich stehen sie wagrecht von dem Kopfe ab, bilden eine weite, doppelte Schraubenwindung und richten sich mit der Spitze

nach aufwärts, erscheinen also dreifach gebogen. Die Ziege trägt kleinere, einfach gebogene Hörner. Das Vließ ist überaus reichlich, dicht und lang, fein, weich, glänzend, seidenartig und lockig gekräuselt. Nur das Gesicht, die Ohren und der unterste Theil der Läufe sind mit kurzen, glatt anliegenden Haaren bedeckt. Beide Geschlechter tragen einen ziemlich langen, aus straffen oder steiferen Haaren gebildeten Bart. Ein blendendes, gleichmäßiges Weiß ist die vorherrschende Färbung dieser Ziegenart; seltener kommen solche vor, welche auf lichtem Grunde dunkler gefleckt sind. Im Sommer fällt das Vließ in großen Flocken aus, wie bei anderen Ziegen das Wollhaar unter den Grannen; es wächst aber sehr rasch wieder nach. Französische Beobachter haben gefunden, daß ein Vließ zwischen 1250 und 2500 Grammen wiegt.

Wie es scheint, war die Angoraziege den Alten gänzlich unbekannt. Belon ist der Erste, welcher, und zwar im sechzehnten Jahrhundert, einer Wollziege Erwähnung thut, deren Vließ fein wie Seide und weiß wie der Schnee sei und zur Verfertigung des Kamelot oder Kamelgarns verwandt werde. Nach und nach hat man das Thier besser kennen gelernt. Es trägt seinen Namen nach der kleinen Stadt Angora im türkischen Paschalik Anadoli in Kleinasien, der schon bei den Alten hochberühmten Handelsstadt Ankyra. Von hier aus hat man die Ziege aber weiter verbreitet, und neuerdings ist sie mit Glück auch in Europa eingeführt worden. Die eigentliche Heimatsgegend der Angoraziege ist trocken und heiß im Sommer, jedoch sehr kalt im Winter, obwohl dieser nur drei oder vier Monate dauert. Erst wenn es keine Nahrung auf den Bergen mehr gibt, bringt man die Ziegen in schlechte Ställe; das ganze übrige Jahr müssen sie auf der Weide verweilen. Sie sind höchst empfindlich, obwohl die schlechte Behandlung nicht dazu beiträgt, sie zu verweichlichen. Reine, trockene Luft ist zu ihrem Wohlsein eine unumgänglich nothwendige Bedingung. Während der heißen Jahreszeit wäscht und kämmt man das Vließ allmonatlich mehrere Male, um seine Schönheit zu erhalten und zu steigern.

Die Zahl der Ziegen, welche man überhaupt in Anadoli hält, wird auf eine halbe Million bis 800,000 angeschlagen. Auf einen Bock kommen etwa hundert Ziegen.

Schon an Ort und Stelle gilt eine Ziege 12 bis 16 Thaler unseres Geldes; so groß ist der Nutzen, welchen dieses merkwürdige Thier gewährt. Im April ist die Schur; und unmittelbar darauf wird die Wolle eingepackt. Angora allein liefert fast 2 Millionen Pfund, welche einem Werthe von 1,200,000 Thalern entsprechen. 20,000 Pfund werden im Lande selbst zur Fertigung starker Stoffe für die Männer und feiner für die Frauen zu Strümpfen und Handschuhen verarbeitet: alles Uebrige geht nach England. Man hat beobachtet, daß die Feinheit der Wolle mit dem Alter der Thiere abnimmt.

Schon seit der ersten Kunde, welche man über die Angoraziege erhielt, hat man Versuche gemacht, sie bei uns einzuführen und bis jetzt keine Ursache gehabt, über das Mißgedeihen derselben zu klagen: es wird sogar behauptet, daß die Wolle der in Frankreich Geborenen feiner wäre, als die ihrer Eltern. Man ernährt die Thiere mit Heu, Stroh und Kleie; denn sie ziehen alle trockene Nahrung der grünen vor. Salz fressen sie begierig, und reines, gutes Wasser ist ihnen ein Bedürfniß.

Kaum minder werthvoll als die eben beschriebene ist die Kaschmirziege (Hircus laniger). Sie ist ziemlich klein, aber gefällig gebaut. Ein erwachsener Bock mißt fast 4½ Fuß in der Länge und 2 Fuß in der Höhe. Ein langes, straffes, feines und schlichtes Grannenhaar überdeckt die kurze, außerordentlich feine, weiche, flaumartige Wolle. Die Färbung wechselt; gewöhnlich sind die Seiten des Kopfes, der Schwanz und die übrigen Theile des Leibes silberweiß oder schwach gelblich.

Von Groß- und Kleintibet an reicht diese schöne Ziege über die Bucharei bis zu dem Lande der Kirgisen. In Bengalen wurde sie eingeführt; in Tibet ist sie überall häufig, aber nur in den Gebirgen, welche auch im Winter und bei der heftigsten Kälte von ihr bewohnt werden.

Lange Zeit war man im Zweifel, von welchem Thiere das Haar gewonnen werde, welches man zur Anfertigung der feinsten aller Wollgewebe benutzt, bis Bernier, ein französischer Arzt, welcher im Jahre 1664 in Begleitung des Großmoguls Tibet besuchte, die Erzeugerin kennen lernte. Am gesuchtesten ist das reine Weiß, welches in der That allen Glanz und alle Schönheit der Seide besitzt. Ein einzelnes Thier liefert etwa 6 bis 8 Loth brauchbaren Wollflaums. Zur Verfertigung eines Gewebes von einer Geviertelle sind fast 48 Loth oder das Erzeugniß von 7 bis 8 Ziegen erforderlich. Unter der Herrschaft des Großmoguls sollen 40,000 Schalwebereien in Kaschmir bestanden haben; als aber das Land unter die Afghanen kam, sank dieser gewichtige Erwerbszweig sehr herab.



Die Kaschmirziege (Hircus laniger).

Obwohl nun in der Neuzeit in Europa viel Kaschmirschals aus echter Kaschmirwolle nachgemacht und dadurch der Preis etwas herabgedrückt worden ist, zahlt der Kenner doch noch für echte Waare gern erstaunlich hohe Preise. Denn diese Schals sind nicht blos ein Gegenstand des Luxus, sondern ein überaus nützliches Kleidungsstück, weil sie, trotz ihrer Feinheit und Leichtigkeit, einen vortrefflichen Schutz gegen die Kälte gewähren. Schon an Ort und Stelle werden die echten Schals mit 4 bis 500 Thalern bezahlt: in Europa kosten sie, der vielen Steuern wegen, mindestens das Doppelte. Die Morgenländer verlangen von einem echten Kaschmirschal, daß man das ganze Mittelstück durch einen Fingerring hindurchziehen kann, bezahlen dann aber auch ohne Bedenken eine uns geradezu unglaubliche Summe für solche ausgezeichnete Waare.

Es ist erklärlich, daß man schon seit Jahren daran dachte, dieses gewinnbringende Thier in Europa einzubürgern. Ternaux, welcher die Schalwebereien in Frankreich einführte, brachte Dies in der That unter der Mitwirkung einiger Naturforscher glücklich zur Ausführung und die Kaschmirziegen, welche gegenwärtig in Frankreich leben, bringen dem Lande 15 bis 20 Millionen Francs ein. Von Frankreich aus kam die Kaschmirziege auch nach Oesterreich und Würtemberg, doch erhielt sich hier die Nachzucht leider nicht. Die Pflege der Kaschmirziege erfordert wenig Mühe und Sorgfalt. Das Thier ist mit jedem Futter zufrieden; es verlangt blos Bewegung im Sommer und Wärme im Winter.

Die Mamberziege (Hircus mambricus) ähnelt wegen ihrer langen Haare einigermaßen der Kaschmirziege, unterscheidet sich von dieser aber durch ihre außerordentlich langen, schlaff herabhängenden Ohren, welche in gleicher Größe und Gestalt bei keiner anderen Ziege gefunden werden. Sie ist groß, hoch gebaut und gedrungen am Leibe. Eine reichliche und dichte, zottige, straffe, seidenartig glänzende Behaarung deckt den Leib mit Ausnahme des Gesichts, der Ohren und der Unterfüße, welche kurz behaart sind. Beide Geschlechter tragen einen mittellangen, schwachen Bart.

Es scheint, daß diese Form schon seit Jahrtausenden in den Hausstand übergegangen ist. Gegenwärtig findet man sie in der Nähe von Aleppo in Damaskus in großer Anzahl. Von Kleinasien aus scheint sie durch einen großen Theil des Erdtheils vorzukommen. So halten sie z. B. die kirgisischen Tataren in Menge.

Endlich scheint mir noch die buckelnasige, egyptische oder thebaische Ziege (Hircus thebaicus) der Erwähnung werth. Sie bildet gewissermaßen einen Uebergang von den Ziegen zu den Schafen und steht unzweifelhaft unter ihren Artverwandten als sehr auffallende Erscheinung da. In der Größe steht sie unserer Ziege etwas nach; sie ist aber hochbeiniger und kurzhaariger. Für uns ist der Kopf das Wichtigste. Er ist klein und so absonderlich gestaltet, daß man diese Ziege mit keiner anderen verwechseln kann. Zumal beim Bock tritt der auffallend stark gewölbte Nasenrücken besonders hervor. Hörner fehlen gewöhnlich bei beiden Geschlechtern oder sind, wenn sie vorkommen, sehr klein, dünn und krüppelhaft. Einen Bart findet man nie; überhaupt ist die Behaarung im ganzen sehr glatt und gleichmäßig. Die gewöhnliche Färbung ist ein lebhaftes Rothbraun.

Schon seit den ältesten Zeiten hat die thebaische Ziege ihr eigentliches Vaterland Oberegypten bewohnt: Dies beweisen die alten Denkmäler, auf denen ihre treuen Abbilder zu sehen sind. Im Anfang dieses Jahrhunderts kam das Thier zum ersten Male lebend nach Europa, und von dieser Zeit an ist es ein gewöhnlicher Gast der Thiergärten geworden. Es ist ein ziemlich gutmüthiges, sanftes Geschöpf, welches auch bei uns höchst wenig Pflege und Wartung verlangt.

Wegen des von allen Völkern anerkannten Nutzens bewohnen die Hausziegen gegenwärtig fast die ganze Erde: sie finden sich bei allen Völkern, welche nur einigermaßen ein geregeltes Leben führen, gewiß. Sie leben unter den verschiedensten Verhältnissen, größtentheils allerdings als freies Herdenthier, welches bei Tage so ziemlich eigenmächtig seiner Weide nachgeht, nachts aber unter Aufsicht des Menschen gehalten wird. In Deutschland pfercht man die Ziege häufig in den Stall ein; und Das merkt man ihr denn auch recht deutlich an: denn die Stallziege ist blos der Schatten von der, welche ihrer natürlichen Beweglichkeit Rechnung tragen darf.

Die Ziege ist ganz für das Gebirge geschaffen. Je steiler, je wilder, je zerrissener es ist, um so wohler scheint sie sich zu fühlen. Im ganzen Süden Europas und in den übrigen gemäßigten Theilen der anderen Erdfesten wird man wohl schwerlich ein Gebirge betreten, ohne auf ihm weidenden Ziegenherden zu begegnen. Sie verstehen es, das ödeste Gebirge zu beleben und der traurigsten Gegend einen großen Reiz zu verleihen.

Alle Eigenschaften der Ziegen unterscheiden sie von dem ihr so nahe stehenden Schafe. Sie ist ein munteres, launiges, neugieriges, neckisches, zu allerlei scherzhaften Streichen aufgelegtes Geschöpf, welches dem Unbefangenen sicherlich viel Freude gewähren muß. „Schon das kaum ein paar Wochen alte Hippelchen", sagt Lenz, „hat große Lust, außer den vielen merkwürdigen Sprüngen auch halsbrechende Unternehmungen zu wagen. Immer führt sie der Trieb bergauf. Auf Holz- und Steinhaufen, auf Mauern, auf Felsen klettern, Treppen hinaufsteigen: Das ist ihr Hauptvergnügen. Oft ist es ihr kaum oder gar nicht möglich, von da wieder herabzusteigen, wo sie sich hinaufgearbeitet. Sie kennt keinen Schwindel und geht oder liegt ruhig am Rande der fürchterlichsten Abgründe. Furchterregend sind die Gefechte, welche gehörnte Böcke, ja selbst Ziegen liefern, die zum ersten Male zusammenkommen."

Der Bock hat etwas Ernstes und Würdevolles in seinem ganzen Betragen. Er zeichnet sich vor der Ziege durch größere Keckheit und größeren Muthwillen aus. „Wenn es ans Naschen oder ans Spielen und Stoßen geht", sagt Tschudi, „stellen sie ihre ganze Leichtfertigkeit heraus. Das Schaf hat nur in der Jugend ein munteres Wesen, ebenso der Steinbock: die Ziege behält es länger, als beide. Ein Engländer hatte sich auf der Grimsel unweit des Wirthshauses auf einen Baumstamm niedergesetzt und war über dem Lesen eingenickt. Das bemerkt ein in der Nähe umherstreifender Ziegenbock, nähert sich neugierig, hält die nickende Kopfbewegung für eine Herausforderung, stellt sich, nimmt eine Fechterstellung an, mißt die Entfernung und rennt mit gewaltigem Hörnerstoß den unglücklichen Sohn des freien Albions an, daß er sofort fluchend am Boden liegt und die Füße in die Luft streckt. Der siegreiche Bock, fast erschrocken über diese Widerstandslosigkeit eines Britenschädels, steigt mit dem einen Vorderfuße auf den Stamm und sieht neugierig nach seinem zappelnden und schreienden Opfer."

Kämpfe mit dem Menschen und anderen Thieren sind selten ernst gemeint; es scheint eher mehr, daß es dem Bock darum zu thun ist, seine Bereitwilligkeit zum Kampfe zu zeigen, als den Gegner wirklich zu gefährden. Allerliebst sieht es aus, wenn junge Ziegenböcke mit jungen, spiellustigen Hunden kämpfen.

Sicher ist, daß die Ziege eine natürliche Zuneigung zum Menschen hat. Sie ist ehrgeizig und für Liebkosungen im höchsten Grade empfänglich. Weiß eine, daß sie gut steht bei ihrem Herrn, so zeigt sie sich eifersüchtig wie ein verwöhnter Hund, und stößt auf die andere los, wenn der Herr diese ihr vorzieht. Dabei ist sie klug und versteht es, ob der Mensch ihr eine

Unbilde zugefügt, oder sie in aller Form Rechtens bestraft hat. Geschulte Ziegenböcke ziehen die Knaben bereitwillig und gern stundenlang, widersetzen sich aber der Arbeit aufs entschiedenste, sobald sie gequält oder unnöthigerweise geneckt werden. Ja, der Verstand dieser vortrefflichen Thiere geht noch weiter: ich kenne Ziegen, welche förmlich die menschliche Sprache verstehen. Daß abgerichtete Ziegen auf Befehl die verschiedensten Dinge ausrichten, ist bekannt, — ihre Lernfähigkeit geht ja soweit, daß sie sogar mit einzelnen Buchstabentäfelchen Worte zusammensetzen.

Auf den spanischen Hochgebirgen wendet man die Ziegen, ihrer großen Klugheit wegen, als Leitthiere der Schafherden an. Die edleren Schafrassen werden dort während des Sommers auf den Hochgebirgen geweidet, im Süden oft in Höhen zwischen 8 bis 10,000 Fuß über dem Meere. Hier können die Hirten ohne Ziegen gar nicht bestehen; allein sie betrachten die ihnen so nützlichen Thiere doch nur als nothwendiges Uebel.

„Glauben sie mir, Señor", sagte mir ein gesprächiger Andalusier auf der Sierra Nevada, „wenn ich sonst wollte, über meine beiden Leitziegen könnte ich mich todt ärgern! Sie thun sicherlich niemals Das, was ich will, sondern regelmäßig das gerade Gegentheil: — und ich muß sie gewähren lassen! Sie dürfen überzeugt sein, daß ich heute nicht hier weiden wollte, wo Sie mich gefunden haben: aber meine Ziegen wollten hier weiden, und ich mußte folgen. Nicht einmal mein Hund kann mit ihnen fertig werden. Wollte ich sie hetzen: sie führten mir meine ganze Herde in das Verderben."

Die Ziegenhirten der Schweiz haben es womöglich schlimmer, als mein guter Andalusier: sie führen ein wahres Hundeleben. „Der Wanderer trifft", sagt Tschudi, „nachdem er halbe Tage lang in den endlosen Trümmer- und Eislabyrinthen umhergestiegen ist, ohne Menschen und Thiere zu bemerken, plötzlich und zu seinem höchsten Erstaunen eine elende Stein- und Moshütte, einen verwilderten Buben, den Sonne, Wind und Schmuz um die Wette gebräunt haben, und eine kleine höchst muntere Ziegenherde, welche sich malerisch auf den kleinen Blöcken, auf den Grasflecken der Felsen und auf den grünen Matten vertheilt hat und den Besucher mit neugierigen Blicken betrachtet. Es sind Dies gewöhnlich milchlose Herden, welche auf möglichst wohlfeile Weise übersommert werden sollen und drei bis fünf Monate in den ödesten und wildesten Gebirgslagen zuzubringen haben, ohne irgend eine Pflege zu genießen, als das bischen Salz, welches ihnen der Junge von Zeit zu Zeit auf den Felsen streut, um sie beisammen zu behalten."

„Diese Hirtenbuben führen wohl das armseligste Leben, welches in der Nähe der Kulturländer möglich ist. Im Frühling ziehen sie mit ihrer bestimmten Zahl von Thieren ins Gebirge, in den erbärmlichsten Kleiderbruchstücken, mit einem langen Stecken, einem Salztäschchen, einem Wetterhute und etwas magerem Käse und Brod versehen. Das ist ihre einzige Speise während des ganzen Sommers; von warmer Nahrung ist keine Rede. Oft bringt ihnen ein anderer Junge aus dem Thale alle vierzehn Tage, oft nur alle Monate, neues Brod und Käse. Diese Nahrungsmittel werden in der Zwischenzeit beinahe ungenießbar. Bei schlechtem Wetter kauert er wochenlang, ohne Feuer, vor Kälte und Hunger zitternd, in seinem feuchten Loche, aus dem er nur herauskriecht, seine Thiere zu erblicken, welche es, obgleich auch sie schutzlos dem Wechsel der Alpenwitterung preisgegeben sind, doch weit besser haben, als ihr Hirt. Gegen den Herbst hin rückt die Gesellschaft dann gegen die milderen Kuhalpen herunter, und wenn Frost und Schnee auch hier zu groß werden, treibt der Bube zu Thal, um hier einen unglaublich kleinen Lohn in Empfang zu nehmen."

Auch die griechischen Hirten, bei denen ich mehrere Tage in der Nähe des Anakulsees verlebte, hatten es nicht besser. Sie wurden nachts von den Mücken weidlich gepeinigt und mußten bei Tage in der glühenden Sonnenhitze auf allen den steilen Felsen umherklettern, um ihr übermüthiges Herdenvolk zusammenzuhalten. In Griechenland sind die Ziegen fast das einzige Herdenvieh, welches man sieht.

In vielen Orten überläßt man die Ziege sich selbst, so auch in den Alpen. Man treibt sie in ein bestimmtes, ganz abgelegenes Weidegebiet und sucht sie im Herbst wieder zusammen, wobei dann nicht selten manch theures Haupt fehlt, oder man schickt ihnen täglich oder auch nur wöchentlich durch einen Knecht etwas Salz, welches sie dann auf der bestimmten, ihnen wohlbekannten Steinplatte zur bestimmten Stunde sehnsüchtig erwarten.

Im Innern Afrikas weiden die Ziegen ebenfalls nach eigenem Gutdünken, kommen aber abends in eine sogenannte Serieba oder Umzäunung von Dornen, wo sie vor den Raubthieren geschützt sind. Nicht selten begegnet man mitten im Urwalde einer bedeutenden Ziegenherde, und da bemerkt man dann oft genug, daß die Hälfte der Thiere buchstäblich auf den Bäumen herumklettert, während die andere unten weidet. Oder mitten in den Steppen sieht man sich

plötzlich umringt von einer ganzen Anzahl dieser lustigen Geschöpfe, welche bettelnd Einen umlagern. Dann trifft man wohl auch ein armseliges Zelt, in welchem ein Paar zerlumpte, sonnenverbrannte Araber hausen, deren ganzes Besitzthum ein Wasserschlauch, ein Getreidesack, ein Reibstein und eine Thonplatte, zum Rösten ihres Mehlbreies, ist. Nachts geht es oft laut zu in der Serieba. Es gibt nicht viele Thiere, welche so wenig schlafen, wie die Ziegen; beständig sind einige rege, selbst bei der ärgsten Dunkelheit werden noch Gefechte ausgeführt, Wettläufe veranstaltet und Kletterkünste unternommen. Grauenvoll aber ist der Aufruhr, wenn sich ein Raubthier, zumal ein Löwe, solcher Serieba naht. Man glaubt, daß jede einzelne Ziege zehnerlei Stimmen zu gleicher Zeit ertönen läßt.

Die edelen asiatischen Ziegen werden gewöhnlich aufs sorgfältigste gehütet; sie bedingen ja auch fast einzig und allein den Wohlstand ihrer Herren. Amerika hat die Ziege erst durch die Europäer erhalten; heutzutage ist sie hier überall verbreitet; doch betreibt man ihre Zucht nicht immer räthlich. Auf den Antillen hält man drei verschiedene Rassen oder Arten. In Australien ist sie erst neuerdings eingeführt worden, hat aber schon eine bedeutende Verbreitung erlangt.

Nach den Beobachtungen, welche man bisher gemacht hat, frißt die Ziege bei uns von 576 Pflanzenarten 449. Ganz besonders erpicht ist sie auf das Laub der Bäume, und deshalb richtet sie in Schonungen sehr bedeutenden Schaden an. Merkwürdigerweise frißt sie auch Pflanzen, welche anderen Thieren sehr schädlich sind, ohne den geringsten Nachtheil: so die Wolfsmilch, das Schöllkraut, den Seidelbast, die Pfaffenhütchen und die Eberwurz, den sehr scharfen Mauerpfeffer, Huflattig, Melisse, Salbei, Schierling, Hundspetersilie und dergleichen, mit Vergnügen auch Rauchtabak, Cigarrenstummel, deren Nikotin anderen Thieren entsetzlich ist, und dergleichen. Eibe und Fingerhut sind Gift für sie. Am liebsten sind ihr junge Blätter und Blüthen von Hülsenpflanzen, die Blätter der Kohl- und Rübenarten und die der meisten Bäume; am gedeihlichsten sind ihr alle Pflanzen, welche auf trockenen, sonnigen, fruchtbaren Höhen wachsen. Die freiweidenden Ziegen bekommen nur Wasser zu trinken, die Stallziegen einen lauwarmen Trank, in welchem Roggenkleie und etwas Salz aufgelöst ist.

Einundzwanzig bis zweiundzwanzig Wochen nach der Paarung wirft die Ziege ein oder zwei, seltener drei und nur ausnahmsweise vier oder fünf Junge; in diesem Falle geht aber die Mutter oder wenigstens ihre Nachkommenschaft gewöhnlich zu Grunde. Schon wenige Minuten nach ihrer Geburt richten sich die Zicklein auf und suchen das Euter ihrer Erzeugerin; am nächsten Tage laufen sie schon herum und nach vier bis fünf Tagen folgen sie der Alten überall hin. Sie wachsen rasch: im zweiten Monate sprossen schon die Hörnchen hervor; mit einem Jahre sind sie ausgewachsen.

Der Nutzen der Ziege ist sehr bedeutend. Sie ist in vielen Gegenden, wie bemerkt, der größte Freund des Armen: denn ihre Unterhaltung kostet wenig, im Sommer so zu sagen gar Nichts: sie versorgt aber das Haus mit Milch, und liefert dem Unbemittelten auch noch den Dünger für sein gemiethetes Feldstück. Lenz hat gewissenhaft Buch geführt und gefunden, daß eine Ziege, wenn sie gut gefüttert wird, in einem Jahre 1884 Nösel Milch liefern kann, welche bereits im Jahre 1834 über 26 Thaler werth waren; gegenwärtig aber mag sich der Ertrag einer Ziege etwa auf 30 Thaler belaufen, und der Ueberschuß unzweifelhaft ein sehr bedeutender sein. In vielen Gegenden, so z. B. in Egypten, treibt man die Ziegen mit strotzendem Euter vor die Häuser der Milchverkäufer und milkt hier die gewünschte Menge gleich vor der Thür.

Weit bedeutender noch als der Nutzen, welchen die Ziege durch ihre Milch bringt, ist der Gewinn, welchen man von den feinen Wollhaaren der edleren Rassen oder Arten erzielt.

Außer der Milch und dem von ihr gewonnenen Käse, welcher in Griechenland eine große Rolle spielt, oder der Butter und der Wolle nutzt die Ziege durch ihr Fleisch, ihr Fell und ihre Hörner. Junge Zicklein sind sehr wohlschmeckend, obwohl fast etwas zu zart, und auch das Fleisch älterer Ziegen ist durchaus keine schlechte Kost. Das Fell wird zu Korduan und Saffian, seltener zu Pergament verarbeitet; für erstere Lederarten ist immer noch das Morgenland die Hauptquelle. Aus den Fellen der Böcke verfertigt man Beinkleider und starke Handschuhe, in Griechenland Wein- oder in Afrika Wasserschläuche. Das grobe Haar wird hier und da zu Pinseln benutzt oder zu Stricken gedreht. Die Hörner fallen den Drechslern, und im Morgenlande dem Wundarzte anheim, welcher sie als Schröpfköpfe zu verwenden pflegt.

Nach dieser ausführlichen Schilderung der wichtigeren Ziegen wollen wir noch der Halbziegen (Hemitragus) wenigstens flüchtig gedenken. Als Vertreter dieser Thiere gilt der Thar oder Tahir (Hemitragus jemlaicus), ein schönes großes Thier von 4½ Fuß Leibes-, 3½ Zoll Schwanzeslänge und 2¾ Fuß Höhe am Widerrist; die Hörner werden höchstens fußlang. Hinsichtlich seines Leibesbaues ist er eine echte Ziege; denn auch die Hörner, auf denen zum Theil seine Sonderstellung beruht, unterscheiden sich eben nicht sehr von denen anderer Mitglieder unserer Familie. Der alte Bock trägt eine Mähne, welche der des Löwen an Fülle völlig gleichkommt. Das Gesicht, die Unterseite des Kopfes und die Füße sind kurz behaart, der Hals, die Vorderschenkel und die hinteren Seiten bemähnt; beide Geschlechter sind bartlos.

Markham gibt in seinen „Jagden im Himalaya" eine Beschreibung der Aufenthaltsorte dieses noch sehr wenig bekannten Thieres. „Der gewöhnliche Wohnplatz des Tahir", sagt er, „sind die felsigen und grasreichen Abstürze der Hügel, namentlich der baumfreien. Doch bewohnt das schöne Wild auch die Wälder selbst, falls nur der Grund dort zerrissen und felsig ist. Wenn die genannten Stellen in einer Höhe von mehr als 8000 Fuß liegen, bestehen die Wälder auf dem südlichen und westlichen Abhange hauptsächlich aus Eichen. Der Grund ist trocken und gewöhnlich felsig, die Bäume stehen sehr vereinzelt, und die niedere Pflanzenwelt hat fast dasselbe Gepräge, wie die Weiden auf waldlosen Hügeln selber. Auf der Schattenseite, da, wo die Wälder viel dichter und baumreicher sind, kommt der Tahir niemals oder nur sehr selten vor." Es ist gar nicht unmöglich, daß sich das Thier auch in China findet.

Jung eingefangene Tahirs gewöhnen sich leicht an den Hausstand, werden bald vergnügt und zahm, zeigen großen Trieb zum Klettern, sind neckisch und lustig, wie die übrigen Ziegen und könnten nach allen Anzeichen sehr leicht zu vollständigen Hausthieren gemacht werden.

* * *

(Schafe.) In leiblicher Hinsicht stehen die Schafe (Oves) den Ziegen außerordentlich nah, in geistiger Hinsicht haben nur die wild lebenden Arten der Familie Aehnlichkeit mit einander.

Die Schafe unterscheiden sich von den Ziegen durch die großen Thränengruben, die flache Stirn, die kantigen, etwa dreiseitigen, querrunzeligen, schneckenförmig gedrehten Hörner und den Mangel eines Bartes. Im allgemeinen sind sie schlankgebaute Thiere mit schmächtigem Leibe, dünnen, hohen Beinen und kurzem Schwanz, vorn stark verschmälertem Kopfe, mit mäßig großen Augen und Ohren und doppelter, zottiger oder welliger Behaarung.

Alle wildlebenden Schafe bewohnen die Gebirgsgegenden der nördlichen Erdhälfte. Ihr Verbreitungskreis reicht über Europa, Mittel- und Nordasien, Afrika und den nördlichen Theil von Amerika. Die meisten Arten kommen in der alten Welt vor. Jede Gebirgsgruppe besitzt eigenthümliche Arten, oder wie Andere wissen wollen, Unterarten der Schafe, welche sich hauptsächlich durch die Verschiedenheit der Hörner auszeichnen. Die Windung derselben ist maßgebend. Bei den einen ist das rechte Horn von der Wurzel zur Spitze links und das linke rechts gewunden; dann treten die Hornspitzen nach außen hin auseinander; bei den anderen ist das rechte Horn rechts und das linke links gewunden: dann wenden sich die Hornspitzen nach hinten und erinnern an den Hornbau der Ziegen.

Sämmtliche Schafe sind echte Gebirgskinder. Einige von ihnen scheinen sich nur in den bedeutendsten Höhen wohl zu fühlen. Sie steigen selbst bis über die Schneegrenze, einzelne zu Höhen von 18 bis 20,000 Fuß empor, wo sich außer ihnen nur noch einige Ziegen, ein Rind, das Moschusthier und verschiedene Vögel umhertreiben. In ebenen Gegenden leben blos zahme Schafe, und man sieht es denen, welche in Gebirgsländern gezüchtet werden, recht deutlich an, wie wohl es ihnen thut, eine so recht ihnen zusagende Heimat bewohnen zu dürfen. Grasreiche Triften oder lichte Wälder, schroffe Felsen und wüste Halden, zwischen denen nur hier und da ein Pflänzchen sprießt, bilden die Aufenthaltsorte der Wildschafe. Je nach der Jahreszeit wandern sie von der Höhe zur Tiefe oder umgekehrt: der Sommer lockt sie nach oben, der eisige Winter treibt sie in die wohnlichere Tiefe, weil er ihnen in der Höhe ihre Nahrung bedeckt. Diese besteht aus frischen und saftigen Alpenkräutern im Sommer und aus Moosen, Flechten und dürren Gräsern im Winter. Die Schafe sind lecker, wenn sie reiche Auswahl haben, und genügsam im hohen Grade, wenn sich ihnen nur weniges bietet: dürre Gräser, Schößlinge, Baumrinden und dergleichen sind im Winter oft ihre einzige Nahrung, und dennoch merkt man ihnen kaum den Mangel an.

Mehr als bei anderen Hausthieren, vielleicht mit alleiniger Ausnahme des Renthieres, sieht man an den Schafen, wie die Sklaverei entartet. Das zahme Schaf ist nur noch ein Schatten

von dem wilden. Die Ziege bewahrt sich, wie wir sahen, auch in der Gefangenschaft ihre Selbstständigkeit: das Schaf wird im Dienste des Menschen ein willenloser Knecht. Alle Lebhaftigkeit und Schnelligkeit, das gewandte, behende Wesen, die Kletterkünste, das kluge Erkennen und Meiden oder Abwehren der Gefahr, der Muth und die Kampflust, welche die wilden Schafe zeigen: alles Dies geht bei den zahmen unter; sie sind eigentlich das gerade Gegentheil von ihren freilebenden Brüdern. Es scheint, als ob ihr Verstand zu Gunsten des Felles untergegangen wäre. Die wildlebenden Arten erinnern noch vielfach an die munteren, klugen, übermüthigen Ziegen. Sie stehen diesen in den meisten Eigenschaften und Fertigkeiten gleich; sie haben denselben regen Geist, dasselbe lebhafte Wesen: — die zahmen können wahrhaftig nur den Landwirth begeistern, welcher aus dem werthvollen Vließe guten Gewinn zieht; im übrigen sind sie unausstehliche Geschöpfe. Eine Charakterlosigkeit ohne Gleichen spricht sich in ihrem ganzen Wesen aus. Der stärkste Widder weicht feig dem kleinsten Hunde; ein unbedeutendes Thier kann eine ganze Herde erschrecken; blindlings folgt die Masse einem Führer, gleichviel ob derselbe ein erwählter ist oder blos zufällig das Amt eines solchen bekleidet: sie stürzt sich ihm nach in augenscheinliche Gefahr, sie springt hinter ihm in die tobenden Fluthen, obgleich sie sieht, daß alle, welche den Satz wagten, zu Grunde gehen müssen. Kein Thier läßt sich leichter hüten, leichter bemeistern, als das zahme Schaf; es scheint sich zu freuen, wenn ein anderes Geschöpf ihm die Last abnimmt, für das eigene Beste sorgen zu müssen. Daß solche Geschöpfe gutmüthig, sanft, friedlich, harmlos, frei von jeder Leidenschaft sind, darf uns nicht wundern; in der Dummheit begründet sich ihr geistiges Wesen. In den südlichen Ländern, wo die Schafe sich mehr überlassen sind, als bei uns, bilden sich die geistigen Fähigkeiten ganz anders aus. Sie sind dort selbstständiger, kühner und muthiger als hier zu Lande; sie kämpfen sogar mit anderen Geschöpfen.

Die Vermehrung der Schafe ist ziemlich bedeutend. Das Weibchen bringt nach einer Tragzeit von 20 bis 25 Wochen ein oder zwei, seltener drei oder vier Junge zur Welt, welche bald nach ihrer Geburt im Stande sind, der Alten nachzufolgen. Die wilden Mütter vertheidigen ihre Jungen mit Gefahr ihres Lebens und zeigen eine außerordentliche Liebe zu ihnen.

Fast alle wilden Arten lassen sich ohne große Mühe zähmen und behalten ihre Munterkeit wenigstens durch ein paar Geschlechter hindurch. Die zahmen Schafe sind schon seit undenklichen Zeiten zu Hausthieren geworden; man kennt auch bei ihnen nicht ihre Stammeltern. Der Mensch hat sie ihres hohen Nutzens wegen über die ganze Erde mit sich verbreitet und mit Erfolg auch in solchen Ländern eingeführt, welche ihnen ursprünglich ganz fremd waren. Sämmtliche Theile des Schafes werden verwandt; Wolle und Mist aber werfen den meisten Ertrag ab.

Die Jagd der Wildschafe wird ihrer Gefährlichkeit halber mit Leidenschaft betrieben und gibt des wohlschmeckenden Fleisches, der gesuchten Hörner und des vortrefflichen Felles wegen, einen guten Ertrag.

Wie immer stellen wir auch hier eine wilde Art oben an, welche als Uebergangsthier von den Ziegen zu den Schafen betrachtet werden kann. Das afrikanische Mähnenschaf (Ammotragus Tragelaphus) wird in vielen thierkundlichen Werken unter den Ziegen mit aufgeführt, weil es mit diesen ebenso viele Verwandtschaft hat, als mit den Schafen. Das bezeichnendste Merkmal des Thieres ist eine starke Haarmähne, welche am Oberhalse beginnt und bis zur Brust herabreicht, sich auch noch auf den Vorderbeinen bis unter das Beugegelenk der Ferse fortsetzt. Auf der Oberseite ist das Mähnenschaf fahlroth oder dunkelgelb gefärbt; die untere und die innere Seite der Gliedmaßen sind weiß. Ein völlig ausgewachsener Bock wird etwa 6 Fuß lang und 3½ Fuß hoch.

Bereits im Jahre 1561 beschrieb Cajus Britannicus das Mähnenschaf, dessen Fell ihm aus Mauritanien gebracht worden war. Seitdem verging eine lange Zeit, ehe wieder Etwas über das Thier verlautete. Erst Pennant und später Geoffroy erwähnen es von neuem; letzterer fand es in der Nähe Kairos im Gebirge auf. Andere Forscher haben es am oberen Nil und in Abissinien beobachtet; ja, man will es selbst am Sinai bemerkt haben. Am häufigsten dürfte es im Atlas sich finden. Ueber seine Lebensweise erfahren wir von einem neueren Beobachter, daß dieses merkwürdige Geschöpf in den Provinzen Constantine und Oran getroffen wird; es liebt die höchsten Felsengrate im Gebirg, auf welchen es nicht in Rudeln, sondern einzeln umherschweift. Deshalb ist auch die überaus mühselige Jagd auf das Mähnenschaf nur wenig gewinnreich. Die Araber sind große Liebhaber seines Fleisches, welches dem des Hirsches



Das afrikanische Mähnenschaf (Ammotragus Tragelaphus).

sehr nahe steht. Aus den Fellen bereiten die Araber Fußdecken; die Haut wird hie und da gegerbt und zu Saffian verwandt.

Obwohl der Arui, wie dort dieses Wildschaf genannt wird, zu den selteneren Thieren gezählt werden muß, wird derselbe doch manchmal jung von den Gebirgsbewohnern in Schlingen gefangen und dann gewöhnlich gegen eine geringe Summe an die Befehlshaber der zunächstliegenden Kriegsposten abgegeben. In den Gärten des Gesellschaftshauses zu Biskra befand sich ein junger Widder, welcher eine 15 Fuß hohe Mauer, die Umhegung seines Aufenthaltsortes, mit wenigen fast senkrechten Sätzen emporsprang, als ob er auf ebener Erde dahinliefe, und sich dann auf der kaum handbreiten Firste so sicher hielt, daß man glauben mußte, er sei vollkommen vertraut da oben. Neuerdings ist das Mähnenschaf öfters lebend nach Europa gekommen, und gegenwärtig ist es in den Thiergärten wenigstens keine Seltenheit. Es hält bei geeigneter Pflege auch das rauhe Klima Norddeutschlands ohne Beschwerde aus und pflanzt sich ohne Schwierigkeiten überall fort. Im übrigen geben die gefangenen Mähnenschafe wenig Gelegenheit zu anziehenden Beobachtungen. Sie sind eigentlich doch träge Thiere, geistig, wie leiblich; sie sind nicht klüger, als andere Schafe auch und deshalb langweilig, wie diese.

Nur zwei Breitengrade trennen das Mähnenschaf von unserem europäischen Wildschaf, dem Mufflon (Ovis Musimon), welcher gegenwärtig noch immer in ziemlicher Anzahl die steilen Felsgebirge der Inseln Sardinien und Korsika bewohnt. Man nimmt ziemlich allgemein an, daß er in früheren Zeiten auch in anderen Theilen Südeuropas vorgekommen sei. Trotz der vielfachen Verfolgungen, denen er ausgesetzt ist, bildet der Mufflon noch immer Rudel von 50 bis 100 Stück, namentlich in den Gebieten von Iglesias und Teulada auf Sardinien, und ist dort allen Gebirgsbewohnern wohl bekannt.

Wir erfahren aus alten Berichten, daß diese Schafe außerordentlich häufig waren. Bisweilen wurden 4 bis 5000 Stück auf einer einzigen großen Jagd erlegt: — gegenwärtig ist man froh, wenn man einige Stücke bekommt, und auf Jagden der Vornehmen, welche mit allen Mitteln ins Werk gesetzt werden, erbeutet man nur in höchst seltenen Fällen 30 bis 40 Stück.



Der Mufflon (Ovis Musimon).

Der Mufflon ist ein ziemlich starkes Schaf von 4 Fuß Länge, wovon 3 bis 4 Zoll auf den Schwanz kommen, und 2½ Fuß Höhe am Widerrist. Das Gewicht schwankt zwischen 50 und 80 Pfunden. Die Hörner erreichen eine Länge von etwas über 2 Fuß und ein Gewicht von 9 bis 12 Pfunden. Der Leibesbau ist der gedrungene aller Wildschafe. Die Färbung ist ein fuchsiges Roth, welches am Kopfe in das Aschgraue spielt und an der Unterseite ins Weiße übergeht. Die Rückenlinie ist dunkelbraun. Gewöhnlich trägt nur das Männchen Hörner; äußerst selten findet man Hornstummel auch bei dem Weibchen.

Im Gegensatz zum Mähnenschaf führt der Mufflon ein geselliges Leben. Er rudelt sich in Schaaren von funfzig bis hundert Stück zusammen. Ein alter und starker Bock übernimmt das Amt des Leitthieres. Zur Brunstzeit trennen sich die Thiere in kleine Trupps, welche aus einem Bocke und mehreren Schafen bestehen, die sich der leitende Widder erst durch tapfere Kämpfe erworben hat. Einundzwanzig Wochen nach der Paarung, im April oder Mai, bringt das Schaf seine zwei Jungen zur Welt, welche unmittelbar nach der Geburt so frisch und kräftig sind, daß sie gleich mit der Mutter davonlaufen. Nach wenigen Tagen schon folgen sie ihr auf den halsbrechendsten Pfaden mit der größten Sicherheit, und bald kommen sie den Alten in allen Kunstfertigkeiten gleich.

Die Bewegungen der Mufflons haben mit denen zahmer Schafe wenig gemein; sie sind lebhaft, gewandt, schnell und sicher, aber, wie man angibt, nicht eben ausdauernd, zumal auf

ebenem Boden, wo jeder Hund das dahineilende Schaf nach kurzem Laufe einholen kann. Ihre Meisterschaft beruht im Klettern.

Man sagt, daß der Mufflon sehr furchtsam ist und schon bei dem geringsten Geräusch vor Angst und Schrecken am ganzen Leibe zittert, auch sobald als möglich flüchtet. Die gewöhnliche Jagd ist jedoch einer jener Pirschgänge, wie sie im Gebirge unternommen werden. Der Fang ist Sache des Zufalls. Alte, erwachsene Mufflons fängt man wohl nie, junge aber leicht, nachdem man ihre Mutter weggeschossen hat. Solche Gefangene gewöhnen sich bald an ihren Pfleger, bewahren sich aber ungeachtet der großen Zahmheit, welche sie erlangen, immer ihre Munterkeit und das gewandte Wesen, welches die wilden so auszeichnet. Auf Sardinien und Korsika trifft man in den Dörfern häufig gezähmte Mufflons an; einzelne gewöhnen sich so an den Menschen, daß sie ihm auf allen Pfaden, gleich einem Hunde, folgen, auf den Ruf hören u. s. w.

Die Gefangenen beweisen, daß ihr Verstand sehr gering ist. Sie sind schwachgeistig, wie die übrigen Glieder ihrer Familie, ohne Urtheilsfähigkeit und sehr vergeßlich. Man legte ihnen Fallen und lockte sie durch vorgehaltenes Futter, zumal durch besondere Leckereien in dieselben. Sie gingen ohne Besinnen immer wieder in die Schlingen und Netze, obgleich es ihnen höchst unangenehm zu sein schien, wenn sie sich gefangen hatten. Ein gewisser Ortssinn, schwache Erinnerung an empfangene Wohlthaten, Anhänglichkeit an die gewohnten Genossen und Liebe zu den Kindern — das sind die Anzeichen ihrer geistigen Thätigkeit, welche sich an ihnen beobachten lassen. Mit anderen Schafarten pflanzen sich Mufflons leicht fort; man hat sowohl vom Bocke Blendlinge erhalten, als vom Schafe.

Nahe Verwandte des Mufflon sind das cyprische Wildschaf (Ovis cypria), welches nur auf der Insel Cypern vorkommt, der persische Mufflon (Ovis persica oder orientalis), das Himalaya-Wildschaf (Ovis Vignei) aus Korassahn, Kleintibet und Kabul, und endlich der kapische Mufflon (Ovis Arkar), welcher im Osten des kapischen Sees und in der Sierra Moreh gefunden wird. Die Unterschiede zwischen ihnen und dem eigentlichen Mufflon beruhen sämmtlich nur auf einer etwas verschiedenen Krümmung der Hörner.

Das Asien eigentlich kennzeichnende Wildschaf ist der Argali (Caprovis Argali). Er steht zu den übrigen Arten dieser Thiere in demselben Verhältniß, wie sein heimatlicher Erdtheil zu jenen, von den anderen bewohnten, d. h. er ist der Riese unter der ganzen Familie. Unsere Abbildung zeigt uns den sibirischen Argali, ein verhältnißmäßig gewaltiges Thier, fast von der Größe eines jährigen Rindes, über 6½ Fuß lang und gegen 4 Fuß hoch. Ein erwachsener Widder wiegt über 3 Centner, sein Gehörn allein zwischen 30 und 50 Pfunden. Der Leibesbau zeugt von besonderer Kraft und Ausdauer, das gewaltige Gehörn aber verleiht dem Thiere erst sein eigenthümliches Aussehen. Die Hörner erreichen eine Länge von 3½ bis 4 Fuß und haben an der Wurzel einen Umfang von 6 bis 7 Zoll. Die Behaarung ist lang und starr, die Haut aber bedeckt eine dichte und sehr weiche Wolle. Im Sommer ist die allgemeine Färbung ein düsteres Graulichbraun, welches an der Unterseite ins Weiße übergeht; im Winter mischt sich mehr Roth ein. Ueber das Kreuz läuft ein brauner Streifen. Die Weibchen sind bedeutend kleiner und um mehr als einen Centner leichter; ihre Hörner sind dünner, fast gerade, wenig gerunzelt und lichter.

Die unbewohnten Gegenden des innerasiatischen Alpenzuges bilden die Heimat des Argali. Er reicht von der großen Tatarei bis nach Indien und China und von dem kalten Ostsibirien über den ganzen Altai weg. Der Argali meidet feuchte, waldbedeckte Gebirge, aber auch bedeutendere Höhen. Bergzüge von zwei- bis dreitausend Fuß Höhe, deren Abhänge spärlich bewaldet und deren Thäler breitsohlig sind, bilden seine bevorzugten Wohnplätze. Hier lebt er, im Winter, wie im Sommer, auf annähernd demselben Gebiet; denn er wechselt höchstens von einem Bergzug zum anderen. Gewöhnlich sieht man das Thier in Rudeln von 8 bis 10 Stück. Der stärkste Widder führt den Trupp an.

Während des Sommers nährt sich der Argali von den in den Alpenthälern sehr üppig wachsenden Pflanzen, während des Winters begnügt er sich mit Moos, Flechten und vertrocknetem Grase. Dann steigt er auf die Felsspitzen und Grate, wo der Wind den Schnee weggefegt und die Flechten bloßgelegt hat. Salzige Stellen werden des allbeliebten Leckerbissens wegen oft besucht. Bei Unwohlsein reinigt er sich mit Küchenschellen und anderen scharfen Anemonen. Solange der Schnee nicht allzudicht liegt, bekümmert der Winter trotz seiner Armuth ihn wenig. Sein dichtes Vließ schützt ihn gegen die Unbilden des Wetters.

Die Jagd ist der Oertlichkeit halber ohnehin außerordentlich schwierig, und der Argali würde allen Nachstellungen leicht entgehen, besäße er nicht eine dumme Neugierde, welche ihn



Der Argali (Caprovis Argali).

oft geraden Wegs der Gefahr entgegentreibt. In einigen Gegenden Sibiriens hängen die Jäger ihre Kleider auf eine Stange, in der Hoffnung, daß die Puppe den Argali beschäftigen möge, während sie auf Umwegen sich dem Wilde nahen. Außerdem stellt man Fallen und Schlingen auf den erkundeten Wechseln auf oder gebraucht, zumal in ebeneren Gegenden, flinke Hunde, welche das gewaltige Wildschaf stellen und dem Jäger hierdurch Zeit gewähren, sich schußgerecht zu nahen. An eine Vertheidigung seiner Haut denkt der Argali nicht; er flieht vor dem Menschen ebenso ängstlich wie vor dem Hunde.

Das Wildpret dieses Schafs gilt als höchst schmackhaft. Aus dem Felle werden warme Winterkleider und Decken bereitet, aus den Hörnern Becher, Löffel und dergleichen Hausgeräthe verfertigt.

Jung eingefangene Argalis sollen sich zähmen lassen; es muß aber sehr schwer sein, sie zu erhalten und fortzuschaffen; denn bis jetzt haben wir noch keins dieser gewaltigen Thiere lebend in Europa zu sehen bekommen.

Das Wildschaf Amerikas, Big-Horn (Dickhorn) genannt (Caprovis montana), ist ein dem Argali sehr nahe stehendes Thier von ungefähr derselben Größe; es ist auch mit dem letztgenannten sehr oft verwechselt worden. Erst in der Neuzeit hat man erfahren, daß es nicht auf Amerika beschränkt ist, sondern außerdem in Kamtschatka vorkommt. Das Wildschaf dieses Landes hielt man früher für den Argali, und daher rühren die Verwechselungen der beiden, wohl unterschiedenen Arten. Das Dickhorn bewohnt vom 68. Grad nördlicher Breite an bis ungefähr zum 40. hinab das Felsgebirge und wird östlich von ihm nicht gefunden. Dagegen lebt es westlich dieses Gebirges in allen Landstrecken, welche man kennen lernte, namentlich

auch in Kalifornien, wo es die wildesten und unzugänglichsten Gebirgsstrecken gedachter Gegenden belebt.

Die Nachrichten, welche wir über das Dickhorn erhalten haben, sind dürftig genug, zumal was die Lebensweise desselben anlangt. Erwachsene Böcke des nordamerikanischen Bergschafes erreichen eine Länge von 6 Fuß, bei 3 Fuß 5 Zoll Schulterhöhe und 3 Fuß 11 Zoll Leibesumfang hinter den Schultern. Das Gewicht des Schafes erreicht 2½ Centner, während der Bock über einen Centner schwerer wird; sein Gehörn allein wiegt 40 bis 45 Pfund. Die Gestalt ist gedrungen, muskelkräftig, der eines Steinbocks nicht unähnlich, und namentlich der Kopf erinnert sehr an dieses so nahe verwandte Geschöpf.

Das Gehörn des Bockes ist gewaltig. Die Länge desselben, längs der Krümmung auf der äußeren Seite gemessen, beträgt 2 Fuß 2 Zoll. Das Haar ist kaum anders, als beim europäischen Steinbock. Es hat keine Aehnlichkeit mit Wolle, ist hart, obwohl sanft anzufühlen, leicht gewellt und höchstens zwei Zoll lang. Die Farbe ist ein schmutziges Graubraun.

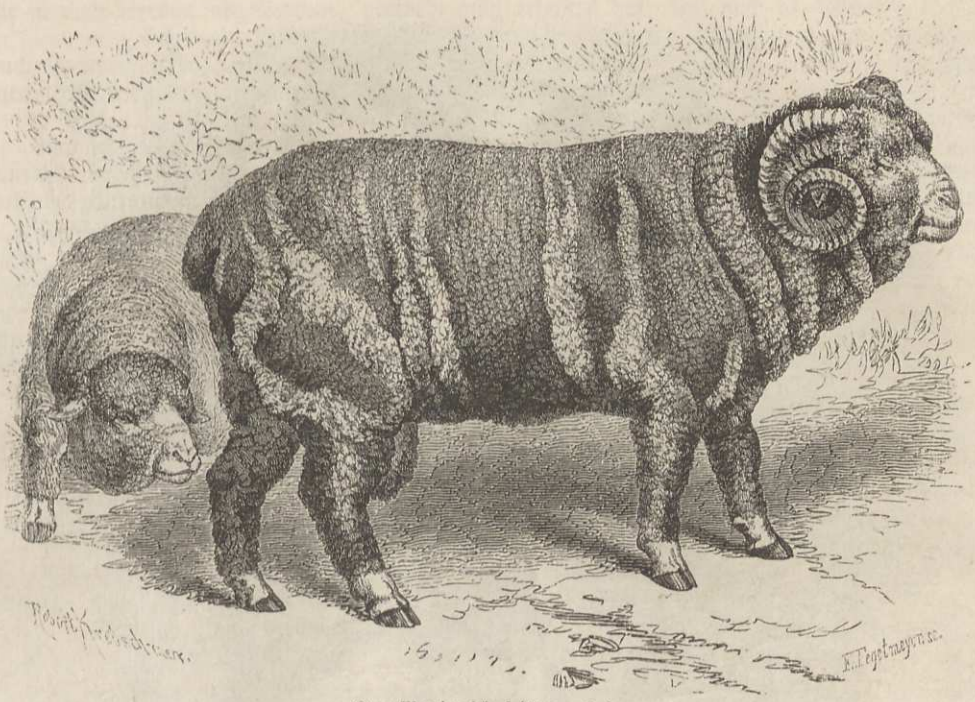
Gegenwärtig wissen wir, daß das amerikanische Bergschaf an geeigneten Stellen noch ziemlich häufig vorkommt, gewöhnlich in Trupps von 3 bis 30 Stück.

In ihrer Lebensart unterscheiden sich die amerikanischen Wildschafe nicht von ihren Verwandten oder von den Steinböcken. Wie diese sind sie unübertreffliche Meister im Gebirgsteigen. Ihre Aufenthaltsorte gewähren ihnen den besten Schutz. Die entsetzlichen Einöden erfordern einen Jäger, welcher die Bedürfnisse anderer Menschen kaum kennt und gefaßt sein muß, Tage und Wochen lang allerlei Mühsale und Beschwerde zu ertragen, ganz abgesehen von den Gefahren, welche die Beschaffenheit der Mauvaises Terres mit sich bringt. Bis jetzt hat es noch nicht gelingen wollen, das Dickhorn zu fangen.

Das Wildpret wird von den Weißen, wie von den Indianern gegessen, hat aber einen schafartigen Geruch, welcher namentlich bei dem Bock sehr fühlbar ist. Die Haut wird von den Indianern zu ihren schmucken Lederhemden sehr gesucht; sie ist dauerhaft und stark, jedoch weich und schmiegsam.

Einige Naturforscher glauben, daß unser Hausschaf von einem der verschiedenen Wildschafe abstamme, andere sind der Ansicht, daß die Stammart schon seit undenklichen Zeiten vollständig ausgestorben oder in den Hausstand übergegangen, also nirgends mehr zu finden sei. Die meisten nehmen nur eine einzige Stammart an, sind aber hierin verschiedener Meinung; denn die Einen wollen in dem Argali, die Anderen in dem Mufflon, die Dritten in dem Tetal oder Arni den Stammvater suchen. Es geht uns hier, wie bei den übrigen Hausthieren: — wir haben keine Ahnung, woher das nützliche, aber sonst sehr wenig fesselnde Hausthier kommt. Wir wissen, daß das Schaf, wie Rind und Ziege, schon seit undenklichen Zeiten unter der Herrschaft des Menschen lebt und sich allgemach über die ganze Erde verbreitet hat; aber das Formenspiel seiner Rassen ist so außerordentlich groß, daß man kaum begreift, wie alle die Verschiedenheiten durch Züchtung und klimatische Einflüsse hervorgegangen sein konnten. Zwar sehen wir heutigen Tages noch, wie sehr gerade das Hausschaf durch Kreuzung mit anderen Rassen verändert werden kann; allein eben diese Rassen, welche zur Kreuzung benutzt werden, sind sich schon seit Jahrhunderten gleich geblieben, und nirgends finden wir ein Anzeichen, daß auch sie ihrerseits erst wieder durch Kreuzung zu Dem wurden, was sie sind. Merkwürdig ist jedenfalls, daß nur höchst wenige zahme Schafe noch irgend einer wilden Stammart gleichen: gerade in der Unähnlichkeit mit den Wildschafen kommen die zahmen überein. Im inneren Afrika gibt es Schafe, welche mit dem Tetal große Aehnlichkeit haben; gleichwohl kann man immer nicht behaupten, daß sie von ihm abstammen.

Die Unterschiede zwischen den Rassen bestehen hauptsächlich in der Windung des Gehörnes, in der Länge und Bildung des Schwanzes und in der Behaarung. „Alle bis jetzt bekannten Wildschafe", sagt Fitzinger, „zeichnen sich durch beträchtliche Kürze ihres Schwanzes aus; während man unter den zahmen Schafen eine verhältnißmäßig nur sehr geringe Menge von Rassen trifft, welche dieses Merkmal mit ihnen theilen. Daß eine solche Veränderung durch außerordentliche Einflüsse bewirkt werden könnte, ist gänzlich unerklärbar, da man durchaus nicht im Stande ist zu begreifen, wie durch derlei Einwirkungen sogar eine Vermehrung der Wirbel stattfinden könnte. Man muß sich hier von den alten Gewohnheiten und von einem übererbten Vorurtheil lossagen und kommt sicherlich bald zu der Ansicht, daß, wie bei den meisten übrigen Hausthieren, auch beim zahmen Schafe eine größere Anzahl von Stammthieren angenommen werden müsse."



Das Merinoschaf (Ovis aries).

Außer dem gemeinen Mufflon sind es nach Fitzinger's Meinung zehn Arten, in welche unser Hausschaf zerfällt; das Fettsteißschaf, das Stummelschwanzschaf, das kurzschwänzige, das Zackel-, das Land-, das Fettschwanz-, das langschwänzige, das Hanger-, das langbeinige und das Mähnenschaf. Von allen diesen werden nur der Mufflon und das kurzschwänzige Schaf noch in wildem Zustande angetroffen. Unter diesen Hauptformen oder Arten verdienen einige besonderer Beachtung. Als das edelste von allen wird bekanntlich das Merinoschaf betrachtet; ihm danken wir, so zu sagen, unsere jetzigen Schafherden. Noch im vorigen Jahrhundert bezeugten unsere Hausschafe, wie vernachlässigt sie waren: sie ähnelten dem Schafe, welches man gegenwärtig noch in den schottischen Hochlanden antrifft, wo es mehr des Fleisches und Felles, als der Wolle wegen gezüchtet wird. Ende des vorigen Jahrhunderts begann man die Veredelung unserer deutschen Schafe durch die eingeführten spanischen Merinos, und von dieser Zeit an sind nach und nach unsere Herden gänzlich umgewandelt worden.

Man nimmt an, daß das Merinoschaf (Ovis aries) ursprünglich in Nordafrika zu Hause gewesen ist und seinen Namen führt, weil es über das Meer gebracht wurde; einige Naturforscher aber sind geneigt, es als eine schon seit undenklichen Zeiten in Spanien und Portugal heimische Art zu betrachten. Unser Thier zeichnet sich vor Allem durch seine außerordentlich feine Wolle aus. Es ist von mittlerer Größe, voll und schwer gebaut, der Kopf ist groß, stumpf an der Schnauze, plattstirnig, längs des Nasenrückens gewölbt. Die Augen sind klein, die Thränengruben groß, die Ohren mittellang, schmal zugespitzt. Nur die Widder tragen Gehörne, meist sehr starke, bis zwei Fuß messende, von der Wurzel zuerst seitlich und rückwärts gebogene und dann in doppelter Schraubenwindung nach vor- und aufwärts weiter gewundene. Die Schafe sind selten gehörnt. Der Hals des Thieres ist kurz und dick, stark gefaltet an der Haut, gewammt, an der Kehle kropfartig ausgebaucht. Der Leib ist gedrungen, der Widerrist etwas erhaben. Die Beine sind verhältnißmäßig niedrig, aber stark und kräftig, die Hufe stumpf zugespitzt. Eine äußerst dichte, kurze, weiche und feine, höchst regelmäßig gekräuselte Wolle, meist von gelblichweißer Färbung, deckt den Leib.

Die Spanier theilen ihre Merinos in Wander- und Standschafe ein. Erstere sind unbedingt die wichtigsten. Sie durchziehen weite und große Strecken der südlichen und westlichen Provinzen. Früher glaubte man, daß die Güte der Wolle wesentlich durch diese Wanderungen bedingt würde;



Zackelschafe.

jetzt ist man hiervon abgekommen, nachdem man erfahren hat, daß auch die stehenden Schafe ein gleichgutes Erzeugniß liefern. Auf unseren deutschen größeren Rittergütern sind die Schafe durch Kreuzungen mit echten Merinos nach und nach so veredelt worden, daß man jetzt kaum einen Unterschied zwischen ihnen und den spanischen wahrnehmen kann.

Viel auffallender erscheint uns deshalb eins der eigenthümlichsten aller Schafe, welches ebenfalls unserem Europa angehört, das Zackelschaf (Ovis strepsiceros). Unsere Abbildung überhebt der ausführlicheren Beschreibung; wir wollen blos erwähnen, daß das Vließ aus langem, ziemlich grobem, matt glänzendem Grannenhaar und kurzem, mäßig feinem Wollhaare besteht und deshalb nur zu den gröbsten Geweben verwendet werden kann. Aus diesem Grunde wird das Thier auch mehr des Fleisches, als der Wolle wegen gezüchtet und namentlich von den Türken geachtet, weil sie das Schaffleisch allem übrigen vorziehen. Die Heimat dieses Thieres beschränkt sich auf die europäische Türkei und die Donaufürstenländer; hier findet man es, zumal in Gebirgsgegenden, in großen Herden.

Endlich gedenken wir noch der Fettsteißschafe (Ovis steatopyga). In ganz Mittelafrika findet sich eine Art dieser Thiere in ungeheurer Anzahl; alle Nomaden der nördlichen und inneren Länder ebensowohl als die freien Neger züchten sie. Das afrikanische Fettsteißschaf ist ein ziemlich großes Thier und vor den meisten übrigen zahmen Arten durch sein vollständig haariges Vließ unterschieden. Es liefert keine Wolle, welche gesponnen und gewebt werden könnte. Sein Kleid ähnelt, der gleichmäßigen Kürze und Dicke der Haare wegen, dem der eigentlichen Wildschafe und hat mit einem echten Wollvließe gar keine Aehnlichkeit mehr. Die Hörner sind klein und kurz. Die Lämmer tragen ein überaus feines Wollfell.

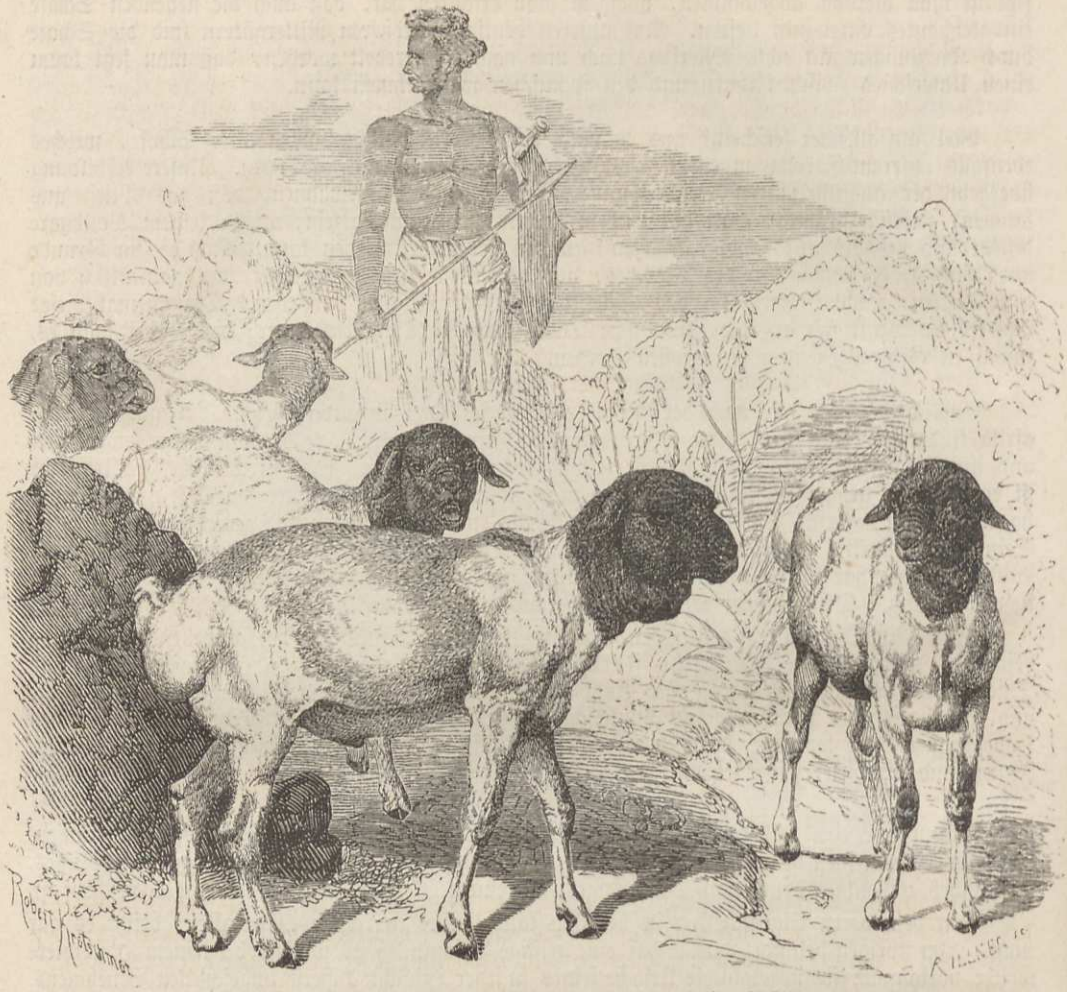
Unsere Abbildung stellt das wegen seines regelmäßigen Baues und der auffallenden Färbung besonders ausgezeichnete persische Fettsteißschaf (Ovis steatopyga persica) dar. Das Thier ist mittelgroß, kleinhörnig und trägt ein Haarkleid, welches am Leibe weißlich, am Kopfe und Oberhalse aber scharf abgesetzt dunkelschwarz gefärbt ist. Hirt und Herde sind im östlichen Habesch gezeichnet worden; denn hier findet sich dieses Schaf ebensohäufig, als in Persien, Jemen und Arabien, seiner eigentlichen Heimat.

Indem wir eine nähere Beschreibung der übrigen Schafarten und Schafrassen unterlassen, werde im Allgemeinen bemerkt, daß das Schaf ein sanftmüthiges, ruhiges, geduldiges, einfältiges, knechtisches, willenloses, furchtsames und feiges, mit einem Wort ein höchst langweiliges Geschöpf ist.

Von besonderen Eigenschaften ist bei ihm kaum zu reden; einen „Charakter" besitzt es gar nicht. Im übrigen bekundet das Schaf eine geistige Beschränktheit, wie sie bei keinem Hausthiere weiter vorkommt; sie ist auch die Ursache seines in jeder Hinsicht äußerst ungeschickten Benehmens. Das Schaf lernt nie Etwas, und weiß sich deshalb allein nicht zu helfen. Nähme es der eigennützige Mensch nicht unter seinen ganz besonderen Schutz: es würde in kürzester Zeit aufhören zu sein. Die Furchtsamkeit des Thieres ist lächerlich, seine Feigheit erbärmlich. Jedes unbekannte Geräusch macht die ganze Herde stutzig, Blitz und Donner und Sturm bringt sie gänzlich außer Fassung und vereitelt gar häufig die größten Anstrengungen des Menschen.

In den Steppen von Rußland und Asien sind die Hirten oft recht übel daran. Bei Schneegestöber und Sturm zertrennen sich die Herden, rennen wie unsinnig mitten in die Steppe hinaus, stürzen sich in Gewässer, selbst in das Meer, bleiben dumm an ein und derselben Stelle stehen, lassen sich geduldig einschneien und erfrieren, ohne daß sie daran dächten, sich irgendwie vor dem Wetter zu sichern oder auch nur nach Nahrung umherzuspähen. Manchmal gehen Tausende an einem Tage zu Grunde. Auch in Rußland benutzt man die Ziege, um die Schafe zu führen; allein selbst sie ist nicht immer im Stande, dem dummen Vieh die nöthige Leitung angedeihen zu lassen.

Beim Gewitter drängen sich die Schafe dicht zusammen und sind nicht von der Stelle zu bringen. „Schlägt der Blitz in den Klumpen", sagt Lenz, „so werden gleich viele getödtet; kommt Feuer im Stalle aus, so laufen die Schafe nicht hinaus oder rennen wohl gar ins Feuer. Ich habe einmal einen großen abgebrannten Stall voll von gebratenen Schafen gesehen; man hatte trotz aller Mühe nur wenige mit Gewalt retten können. Vor einigen Jahren erstickte fast eine ganze Herde, weil zwei Jagdhunde in den Stall sprangen und sie in solche Angst setzten, daß sie sich fast übermäßig zusammendrängten. Eine andere Herde wurde durch den Hund eines Vorübergehenden so aus einander gejagt und zerstreut, daß viele im Walde verloren gingen." —



Das persische Fettsteißschaf (Ovis steatopyga persica). (S. 663.)

In gewissem Grade freilich zeigt auch das Schaf eine geistige Befähigung. Es lernt seinen Pfleger kennen, folgt seinem Rufe und zeigt sich einigermaßen gehorsam gegen ihn. Es hat einen gewissen Sinn für Musik und hört aufmerksam dem Gedudel des Hirten zu u. s. w. Eine Eigenthümlichkeit von ihm ist, daß es Veränderungen der Witterung vorher merkt.

Das Schaf liebt mehr trockene und hoch gelegene Gegenden, als niedere und feuchte. Nach Linné's Angabe frißt es von den gewöhnlichen mitteleuropäischen Pflanzen 327 Arten, während es 141 verschmäht. Hahnfuß, Wolfsmilch, Zeitlose, Schachtelhalme, Fettkraut, Riedgras und Binsen sind ihm Gift. Im Winter erhält es Heu, Stroh, dürres Laub, und am besten gedeiht es, wenn man ihm verschiedenerlei getrocknete Pflanzen vorlegt. Die Getreidefütterung macht es zu fett und schadet der Wolle. Das Salz liebt es sehr, und frisches Trinkwasser ist ihm ein unentbehrliches Bedürfniß.

Das Schaf geht 150 bis 154 Tage trächtig und die Lämmer werden meist in der zweiten Hälfte des Februar geworfen und haben bald gutes und frisches Futter. Gewöhnlich bringt das Schaf nur ein einziges Lamm zur Welt; zwei Junge sind schon ziemlich, drei sehr selten. In warmen Himmelsstrichen lammen kräftige Mutterschafe zwei Mal im Jahre. Anfangs müssen die kleinen Thiere sorgfältig gegen Witterungseinflüsse gehütet werden, später dürfen sie mit auf die Weide gehen. Im ersten Monat ihres Lebens brechen die Milchzähne durch, im sechsten Monat stellt sich der erste bleibende Backzahn ein; im zweiten Lebensjahre fallen die beiden Milchschneidezähne aus und werden durch bleibende ersetzt. Erst im fünften Jahre werden die

seitlichen Milchvorderbackzähne gewechselt und damit die Zahnungen beendet. Der Landwirth benennt die Schafe nach diesen Vorgängen, als Jungvieh, Zweischaufler, Zweijährige oder Zweizähnige, Vierschaufler, Dreijährige, Zeitvieh oder Vierzähnige und als Sechsschaufler oder Sechszähnige und Vierjährige, endlich als Achtschaufler, Abgezähnte oder fünfjährige Schafe.

Bei uns zu Lande hat das geachtete Hausthier wenige Feinde; im Norden und Süden Europas und in den Heimatländern der großen Katzen aber ist es anders. Das Hausschaf wird von mancherlei Krankheiten heimgesucht; die häufigste derselben ist das Drehen, welches sich hauptsächlich bei jungen Schafen zeigt. Es rührt von Blasenwürmern (Coenurus cerebralis) im Gehirn her, welche auf noch nicht ermitteltem Wege in diesen edlen Theil gelangen. Andere Eingeweidewürmer, die sogenannten Leberegel (Distoma hepaticum) verursachen die Leberfäule, einige Fadenwürmer die Lungenfäule. Dazu kommen nun noch der Blutschlag oder die Blutseuche, die Klauenseuche, die Trabekrankheit, die Pocken, die Trommelsucht und andere Krankheiten. — Schafzüchter können durch sie manchmal der Hälfte ihrer Herden beraubt werden.

Das Schaf kann vierzehn Jahre alt werden; doch fallen ihm schon im neunten oder zehnten Jahre die meisten Zähne aus. Es wird dadurch unbrauchbar und muß so rasch als möglich gemästet und geschlachtet werden.

* * *

(Rinder.) Wenn es sich darum handelte, die Thiere nach der Wichtigkeit zu ordnen, welche sie für das menschliche Leben haben, so müßten wir unter den Wiederkäuern die Rinder unbedingt obenan stellen. Die Vortheile, welche diese Thiere uns gewähren, sind, wie Jedermann bekannt, gar nicht zu berechnen. Sie nützen im Leben, wie im Tode; sie sind es, von denen während des Lebens jede Kraft und jede Begabung und nach dem Tode jeder einzelne Theil und Stoff ihres Leibes Verwendung findet. Deshalb ist es kein Wunder, daß sie der Mensch über die ganze Erde mit sich geführt hat, daß sie fast allen Völkern zu unentbehrlichen Gehilfen, zu überaus wichtigen Gliedern ihres Hausstandes geworden sind. Und nicht blos eine Art aus dieser Familie ist in den Besitzstand des Menschen übergegangen, sondern eine ganze Anzahl: wir können es bisjetzt noch nicht einmal sagen, wie viele.

Die Stiere oder Rinder (Boves) sind große, starke und schwerfällige Wiederkäuer, deren Familienkennzeichen hauptsächlich in den mehr oder weniger runden und glatten Hörnern, der breiten Schnauze mit den weit aus einander stehenden Nasenlöchern, dem langen, bis ans Handgelenk reichenden, gequasteten Schwanze und dem Mangel an Thränengruben und Klauendrüsen liegen. Die meisten zeichnen sich auch durch eine hängende Wamme am Halse aus. Ihr Gerippe zeigt sehr plumpe und kräftige Formen.

Besonders zeichnen unsere Thiere die Hörner aus. Sie sind glatt, rundlich und höchstens am Grunde quer gerunzelt; nur bei wenigen schwellen sie nahe der Wurzel so an, daß sie die Stirn bedecken; gewöhnlich lassen sie diese ganze frei. Sie krümmen sich in sehr verschiedener Weise nach außen oder innen, nach hinten oder nach vorn, nach aufwärts und nach abwärts oder sind auch leierförmig. Das Haarkleid ist gewöhnlich kurz und glatt anliegend; bei einzelnen Arten verlängert es sich aber mähnenartig, wenigstens an gewissen Stellen des Leibes.

Ganz Europa und Afrika, Mittel- und Südasien, sowie der höhere Norden Amerikas dürfen als die ursprüngliche Heimat der Stiere betrachtet werden; gegenwärtig aber sind sie über alle Theile des Erdballs verbreitet; obgleich nur die in die Knechtschaft des Menschen übergegangenen Arten. Die wildlebenden bewohnen die verschiedensten Oertlichkeiten, diese dichtere Waldungen, jene freie Blößen oder Steppen, die einen die Ebene, die anderen das Gebirg, wo sie sogar bis zu einer Höhe von fast 17,000 Fuß über die Meeresfläche emporsteigen. Einige ziehen sumpfige Gegenden und Moräste, andere mehr trockene Oertlichkeiten vor. Die wenigsten sind Standthiere; sie führen vielmehr ein herumschweifendes Leben. Die, welche das Gebirg bewohnen, steigen im Winter in die Thäler herab, jene, welche im Norden leben, ziehen sich südlicher, und der Mangel an Nahrung an einer gewissen Oertlichkeit bestimmt wieder andere zum Wandern in nahrungsreichere Gegenden. Alle Arten ohne Ausnahme sind gesellig und schlagen sich herdenweise zusammen; einzelne bilden Heere von Tausenden. Starke, alte Thiere führen die Truppen an; doch kommt es auch bei ihnen vor, daß bösartige Zugführer zuweilen von der Herde vertrieben werden.

Die Stiere sind während des Tages thätig und ruhen bei Nacht. Sie erscheinen zwar plump und langsam, sind aber doch im Stande, sich sehr rasch zu bewegen, und zeigen viel mehr Fertigkeiten, als man ihnen zutrauen möchte. Ihre Bewegung besteht für gewöhnlich in einem langsamen Schritt; allein sie traben auch schnell dahin und fallen zuweilen in einen höchst unbeholfenen Galopp, welcher sie sehr rasch fördert. Die Arten, welche Gebirge bewohnen, klettern meisterhaft, sind auch im Stande, weite Sprünge auszuführen. Das Schwimmen verstehen alle Arten und einzelne sogar ganz vortrefflich; sie setzen mit Leichtigkeit über die breitesten Ströme. Ihre Kraft ist außerordentlich, ihre Ausdauer bewunderungswerth. Unter den Sinnen steht der Geruch obenan; das Gehör ist auch gut, das Gesicht aber, wie schon das ziemlich blöde Auge beweist, nicht besonders entwickelt. Ihre geistigen Fähigkeiten sind gering, doch zeigen die wilden weit mehr Verstand, als die zahmen, welche ihre Geisteskräfte nicht anzustrengen brauchen. Ihr Wesen ist sehr verschiedenartig. Im allgemeinen sind sie sanft und zutraulich gegen Geschöpfe, welche ihnen nicht gefährlich oder beschwerlich werden; allein sie zeigen sich auch überaus wild, trotzig und im hohen Grade muthig; sie greifen, gereizt, unter Todesverachtung alle Raubthiere, auch die stärksten an und wissen ihre furchtbaren Waffen dann mit soviel Geschick zu gebrauchen, daß sie gewöhnlich Sieger bleiben. Unter sich im ganzen verträglich, kämpfen sie doch zu gewissen Zeiten mit großer Raufluft, und namentlich die Männchen führen während der Brunstzeit prachtvolle und dabei höchst gefährliche Kämpfe.

Die wilden Arten zeichnen sich durch einen eigenthümlichen Moschusgeruch aus, welcher bei den Männchen so heftig wird, daß er das ganze Fleisch durchdringt und es ungenießbar macht. Bei den zahmen Arten ist dieser Geruch ebenfalls bemerklich, aber schwach.

Die Stimme unserer Thiere besteht in hellerem oder dumpferem Gebrüll oder in einem Grunzen und Brummen, welches hauptsächlich dann gehört wird, wenn sie erregt sind.

Sehr verschiedene Pflanzenstoffe bilden die Nahrung der Rinder. Sie verzehren Laub und zarte Knospen, Triebe und Zweige der allerverschiedensten Bäume, Gräser und Kräuter, Baumrinde, Moos und Flechten, Sumpf- und Wasserpflanzen, selbst scharfschneidiges Riedgras und rohrähnliche Gewächse. In der Gefangenschaft nähren sie sich von allen möglichen Pflanzenstoffen. Salz ist für alle ein Leckerbissen. Wasser ist ihnen ein Bedürfniß, und manche wälzen sich mit Lust in schlammigen Lachen oder legen sich stundenlang in Flüsse und Teiche.

Nach einer Tragzeit von neun bis zwölf Monaten wirft die Kuh ein einziges Junge, sehr selten zwei. Das Kalb ist immer vollkommen ausgebildet und nach kürzester Zeit im Stande, der Mutter zu folgen. Diese behandelt es mit großer Zärtlichkeit, säugt und reinigt, beleckt und liebkost es und vertheidigt es bei Gefahr mit tollkühnem Muthe gegen jeden Angriff. Nach 3 bis 8 Jahren ist das Junge erwachsen und 15 bis 50 Jahre beträgt seine Lebensdauer.

Sämmtliche Rinderarten lassen sich sehr leicht zähmen und geben sich dann willig dem Menschen hin. Sie lernen ihre Pfleger kennen und lieben, folgen deren Rufe und gehorchen selbst einem schwachen Kinde; doch ziehen sie ihren Herrn eigentlich anderen Menschen nicht vor, sondern behandeln, wenn sie einmal gezähmt worden sind, alle Leute mit der gleichen Freundlichkeit.

Die Jagd der wilden Rinder gehört zu den ernstesten, welche es gibt. Ein Löwe und ein Tiger können nicht gefährlicher sein, als ein gereizter Stier, dessen blinde Wuth keine Grenzen mehr kennt. Gerade deshalb aber betreibt man die Jagd auf wilde Stiere mit größter Leidenschaft, und manche Völker sehen sie als die rühmlichste von allen an.

Soviel bisjetzt bekannt, darf man mit Sicherheit zehn Arten von Rindern unterscheiden. Ein Uebergangsglied zwischen Schaf und Rind mag die Reihe der von uns erwählten eröffnen, nämlich der sehr sonderbar gestaltete, besonders aber durch seine Behaarung ausgezeichnete Bisam- oder Moschusochse (Ovibos moschatus). Er zeigt am allerwenigsten das allgemeine Gepräge der Familie. Hinsichtlich seiner Größe gehört er zu den kleinsten Rindern überhaupt, und dabei sind seine Gliedmaßen von auffallender Kürze. Der Schwanz verkümmert zu einem Stummel, welcher aber um so länger behaart ist; der Hals ist kurz, der Kopf groß und breit, die ganz behaarte Schnauze schafähnlich, kurz und stumpf, das Maul schmal. Die Hörner, welche sich erst nach abwärts und außen, dann nach vorn und endlich wieder mit der Spitze nach oben und außen wenden, bedecken fast Scheitel und Stirn. Das Grannenhaar ist außerordentlich lang, zumal an Hals, Schultern, Rücken und Lenden; und ist dunkelbraun von Farbe. Ungeachtet der verhältnißmäßig geringen Größe des Moschusochsen, erlegte Parry auf seiner Reise nach dem Nordpol Stiere, welche bei 10½ Faust Höhe am Widerrist sieben Centner wogen. Die Gesammtlänge erwachsener Moschusstiere beträgt 6 Fuß; die Hörner sind, der Krümmung nach gemessen, 2 Fuß lang.



Der Bisam- oder Moschusochse (Ovibos moschatus).

Der Bisamochse bewohnt jene traurigen Moossteppen, welche in der alten Welt und namentlich in Sibirien mit dem Namen „Tundra" belegt werden, im ganzen aber rund um die Erde herum dasselbe Gepräge tragen. Diese Steppen sind eigentlich nichts Anderes, als ungeheure Moräste mit unzählbaren kleinen Seen und Teichen und größeren und kleineren Flüssen, unterbrochen von einzelnen niederen ausdruckslosen Hügelreihen. Sie sind die Heimat mehrerer Wühlmäuse und des Renthieres, des Wolfes und des Eisfuchses, des Vielfraßes und einiger Marderarten, werden aber sonst von anderen Geschöpfen möglichst gemieden. Ihre Unwirthlichkeit und Oede, ihre Armuth und die Qual, welche die Milliarden von Mücken, die im Sommer hier lebendig werden, allen Thieren bereiten, treiben diese beständig von einem Ort zum anderen. Hier lebt der Bisamochse in Herden von 20 bis 25 Stück, und zwar vorzugsweise auf inselgleich zu Tage tretenden Felsenhügeln oder im Gebirg selbst. Sein auffallend dichtes Wollkleid schützt ihn vollkommen gegen die Rauhheit seiner Heimat; in ihm kann er noch in Grönland und auf der Melvilleinsel leben und gedeihen. Oft sieht man ganze Züge über das Eis gehen, um sich nach einer von den Inseln zu begeben und dort zu weiden; später verlassen sie den ausgenutzten Ort auf dieselbe Weise. Gegen den Winter hin treten die Herden zusammen und halten sich dann bis in den Sommer hinein gewöhnlich unfern der Flüsse auf, ziehen sich aber mit anbrechendem Herbst nach den Wäldern zurück. Während des Sommers dienen ihnen die spärlichen Pflanzen der Moräste, Gras- und Sumpfkräuter, im Winter Flechten zur Nahrung. Im Verhältniß zu den Kühen gibt es nur wenige Stiere bei einer Herde, selten mehr als zwei oder drei vollkommen erwachsene; denn die Tapferen bestehen um die Brunstzeit heftige Kämpfe mit einander, welche gemeiniglich den Tod des schwächeren zur Folge haben. Ohngeachtet der plumpen Gestalt der Bisamochsen, sind sie doch hurtig und rasch in ihren Bewegungen.

Mit Recht führt unser Thier seinen Namen; denn ein widerlicher Moschus- oder Bisamgeruch durchdringt das ganze Fleisch und macht es den Europäern vollkommen ungenießbar. Nur die Kühe und die Kälber haben diesen Geruch noch nicht; ihr Fleisch ist deshalb auch für den Europäer ein willkommenes Gericht. Der Geschmack der Eskimos ist nicht so fein und macht keinen Unterschied zwischen bisamduftigem oder anderem Fleisch und die Herden der Moschusochsen bilden einen Hauptgegenstand der eifrigsten Jagd. In der Gegend des Fort Wales treiben die



Der Jak (Poëphagus grunniens).

Indianer einen ganz einträglichen Tauschhandel mit dem Fleische des von ihnen erlegten Wildes. Sie hängen es, nachdem sie es in größere Stücke zerschnitten haben, in der Luft auf, lassen es vollständig austrocknen und liefern es dann in die Niederlassungen der Pelzjäger ab, wo es gern gekauft wird.

Von den eisigen Küsten des hohen Nordens hinweg mag uns ein anderer Stier nach den Höhen des Himalaya führen. Es ist der Jak oder grunzende Ochse (Poëphagus grunniens), welcher wild die Höhen jenes Gebirges und die Hochländer Mittelasiens bevölkert, gezähmt aber von den Eingeborenen vielfach verwendet wird. Er ist unzweifelhaft eins der merkwürdigsten Mitglieder der ganzen Familie, auch schon seit uralten Zeiten hoch berühmt, denn von ihm stammen die sogenannten Roßschweife, welche als sonderbarer Kriegsschmuck bei den Heerführern der Morgenländer üblich sind. Bereits der alte Aelian kannte diesen Ochsen. „Indier bringen", so sagt er, „ihrem Könige zweierlei Ochsen dar, von denen die einen sehr geschwind laufen, die anderen sehr wild sind. Ihre Farbe ist schwarz, die des Schwanzes aber, aus denen man Fliegenwedel macht, blendend weiß. Das Thier ist sehr furchtsam und läuft schnell davon; kommen ihm aber die Hunde zu nahe, so steckt es seinen Schwanz in den Busch und stellt sich seinen Feinden gegenüber, weil es glaubt, man würde ihm nichts mehr thun, wenn man den Schwanz nicht sähe, wohlwissend, daß man ihn um dessen Schönheit willen fängt. Aber es betrügt sich. Man erlegt es mit einem giftigen Pfeil, schneidet den Schwanz ihm ab, und nimmt seine Haut; das Fleisch läßt man liegen."

Ein ziemlich beträchtlicher Theil von Mittelasien ist es, wo der Jak noch gegenwärtig wild vorkommt. Man findet ihn namentlich in den höheren Theilen der Mongolei, Tibets und Turkistans. Im eigentlichen Himalaya, auf dessen Klima die indische Regenzeit so vielen Einfluß hat, kommt der Jak im wilden Zustande nicht mehr vor; und auch im nördlichen China ist er ziemlich selten. Er ist bis zu der erstaunlichen Höhe von 19,000 Fuß beobachtet worden. Unter 8000 Fuß über dem Meere scheint er gar nicht leben zu können: selbst der gezähmte beweist deutlich genug, wie unangenehm ihm ein höherer Wärmegrad, als der in seinen Höhen herrschende, ist. Ein solches Vorkommen eines Ochsen hat unzweifelhaft etwas außerordentlich Auffallendes, weil es dem ganzen Wesen der übrigen Rinder widerspricht. Es muß daran erinnert werden, daß in jenen Höhen der Luftdruck auf die Hälfte des am Meeresstrande herrschenden herabgesunken ist. Unter solchen Umständen gefällt sich wohl ein Vogel, aber kaum noch ein anderes Säugethier; denn nicht einmal das Lama steigt ohne Beschwerde zu ähnlichen Höhen empor.

Die Bewegungen des Jak haben etwas Muthiges und Unerwartetes. Sein Gang ist ziemlich schnell und sein Lauf im Galopp, wenn auch unbeholfen erscheinend, doch sehr fördernd. Er gehört zu den scheuesten aller Thiere.

Der Jak dankt seinen Namen seiner eigenthümlichen Stimme, welche weder mit dem Brüllen unseres Rindes noch mit dem Blöken der Schafe, noch mit dem Wiehern des Pferdes, sondern nur mit dem Grunzen des Schweines vergleichbar, obwohl sie etwas tiefer und eintöniger ist, als die Laute des Schweines es sind. Der Stier läßt jedoch seine Stimme weit seltener vernehmen, als die Kuh oder das Kalb.

Man jagt dem Jak seines schönes Haares wegen eifrigst nach, heutzutage noch mit Hilfe der Hunde, wie man ihn noch jetzt mit dem Pfeile erlegt. Die Jagd hat ihre Gefahren; denn ein Fehlschuß kostet dem Jäger das Leben, schon aus dem Grunde, weil der Jak ein weit besserer und sichererer Bergsteiger ist, als der Mensch, und sich viel zu schnell bewegt, als daß dieser entkommen könnte. Der wilde Jak ist, wie alle freilebenden Stiere, ein gewaltiges, wüthendes Thier, welches sich mit außerordentlichem Muthe vertheidigt, wenn es sein muß. In Indien dagegen wird der Jak schon seit alten Zeiten mit anderen Rinderarten gepaart, um deren Rasse zu veredeln.

Der Jak ist ein schönes Rind von 6 bis 7 Fuß Leibeslänge und 1½ Fuß Schwanzlänge, ausschließlich des langen Haares, welches den eigenthümlichen Schweif bedeckt. Hinsichtlich seiner Gestalt steht er ungefähr in der Mitte zwischen dem Wisent, dem Büffel und dem gemeinen Rinde; aber er erscheint auch gewissermaßen als ein Mittelding von Rind, Pferd und Schaf. Ein reiches, seidenartiges Vließ hängt zu seinen beiden Seiten fast bis auf den Boden herab und ziert das Thier auf das höchste. Am Unterhalse bilden die Haare die Fortsetzung der Mähne, am Schwanze werden sie 2 bis 3 Fuß lang und sind dabei ausnehmend fein und fast seidenartig. Schwarz ist die Hauptfärbung des Thieres; zuweilen sind aber der Haarwulst und der Schwanz, manchmal auch Stirn und Scheitel weiß.

In allen Ländern, wo der Jak wild vorkommt, findet man ihn auch gezähmt als nützliches und wichtiges Hausthier. Der zahme Jak unterscheidet sich gewöhnlich hinsichtlich seiner Gestalt und seines Haarwuchses nicht von den wilden, wohl aber hinsichtlich der Färbung. Rein schwarze Jaks sind sehr selten; gewöhnlich zeigen auch Die, welche den wilden am meisten ähneln, weiße Stellen, und außerdem trifft man braune, rothe und gescheckte an. Mehrere Rassen sind bereits gezogen worden, vielleicht durch Vermischung mit anderen Rinderarten. Hier und da sind die zahmen Jaks auch wieder verwildert, und dann haben sie ganz die Urfärbung wieder angenommen.

Ladak, Tibet, der nördliche Theil von China, die Mongolei, Songorei und Tatarei sind die Länder, in denen man den Jak am häufigsten hält. Auch die zahmen Herden gedeihen nur in kalten, hochgelegenen Gebirgsgegenden und gehen in großer Wärme zu Grunde. Sie ertragen die Kälte mit großer Gleichgiltigkeit. Schon geringe Sonnenwärme ist dem Thier lästig, und wenn es kein Wasser hat, in dem es sich stundenlang kühlen kann, sucht es eifrig den Schatten auf, um der unangenehmen Wärme zu entgehen.

Dem Tibetaner ist der Jak eins der wichtigsten Hausthiere. Er benutzt ihn als Last- und als Reitthier, obwohl der Jak nicht eben lenksam und überhaupt schwer zu behandeln ist. Gegen seine Bekannten benimmt er sich ziemlich freundschaftlich. Er läßt sich von denselben berühren und reinigen und vermittelst eines durch seine Nase gezogenen Ringes, an welchem ein Strick befestigt wird, leidlich lenken. Fremden Personen gegenüber betragen sich die eigenthümlichen Reitthiere aber nicht so freundlich.

Der Jak trägt 2 bis 2½ Centner ohne Beschwerden, und zwar auf den allerschwierigsten Felsenpfaden und Schneefeldern. Man ist im Stande, durch ihn Lasten über Höhen von 10,000

bis 16,000 Fuß zu schaffen; denn er bewegt sich auch dort oben, trotz der verdünnten Luft, welche andere Geschöpfe ermattet und beängstigt, mit größter Sicherheit. Nur auf sehr klippenreichen Pfaden kann man den beladenen Jak nicht benutzen, weil dann seine Last ihn hindert, über höhere Felsen zu springen, wie er es sonst wohl zu thun pflegt.

Milch und Fleisch des Jak sind recht gut. Letzteres ist, wenn es von alten Thieren stammt, freilich etwas hart und zähe, von jüngeren aber um so besser. Die Milch ist, wie bei allen Stieren, welche auf Alpentriften weiden, höchst wohlschmeckend und fett. Aus der Haut gerbt man Leder oder schneidet Riemen aus ihr, aus den Haaren werden Stricke gedreht. Der kostbarste Theil des Thieres ist aber der Schwanz, welcher förmlich zu einem Sinnbild und zum Kriegszeichen geworden ist. Namentlich die weißen Jakschwänze stehen in hohem Werthe. Nicolo di Conti gibt an, daß die feinen Schwanzhaare mit Silber aufgewogen werden, weil man aus ihnen Fliegenwedel macht, welche zum Dienst der Götzen und der Könige gebraucht werden. Man faßt sie auch in Gold und Silber und schmückt damit die Pferde und die Elefanten. Die Reiter tragen sie an ihren Lanzen als Zeichen einer hohen Rangstufe. Die Chinesen färben das weiße Haar brennend roth und tragen die Schwänze dann als Quasten auf ihren Sommerhüten. Belon gibt an, daß solche Schwänze 4 bis 5 Dukaten kosten und wesentlich dazu beitrügen, den reichen Sattelschmuck, wie ihn Türken und Perser lieben, zu vertheuern. Im ganzen Morgenlande scheint man die Schwänze als Fliegenwedel zu benutzen, und zwar schon seit uralten Zeiten, wie die angezogene Stelle von Aelian besagt. Man treibt einen weit verbreiteten und viel Gewinn abwerfenden Handel damit. Der Preis richtet sich nach der Schönheit und Länge des Haares; je länger, feiner und glänzender dies ist, um so höher wächst er an. Schwarze Schwänze gelten weniger, als weiße.

Der zahme Jak ist manchen Krankheiten ausgesetzt. Auf Reisen leidet er oft an den Klauen, welche, wenn einmal verletzt, lange Zeit zur Heilung brauchen. Seuchen, welche oft ausbrechen, tödten rasch die von ihnen ergriffenen Thiere. Wechsel des Futters oder unzureichende Nahrung bringen ebenfalls gewöhnlich Krankheiten hervor. Die nach Europa eingeführten Jaks haben sich bisher in den Thiergärten besser gehalten, als man ihrer Vorliebe für kalte Gegenden nach vermuthen durfte.

Die Büffel (Bubalus) nähern sich mehr den übrigen Rindern. Ihr Leib ist gedrungen; die Stirn ist gewölbt und kurz; die Hörner stehen an den hintersten Ecken des Schädels, sind unten aufgeworfen, bisweilen sogar unregelmäßig geringelt oder wenigstens mit höckerartigen Auswüchsen versehen, seitlich zusammengedrückt und endlich gerundet. Sie biegen sich zuerst nach unten und hinten, sodann nach außen und zuletzt nach oben und wieder etwas nach vorn, bei anderen Arten aber fast gerade nach rückwärts mit einem sanften Bogen nach unten und einer schwachen, spitzen Krümmung nach außen.

Unter diesen Thieren steht der kafferische Büffel (Bubalus caffer) unzweifelhaft obenan. Er ist der größte, plumpeste, stärkste und wildeste, und namentlich seine Hörner sind sehr ausgezeichnet. Sie verdicken sich nahe ihrer Wurzel um mehr als das Doppelte der durchschnittlichen Horndicke, ungeheure Wülste treten über dem Kopfe hervor und stoßen in der Mitte so zusammen, daß sie sich fast berühren. Die Hörner wenden sich erst abwärts und nach hinten, dann aufwärts und etwas nach vorn, so daß sie sich mit den Spitzen wieder gegen einander krümmen. Die Augen liegen tief, die Ohren hängen fußlang herab. Der ganze Leib ist plump und dick, die Füße stark und groß, der Schwanz nackt bis auf einen kurzen Büschel. Am Unterkiefer findet sich ein getheilter Bart von straffen Haaren. Die Färbung ist ein dunkles Schwarz, welches in das Bräunliche zieht; die Haut ist bläulichschwarz.

In größeren oder kleineren Herden durchzieht dieses grimmige und wüthende, von allen Völkerschaften aufs äußerste gefürchtete Thier die busch- oder waldreichen Gegenden Süd- und Mittelafrikas. Denn nicht blos am Vorgebirge der guten Hoffnung ist der Büffel zu finden, sondern auch in den Urwaldungen des Inneren. In den südlich von Kordofahn gelegenen Wäldern erscheint er manchmal in großer Menge. Im Urwald, welcher die Ufer des blauen Flusses bedeckt, sah ich am Abend des 4. Februar 1851 zwei große und starke Büffel dieser Art zur Tränke gehen und jagte dem einen aus geringer Entfernung eine Kugel zu, ohne ihn zu fällen. Die Eingeborenen versicherten mir, daß diese Thiere oft in zahlreicher Menge bei ihnen vorkämen, und waren einstimmig in Berichten über die entsetzliche Grimmigkeit dieses Büffels, vor dem sie noch mehr Achtung und Furcht hatten, als vor dem Löwen und Elefanten.



Der kafferische Büffel (Bubalus caffer).

Derselben Ansicht waren die Kordofahnesen, deren Scheu so weit geht, daß sie niemals daran denken, auf Büffel Jagd zu machen, so lohnend Dies auch sein möchte. Auch in der Kafferei werden die Büffel sehr gefürchtet. Kolbe traf sie noch ganz in der Nähe der Kapstadt an: gegenwärtig sind sie dort ausgerottet und mehr nach dem Innern zurückgedrängt. „Es sind", sagt er, „höchst gefährliche Thiere. Wenn man sie durch Vorhalten rother Farbe, durch Schießen oder heftiges Verfolgen erzürnt, ist man seines Lebens nicht sicher, sie fangen an heftig zu brüllen und zu stampfen, fürchten Nichts mehr und verschonen Nichts, und wenn ihnen auch noch soviel gewaffnete Menschen entgegenständen. Sie springen in der Wuth durch Feuer und Wasser und Alles, was ihnen vorkommt. Einer verfolgte einmal einen jungen Mann, welcher eine rothe Jacke trug, ins Meer und schwamm ihm nach. Der Jüngling konnte aber gut schwimmen und tauchen, und der Stier verlor ihn aus dem Gesicht; dennoch schwamm er quer durch den Hafen fort, 1½ Stunde weit, bis er vom Schiffe aus durch einen Kanonenschuß getödtet wurde." Sparmann sagt, daß der Büffel ein höchst tückisches und grimmiges Ansehen habe und Dies durch sein Betragen nicht Lügen strafe. Er versteckt sich wirklich hinter Bäume und lauert, bis man nahe kommt, dann schießt er plötzlich hervor und greift an. Noch nicht zufrieden, daß er ein Thier oder einen Menschen getödtet hat, zerstampft er ihn auch mit den Hufen und zerreißt ihn mit den Hörnern, ja, er kehrt sogar manchmal zurück, nachdem er eine Strecke fortgegangen ist, um von neuem gegen sein Opfer zu wüthen. Der berittene Jäger kann sich nur dann retten, wenn er ein gutes Pferd unter sich hat und eine Anhöhe erreicht, auf welche ihm das plumpe Thier nicht so schnell folgen kann. Wenn eine Herde angegriffen wird, schließt sie einen Kreis um die Kälber, um diese dadurch zu schützen. Die alten Büffel thun, als ob sie todbringende Wunden mit Leichtigkeit ertragen können.

Wie andere seiner Art wälzt sich auch der kafferische Büffel gern im Schlamme und liegt oft stundenlang im Wasser. Mit seinen starken und breiten Hörnern kann er durch das dichteste Gebüsch dringen und sich selbst da Wege bahnen, wo sonst nur die Elefanten, Nilpferde und

Nashörner die Wegbaumeister sind. Am blauen Nil nimmt er, wie mich seine Fährte überzeugte, vorzugsweise die von den Elefanten durch die Dickungen gebrochenen Wege an. Die blinde Wuth der Büffel läßt sich auch an ganz Unschuldigen aus, und deshalb gelten die Thiere als die ungemüthlichsten aller Nachbarn, welche ein Afrikaner haben kann. Einem unaufhaltsamen Sturme gleich, stürzt der gereizte Stier auf sein Opfer zu, bohrt ihm die Hörner in den Leib, wirft es in die Luft und tritt es dann zusammen, daß die Knochen im Leibe zerbrechen. In allen Ländern Südafrikas, wo diese wüthenden Rinder leben, sind derartige Vorfälle so gewöhnlich, daß man in jedem größeren Dorfe Leute findet, welche einen ihrer Angehörigen durch Büffel verloren haben. Mit Recht betrachten die Kaffern den Büffel als das fürchterlichste aller Geschöpfe.

„Die Haut des Büffels", sagt Kapitän Drayson, „ist so dicht, daß sie einer Kugel gehörig Widerstand leistet und nur von ihr durchdrungen wird, wenn man nahe feuert. Der Büffel ist ein wüthendes, rachsüchtiges Vieh und dabei listig und heimtückisch, wie wenig andere Geschöpfe."

„Obgleich man ihn nicht selten in großen Herden in den Steppen findet, bleibt sein liebster Aufenthaltsort doch der Wald. Hier folgt er den Pfaden der Elefanten und Nashörner oder bricht sich eigene durch das Dickicht. Während des Abends, in der Nacht und am frühen Morgen durchzieht er das Land und brüllt; wenn sich aber die Sonne erhoben hat oder er Unrath wittert, sucht er Schluchten und Dickichte. Unter den schattigen Zweigen erfreut er sich dann der Ruhe und hält sich verborgen."

„Ich kenne einen Kaffer, welcher an sich selbst des Büffels Kraft und List erfuhr und das Andenken an dieselben für sein Leben trug. Er jagte eines Tages in dem Wald und kam auf einen alten Büffel, welchen er verwundete. Der Bulle brach durch; aber der Kaffer, glaubend, daß er sein Wild tödtlich verwundet hatte, folgte ihm auf seinem Wege, ohne irgend welche Vorsichtsmaßregeln zu beobachten. Der Büffel ist böswillig, wenn ihm kein Leids geschieht: aber er ist rasend, wenn er verwundet wurde, und deshalb muß man sich einem solchen mit der größten Vorsicht nahen. Unser Kaffer hatte ungefähr hundert Schritte des Waldes durchschlüpft und durchkrochen, und untersuchte eben sorgfältig die Fährte seines verwundeten Wildes: da hörte er plötzlich ein Geräusch dicht neben ihm, und ehe er sich noch fortbewegen konnte, fühlte er sich fliegend in der Luft, in Folge eines furchtbaren Stoßes, den ihm der Büffel gegeben hatte. Glücklicherweise fiel er auf die Zweige eng verschlungener Bäume eines Dickichts und wurde hierdurch gerettet."

Livingstone fand in Südafrika eine Menge von Büffelherden, manche zum Theil sechzig Stück stark. Sie hatten hier auch einen Freund aus der Klasse der Vögel, den Büffelvogel (Textor erythrorhynchos), welcher sich stets bei ihnen aufhielt, von ihnen das Ungeziefer absuchte und durch plötzliches Auffliegen bei Gefahr warnte. Genau so beträgt sich im Norden Afrikas ein kleiner, blendend weißer Reiher (Ardeola Bubalcus), auf welchen ich zurückkommen werde.

Gordon Cumming sah Büffelherden von 6 bis 800 Stück und erfuhr, daß diese vor bewaffneten Leuten zurückwichen; nur alte Bullen waren grimmig und stürzten wüthend auf die Jäger los, mehrere Mal ihn und seine Gefährten in Lebensgefahr bringend. Am Tsadsee raste ein verwundeter Büffel gegen Eduard Vogels Leute, verwundete einen Mann gefährlich und tödtete zwei Pferde. Ein zweiter traf zufällig mit einer Karavane zusammen, rannte, um durchzubrechen, ein Kamel nieder und verwundete es so arg, daß es geschlachtet werden mußte. Aehnliche Geschichten finden sich in den Werken aller Reisenden, welche mit diesem grimmigen Vieh zusammenkamen.

Th. von Heuglin brachte den ersten lebenden Büffel dieser Art nach Europa. Ein Trupp Araber hatte bei der Jagd einer Büffelkuh ihr Kalb abgenommen, und es an ihren eigenen Kühen saugen lassen, bis es erwachsen war. Bei dieser Behandlung hatte es alle Wildheit abgelegt, und als es nach Europa kam, war es so gutartig, daß es auch fremde Leute ohne weiteres berühren durften.

Der kafferische Büffel ist nicht der Stammvater der zahmen Büffel, welche man in Italien und Ungarn recht häufig finden kann; ihn müssen wir vielmehr unter den indischen Büffeln suchen. Noch gegenwärtig ist es nicht entschieden, von welcher Art der noch in Indien wildlebenden Büffel der zahme abstammt; soviel steht aber fest, daß es noch heutigen Tages mehrere wilde Büffel in Indien gibt. Einer von diesen, der Arni (Bubalus Arni), soll der Riese seiner ganzen Familie sein. An den Schultern soll er 7 Fuß hoch und von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 9 bis 10½ Fuß lang werden. Die Färbung des Arni, welcher mit langen

Haaren bedeckt ist, soll, wie die aller Büffel, bräunlichschwarz sein. Ueber Lebensweise und Sitten dieses Thieres ist sogut als Nichts bekannt. Der Arni gilt nächst dem Tiger als das furchtbarste Thier der indischen Urwälder, und seine Jagd als die gefährlichste von allen. Trotz der unbändigen Wuth des wilden Arni hat man doch versucht, ihn zu zähmen und ein befriedigendes Ergebniß erzielt. In Vorder- und Hinterindien sollen viele zahme Büffel dieser Art sowohl zum Feldbau, als zum Reiten und zur Milcherzeugung benutzt werden.

Ein anderer Büffel, den man ebenfalls noch nicht kennt, ist der Bhaihu, welcher sich durch etwas geringere Größe und sparsamere Behaarung unterscheiden soll. In zahlreichen Herden bewohnt er wild die sandigen Ufer des Ganges.

Der gemeine Büffel (Bubalus vulgaris), von Vielen als Abart des Arni betrachtet, bewohnt im wilden Zustande ebenfalls Indien. Weder im Leibesbau noch in der Färbung unterscheidet er sich von dem gezähmten. Der Leib ist schwach gestreckt, voll und gerundet, der Hals kurz und dick, vorn gefaltet, nicht aber gewammt. Der Kopf ist kürzer und breiter, als beim Rinde, die Stirn groß, die Schnauze kurz; die Beine sind mittellang, stark und kräftig; der Schwanz ist ziemlich lang. Der Widerrist erhebt sich fast höckerartig, der Rücken ist gesenkt, das Kreuz hoch und abschüssig, die Brust ziemlich schmal, der Bauch voll, die Weichen sind eingezogen, die Augen klein, aber von wildem und trotzigem Ausdruck, die Ohren lang und breit, außen kurz behaart, innen mit langen Haarbüscheln besetzt, seitlich und wagrecht gestellt; die Hörner sind lang, stark, an der Wurzel ziemlich dick und breit, dann verschmälert und in eine stumpfe Spitze endend. Am Grunde nahe zusammenstehend, wenden sie sich seitlich und abwärts, sodann nach rück- und aufwärts; mit den Enden krümmen sie sich nach oben und zugleich nach ein- und vorwärts; hierdurch bilden sie ein Dreieck. Nur das letzte Drittel ist gerundet; auf der Oberfläche sind sie vom Grund bis gegen die Mitte stark quergerunzelt, nach der Spitze und der Hinterseite aber fast vollkommen glatt. Die Hufe sind gewölbt, groß und breit. Das Euter des Weibchens hat vier Zitzen, welche fast in einer Querreihe gestellt sind. Die Behaarung ist spärlich, steif und fast borstenartig, an den Schultern, längs der ganzen Vorderseite des Halses, auf der Stirn und an der Schwanzquaste verlängert. Hinterrücken, Kreuz, Brust und Bauch, die Schenkel und der größte Theil der Beine sind fast völlig kahl. Im allgemeinen ist das Thier dunkelschwarzgrau oder schwarz gefärbt, in der Weichengegend aber röthlich. Die Haut ist schwarz, die Haare ziehen bald ins Blaugraue, bald ins Bräunliche oder Rothbraune. Höchst selten kommen weißgefärbte oder gefleckte Stücke vor.

Auch dieser Büffel ist ein großer Wasserfreund und findet sich deshalb nur in den sumpfigsten Flußniederungen, wo er zwischen dem hohen Riedgras sich seine Nahrung sucht. Das schlechteste Futter, welches alle anderen Rinder verschmähen, ist für ihn noch immer gut genug. Seine Bewegungen sind zwar plump, aber kräftig und ausdauernd; namentlich im Schwimmen ist er Meister. Unter den Sinnen stehen Geruch und Gehör obenan: das Gesicht ist schlecht. Seine Stimme ist ein tief dröhnendes Gebrüll. An blinder Wuth und rasendem Zorn steht er keinem anderen Rinde nach; selbst in der Gefangenschaft verliert er diese Eigenschaften nicht ganz.

Der Büffel ist von Haus aus ein furchtbarer Feind des Tigers und bleibt bei Kämpfen mit ihm fast regelmäßig Sieger. William Rice erzählt, daß zuweilen erwachsene Büffelstiere von Tigern angefallen werden, sich aber furchtbar wehren und oft genug einem Tiger für alle Zeiten sein Handwerk legen. Wenn ein Büffel überfallen wird, eilen ihm die anderen zu Hilfe und jagen dann den Angreifer sofort in die Flucht. Selbst die Hirten, welche zahme Büffel hüten, durchziehen auf einem ihrer Thiere reitend ruhig das Dickicht.

Von dieser Feindschaft ziehen natürlich die indischen Fürsten ihren Vortheil und veranstalten Thierkämpfe, welche in ihren Augen das höchste und anziehendste Schauspiel der Erde gewähren. Karl von Görtz beschreibt einen solchen Kampf mit folgenden Worten:

„Der Kaiser von Solo saß auf seinem Throne, von etwa dreißig seiner Hofdamen, dreien seiner Frauen, seinen Prinzen, dem holländischen Statthalter, den Großen seines Reiches und eingeladenen Europäern umgeben. Vor ihm stand ein fester, etwa funfzehn Fuß weiter und ebenso hoher Käfig, und in diesem ein gewaltiger Büffel. Neben dem Käfig stand ein Kasten, worin sich ein Tiger befand, welcher mit entsetzlichem Geknurr hervortrat und mit betäubender Musik begrüßt wurde. Er suchte der Stirn des Büffels auszuweichen, sprang ihm mehrmals auf den Nacken und brachte ihm furchtbare Wunden bei; aber jedes Mal drückte ihn der Büffel so gewaltig gegen die Wand des engen Käfigs, daß er loslassen mußte. Der Käfig ist absichtlich so enge, damit der Büffel siegen soll, weil er dem Japanesen Sinnbild seines Volkes, der Tiger Sinnbild des Europäers ist. Einst hatte ein Statthalter einen weiten Käfig bauen lassen, und da an

diesem Tage ein Tiger drei Büffel überwältigte, hängten hernach die Japanesen das Raubthier. Diesmal tödtete der Büffel einen Tiger und richtete einen zweiten übel zu." —

Bis jetzt steht es noch nicht ganz fest, auf welchem Wege der zahme Büffel sich weiter und weiter verbreitet hat. Daß er aus Indien herstammt, ist gar nicht zu bezweifeln, eben weil er mit den dort noch wild lebenden vollkommen übereinstimmt. Wahrscheinlich kam er im Gefolge der großen Kriegsheere oder wandernder Völker nach Persien; denn die Begleiter Alexanders des Großen trafen ihn dort an. Später mögen ihn die Mohammedaner nach Syrien und Egypten verpflanzt haben. Nach Italien kam er im Jahre 596 unter der Regierung Agilulf's, zu nicht geringem Erstaunen der Europäer. Anfangs hat er sich wahrscheinlich sehr langsam verbreitet; denn der heilige Gilibald, welcher zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Sicilien und Italien durchwanderte, kannte den zahmen Büffel noch nicht und staunte, als er ihn später am Jordan antraf. Gegenwärtig findet er sich außer Hindostan durch ganz Afghanistan, Persien, Armenien, Syrien, Palästina bis zum kaspischen und schwarzen Meere hin, in der Türkei, Griechenland und den Donautiefländern, in Italien und sehr häufig auch in Egypten, nicht aber in Nubien.

Heiße, sumpfige oder wasserreiche Gegenden sagen diesem merkwürdigen Zwittergeschöpf zwischen Dickhäutern und Rindern am meisten zu. Das Nildelta ist für ihn ein Paradies, und in den gifthauchenden pontinischen Sümpfen, sowie in den Sumpfgegenden Kalabriens, Apuliens, in der Maremma von Toskana, in den unteren Donauländern befindet er sich wohl. In den italienischen Sümpfen ist er fast das einzige Hausthier, weil alle übrigen der ungesunden Gegend erliegen, und deshalb eignet er sich ganz vortrefflich zum Reisbau. In Unteregypten ist er überall gemein; er ist dort, nächst der Ziege, eigentlich das einzige Hausthier, von welchem man Milch und Butter gewinnt. Jedes Dorf im Delta und auch die meisten Oberegyptens haben mitten in ihrem Schoße eine große Lache, welche einzig und allein dazu dient, den Büffeln einen bequemen Badeplatz zu gewähren; denn weit öfter, als auf der Weide, sieht man die Büffel im Wasser, wenn sie es haben können, so tief versenkt, daß nur der Kopf und ein kleines Stückchen des Rückens über den Wasserspiegel hervorragen. Zur Zeit der Nilüberschwemmung beginnt für sie eine Zeit des Genusses. Sie treiben sich dann schwimmend weit auf den überflutheten Feldern umher, fressen das Gras an den Rainen und das harte Riedgras der noch unbebauten Flächen ab, vereinigen sich zu großen Herden, spielen im Wasser mit einander und kommen nur dann nach Hause, wenn die Kühe von der Milch gedrückt werden und gemolken sein wollen, wobei sie dann die Stiere mit sich nehmen. Sehr hübsch sieht es aus, wenn eine Büffelherde über den fast eine Viertelmeile breiten Strom setzt. Mehrere ihrer Hirten, meistens Kinder von 8 bis 12 Jahren, sitzen auf dem Rücken und lassen sich sorglos von den treuen Thieren über die furchtbare Tiefe und durch die hochgehenden Wogen schleppen. Man kann die Meisterschaft im Schwimmen, welche die Büffel zeigen, nicht genug bewundern. Auf dem festen Lande ist der Büffel entschieden weit unbeholfener, als im Wasser. Sein Gang ist schwerfällig und der Lauf, obgleich ziemlich fördernd, doch nur ein mühseliges Sichfortbewegen.

Wenn man den zahmen Büffeln zum ersten Male begegnet, erschrickt man förmlich vor ihnen. Der Ausdruck ihres Gesichts deutet auf einen unbändigen Trotz und auf eine bösartige versteckte Wildheit. Aus den Augen scheint die größte Tücke und Niederträchtigkeit herauszublitzen. Bald aber überzeugt man sich, daß man sich täuschen würde, wenn man den Büffel nach dem Aussehen beurtheilen wollte. In Egypten wenigstens ist er ein überaus gutmüthiges Thier, welches jeder Bauer, ohne etwas zu besorgen, der Leitung des kleinsten Kindes anvertraut. Mehr als zwanzig Male habe ich gesehen, daß kleine Mädchen, welche auf den mit Klee gefüllten, dem Thiere auf den Rücken gebundenen Netzballen saßen, die Büffel vermittelst eines Stockes nach Hause trieben, unter Umständen über Gräben und Nilarme weg; aber niemals habe ich gehört, daß ein Büffel ein Unglück angerichtet hat. Ungeheure Gleichgiltigkeit gegen Alles, was nicht Wasser oder Fressen anlangt, vielleicht mit noch alleiniger Ausnahme des Kalbes, welches eine Büffelkuh vor Kurzem geboren hat, kennzeichnen das geistige Wesen des Thieres. Es ergibt sich mit einem geradezu stumpfen Gleichmuthe in das Unvermeidliche, zieht den Pflug oder den Wagen gleichgiltig fort, läßt sich nach Hause treiben und wieder auf das Feld geleiten und verlangt nichts Anderes, als nur sein gehöriges Wasserbad mehrere Stunden nach einander. Man verwendet übrigens den Büffel außer zum Lasttragen und zum Reiten beim Uebersetzen des Nils nur sehr wenig zum Feldbau.

Eine außerordentliche Tugend des Büffels ist auch seine wirklich beispiellose Genügsamkeit. Sumpfgräser und Sumpfpflanzen aller Art, junges Röhricht, Schilf und dergleichen, kurz Stoffe,



Der Kerabau (Bubalus Kerabau). (S. 676.)

welche jedes andere Geschöpf verschmäht, frißt er so ruhig herunter, als ob das lauter Marzipan wäre. Und er weiß diese Nahrung zu verwerthen; denn die Büffelkuh liefert dafür eine im hohen Grade wohlschmeckende, sehr fette Milch, aus welcher man vortreffliche Butter in reichlicher Menge bereitet.

Unangenehm wird der Büffel durch seine große Unreinlichkeit. Manchmal sieht er aus wie ein Schwein, welches sich eben in einer Kothlache gefuhlt hat; denn genau so, wie dieser bekannte Dickhäuter sich zu erlustigen pflegt, hat er seines Herzens Gelüsten Genüge geleistet.

Der Büffel ist ein schweigsames Geschöpf. Wenn er in seinem kühlen Wasserbade ruht, thut er das Maul nicht auf, und auch während er weidet oder arbeitet, geht er still und ruhig seines Weges. Nur Kühe, welche säugende Kälber haben, oder Stiere, welche in große Wuth versetzt worden sind, lassen ihre Stimme zuweilen ertönen. Sie ist ein höchst unangenehmes und widriges, lautes Gebrüll, ungefähr ein Mittelding zwischen dem bekannten Geschrei unseres Rindes und dem Grunzen des Schweines.

In den nördlicheren Gegenden paart sich der Büffel, wenn er sich selbst überlassen wird, in den Frühlingsmonaten, namentlich im April und Mai. Zehn Monate nach der Paarung kalbt die Kuh. Das Junge ist ein höchst ungestaltetes Geschöpf; es wird aber von der Mutter zärtlich geliebt und bei Gefahr mit dem bekannten Heldenmuthe der Rinder vertheidigt. Im vierten oder fünften Jahre ist es erwachsen. Sein Alter bringt es auf etwa 18 bis 20 Jahre.

Verhältnißmäßig ist der Nutzen des Büffels größer, als der unseres Rindes, weil das Thier ebensogut als gar keine Pflege beansprucht und sich mit Pflanzen sättigt, welche von allen übrigen Hausthieren verschmäht werden. Für Sumpfgegenden ist der Büffel ein ausgezeichnet

nützliches Geschöpf auch zum Bestellen der Feldarbeiten; denn was ihm an Verstand abgeht, ersetzt er durch seine gewaltige Kraft. Das Büffelfleisch ist hart und zähe, auch durch den Moschusgeruch unangenehm; das der Büffelkälber aber wird fast überall gern gegessen. Recht gut soll das Fett sein; man stellt es an Wohlgeschmack und Zartheit dem Schweinsfette sehr gleich. Die dicke, starke Haut ist sehr geschätzt, und aus den Hörnern macht man vortreffliche und dauerhafte Geräthschaften aller Art.

Auf den ostindischen und den Sundainseln, sodann auf den Molukken, Philippinen und Marianen lebt eine andere Art der Büffel, theils wild, theils in gefangenem Zustande, der Kerabau (Bubalus Kerabau), ein Thier, welches erst in der neueren Zeit genauer bekannt geworden ist. In der Größe kommt es dem Riesen der Sippe vollständig gleich, namentlich die Hörner erreichen die ungeheure Länge von 5 Fuß. Die Behaarung ist äußerst spärlich.

In der Lebensweise und in den Sitten unterscheidet sich dieser Büffel durchaus nicht von den übrigen. Der wilde gilt, wie seine Verwandten, als das furchtbarste Thier seiner Heimat und seine Jagd als das größte Wagstück, welches ein Mann unternehmen kann. Die zahmen verwendet man hauptsächlich als Reitthiere. Solange sie nicht im Dienste sind, liegen sie im Wasser.

Während der Regenzeit sind die Büffel für die Bewohner geradezu unentbehrlich, weil durch sie die einzige Möglichkeit geboten wird, auf den unergründlichen Wegen fortzukommen.

In der Neuzeit sind lebende Kerabaus öfters nach Europa gelangt. Gegenwärtig besitzen sie mehrere Thiergärten.

Die russische Provinz Grodno in Litthauen beherbergt auf 630 Geviertmeilen nur etwa eine halbe Million Menschen. Zum größten Theil ist sie eine waldlose Ebene; in der Mitte aber enthält sie ein Kleinod eigenthümlicher Art. Dies ist der allen Thierfreunden und Forschern wohlbekannte Wald von Bialowicza oder Bialowies, ein echt nordischer Urwald von 7 Meilen Länge und 6 Meilen Breite, welcher einen Flächenraum von etwa dreißig Geviertmeilen bedeckt. Er liegt ganz abgesondert für sich, einer Insel vergleichbar, umgeben von Feldmarken, Dorfschaften und baumlosen Haiden. Im Innern des Waldes finden sich nur einige wenige Ansiedelungen der Menschen, in denen aber keine Landbauern, sondern blos Forstleute und Jagdbauern wohnen. Mitten im Walde liegt das Dorf Bialowicza, welches dem ganzen Walde seinen Namen verlieh. Es besteht blos aus mehreren Blockhäusern und einem hölzernen Jagdschlosse, welches August III., König von Polen und Kurfürst von Sachsen, erbauen ließ, und wird ebenfalls nur von Leuten bewohnt, welche ausschließlich, weniger zur Hegung und Pflegung des Waldes, als zum Schutz der hier noch hausenden Wildarten berufen sind.

Der ganze Wald ist in zwölf Abtheilungen geschieden, welche durch breite, geradeaus gehauene Schneusen oder Gestelle von einander getrennt sind. Jeder dieser Haupttheile hat wieder seine Unterabtheilungen. Ueber jenem steht ein Oberförster, diese werden von Unterförstern und anderen Waldbeamten beaufsichtigt. Ein Oberforstmeister wohnt in Bialowicza.

Jedenfalls würde die forstwirthschaftliche Verwerthung des an Schätzen reichen Waldes der russischen Krone schöne Einnahmen verschaffen und für das ganze Land segensreich sein: der Stand der Jäger aber würde eine solche Maßregel außerordentlich beklagen. Der Wald von Bialowicza nämlich ist noch heutigen Tages der Zufluchtsort einer Menge Thiere, welche in anderen Gegenden bereits ganz ausgerottet sind. Er beherbergt heute noch das größte Säugethier des europäischen Festlandes, den Wisent. Nur hier noch lebt dieses gewaltige und furchtbare Thier; aus allen übrigen Ländern Europas ist es verdrängt. Blos am Kaukasus gibt es noch andere seiner Art; von der übrigen Erde ist das stolze Geschöpf ausgerottet bis auf den Bestand im Bialowiczaer Walde. Strenge Gesetze schützen den Wisent dort; nur auf besonderen kaiserlichen Befehl darf ein Stück des Standes geschossen werden.

In früheren Zeiten war dies freilich anders. Da war das gewaltige Thier verbreitet fast über ganz Europa und über einen großen Theil Westasiens. Zur Zeit der alten Griechen war er in Päonien oder dem heutigen Bulgarien häufig; in Mitteleuropa fand er sich fast überall, und selbst in dem südlichen Schweden kam er vor. Nach dem Nibelungenlied erschlug ihn Siegfried im Wasgau. Aristoteles nennt ihn „Bonassus“ und beschreibt ihn deutlich. Plinius führt ihn unter dem Namen „Bison“ auf und gibt Deutschland als seine Heimat an, Calpurnius beschreibt ihn um das Jahr 282 n. Chr., die „Leges alemannorum“ erwähnen seiner im sechsten und siebenten Jahrhundert. Zu Karls des Großen Zeiten fand er sich noch

im Harz und im Sachsenlande, um das Jahr 1000 nach Ekkehard noch als ein bei St. Gallen vorkommendes Wild. Um das Jahr 1373 lebte er noch in Pommern, im funfzehnten Jahrhundert in Preußen, im sechzehnten Jahrhundert in Litthauen, im siebzehnten Jahrhundert in Ostpreußen zwischen Tilsit und Laubian und im achtzehnten Jahrhundert noch in Siebenbürgen. Seit dieser Zeit ist der Wisent auf den Wald von Bialowicza beschränkt.

Die Könige und Großen des Reiches Polen und Litthauen und später der Kaiser von Rußland haben es sich zur Pflicht gemacht, ein so seltenes Thier der Jetztwelt zu erhalten. Derzeit ist der Bestand dieses Wildes im Bialowiczaer Walde immer noch gar nicht unbedeutend. Pastor Kawall gibt für das Jahr 1853 die Zahl der Bialowiczaer Wisents auf 1543 Stück an.

Am Kaukasus ist der Wisent, wenn auch nur in manchen Gegenden, nicht besonders selten; in Mittelasien soll er noch um den See Koko-Nor heimisch sein.

Bevor ich zur Leibes- und Lebensbeschreibung des gedachten Wildochsen übergehe, muß ich bemerken, daß ich unter dem Namen Wisent dasselbe Thier verstehe, welches von den meisten neueren Schriftstellern und auch von Naturforschern Auer oder Auerochs genannt wird. Dem jetzt noch lebenden Wildochsen des Waldes von Bialowies gebührt einzig und allein der Name Wisent; denn mit dem Namen Auer bezeichneten unsere Vorfahren einen von jenem durchaus verschiedenen gänzlich ausgestorbenen Wildochsen.

Wenn man die Schriften der alten Naturkundigen mit Aufmerksamkeit durchliest, gelangt man sehr bald zu der Ansicht, daß in früheren Zeiten zwei Rinderarten in Europa neben einander in wildem Zustand gelebt haben. Alle älteren Schriftsteller unterscheiden die beiden Thiere sehr genau und verwechseln die ihnen zukommenden Namen nie. Plinius kennt den Bonassus oder Wisent, weil derselbe lebend nach Rom gebracht wurde, um in den Thierkampfspielen zu glänzen, und unterscheidet ihn bestimmt von dem Urus oder Auer, indem er hervorhebt, daß den Ersteren seine reiche Mähne, den Letzteren sein großes Gehörn kennzeichnet. Lukas David gibt an, daß der Herzog Otto von Braunschweig im Jahre 1240 „den Brüdern" Auerorxen und Visonten schenkte, Cramer, daß Fürst Wradislaw um das Jahr 1364 in Hinterpommern einen Wysant erlegte, „welcher größer geachtet worden, als ein Uhrochs".

Es sind uns aber auch Abbildungen erhalten worden, welche die beiden wilden Rinderarten darstellen. Der österreichische Gesandte Herberstain spricht in einem Buche über Rußland und Polen von beiden Wildochsen und fügt einer späteren Ausgabe desselben zwei Abbildungen bei, über denen zur Erklärung die Namen der betreffenden Thiere stehen. Das Bild, welches ein unserem Hausrind ähnliches Thier darstellt, enthält die Worte: „Ich bin der Urus, welchen die Polen Tur nennen, die Deutschen Auerox, die Nichtkenner Bison"; die zweite Abbildung, welche unseren Wisent nicht verkennen läßt, dagegen den Satz: „Ich bin der Bison, welchen die Polen Subr nennen, die Deutschen Wysent, die Nichtkenner Urochs".

Unabhängig von ihm gibt Geßner Abbildungen und Beschreibungen der betreffenden Thiere. Das eine Bild stellt unzweifelhaft unseren Wisent dar, das zweite ein kräftiges, untersetzt gebautes, glatthaariges Rind ohne Schulterbuckel, mit größerem und stärkerem Gehörn. Zum ersten Bild bemerkt die Ausgabe von 1606, „Awerochs, Urochß: sollt billicher ein Wisent genannt werden, als etlich meinen". Beim zweiten Bild heißt es: „Wisent, recht conterfeiet: sollt billicher ein Awerochß oder Auerox (Urochß) genannt werden, als etlich meinen".

Andere Schriftsteller aus dem sechzehnten Jahrhundert halten den gegebenen Unterschied ebenfalls fest. Mucante, welcher am polnischen Hofe oft Gelegenheit hatte, beide Arten lebend zu sehen, sagt ausdrücklich, daß es in einem königlichen Parke Bisons und Turen gegeben habe. Der Wojwode Ostrorog ertheilt Denen, welche Wildparks anlegen wollen, den Rath, Bisons und Ore nicht an denselben Orten zu halten, weil sie mit einander große Kämpfe aufführen.

Erst im siebzehnten Jahrhundert werden die Schriftsteller zweifelhaft, und später sprechen sie nur von einem Wildochsen, welchen sie bald Wisent, bald Urochs nennen. Der Letztere, d. h. der wahre Auer ist inzwischen ausgestorben und die Berichterstatter sind deshalb nicht mehr im Stande, aus eigener Anschauung zu reden. Später nimmt die Unklarheit noch mehr überhand, denn es wurde auch das schottische weiße Rind mit in Betracht gezogen, und nunmehr die Verwirrung aufs höchste gesteigert. Daher kommt es, daß man gegenwärtig so oft die betreffenden, wohl unterschiedenen Thiere verwechselt.

Die Wisents (Bonassus) bilden eine eigene Sippe in der Familie der Stiere, welche sich durch die kleinen, runden, nach vorn gerückten und aufwärts gekrümmten Hörner, die sehr breite gewölbte Stirn, das weiche und lange Haarkleid und die große Rippenzahl auszeichnet. Der Wisent hat vierzehn, der amerikanische Bison funfzehn Rippenpaare.

Obwohl mit Sicherheit angenommen werden muß, daß die europäischen Wisents (Bonassus Bison) nicht blos an Zahl, sondern auch an Größe abgenommen haben, sind sie doch immer noch gewaltige Thiere. Ein im Jahre 1555 in Preußen erlegter Wisentstier war 7 Fuß hoch und 13 Fuß lang, dabei 19 Centner 5 Pfund schwer. Solche Riesen gibt es nicht mehr. Heutzutage erreicht auch der stärkste Stier selten mehr, als eine Höhe von 5, eine Länge von 7¾ Fuß, und dabei ein Gewicht von 11 bis 12 Centnern. Solche Thiere sind noch immer bedeutend größer, als das stärkste Rind, und namentlich der dicke, breite Kopf übertrifft den des gewöhnlichen Rindes bei weitem. Der Leibesbau des Wisent ist stark, untersetzt, am Vordertheile aufgetrieben, so daß der Hintertheil im Vergleich der ungeheuren Breite der Brust schmächtig erscheint. Der Widerrist bildet eine Art von Höcker, und von da aus fällt der Rücken gegen das Kreuz zu ziemlich stark ab. Auf dem kurzen und dicken, wammenlosen Halse ruht der furchtbare Kopf, welcher nur mittelgroße Ohren und Augen und verhältnißmäßig auch kleine Hörner trägt. Der Krümmung nach gemessen, beträgt die Länge der letzteren blos 1½ Fuß. Sie treten fast in der Mitte aus dem Schädel hervor, beugen sich von der Wurzel nach aus- und etwas nach abwärts, wenden sich dann nach auf- und vorwärts und drehen sich mit der Spitze nach ein- und rückwärts, doch so, daß die Spitzen beider Hörner noch gegen einander gewendet sind. Nur am Grunde zeigen sich einige ringförmige Runzeln; die Spitze ist vollkommen glatt. Die Beine sind mittelhoch, aber länger und schlanker, als bei unserem Rinde oder dem Büffel. Die Hufe sind groß, breit und hoch, der Schwanz reicht, ohne die Haare, bis zur Mitte des Schienbeins, mit demselben aber bis über das Fersengelenk herab; die Haarquaste an seinem Ende wird 14 bis 15 Zoll lang. Ueberall ist die Behaarung ziemlich lang, am Vordertheil aber, am Kopf und den Vorderbeinen auch noch kraus und filzig. An den Wangen tritt sie als starker Bart hervor, auf der Stirn und dem Halse, an dem Kinn, der Kehle, den Vorderbeinen bis zur Mitte des Schienbeines verlängert sie sich zu einer Mähne, welche am Kinn und an der Kehle bis fußlang werden kann. Am Hintertheile ist sie wollartig. Bei den jüngeren Thieren ist das Haar weicher und kürzer, als bei alten, zumal bei den alten Stieren. Im Sommer ist das Kleid kürzer, weniger dicht und glänzend, im Winter länger, wollig, filzig und matt von Farbe, meist dunkelbraun, etwas ins Schwärzliche ziehend, an den Seiten des Halses und an den Schultern heller, an den Füßen wieder dunkler; im Sommer wird es lichter, gewöhnlich hellkastanienbraun ins Graulichfahle spielend; der Bart, das Haar auf den Wangen und die Schwanzquaste sind immer braunschwarz; die Schnauzenspitze ist gelblichweiß. Jüngere Thiere sind lichter, neugeborene Kälber blaßkastanienbraun. Von der Kuh unterscheidet sich der Stier durch die bedeutendere Größe, durch einen stärkeren Kopf und breitere Stirn, sowie durch kürzere Hörner.

Im Sommer und Herbst lebt der Wisent an feuchten Orten des Waldes, gewöhnlich in den Dickungen versteckt. Im Winter zieht er das höher gelegene, trockenere Holz vor. Ganz alte Stiere leben einsam, die jüngeren in Rudeln von 15 bis 20 Stück im Sommer und in kleinen Herden von 30 bis 50 Stück im Winter. Jede einzelne Herde hat ihren festen Stand und kehrt immer wieder nach demselben zurück.

Die Wisents sind sowohl bei Tage als bei Nacht thätig; am liebsten weiden sie in den Abend- und Morgenstunden, zuweilen jedoch auch während der Nacht. Baumrinde, Blätter, Knospen und Gräser bilden ihre Nahrung; die Rinde der Esche scheint ihnen ein ganz besonderer Leckerbissen zu sein. Sie schälen die Bäume ab, soweit sie nur irgend reichen können, und reißen jüngere, biegsame Stämme nieder, sie und die Krone dann gänzlich vernichtend. Im Winter müssen junge Knospen der Laubhölzer herhalten; Nadelbäume berühren die Wisents nicht. Im Bialowiczaer Walde wird Heu auf den Wiesen geerntet und für dieses Wild aufgeschobert, anderes, welches den nahe wohnenden Pächtern gehört, nimmt das Thier, nachdem es die Umhegungen niedergebrochen hat, gewaltsam in Besitz und fügt hierdurch den armen Litthauern großen Schaden zu. Frisches Wasser ist dem Wisent Bedürfniß.

Wenn auch die Bewegungen der Wildstiere schwerfällig und plump erscheinen mögen, sind sie doch, bei Lichte betrachtet, lebhaft genug. Der Gang ist ein rascher Schritt, der Lauf ein schwerer, aber schnell fördernder Galopp, wobei das Thier den Kopf zu Boden senkt und den Schwanz emporgehoben von sich streckt. Der Wisent ist ein munteres und lebhaftes Thier, welches gern mit sich selbst und seines Gleichen spielt. Zwei Kälber springen oft lustig im Kreise umher und necken sich gegenseitig mit ihren Hörnern. Im allgemeinen lassen die Stiere Menschen, welche sie nicht behelligen wollen, ruhig an sich vorübergehen; allein die geringste Veranlassung kann ihren Zorn erregen, und dann sind sie furchtbar. Im Sommer pflegen sie dem Menschen stets auszuweichen, im Winter gehen sie gewöhnlich Niemand aus dem Wege,

Je nach der Jahreszeit ist der Aufenthaltsort dieser Rinder verschieden. Im Sommer zerstreuen sich die Bisonten in den weiten Ebenen, im Winter vereinigen sie sich mehr und suchen dann die waldigen Gegenden auf. Dann findet man sie z. B. auf baumreichen Inseln der Ströme und Seen oder längs deren waldigen Ufern in großer Menge. Alljährlich unternehmen sie mit größerer oder geringerer Regelmäßigkeit eine Wanderung. Vom Juli an ziehen sie südwärts nach den fruchtbaren Gegenden von Arkansas, mit Beginn des Frühjahrs kehren sie wieder nach Norden zurück, und zwar in kleinere Trupps oder Herden aufgelöst. Diese Wanderungen dehnen sie von Canada bis zu den Küstenländern des mexikanischen Golfs und von Missouri bis zu den Felsengebirgen aus. Da, wo sie sich fest angesiedelt haben, wechseln sie mit großer Regelmäßigkeit hin und her, namentlich von den saftigen Weideplätzen zu den Flüssen, welche sie besuchen, um sich zu tränken oder badend zu kühlen, und auf ihren Wanderungen treten sie sich jene Wege aus, die unter dem Namen „Büffelpfade" Allen bekannt geworden sind, welche die Prairien durchreisten. Die Büffelpfade führen meist in gerader Richtung fort, Hunderte neben einander, überschreiten Gebirgsbäche und Flüsse, da, wo die Ufer zum Ein- und Aussteigen bequem sind, und ziehen sich viele, viele Meilen weit durch die Steppen dahin.

In den Monaten Juli und August gesellt sich der Büffelstier, im Gegensatz zu seinen Verwandten, nur eine Kuh bei. Nichtsdestoweniger führt die Auswahl dieser Lebensgefährtin oft heftige Kämpfe herbei. Neun volle Monate nach der Paarung, gewöhnlich in der Mitte des März oder im April, bringt die Kuh ihr Kalb zur Welt. Die Mutterthiere wählen sich, wenn die Zeit des Kalbens herannaht, die saftigsten Weideplätze aus und verweilen auf ihnen mit den Kälbern, solange sich Weide findet. Die Kälber werden von den Müttern überaus zärtlich behandelt und gegen alle Feinde mit großem Muth vertheidigt. Sie verdienen aber auch solche Liebe; denn sie sind äußerst liebliche Geschöpfe, munter, beweglich, spiellustig, zu heiteren Sprüngen und zu neckischen Scherzen jederzeit aufgelegt. Der Bison, obgleich ein uns plump erscheinendes Thier, bewegt sich mit einer überraschenden Leichtigkeit. Ungeachtet seiner kurzen Läufe durchmißt er rasch bedeutende Strecken. Einen Menschen überholt er schon trabend mit Leichtigkeit. Das Schwimmen übt er mit derselben Kraft und Ausdauer, welche seine Bewegungen überhaupt kennzeichnet, und nimmt nicht den geringsten Anstand, sich in das Wasser zu begeben.

Hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten unterscheidet sich der amerikanische Wildochse nicht von anderen Verwandten. Er ist wenig begabt, gutmüthig und furchtsam, schneller Erregungen unfähig; aber er kann gereizt alle Rücksichten vergessen, welche er sonst zu nehmen pflegt, und dann sehr muthig, boshaft und rachsüchtig werden. An Gefangenen bemerkt man leichter, als an den Wildlebenden, daß der Geist doch bildsam ist. Sie sind der Zähmung durchaus nicht unzugänglich, wie früher oft behauptet worden ist; sie treten vielmehr mit dem Menschen, welcher sie recht zu behandeln weiß, in ein fast freundschaftliches Verhältniß: ihren Wärter lernen sie kennen und in gewissem Grade lieben. Aber freilich währt es lange, ehe sie ihre angeborne Scheu ablegen und sich zu einer Aenderung ihrer vorgefaßten Meinung bequemen.

Die Stimme des Bison ist ein dumpfes, nicht eben lautes Brüllen, mehr ein Grollen in tiefer Brust, als ein Blöken. Wenn Tausende und Abertausende zugleich sich vernehmen lassen, einen sich die Stimmen zu einem unbeschreiblichen Getön, welches wohl am richtigsten mit dem Rollen fernen Donners verglichen werden dürfte.

Die Aeßung ist verschieden, je nach der Jahreszeit. Während des Sommers bietet das frische, saftige Gras der Prairien den grasenden Bisonten ein gedeihliches Futter, und die Wirkungen der guten Nahrung machen sich dann an ihnen auch bald bemerklich. Im Winter müssen sie mit geringer Nahrung vorlieb nehmen.

Viele sind der Gefahren, welche das Leben des Bisons bedrohen. Der Winter ist ein gar böser Feind: er vernichtet Hunderte unserer Rinder, nachdem er sie erst entkräftete und ermattete. Jäher noch endet der Winter sein Dasein, wenn das Thier einer Eisdecke über die Flüsse mehr vertraut, als es sollte. Seine Gewohnheit, in dichtgedrängten Scharen zu wandern, wird ihm dann oft verderblich. Unter der ungeheuern Last der Bisonherde bricht die Eisdecke; die Thiere stürzen ins Wasser und gehen elendiglich zu Grunde. In ganz ähnlicher Weise kommen viele Bisonten um, wenn sie im Sommer über die Flüsse setzen, und an einer Stelle landen wollen, wo Triebsand oder zäher Schlamm ihnen das Aufsteigen zum Lande erschwert.

An lebenden Feinden fehlt es dem Bison ebensowenig, als irgend einem anderen seines Geschlechts. Es wird gesagt, daß der gewaltige Grisselbär selbst den Kampf mit dem wehrhaften Stier nicht scheue, und versichert, daß auch der Wolf wenigstens jüngere gefährde. Der

schlimmste Feind aber bleibt doch der Mensch, der in Amerika Eingeborene, wie der dort Eingewanderte, obgleich streng genommen der Letztere erst das Zeichen zur Vernichtung gegeben. „In früheren Zeiten", sagt Möllhausen, „als der Büffel nur gewissermaßen als Hausthier der Indianer betrachtet werden konnte, war keine Verminderung der unabsehbaren Herden bemerkbar; im Gegentheil, sie gediehen und vermehrten sich auf den üppigen Weiden. Nun kamen die Weißen in diese Gegenden. Die reichhaarigen großen Pelze gefielen ihnen, das fette Büffelfleisch fanden sie nach ihrem Geschmack, und von beiden versprachen sie sich reichen Gewinn. Es wurden zuerst bei den Steppenbewohnern Begierden nach glänzenden oder betäubenden Erzeugnissen der Weißen erweckt und dann im kleinsten Maße für ihre Jagdbeute geboten, worauf die Verheerung begann. Tausende von Büffeln wurden der Zungen wegen, häufiger noch der zottigen Pelze halber erlegt, und in wenigen Jahren war eine bedeutende Verminderung derselben auffallend bemerkbar. Der sorglose Indianer gedenkt nicht der Zukunft; er lebt nur der Gegenwart und ihren Genüssen. Es bedarf bei ihm nicht mehr der Aufmunterung: er wird den Büffel jagen, bis der letzte ihm sein Kleid gelassen. Sicher ist die Zeit nicht mehr fern, wann die gewaltigen Herden nur noch in der Erinnerung leben und dreimalhunderttausend Indianer ihres Unterhaltes beraubt und vom wüthendsten Hunger getrieben, nebst Millionen von Wölfen zur Landplage der angrenzenden Gesittung und als solche dann mit der Wurzel ausgerottet werden."

„Manchfach ist die Art und Weise, durch welche das Thier seinen Verfolgern unterliegen muß. Die Büffeljagd der Prairie-Indianer ist eine Beschäftigung, durch welche sie sich nicht nur ihren Unterhalt verschaffen, sondern welche ihnen zugleich als höchstes Vergnügen gilt. Beritten auf ausdauernden Pferden, die sie größtentheils wild in der Steppe eingefangen haben, sind sie im Stande, jedes Wild in der Ebene einzuholen, und suchen einen besonderen Ruhm darin, mit der größten Schnelligkeit und möglichstem Erfolg vom Pferde herab ihre tödtlichen Geschosse unter eine fliehende Herde zu versenden. Beabsichtigt der Indianer eine Büffelherde zu überholen, so entledigt er sich und sein Pferd aller nur entbehrlichen und beschwerlichen Gegenstände: Kleidung und Sattelzeug bleiben zurück; nur eine vierzig Fuß lange Leine, von rohem Leder geflochten, ist um die Kinnlade des Pferdes geschnürt und schleppt, über den Hals geworfen, in ihrer ganzen Länge auf der Erde nach. Sie dient zum Lenken, zugleich aber auch, um beim etwaigen Sturz oder sonstigen Unfall das lose Pferd wieder leichter in die Gewalt des Reiters zu bringen."

„Der Jäger führt in der linken Hand den Bogen und so viele Pfeile, als er bequem halten kann, in der rechten eine schwere Peitsche, mittelst welcher er sein flüchtiges Roß durch unbarmherzige Schläge unter die fliehende Herde und an die Seite einer fetten Kuh oder eines jungen Stieres treibt. Das gelehrige Pferd versteht leicht die Absicht seines Reiters und eilt, keiner weiteren Führung bedürfend, dicht an die auserwählte Beute heran, um dem Jäger Gelegenheit zu geben, im günstigen Augenblick den Pfeil bis an die Federn in die Weichen des Büffels zu senden. Kaum schwirrt die straffe Sehne des Bogens, kaum gräbt sich das scharfe Eisen durch die krause Wolle in das fette Fleisch, so entfernt sich das Pferd von dem verwundeten Thiere durch einen mächtigen Sprung, um den Hörnern des wüthend gewordenen Feindes zu entgehen, und ein anderer Stier wird zum Opfer ausgesucht. So geht die Hetzjagd mit Sturmeseile über die Ebene dahin, bis die Ermüdung seines Thieres den wilden Jäger mahnt, der unersättlichen Jagdlust Einhalt zu thun. Die verwundeten Büffel haben sich indessen von der Herde getrennt und liegen erschöpft oder verendend auf der Straße, auf welcher vor wenigen Minuten die wilde Jagd donnernd dahinbrauste. Die Weiber des Jägers sind seinen Spuren gefolgt und beschäftigen sich emsig damit, die Beute zu zerlegen und die besten Stücke nebst den Häuten nach den Wigwams zu schaffen, wo das Fleisch in dünne Streifen zerschnitten und getrocknet, das Fell aber auf einfache Art gegerbt wird. Natürlich wird der bei weitem größte Theil den Wölfen überlassen."

„Da die lange Kopfmähne des Büffels demselben die Augen verdeckt und ihn am klaren Sehen und Unterscheiden hindert, wird es dem Gegner umso leichter, selbst ohne Pferd auf Beute auszugehen. Er befestigt dann eine Wolfshaut an seinem Kopfe und Körper, und indem er seine Waffen vor sich hinschiebt, geht er auf Händen und Füßen im Zickzack auf sein Ziel los. Wenn dann der Wind nicht plötzlich den Indianer in der Kleidung verräth, so gelingt es dem Schlauen sicher, aus nächster Nähe einen Büffel zu erlegen, ohne daß dadurch die übrige Herde aus der Ruhe gestört würde. Selbst den Knall der Büchse scheuen diese Thiere nicht, so lange sie mit ihren feinen Geruchswerkzeugen die Anwesenheit eines Menschen nicht wahrnehmen. Ein wohl verborgener Schütz vermag manchen Büffel einer ruhig grasenden Herde ohne große Störung

mit der Kugel zu fällen: das Todesröcheln des verwundeten veranlaßt höchstens den einen oder den anderen, den mähnigen Kopf auf einige Augenblicke forschend zu erheben; dann geht er wieder an seine Lieblingsbeschäftigung, an das Grasen."

Fröbel erzählt, daß immer, wenn seine Reisegesellschaft Fleisch bedurfte, ein tüchtiger Reiter ausgesandt wurde, solches herbeizuschaffen. Der Mann ritt mitten unter die Herden, welche ihn wenig beachteten, wählte sich ein Thier aus, sprengte auf dieses zu und brachte den kleinen Trupp, zu welchem es gehörte, ins Fliehen; er verfolgte jetzt das gewählte Opfer, bis er ihm den Revolver an die linke Schulter setzen und schießen konnte. Von Widersetzlichkeiten eines Bison wurde Nichts beobachtet. Die benachbarten Herden wichen während der Jagd nur ein wenig zur Seite.

Nicht immer laufen alle Bisonjagden so gut ab, als es nach dem bisher Mitgetheilten scheinen möchte. Ein Indianer, welcher einem verwundeten Bison noch zusetzte, mußte dieses hart büßen. Das Thier wendete sich plötzlich gegen ihn, sein Pferd scheute, warf ihn ab, und ehe er noch aufspringen konnte, hatte ihm der Büffel bereits mit den Hörnern die Brust durchbohrt. Ein anderer Jäger mußte mehrere Stunden auf einem Baume zubringen, auf welchen er vor dem Angriff eines wüthenden Bison geflüchtet war, weil das erboste Thier ihn hartnäckig belagerte.

Die vierfüßigen Feinde des Thieres werden seiner übrigens auch nicht ohne jeglichen Kampf Meister. Gegen die Angriffe der Wölfe und die noch schlimmeren der Bullenbeißer weiß sich der Bison mit großer Gewandtheit zu sichern.

Die Bisonjagd gewährt einen sehr bedeutenden Nutzen. Das getrocknete Fleisch, welches unter dem Namen „Pemmikan" in Amerika bekannt ist, wird weit und breit versandt und von allen Reisenden als überaus wohlschmeckend geschildert. Die Zunge gilt als Leckerbissen. Das Fleisch der Kühe ist noch fetter, als das der Stiere, und das der Kälber überaus zart. Aus dem Fell bereiten sich die Indianer warme Kleidungsstücke oder ihre Zeltwandungen und Betten; außerdem beschlagen sie das Gerippe ihrer Kähne mit Bisonfell, verfertigen sich daraus Sättel, Gurte u. s. w. Die Knochen müssen ihnen Sattelgestelle und Messer geben, mit denen sie dann die Häute abhären; aus den Sehnen drehen sie sich Saiten für ihre Bogen und Faden zum Nähen; aus den Füßen und Hufen bereiten sie durch Kochen einen haltbaren Leim; die starken Haare des Kopfes und des Halses werden zu Stricken gedreht; aus den Schwänzen macht man Fliegenwedel. Sogar der Mist wird verwendet: er dient als Brennstoff. Auch die Europäer sind große Liebhaber der Bisonfelle. Das Leder ist vorzüglich, obgleich etwas schwammig, das Fell mit den Haaren ausgezeichnet zu Decken aller Art, so daß fehlerfreie Stücke schon in Canada mit 3 bis 4 Pfund Sterling bezahlt werden. Die Wolle des Thieres ist sehr reichlich, ein einziges Vließ kann bis acht Pfund geben. Sie läßt sich ebensogut wie Schafwolle verarbeiten, und in manchen Gegenden werden auch wirklich warme und sehr dauerhafte Stoffe aus ihr verarbeitet. In der Neuzeit haben die Engländer ebenfalls Versuche mit ihr gemacht und auffallend schöne und feine Zeuge erhalten.

Erst seit kurzer Zeit sieht man Bisonten in unseren europäischen Thiergärten. Ein englischer Lord soll einige Paare dieser Rinder aus Amerika eingeführt und auf seinen Besitzungen in Schottland eine Herde von 15 bis 25 Stück gezüchtet haben. Nach seinem Tode wurden die Bisonten verkauft und kamen zunächst in London auf den Thiermarkt. In Amerika ist der Bison in der manchfachsten Weise mit dem Hausrinde gekreuzt worden.

Die eigentlichen Rinder, zu denen unsere Hausthiere gehören, bilden eine Gruppe für sich, welche sich durch platte, lange Stirn, große, an ihrem Grunde nicht übermäßig verdickte Hörner, welche in gleicher Höhe mit der Stirnleiste stehen, gewöhnlich durch 13 rippentragende, 6 rippenlose und 4 Kreuzwirbel, sowie durch eine ziemlich dichte und kurze Behaarung auszeichnen. Diese Sippe oder Gruppe (Bos) enthält die für das Leben des Menschen wichtigsten Arten; aber auch unter Denen, welche sich noch nicht der Herrschaft des selbstsüchtigen Zwingherrn unterworfen haben, gibt es mehrere sehr ausgezeichnete Thiere. Das Bild der Gesammtheit wird sich übersichtlicher gestalten, wenn wir zuerst diejenigen Arten betrachten, welche noch gegenwärtig, wenigstens theilweise, im Zustande der Wildheit leben.

Ein solches Rind ist der Gayal (Bos frontalis), welcher im südlichen und mittleren Theil Indiens und Ceylons die waldigen Höhen zwischen drei- und viertausend Fuß über dem Meere bewohnt. Er ist ein wohlgebautes Rind von 9 Fuß Leibeslänge und 2½ Fuß Schwanzes-

länge, am Widerrist etwa 5 Fuß hoch, stark und voll von Leib, kurzhalsig, mit ziemlich großem, hinten breitem Kopfe und verhältnißmäßig kurzen, aber starken, an der Wurzel sehr dicken, stumpfspitzigen Hörnern, welche sich im ganzen halbmondförmig nach aus- und aufwärts krümmen und mit den Spitzen wieder etwas nach einwärts kehren. An der Wurzel sind sie vorn und hinten abgeplattet und quer gerunzelt, an der Spitze rund und glatt. Die Behaarung ist ziemlich kurz, dicht, das Haar dünn und straff, auf der Stirn länger und gekräuselt, bald schwarz-, bald dunkelbraun, seltener röthlich. Schwanzquaste und Stirnhaar sind weiß. Die Kälber sind rothbraun. — Für die Artselbständigkeit dieses Thieres spricht, daß vierzehn Wirbel Rippen tragen, während bei den noch folgenden dreizehn Rippenpaare vorhanden sind. Im übrigen zählt das Thier fünf Lenden-, fünf Kreuz- und fünf Schwanzwirbel.

Der Gayal beweist durch seine Lebhaftigkeit und Gewandtheit, daß er ein Bergthier ist. Er besitzt fast dieselbe Sicherheit im Klettern, wie der Jak. Seine Lebensweise weicht von der anderer Rinder nicht erheblich ab. Sein Wesen wird als sanft und zutraulich geschildert. Dem Menschen weicht er schon von weitem aus, und niemals wagt er einen Angriff auf ihn. Gegen Raubthiere aber vertheidigt er sich muthig.

In manchen Gegenden Ostindiens wird der Gayal gejagt und dann sein Fleisch und Fell benutzt; weit häufiger aber fängt man ihn lebend ein. Die Gutmüthigkeit der Gayals ist so groß, daß sie sich die Gefangenschaft gleichgiltig gefallen lassen; ja, sie sollen sich nach und nach so an ihr Dorf gewöhnen, daß die Kukis, wenn sie ihren Wohnsitz mit einem anderen vertauschen wollen, genöthigt sind, ihre Hütten zu verbrennen, weil die Herden sonst immer wieder in die früheren Ställe zurückkehren würden. Bei einigen Hindustämmen gilt der Gayal, wie der Zebu für ein heiliges Thier. Man wagt es nicht, ihn zu tödten, sondern treibt ihn nur nach den heiligen Hainen auf die Weide, wenn man den Göttern ein Opfer bringen will. In der Neuzeit haben die Engländer versucht, das wichtige Thier in Bengalen einzuführen. Auch dem zahmen Gayal sagen nur waldige, schattige Gegenden zu; in den heißen Landstrichen geht er sehr leicht zu Grunde. Zur Arbeit wird er nirgends verwendet; die Kukis verschmähen es sogar, von seiner Milch Gebrauch zu machen.

Mit diesem schönen Rind hat man bisher vielfach den Gaur (Bos Gaurus) verwechselt. Er hat in der That große Aehnlichkeit mit dem Gayal. Seine Wirbelsäule besteht aber aus 13 rippentragenden, 6 Lenden-, 5 Kreuz- und 19 Schwanzwirbeln; das Stirnbein ist anders gebaut, er trägt eine kleine Wamme u. s. w. Hinsichtlich der Größe übertrifft der Gaur den Gayal um ein Bedeutendes; er soll kaum hinter dem Arni und Sundabüffel zurückstehen. Ein noch nicht vollkommen erwachsenes Thier war 11 Fuß lang und am Widerrist über 5½ Fuß hoch; es trug Hörner von 2⅙ Fuß Länge, welche an der Wurzel einen Umfang von mehr als einem Fuß hatten. Von den meisten anderen Rindern unterscheidet sich der Gaur durch seine hohen Beine und die verhältnißmäßige Schlankheit seines Leibesbaues. Die Behaarung ist nur auf der Stirnleiste und am Schwanzende verlängert, sonst aber kurz und dicht. Ihre Färbung ist gewöhnlich ein tiefes Bräunlichschwarz oder Bläulichschwarz, welches im Sonnenlichte fast dunkelschwarz erscheint. Röthlichbraune oder mattbläuliche Gaurs sind selten. Die Unterfüße und der Haarwulst auf der Stirn sind gewöhnlich schmuzigweiß gefärbt.

Nach den bisherigen Erfahrungen scheint der Verbreitungskreis des Gaurs ein ziemlich beschränkter zu sein. Als bevorzugter Aufenthalt gilt das Gebirge Myn-Pad in der Provinz Sergoja, ein einzeln aus der Ebene emporsteigender Stock mit tafelartigem Gipfel, welcher sich etwa 2000 Fuß hoch über die Ebene erhebt und steile, an Flüssen und Bächen reiche Wände und tief eingefurchte Thäler besitzt, welche von einem dichten Niederwald bedeckt werden. Hier findet der Gaur in den trockenen Wäldern an den immergrünen Ufern der Flüsse lockende Ruheorte und Nahrung in genügender Menge. Soviel man beobachten konnte, lebt er zu kleinen Trupps von 10 bis 20 Stück vereinigt, soviel als möglich im Dickicht der Wälder. Wie der Gayal, ist auch der Gaur scheu und flüchtig und verbirgt sich, sobald er einen Menschen gewahrt, so schleunig als möglich in seiner unnahbaren Feste, in den Dschungeln. So furchtsam er sich aber auch dem Menschen gegenüber zeigt, so muthig vertheidigt er sich gegen Raubthiere oder, wenn er angegriffen wird, gegen den Jäger. Man hat schon versucht, dieses schöne Rind zu zähmen, bisher aber noch keinen genügenden Erfolg erzielen können. Die Kälber sollen schon in der ersten Zeit ihrer Gefangenschaft zu kränkeln anfangen und dann nach kurzer Zeit zu Grunde gehen. —

In der neuesten Zeit ist noch ein südasiatisches wildes Rind bekannt geworden: der Banteng (Bos Banteng). Er kommt auf einigen Sundainseln in Gebirgswäldern ziemlich häufig vor.

Seine Länge beträgt 7½ Fuß, die des Schwanzes 2¾ Fuß, die Höhe am Widerrist 4¾ Fuß. In seiner Gestalt ähnelt er den feineren Rassen des Hausrindes. Die Hörner sind kurz, dick an der Wurzel und scharf gespitzt, von der Wurzel an bis zur Hälfte ihrer Länge schwach halbmondförmig gekrümmt und dabei nach ein- und abwärts gebogen, worauf sie sich wieder erheben und etwas nach vorn wenden. Die Behaarung ist dicht, kurz und straff, nur am Scheitel etwas länger und dort auch gekräuselt, ihre Färbung nach Geschlecht und Alter verschieden, bei alten Stieren gewöhnlich glänzend schwarzbraun mit röthlichem Schimmer, bei alten Kühen gelblich rothbraun, bald heller, bald dunkler, auf Brust und Rückgrat ins Schwarze, an der Kehle ins Weiße übergehend; die Schwanzquaste ist immer dunkel. Durch seinen Knochenbau unterscheidet sich der Banteng wesentlich von anderen Arten seiner Sippe: die Zahl der Rippenpaare beträgt dreizehn, die der Lendenwirbel sechs, der Kreuzwirbel vier, der Schwanzwirbel achtzehn.

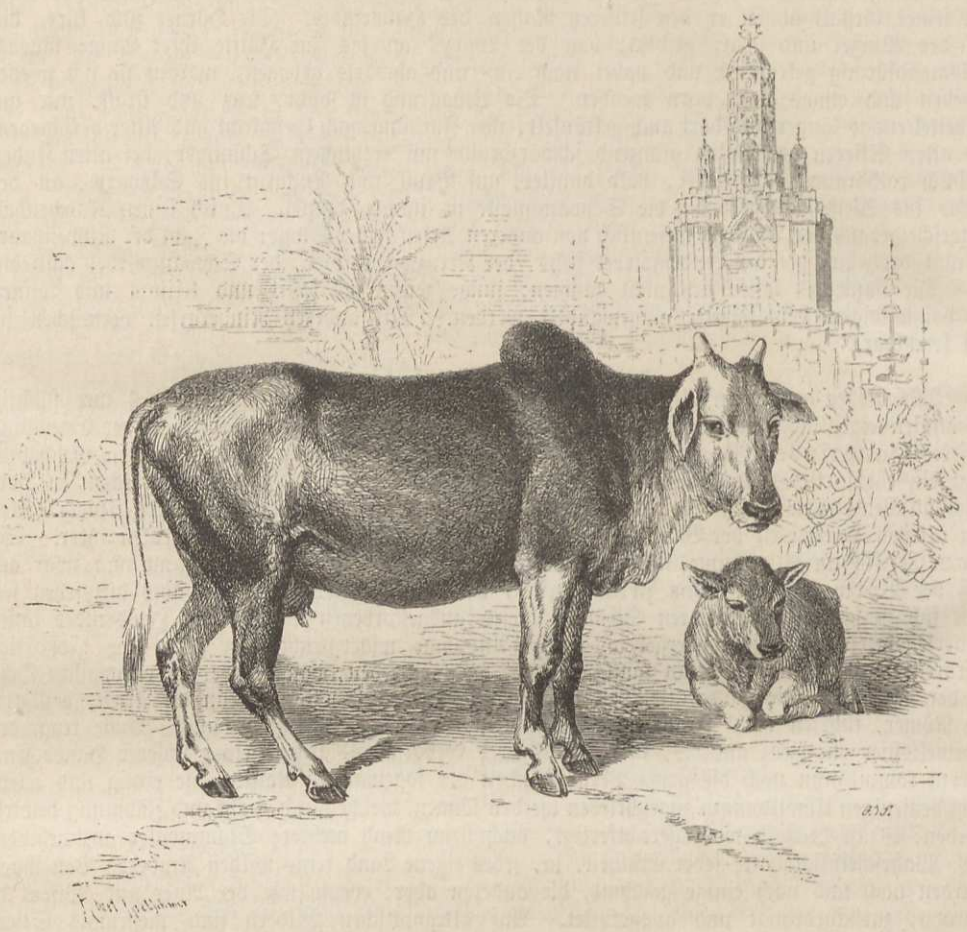
Die Bantengs lassen sich nicht zähmen; junge zeigen sich sanft und leitsam und können zu vollständigen Hausthieren umgewandelt werden. Mit anderen Rinderarten vermischen sie sich fruchtbar.

Alle bisher genannten Rinder haben, vielleicht mit alleiniger Ausnahme des nur flüchtig erwähnten eigentlichen Auers, keinen oder wenigstens höchst geringen Antheil an der Erzeugung unseres Hausrindes (Bos taurus) gehabt. Ueber dem Ursprung dieses nützlichen Geschöpfes liegt ein ebenso tiefes Dunkel, als über der Herkunft der anderen Hausthiere. Schon in vorgeschichtlichen Zeiten benutzte der Mensch die Dienste und Erzeugnisse der gezähmten Thiere. Auf den ältesten Denkmalen der Baukunst sind sie abgebildet; die ersten Sagen gedenken ihrer. Sie waren bereits im Alterthume über die ganze Welt verbreitet. Cuvier nimmt nun zwar an, daß der Vorweltsstier (Bos primigenius) als Stammvater des Hausrindes anzusehen sei, weil sich zwischen den versteinten Schädeln dieses ausgestorbenen und unseres Hausrindes kaum bemerkenswerthe Unterschiede ergeben: solcher Annahme widerspricht aber schon die großartige Verbreitung des Rindes. Man kann sich nicht wohl einreden, daß gerade der europäische Ochs zu der Ehre kam, die ganze alte Welt mit Nachkommen zu bevölkern; denn die Alten, bezüglich die Römer, führten wohl fremdartige Thiere ein, nicht aber heimische aus. Auch trug der Vorweltsstier ein ganz anderes, viel gewaltigeres Gehörn, als irgend einer unserer Hausochsen. Hierzu kommt nun noch die große Verschiedenheit der sogenannten Rassen, die einzig und allein nicht denjenigen Umbildungen zugeschrieben werden können, welche durch Zucht und Zähmung bewirkt werden: es ist deshalb wohl gerechtfertigt, auch beim Rind mehrere Stammväter anzunehmen.

Wahrscheinlich hatte jeder Erdtheil, ja, jedes eigene Land seine wilden Rinder. Von ihnen wurden nach und nach einige gezähmt, die anderen aber, ebenso wie der Auer und Wisent in Europa, zurückgedrängt und ausgerottet. Auf altegyptischen Bildern sind mehrmals Stiere dargestellt, welche von Bogenschützen und Hunden gejagt oder mit der Wurfschlinge gefangen werden, und aus mehreren Stellen des alten Testaments geht deutlich genug hervor, daß es in Syrien und in den Nachbarländern wilde Ochsen neben den schon damals gezähmten gegeben hat. Es würde doch wohl etwas kühn sein, wenn man diese Rinder, einzig und allein der einmal beliebten Annahme zu Gefallen, ohne weiteres als Vorweltsstiere bestimmen wollte: wir wissen ja heutigen Tages noch nicht einmal, wie viel wilde Stiere es wirklich gibt! Indien, oder überhaupt Hinterasien ist noch keineswegs erforscht, und gerade unser Jahrhundert hat uns deutlich genug gezeigt, welche Schätze für den Thierkundigen es noch beherbergt. Daß auch Afrika in seinem Inneren noch mehrere Rinderarten beherbergen mag, von denen wir gar keine Ahnung haben, geht aus den Berichten neuerer Reisender und aus den Erzählungen der Eingeborenen unzweifelhaft hervor.

Alle diese Bedenken geben meiner Ansicht nach Denjenigen große Berechtigung, welche annehmen, daß die Hausrinder unmöglich zu einer Art gerechnet werden können, sondern mehrere selbständige Arten bilden. Fitzinger ist einer der wenigen Naturforscher, welche in der neuesten Zeit die Hausthiere ausführlich behandelt haben. Er nimmt an, daß die bis jetzt uns bekannten gezähmten Rinder in mindestens sieben eigentliche Arten zerfallen. Diese sind der indische Zebu, der afrikanische Buckelochs, das Alpen-, Thalland-, Marschländer-, Steppen- und das schottische Rind.

Der große Cuvier war der erste Naturforscher, welcher den schon von Linné als besondere Art aufgestellten indischen Zebu (Bos indicus) mit unserem gewöhnlichen Hausrinde vereinigte. Er glaubte, daß sich beide Thiere weder durch ihre äußere Form, noch durch den inneren Bau unterschieden, und sah in dem Höcker des Zebu ein zur Arttrennung nicht berechtigendes Merkmal.



Der indische Zebu (Bos indicus).

Neuere Forscher sind dem Meister entgegengetreten, und fernere Untersuchungen haben bewiesen, daß der Zebu einen Kreuz- und drei Schwanzwirbel weniger hat, als das gemeine Rind. Somit sehen wir gerade in dem Zebu eine vollkommen berechtigte Art.

Das Thier unterscheidet sich von unserem Hausrinde außerdem noch durch den hohen Schulterhöcker, durch die ihrer ganzen Länge nach flach gedrückten, außerordentlich kurzen Hörner und durch eine auffallende Sanftmuth und Gutmüthigkeit bei größerer Lebhaftigkeit der Bewegung, endlich auch durch seine heisere, grunzende Stimme. Allerdings erzeugt der Zebu mit unserem Hausrinde Blendlinge, welche wiederum fruchtbar sind; wir wissen aber, daß unsere Erfahrungen den alten Artbegriff schon längst vollständig über den Haufen geworfen haben, und können auch diesen Einwand gegen die Artselbständigkeit des Zebu nicht gelten lassen.

Man unterscheidet mehrere Rassen dieses Rindes, welche sich durch Größe, verlängerte Ohren, Behaarung und Färbung einigermaßen unterscheiden. Die berühmteste ist der Zebu der Brahminen, ein prächtiges, großes, starkleibiges und verhältnißmäßig kurzbeiniges Thier, mit dickem, kurzem Kopfe, gewaltigem Fetthöcker und lang bequastetem Schwanz. Die Hörner sind kürzer, als die Ohren; die Wamme ist größer, als bei den meisten übrigen Rindern; der Leib ist mit Ausnahme des Scheitels, der Stirn und des oberen Schulterhöckers kurz behaart. Ein lichtes Roth- oder Gelbbraun ist die gewöhnliche Färbung, doch kommen auch fahlgelbe, weiße und gescheckte Zebus vor. Als eigentliches Vaterland des Thieres ist Bengalen anzusehen: von hieraus hat es sich aber weit über Asien, auch über einen Theil Afrikas verbreitet.



Der afrikanische Buckelochs (Bos africanus).

Ihm ähnlich, durch die hohen Beine und das mächtige Gehörn aber leicht zu unterscheiden ist der afrikanische Buckelochs (Bos africanus), welcher namentlich in Abissinien und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung gehalten wird. Der Sanga der Abissinier ist wohl die schönste Rasse dieser Art; er ist groß, stark von Leibe, hochbeinig und kurzschwänzig; das Gehörn ist sehr stark: denn die einzelnen Stangen haben an der Wurzel manchmal einen Durchmesser von beinahe sechs Zoll und eine Länge von 3½ bis 4 Fuß. Die Behaarung ist schlicht, fein und vorherrschend schön kastanienbraun gefärbt.

Man trifft den afrikanischen Buckelochs in verschiedenen Rassen bis tief im Inneren Afrikas an, gewöhnlich in ungeheuren Herden, weil er den eigentlichen Reichthum ganzer Stämme ausmacht. Weiter unten werde ich noch einmal Gelegenheit haben, auf jene Herden zurückzukommen.

Unter den Stammarten des in Europa lebenden Hausrindes können wir das Alpenrind (Bos alpium) obenanstellen, obgleich es sich nicht durch besondere Größe auszeichnet. Fitzinger nimmt an, daß die Voreltern dieses Thieres Bewohner des europäischen Hochgebirges waren, weil das echte Alpenrind auch heutzutage noch nur in der Höhe gedeiht. Ob diese Annahme einige Wahrscheinlichkeit für sich hat oder nicht, wollen wir nicht untersuchen, sondern uns einfach zur flüchtigen Betrachtung des Thieres selbst wenden. Nach der Beschreibung des genannten Forschers kennzeichnen es folgende Merkmale: der Kopf ist ziemlich kurz, die Stirn breit, die Schnauze stumpf; die Hörner sind verhältnißmäßig kurz, dünn und nach seit- und

aufwärts gewendet; der mäßig lange, dicke und starke Hals trägt eine ziemlich weit herunterhängende, bis auf die Brust herabreichende Wamme; der Leib ist schwach gestreckt, der Widerrist breit, der Rücken kurz und gerade, selten gesenkt, das Kreuz gerade und nicht abschüssig, die Brust breit, Schulter und Lende kräftig, der Schwanz lang und dünn; die Beine sind ziemlich kurz und stämmig, die Hufe stark; die Färbung ist verschieden, gewöhnlich aber glänzend schwarzbraun, längs des Rückens hellfahl gestreift, um das Maul weiß.

Fitzinger rechnet zu dem Alpenrind achtzehn Rassen, welche in der Schweiz, in Tirol, in Steiermark und im Böhmerwalde leben. Das Berneroberländer Rind ist seiner Ansicht nach diejenige Rasse, welche das Gepräge der Stammart am reinsten darstellt.

Das Thallandrind (Bos Taurus) soll eigentlich den Gebirgsthälern und dem Hügelland angehört, von da aus sich jedoch allmählich weiter verbreitet haben. Seine Merkmale sind folgende: der Kopf ist wie beim Alpenrinde gestaltet, die ziemlich kurzen, dicken, starken Hörner sind seitlich ab- oder aufwärts gerichtet, bisweilen auch etwas nach rückwärts gebogen; an dem kurzen, dicken und kräftigen Halse hängt eine starke, faltige Wamme tief und bis unterhalb der Brust herab; der Leib ist gestreckt und voll, der Widerrist breit, der Rücken lang und gerade, das Kreuz hoch und breit, die Brust weit, Schulter und Lende kräftig, der Schwanz mäßig lang, ziemlich dick, hoch angesetzt, an der Wurzel über die Rückenebene emporragend; die Beine sind kurz, sehr stark und kräftig.

Zu diesem Rinde sollen die meisten Rassen gehören, welche in der unteren Schweiz, in Baden, Salzburg, Kärnthen, Schwaben, Franken, dem Voigtlande, Böhmen, Frankreich, England und Spanien gehalten werden. Das Bernerunterländer Rind steht als die ausgezeichnetste Rasse obenan.

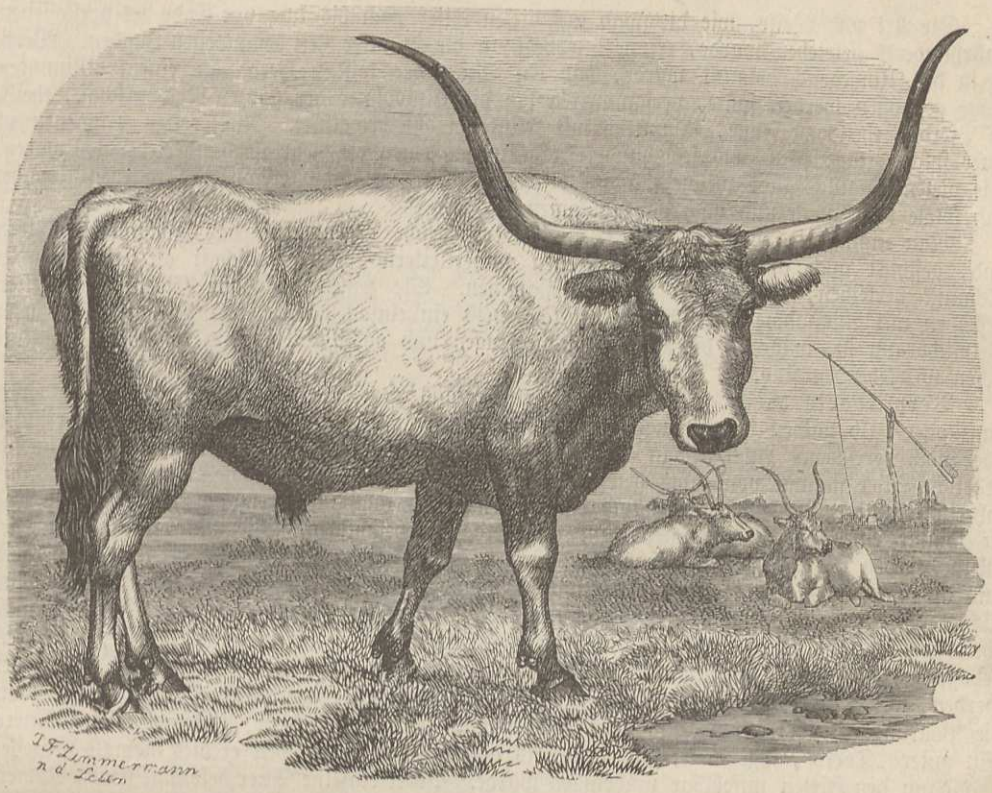
Als Stammvater des Marschländer Rindes (Bos Urus) betrachtet unser Forscher den vor etwa zweihundert Jahren ausgestorbenen, uns bereits bekannt gewordenen Auer oder Ur der alten Deutschen. Die wesentlichen Merkmale des gezähmten Thieres sind: langer Kopf mit breiter Stirn und schmaler Schnauze, kurze, dünne, stumpfe, nach seit- und vorwärts gerichtete, nicht selten aber auch ganz fehlende Hörner, ein ziemlich langer und dünner Hals mit schwacher Wamme, ein lang gestreckter, voller Leib mit kurzem, nach rückwärts abfallenden Kreuz, schmale Brust, wenig fleischige Lenden, verhältnißmäßig hohe, aber kräftige Beine und ein langer, dünner, tief angesetzter Schwanz.

Zu ihm sollen einige dreißig Rassen gehören, welche in Holland, der Vendée, Bretagne, der Normandie, Burgund, Lothringen, Dänemark, Friesland, Oldenburg, Holstein, Preußen, Mähren, Oesterreich, England, Liefland, Schweden, Norwegen und Island gehalten werden. Das holländische Rind gilt als das vollkommenste.

Als ursprüngliche Heimat des Steppenrindes (Bos desertorum) gelten Fitzinger die weit ausgedehnten Ebenen von Mittelasien und Südosteuropa, von wo aus dann das Thier weiter nach Westen hin verbreitet worden ist. Gegenwärtig findet es sich von der Mongolei und Tartarei an bis nach Südrußland hin, in Bessarabien, Bulgarien, der Moldau, Siebenbürgen, Ungarn, Podolien, Galizien, Serbien, Bosnien und Süditalien. Seine Kennzeichen sind ein langer, schmaler Kopf mit einem riesenhaften, weit gestellten Gehörn, zugespitzte Schnauze, ein schlanker Hals mit schwacher Wamme, kurzer, ziemlich gedrungener Leib, spitz abgedachtes Kreuz und der tief angesetzte Schwanz, welcher drei Wirbel weniger zählen soll, als die meisten anderen Rassen unseres Rindes. Als bezeichnende Rasse mag man das ungarische Rind ansehen. Das Steppenrind lebt in den meisten Gegenden seines Verbreitungskreises in halbwildem Zustande.

Dasselbe gilt von der letzten Stammart, welche Fitzinger annimmt, von dem schottischen Rind (Bos scoticus). Es kommt gezähmt in den schottischen Gebirgen und sogut als wild in einigen englischen Parks vor. Wahrscheinlich waren es die Vorfahren dieses Thieres, welche im Mittelalter die Wälder um London unsicher machten und einzelnen Rittern Gelegenheit gaben, sich durch ihre Bekämpfung großen Ruhm zu erwerben.

Das berühmte schottische Rindvieh ist milchweiß bis auf die Schnauze, die Hörner und Hufe, mittelgroß, stark, aber kräftig gebaut. Die Hörner sind mäßig lang, ziemlich dünn, aber schlank und scharf zugespitzt; sie wenden sich vom Grunde an auf- und auswärts und kehren endlich mit den Spitzen wieder, aber kaum merklich, nach einwärts zurück. Die Wirbelsäule



Das Steppenrind (Bos desertorum).

zählt dreizehn rippentragende, sechs Lenden-, vier Kreuz- und zwanzig Schwanzwirbel: das schottische Rind kommt also zunächst mit dem Banteng, dem Zebu und den Büffeln überein und unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Hausrinde durch die geringere Zahl der Kreuz- und Schwanzwirbel. Die Behaarung ist dicht und kurz anliegend, auf Scheitel und Hals länger und gekräuselt, namentlich im Winter. Die Stiere tragen eine schwache Mähne längs der Firste des Nackens bis zum Widerrist. Nasenkuppe und Mundgegend sowie ein Fleck an der Außenseite des Ohres sind schwarz und so auch, wenigstens zuweilen, die Schwanzquaste.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses Rind ursprünglich auch bis nach England reichte und erst durch Zunahme der Bevölkerung bis Schottland hin verdrängt wurde. In der Nähe Londons mögen die wilden Stiere bereits im 12. oder 13. Jahrhundert ausgerottet gewesen sein; denn in Schottland wurde schon um das Jahr 1260 auf Veranlassung Williams von Farrarus der Park von Chartly in Staffordshire durch eine Umzäunung abgeschlossen, in der Absicht, das wilde Rind auf jener moorigen Waldstrecke zu erhalten. Dieses Beispiel fand um so mehr Nachahmung, je seltener das Wild wurde. Bereits vor der Reformation sah man es nur noch in umschlossenen Parks. Die Zahl dieser Gehege ist im Lauf der Zeiten nach und nach auf fünf herabgesunken, von denen es vier in England und eins in Schottland gibt. Unter den englischen Parks ist der von Chilinghamcastle bei Berwick am Tweedflusse in Northumberlandshire der bekannteste; der schottische Park liegt im Cadzowwalde bei Hamilton in dem Lanarkshire.

In allen fünf Parks bleibt das schottische Rind sich ganz überlassen; denn die vornehmen Besitzer zeigen einen gewissen Stolz darin, diesem aus alter Zeit übrig gebliebenen Wilde ihren ganz besonderen Schutz angedeihen zu lassen. Man hat von jeher andere Rinder von diesen Parken sorgsam entfernt und somit die Art in ihrer vollsten Reinheit erhalten. Noch heutzutage zeigt das schottische Rind alle Merkmale seiner Stammeltern; nur deren Größe soll es nicht mehr erreichen. Besondere Aufseher wachen über das Wild, und ihnen liegt auch die Pflicht ob, einzelne Stiere auf Befehl ihres Gebieters abzuschießen.

Die Art und Weise, wie die Jagd auf diesen Stier noch bis kurz vor Ende des verflossenen Jahrhunderts betrieben wurde, erinnert lebhaft an die in alter Zeit bestandenen Jagden. Wenn es in der Umgegend bekannt wurde, daß ein Stier der wilden Herde an einem bestimmten Tage geschossen werden sollte, versammelten sich die Einwohner der ganzen Nachbarschaft, theils zu Pferde, theils zu Fuße, sämmtlich mit Flinten wohl bewaffnet. Nicht selten erschienen zu einer solchen Jagd fünf- bis sechshundert Jäger, von denen oft mehr als hundert beritten waren. Die vielen Unglücksfälle, welche sich auf diesen Jagden regelmäßig ereigneten, wurden Ursache, daß solche Feste nach und nach ganz abkamen.

Man nimmt an, daß die schottischen Rinder, welche gegenwärtig das Hochland bevölkern und, geschickt auch auf den steileren Felsen umherkletternd, der Landschaft oft einen großen Schmuck verleihen, von diesem Rinde abstammen. Sie zeigen noch alle Eigenthümlichkeiten desselben mit Ausnahme der Färbung, welche meist ein einfaches Schwarz, Braun, Roth oder Gelblichbraun ist, während die Kreise um die Augen und das Maul schwarz, wie bei den eigentlichen wildlebenden sind.

Verwilderte Stiere, d. h. solche, welche aus dem zahmen Zustande wieder in einen ganz oder halb wilden übergegangen sind, finden sich hauptsächlich da, wo die Spanier herrschten oder noch herrschen. Auch der in Spanien so hoch angesehene, weil zu den Gefechten unentbehrliche Stier stammt von zahm gewesenen Rindern ab. Er lebt ganz wie die wilden. Jahraus jahrein kommt er in keinen Stall und eigentlich wird er auch nicht gehütet; denn nur ab und zu kommt einer der Beauftragten, um die Herde zu besichtigen. Niemals erscheint ein Hirt allein bei den leicht reizbaren Geschöpfen, sondern immer sorgen starke Hunde für seine Sicherheit, und außerdem weiß er die Schleuder mit einer wunderbaren Geschicklichkeit zu handhaben. Man züchtet die Stiere hauptsächlich in Andalusien und in den baskischen Provinzen. Es sind nicht eben große, aber sehr schöne und ungemein kräftige Thiere mit ziemlich langen, auswärts gebogenen, sehr spitzen Hörnern. Mit dem zweiten Lebensjahre bringt man sie in die großen Herden, welche nur aus Stieren bestehen, weil die Bullen der gemischten Herden einander um die Paarungszeit tödten würden. Viel erzählt man von der großen Rachsucht dieser Stiere. Ein guter „Torro", sagt man, dürfe niemals geschlagen werden, weil er dies niemals vergessen und dann den Hirten unfehlbar umbringen würde. Jeder einzelne Stier bekommt seinen Namen, und es werden über alle genaue Listen geführt, um zu erfahren, welche von ihnen sich am besten zu den Gefechten eignen werden.

In den Hochgebirgen Südspaniens und in den größeren Waldungen Castiliens begegnet man nicht selten solchen Stierherden, thut aber unter allen Umständen wohl, ihnen aus dem Wege zu gehen.

Während des Sommers ziehen sich die Stiere mehr nach den Höhen empor und erst der dort frühzeitiger als unten fallende Schnee treibt sie wieder zur Tiefe zurück. Den Dörfern weichen sie vorsichtig aus. Auf Vorübergehende stürzen sie oft ohne die geringste Veranlassung los. Nur mit Hilfe gezähmter Ochsen ist es möglich, sie nach den für die Gefechte bestimmten Plätzen zu treiben. Die Hirten sind dabei selbstverständlich auch beritten. Keiner dieser wilden Stiere verträgt eine Fessel, keiner eine Mißhandlung. Die Fortschaffung der für das Gefecht erwählten ist für die Betheiligten immer ein Spielen mit Tod und Leben. Auf die Gefechte selbst werden wir zurückkommen und vorerst noch einen Blick auf die verwilderten Ochsen der Pampas Südamerikas werfen.

Bereits um das Jahr 1540 verpflanzte man aus Spanien Stiere nach jenen Gegenden des neuentdeckten Erdtheils. Sie fanden das Klima und die ganze Beschaffenheit der neuen Welt für ihr Gedeihen so ersprießlich, daß sie in kurzer Zeit sich von dem Menschen, welcher sie ohnehin nur laß überwachte, frei machten. Hundert Jahre später bevölkerten diese Thiere schon in solch ungeheurer Anzahl die Pampas, daß man bei den Jagden, welche auf sie angestellt wurden, geradeso verfuhr, wie die Indier noch heute mit den Bisons verfahren. Man erlegte die Thiere einfach, um ihre Haut zu benutzen; an Verwendung des so werthvollen Fleisches dachte Niemand. Ehe der Bürgerkrieg die La Platastaaten zerstörte, wurden jährlich gegen 800,000 Ochsenhäute allein von Buenos-Ayres nach Europa ausgeführt. Eine eigene Genossenschaft, die der „Baceros", bildete sich aus den Gauchos heraus, Leute, welche ohnehin gewöhnt waren, für wenige Groschen ihr Leben in die Schanze zu schlagen, trotzigkühne, tolldreiste Männer, welche den Stieren mit der Wurfschlinge entgegentraten und sie mit diesem verhältnißmäßig so schwachen Gewehr zu bändigen wußten. Manche Landwirthe hielten auf ihren ungeheuren Landgütern an acht- bis zehntausend Stück Rinder, welche fast gar nicht beaufsichtigt wurden. Um die Schlachtzeit trieb man dann die Herden in große Pferche oder

Umpfählungen, fest genug, ihrem Wüthen zu widerstehen. Hier wurden sie entweder mit Feuergewehren niedergeschossen oder einzeln herausgelassen, von den Hirten verfolgt und mit den Wurfschlingen niedergerissen. Das Fleisch und Fett verblieb den zahmen und wilden Hunden und den Geiern. Solche Verwüstungen hatten zur Folge, daß die ungeheuren Herden mehr und mehr abnahmen, und erst in der Neuzeit, wo man sparsamer mit den Erzeugnissen umgeht, haben sie sich wieder etwas gehoben.

Auf den Falklandsinseln ist das Rind ganz verwildert und wird höchstens manchmal von Schiffern gejagt, deren Fleischvorräthe zusammengeschmolzen sind. In Columbien lebt das Rind, wie in den meisten übrigen Ländern Südamerikas, in gleicher Freiheit, aber nicht in der Tiefe, sondern in der Höhe der Cordillera.

Wie überaus günstig das Klima und die Beschaffenheit Südamerikas für die Vermehrung des Rindes ist, mag aus Folgendem hervorgehen. Columbus brachte das nützliche Hausthier auf seiner zweiten Reise zuerst nach St. Domingo. Hier vermehrte es sich mit solcher Schnelligkeit, daß bereits siebenundzwanzig Jahre nach der Entdeckung Domingos Herden von 400 Stücken eine gewöhnliche Erscheinung waren, und im Jahre 1587 schon 35,500 Stück Rinderhäute ausgeführt wurden.

Nur in Amerika hat sich das Hausrind wieder von der Herrschaft des Menschen befreit; in allen übrigen Erdtheilen ist es dessen Sklave und zwar, wie schon bemerkt, seit uralter und vorgeschichtlicher Zeit. Im allgemeinen wurde und wird das Rind außerordentlich hoch geehrt. Die alten Egypter beteten den Gott Apis in Gestalt eines Ochsen an und erwiesen dem Thiere mit vieler Feierlichkeit die größten Ehren. Die Göttin Isis trug Kuhhörner auf dem Haupte, wie später die Jo der Griechen; beiden opferte man Ochsen. In Lybien wurden die Rinder gezähmt, aber niemals geschlachtet; nur die Milch genoß man. In Cyrene galt es als Verbrechen, eine Kuh zu schlagen; heutzutage ist dies noch in Indien der Fall. Die Celten sahen die Kuh als ein ihnen unmittelbar von der Gottheit gegebenes Geschenk an, und die heutigen Indier stehen den Egyptern noch durchaus nicht nach. Bei den Brahminen Kaschmirs ist nach Hügel's Erfahrungen die Kuh so heilig, daß Jeder mit dem Tode bestraft wird, welcher eine tödtet. Es ist bekannt, welch hervorragenden Antheil an der indischen Militärrevolution im Jahre 1857 das Gerücht hatte, daß die Engländer Rinderfett bei der Anfertigung der Patronen verwendeten. Auch bei den Arabern von Kordofahn und bei den Sudahnesen wird das Rind hochgeschätzt und es knüpft sich allerwärts an seine Zucht und Pflege der Beginn der Kultur und Versittlichung des Menschen.

Ein Blick auf das Leben des Hausrindes in den verschiedenen Ländern ist ebenso lehrreich, als fesselnd. Wenden wir, gewissermaßen, um geschichtlich zu beginnen, unsere Aufmerksamkeit zunächst jenen Herden zu, welche sich noch in denselben Verhältnissen befinden, wie unter der Herrschaft der alten Erzväter. In den Nomaden des Ostsudahn sehen wir Herdenzüchter, welche ihre Geschäfte noch in derselben Weise betreiben, wie ihre Ururväter vor Jahrtausenden sie betrieben. Die Viehherden, welche sie besitzen, sind ihr einziger Reichthum. Man schätzt sie nach der Zahl der Schafe und der Rinder, wie man den Lappen nach der Menge seiner Renthiere schätzt. Auch die größten unserer Rittergutsbesitzer und Viehzüchter, die Holländer und Schweizer mit inbegriffen, machen sich wohl schwerlich eine Vorstellung von der Anzahl der Herden jener Nomaden. Nahe dem Dorfe Melbeß, dessen schon einmal Erwähnung gethan wurde, tieft sich die Steppe zu einem weiten Kessel ein, in dessen Grunde man Brunnen an Brunnen angelegt hat, einzig und allein zu dem Zwecke, die täglich hier während der Mittagsstunden zusammenströmenden Herden zu tränken. An hundert Menschen sind unablässig in Thätigkeit, das erforderliche Wasser heraufzuschöpfen und wenn der Zudrang der wasserdurstigen Thiere den Höhepunkt erreicht hat, ist es unmöglich, die Menge der Rinder nur annäherungsweise zu berechnen; denn in dem dichten Gewirr hört das Zählen gar bald auf; dennoch glaube ich nicht zuviel zu sagen, wenn ich die Zahl der täglich hierher kommenden Herdenthiere auf mindestens 60,000 Stück anschlage, wovon etwa 40,000 auf die Rinder kommen mögen. Angesehene Leute des Ostsudahn, welche mit Eintreibung der Steuern unter jenen Nomadenstämmen beauftragt waren, versicherten, daß es ganz unmöglich wäre, auch nur annähernd einen Maßstab für die Größe der Besitzthümer jener Leute zu erlangen.

Ueber die Rinderherden, welche die Völkerschaften des tieferen Innern von Afrika besitzen, fehlen zur Zeit noch ausführlichere Nachrichten; von den Völkern Südafrikas aber wissen wir, daß ihre Rinderherden ebenfalls unglaublich groß sind. Alle Reisenden, welche die Spitze von Afrika durchwanderten, sprechen von Tausenden dieser Thiere, welche sie gesehen haben, erzählen,

daß bei einem einzigen Kriege manchmal ganz unglaubliche Mengen von den Siegern weggetrieben werden.

In Südrußland, in der Tartarei und wahrscheinlich auch in einem großen Theile des inneren Asiens müssen ebenfalls bedeutende Rinderherden gehalten werden. Die ganze südrussische Steppe ist überall mit Pferde-, Schaf- und Rindviehherden bedeckt. Im Sommer leben diese Tag für Tag im Freien; im harten langen Winter finden sie hinter einem Erdwall einigen Schutz gegen die Stürme. Wenn dieser Erdwall an der einen Seite ein elendes Stück Dach hat, gilt er als vorzüglicher Stall.

Unter den genannten Thieren stehen die Rinder der Zahl nach obenan und haben auch in vieler Hinsicht große Vorzüge vor jenen. Sie lassen sich eher und sicherer in Geld umsetzen und verunglücken auch nicht so leicht während der, Schafen und Pferden so gefährlichen, Schneestürme, weil sie die Besinnung nicht verlieren, sondern, falls die Stürme nicht gar zu arg sind, geraden Weges nach Hause eilen. Von diesem Vieh wandern das ganze Jahr hindurch große Züge nach Galizien und weiter nach Wien und Prag, über Moskau nach Petersburg oder nach Polen und den preußischen Ostseeprovinzen oder südlich nach Odessa.

In den meisten Gegenden sind die Herden sich fast gänzlich selbst überlassen. In den südrussischen Steppen treibt man das Rindvieh, nachdem es am Morgen getränkt wurde, in die Einöde hinaus; gegen Abend kommt die Herde von selbst zurück, und die Mütter vereinigen sich jetzt mit den Kälbern, welche am Morgen von ihnen getrennt wurden. Die Milchkühe und Kälber werden im Winter zu Haus gefüttert, die Ochsen nur dann, wenn viel Schnee liegt. Gewöhnlich sind die jungen, frei auf der Steppe aufgewachsenen Ochsen unbändig wild, widerspenstig und dabei faul. Man muß ihrer acht bis zehn an einen einzigen Pflug spannen, wenn man wirklich Etwas leisten will.

In Ungarn verfuhr man früher in ganz ähnlicher Weise mit den dort gezüchteten Rindern. Noch heute müssen sie sich selbst ernähren und genießen weder Schutz noch Pflege. Manche sind so wild, daß sie keinem Menschen gestatten, sich ihnen zu nähern. Die Kälber säugen solange, als sie Bedürfniß dazu fühlen, und die Hirten denken gewöhnlich erst im zweiten Jahre ihres Lebens daran, sie von den Müttern zu trennen. Dies hat seine großen Schwierigkeiten, weil die Kühe sich wüthend auf die Hirten zu stürzen pflegen und diese gar nicht selten arg verletzen oder sogar tödten. Noch heutzutage ist die Rindviehzucht in ganz Ungarn sehr bedeutend, obgleich der lohnenderen Schafzucht wegen im Abnehmen begriffen.

Selbst in Italien lebt noch ein großer Theil der Rinder im halbwilden Zustande, in der Maremma, jenem beinahe vollkommen flachen, hier und da fruchtbaren, sonst aber sumpfigen Küstenstrich zwischen Genua und Gaëta. In der Wallachei, in Serbien, Bosnien, Bulgarien und Syrien finden wir das Rind unter ähnlichen Verhältnissen.

Eine ganz andere Pflege genießt das geschätzte Hausthier in den Gebirgsländern Mitteleuropas, namentlich in den Alpen, obgleich auch hier noch Manches zu wünschen übrig bleibt. Nach Tschudi's Angaben hält die Schweiz gegenwärtig etwa 850,000 Stück Rindvieh, und zwar nimmt sonderbarerweise in den ebenen Gegenden, wo der Weidegang nach den Alpen aufgehoben wurde, die Viehzucht zu, in den Alpen dagegen ab, „weil man", wie Tschudi sagt, „leider wenig Tröstliches von dem Zustande der Rinderherden auf den Alpen erzählen kann. Meistens fehlt eine zweckmäßige, mitunter sogar jede Stallung. Und doch ist auch dem schlecht geschützten Vieh die schöne, ruhige Zeit des Alpenaufenthaltes eine überaus liebe. Man bringe nur jene große Vorschelle, welche bei der Fahrt auf die Alp und bei der Rückkehr ihre weithin tönende Stimme erschallen läßt, im Frühling unter die Viehherde im Thal, so erregt dies gleich die allgemeine Aufmerksamkeit. Die Kühe sammeln sich brüllend in freudigen Sprüngen und meinen das Zeichen zur Alpfahrt zu vernehmen, und wenn diese wirklich begonnen wird, wenn die schönste Kuh mit der größten Glocke am bunten Bande behangen und wohl mit einem Strauß zwischen den Hörnern geschmückt wird, wenn das Saumroß mit Käsekesseln und Vorrath bepackt ist, die Melkstühle den Rindern zwischen den Hörnern sitzen, die sauberen Sennen ihre Alpenlieder anstimmen und der jauchzende Jodel weit durchs Thal schallt, dann soll man den trefflichen Humor beobachten, in dem die gut- und oft übermüthigen Thiere sich in den Zug reihen und brüllend den Bergen zu marschiren. Im Thale zurückgehaltene Kühe folgen oft unversehens auf eigene Faust den Gefährten auf entfernte Alpen."

„Freilich ist es bei schönem Wetter für eine Kuh auch gar herrlich hoch in den Gebirgen. Frauenmäntelchen, Mutterkraut und Alpenwegerich bieten dem schnoppernden Thiere die trefflichste und würzigste Nahrung. Die Sonne brennt nicht so heiß, wie im Thale, die lästigen Bremsen quälen das Rind während des Mittagsschläfchens nicht, und leidet es vielleicht noch von einem

Ungeziefer, so sind die zwischen den Thieren ruhig herumlaufenden Staren und gelben Bachstelzen stets bereit, ihnen Liebesdienste zu erweisen: das Vieh ist munterer, frischer und gesünder, als das im Thale, und pflanzt sich regelmäßiger und naturgetreuer fort; das naturgemäße Leben bildet den natürlichen Verstand besser aus. Das Rind, welches ganz für sich zog, ist aufmerksamer, sorgfältiger, hat mehr Gedächtniß, als das stets verpflegte. Die Alpkuh weiß jede Staude, jede Pfütze, kennt genau die besseren Grasplätze, weiß die Zeit des Melkens, kennt von fern die Lockstimme des Hüters und naht ihm zutraulich; sie weiß, wann sie Salz bekommt, wann sie zur Hütte oder zur Tränke muß, sie spürt das Nahen des Unwetters, unterscheidet genau die Pflanzen, die ihr nicht zusagen, bewacht und beschützt ihr Junges und meidet achtsam gefährliche Stellen. Letzteres aber geht bei aller Vorsicht doch nicht immer gut ab. Der Hunger drängt oft zu den noch unberührten, aber fetten Rasenstellen, und indem sich die Kuh über die Geröllhalde bewegt, weicht der lockere Grund und sie beginnt bergab zu gleiten. Sowie sie bemerkt, daß sie selber sich nicht mehr helfen kann, läßt sie sich auf den Bauch nieder, schließt die Augen und ergibt sich ruhig in ihr Schicksal, indem sie langsam fortgleitet, bis sie in den Abgrund stürzt oder von einer Baumwurzel aufgehalten wird, an der sie gelassen die hilfreiche Dazwischenkunft des Sennen abwartet...."

„Sehr ausgebildet ist namentlich bei dem schweizerischen Alpenrindvieh jener Ehrgeiz, welcher das Recht des Stärkeren mit unerbittlicher Strenge handhabt und danach eine Rangordnung aufstellt, der sich Alle fügen. Die Heerkuh, welche die große Schelle trägt, ist nicht nur die schönste, sondern auch die stärkste der Herde und nimmt bei jenem Umzug unfehlbar den ersten Platz ein, indem keine andere Kuh es wagt, ihr voranzugehen. Bei jeder großen Alpenviehherde ist ein Zuchtstier. In den öfters besuchten tieferen Weiden dürfen nur zahme und gutartige Stiere gehalten werden; in den höheren Alpen trifft man aber oft sehr wilde und gefährliche Thiere."

„Die festlichste Zeit für das Alpenrindvieh ist ohne Zweifel der Tag der Alpfahrt, welche gewöhnlich im Mai stattfindet. Jede der ins Gebirge ziehenden Herden hat ihr Geläut. Die stattlichsten Kühe erhalten, wie bemerkt, die ungeheuren Schellen, welche oft über einen Fuß im Durchmesser halten und 40 bis 50 Gulden kosten. Es sind die Prunkstücke des Sennen; mit drei oder vier solchen in harmonischem Verhältniß zu einander stehenden läutet er von Dorf zu Dorf seine Abfahrt ein. Zwischen hinein tönen die kleinen Erzglocken."

Solches Herdentreiben ist so zu sagen die Dichtung im Rinderleben. In den meisten übrigen Ländern hat das gute Hausthier kein so schönes Loos. In Deutschland genießt es blos in den Gebirgen und in den nördlichen Marschgegenden während des Sommers eine mehr oder weniger beschränkte Freiheit. Die Herden im Thüringer Walde erinnern noch lebhaft an jene, welche auf den Alpen weiden. In keinem größeren Walde dieses lieblichen Gebirges wird man die Rinder vermissen. Jede Herde besitzt ihr eigenes vollstimmiges Geläut, und gerade in ihm suchen die Hirten ihren größten Stolz. Es gibt gewisse Tonkünstler, die Schellenrichter, welche im Frühjahr von Dorf zu Dorf ziehen, um das Geläut zu stimmen. Jede Herde muß wenigstens acht verschiedene Glocken haben, welche großer, mittler und kleiner Baß, Halbstampf, Auchschell, Beischlag, Lammschlag und Gitzer genannt werden. Man hat beobachtet, daß die Rinder das Geläut ihrer Herde genau kennen und verirrte Kühe sich durch dasselbe zurückfinden. Die Thiere weiden während des ganzen Sommers im Walde; erst im Spätherbst stallt man sie ein.

In dem Alpenlande Norwegen lebt das Rindvieh in ähnlichen Verhältnissen, wie in der Schweiz; und in dem südlichen Theile des Landes haben es die Thiere vielleicht noch besser, als die schweizer Kühe. Weiter im Norden ist namentlich der Winter eine gar böse Zeit für das Rindvieh. Der kurze Sommer kann in Norland und in Lappland nicht genug Weide mehr erzeugen, und deshalb ist man auf ein sonderbares Hilfsmittel gekommen. Man füttert nämlich nicht blos Heu und Stroh, Laub und Birkenzweige, Renthiermos und Pferdemist, Meerespflanzen, Algen und dergleichen, sondern auch Fische und namentlich die Köpfe der Dorsche, welche man gerade zur Zeit des Futtermangels in großen Mengen fängt. Diese Fischköpfe werden in Kesseln mit Tangen aller Art und Mosen zusammengekocht, und zwar solange, als möglich, damit die Knochen weich oder zur Gallerte werden; dann schüttelt man die breiige Masse den Kühen vor, und diese fressen die ihnen so unnatürliche Nahrung mit Begierde. Die Bewohner der Lofodden haben mir versichert, daß man die Gerüste, auf denen die Dorsche getrocknet werden, vor den Kühen bewahren müsse, weil diese ohne Umstände sich an den halbtrockenen Fischen satt zu fressen pflegen.

In den meisten übrigen Ländern Europas ist das Rindvieh ein trauriger Sklave des Menschen; doch dürfte es unnöthig sein, hierauf weiter einzugehen. Dagegen glaube ich nichts

Ueberflüssiges zu thun, wenn ich von einer der eigenthümlichsten und rohesten Benutzungen des Rindes, von den spanischen Stierhatzen und Stiergefechten noch Einiges und zwar aus eigener Anschauung mittheile. Alle Spanier sind leidenschaftliche Freunde von Schauspielen, wie sie wohl die alten Römer aufführten, nicht aber gebildete und gesittete Völker leiden mögen. In Spanien kommt der Ochse zur Geltung und der Spanier hat für die Schönheiten eines Stieres ein ganz besonderes Auge; er prüft und schätzt ihn, wie bei uns ein Kundiger ein edles Pferd oder einen guten Hund.

Die Stierhatzen sind Vergnügungen, welche einen Sonntagsnachmittag in erwünschter Weise ausfüllen und der Menge erlauben, thätig mit einzugreifen. Als Schauplatz dient ein öffentlicher Platz, inmitten der Stadt, dessen Straßenzugänge durch Bretterwände abgesperrt worden sind. Die Zuschauer befinden sich theils hinter den letzteren, theils erfüllen sie die Fenster der Häuser und deren Dächer; oder sie stehen auf leichten, längs der Häuser angebrachten Gerüsten, meist nur Bretter, die an Seilen hängen. Endlich befindet sich im Innern des Platzes eine Bühne, auf welchem eine Musikbande spielt und weitere Zuschauer sich drängen. Ein Stier wird auf diesen Schauplatz getrieben und es gilt nun, durch Geschrei, Tücherschwenken, Stiche mit langen Spitzenstangen oder durch aus dem Blasrohr geschossene Bolzen u. a. m. denselben in die äußerste Wuth zu versetzen. Das Hauptvergnügen besteht alsdann darin, daß das rasende Thier in blinder Wuth, sinnlos dahinstürzt, ohne doch irgendwo einen Gegner erblicken oder erfassen zu können. So werden nach einander vier, fünf, sechs Stiere durch Menschen und Hunde herumgehetzt, bis sie wüthend und endlich müde werden, worauf man sie hinwegtreibt. Tragische Fälle kommen dabei in der Regel nicht vor.

Solche Hatzen sind einfache Sonntagsvergnügungen der Spanier, die Stiergefechte dagegen außerordentliche Feste, ja man kann wohl sagen, die größten des Jahres. In Madrid und in Sevilla werden während der heißen Sommermonate bei gutem Wetter jeden Sonntag Stiergefechte aufgeführt, in den übrigen Städten des Landes nur ein Mal im Jahre, gewöhnlich aber dann drei Tage lang nach einander. Der Reisende, welcher sich längere Zeit in Spanien aufhält, kann dem Schauspiele gar nicht entgehen. Ich beschreibe ein Stiergefecht, welchem ich in Murcia beiwohnte.

Schon in den ersten Nachmittagsstunden des festlichen Sonntags drängten sich die Menschen in den dahin führenden Straßen. Unsere Plätze befanden sich hart an der zum Stierzwinger führenden Thüre. Links vor uns hatten wir die Pforte, durch welche die Kämpfer hereintreten und die getödteten Thiere hinausgeschafft werden, rechts über uns war der Schausitz der Obrigkeit, dicht vor uns, blos durch eine Planke getrennt, der Kampfplatz. Dieser mochte ungefähr sechzig oder achtzig Schritte im Durchmesser halten und war ziemlich geebnet, jetzt aber voller Pfirsichkerne und anderer Fruchtreste, welche man von oben herabgeworfen hatte und beständig noch herabwarf. Die Planke mochte 4½ Fuß hoch sein, an der inneren Seite hatte sie in einer Höhe von 1½ Fuß ziemlich breite Leisten, dazu bestimmt, den vor dem Stier fliehenden Kämpfern beim Ueberspringen Unterstützung zu leisten. Zwischen dieser Umhegung und den Schauplätzen war ein schmaler Gang für die Toreros leergelassen worden, hierauf folgten „in weiter stets geschweiften Bogen" die für die Masse bestimmten Bänke, etwa zwanzig oder dreißig an der Zahl. Hierher drängten sich noch immer Menschen, welche es versuchten, sich zwischen bereits Sitzende gewaltsam einzupressen. Ueber diesen Sitzreihen kamen die gesperrten Plätze und über ihnen endlich die Logenreihen, in welchen man die Frauen der Stadt im höchsten Putze sehen konnte. Der Schausitz der Obrigkeit oder des vorsitzenden Alcalden war mit rothem Damast behängt und trug das Wappen der Stadt, die übrigen waren einfacher geschmückt. Auf den Dächern dieser Logen sah man noch Schaulustige in Menge. Erst beim Anblick dieser Menschenmenge wurde es glaublich, daß eine Arena ihre zwölf- bis zwanzigtausend Menschen fassen kann.

Jeder Zuschauer that, was er von seinem Platze aus thun konnte, und die Bedeutung des Sprichwortes: „Er beträgt sich, wie auf dem Platz der Stiere" wurde uns einleuchtend. Nicht ein Einziger saß ruhig, sondern bewegte wenigstens Arme, Regenschirm, Fächer oft nach allen Richtungen hin, schrie aus vollem Halse, warf mit Früchten um sich, kurz, bemühte sich so viel als möglich, einem wilden Thiere gleichzukommen.

Mit dem Schlag der bestimmten Stunde erschien der Alcalde in seiner Loge. Die großen Thore öffneten sich und die Toreros traten herein. Vor ihnen her ritt ein Alguazil in seiner uralten Amtstracht, auf ihn folgten die Espadas, Bandarilleros und Cacheteros, hierauf die Picadores und zuletzt ein Gespann mit drei reichgeschmückten Maulthieren. Die Fechter waren kostbar gekleidet; sie trugen enge, überreich gestickte Kleider und darüber rothe, mit Goldschmuck überladene Sammetmäntel; selbst die sammetenen Beinkleider waren an den Seiten mit goldenem

Laubwerk gestickt. Die kurze Jacke war förmlich mit Silber überladen; denn man hatte dicke Platten, welche Edelsteine umfaßten, darauf geheftet. Von den Schultern hingen Goldtroddeln herab. Die schwarzen Käppchen, welche alle trugen, bestanden aus dickem, eigenthümlich gewebten Wollenzeuge, die Füße bekleideten leichte Schuhe mit silbernen Schnallen. Die Bandarilleros trugen, anstatt der Mäntel, buntfarbige, wollene Tücher über dem Arme. Ganz abweichend waren die Picadores gekleidet. Nur die Jacke war ebenso kostbar gestickt, als bei den übrigen, die Beinkleider bestanden aus dickem Leder und waren über schwere, eiserne Schienen gezogen, welche die Unterschenkel und die Füße, sowie den rechten Oberschenkel umhüllten. Auf dem Haupte saßen ihnen breitkrempige Filzhüte, welche mit buntfarbigen Bandrosen verziert waren. Diese Leute ritten erbärmliche Klepper, altersschwache Pferde, welche sie mit einem wirklich furchtbaren Sporn am linken Fuße antrieben. Sie saßen in Sätteln mit hohen Rücklehnen und überaus schweren, wie grobe Holzschuhe gestalteten eisernen Steigbügeln. Alle Fechter trugen dünne Haarzöpfe von größerer oder geringerer Länge.

Der Zug der hereingetretenen Männer bewegte sich nach der Loge des Alcalden, verbeugte sich vor diesem und grüßte dann die schauende Menge. Hierauf rief der Alguazil einige Worte zum Mann des Gesetzes hinauf, welche aber von dem ungeheurem Lärm der Zuschauer vollkommen verschlungen wurden. Sie enthielten die Bitte um Erlaubniß zum Beginn der Vorstellung. Der Alcalde erhob sich und warf dem Alguazil den Schlüssel zum Stierzwinger zu. Dieser fing denselben auf, ritt zu der Thür des Zwingers und gab ihn einem dortstehenden Diener, welcher die Thür aufschloß, aber noch nicht öffnete. Die Espadas warfen ihre Mäntel ab, hingen sie an der Umplankung auf, ordneten ihre Degen und nahmen, wie die Bandarilleros, bunte Tücher zur Hand. Die Picadores ritten zu einem besonderen Beamten, welcher die nöthigen Quäl- und Schlachtwerkzeuge bewahrte, und erbaten sich von diesem Lanzen, vier bis fünf Ellen lange, runde, etwa 1½ Zoll im Durchmesser haltende Stangen, an deren einem Ende eine kurze, dreischneidige, sehr scharfe Spitze befestigt ist, aber nur soweit hervortritt, als sie in das Fleisch des Stieres eindringen soll. Nachdem sie ihre Waffen empfangen hatten, waren alle zum Beginn des Gefechtes nöthigen Vorbereitungen beendet.

Es läßt sich nicht verkennen, daß bis jetzt das Schauspiel etwas Großartiges und theilweise auch Anziehendes hatte; von nun an aber sollte es anders kommen. Bis jetzt hatte man es noch mit Menschen zu thun gehabt; von nun an aber trat das Vieh in seine Rechte.

Man öffnete die Thür des Stalles, um dem eingepferchten Stiere einen Ausweg zu verschaffen. Dieser war vorher regelrecht in Wuth versetzt worden. Der Stierzwinger ist ein breiter Gang mit mehreren kleinen gemauerten oder aus Holz bestehenden Kämmerchen, in deren jedes ein Stier getrieben wird, oft mit großer Gefahr und Mühe, hauptsächlich durch Hilfe der zahmen Stiere, welche gegen ihre wilden Brüder ganz ähnlich verfahren, wie die zahmen Elefanten gegen die frisch gefangenen. In seinem Kämmerchen nun wird der zum Kampfe bestimmte Stier erst stundenlang mit einem Stachelstock gepeinigt oder, wie der Spanier sagt, „gestraft". Die Spitzen sind nadelfein, so daß sie wohl durch die Haut dringen und Qualen verursachen, aber kaum Blutverlust hervorrufen. Man kann sich denken, wie sehr sich die Wuth des armen Gefangenen, der sich nicht einmal in seinem Kämmerchen umdrehen kann, steigert und mit welcher Freude er ins Freie stürzt, sobald sich ihm dazu Gelegenheit bietet.

Sofort nach dem Oeffnen des Zwingers erschien denn auch der erste der Verdammten. Um ihn noch wüthender zu machen, hatte man ihm eine Minute vorher die sogenannte „Devise", eine große buntfarbige Bandrose, vermittelst einer eisernen Nadel mit Widerhaken durch Haut und Fleisch gestochen und damit die vorhergehenden Qualen würdig beschlossen. Beim Heraustreten stutzte er nur einen Augenblick; dann nahm er sofort einen der Bandarilleros an und stürzte gesenkten Hauptes auf diesen los. Der Fechter empfing ihn mit der größten Ruhe, hielt ihm das Bunttuch vor und zog sich dann gewandt zurück, um den Stier einem der Picadores zuzuführen. Sie saßen mit vorgehaltenen Lanzen unbeweglich auf ihren Pferden, oder ritten höchstens den Stieren ein Paar Schritte entgegen, um sie dadurch zum Angriff zu reizen. Weil sie die wüthenden Thiere immer von der rechten Seite auflaufen ließen, hatten sie ihren Pferden das rechte Auge verbunden. Ihre Aufgabe war es, den Stier von den Pferden abzuhalten; allein die armen, altersschwachen, dem Tode geweihten Mähren besaßen selten genug Widerstandsfähigkeit, dem Stoße des Picador den nöthigen Nachdruck zu verleihen, und wurden deshalb regelmäßig das Opfer des anstürmenden Feindes. Wenn der Stier vor einem der Reiter angekommen war, blieb er eine Zeitlang unbeweglich stehen, stampfte mit den Vorderfüßen den Boden und schleuderte den Sand hinter sich, schlug mit dem Schweife, rollte die Augen, senkte plötzlich den Kopf und rannte auf das Pferd los, dabei aber mit seiner vollen

wirken der Milcherzeugung entgegen. Thimian, Saalbreit, Hahnfuß, Wegerich werden im Nothfall gefressen, Früchte aller Art, Kartoffeln, Obst und Möhren dagegen leidenschaftlich gern. Salz ist Bedürfniß. Eine erwachsene Kuh bedarf etwa täglich 20 bis 25, ein Ochs 30 bis 35 Pfund Futter. Erstere verursacht dem, welcher alles Futter kauft, einen Kostenaufwand von etwa 60 Thalern, bringt aber dafür etwa 80 Thaler ein. Noch besser verwerthet der Landwirth das Rind, wenn er es mästet, und zumal in der Neuzeit erzielt man durch geeignete Fütterung außerordentliche Erfolge. Das Rind gilt mit Recht als das Einträglichste aller Hausthiere.

Vielhufer.

Ein verfallendes Geschlecht, die letzten Stammhalter einer vormals sehr zahlreichen Abtheilung der Säugethiere tritt vor uns in den Vielhufern oder Dickhäutern. Sie erscheinen uns so recht eigentlich als lebende Zeichen früherer Schöpfungsabschnitte, als auf uns Ueberkommene von längst vergangenen Erdentagen. Die Riesen aus anderen Ordnungen, welche neben ihnen in der Vorzeit lebten, sind längst gestrichen aus dem Buche der Lebendigen; nur sie noch gleichen den gewaltigen Geschöpfen, welche einstmals unsere Erde bevölkerten. Jetzt stehen sie allein, fast jeder für sich selbst, weit getrennt von den übrigen, welche wir mit ihnen zu einer Ordnung rechnen. Die Verbindungsglieder sind eben ausgestorben. Auch in ihrer Reihe machte die Natur keine Sprünge: ein Glied reihte sich an das andere; jetzt aber sind die Lücken zwischen ihnen gewaltige geworden.

Die Vielhufer sind gegenwärtig die einzigen Riesen unter den Landsäugethieren. Ein plumper, massiger Leibesbau kennzeichnet sie. Auch die zierlichsten unter ihnen zeigen, anderen Klassenverwandten gegenüber, dieses Merkmal. Die Glieder sind kurz und dick, die Füße drei- bis fünfzehig. Jede Zehe ist mit einem besonderen Huf umschlossen. Bei fast sämmtlichen Arten verlängert sich der Antlitztheil mehr oder weniger, und bei einigen streckt sich die Nase in auffallender Länge als Rüssel hervor. Der Hals ist kurz, vom Leibe kaum abgesetzt; der Schwanz erreicht selten das Fersengelenk; die Ohren schwanken in weiten Grenzen; die Augen sind durchschnittlich klein, gleichsam verkümmert. Eine dicke, oft nur mit wenigen, seltener mit dichter stehenden Borsten bedeckte, auf große Stellen hin fast ganz kahle Haut umhüllt den Leib; eine einzige Familie nur erinnert noch an die pelzbekleideten Vielhufer der Vorwelt. Der innere Leibesbau steht mit der Massenhaftigkeit des ganzen Thieres im Einklang. Alle Knochen sind schwer, massig, riesenhaft. Das Schlüsselbein fehlt; das Gebiß ist sehr verschieden. Gewöhnlich finden sich alle drei Zahnarten; ausnahmsweise fehlen aber, wenigstens theilweise, die Schneide- oder Eckzähne.

Die Dickhäuter bevölkerten unsere Erde zunächst in der Tertiärzeit. Der größte Theil aller damals lebenden aber verschwand bereits vor der Diluvialzeit und wurde durch andere Arten und Sippen der Ordnung ersetzt, von denen einige bis auf unsere Tage herübergekommen sind.

* * *

(Rüsselthiere.) Die Eintheilung der Vielhufer hat große Schwierigkeiten, doch stimmen alle Forscher darin überein, daß sie die erste Stelle den Elefanten oder Rüsselthieren (Proboscidea) zuerkennen. Von den vielen Arten dieser Familie, welche unsere Erde bevölkerten, sind nur noch zwei oder vielleicht drei auf unsere Zeiten gekommen. Aber gerade die Elefanten sind es, welche die Jetztwelt so recht eigentlich mit der Vorwelt verbinden; denn ihrer Familie gehörten die Riesen an, deren Leichen mit Haut und Haar das Eis Sibiriens uns durch Hunderttausende von Jahren aufbewahrte. Es erleichtert das Verständniß der ganzen Familie, wenn wir zunächst einen Blick auf diese ausgestorbenen Arten werfen. Sie haben auch in anderer Hinsicht noch ihre Bedeutung für die Jetztwelt; denn sie sind es, welche noch heutigen Tages die größte Masse des Elfenbeins liefern, welches überhaupt in den Handel kommt.

Die Grabstätten der ausgestorbenen Elefanten und zunächst des Mammonts oder Mammuths (Elephas primigenius), liegen im Lande der Ostjacken, Tunguſen, Samojeden und

Burâten, in der Nachbarschaft der Flüsse Ob, Jenisei und Lena, zwischen dem 58. Grad nördlicher Breite und dem Eismeere. Beim Aufthauen sandiger Stellen geschieht es, daß ganze Berge ungeheurer Zähne zum Vorschein kommen, zwischen denen Massen von großen Knochen zerstreut liegen. Manchmal sitzen die Zähne noch fest in den Kiefern; ja, man hat solche gefunden, welche noch mit Fleisch, mit Haut und Haar umgeben, welche noch blutig waren. Pallas, der berühmte Forscher, gibt Ende des vorigen Jahrhunderts umständliche Berichte von diesen Knochen. Den größten Fund machte jedoch der Reisende Adams am Ausflusse der Lena. Er hatte 1804 erfahren, daß man einen Mammont mit Haut und Haar gefunden habe.

Als er aber zwei Jahre später seine Untersuchungsreise machte, fand er zwar das Thier auf, aber bereits ganz verstümmelt. Die Jakuten hatten das Fleisch abgerissen und ihre Hunde damit gefüttert; die Eisbären, Wölfe, Vielfraße und Füchse hatten sich von dem Vorweltsthiere genährt. Nur das Gerüpp war noch ganz, mit Ausnahme eines Vorderfußes. Der Kopf war mit einer trockenen Haut bedeckt. Die Augen und das Hirn fanden sich noch. Die Füße hatten noch ihre Sohlen; ein mit borstenartigem Haar bedecktes Ohr war noch gut erhalten. Auch von der Leibeshaut war noch Dreiviertel übrig. Sie erschien dunkelgrau; die Wollhaare auf ihr waren röthlich, die Borsten dazwischen schwarz und dicker als Roßhaare. Die Hauer dieser vorweltlichen Elefanten sind viel mehr gekrümmt, als bei den lebenden. Es gibt solche, welche Dreiviertel eines Kreises vorstellen. Adams hat einen gesehen, welcher 21 Fuß lang war.

Der Fund dieses Thieres hat die Gelehrten lange Zeit beschäftigt, hauptsächlich auch deshalb, weil man sich den plötzlichen Untergang des Lebenden in jenen Gegenden nicht gut erklären konnte. Einige schieben die stattgefundene Umwälzung, welche übrigens auch durch Pflanzenreste, die man auffand, bestätigt wird, einer plötzlich erfolgten Achsendrehung der Erde zu; Andere sind geneigt, an eine große Sündfluth zu glauben, welche Sibirien überschwemmte.

Ungefähr um die gleiche Zeit, in welcher das Mammont auf der Erde lebte, fanden sich auch die Mastodonten oder Zitzenthiere (Mastodon), von denen man bereits zehn bis zwölf Arten in Europa, Nord- und Südamerika und in Indien ausgegraben hat. Alle Arten dieser Familie ähnelten unserem Elefanten. Die einen waren kleiner, die anderen größer. Zumal in Amerika hat man viele Ueberbleibsel dieser Thiere gefunden, und eine Art, das Ohiothier (Mastodon giganteus) ziemlich vollständig kennen gelernt. An einigen derselben ließ sich noch das Vorhandensein eines Rüssels erkennen, wodurch der Glaube aufkam, daß noch heutigen Tages das Mastodon in Amerika lebend angetroffen werden könne, was jedoch die Erfahrung nicht bestätigte.

Die jetzt lebenden zwei oder drei Elefanten kennzeichnen der lange bewegliche Rüssel und die Stoßzähne, welche man als umgebildete Schneidezähne betrachtet. Der Rumpf ist kurz und dick, der Hals sehr kurz, der Kopf rund durch Höhlen in dem oberen Schädelknochen aufgetrieben. Die ziemlich hohen, säulenartigen Beine haben fünf bis auf die Hufe verbundene Zehen und bei einer Art an den Hinterfüßen deren vier.

Das wichtigste Glied des Elefanten ist der Rüssel. Er ist eine Verlängerung der Nase, ausgezeichnet durch seine Beweglichkeit, Empfindlichkeit und vor Allem durch den fingerartigen Fortsatz an seinem Ende. Er ist zugleich Geruchs-, Tast- und Greifwerkzeug. Ring- und Längsmuskeln, wie Cuvier angibt, etwa vierzigtausend einzelne Bündel, setzen ihn zusammen.

Alle übrigen Glieder und selbst die Sinneswerkzeuge des Elefanten sind weniger beachtenswerth. Die Augen sind klein und von blödem, aber gutmüthigem Ausdruck; die Ohren dagegen sehr groß, Lederlappen gleichend. — Die kleinen, rundlichen Hufe liegen in einer Reihe neben einander und nicht selten kommt es vor, daß einer derselben fehlt.

Sehr merkwürdig ist das Gebiß. Der Elefant trägt im Oberkiefer zwei außerordentlich entwickelte Stoßzähne, aber weder Schneidezähne, noch Eckzähne, sondern blos noch einen einzigen, gewaltigen Backzahn in jedem Kiefer. Dieser Zahn besteht aus einer ziemlichen Anzahl einzelner Schmelzplatten, welche mit einander verbunden sind. Wenn er sich durch das Kauen soweit abgenutzt hat, daß er nicht vollständig mehr seine Dienste thut, bildet sich hinter ihm ein neuer Zahn, welcher weiter und weiter nach vorn rückt und noch vor dem Ausfallen des letzten Stummels in Thätigkeit tritt. Man hat beobachtet, daß dieser Zahnwechsel sechs Mal vor sich geht und kann deshalb von vierundzwanzig Backzähnen sprechen, welche der Elefant während seines Lebens besitzt. Die Stoßzähne haben ein ununterbrochenes Wachsthum und können deshalb eine ungeheure Länge und ein Gewicht von 150 bis 180 Pfund erreichen.

Der afrikanische Elefant (Elephas africanus) ist der größte unter allen und durch seinen flachen Kopf mit schief abfallender Stirn und durch seine auffallend großen, unbeweglichen Ohren ausgezeichnet. Der indische Elefant (Elephas indicus) hat einen höheren Kopf mit senkrecht abfallender Stirn und kleinen beweglichen Ohren, auch kleinere Stoßzähne. Die Backzähne sind verschieden. Bei der indischen Art verlaufen die Schmelzleisten der Quere, bei der afrikanischen dagegen rautenförmig. Verschiedene Spielarten, welche von den elefantenkundigen Indiern als stehende Rassen angesehen werden, kommen vor. Die Haut beider Elefanten ist bald lichter, bald dunkler, gewöhnlich braungrau oder schiefergrau, fast erdfarben, hier und da fleischfarben gefleckt. Die Borsten sind mehr schwärzlich, die Haut schwach röthlich. Der Augenstern ist braun, die Zähne sind lichtgelblichweiß.

Die Größe der Elefanten ist gewöhnlich sehr überschätzt worden. Die besten Beobachter geben übereinstimmend an, daß Elefanten von mehr als zehn Fuß Höhe am Widerrist zu den größten Seltenheiten gehören und daß Elefanten von sechzehn Fuß Höhe auch in Afrika nicht vorkommen. Die Leibeslänge ohne den Rüssel schwankt zwischen 10 und 15 Fuß; hiervon kommen auf den Schwanz beinahe 4 Fuß. Der Rüssel wird 6 bis 8 Fuß lang. Das Gewicht eines erwachsenen Elefanten schätzt man zu 9 bis 10,000 Pfund. Die Stoßzähne des afrikanischen Elefanten können zusammen ein Gewicht von mehr als drei Centnern erreichen. Neugeborene Elefanten, welche gemessen wurden, waren 35 Zoll hoch.

Gegenwärtig ist der afrikanische Elefant über ganz Mittelafrika verbreitet. Vormals kam er auch im Kapland vor; dort ist er jedoch bereits vertilgt worden. Der indische Elefant bewohnt Indien, zumal Cochinchina, Siam, Pegu, Hindostan, sowie die Insel Ceylon. Der in Sumatra lebende Elefant ist in der Neuzeit als besondere Art (Elephas sumatranus) aufgestellt worden.

Beide Elefantenarten, die afrikanische sowohl als die indische, waren den alten Völkern wohlbekannt. Darius ist geschichtlich der Erste, welcher die Elefanten in der Schlacht verwendete. Er gebrauchte sie gegen Alexander den Großen. Die afrikanischen Elefanten leisteten den Karthagern vortreffliche Dienste. Sie waren gegen die Menschen außerordentlich tapfer, nur nicht gegen andere Elefanten. Die Römer brauchten die Elefanten hauptsächlich zu den Kampfspielen und schon ihnen haben wir die Schuld zuzuschreiben, daß die Thiere im Norden des Atlas ausgerottet wurden. Wie weit die afrikanischen Elefanten abgerichtet wurden, mag daraus hervorgehen, daß die römischen Schauspieler sie gelehrt hatten, Buchstaben mit einem Griffel zu zeichnen, auf einem schräg gespannten Seile auf- und abzugehen, zu Viert auf einer Sänfte einen Fünften zu tragen, welcher den Kranken vorstellte, nach dem Takt zu tanzen, von einer prächtig besetzten Tafel aus Gold- und Silbergeschirr mit aller Beobachtung der feinen Sitte und des Anstandes zu speisen ꝛc.

In den angegebenen Ländern findet man die Elefanten in jeder größeren Waldung. Je reicher eine solche an Wasser ist und jemehr sie dadurch zum eigentlichen Urwalde wird, umsomehr Elefanten enthält sie. Allein man würde sich irren, wenn man glauben wollte, daß nur derartige Wälder der Aufenthalt unserer Thiere seien. Es ist behauptet worden, daß der Riese unter den Säugethieren die Kühle und die Höhe scheue. Gewissenhafte Beobachtungen haben dies jedoch widerlegt. Auf Ceylon sind gerade die hügeligen und bergigen Gegenden die Lieblingsplätze des Elefanten und man hat ihn sowohl dort, als auch in Afrika in Höhen von 6000 bis 8000 Fuß häufig angetroffen und ist selbst noch bei 9000 und 10,000 Fuß über dem Meere auf Spuren seines Daseins getroffen.

Elefantenwege bemerkt man in allen dichteren Wäldern, wo die Thiere sich aufhalten. Sie laufen gewöhnlich von der Höhe zum Wasser herab und nur selten findet man Pfade, welche die übrigen durchkreuzen. In allen größeren Urwaldungen zu beiden Seiten des oberen blauen Nil kann man nur auf diesen Wegen in den Urwald eindringen, und dort sind die Elefanten geradezu als Straßenbauer anzusehen. Das leitende Mitglied einer Herde geht ruhig durch den Wald, unbekümmert durch das Unterholz, welches er unter seinen breiten Füßen zusammentritt, unbekümmert auch um die Aeste, welche von stärkeren Bäumen herabhängen, denn diese werden einfach mit dem Rüssel abgebrochen und bis auf die stärkeren Theile verspeist. In bergigen Gegenden werden die Wege mit einer Klugheit angelegt, welche selbst menschliche Straßenbauer in Erstaunen setzen. Englische Baumeister versichern, daß die Elefanten, wenn sie Gebirge überschreiten, stets die am günstigsten gelegenen Sättel auszuwählen und alle Regeln zur Ueberwindung bedeutender Steilungen aufs geschickteste zu benutzen verstehen.

Die Plumpheit unserer Thiere ist überhaupt nur eine scheinbare. Der Elefant ist in Allem sehr geschickt. Für gewöhnlich geht er einen ruhigen, gleichmäßigen Paß, wie das Kamel und

die Giraffe; dieser ruhige Gang aber kann so beschleunigt werden, daß ein Reiter Mühe hat, dem trabenden Elefanten nachzukommen. Andererseits versteht dieser es, so leise durch den Wald zu schleichen, daß man ihn kaum noch gehen hört. Beim Ueberschreiten sehr bedeutender Steilungen wird der Elefant geradezu zum kletternden Thier. Bergauf also geht die Wanderung noch ganz leidlich; bergab dagegen hat das schwere Thier selbstverständlich wegen seines ungeheuern Gewichtes noch größere Schwierigkeiten zu überwinden. Das kluge Geschöpf weiß sich zu helfen. Es kniet am Rande des Abhangs nieder, so daß seine Brust auf den Boden zu liegen kommt und schiebt nun seine Vorderbeine höchst bedächtig vor sich her, bis sie irgendwo wieder Halt gewonnen haben. Hierauf zieht es die Hinterbeine nach und so gelangt es gleitend und rutschend nach und nach in die Tiefe herab. Zuweilen kommt es übrigens doch vor, daß der Elefant auf seinen nächtlichen Wanderungen einen schweren Fall thut.

Der alte Glaube, daß der Elefant sich nicht niederlegen könne, wird von jedem, den wir in Thierschaubuden sehen, aufs gründlichste widerlegt. Allerdings schläft der Elefant nicht immer im Liegen, sondern oft auch im Stehen: wenn er es sich aber bequem machen will, läßt er sich mit derselben Leichtigkeit, mit welcher er sich anderweitig bewegt, nieder oder erhebt sich vom Lager. Nicht minder vortrefflich versteht der ungeschlachte Gesell das Schwimmen. Er wirft sich mit wahrer Wollust in das Wasser und versenkt sich nach Belieben in die Tiefe desselben. Falls es ihm gefällt, schwimmt er in gerader Richtung über die breitesten Ströme hinweg.

Die wunderbarsten Bewegungen, deren der Elefant überhaupt fähig ist, führt er mit seinem Rüssel aus. Dieses herrliche Werkzeug ist ebenso ausgezeichnet wegen seiner gewaltigen Kraft, als wegen der Manchfaltigkeit der Biegungen und Drehungen, deren es fähig ist, oder der Geschicklichkeit, mit welcher es Etwas ergreifen kann. Mit dem fingerartigen Fortsatz am Ende erfaßt der Elefant die kleinsten Dinge, leichte Silbermünzen oder Papierschnitzel zum Beispiel, und mit demselben Rüssel bricht er ziemlich starke Bäume um. Man kann eben nur sagen, daß der Rüssel zu jeder Arbeit und in jeder Richtung gebraucht werden kann; denn es würde geradezu unmöglich sein, Alles zu beschreiben, was das Thier mit seiner langen Nase auszuführen im Stande ist.

Nächst dem Rüssel benutzt der Elefant auch die Zähne zu mancherlei Arbeiten. Er hebt mit ihnen Lasten auf, wälzt Steine um, wühlt Löcher und gebraucht sie endlich wohl auch als Waffen zur Abwehr oder zum Angriff; schont sie übrigens so viel als möglich.

Alle höheren Fähigkeiten des Elefanten stehen im Einklang mit den bereits erwähnten Begabungen. Er zeichnet sich durch Sinnenschärfe aus. Das Gesicht ist nicht besonders entwickelt; wenigstens sind alle Jäger der Meinung, daß das Gesichtsfeld des Thieres ein sehr beschränktes ist. Um so besser aber sind Geruch und Gehör. Geschmack und Gefühl sind, wie man an Gefangenen sich leicht überzeugen kann, verhältnißmäßig fein. Von dem scharfen Gehör des Elefanten wissen alle Jäger zu berichten. Der geringste Laut ist hinreichend, um einen Elefanten aufmerksam zu machen; das Brechen eines kleinen Zweiges genügt, um seine ruhige Behäbigkeit zu unterbrechen. Der Geruch ist fast ebenso scharf, wie bei den Wiederkäuern: jeder geübte Jäger vermeidet es sorgfältig, sich weidenden Elefanten mit dem Winde zu nähern. Im Rüssel hat auch der Tastsinn seinen bevorzugten Sitz und zumal der fingerförmige Fortsatz an der Spitze desselben wetteifert an Feinheit der Empfindung mit dem geübten Finger eines Blinden.

Die geistigen Fähigkeiten des Elefanten werden von Allen, welche mit den Thieren zu thun haben, in ihrem vollen Werthe anerkannt. Scharfer, überlegender Verstand läßt sich gar nicht verkennen, und im Umgang mit dem Menschen entwickelt sich dieser Verstand zuletzt zu einer wahrhaft bewunderungswürdigen Höhe. Der Elefant steht den klügsten Säugethieren, dem Hunde und dem Pferd, ziemlich gleich. Er überlegt, bevor er handelt; er verbessert und vervollkommnet sich mehr und mehr; er ist für Lehre empfänglicher, als jedes andere Thier und erwirbt sich mit der Zeit einen wahren Schatz von Kenntnissen. Ein wilder und ein zahmer Elefant sind gar nicht mehr zu vergleichen: beim ersten beherrscht die angeborne Scheu und Vorsicht die herrlichen Verstandesgaben, beim letzteren ist der Verstand zur vollsten Entwickelung gelangt. Für diese Behauptung ließen sich aus den vielen Geschichten, welche von Elefanten erzählt werden, leicht die nöthigen Beweise finden. Zwei Belege mögen genügen. Ein Kaffeepflanzer erzählte Tennent, daß er mehr als ein Mal beobachtet habe, wie die wilden Elefanten bei Gewitter plötzlich die Wälder verließen und sich fern von allen Bäumen auf freie Wiesenflächen lagerten, solange die Blitze leuchteten und der Donner noch rollte! Diese einzige Angabe spricht für den Verstand unserer Thiere besser, als die ausführlichste Geschichte: sie zeigt uns den Elefanten wie er ist, wenn er einzig und allein auf sich selbst angewiesen ist. In der Gefangenschaft, im Umgange mit dem Menschen tritt die hohe Begabung des Thieres aber

noch schärfer hervor. „Eines Abends", sagt Tennent, „ritt ich in der Nähe von Kandy durch den Wald. Plötzlich stutzte mein Pferd über ein Geräusch, welches aus dem ziemlich dichten Wald herübertönte und in einer Wiederholung von dumpfen wie „Urmf, Urmf" klingenden Lauten bestand. Dieses Geräusch erklärte sich beim Näherkommen. Es rührte von einem zahmen Elefanten her, welcher eben mit harter Arbeit beschäftigt und ganz auf sich selbst angewiesen, d. h. ohne Führer war. Er bemühte sich nach Kräften, einen schweren Balken, welchen er über seine Zähne gelegt hatte und wegen des engen Weges nicht gut fortbringen konnte, wegzutragen. Die Enge des Pfades zwang ihn, sein Haupt beständig bald nach dieser, bald nach jener Seite zu kehren, sonst hätte er gar nicht durchkommen können. Diese Anstrengung eben erpreßte ihm die beschriebenen mißwilligen Töne. Als das kluge Thier uns erblickte, erhob es sein Haupt, besah uns einen Augenblick, warf plötzlich den Balken weg und drückte sich rückwärts gegen das Unterholz, um uns den Weg frei zu machen. Mein Pferd zögerte, der Elefant bemerkte dies, drückte sich noch tiefer in das Dickicht und wiederholte sein „Urmf", aber entschieden in viel milderem Tone, offenbar in der Absicht, uns zu ermuthigen. Noch zitterte mein Pferd. Ich war viel zu neugierig auf das Beginnen der beiden klugen Geschöpfe, als daß ich mich eingemengt hätte. Der Elefant wich weiter und weiter zurück und wartete ungeduldig auf unseren Vorüberzug. Endlich betrat mein Pferd den Weg, zitternd vor Furcht. Wir kamen vorüber, und augenblicklich trat der Elefant aus dem Dickicht hervor, erhob seine Last von neuem und setzte seinen mühseligen Weg fort, wie vorher."

Der wildlebende Elefant zeigt übrigens mehr Einfalt als Klugheit. Seine Geistesfähigkeiten erheben sich nicht einmal zur List. Die reiche Natur, welche ihn umgibt und ernährt, überhebt ihn der Nothwendigkeit, seinen Verstand anzustrengen. Er lebt deshalb ein ruhiges und harmloses Leben. Dem Beobachter will es zuerst scheinen, als wäre er das stumpfsinnigste aller Geschöpfe. Sobald aber Angst oder Besorgniß über ihn kommt und ihn zum Handeln zwingt, unterschätzt Niemand mehr seine Geistesgaben.

Es ist ganz falsch, wenn von dem Elefanten behauptet wird, daß er ein furchtbares Thier sei. Sein Wesen ist mild und ruhig. Er lebt eigentlich mit jedem Geschöpf in Freundschaft und Frieden. Ungereizt greift er niemals an, ja, im Gegentheil, er weicht allen Thieren, selbst kleinen, ängstlich aus. „Der ärgste Feind des Elefanten", sagt Tennent, „ist — die Fliege." — „Eine Maus", behauptet Cuvier, „entsetzt den zahmen Elefanten, daß er zittert." Alle die so schön ausgedachten Erzählungen von Kämpfen zwischen Elefant und Nashorn oder Elefant, Löwe und Tiger müssen unerbittlich in das Reich der Fabel gezogen werden. Jedes Raubthier hütet sich, den Elefanten anzugreifen, und dieser gibt keinem Geschöpf Veranlassung zum Zorn oder zur Rachsucht. Einzelne Thiere, namentlich einzelne Vögel, leben sogar in besonderer Freundschaft mit ihm. Es sind dies in Südafrika die Madenhacker (Buphaga africana), im nördlichen die kleinen Kuhreiher (Ardeola Bubulcus). Letztere gehören wesentlich zum Bilde des afrikanischen Elefanten. Man kann sich auch schwerlich einen hübscheren Anblick denken, als einen der gewaltigen, dunklen Riesen im ruhigen Dahinschreiten, auf welchem ein ganzes Dutzend der anmuthigen, blendend weißen Vögel sitzt oder herum wandelt, der eine ruhend, und der andere sich putzend, der dritte alle Falten der Haut untersuchend und hier und dort jagend, ein Kerbthier oder einen Egel, den sich der Elefant bei seinem nächtlichen Bade geholt, pickend aufnehmend.

Jede Elefantenherde ist eine große Familie und umgekehrt jede Familie bildet ihre eigene Herde. Die Zahl solcher Gesellschaft kann sehr verschieden sein; denn die Herde kann von zehn, funfzehn, zwanzig Stück anwachsen bis auf Hunderte. Die Familie bildet einen geschlossenen Verband unter sich. Kein anderer Elefant findet Zutritt und derjenige, welcher so unglücklich war, durch irgend welchen Zufall von einer Herde wegzukommen, vielleicht übrig zu bleiben oder aus der Gefangenschaft zu entfliehen, ist gezwungen, ein Einsiedlerleben zu führen. Er mag weiden in der Nähe der Herde, dieselben Trink- und Badeplätze besuchen; er mag der Familie nachziehen, wohin sie auch will; immer muß er in einer gewissen Entfernung sich halten; niemals wird er in den eigentlichen Familienkreis aufgenommen. Wagt er sich einzudrängen, so gibt es Schläge und Stöße von allen Seiten; selbst das harmloseste Elefantenweib schlägt mit seinem Rüssel auf ihn los. Solche Elefanten werden von den Indiern Gundahs, oder, falls sie sich bösartig zeigen, Rogues genannt. Sie sind vorzugsweise gefürchtet. Während die Herde ruhig und still ihres Weges geht, dem Menschen immer ausweicht und nur im äußersten Nothfall sich an ihm vergreift; während sie sogar sein Besitzthum achtet, kennen die Rogues derartige Rücksichten nicht: das einsame, unnatürliche Leben hat sie erbittert und wüthend gemacht. Auf sie werden in Indien besondere Jagden angestellt, und Niemand hat mit einem Rogues

Mitleiden; man mag ihn nicht einmal in der Gefangenschaft haben. Die Indier, welche wir unbedingt als die größten Elefantenkenner betrachten müssen, versichern, daß jede Familie sich durch ihre Aehnlichkeit auszeichnet, und die Engländer bestätigen, daß manche Indier Familienangehörige einer Herde mit aller Sicherheit erkennen, die Familie mag zerstreut sein, wie sie will. In allen Herden überwiegen die Weibchen entschieden; in manchen gibt es gar keine männlichen Elefanten, wahrscheinlich, weil sie der größeren Zähne wegen den Nachstellungen bereits zum Opfer gefallen waren. Durchschnittlich kann man annehmen, daß auf einen männlichen sechs bis acht weibliche Elefanten kommen.

Der klügste Elefant pflegt der Herde vorzustehen. Er kann männlichen oder weiblichen Geschlechts sein, je nach den Umständen. Sein Amt ist, die Herde zu führen, auf alle Gefahren zu achten, die Gegend zu untersuchen, kurz für die Sicherheit derselben beständig Sorge zu tragen. Alle wilden Elefanten sind, wie bemerkt, im höchsten Grade scheu und vorsichtig; der Leitelefant aber zeigt diese Eigenschaften gleichsam verzehnfacht. Sein Amt ist ein sehr mühevolles: er ist so zu sagen ununterbrochen in Thätigkeit. Aber dafür lohnt ihn auch der unbedingteste Gehorsam seiner Untergebenen. Widerspruch gegen seine Anordnungen kommt niemals vor; er geht voran, und alle übrigen folgen ihm rücksichtslos nach und sei es in das Verderben.

Der Reichthum ihrer Waldungen ist so groß, daß die edlen Thiere eigentlich niemals Mangel leiden, und weil sie beständig an Oertlichkeiten leben, in welchen es Nahrung in Hülle und Fülle gibt, erscheinen sie auch weder gefräßig, noch begierig. Sie brechen die Zweige von allen Bäumen; gleichsam als geschähe es zu ihrem Vergnügen, fächeln sich mit ihnen, vertreiben die so gehaßten Fliegen und verzehren sie dann allgemach, nachdem sie dieselben einigermaßen zusammengebrochen haben. Kommt eine Elefantenherde auf einen mit saftigem Gras bewachsenen Platz, so weidet sie davon, packt mit dem Rüssel einen hübschen Busch, reißt ihn mit sammt den Wurzeln aus dem Boden, klopft diese Wurzeln gegen einen Baum, um sie von der ihnen anhängenden Erde zu befreien und steckt sie sich dann einen nach dem anderen in den Schlund. Auf den nächtlichen Weidegängen wird wohl auch ab und zu einmal ein Feld besucht, und dann freilich thut die Herde in ihm großen Schaden. Aber schon das einfachste Scheusal oder die leichteste Umzäunung genügt, um die Elefanten von den Feldern abzuhalten.

In den Gebirgen von Habesch zwingt der Wechsel der Jahreszeiten die Elefanten zu regelmäßigen Wanderungen. Im Bogoslande ziehen sie auf ziemlich streng eingehaltenen Wegen alljährlich zwei Mal auf und nieder, also vier Mal an einem Orte vorüber, — so bei der Ortschaft Mensa. Der Wassermangel treibt sie in die tiefsten Flußthäler hinab. Alle Wanderungen geschehen selbstverständlich nur des Nachts.

Wie die Nahrung, führt der Elefant auch seine Getränke mit Hilfe des Rüssels zum Munde; er saugt beide Röhren desselben voll und spritzt sich den Inhalt dann in das Maul. Sobald eine Herde an das Wasser kommt, ist dies ihr nächstes Geschäft, und erst wenn der Durst gestillt ist, denken die Thiere daran, in derselben Art und Weise ihren Körper zu nässen. Der Rüssel ist übrigens nicht blos zum Auffaugen des Wassers, sondern auch zur Aufnahme von Sand und Staub geeignet. Diese Stoffe werden angewendet, um die so lästigen Kerbthiere zu verscheuchen.

Die Vermehrung unserer Landriesen ist nur eine geringe. Auch in der Gefangenschaft hat man Fälle ihrer Fortpflanzung beobachtet und dabei erfahren, daß die Tragzeit 20 Monate und 18 Tage dauerte. Fast alle Beobachter sind darin einstimmig, daß die Liebe der Mutter zu ihrem eigenen Kinde nicht besonders groß ist; dagegen bemerkte man, daß sich alle weiblichen Elefanten eines Jungen mit großer Zärtlichkeit annehmen.

Ein Elefant wächst 20 bis 24 Jahre, ist aber wahrscheinlich schon im 16. Jahr vollkommen entwickelt. Der erste Zahnwechsel findet im zweiten, der zweite im sechsten, der dritte im neunten Lebensjahre statt. Später dauern seine Zähne länger aus. Das Alter, welches das Thier überhaupt erreichen kann, wird sehr verschieden angegeben. Tennent spricht von Elefanten, welche über hundert Jahre in der Gefangenschaft gelebt haben sollen, stellt jedoch vorher eine beglaubigte Todtenliste von denen auf, welche durch die Regierung verwendet wurden; aus dieser Liste geht hervor, daß von 138 Gefangenen nach Ablauf von 20 Jahren nur ein einziger noch lebte. — Andere Beobachter nehmen an, daß wilde Elefanten 150 Jahre alt werden können. Der Elefant steht leider auch schon auf der Reihe derjenigen Thiere, welche ihrem Untergang verfallen sind. Man jagt die edlen Geschöpfe nicht, um sich wegen des von ihnen verübten Schadens zu rächen, sondern des kostbaren Elfenbeins halber, und hat deshalb schon lange einen Vernichtungskrieg gegen sie geführt. Der Schaden, welchen die Thiere anrichten, ließe sich ertragen, denn die Herden bleiben in ihren Wäldern. Allein zu den Verfolgern des Elefanten

gesellt sich eine Sorte von Jägern, die aus reiner Liebhaberei diese Jagd betreiben und die um ihrer unersättlichen Jagdlust zu fröhnen, jede Creatur unbarmherzig niederschießen. Die meisten von ihnen betragen sich der Jagd, welche sie betreiben, vollkommen unwürdig. Es sind hauptsächlich Engländer, welche der Elefantenjagd obliegen, und deren Rohheit ist bekannt genug. Beweise für das Gesagte finden sich nur allzu zahlreich in den Jagdberichten von Gordong Cumming aus Afrika. Aber auch die Jäger in Indien machen es nicht besser. Diese prahlenden Elefantenjäger haben einen guten Theil ihrer Beute in den Corrals oder Fangplätzen erlegt. Sie haben die in einem engen Raum eingepferchten Thiere kaltblütig niedergeschossen und dann verfaulen lassen, aus dem einfachen Grunde, um in ihr schändliches Jagdregister einige Zahlen mehr eintragen zu können. Sie haben Alte und Junge zusammengeschossen, ohne die Leichname nützen zu können. Zu solchen Scheußlichkeiten sind von den sogenannten gebildeten Völkern wahrhaftig nur Engländer fähig!

Die wahren Elefantenjäger gehen ihrem Wilde im großen, freien Walde nach und erlegen sie, um das Elfenbein zu gewinnen. Ihre Jagd mag entschuldigt sein; sie ist wenigstens kein feiges Meucheln. Der Jäger setzt dabei sein Leben ein. Eingeborene, welche die Gewehre tragen, spüren das Wild aus. Der Jäger nähert sich so weit als möglich und feuert aus einer zweiläufigen Büchse eine Kugel, unmittelbar hinter dem Ohr in den Schädel. Gute Schützen brauchen höchst selten noch den zweiten Lauf ihres Gewehrs und oft schon haben einzelne Jäger mit jedem Laufe der Büchse einen Elefanten erlegt.

Die Neger im Westen Afrikas flechten im Walde die Schlingpflanzen netzartig zusammen, jagen dann die Elefanten nach den so eingezäunten Stellen hin, verfolgen sie und schleudern, wenn die Thiere unschlüssig vor den verschlungenen Ranken stehen bleiben, Hunderte von Lanzen in den Leib der stärksten und größten, bis sie zusammenbrechen. In ähnlicher Weise mögen wohl auch die Neger am weißen Flusse jagen. Sie liefern einen guten Theil des afrikanischen Elfenbeins, und man hat eigentlich noch nie recht gewußt, wie sie diesen kostbaren Stoff erlangen. Nach glaubwürdigen Nachrichten sollen sie Fallgruben anlegen, in welche die Elefanten auf ihren nächtlichen Weidegängen hinabstürzen. Noch ist zu erwähnen, daß nächst den Stoßzähnen, dem kostbarsten Theil der Beute, hier und da auch das Fleisch, zumal der Rüssel und die Füße und die Haut benutzt werden. Die eigentlichen Muskeln sind so hart und zähe, daß sie nur von einem Negergebiß zermalmt werden können.

Weit anziehender und menschlicher ist die Art und Weise, wilde Elefanten lebend in seine Gewalt zu bekommen, um sie zu zähmen. Hier gilt es, sehr kluge Thiere doch noch zu überlisten, Wildlinge zu zähmen und dem Dienst des Menschen unterthan zu machen. Die Indier sind gegenwärtig die Meister in dieser Kunst. Unter ihnen gibt es eine förmliche Zunft von Elefantenjägern, Panikis genannt, welche der Fährte eines Elefanten folgen, wie ein guter Hund der Spur eines Hirsches folgt. Ihre einzige Waffe ist eine feste und dehnbare Schlinge aus Hirsch- oder Büffelhaut, welche sie, wenn sie allein zum Fang ausziehen, dem von ihnen bestimmten Elefanten um den Fuß werfen. Dies geschieht, indem sie ihm unhörbaren Schrittes auf seinem Wege folgen und im günstigen Augenblick die Schlinge um den Fuß werfen oder selbst, wenn er ruhig steht, um ein Bein hin und her schlingen. Wie sie es anstellen, unbemerkt an das so furchtsame Thier heranzukommen, ist und bleibt ein Räthsel. Und während der Eine die Schlinge um den Fuß legt, schlingt sie der Andere bereits an einem Baume fest, und sollte kein solcher in der Nähe sein, so erzürnt der Eine den Elefanten und lockt ihn nach einer Baumgruppe hin, um deren stärksten Stamm dann der Andere den Strick befestigt und dadurch die Verfolgung endet. Der gefangene Elefant ist natürlich rasend, aber die Fänger wissen ihm zu begegnen. Sie kennen ihn genau, und zähmen ihn in verhältnißmäßig kurzer Zeit.

Zuerst gebrauchen sie alle Schreckmittel: brennendes Feuer, Rauch u. dergl.; dann lassen sie ihren Gefangenen hungern und dürsten, gönnen ihm keine Ruhe und ängstigen und matten ihn ab, so viel als möglich. Später ändern sie ihr Betragen vollständig um und erweisen ihm nur Liebes und Gutes. Kurz und gut, sie wenden hier unbeschreibliche Künste an, und es gelingt ihnen nach wenig Monaten, ihren anfangs rasenden Zögling zu einem ihrem Willen unterwürfigen Geschöpf umzuwandeln. Ein Europäer ist nicht im Stande, diesen Leuten auf derartigen Zügen zu folgen, wohl aber bietet sich ihm mitunter Gelegenheit, an den großartigen Treiben theilzunehmen, welche Hunderte von Elefanten auf einmal in die Gewalt des Menschen bringen. Einen solchen Elefantenfang hat Tennent in so anziehender und ausführlicher Weise beschrieben, daß wir ihn mit dessen eigenen Worten wieder geben.

„An einer kühlen und angenehmen Stelle des Waldes fanden wir die luftigen Wohnungen, welche für uns in der Nähe des Corrals (Fangraum) hergestellt worden waren. Man hatte

Hütten aus Zweigen erbaut und mit Palmblättern und Gras bedeckt; man hatte einen hübschen Saal zum Speisezimmer errichtet, Küchen, Ställe erbaut und nach besten Kräften für unsere Bequemlichkeit gesorgt. Dies Alles war von den Eingeborenen im Laufe weniger Tage ausgeführt worden."

„Die Zeit des Jahres, welche man zum Fange wählt, ist natürlich diejenige, die dem Anbau der Reisfelder am wenigsten Eintrag thut, die Zeit zwischen der Ernte und der Aussaat. Das Volk selbst hat, ganz abgesehen von der Aufregung und dem Genuß der Jagd, seinen eigenen Vortheil dabei, die Zahl der Elefanten zu vermindern, da diese ihren Gärten und ihren aufwachsenden Ernten ernsten Schaden zufügen. Eine große Zahl von Bauern finden überdies willkommene Arbeit auf viele Wochen; denn sie haben die Pfähle zu pflanzen, Pfade durch das Sumpfrohr auszuhauen und die Treiber abzulösen, von welchen die Elefanten umringt und herangetrieben werden sollen."

„Als Platz der Jagd wählt man einen, der an einer alten und viel betretenen Straße dieser Thiere liegt, auf welcher sie gewöhnlich nach Nahrung und Wasser zu wandern pflegen; namentlich ist die Nähe eines Stromes unerläßlich, nicht nur, um den Elefanten den nöthigen Wasservorrath zu bieten, während man sie der Umzäunung zu nähern sucht, sondern auch, um ihnen nach dem Fang während des Zähmungsverfahrens eine Gelegenheit zum Baden und zum Abkühlen verschaffen zu können. Bei der Errichtung der Corrals vermeidet man es sorgfältig, die Bäume oder das Unterholz innerhalb des geschlossenen Raumes zu vernichten, namentlich auf der Seite, von welcher die Elefanten kommen sollen, da es ein wesentliches Erforderniß ist, ihnen die Einpfählung soviel als möglich durch das dichte Laub zu verbergen."

„Die zum Bau verwendeten Stämme haben 10 bis 12 Zoll im Durchmesser; man bringt sie etwa drei Fuß tief in die Erde, so daß noch 12 bis 15 Fuß über dem Boden bleiben. Zwischen jedem Paar Pfählen bleibt Raum genug, daß ein Mann hindurchschlüpfen kann. An die so aufgerichteten Säulen befestigt man mit biegsamen Schlingpflanzen oder mit Rohr Querbalken, und das Ganze wird dann noch durch eine Art Gabeln gestützt, welche die Querbalken fassen und es verhindern, daß das Pfahlwerk durch einen Anprall der wilden Elefanten nach außen gedrängt werde. Der also eingeschlossene Platz war ungefähr fünfhundert Fuß lang und halb so breit. An dem einen Ende war ein Eingang offen gelassen, der jeden Augenblick durch Schiebebalken verschlossen werden konnte, und von jeder Ecke des Endes, wo die Elefanten herkommen sollten, zogen sich zwei Linien derselben starken Einzäunung auf beiden Seiten hin, ebenfalls sorgfältig von Bäumen verdeckt. Wäre nun also die Herde nicht durch den offen gelassenen Eingang hineingekommen, sondern rechts oder links abgeschweift, so würden sie hier ein Hinderniß gefunden und sich genöthigt gesehen haben, die alte Richtung nach dem Eingang zu wieder einzuschlagen. Endlich war auf einer Gruppe Bäume für die Gesellschaft des Statthalters eine Schaubühne errichtet worden, welche die ganze Einfassung übersehen ließ, so daß man das gesammte Verfahren vom ersten Eintreten der Herde in die Einfassung bis zum Herausführen der gefangenen Elefanten beobachten konnte."

„Wenn nun der Corral fertig ist, beginnen die Treiber ihr Werk. Sie haben oft einen Umfang von vielen Meilen zu umstellen, damit die Anzahl der Elefanten ansehnlich genug werde, und die anzuwendende Vorsicht verlangt viel Geduld. In keinem Fall darf man die Elefanten beunruhigen; sonst möchten sie leicht die entgegengesetzte Richtung einschlagen. Die Thiere sind äußerst friedlich und wünschen nur in Stille und Sicherheit zu weiden. Vor der geringsten Störung weichen sie zurück, und dies muß man nun so benutzen, daß man sie gerade nur so viel beunruhigt, daß sie langsam in der gewünschten Richtung vorgehen. Auf diese Weise werden dann verschiedene Herden zusammengetrieben und Tag für Tag bringt man sie langsam vorwärts, dem Corral zu. Wird ihr Argwohn rege, zeigen sie Unruhe und Befürchtung, so ergreift man schärfere Maßregeln, um ihr Entkommen zu verhindern. Aller zehn Schritte wird rings um den Plan, in welchem man sie schon beisammen hat, ein Feuer angezündet und Tag und Nacht unterhalten. Die Treiber steigen bis auf zwei- bis dreitausend; es werden Fußwege durch den Dschungel hergestellt, um die ganze Linie in steter Verbindung zu erhalten. Auf diese Weise werden endlich die Elefanten so dicht an die Einzäunung getrieben, daß sich der Treibergürtel an beiden Flügeln an das Ende des Corrals anlehnt; das Ganze bildet nun einen Umkreis von ziemlich einer Stunde, und man wartet nun blos noch auf das Zeichen zum Schlußtreiben."

„Diese Vorbereitungen hatten zwei volle Monate in Anspruch genommen und waren nun eben soweit vollendet, als wir ankamen und unseren Platz auf der oben erwähnten Schaubühne einnahmen, von welcher wir den Eingang zum Corral übersehen konnten. Drei verschiedene



Indischer Elefant.

Herden, zusammen 40 bis 50 Elefanten, waren umzingelt und lagen gerade in dem Dschungel und bei der Einpfählung verborgen. Jeder Laut wurde vermieden. Plötzlich wurde das Zeichen gegeben, und die Stille des Waldes wurde von den Rufen der Wachen, dem Rollen der Trommeln und dem Knattern der Gewehre unterbrochen. Man begann an dem entferntesten Punkte und trieb so die Elefanten immer näher dem Eingange des Corrals zu. Die Treiber entlang der Linie waren nur so lange still, bis die Herde an ihnen vorüber war. Dann stimmten sie in das allgemeine Geschrei der Anderen hinter ihnen nach Herzenslust ein."

„Endlich zeigte das Knacken der Zweige und das Prasseln des Unterholzes die Näherkunft der Elefanten an. Ihr Führer brach aus dem Dschungel heraus und stürzte wild vorwärts bis auf dreißig Ellen Entfernung vom Eingang des Corrals. Die ganze Herde folgte ihm: noch einen Augenblick und sie wären in die offene Thür hineingestürzt, als sie plötzlich rechts umschwenkten und, trotz der Jäger und Treiber, ihrem früheren Platz im Dschungel wieder zueilten. Der Oberste der Treiberaufseher kam vor und erklärte ihren Durchbruch dadurch, daß ein wildes Schwein plötzlich aus seinem Lager herausgekommen und dem Leitthiere der Herde über den Weg gelaufen sei. Er fügte hinzu, daß es bei dem aufgeregten Zustande der Herde Wunsch der Jäger wäre, ihre letzte Anstrengung bis zum Abend zu verschieben, wo ihnen die Dunkelheit, die Feuer und die Fackeln um so mächtigere Gehilfen sein würden."

„Nach Sonnenuntergang wurde der Schauplatz von außerordentlichem Interesse. Die niedrigen Feuer, die offenbar im Sonnenlichte nur gedampft hatten, glühten nun wieder düster roth in der Dunkelheit und warfen ihren Schein über die Gruppen. Wirbelnd stieg der Rauch durch das reiche Laubwerk der Bäume. Die Schaaren der Zuschauer beobachteten tiefe Stille. Kein Laut war hörbar, als das Summen der Kerbthiere. Auf einmal brach wiederum das Rollen einer Trommel und gleich darauf Gewehrfeuer durch die Stille. Dies war das Zeichen für den erneuten Angriff. Rufend und lärmend betraten die Jäger den Kreis. Trockene Blätter und Reiser wurden auf die Wachtfeuer geworfen, bis sie emporloderten und ringsum eine Flammenlinie bildeten, nur nicht nach dem Corral zu, wo man aufs sorgfältigste die Dunkelheit zu bewahren wußte. Dorthin begaben sich denn nun die erschreckten Elefanten, hinter sich das Getöse und das Gellen ihrer Verfolger. Sie näherten sich mit rasender Eile, das Unterholz niedertretend und die trockenen Zweige zerknickend. Das leitende Thier erschien dem Corral gegenüber, hielt einen Augenblick inne, starrte wild um sich, stürzte dann über Hals und Kopf durch das offene Thor und die ganze Herde ihm nach. Der gesammte Umfang des Corrals, der bis zu diesem Augenblicke in tiefste Dunkelheit gehüllt gewesen war, strahlte nun, wie durch Zauberei, plötzlich von tausend Lichtern wieder. Denn im Augenblick, wo die Elefanten hinein waren, rannte jeder Jäger mit einer Fackel herbei, die er am nächsten Wachtfeuer angezündet hatte."

„Zuerst stürmten die Elefanten bis zum äußersten Ende der Einpfählung; da sie aber hier Widerstand fanden, schossen sie zurück, um das Thor zu erreichen. Sie fanden es natürlich verschlossen. Ihr Schrecken war entsetzlich. Sie eilten rings im Corral in reißend schnellen Schritten umher, sahen ihn aber nun von Feuer umringt. Sie versuchten das Pfahlwerk zu durchbrechen, wurden jedoch mit Speren und Fackeln zurückgetrieben; überall, wo sie sich näherten, kam ihnen Geschrei und Gewehrfeuer entgegen. Dann sammelten sie sich in eine einzige Gruppe, hielten einen Augenblick in offenbarer Bestürzung inne, traten dann in einer anderen Richtung auf, als wenn ihnen plötzlich eine Stelle eingefallen wäre, die sie vorher übersehen gehabt hätten. Aber immer wieder abgewiesen, kehrten sie langsam zu ihrem Ruheplatze inmitten des Corrals zurück."

„Länger als eine Stunde durchtrabten die Elefanten den Corral und griffen mit unermüdlicher Kraft die Pfähle an. Nach jedem fehlgeschlagenen Versuch trompeteten und kreischten sie vor Wuth. Wieder und wieder strebten sie, das Thor zu erstürmen, als wenn sie wüßten, daß es einen Ausgang bieten müsse, da es ja doch zum Eingang gedient hatte; aber betäubt und verwirrt wichen sie immer zurück. Nach und nach wurden ihre Anstrengungen seltener; einzelne Thiere rannten hier- und dorthin und kehrten dann düster zu ihren Genossen zurück. Endlich bildete die ganze Herde, verdutzt und erschöpft, eine einzige Gruppe mit den Jungen in der Mitte, und so standen sie regungslos unter den düsteren Schatten der Bäume, mitten in dem Corral.

„Es wurden nun Anstalten getroffen, während der Nacht Wache zu halten. Die Zahl der Wächter rund um die Einfriedigung wurde verstärkt und den Feuern frische Nahrung gegeben, damit sie bis Sonnenaufgang hoch emporflammten."

„Ursprünglich waren von den Treibern draußen drei Herden umstellt worden; aber mit eigenthümlicher Vorausahnung hatten die drei sich einander fern gehalten. Als nun das Schluß-

treiben stattfand, so war nur eine Herde in den Corral gekommen, weil die anderen beiden sich noch zurückhielten. Da nun das Thor augenblicklich hinter der ersten Abtheilung geschlossen werden mußte, so waren die beiden anderen natürlich ausgesperrt und blieben noch im Dschungel verborgen. Bei Tagesanbruch fanden wir am Corral alles still und wachsam. Man ließ die Feuer ersterben, als die Sonne aufging. Die Elefanten standen nunmehr drinnen in einer dicht gedrängten Gruppe zusammen, nicht mehr ungestüm und stürmisch, sondern erschöpft und ruhig und gänzlich gebrochen durch Furcht und vor Erstaunen über Alles, was um sie herum vorgegangen war. Nur ihrer neun waren bis jetzt gefangen, darunter drei sehr große und zwei kleine, nur ein paar Monate alte."

„Draußen schickte man sich nun an, zahme Elefanten in den Corral zu führen, damit diese die Gefangenen fest machen möchten. Die Schlingen waren bereit, und endlich zog man behutsam die Stämme weg, die den Eingang geschlossen, und zwei abgerichtete Elefanten gingen leise hinein, jeder von seinem Führer und einem Diener geritten und mit einem starken Halsband versehen, von welchem herab auf beiden Seiten Stricke von Antilopenhaut mit einer Schlinge hingen. Zugleich mit ihnen und hinter ihnen verborgen kam der Führer der Schlingenmänner hereingekrochen, begierig, sich die Ehre zu sichern, den ersten Elefanten fest zu machen. Es war ein behender, kleiner Mann, ungefähr siebzig Jahre alt, der sich in solchen Diensten bereits zwei silberne Spangen als Ehrenzeichen erworben hatte. Er wurde von seinem Sohne begleitet, welcher wegen seines Muthes und seiner Geschicklichkeit gleich berühmt war."

„Bei dieser Jagd waren zehn zahme Elefanten zur Verfügung. Einer derselben war von ungemeinem Alter und bereits im Dienste der holländischen und der englischen Regierung seit mehr denn einem Jahrhundert. Der andere, Namens Siribeddi, war etwa funfzig Jahre alt und durch sanftes und gelehriges Wesen ausgezeichnet. Siribeddi war eine vollendete Sirene, und ein solcher Fang war nun ganz und gar nach ihrem Geschmacke. Geräuschlos betrat sie den Corral und ging langsam mit schlauem Blick, aber anscheinend sehr gleichgültig vorwärts. Ganz gemüthlich schlenderte sie in der Richtung nach den Gefangenen hin und blieb hin und wieder stehen, um ein wenig Gras oder einige Blätter im Vorbeigehen zu pflücken. Als sie sich den eingeschlossenen wilden Elefanten näherte, kamen diese ihr entgegen, und ihr Anführer strich sie sanft mit seinem Rüssel über den Kopf, wandte sich dann um und ging langsam zu seinen niedergeschlagenen Gefährten zurück."

„Siribeddi folgte ihm mit demselben gleichgiltigen Schritte und stellte sich dicht hinter ihm auf, so daß der alte Mann unter ihr hinkriechen und seine Schlinge um den Hinterfuß des wilden Elefanten gleiten lassen konnte. Derselbe bemerkte augenblicklich seine Gefahr, schüttelte das Seil ab und wandte sich zum Angriff gegen den Mann. Dieser würde seine Keckheit schwer gebüßt haben, hätte nicht Siribeddi ihn mit ihrem Rüssel beschützt und den Angreifer in die Mitte der Herde getrieben. Der Alte war nur leicht verwundet und verließ den Corral, während sein Sohn Raughanie seine Stelle einnahm. Die Herde stellte sich wieder in einen Kreis mit den Köpfen in der Mitte zusammen. Zwei zahme Elefanten drängten sich keck zwischen sie und zwar so, daß sie das größte Männchen in die Mitte nahmen. Dieses leistete keinen Widerstand, zeigte aber doch sein Unbehagen dadurch an, daß es fortwährend einen Fuß um den anderen hob. Raughanie kroch jetzt herbei und hielt mit beiden Händen die Schleife offen, deren anderes Ende an Siribeddis Halsband befestigt war, und lauerte nun den Augenblick ab, wo der wilde Elefant seinen Hinterfuß erhob; endlich gelang es ihm, die Schlinge über das Bein zu bringen, er zog sie an und floh nun rückwärts. Die beiden zahmen Elefanten wichen augenblicklich zurück. Siribeddi spannte das Seil zur vollen Länge an, und während sie den Gefangenen von der Herde abzog, stellte sich der andere zahme zwischen Siribeddi und die Herde, um jede Einmischung zu verhindern."

„Nun war der Gefangene aber an einem Baum festzumachen und mußte deßwegen 30 oder 40 Ellen weit rückwärts gezogen werden, während er doch wüthend widerstand, unablässig voll Entsetzen brüllte, nach allen Seiten hinsprang und die kleineren Bäume wie Schilf zertrat. Siribeddi zog ihn stetig nach sich, und wand das Seil um den geeigneten Baum, wobei sie es fortwährend in voller Spannung erhielt. Schließlich schritt sie behutsam über das Seil hinweg, um es ein zweites Mal um den Stamm zu wickeln, wobei sie denn natürlich zwischen dem Baum und dem Elefanten durchzugehen hatte. Es war ihr jedoch nicht möglich, den Gefangenen dicht an den Baum zu fesseln, was indeß nöthig war. Der zweite zahme aber, der die Schwierigkeit bemerkte, kam ihr zu Hilfe, und Schulter an Schulter, Kopf an Kopf drängte er den Gefangenen rückwärts, während Siribeddi bei jedem seiner Schritte das schlaff gewordene Seil anzog, bis er richtig am Fuße des Baumes fest stand. Dann wurde er von dem Fänger fest gemacht.

Eine zweite Schlinge wurde nunmehr um das andere Hinterbein gelegt, und so wie die erste am Baume befestigt. Endlich wurden beide Beine mit geschmeidigeren Stricken zusammengefesselt, um die Wunden und die Eiterung weniger gefährlich zu machen."

„Wiederum stellten sich nun die beiden Fängerelefanten neben den Gefangenen wie zuvor, so daß Raughanie unter ihrem Leibe hervor seine Schlingen auch um die beiden Vorderfüße des wilden befestigen konnte. Nachdem er dann auch diese Seile an einen hervorstehenden Baum gebunden hatte, war der Fang vollständig, und die zahmen Elefanten und die Wärter verließen ihr Opfer, um es mit einem anderen Gliede der Herde zu versuchen. Solange die beiden zahmen neben ihm gestanden hatten, blieb das arme Thier verhältnißmäßig ruhig und fast widerstandslos unter seinen Leiden. Aber den Augenblick, wo sie weggingen und es ganz allein gelassen war, begann es die erstaunlichsten Anstrengungen, um sich frei zu machen und wieder zu seinen Gefährten zu kommen. Es befühlte die Stricke mit seinem Rüssel und versuchte die unzähligen Knoten aufzuknüpfen; es zog nach hinten, um seine Vorderfüße zu befreien; dann lehnte es sich vorwärts, um die Hinterbeine los zu bekommen, so daß jeder Ast des großen Baumes erzitterte. Es kreischte in seiner Angst und hob den Rüssel hoch in die Luft, dann legte es sich seitwärts mit dem Kopfe auf den Boden und preßte seinen zusammengebogenen Rüssel, als ob es ihn in die Erde stoßen wollte. Dann sprang es plötzlich wieder auf und erhob sich auf Kopf und Vorderbeinen frei in die Höhe. Dieses traurige Schauspiel währte mehrere Stunden. Es hielt mitunter in offenbarem Hinbrüten inne, erneuerte dann plötzlich die Anstrengungen; nur zuletzt aber gab es sie hoffnungslos auf und stand dann vollkommen regungslos, ein Bild der Erschöpfung und Verzweiflung. Unterdessen stellte sich Raughanie vor der Schaubühne des Statthalters auf, um die gewohnte Belohnung für das Fesseln des ersten Elefanten in Empfang zu nehmen. Ein Platzregen von Rupien belohnte ihn, und er ging aufs neue an sein gefährliches Amt."

„Die Fänger wählten nun immer zunächst dasjenige Thier, das bei den nachfolgenden Angriffen auf die Einpfählung den Führer gemacht hatte, und der Fang eines jeden erforderte durchschnittlich nicht mehr als dreiviertel Stunden. Höchst merkwürdig ist es, daß bei diesem Kampfe die wilden Elefanten keinen Versuch machten, die Leiter, welche auf den zahmen Thieren ritten, anzugreifen oder herunterzuziehen. Diese ritten gerade mitten in die Herde hinein, aber kein Thier machte einen Versuch, sie zu belästigen."

„Da der Herde alle ihre Führer nach einander weggefangen wurden, so wuchs die Aufregung der anderen immer mehr. Wie groß aber auch ihre Theilnahme für die verlorenen Gefährten sein mochte: sie wagten doch nicht, ihnen zu den Bäumen zu folgen, an welchen sie angebunden waren. Wenn sie nachher an ihnen vorüberkamen, so blieben sie manchmal stehen, umschlangen einander mit dem Rüssel, leckten sich an Hals und Gliedern und legten die rührendste Trauer über ihre Gefangenschaft an den Tag, machten aber keine Versuche, die Seile zu lösen, welche sie banden. Die Charakterverschiedenheit der einzelnen Thiere zeigte sich sehr deutlich in ihrem Benehmen. Einige ergaben sich mit verhältnißmäßig geringem Widerstande und warfen sich in ihrer Wuth mit solcher Gewalt zu Boden, daß jedes andere schwächere Thier dabei seinen Tod gefunden hätte. Sie ließen ihren Zorn an jedem Baume, an jeder Pflanze aus, die sie erreichen konnten. War sie klein genug, um niedergerissen zu werden, so machten sie dieselbe mit ihrem Rüssel dem Boden gleich, streiften die Blätter und Zweige ab und streuten diese wild nach allen Seiten über ihre Köpfe hin. Einige gaben bei ihrem Kampfe keinen Ton von sich, während andere wüthend trompeteten und brüllten, dann wohl ein kurzes, krampfhaftes Gekreisch ausstießen und zuletzt erschöpft und hoffnungslos nur noch dumpf und kläglich stöhnten. Manche blieben nach einigen heftigen Versuchen regungslos auf dem Boden liegen, und nur die Thränen, welche unaufhörlich aus ihren Augen flossen, sprachen aus, was sie duldeten. Andere machten in der Kraft ihrer Wuth die erstaunlichsten Windungen und Verrenkungen und uns, die wir bei dem unbehilflichen Körper des Elefanten unbedingt an Steifheit denken, uns erschienen die Stellungen, in welche sie sich drängten, geradezu unglaublich. Ich sah einen liegen, der die Wangen an die Erde drückte, die Vorderfüße vor sich hingestreckt hatte, während der Körper so herumgebogen war, daß die Hinterfüße nach der entgegengesetzten Seite hinausragten."

„Eins war fast bei Allen zu bemerken: sie zertrampelten den Boden mit ihren Vorderfüßen und nahmen mit einer Wendung ihres Rüssels die trockene Erde oder den Sand auf, und bestreuten sich damit geschickt über und über. Dann führten sie die Spitze des Rüssels in den Mund und entnahmen das Wasser, welches sie über ihren Rücken ausgossen; dies wiederholten sie so oft, bis der Staub gewöhnlich durchnäßt war. Ich verwunderte mich über die Menge Wasser, die sie dazu verwendeten, denn sie bekleideten sich förmlich mit einem dünnen Schlamm-

mantel, und hatten nun doch seit vierundzwanzig Stunden keinen Zugang zum Wasser gehabt und waren von Kampf und Schrecken erschöpft. Man kann sich darnach denken, welchen Vorrath von Feuchtigkeit der an ihrem Magen angefügte Behälter auffassen kann."

„Wirklich bewundernswerth war das Benehmen der zahmen Elefanten. Sie bewiesen das vollkommenste Verständniß jeder Bewegung, des erstrebten Zieles und der Mittel, es zu erreichen. Offenbar machte ihnen die Sache ungemeines Vergnügen."

„Von den beiden jungen Elefanten war der eine etwa zehn Monate, der andere etwas älter. Der kleinere hatte einen kolbigen Kopf mit wolligen, braunen Haaren bedeckt und war die belustigendste und anziehendste Taschenausgabe eines Elefanten, die man sich denken kann. Bei jedem Angriff auf die Einfriedigung trabten sie beide der Herde nach. Standen die anderen ruhig, so liefen sie den älteren zwischen den Beinen umher. Als die Mutter des jüngsten gefangen wurde, hielt sich das kleine Geschöpf neben ihr, bis sie dicht an den verhängnißvollen Baum gezogen war. Anfangs waren die Männer von seinem Aerger mehr belustigt; bald aber fanden sie, daß es störend wurde und jeden Vorbeigehenden angriff, daher wurde es endlich nebst dem anderen Jungen an einen nahen Baum gebunden. Ihre Wendungen erregten ganz besonders Erstaunen, da ihr Körper noch sehr geschmeidig war. Das Belustigendste war, daß die kleinen Burschen mitten in all ihrer Noth und Betrübniß doch alles Eßbare, was ihnen zugeworfen wurde, schleunigst ergriffen und dann gleichzeitig brüllten und fraßen."

„Als endlich sämmtliche Elefanten gefesselt waren, vernahm man aus der Entfernung die Töne einer Flöte. Sie wirkten auf mehr als Einen ganz wundersam. Die Thiere wandten den Kopf nach der Richtung, wo die Musik herkam, und spannten ihre breiten Ohren: der weiche Laut besänftigte sie offenbar. Nur die Jungen brüllten noch nach Freiheit, stampften mit den Füßen, bliesen Staubwolken über ihre Schultern, schwangen ihre kleinen Rüssel hoch empor und griffen Jeden an, den sie erreichen konnten."

„Anfangs verschmähten die älteren Thiere jedes angebotene Futter, traten es unter die Füße und wandten sich verächtlich ab. Einige konnten, als sie ruhiger wurden, der Versuchung eines saftigen Bäumchens nicht mehr widerstehen, sondern rollten ihn unter den Füßen, bis sie die zarten Zweige abgelöst hatten, hoben sie dann wieder mit ihrem Rüssel auf und kauten sie sorglos."

„Wenn die Klugheit, die Ruhe und die Gelehrigkeit der Lockthiere lebhaftes Erstaunen erregte, so mußte man andererseits auch das würdige Benehmen der Gefangenen bewundern. Ihr ganzes Betragen stand im Widerspruch mit den Schilderungen, welche manche Jäger geben, die sie als falsch, wild und rachsüchtig darstellen. Wenn die Thiere freilich von den Gewehren ihrer Verfolger gequält werden, so wenden sie natürlicherweise ihre Stärke und ihre Klugheit dazu an, daß sie zu entkommen oder zu vergelten suchen. Hier im Corral aber zeigte jede ihrer Bewegungen von Unschuld und Schüchternheit. Nach einem Kampfe, in welchem sie keine Neigung zur Gewaltthätigkeit oder Rache sehen ließen, unterwarfen sie sich endlich mit der Ruhe der Verzweiflung. Erbarmend war ihre Stellung, rührend ihr Schmerz, ihr dumpfes Stöhnen zum Herzen gehend. Wären sie mit unnöthiger Quälerei gefangen worden oder wären sie einer übeln Behandlung entgegengegangen, es wäre geradezu unerträglich gewesen."

„In ähnlicher Weise, wie die erste Herde, wurden dann auch die anderen nach und nach eingetrieben, bald mit vollerem, bald mit geringerem Erfolge. Das letzte war, die Seile minder straff zu machen, welche die Beine der Gefangenen fesselten; dann führte man jeden zum Flusse. Zwei zahme mit starken Halsbändern traten ihm zur Seite; dem Neugefangenen legte man ein gleich starkes Halsband aus Kokosnußfäden an, band dann alle drei zusammen, wobei der zahme Elefant mitunter seinen Rüssel brauchte, um den Arm seines Reiters vor dem Rüssel des Gefangenen zu schützen, der sich natürlich das Seil nicht gern um den Hals legen ließ. Nachdem dies geschehen war, wurden die Schlingen von seinen Beinen abgenommen und er zum Flusse geleitet, wo er sich baden durfte, — ein Genuß, den alle gierig ergriffen. Dann wurde jeder an einen Baum im Walde festgemacht und ihm seine Wärter zugewiesen, die ihn reichlich mit seinem Lieblingsfutter versorgten."

„Die Zähmung des Elefanten ist ziemlich einfach. Nach etwa drei Tagen beginnt er ordentlich zu fressen, und bekommt dann in der Regel einen zahmen zum Gesellschafter. Zwei Männer beginnen ihm den Rücken zu streicheln und ihm in sanften Tönen zuzureden. Anfangs ist er wüthend und schlägt mit seinem Rüssel nach allen Seiten; vorn aber stehen andere Männer, welche alle seine Schläge mit der Spitze ihrer Eisenstangen auffangen, bis das Vorderende des Rüssels so wund wird, daß das Thier ihn endlich einzieht und dann selten wieder zum Angriffe benutzt. So lernt er zuerst die Macht des Menschen fürchten, dann helfen die zahmen Elefanten

seine Erziehung weiter führen. In etwa drei Wochen bringt man das Thier soweit, daß es sich im Wasser niederlegt, sobald die Spitze der eisernen Ruthe ihm droht, die ihn vorher öfters am Rücken verwundet hatte."

„Während ihre Größe keinen besonderen Einfluß auf die Dauer ihrer Abrichtung zu haben scheint, sind die Männchen gewöhnlich schwieriger zu behandeln, als die Weibchen. Die, welche anfangs die heftigsten und widerspenstigsten sind, werden am schnellsten und wirksamsten gezähmt und bleiben gewöhnlich gehorsam und unterwürfig; die mürrischen oder tückischen aber sind langsamer abzurichten, und es ist ihnen selten zu trauen. Ueberhaupt darf man einem gefangenen Elefanten nie mit unbegrenztem Zutrauen begegnen. Auch die zahmsten und sanftesten bekommen mitunter Anfälle von Halsstarrigkeit, und selbst nach jahrelangem Gehorsam macht sich ihre Reizbarkeit und Rachsucht noch bemerklich."

„Im allgemeinen kann die Gegenwart der zahmen Elefanten nach zwei Monaten entbehrt und der eingefangene darf dann vom Cornac allein geritten werden; nach drei bis vier Monaten läßt er sich zur Arbeit verwenden; gewöhnlich läßt man den Elefanten Lehm tragen oder ihn in Gemeinschaft mit einem zahmen einen Wagen ziehen. Am schätzbarsten wird er jedoch durch Herbeischaffung schwerer Baustoffe, Balken oder Steine, wobei er Einsicht und Geschick in hohem Grade beweist und stundenlang ohne irgend einen Wink seines Aufsehers arbeitet; indeß läßt sein Eifer nach, wenn er sich unbeachtet glaubt. Die größte Probe seines Gehorsams legt der Elefant ab, wenn er auf Geheiß seines Wärters die ekelhaften Arzneien der Elefantenärzte verschluckt, oder wenn er schmerzvolle chirurgische Verrichtungen an sich vornehmen lassen muß."

Als Lastthier muß der Elefant zart behandelt sein, denn seine Haut ist äußerst empfindlich und Eiterungen und dergleichen ausgesetzt. Ebenso bekommt er leicht böse Füße und ist dann monatelang nicht zu brauchen. Auch von Augenentzündungen ist er häufig heimgesucht, und gerade in dieser Beziehung leisten die Elefantenärzte wirklich soviel, daß sie seit den Zeiten der alten Griechen berühmt geworden sind. An der Viehseuche leiden wilde und zahme Elefanten gleich stark.

Die alte Angabe, daß der Elefant ein Alter von 200 bis 300 Jahren erreiche, wird durch einzelne Beispiele auf Ceylon allerdings bestätigt, wo einzelne in der Gefangenschaft länger als 140 Jahre zugebracht haben. Indeß glaubt man jetzt, daß ihre eigentliche Lebensdauer etwa 70 Jahre betrage. Der Glaube an ihr fast unbegrenztes Alter kommt jedenfalls daher, daß der Leichnam selten oder nie in den Wäldern gefunden wird.

Fragt man, ob es zweckmäßig ist, einen Marstall von Elefanten z. B. auf Ceylon zu halten, so muß geantwortet werden: daß sie allerdings in den noch unbebauten Landtheilen von Nutzen sind, wo Wälder nur durch rauhe Pfade durchschnitten werden und Flüsse zu durchkreuzen sind; in Gegenden aber, wo Ochsen und Pferde zum Zuge angewendet werden können, darf sicher die kostbare Verwendung der Elefanten sehr eingeschränkt, wenn nicht ganz entbehrt werden.

Nach Europa kommen gegenwärtig fast ausschließlich indische Elefanten, während früher hier auch die afrikanischen, und vielleicht häufiger noch, als jene, gesehen wurden. Der Grund, warum so wenige Elefanten auch aus Afrika zu uns gelangen, ist leicht einzusehen, wenn man bedenkt, daß gegenwärtig die Afrikaner wohl mit dem Feuergewehr jagen, nicht aber Fanganstalten treffen, nach Art der Indier. Daß sich der afrikanische Elefant in demselben Grade zähmen läßt, wie der indische, wußten bereits die alten Römer und Karthager. Wir haben aber neuerdings das Thier auch zwei Mal bei uns gesehen und es als durchaus liebenswürdiges Geschöpf kennen gelernt.

Von dem Elfenbein, welches wir gegenwärtig bei uns verarbeiten, stammt ein guter Theil aus Afrika, kaum weniger aus Sibirien, von den vorweltlichen Arten nämlich, und der geringste Theil endlich aus Indien. Die Negerländer im oberen Nilgebiete führen alljährlich eine bedeutende Menge des kostbaren und von Jahr zu Jahr im Preise steigenden Stoffes aus. Die größte Handelsstadt des inneren Afrikas, Chartum, die Hauptstadt Kordofahns, Obëid, und die Hafenstadt Massaua am rothen Meer, sind zur Zeit wichtige Stapelplätze für diesen Handel. In den letzten Jahren hat sich auch Sansebar zum Stapelplatz für Elfenbein aufgeschwungen, und ganz in der Neuzeit beginnt die Verfolgung des Elefanten seiner Zähne wegen längs der ganzen Westküste. Noch durchziehen zahlreiche Herden der stattlichen Thiere die Wälder Afrikas; aber mehr und mehr lichtet sie der verfolgende Mensch. Nicht blos im nördlichen Theile Afrikas, sondern auch in den Kapländern ist der Elefant bereits ausgerottet, und dasselbe Schicksal steht ihm wenigstens in allen Küstengebieten bevor.

* * *



Der Schabrackentapir (Rhinochoerus indicus).

(**Tapire.**) In der Vorzeit waren neben den riesenhaften Gestalten der Rüsselträger und Plumpen kleinere und zierlichere Dickhäuter sehr häufig; gegenwärtig kennen wir außer den Schweinen und den Klippschliefern blos noch eine einzige Familie, deren Glieder den ausgestorbenen ähneln. Es sind dies die Tapire (Tapiri), verhältnißmäßig kleine, elefantenartige Thiere, welche aber ebensogut auch als Mittelglieder zwischen diesen und den Schweinen oder den Nashörnern betrachtet werden können. Sie kennzeichnen sich durch verhältnißmäßig geringe Größe, einen noch immer wohlgebildeten Leib, mit verlängertem, schmächtigen Kopf, schlankem Hals, kurzem Schwanz und mittelhohen, kräftigen Beinen. Die aufrecht stehenden Ohren sind kurz und ziemlich breit, die schief liegenden Augen dagegen klein. Die Oberlippe verlängert sich rüsselförmig und hängt weit über die Unterlippe herab. Die kräftigen Füße haben vorn vier, hinten drei Zehen. Der Schwanz ist ein Stummel. Das starke Fell liegt überall glatt auf. Die Behaarung ist kurz, aber dicht; bei den amerikanischen Arten verlängert sie sich von der Mitte des Hauptes an bis zum Widerrist mähnenartig. Das Gebiß besteht aus sechs Schneidezähnen und einem Eckzahn in jedem Kiefer, sieben Backzähnen in der oberen und sechs in der unteren Kinnlade. Das Gerippe zeichnet sich durch verhältnißmäßig leichte Form aus.

Von den drei Arten, welche dieser Familie zugezählt werden, ist uns wenigstens eine Art schon seit längerer Zeit bekannt, während die beiden übrigen Arten erst in der Neuzeit entdeckt, beschrieben und bezüglich unterschieden wurden. Zwei dieser Arten bewohnen Amerika, die dritte lebt in Indien und auf seinen benachbarten Inseln. Es bekundet sich hinsichtlich der Tapire dasselbe Verhältniß, welches wir fast regelmäßig beobachten können, wenn eine Familie in der alten und in der neuen Welt vertreten ist. Die altweltlichen Arten sind edler gestaltete, falls man so sagen darf, vollkommenere Thiere, als die in der neuen Welt lebenden. Unter den drei Arten, mit welchen wir uns zu beschäftigen haben, gebührt dem indischen, oder Schabrackentapir (Rhinochoerus indicus) die erste Stellung. Derselbe zeichnet sich vor seinen Verwandten

aus durch seine beträchtlichere Größe, durch den verhältnißmäßig schlankeren Leibesbau, den im Antlitztheil mehr verschmächtigten, am Hirntheil aber mehr gewölbten Kopf, durch den stärkeren, aber gleichzeitig auch längeren Rüssel, die kräftigeren Füße, den Mangel der Mähne und endlich durch die Färbung. Besonders wichtig für die Kennzeichnung des Thieres scheint der Bau des Rüssels zu sein, den wir in der That als eine Andeutung an den Elefantenrüssel anzusehen haben.

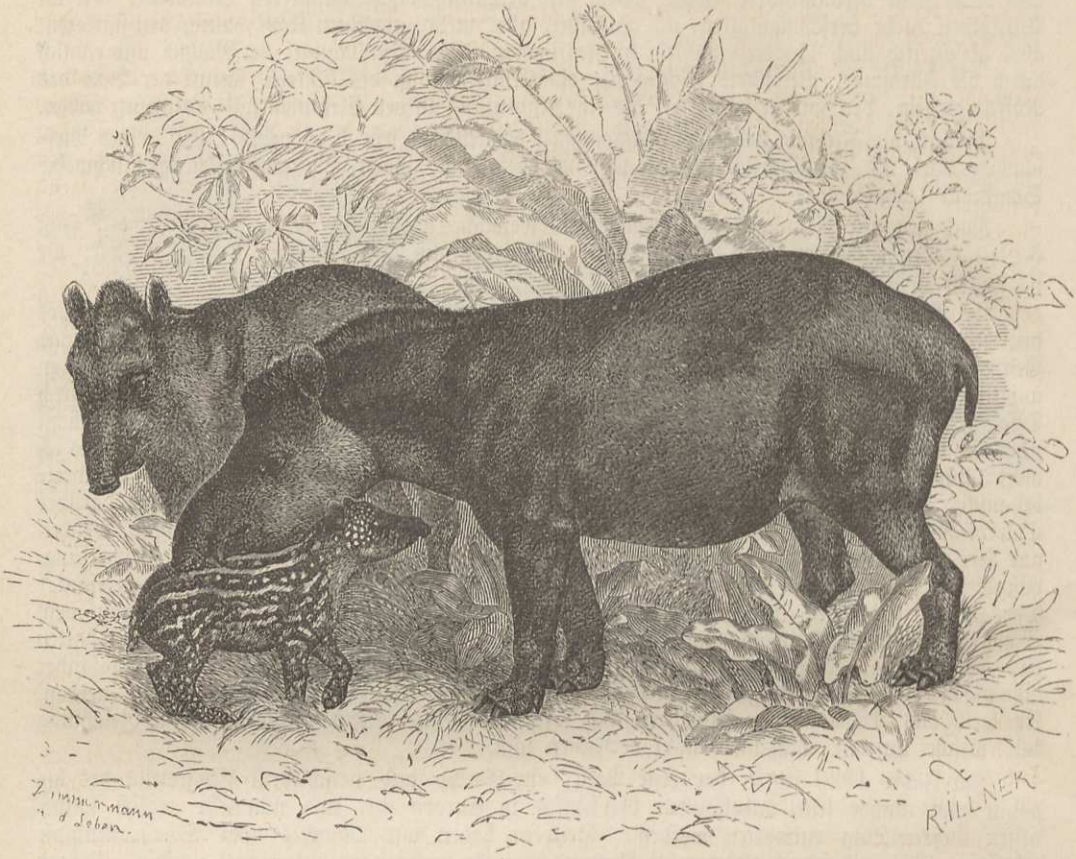
Auch ist die Färbung des höchst gleichmäßigen Haarkleides sehr bezeichnend. Ein reines Tiefschwarz darf als Grundfarbe gelten; von ihr hebt sich, scharf abgegrenzt, die graulichweiße Schabracke lebhaft ab.

Nach genauen Messungen an einem Thiere weiblichen Geschlechts betrug dessen Länge 8 Fuß 3 Zoll. Der Schwanz mißt nur 3 Zoll. Die Höhe am Widerrist war 3 Fuß 4 Zoll, die Kreuzhöhe 3 Fuß 6 Zoll.

Es ist eigenthümlich genug, daß über den Schabrackentapir trotz unseres lebhaften Verkehrs mit Indien und Südchina überhaupt, erst im Jahre 1819 und zwar durch Cuvier etwas Bestimmtes bekannt wurde. Der berühmte Forscher hatte kurz vorher ausgesprochen, daß zu unserer Zeit ein großes Säugethier schwerlich noch entdeckt werden dürfte, und erfuhr durch Diard, einen seiner Schüler, den schlagendsten Beweis des Gegentheils. Diard sandte zunächst nur eine Abbildung des Thieres nach Europa und begleitete dieselbe mit den Worten: „Als ich den Tapir, dessen Abbildung ich Ihnen sende, zum ersten Male zur Barakpoore sah, wunderte ich mich, daß ein so großes Thier noch nicht entdeckt worden, ja, ich wunderte mich darüber noch mehr, als ich in der asiatischen Gesellschaft den Kopf eines ähnlichen Thieres sah, welchen am 29. April des Jahres 1806 der Statthalter Farquhar gesendet hatte, mit der Bemerkung, daß dieser Tapir in den Wäldern der Halbinsel ebenso gemein sei, wie Nashorn und Elefant." Der Mann hat aber Unrecht, wenn er annahm, daß wirklich Niemand etwas von dem Schabrackentapir wisse; denn nicht blos die Chinesen, sondern auch europäische Forscher hatten das Thier lange vorher schon beschrieben. Bereits im Jahre 1772 nämlich hatte der Engländer Wahlfeldt des zweifarbigen Tapirs in einem Bericht über Sumatra Erwähnung gethan. Er hielt das Thier für ein Flußpferd und beschrieb es als solches, legte aber eine Zeichnung bei, welche unseren Dickhäuter nicht verkennen läßt.

Im Jahre 1820 trafen der erste Balg, ein Gerippe und verschiedene Eingeweide des bis dahin noch immer sehr unbekannten Geschöpfes in Europa ein, und nunmehr endlich konnte dessen Beschreibung entworfen werden. Seitdem haben wir Manches vom Schabrackentapir erfahren, ohne uns jedoch rühmen zu können, über ihn vollständig unterrichtet zu sein. Lebend wurde der Schabrackentapir schon einige Male nach Europa gebracht, unseres Wissens immer nur nach London.

Eine kurze Nackenmähne und ein einfarbiges Haarkleid kennzeichnen den amerikanischen Tapir (Tapirus americanus). Er ist diejenige Art seiner Familie, mit welcher wir am frühesten bekannt wurden. Die Reisenden sprachen schon wenige Jahre nach Entdeckung der Westhälfte von einem großen Thier, welches sie für ein Nilpferd hielten, und die heimischen Forscher verliehen diesem Thier deshalb auch den Namen Hippopotamus terrestris. Erst der hochverdiente Marcgrav von Liebstad gibt um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine ausführlichere Beschreibung nebst Abbildung. Spätere Reisende und Forscher vervollständigten die erste Schilderung und gegenwärtig sind wir über wenige Dickhäuter besser unterrichtet, als eben über diesen Tapir. Ein ziemlich gleichmäßiges Haarkleid, welches sich nur von der Mitte des Oberkopfes längs des Nackens bis zu den Schultern steifmähnig, jedoch nicht bedeutend verlängert, deckt den Leib. Die Färbung desselben ist ein schwärzliches Graubraun, welches an den Seiten des Kopfes, besonders aber am Halse und an der Brust etwas heller ist; Füße und Schwanz, die Mittellinie des Rückens und der Nacken pflegen dunkler gefärbt zu sein; die Ohren sind weißlichgrau gesäumt. Verschiedene Abweichungen kommen vor. Es gibt fahle, graue, gelbliche, bräunliche Spielarten. Bei den jungen Thieren zeigt nur der Rücken die Grundfarbe der Alten; die Oberseite ihres Kopfes ist dicht mit weißen, kreisförmigen Flecken besetzt, und längs jeder Seite des Leibes verlaufen vier ununterbrochene Punktreihen von lichter Farbe, welche sich auch über die Glieder erstrecken. Mit zunehmendem Alter verlängern sich diese Flecken streifenförmig, und nach Ende des zweiten Jahres verschwinden sie gänzlich. Nach Tschudi's Messungen kann der Tapir bis 6½ Fuß Länge und 3½ Fuß Höhe erreichen. Auffallenderweise kommen diese Maße nicht dem männlichen, sondern dem weiblichen Thiere zu, welches regelmäßig größer zu sein pflegt.



Der amerikanische Tapir (Tapirus americanus).

Der Tapir findet sich im größten Theile Südamerikas, von Mittelamerika an bis Buenos-Ayres hinauf und vom atlantischen bis zum großen Weltmeer. In Surinam, Guayana, Brasilien, Paraguay, Columbien und Peru fehlt er an geeigneten Orten nirgends.

Im Jahre 1829 unterschied der französische Naturforscher Roulin eine zweite amerikanische Tapirart, welche er in dem Waldgürtel der Andes wieder auffand, nicht aber entdeckte, da schon Hernandez von ihr gesprochen hat. Man hat diesen Tapir wegen seiner dichten Behaarung Tapirus villosus genannt. Die Beschreibungen, welche wir von dem Thier besitzen, sind noch mangelhaft. „Der Körper", sagt Tschudi, „ist schwarzbraun, die Hälfte der Oberlippe, der Saum der Unterlippe und das Kinn sind weiß, die Ohren haben ebenfalls eine weiße Einfassung. Jederseits auf dem Kreuze ist ein fahler, aber nicht schwieliger Fleck, der Rücken und der Hals sind walzig, ohne Ringel. Der Pelz ist dicht und lang, das Haar an seiner Wurzel heller, als an der Spitze." Im Nacken bildet es keine Mähne. Wichtiger noch sind die Unterschiede im Knochenbau; auch soll diese Art in der Größe hinter dem oben genannten Tapir zurückstehen. Noch vermögen wir nicht zu sagen, wie weit ihr Vaterland sich erstreckt. Es scheint, daß dieselben mehr Gebirgsthiere sind. Beide Arten sind sich übrigens so ähnlich, daß man sich wohl keines Fehlers schuldig macht, wenn man das Leben und Treiben des Einen vorzugsweise berücksichtigt.

Die Tapire halten unter allen Umständen fest am Walde und vermeiden ängstlich alle Blößen oder offenen Stellen desselben. Im Dickicht treten sie sich regelmäßig Pfade aus, welche sich von den Wegen der Indianer schwer unterscheiden lassen und den Ungeübten leicht verlocken, sie zu betreten. Wehe ihm, wenn er dies thut. Er kann Tage, Wochen wandern, ehe er eine Hütte oder ein menschliches Wesen antrifft, wenn ihn nicht schon früher Hunger und Durst

tödten! Diese Wildbahnen benutzen die Tapire, solange sie nicht gestört werden; in der Angst hingegen brechen sie ohne weiteres durch das ärgste Dickicht, Alles unwiderstehlich vor sich niederreißend, was ihnen im Wege steht.

Die Tapire sind Dämmerungsthiere. „Wir haben", sagt Tschudi, „monatelang die dichten Urwälder, in denen Schaaren der Tapire leben, durchstrichen, ohne je einen im Laufe des Tages zu sehen. Sie scheinen sich dann nur im dichten Gebüsch, an den kühlen, schattigen Plätzen aufzuhalten, am liebsten in der Nähe von stehendem Wasser, in welchem sie sich gern wälzen." In gänzlich ungestörten und sehr dunkeln Wäldern hingegen streifen, wie Prinz von Wied versichert, die Thiere auch bei Tage umher, und diese Angabe findet Unterstützung in der Beobachtung des Betragens der Gefangenen, welche ebenfalls nicht selten in den Tagesstunden sich erheben und eine Zeitlang in ihrem Gehege umherlaufen. Im Sonnenschein freilich bewegen sie sich höchst ungern, und während der eigentlichen Mittagsstunden suchen sie stets im Schatten des Dickichts Schutz gegen die erschlaffende Hitze und noch mehr gegen die sie in hohem Grade peinigenden Mücken. „Wenn man", sagt der Prinz, „am frühen Morgen oder am Abend leise und ohne Geräusch die Flüsse beschifft, bekommt man häufig Tapire zu sehen, wie sie sich baden, um sich zu kühlen oder um sich vor den Stechfliegen zu schützen. Wirklich weiß kein Thier sich besser gegen diese lästigen Gäste zu schützen, als der Tapir; denn eine jede Schlammpfütze, ein jeder Bach oder Teich wird von ihm aus dieser Ursache aufgesucht und benutzt. Daher findet man auch oft seine Haut mit Erde und Schlamm bedeckt, wenn er erlegt wird." Tschudi behauptet, daß die Farbenänderung, welche man so häufig bemerkt, von dieser Gewohnheit des Thieres herrühre, da sie auf weiter nichts beruhe, als auf der größeren oder geringeren Menge von Erde, welche ihm beim Wälzen im Schlamm und Sande die Haut verunreinigen. Gegen Abend gehen die Tapire ihrer Nahrung nach, und wahrscheinlich sind sie während der Nacht fortwährend in Bewegung. Sie zeigen also in ihrer Lebensweise große Aehnlichkeit mit unserem Wildschwein. Doch halten sie sich nicht in so starken Rudeln, wie dieses, sondern leben nach Art des Nashorns mehr einzeln. Namentlich die Männchen sollen ein einsiedlerisches Leben führen, sich blos zur Paarungszeit zu den Weibchen gesellen, sonst aber ihre eigenen Wege gehen. Familien trifft man höchst selten an, und Gesellschaften von mehr als drei Stücken sind bis jetzt nur da beobachtet worden, wo eine besonders fette, gute Weide zufällig verschiedene Tapire vereinigt hat. Doch bemerkt Tschudi, daß sie haufenweise an die Ufer der Flüsse kämen, um sich hier zu baden und um zu saufen.

In ihren Bewegungen erinnern die Tapire an die Schweine. Der Gang ist langsam und bedächtig: ein Bein wird gemächlich vor das andere gesetzt, der Kopf dabei zur Erde herabgebogen, und nur der beständig sich hin und her drehende, schnüffelnde Rüssel, sowie die fortwährend spielenden Ohren beleben die sonst äußerst träg erscheinende Gestalt. Der Tapir ist ein ganz vortrefflicher Schwimmer und ein noch vorzüglicherer Taucher, welcher ohne Besinnen über die breitesten Flüsse setzt und zwar nicht blos auf der Flucht, sondern bei jeder Gelegenheit. Die Stimme ist ein eigenthümliches, schrillendes Pfeifen, welches in gar keinem Verhältnisse mit dem großen Körper des Thieres steht.

Alle Tapire scheinen gutmüthige, furchtsame und friedliche Gesellen zu sein, welche nur im höchsten Nothfalle von ihren Waffen Gebrauch machen. Sie fliehen vor jedem Feinde, auch vor dem kleinsten Hunde, am ängstlichsten aber vor dem Menschen, dessen Uebermacht sie wohl erkannt haben. Dies geht schon daraus hervor, daß sie in der Nähe von Pflanzungen viel vorsichtiger und scheuer sind, als im ungestörten Walde. Doch erleidet diese Regel Ausnahmen. Unter Umständen stellen sie sich zur Wehre und sind dann immerhin beachtenswerthe Gegner. Sie stürzen sich blindwüthend auf ihren Feind, versuchen ihn umzurennen und gebrauchen auch wohl die Zähne nach Art unserer Bache. In dieser Weise vertheidigen die Mütter ihre Jungen, wenn sie diese vom Jäger bedroht sehen. Sie setzen sich dann ohne Bedenken jeder Gefahr aus und achten keine Verwundung. In der Gefangenschaft erweisen sich die Tapire als höchst gutmüthige Geschöpfe; sie sind ganz zahm, friedlich gesinnt gegen jedes Thier, höchst verträglich unter sich und ihren Bekannten zugethan. Bei geeigneter Pflege halten sie auch bei uns jahrelang in der Gefangenschaft aus. Ein warmer Stall ist ihnen vor Allem Bedürfniß; namentlich im Winter muß man sie gegen die Unbill des Wetters bestmöglichst zu schützen suchen.

Die freilebenden Tapire nähren sich nur von Pflanzen und namentlich von Baumblättern. In Brasilien bevorzugen sie die jungen Palmenblätter: nicht selten aber fallen sie auch in die Pflanzungen ein und beweisen dann, daß ihnen Zuckerrohr, Mango, Melonen und andere Gemüse ebenfalls behagen.

Etwa vier Monate nach der Paarung wirft das Weibchen ein Junges, ein kleines, niedliches Geschöpf, welches nach Art der Wildschweine gestreift ist. Beim amerikanischen ist die Grundfarbe ein helles Grau, worüber weiße Flecken und Streifenzeichnung verbreitet sind. Vom vierten Monate an beginnt die Färbung sich zu ändern, die Flecken verschwinden, und im sechsten Monat zeigen die Jungen die Farbe der Erwachsenen.

Alle drei Tapirarten werden von den Menschen eifrig verfolgt, weil Fleisch und Fell benutzt werden. Von amerikanischen Forschern erfahren wir, daß das Fell seiner Dicke und Stärke wegen geschätzt wird. Man gerbt es und schneidet über drei Fuß lange, 1½ Zoll dicke Riemen aus ihm, welche abgerundet, durch wiederholtes Einreiben mit heißem Fett geschmeidig gemacht und sodann zu Peitschen oder Zügeln verwendet werden.

Die Ansiedler jagen den Tapir regelmäßig, entweder mit Hunden, welche ihn aus dem Wald ins Freie und den Reitern zutreiben, oder indem sie in der Nähe seiner Wechsel auf ihn anstehen, oder endlich, indem sie ihn im Wasser verfolgen.

Schlimmere Feinde noch, als die Menschen es sind, mögen die Tapire auch in den großen Katzen haben, welche mit ihnen dieselbe Heimat bewohnen. Daß die amerikanischen Arten vom Jaguar arg befehdet werden, versichern alle Reisenden; das Gleiche wird wohl vom Schabrackentapir hinsichtlich des Tigers anzunehmen sein.

* * *

(Klippschliefer.) In wilden, steinigten Gebirgen Afrikas und Asiens bemerkt man an manchen Orten ein gar reges Leben. Kaninchengroße Thiere, welche auf irgend einer Felsplatte oder auf einem Block sich sonnten, huschen, erschreckt durch die Ankunft eines Menschen, mit affenähnlichem Schreien rasch an den Wänden dahin, verschwinden in einer der unzähligen Klüfte und schauen dann neugierig und harmlos, wie sie sind, auf die ungewöhnliche Erscheinung herab. Dies sind die Klippschliefer (Hyrax), die kleinsten aller jetzt lebenden Dickhäuter.

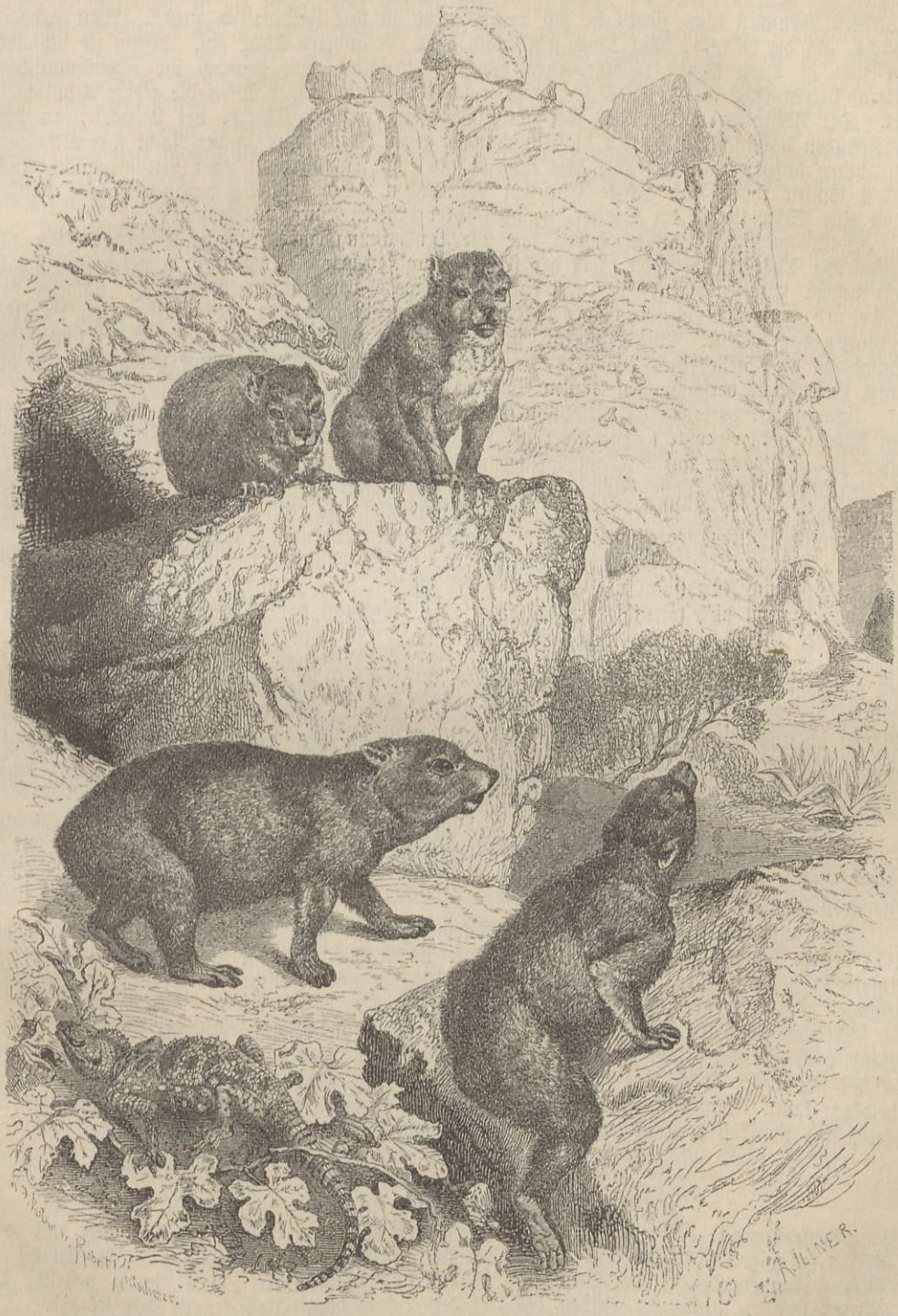
Wenige Thiere haben den Naturforschern so viel Mühe hinsichtlich ihrer Einordnung in der Thierreihe gemacht, als sie. Anfangs vereinigte man die Klippschliefer mit den Nagethieren, mit welchen sie auch in ihrem ganzen Wesen und Sein unzweifelhaft die meiste Aehnlichkeit haben. Oken stellte sie zu den Beutelthieren in der Nähe des Wombats; denn diesen ähneln sie bis auf den Beutel ebenfalls nicht wenig. Wir haben sie nach Cuvier's Vorgange unter den Dickhäutern aufgenommen. Allerdings haben auch wir das widerstrebende Gefühl zu überwinden, welches uns beschleicht, wenn wir einen solchen Zwerg als nächsten Verwandten jener Riesen betrachten. Allein wenn wir den Knochenbau der Klippdachse vergleichend prüfen, werden wir vollkommen von ihrer innigen Verwandtschaft mit Elefant und Nashorn überzeugt.

Die Familie der Klippdachse enthält nur eine einzige Sippe, diese aber mehrere Arten, welche sämmtlich einander sehr ähnlich sind. Außer den angegebenen Kennzeichen fallen bei genauer Betrachtung zunächst die hufartig gebildeten Füße auf, welche vorn vier und hinten drei Zehen tragen. Die Wirbelsäule zählt neunzehn bis zweiundzwanzig rippentragende, neun rippenlose, fünf Kreuzbein- und zehn Schwanzwirbel. Das Gebiß besteht aus zwei dreikantigen schwach gebogenen und durch eine Lücke von einander getrennten Schneidezähnen und aus sieben von vorn nach hinten an Größe zunehmenden Backzähnen. In der Oberkinnlade fallen von den Schneidezähnen regelmäßig die beiden äußeren aus, und auch der erste Backzahn hat gewöhnlich das gleiche Schicksal.

Schon seit uralter Zeit sind die Klippschliefer oder Klippdachse bekannte und oft genannte Thiere. Die in Syrien lebende Art scheint früher unter dem biblischen Namen „Saphan" verstanden worden zu sein, ein Wort, das Luther mit „Kaninchen" übersetzte.

Wir wählten, als die uns am besten bekannte Art, zu unserer Beschreibung und Abbildung den Klippdachs Abissiniens oder Aschkoko (Hyrax abissinicus), den viele Naturforscher gar nicht verschieden von dem im Kap lebenden halten. Der Klippdachs wird etwa 1½ Fuß lang. Sein Pelz ist fein, weich und dicht, oben graubräunlich, unten heller. Mancherlei Abänderungen in der Färbung sind beobachtet worden.

Alle Klippdachse sind Bewohner der Gebirge. Je zerklüfteter die Felswände sind, um so häufiger trifft man sie an. Wer recht ruhig durch die Thäler schreitet, sieht sie reihenweis auf den Felsengesimsen sitzen oder noch öfter liegen; denn sie sind ein behagliches, faules Volk, welches sich gern von der warmen Sonne bescheinen läßt. Eine rasche Bewegung oder ein lautes Geräusch verscheucht sie augenblicklich; die ganze Gesellschaft bekommt Leben; Alles rennt und flüchtet mit Nagergewandtheit dahin und bald ist die ganze Masse verschwunden. In der Nähe der Dörfer, wo man sie ebenfalls antrifft, oft fast unmittelbar neben den Häusern, scheuen sie



Klippdachs (Hyrax abissinicus).

sich kaum vor dem Menschen und treiben in seiner Gegenwart dreist ihr Wesen, gerade als wüßten sie, daß hier Niemand daran denkt, sie zu verfolgen. Vor fremdartig gekleideten oder gefärbten Menschen aber ziehen sie sich augenblicklich in ihre Felsspalten zurück. Weit größere Furcht, als der Mensch, flößt ihnen ein Hund oder ein anderes Thier ein. Wenn sie sich auch vor ihm in ihren Ritzen wohlgeborgen haben, vernimmt man dennoch ihr eigenthümliches, zitternd hervorgestoßenes gellendes Geschrei, welches mit dem kleiner Affen die größte Aehnlichkeit hat. Die Abissinier wissen, daß der schlimmste Feind unserer Thiere, der Leopard, an den Felswänden dahinschleicht, wenn die Klippschliefer gegen Abend oder in der Nacht ihre Stimmen vernehmen lassen; denn ungestört hört man sie als echte Tagthiere zu jener Zeit niemals. Auch Vögel können ihnen das größte Entsetzen verursachen. Eine zufällig vorüberfliegende Krähe, selbst eine Schwalbe ist im Stande, sie nach ihrer sicheren Burg zurückzujagen.

Vollkommen zu bestätigen haben wir die Beobachtung eines früheren Reisenden, der die auffallende Thatsache berichtet, daß der friedliche und wehrlose Klippdachs in steter Gesellschaft und bestem Einvernehmen lebe mit einem keineswegs verächtlichen Raubthier, nämlich der Zebramanguste (Herpestes Zebra, Rüpp.), wozu sich noch eine Dornechse (wohl Stellio cyanogaster) gesellt. Wie es scheint, übernimmt bei diesem geselligen Kleeblatt der vorsichtige Klippdachs die Stelle eines Wächters, denn sobald er seinen gellenden Pfiff hören läßt, ist die ganze Gesellschaft verschwunden in den Spalten des Gesteins.

Ungern nur verlassen die Klippschliefer ihren Felsen. Wenn das Gras, welches zwischen den Blöcken hervorsproßte, abgeweidet ist, steigen sie allerdings in die Tiefe herab: dann aber stehen immer Wachen auf den vorragendsten Felsspitzen, und ein Warnungszeichen von diesen ist hinreichend, die eiligste Flucht der ganzen Gesellschaft zu veranlassen. Hinsichtlich ihrer Bewegungen und ihres Wesens erscheinen die Klippschlieser so recht als das, was sie sind: als eigenthümliche Mittelglieder zwischen den plumpen Vielhufern und den behenden Nagern.

Ihr Betragen deutet auf große Sanftmuth, ja fast Einfalt, verbunden mit unglaublicher Aengstlichkeit und Furchtsamkeit. Sie sind höchst gesellig; denn man sieht sie fast niemals einzeln oder darf, wenn dies wirklich der Fall sein sollte, bestimmt darauf rechnen, daß die übrigen Glieder der Gesellschaft nur nicht zur Stelle sind. An dem einmal gewählten Wohnplatze halten sie treulich fest. Ihre Heimat ist an würzigen Gebirgs- und Alpenpflanzen so reich, daß sie wohl niemals Mangel leiden. Man sieht sie am Fuße der Felsen weiden und zwar ganz in der Weise, wie Wiederkäuer es zu thun pflegen. Sie beißen die Gräser mit ihren Zähnen ab und bewegen die Kinnladen so, wie die Zweihufer, wenn sie wiederkäuen. Wie es scheint, trinken sie gar nicht oder nur sehr wenig. Denn während des größten Theiles des Jahres gibt es dort nirgends einen Tropfen Wasser, und höchstens nur etwas Nachtthau, mit welchem ja bekanntlich viele Thiere sich begnügen, bleibt noch zur Erfrischung übrig.

Man glaubt, daß die Klippschliefer eine ziemliche Anzahl von Jungen zur Welt bringen, und zwar hauptsächlich, weil das Weibchen sechs Zitzen hat. Allein da man unter zahlreichen Gesellschaften außerordentlich wenig Junge sieht, so werden wir annehmen dürfen, daß jedes Weibchen nur ein Junges wirft.

Die Jagd der Klippdachse hat keine Schwierigkeiten, falls man die ängstlichen Geschöpfe nicht bereits und wiederholt verfolgt hat. Nur in Arabien, wo die Beduinen das Fleisch des Thiers in hohem Grade lieben, und am Vorgebirge der guten Hoffnung werden die Klippschliefer gefangen und verwendet; die Abissinier verfolgen sie nie.

Mehrere Reisende berichten von Gefangenen, welche sie besaßen; einzelne sind auch bereits lebend nach Europa gekommen und Graf Mellin nennt ihn ein vollkommen wehrloses Wesen, welches sich weder durch eine schnelle Flucht retten, noch durch seine Zähne oder Klauen vertheidigen kann. Den Ruf seines Herrn beantwortete er mit einem leisen Pfeifen; dann kam er herbei und ließ sich gern in den Schoß nehmen und streicheln.

* * *

(Borstenthiere.) Die Borstenthiere oder Schweine erscheinen, verglichen mit den schweren, massigen Gestalten ihrer Ordnung, als zierlich gebaute Dickhäuter. Ihr Rumpf ist seitlich zusammengedrückt, die Beine sind schlank und dünn, ihre Zehen paarig gestellt, die mittleren sind die größeren, reichen bis auf den Boden herab und tragen den Körper. Der Kopf ist fast kegelförmig mit vorn abgestumpfter Spitze, der Schwanz dünn, lang und geringelt, das Haarkleid borstig. Die lang gestreckte Schnauze endet in eine Rüsselscheibe, in welcher die Nasenlöcher liegen. Die Ohren sind mäßig groß, gewöhnlich aufrechtstehend, die Augen schief

geschlitzt und verhältnißmäßig sehr klein. Beim Weibchen liegen in zwei Reihen zahlreiche Zitzen am Bauche. Das Gerippe zeigt zierliche und leichte Formen. Bei sämmtlichen Schweinen sind alle drei Zahnarten in der oberen und unteren Reihe vorhanden. Die Zahl der Schneidezähne schwankt zwischen 2 und 3; doch fallen im Alter nicht selten diese Zähne aus. Immer sind Eckzähne vorhanden und zwar von sehr bezeichnender Gestalt, weshalb sie auch den Namen „Hauer" erhalten haben. Sie sind dreikantig, stark, gekrümmt und nach oben gebogen, die des Unterkiefers sowohl, als die des oberen, nur sind letztere kleiner, als die unteren. Sie bilden die furchtbarste Waffe des Schweins. Unter den Muskeln fallen die auf, welche die Lippen bewegen; namentlich die der Oberlippe sind sehr stark und verleihen dem Rüssel Kraft zum Wühlen. Unter der Haut bildet sich bei reichlicher Nahrung eine Speckschicht, deren Dicke bis zu mehreren Zollen ansteigen kann.

Mit Ausnahme von Neuholland bewohnen die Borstenthiere fast alle Länder der übrigen Erdtheile. Große feuchte, sumpfige Wälder in bergigen oder ebenen Gegenden, Dickichte, Gestrüppe, mit hohem Gras bedeckte, feuchte Flächen und Felder bilden ihre Aufenthaltsorte. Alle lieben die Nähe des Wassers oder mit anderen Worten Sümpfe, Lachen und die Ufer der Flüsse und Seen, wühlen sich hier im Schlamm oder Morast ein Lager aus und liegen in diesen, oft halb im Wasser, während der Zeit ihrer Ruhe. Eine Art sucht auch in großen Löchern unter Baumwurzeln Schutz. Die meisten sind gesellige Thiere; doch erreichen die Rudel, welche sie bilden, selten eine große Stärke. Eine Art soll paarweise leben. Ihre Lebensweise ist eine nächtliche; denn auch an Orten, wo sie keine Gefahr zu befürchten brauchen, beginnen sie erst mit Anbruch der Dämmerung ihr Treiben. Sie sind keineswegs so plump und unbeholfen, als sie erscheinen. Ihre Bewegungen sind verhältnißmäßig leicht, ihr Gang ist ziemlich rasch, ihr Lauf schnell. Im Wasser schwimmen alle vortrefflich, wenn auch nicht mit besonderer Ausdauer; eine Art setzt aber doch über Meeresarme, um von einer Insel zu der anderen zu gelangen. Ihr Galopp ist eine Reihe eigenthümlicher Sätze, von denen jeder mit einem ausdrucksvollen Grunzen begleitet wird. Auch die Sinne der Schweine sind gut ausgebildet, namentlich Geruch und Gehör. Sie wittern und vernehmen ausgezeichnet. Das kleine und blöde Auge dagegen scheint nicht besonders scharf zu sehen, und Geschmack und Gefühl sind auch nicht eben sehr ausgebildet. Alle Arten sind vorsichtig und manche scheu. Sie entfliehen Gefahren, stellen sich aber, sobald sie gedrängt werden, tapfer zur Wehr, und die alten Keuler greifen oft ohne alle Umstände ihre Gegner an. Dabei suchen sie diese umzurennen und mit ihren scharfen Hauern zu verletzen, und sie verstehen diese furchtbare Waffe mit so großem Geschick und so bedeutender Kraft zu gebrauchen, daß sie sehr gefährlich werden können. Alle Keuler vertheidigen ihre Bachen und diese ihre Kinder mit vieler Aufopferung. Ihre geistigen Fähigkeiten sind gering. Sie sind ungelehrig, störrisch und nicht zu höherer Zähmung geeignet, wie überhaupt ihre Eigenschaften nicht eben ansprechend genannt werden dürfen.

Die Stimme der Schweine ist ein sonderbares Grunzen, welches zwar nicht wohllautend genannt werden kann, im ganzen aber doch viel Behäbigkeit und Selbstzufriedenheit oder Gemüthlichkeit ausdrückt. Bei den alten Keulern vernimmt man auch ein tiefes Brummen.

Die Schweine sind Allesfresser in des Wortes vollster Bedeutung. Was nur irgend genießbar ist, erscheint ihnen recht. Nur wenige ernähren sich ausschließlich von Pflanzenstoffen, Wurzeln, Kräutern, Feld- und Baumfrüchten, Zwiebeln, Pilzen ꝛc., die übrigen verzehren nebenbei auch Kerbthiere und deren Larven, Schnecken, Würmer, Lurche, Mäuse, ja selbst Fische, und mit Vergnügen Aas. Das Wasser ist für Alle unentbehrlich. Ihre Gefräßigkeit ist so bekannt, daß darüber Nichts gesagt zu werden braucht; in ihr gehen eigentlich alle übrigen Eigenschaften unter, mit alleiniger Ausnahme der beispiellosen Unreinlichkeit, welche ihnen die Mißachtung des Menschen eingetragen hat.

Die Schweine gehören zu den fruchtbarsten Thieren; denn die Zahl ihrer Jungen schwankt zwischen 1 und 24. Nur bei den wenigsten Arten wirft die Bache eine kleine Schaar von Ferkeln. Diese sind allerliebste, lustige, bewegliche Geschöpfe, welche Jedermann entzücken würden, wenn sie nicht die Unreinlichkeit der Alten vom ersten Tage ihres Lebens an zeigten.

Alle Wildschweine fügen dem gebildeten, ackerbautreibenden Menschen oft großen Schaden zu und vertragen sich nicht mit dem Anbau des Bodens. Sie sind deshalb auch in Europa fast ausgerottet und werden überall aufs eifrigste verfolgt, wo der Mensch zur Herrschaft gelangte. Ihre Jagd gilt als eins der edelsten Vergnügen und hat auch außerordentlich viel Anziehendes, weil es sich hier um Geschöpfe handelt, welche ihr Leben unter Umständen sehr theuer zu verkaufen wissen. Bei den wildlebenden Arten übertrifft der Schaden den Nutzen, welchen sie

durch Fleisch und Fell bringen, bei weitem. Die in der Gefangenschaft lebenden Arten aber sind uns fast unentbehrlich geworden und zählen mit Recht zu unseren geschätztesten Hausthieren.

Wenig Geschöpfe lassen sich so leicht zähmen, wie die Schweine, und wenige verwildern so leicht wieder, wie sie. Ein junges Wildschwein gewöhnt sich bald an seinen dumpfen, garstigen Stall, ein junges, zahmes Schwein, welches Freiheit genießt, gleicht schon nach wenigen Jahren ganz den echten wilden, ja es zeichnet sich oft vor diesen durch Muth und Grimmigkeit aus. Der Mensch ist nur in den nördlicheren Gegenden der schlimmste Feind der wildlebenden Schweine. In den Ländern unterhalb der Wendekreise stellen die großen Katzen- und Hundearten den dort wohnenden Arten eifrig nach und richten oft große Verwüstungen unter ihren Herden an. Füchse, kleinere Katzen und Raubvögel wagen sich blos an Frischlinge und immer nur mit großer Vorsicht, weil, wie bemerkt, die Mutter ihre Kinderschaar kräftig zu vertheidigen weiß.

Alle Schweine der Erde ähneln sich in ihrem Leibesbau und geistigen Wesen. Die geringen Unterschiede, welche sich bemerken lassen, beruhen auf der größeren Schlankheit oder Plumpheit des Baues und der Bildung der Zähne, namentlich der Hauzähne. Die Naturforscher nehmen viele Sippen an; davon enthält die erste die eigentlichen Schweine (Sus), welche wir, da unser Hausthier zu ihnen gehört, nicht besonders zu kennzeichnen brauchen. Das Wildschwein (Sus Scrofa), der einzige in Europa lebende Dickhäuter, geht zur Freude der Land- und Forstwirthe und zum Kummer der Jäger seinem Untergang entgegen. Früher weit verbreitet, findet er sich gegenwärtig in Europa nur noch an wenig Orten wild, um so häufiger aber noch in Asien und dem nördlichen Afrika. Sein Verbreitungskreis reicht nach Norden hin nicht über den 55. Grad der Breite hinaus. Das Wildschwein fehlt in allen Ländern, welche nordwärts von den Küsten der Ostsee liegen. Theils ist es dort ausgerottet, theils war es nie vorhanden. Selbst künstliche Versetzungen in nördlichere Gegenden, wie sie der König Friedrich I. in den Jahren 1720 bis 1751 versuchte, haben das Thier nicht verbreitet. In Deutschland kommt es noch sehr einzeln, vielleicht nur noch auf dem Thüringerwald, dem Schwarzwalde und dem Riesengebirge vor, wenn man die Wildparks, wie sich von selbst versteht, ausnimmt. Häufiger findet es sich in Polen, Galizien, Ungarn, im südlichen Rußland, Kroatien, Griechenland und Spanien. In Asien reicht es über alle gemäßigten Landstriche Sibiriens und der großen Tartarei bis zum Himalaya, falls nicht auch das in Indien vorkommende Schwein, wie Viele annehmen, unser eigentliches Wildschwein ist. In Nordafrika ist dieses sehr gemein, namentlich in Marokko, Algerien, Tunis und Egypten.

Das Wildschwein ist ein starkes Thier von fast 6 Fuß Länge, ausschließlich seines Schwanzes, welcher über 10 Zoll lang wird. Die Höhe am Widerrist erreicht 3 Fuß, das Gewicht schwankt zwischen 200 und 500 Pfund. Nach Aufenthalt, Jahreszeit und Nahrung ändern Größe und Gewicht bedeutend ab. Die in sumpfigen Gegenden wohnenden Wildschweine sind regelmäßig größer, als die in trockenen Wäldern lebenden; die auf den Inseln des Mittelmeeres hausenden kommen nie den festländischen gleich. In seiner Gestalt ähnelt es seinem gezähmten Abkömmling; nur ist der Leib im ganzen kürzer, gedrungener; die Läufe sind stärker, der Kopf ist etwas länger und spitzer. Das Gehör steht mehr aufgerichtet und ist etwas länger und spitzer, auch die Gewehre oder Hauer werden größer und schärfer, als bei dem zahmen Schwein. Die Färbung ist sehr verschieden; doch bezeichnet sie im Allgemeinen der Jägername „Schwarzwild"; denn graue, rostfarbene, weiße und gefleckte Wildschweine sind selten. Die Jungen haben auf grauröthlichem Grunde gelbliche Streifen, welche sich ziemlich gerade von vorn nach hinten ziehen, bereits in den ersten Monaten des Lebens aber sich verlieren. Das Haarkleid besteht aus steifen, langen und spitzen Borsten, welche an der Spitze häufig gespalten sind. Dazwischen mengt sich je nach der Jahreszeit mehr oder weniger kurzes, feines Wollhaar ein. Am Unterhals und dem Hinterbauche sind die Borsten nach vorwärts, an den übrigen Theilen des Körpers nach rückwärts gerichtet. Auf dem Rücken bilden sie eine Art von Kamm oder Mähne. Schwarz oder rußbraun ist ihre gewöhnliche Farbe, die Endspitzen sind aber gelblich, grau und röthlich, und hierdurch wird die allgemeine Färbung etwas lichter. Die Ohren sind schwarzbraun, der Schwanz, der Rüssel und die untere Hälfte der Beine und Klauen schwarz; am Vordertheil des Gesichts ist das Borstenhaar gewöhnlich gesprenkelt. Die rostfarbenen und weißgefleckten oder halbschwarzen und halbweißen Schweine hält man für Abkömmlinge verwilderter zahmer Schweine, welche in früheren Zeiten ausgesetzt wurden, um diese Wildart zu vermehren.

Der Waidmann nennt unser Thier Sau, das männliche Wildschwein, wenn es erwachsen ist, Schwein, das weibliche Bache. Junge Thiere heißen Frischlinge bis zum zweiten Jahre, später bezeichnet man das männliche Schwein als Bacher oder Keuler, vom fünften Jahre

an als Haupt- und grobes Schwein. Der Rüssel heißt Gebrech e, die Hauzähne nennt man Gewehre, die der Bache Haken.

Feuchte und sumpfige Gegenden bilden unter allen Umständen den Aufenthaltsort des Schweins, gleichviel, ob hier ausgedehnte Waldungen sich finden oder die Gegend blos mit Sumpfgräsern bestanden ist. In Europa wohnt das Thier vorzugsweise in großen Waldungen, in Afrika und Asien dagegen bricht es sich sein Lager mitten im Sumpf oder in großen Feldern. An vielen Orten Egyptens wohnen die Wildschweine jahraus jahrein in Zuckerrohrfeldern, ohne diese einmal zu verlassen. Sie fressen dort gleich die Rohrstengel, suhlen sich in dem Wasser, welches über die Felder geleitet wird und befinden sich im Dickicht so wohl, daß sie durch keine Anstrengungen zu vertreiben sind. Im Delta lagern sie sich auf den feuchten, mit Riedgras bestandenen Stellen und an den unteregyptischen Strandseen in dem Röhricht der ausgedehnten Brüche. In den Wäldern wählen sie sich gewöhnlich die Dickichte, namentlich solche, deren Grund feucht ist. In Indien bewohnen sie undurchdringliche Dickungen dorniger Gewächse, aus denen sie ebenfalls nicht vertrieben werden können. Hier bricht sich das Schwein eine Vertiefung auf, gerade groß genug, um seinen ganzen Leib aufzunehmen. Wenn es sein kann, füttert es dieses Lager mit Mos, trockenem Gras und Laub aus und legt sich hier so bequem als möglich nieder. Das Rudel bereitet sich an ähnlichen Orten den Kessel, pflegt sich aber so in ihm einzuschieben, daß Aller Köpfe nach der Mitte hin gerichtet sind.

Alle Wildschweine sind sehr gesellige Thiere. Bis zur Fortpflanzungszeit halten sich immer mehrere Bachen und schwache Keuler zusammen, nur die groben Schweine leben als Murrköpfe für sich. Bei Tage liegen die Rudel still und faul im Kessel; gegen Abend erheben sie sich, um nach Fraß auszugehen. Zuerst gehen sie, wie der Waidmann sagt, im Holz und auf den Wiesen ins Gebräche, d. h. stoßen brechend den Boden auf oder laufen einer Suhle zu, in welcher sie sich ein halbes Stündchen wälzen. Diese Abkühlung scheint ihnen unentbehrlich zu sein, denn sie laufen oft meilenweit nach dem Bade. Erst wenn Alles ruhig wird, nehmen sie die Felder an und wo sie sich festgesetzt haben, lassen sie sich nicht so leicht vertreiben. Wenn das Getreide Körner bekommt, hält es sehr schwer, sie aus dem Felde zu scheuchen. Und dabei fressen die Sauen weit weniger, als sie sonst durch beständiges Sichherumdrehen verwüsten. Sie machen oft genug Flächen vollkommen der Erde gleich. Im Wald und auf den Wiesen sucht das Schwarzwild Erdmast, Trüffeln, Kerbthierlarven, Gewürm oder im Herbst und im Winter abgefallene Eicheln, Bücheln, Haselnüsse, Kastanien, Kartoffeln, Rüben und alle Hülsenfrüchte. Es frißt überhaupt, mit Ausnahme der Gerste auf dem Halme, alles Mögliche, sogar gestorbenes Vieh, gefallenes Wild und Leichen an, auch solche von seines Gleichen, niemals aber greift es in räuberischer Absicht lebende Thiere der beiden höchsten Klassen an.

In seinen Eigenschaften ähnelt das Hausschwein in vieler Hinsicht noch seinem Vetter, und man kann deshalb leicht von jenem auf dieses schließen. Selbstverständlich ist das Wildschwein ein viel vollendeteres und muthigeres Geschöpf, als unser durch die Knechtschaft verdorbenes Stallthier. Alle Bewegungen des Wildschweins sind rasch und ungeschickt. Der Lauf ist ziemlich rasch und richtet sich am liebsten geradeaus. Bewunderungswürdig ist die Leichtigkeit mit der die Wildschweine ein geradezu undurchdringlich scheinendes Dickicht durchbrechen. Auch im Sumpf und im See selbst verstehen sie sich vortrefflich zu bewegen. Sie schwimmen ausgezeichnet selbst über sehr breite Wasserflächen; ja — von unserem Hausschwein wenigstens hat man dies beobachtet — sie setzen unter Umständen noch von einer Insel im Meere zur anderen über. Bei dem Schwimmen kommt dem Schwein sein Leibesbau gut zu statten. Man hat beobachtet, daß Schweine eine deutsche Meile weit mit Leichtigkeit schwimmen.

Alle Wildschweine sind vorsichtig und aufmerksam, obwohl nicht gerade scheu, weil sie auf ihre eigene Kraft und ihre furchtbare Waffe vertrauen können. Sie vernehmen und wittern sehr scharf, äugen aber sehr schlecht. Keine andere Wildart kommt auf den anstehenden Jäger, wenn er sich halbwegs ruhig verhält und unter dem Winde steht, so weit heran, als das Wildschwein; und keinem anderen größeren Thiere kann man sich, wenn es ruht, so weit nähern. Sein geistiges Wesen ist nicht so stumpf, als man gewöhnlich annimmt. Es zeigt immerhin einen gewissen Grad von Verstand. Im Ganzen ist es sehr gutmüthig. Ungereizt thut selbst das stärkste Schwein keinem Menschen Etwas zu Leide; nur dem Hunde, seinem bittersten Feinde, widersetzt es sich und versucht, ihm gefährlich zu werden. Aber alle Sauen und namentlich die groben Schweine vertragen keine Beleidigung, nicht einmal eine Neckerei. Wenn der Mensch seinen Gang ruhig fortsetzt, bekümmert sich das Wildschwein gar nicht um ihn oder entfernt sich flüchtig: reizt man das Thier aber, so nimmt es auch den bewaffneten Mann ohne weiteres an, und in der Wuth geht es wie blind auf seinen Feind los. Vor verwundeten Sauen hat

selbst der Jäger Ursache, auf seiner Hut zu sein. Unglaublich schnell kommt das Schwein gefahren, wenn es einen Menschen oder ein Thier annimmt. Mit seinem Gewehre versetzt es kräftige, gefährliche Schläge; aber selten hält es sich auf, und noch weniger kehrt es sich wieder um. Verliert man in solchen Fällen die Besinnung nicht, läßt man das Schwein ganz nahe heran und springt dann hinter einen Baum oder, wenn dies nicht möglich ist, nur auf die Seite: so fährt es, weil es nicht gewandt ist, vorbei. Die Bache wird nie so leicht zornig, als das Schwein, gibt diesem aber an Muth wenig nach. Zwar kann sie mit ihren Haken durch Schläge keine argen Verwundungen beibringen, sie wird aber deshalb gefährlicher, als das Schwein, weil sie bei dem Gegenstand ihrer Wuth stehen bleibt, mit den Läufen auf ihm herum tritt und beißend ganze Stücken Fleisch losreißt. Wenn man die Gewehre eines hauenden oder groben Schweins betrachtet, begreift man, daß diese Waffen furchterregend sein können. Beide Hauzähne sind ganz weiß und glänzend, auch äußerst scharf und spitzig, und mit zunehmendem Alter werden sie durch beständiges Gegeneinanderreiben immer schärfer und spitzer. Beim Hauptschwein biegt sich das untere fast über dem Gebreche zusammen. Die Schläge, welche das Thier mit diesen scharfen Zähnen ausführt, sind im höchsten Grade gefährlich und können tödtlich werden, wenn sie einen edleren Theil des Körpers treffen. Es reißt lange Wunden, welche tief genug sind, um an den Schenkeln eines Mannes durch alle Muskellagen bis auf den Knochen zu reichen oder alle Bauchdecken zu durchschneiden und die Eingeweide zu zerreißen. Letzteres geschieht gewöhnlich den angreifenden Hunden. Bei Gefahr leisten sich die Wildschweine gegenseitig Hilfe, und namentlich junge werden mit sehr viel Muth von den älteren vertheidigt. Bachen, welche noch kleine Frischlinge haben, gehören zu den gefährlichsten aller Thiere und lassen in der Verfolgung eines Kindesräubers nicht ab, bis dieser überwunden ist oder ihnen wenigstens ihre Jungen zurückgegeben hat.

Die Stimme des Wildschweins ähnelt der unseres zahmen Schweines in jeder Hinsicht.

Gegen Ende Novembers beginnt die Paarung, der wie bei allen Thieren der Wildniß manchfache und heftige Kämpfe vorausgehen. Achtzehn bis zwanzig Wochen nachher setzt die schwächere Bache 4 bis 6, die stärkere 11 bis 12 Frischlinge. Sie hat sich vorher im einsamen Dickicht ein mit Mos, Nadeln oder Laub ausgefüttertes Lager bereitet und hält die von ihr zärtlich geliebten Kinderchen die ersten vierzehn Tage sorgsam versteckt in diesem Lager, verläßt sie auch nur selten und blos auf kurze Zeit, um sich Fraß zu suchen. Ein Rudel dieser jungen, schön gezeichneten Thiere bietet einen ungemein erfreulichen Anblick. Die noch kleinen Frischlinge sind allerliebste Geschöpfe. Ihr Kleid steht ihnen vortrefflich, und die Munterkeit und Beweglichkeit der Jugend bilden einen vollendeten Gegensatz zu der Trägheit und Langweiligkeit des Alters. Ernsthaft gehen die Bachen ihren Frischlingen voran, und diese trollen und laufen, quieken und grunzen hinter jenen drein, ohne Unterlaß sich zerstreuend und wieder sammelnd, hier ein wenig verweilend und brechend, einen plumpen Scherz versuchend und dann sich wieder sammelnd und nach der Alten hindrängend, sie umlagernd und zum Stillstehen zwingend, das Gesäuge sich erbittend und dann wieder lustig weiter trollend.

Das Lebensalter, welches die Wildschweine erreichen, schätzt man auf 20 bis 30 Jahre. Ein zahmes Schwein wird niemals so alt; denn der Mangel an Freiheit und an zusagendem Fraße verkürzen ihm sein Leben auffallend. Die Wildschweine sind auch nur wenigen Krankheiten ausgesetzt. Der Wolf und der Luchs, auch wohl der schlaue Fuchs, welcher wenigstens einen kleinen Frischling wegzufangen wagt, sind bei uns zu Lande die Hauptfeinde des Wildschweins. In den südlicheren Gegenden stellen auch die größeren Katzen mit Eifer dem fetten Wildpret nach.

Da nach dem früher Gesagten das Wildschwein leicht beschlichen werden kann, so bietet seine Jagd für den geübten Jäger, der mit einer guten Doppelbüchse versehen ist, keine erhebliche Schwierigkeit. Sowohl in unseren Wäldern als auch in Egypten, in dem Röhricht des Nildeltas, ist auf einfachen Pürschgängen ohne Treiber das Schwarzwild unschwer zu erlegen. In den fürstlichen Parken pflegen die hohen Herrschaften dasselbe sich antreiben zu lassen und von gesicherten Standorten, sogenannten Canzeln herab zu schießen. Herzhafter, aber auch gefährlicher, war die früher übliche Jagd, wo der Waidmann das aufgejagte Wildschwein auf sich anlaufen ließ und falls es ein grobes Schwein war, dasselbe mit einem starken Spieß, „der Saufeder" oder einen schwächeren Keuler mit dem Hirschfänger abfing.

Gegen die Hunde vertheidigt sich das Wildschwein mit rasender Wuth. Man brauchte in früheren Zeiten zur Saujagd die sogenannten Saufinder und Hetzhunde, muthige, starke und flüchtige Thiere, welche in halbwildem Zustand gehalten und nur auf Schwarzwild gebraucht wurden. Die Saufinder mußten das Wild suchen, die Hatzhunde deckten es. Ehe es zum Packen



Das Wildschwein (Sus Scrofa).

kam, d. h. ehe die Hunde sich am Gehör ihrer Feinde festbissen, wurde gar manchem Hunde der Leib aufgerissen oder er wenigstens derb geschlagen. So wurde das Wildschwein festgehalten, bis der Jäger herbeikam, um es abzufangen.

Das Fleisch des Schwarzwildes wird mit Recht sehr geschätzt. Es hat neben dem Geschmack des Schweinefleisches den des echten Wildprets. Auch die Haut wird verwendet, und die Borsten sind sehr gesucht. Aber so groß auch der Nutzen sein mag: den Schaden, welchen das Thier in angebauten Gegenden anrichtet, kann er niemals aufwiegen.

Mit unserem Wildschweine nahe verwandt ist das weißbärtige oder japanische Schwein (Sus leucomastix). Es unterscheidet sich hauptsächlich durch die Größe, nicht aber auch durch Gestalt und Farbe. Wahrscheinlich ist es der Stammvater der kleinen, zahmen Rasse, welche wir unter dem Namen chinesisches Schwein kennen. Auch das indische Schwein (Sus cristatus), das Papuschwein (Sus papuensis), zwei afrikanische Schweine: das Buschschwein (Potamochoerus africanus) und das pinselohrige Schwein (Choeropotamus penicillatus) gelten als Stammväter der Hausschweine.

Das weißbärtige Schwein hat kurzen Rumpf, verlängerten Kopf und kleine, stark behaarte Ohren. Seine Färbung ist dunkelbraun, unten weißlich. Vom Mundwinkel an läuft ein lichter Streifen über die Wangen. Das indische Schwein ist kleiner, als das unsrige, und am ganzen Körper spärlich mit Borsten besetzt. Der Hinterbauch und ein großer Fleck hinter den Ohren sind fast nackt. An der unteren Hälfte der Wangen bilden die Haare einen Bart, auf der Stirn und dem Ende des Rückens eine Art liegender Mähne. Die meisten Borsten sind schwarz mit gelblichbraunen Spitzen. Hierdurch entsteht eine lichtgelblichbraune, schwarzgesprenkelte Färbung. Das Papuschwein besitzt die zierlichste Gestalt von allen bisjetzt bekannten echten Schweinen und steht diesen auch in der Größe weit nach. Es wird 3 Fuß lang und 18 bis 20 Zoll hoch. Die Füße sind niedrig, die Haut ist braun, hinter den Ohren runzelig, auf den Wangen und am Bauche nackt. Das Haar ist dünn und auch nicht dicht gestellt; die Färbung der Oberseite ist schwarz und röthlich, der Glieder braun, der Bauchseite weiß. Dem Keuler fehlen die großen Hauer.

Von den zwei in Afrika lebenden Arten ist das pinselohrige Schwein (Sus-Choeropotamus-penicillatus) ein sehr schönes Thier von etwas geringerer Größe, als das Wildschwein, mit gleichmäßig feiner Behaarung auf der Oberseite und langen, fast zottigen Haaren längs der Seiten und am Bauche, mit fast nackten Beinen und Gesicht, aber einem hübschen Bart zu beiden Seiten der Wangen und Pinsel an den Ohren und am Schwanze. Die Hauptfärbung des Thieres ist ein schönes, dunkles Rothgelb auf dem Oberkörper; das Gesicht mit Ausnahme des Bartes, die Beine und der Schwanz sind dunkelgrauschwarz. Ein Streifen, welcher über das Kreuz läuft, und die Ohrpinsel sind weiß, die Ringe um die Augen gelblich.

Das Buschschwein (Sus-Potamochoerus-africanus) ist am ganzen Leibe mit fast gleichmäßig langen Borsten behaart; nur auf dem Nacken bildet sich eine liegende Mähne und an den Wangen ein ziemlich starker Bart. Die Färbung des Leibes ist ein röthliches Graubraun; das Gesicht ist fahlgau, der Bart und die Mähne sind weißlichgrau. Schwarze Ringe umgeben die Augen, und ein schwarzer Streif läuft über die Wangen. Ohren und Beine sind dunkelbraunschwarz. Einige Forscher wollten diese Schweine blos als Abart von den vorigen gelten lassen; seitdem jedoch beide Arten lebend im englischen Thiergarten sich befinden, hat diese Ansicht ihre Stichhaltigkeit verloren.

Alle diese Schweine leben wild unter ähnlichen Verhältnissen, wie unser Wildschwein, und lassen sich sehr leicht zähmen, sind auch jedenfalls seit den ältesten Zeiten als Hausthiere gehalten worden. Von unserem Wildschweine stammen wahrscheinlich die größte Menge der Rassen ab, welche wir hier in Europa haben. Nach Fitzinger lassen sich alle diese Spielarten auf zwei Hauptabtheilungen zurückführen: auf das krause und das großohrige Hausschwein nämlich. Von ersterem sollen die im Süden Europas, von letzterem die im Norden verbreiteten Rassen abstammen. Diese Rassen aber zerfallen wieder in eine Menge von Unterrassen. Besonders wichtig sind die ungarischen und polnischen Schweine, das deutsche Hausschwein und das englische, welches letztere oft das ungeheure Gewicht von 1000 bis 1200 Pfund erreicht und zuweilen bis neunzehn Junge wirft. Die Engländer, wie bekannt, vortreffliche Viehzüchter, züchten Thiere, welche auf den ersten Blick hin kaum noch Aehnlichkeit mit dem eigentlichen Schweine zeigen, so eigenthümlich verdickt und verunstaltet sich ihr Leib.

Von dem weißbärtigen Schweine soll das chinesische Hausschwein abstammen. In China wird die Zucht im großartigen Maßstabe betrieben, und die Züchter halten dort namentlich

darauf, daß die Mastschweine sich so wenig als möglich bewegen, weshalb sie bei einer Ortsveränderung ihre lieben Thierchen in einer Art von Sänfte wegtragen. Europäer erklären das Fleisch der in China geschlachteten chinesischen Schweine für ungenießbar.

Als Abkömmling des indischen Schweins betrachtet man das in Siam lebende Hausschwein, welches über das ganze südliche Asien und die Inseln der Südsee verbreitet ist und auf den Gesellschafts- und Freundschaftsinseln schon seit undenklichen Zeiten gezogen worden ist; denn die Europäer fanden bei der Entdeckung jener Eilande bereits Massen von Schweinen im Besitz der dortigen Einwohner.

Das Papuahausschwein stammt sicher von dem auf denselben Inseln wildlebenden Papuschwein her. Die afrikanischen Schweine sind bis jetzt nur von wenigen Völkerschaften gezüchtet worden, da der Islám den Genuß des Schweinefleisches verbietet.

Die in Amerika lebenden Hausschweine fallen mit verschiedenen Rassen der übrigen Welttheile zusammen, weil sie sämmtlich eingeführte Thiere sind. Hier und da gibt es auch wieder verwilderte Schweine, wie sich bei der Art und Weise der Behandlung der Thiere leicht erklären läßt. Wahrscheinlich wird die Schweinezucht nirgends in so großartigem Maßstabe betrieben, als in Nordamerika, namentlich in der Gegend von Cincinnati, wo sehr viele Landleute ihren Erwerb vorzüglich in der Schweinemast suchen.

Mißbildungen kommen bei keinem Hausthiere weiter in so großer Manchfaltigkeit vor, als beim Hausschwein. Von den manchfachen Krankheiten, welchen dasselbe unterworfen ist, hat in neuerer Zeit die Trichinose große Aufregung verbreitet. In dem Muskelfleisch also erkrankter Schweine befinden sich, dem bloßen Auge kaum sichtbar, zahllose Eingeweidethiere, Haarwurm (Trichina spiralis) genannt, eingeschlossen in eine kalkige Hülle. Kein äußeres Merkmal verräth die Anwesenheit dieser Einwohner, die sobald das Fleisch des Thieres vom Menschen genossen wird, in dessen Eingeweiden sich unglaublich vermehren, zu Milliarden in das Muskelfleisch eindringen, heftige Erkrankungen und häufige Todesfälle veranlassen. In Hedersleben starben 1864 auf diese Weise 100 Personen. Im ersten Schreck schien die ganze Schweinezucht in Frage gestellt. Allein da nur bei Genuß des rohen Schweinefleisches jene Erscheinungen möglich sind, so brauchen wir auf dieses schätzbare Nahrungsmittel nicht zu verzichten, wenn wir dasselbe nur wohlgesalzen und geräuchert, oder völlig gar zubereitet verzehren.

Heutzutage sind die zahmen Schweine über den größten Theil der Erde verbreitet. So weit nach Norden hin Landbau betrieben wird, sind die Schweine Hausthiere; in den südlichen Ländern leben sie mehr im Freien. Die eingepferchten Thiere werden größer und fetter, sind aber schwächer und mehr Krankheiten ausgesetzt. Die Schweine, welche den größten Theil des Lebens im Freien zubringen, sind gewöhnlich etwas hochbeiniger und magerer, dabei aber viel kräftiger, selbstständiger und muthiger. Nicht blos in Amerika betreibt man solche Waldzucht, wie man sagen könnte, sondern auch in den meisten Provinzen Rußlands, in den Donautiefländern, in Griechenland, Italien, Südfrankreich und Spanien. In Skandinavien laufen die Schweine, wenigstens während des ganzen Sommers, nach ihrem Belieben umher, jedes mit einem kleinen, dreieckigen Holzkummet um den Hals, welches ihnen das Eindringen in die umhegten Grundstücke verwehrt, sie im übrigen aber nicht hindert. Wenn man durch Norwegen reist, sieht man die Schweine mit größter Behaglichkeit und Gemüthlichkeit längs der Landstraßen dahinlaufen und hier sich allerlei Abfälle aufsuchen und andere Nahrung erwerben. Im südlichen Ungarn, Kroatien, Slavonien, Bosnien, Serbien, in der Türkei und in Spanien überläßt man die Schweine das ganze Jahr hindurch sich selbst und trägt nur insofern Sorge um sie, daß sie sich nicht verlaufen. Sie nutzen dann die Wälder aus und finden namentlich in den Eichwaldungen höchst geeignete Futterplätze und Mastorte. In Spanien steigen sie bis hoch in die Gebirge hinauf, in der Sierra Nevada z. B. bis zu 8000 Fuß über dem Meer, und nutzen dort Oertlichkeiten aus, in welchen andere Thiere nicht viel finden würden. Das freie Leben hat alle ihre leiblichen und geistigen Fähigkeiten sehr entwickelt. Sie laufen sehr gewandt, klettern recht gut und sorgen selbst für ihre Sicherheit. Wie muthig sie sein können, habe ich bereits oben bei Beschreibung des Wolfes erwähnt. Bei der sogenannten halbwilden Zucht läßt man die Schweine während des Sommers im Freien, bringt sie aber im Winter in die Ställe.

Mit Unrecht hat man geglaubt, daß dem Schweine zu seinem Wohlbefinden Koth und Schmuz unentbehrlich sei. Auf manchen größeren Gütern hat man bereits, um es dem Schweine recht bequem zu machen, Lachen neben den Ställen errichtet, in denen sich allerlei Unreinlichkeit sammelt. Die neueren Erfahrungen haben erwiesen, daß auch das Schwein bei reinlicher Haltung weit besser gedeiht, als wenn es beständig im Schmuze liegt; deshalb pferchen jetzt

die gebildeten Thierzüchter ihre Schweine nicht mehr in die gräulichen Gefängnisse ein, welche man Schweineställe nennt, sondern weisen ihnen weite, luftige Räume an, welche leicht gereinigt werden können. Sie erziehen sich hier viel gesündere und kräftigere Hausschweine. Am besten ist es, wenn der Boden des Stalles mit großen Steinplatten ausgelegt ist.

Das zahme Hausschwein ähnelt in seinen meisten Eigenschaften der wilden Stammart. Es ist gefräßig, widerspenstig, ungeschickt und zeigt wenig Anhänglichkeit an den Menschen. Unter Umständen können dieselben sogar gefährlich werden, denn es ist schon mehrmals vorgekommen, daß freigelassene Mastschweine in unbewachte Stuben eingedrungen sind, Säuglinge aus der Wiege gerissen und an- oder aufgefressen haben. Auch von den halbwilden Schweinen in Ungarn und Serbien sind Beispiele bekannt, daß Rudel derselben erwachsene Personen angefallen und aufgefressen haben. Hausschweine, welche von Jugend auf mehr in der Familie des Menschen, als für sich allein gelebt haben, wie dies auf dem Lande nicht selten geschieht, üben ihre geistigen Kräfte, und sind dann weit verständiger, als die Uebrigen ihrer Art. Ein Förster erzählte mir, daß er eine Zeit lang ein kleines, sogenanntes chinesisches Schweinchen besessen habe, welches ihm wie ein Hündchen auf dem Fuße nachlief, auf den Namen hörte, sogleich herbeikam, wenn es gerufen wurde, auf der Treppe mit ihm empor stieg, sich im Zimmer ganz gut betrug und mancherlei Kunststücke machte. Es war gewöhnt, im Walde Morcheln zu suchen und stand diesem Geschäft mit großem Eifer vor. Es konnte in plumper Weise eine Zeit lang Wache stehen und legte sich hin, wenn man zu ihm sagte: komm, du sollst geschlachtet werden. Als Ludwig XI. krank war, wurden von seinen Hofleuten vergeblich alle nur erdenklichen Mittel hervorgesucht, um die trüben Gedanken, welche den König beherrschten, zu zerstreuen. Endlich gelang es einem erfinderischen Kopf den König zum Lachen zu bringen, indem er demselben närrisch kostümirte Schweinchen vorführte, welche tanzten und dazu grunzten.

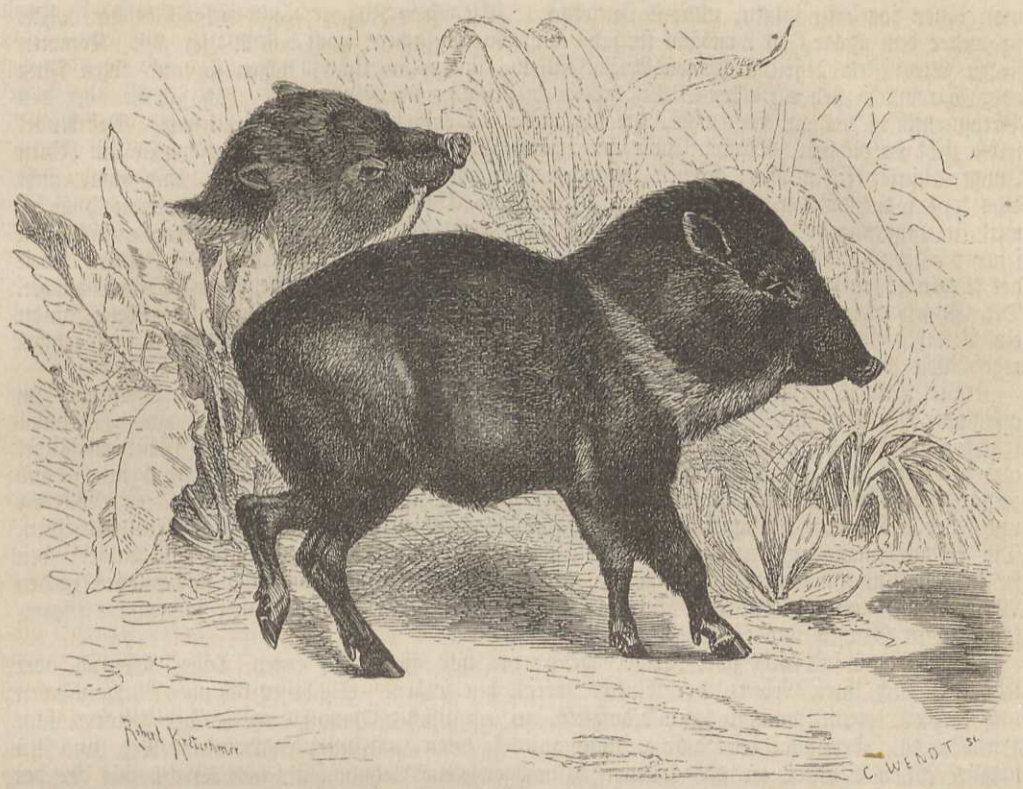
Andere abgerichtete Schweine hat man auf der Messe von St. Germain und auf dem Theater Aestley zu Paris gesehen. In London stellte man ein gelehrtes Schwein aus. Es konnte lesen. Man ließ es in einem Saale sehen, in welchem viele Menschen sich versammelten. Zwei Alphabete großer Buchstaben auf Karten lagen auf dem Boden. Einer aus der Gesellschaft wurde gebeten, ein Wort zu sagen. Der Herr und Besitzer des Schweins wiederholte es seinem Zögling und dieser hob sofort die zu dem Worte nöthigen Buchstaben mit den Zähnen auf und legte sie in die gehörige Ordnung. Auch die Zeit verstand es anzugeben, wenn man ihm eine Uhr vorhielt u. s. w.

Die Engländer hatten ein Schwein sogar zur Jagd abgerichtet, und es leistete, wie Wood uns mittheilt, Vorzügliches. Andere Schweine hatte man abgerichtet, den Wagen zu ziehen. Ein Bauer in der Nähe der Marktstadt St. Alban kam oft mit seinen vier Schweinen gefahren. Ein anderer Bauer wettete, daß er auf seinem Schweine in einer Stunde von seinem Hause vier Meilen weit nach Norfolk reiten wollte und gewann die Wette. Diese Geschichten beweisen wenigstens, daß das Schwein der Abrichtung fähig ist.

Sonderbar ist die Thatsache, daß die Schweine einen großen Abscheu gegen Hunde zeigen. Wilde und zahme Schweine machen sich kein Gewissen daraus, unter Umständen Aas zu fressen, niemals aber gehen sie Hundefleisch an.

Im Allgemeinen zeigt sich das zahme Schwein als vollständiger Allesfresser. Es gibt wirklich kaum einen Nahrungsstoff, welchen dieses Thier verschmäht. Einige Pflanzen werden von ihm nicht berührt, und scharfe Gewürze können ihm den Tod bringen: im übrigen verzehrt es Alles, was der Mensch genießt, und noch hundert andere Dinge mehr. Es wählt seine Nahrung ebensogern aus dem Pflanzenreich, wie aus dem Thierreich. Auf Brach- und Stoppeläckern wird es sehr nützlich; es vertilgt hier Mäuse, Engerlinge, Schnecken, Regenwürmer, Heuschrecken, Schmetterlingspuppen und allerlei Unkraut, mästet sich dabei vortrefflich und wühlt auch noch den Boden auf. Auf den Antillen hat es sich vortheilhaft zur Vertilgung giftiger Schlangen in den Zuckerpflanzungen erwiesen. Bei wenig Bewegung wird es in sehr kurzer Zeit steif auf dem Rücken und zuletzt so unbeholfen und gefühllos, daß die Ratten ihm tiefe Löcher in den Rücken fressen können. Man kannte Schweine, welche das ungeheure Gewicht von 1275 Pfund erlangt haben.

Während man bei den Hausschweinen möglichst darauf hält, daß sie sich nicht bewegen, muß man den zur Zucht bestimmten viel Spielraum gönnen. Gewöhnlich zweimal im Jahre, nach 16 bis 18 Wochen Tragzeit wirft das Hausschwein vier bis sechs, zuweilen auch zwölf bis fünfzehn, und in seltenen Fällen zwanzig bis vierundzwanzig Junge. Die Mutter hegt für diese wenig Sorgfalt und bereitet sich oft nicht einmal ein Lager. Nicht selten kommt es vor, daß sie, wenn ihr die große Kinderschaar lästig wird, einige von den Kleinen auffrißt.



Der Pekari (Dicotyles torquatus).

Manche Mutterschweine muß man bewachen und sie schon lange Zeit vor dem Wurf von thierischer Nahrung abhalten. Die Jungen guter Mütter läßt man vier Wochen saugen, ohne sich weiter um sie zu bekümmern. Dann nimmt man sie weg und füttert sie mit leichten Nahrungsstoffen groß. Das Wachsthum geht sehr rasch vor sich, und bereits mit dem achten Monate ist das Schwein fortpflanzungsfähig.

Amerika ist arm an Schweinen, und die ihm eigentlichen Arten stehen auch in der Größe weit hinter den altweltlichen Verwandten zurück. Sie bilden die Gruppe der Nabelschweine oder Pekaris (Dicotyles), welche sich hauptsächlich dadurch auszeichnen, daß ihre Hinterfüße nur dreizehig sind und der Schwanz gänzlich verkümmert ist. Auch die einfachen Eckzähne und eine eigenthümliche Drüse auf dem Rücken tragen zur Kennzeichnung dieser Thiere bei.

Der Pekari (Dicotyles torquatus) ist ein kleines Schwein von 4½ bis höchstens 5 Fuß Gesammtlänge und 1 bis 1¼ Fuß Höhe. Er hat einen kurzen Kopf und eine stumpfe Schnauze, ist sonst aber ziemlich schlank gebaut. Die Borsten sind verhältnißmäßig lang und dicht gestellt. Zwischen den Ohren und auf der Mittellinie des Rückens verlängern sie sich, ohne jedoch einen starken Kamm zu bilden. Die allgemeine Färbung des Thieres ist ein schwärzliches Braun; die Vorderbrust ist weiß, und von hieraus läuft eine gelblich gefärbte Binde nach vorn und unten und über die Schultern nach hinten und oben. Aus der Rückendrüse sondert sich zu allen Zeiten eine durchdringend riechende Flüssigkeit ab, welche den Eignern aber sehr zu behagen scheint, weil sie sich gegenseitig mit ihren Schnauzen an den Rückendrüsen reiben.

In allen waldreichen Gegenden Südamerikas bis gegen 3000 Fuß über dem Meere sind die Nabel- oder Bisamschweine gewöhnliche Erscheinungen. In zahlreichen Trupps durchziehen sie unter Leitung der stärksten Eber ihrer Art die Wälder, täglich den Aufenthaltsort ändernd und eigentlich immer auf der Wanderschaft begriffen. Nach Rengger's Versicherungen kann

man ihnen tagelang folgen, ohne sie zu sehen. „Bei ihren Zügen", sagt dieser Forscher, „hält sie weder das offene Feld, welches sie sonst nur selten besuchen, noch das Wasser auf. Kommen sie zu einem Felde, so durchschneiden sie dasselbe im vollen Lauf, stoßen sie auf einen Fluß oder Strom, so stehen sie keinen Augenblick an, ihn zu überschwimmen. Ich sah sie über den Paraguayfluß setzen an einer Stelle, wo er mehr als eine halbe Stunde breit war. Der Rudel selbst zieht in dichtem Gedränge, die männlichen Thiere voran, jedes Mutterschwein mit seinen Jungen hinter sich. Man erkennt ihn schon von weitem durch das Gehör, und zwar nicht blos wegen der dumpfen, rauhen Laute, welche die Thiere von sich geben, sondern noch mehr, weil sie ungestüm das Gebüsch auf ihrem Wege zerknicken." Bonpland wurde einmal von seinem indianischen Führer beim Botanisiren gebeten, sich hinter einen Baum zu stecken, weil der Begleiter befürchtete, daß unser Forscher vom Rudel zu Boden geworfen werden möchte. Die Eingeborenen versicherten Humboldt, daß sich selbst der Tiger im Walde scheue, unter ein Rudel dieser Wildschweine zu gerathen und sich, um nicht erdrückt zu werden, vor ihnen regelmäßig hinter einen Baum flüchte.

Die Pekaris gehen bei Tage und bei Nacht ihrem Fraße nach, und der Mangel an geeigneter Nahrung ist es wohl auch, welcher sie zu größeren Wanderungen zwingt. Baumfrüchte aller Art und Wurzeln bilden ihren Fraß. Die Wurzeln wühlen sie mit dem Rüssel aus der Erde hervor. In bewohnten Gegenden brechen sie häufig in die Pflanzungen ein und zerstören die Felder. Neben pflanzlicher Nahrung sollen sie auch Schlangen, Eidechsen, Würmer und Larven fressen. In ihren Bewegungen und ihrem Wesen ähneln sie unseren Wildschweinen. Die Bisamschweine werden theils ihres Fleisches wegen, theils auch des Schadens halber, den sie in den Pflanzungen anrichten, häufig gejagt. Man sucht sie gewöhnlich mit Hunden in den Wäldern auf und tödtet sie mit Schüssen oder Lanzenstichen. Die Indianer fangen die Bisamschweine in Gruben und Schlingen.

Die Sau wirft blos zwei Junge, welche vielleicht schon am ersten Tage, sicherlich aber sehr kurz nach ihrer Geburt, der Mutter überall hin folgen. Sie lassen sich ohne Mühe zähmen und werden, wenn man sie gut behandelt, zu eigentlichen Hausthieren. „Der Pekari", sagt Humboldt, „den man im Hause aufzieht, wird so zahm, wie unser Schwein und Reh, und sein sanftes Wesen erinnert an die anatomisch nachgewiesene Aehnlichkeit seines Baues mit der der Wiederkäuer." Nach Europa kommen oft lebende Pekaris; in den Thiergärten sind sie regelmäßige Erscheinungen. Sie ertragen unser Klima verhältnißmäßig gut, haben sich auch bereits in England fortgepflanzt. Man erhält sie bei gewöhnlichem Schweinefutter lange Jahre. Die von uns beobachteten Gefangenen sind bissige, jähzornige Geschöpfe, welche sich auch dem Wärter gegenüber sehr raufluftig zeigen.

Das Fell der Nabelschweine wird hauptsächlich zu Säcken und Riemen benutzt, das Fleisch hingegen von dem ärmeren Volke gegessen. Es hat einen angenehmen Geschmack, welcher aber mit dem des Schweinefleisches keine Aehnlichkeit hat. Auch findet sich anstatt des Specks nur eine dünne Lage von Fett.

Auf Celebes und einigen kleinen Inseln der Molukkengruppe lebt ein sehr eigenthümliches Schwein. Es ist viel schlanker und hochbeiniger gebaut, als alle übrigen, und noch besonders durch einen förmlichen Hörnerschmuck ausgezeichnet. Seine Zähne nämlich wachsen zu solcher auffallenden Länge empor, und die oberen krümmen sich so sonderbar, daß man sie recht wohl mit Hörnern vergleichen kann. Die Europäer haben den ursprünglichen Landesnamen Babi-Rusa, welcher soviel als Eber und Hirsch bedeutet, ohne weiteres aufgenommen und sogar übersetzt, weil er das betreffende Schwein treffend kennzeichnet. Durch seine Zähne unterscheidet sich der Babirusa von allen übrigen Mitgliedern seiner Familie. Er gilt mit Recht als Vertreter einer eigenen Sippe (Porcus).

Der Babirusa ist ein Thier von bedeutender Größe. Neuere Jäger behaupten, einzelne Eber gesehen zu haben, welche ebenso groß wie ein mittlerer Esel waren. Durchschnittlich mag die Körperlänge des erwachsenen Thieres 3½ Fuß, die Schwanzlänge 9 Zoll, die Höhe am Widerrist und Kreuze 2½ Fuß betragen. In der Gestalt hat der Babirusa große Aehnlichkeit mit den übrigen Schweinen, und seine einzelnen Leibestheile unterscheiden sich wenig oder nicht von diesen Thieren. Seine besondere Eigenthümlichkeit bilden die Eckzähne des Oberkiefers. Sie sind beim Männchen äußerst lang, dünn und spitz, nach aufwärts und zugleich nach rückwärts gerichtet, so daß sie mit höherem Alter zuweilen in die Haut der Stirn eindringen. Die Hau-



Der Babirusa.

zähne des Oberkiefers durchbohren die Rüsseldecke und krümmen sich halbkreisförmig oder noch mehr nach hinten. Auf der Vorderseite sind sie gerundet, seitlich und rückwärts zusammengedrückt, hinten stumpfschneidig. Die Gewehre des Unterkiefers sind kürzer, dicker und mehr gerade nach aufwärts gerichtet. Beim Weibchen sind die Eckzähne kürzer.

Der Leib des Babirusa ist mit ziemlich kurzen, sehr einzeln stehenden Borsten besetzt, welche nur längs des Rückgrats und zwischen den vielen Hautrunzeln sowie am Ende des Schwanzes, wo sie eine kleine Quaste bilden, dichter stehen. Die Haut ist dick, hart, rauh, vielfach gerunzelt und im Gesicht, um die Ohren und am Halse tief gefaltet. Ein schmuziges Aschgrau auf der Außen- und Oberseite und Rostroth an der Innenseite der Beine ist die allgemeine Färbung. Ueber die Mittellinie zieht ein heller, bräunlichgelber Streifen, gebildet durch Spitzen der Borstenhaare. Die Ohren sind schwärzlich.

Es scheint, daß der Hirscheber schon den Alten bekannt gewesen wäre. Schädel des Babirusa kannte man schon seit mehreren hundert Jahren, Bälge aber kamen nur höchst selten nach Europa, und dies ist heute noch der Fall. Frühere Abbildungen des Babirusa waren Zerrbilder und die Naturgeschichte des Thieres eine Zusammenreihung der allersonderbarsten Fabeln.

Außer Celebes, welches als das eigentliche Vaterland des Thieres angesehen werden muß, findet es sich auch noch auf einigen Kurillen, während es auf den Molukken, den westlichen Sundainseln und auf dem hinterindischen Festlande zu fehlen scheint. Auf Celebes und dem Inneren Burus ist der Babirusa häufig. Seine Lebensweise ist die anderer Schweine, nur ist er vielleicht ein noch größerer Wasserfreund als die übrigen Arten. Sumpfige Wälder, Rohrbüsche, Brüche und Seen, auf denen viel Wasserpflanzen wachsen, sind seine Lieblingsorte. Hier rudelt er sich zu größeren oder kleineren Gesellschaften zusammen, schläft bei Tage und geht nachts auf Fraß aus, alles Genießbare mitnehmend.

Der Hirscheber weicht dem Menschen aus, solange es geht, setzt sich aber unvermeidlichen Angriffen mit großer Ausdauer und der Tapferkeit aller Eber zur Wehr, und seine unteren Eckzähne sind ganz anständige Waffen, welche auch dem muthigsten Manne ein gewisses Bedenken einzuflößen vermögen.

Fängt man solche Junge frühzeitig ein, so nehmen sie nach und nach einen gewissen Grad von Zahmheit an, gewöhnen sich an den Menschen, folgen ihm unter Umständen und bezeugen ihm ihre Dankbarkeit durch Schütteln der Ohren und des Schwanzes. Man findet bei den Rajas zuweilen Babirusas in der Gefangenschaft, weil auch die Eingeborenen das Thier als ein ganz absonderliches Geschöpf betrachten und seiner Sehenswürdigkeit wegen in der Gefangenschaft

halten. Doch geschieht dies noch immer selten, und man verlangt ganz bedeutende Preise für solche zahme Thiere, nach unserem Gelde mehrere Hunderte von Thalern.

Der holländische Statthalter der Molukken, Markus, schenkte den französischen Naturforschern Quoy und Gaimard, welche ihn bei ihrer Erdumsegelung besuchten, ein Paar Hirscheber. Dieses Paar war das erste, welches lebend nach Europa gebracht wurde. Beide Thiere wurden ziemlich zahm. Gegen die Kälte bewiesen sich die Gefangenen außerordentlich empfindlich. Im März warf das Weibchen ein dunkelbraunes Junges, und von Stunde an war es sehr bös. Leider hielten sich die Thiere nicht lange. Das kalte Klima wurde ihnen verderblich. Auch das Junge, ein Männchen, starb noch ehe es zwei Jahr alt geworden war.

Afrika beherbergt außer den beiden oben genannten Schweinen noch wahre Ungeheuer derselben Familie, die Warzenschweine (Phacochoerus). Sie sind die plumpesten Gestalten der ganzen Familie. Namentlich der Kopf ist sehr häßlich. Ohren und Augen sind klein, letztere sehr schief geschlitzt. Der Rüssel dagegen ist unverhältnißmäßig breit und das Gesicht durch dicke Hautwülste und riesige Hauer verziert. Man kennt zwei Arten, von denen die eine das Vorgebirge der guten Hoffnung, die andere Abissinien und Mittelafrika bewohnt. Beide kommen in der Größe unserem Wildschwein etwa gleich. Ihre Gesammtlänge beträgt 6 Fuß, wovon 1½ Fuß auf den Ringelschwanz kommen, bei einer Schulterhöhe von 3½ Fuß.

Der Hart- oder Schnelläufer der Ansiedler am Kap (Phacochoerus aethiopicus) ist das häßlichste von beiden Warzenschweinen. Er hat einen dicken Leib, kurzen Hals und breiten Rücken, starke Füße, einen schweren Kopf mit ungewöhnlich breiter, flach gedrückter Schnauze, einen gewaltigen Rüssel mit weit auseinanderstehenden Nasenlöchern, verdickte, hartlippige, hervortretende Oberlippen, kleine, weit oben- und hintenstehende Augen und kurze, dicht behaarte Ohren. Die dicke und gerunzelte Haut ist borstenarm; dagegen erhebt sich zwischen den Ohren ein Borstenkamm, welcher von hier ab längs des ganzen Rückens mähnenartig verläuft. Braun ist die Gesammtfärbung; Kopf und Rücken sind dunkler; die Ohren sind weiß; die Mähne ist dunkelbraun. Sehr eigenthümlich ist das Gebiß. In beiden Kiefern fehlen die Schneidezähne; dagegen erreichen die oberen Hauer, welche an ihrem Ende abgestumpft und vorn und hinten der Länge nach gefurcht sind, eine gewaltige Größe. Sie haben an ihrer Wurzel 5 Zoll im Umfange und werden 9 Zoll lang, erinnern auch mehr an die Stoßzähne anderer Dickhäuter, als an die Hauer von Schweinen.

Die andere Art, die Harocha der Abissinier oder das älianische Warzenschwein (Phacochoerus Aeliani), ist kaum weniger häßlich, und im ganzen seinen südafrikanischen Verwandten ähnlich gefärbt. Die Hauer sind klein, aber immer noch groß genug. Im übrigen unterscheidet sich das Gebiß von dem der am Kap lebenden Art dadurch, daß das älianische Schwein stets zwei Schneidezähne besitzt.

Bis jetzt sind uns nur ziemlich dürftige Nachrichten über Lebensweise und Betragen der Warzenschweine zugekommen. Die erstgenannte Art verbreitet sich vom Kap an bis zum Meerbusen von Guinea; die zweite findet sich vielleicht überall in ganz Mittelafrika. Man trifft sie in Trupps von zehn bis funfzehn Stück, und zwar in waldigen oder wenigstens buschreichen Gegenden. Die Nahrung der Warzenschweine besteht nach Rüppell nur aus Wurzeln, und die Bedeutung ihrer riesenmäßigen Gewehre wird hierdurch klar. Wenn das Thier seine Nahrung sucht, kriecht es auf gebogener vorderer Handbeuge vorwärts und wühlt in dieser Stellung die Wurzeln der Pflanzen aus. Dabei schiebt es, in derselben Haltung verbleibend, den Leib mit den Hinterfüßen weiter und weiter vorwärts, und zieht so tiefe Furchen unter den Büschen hin. Von diesem Dahinrutschen bekommen die Vorderbeine am Handwurzelgelenk dicke, schwielenartige Erhöhungen.

In Abissinien wird das Fleisch der Harocha von Christen und Mohammedanern als unrein verschmäht und deshalb dem Thiere gar nicht nachgestellt. Dies hat aber auch zur Folge, daß die Abissinier nur wenig von ihm zu berichten wissen. Sie sagen, daß es ein böses Thier wäre; dies will aber bei der in Habesch herrschenden Feigheit und Furcht vor Thieren nicht viel bedeuten.

Nach den Beobachtungen von Smith ist das Warzenschwein ebenso furchtlos, als boshaft. Es weicht dem Angriff selten durch die Flucht aus, sondern stellt sich und nimmt gern den



Das älianische Warzenschwein (Phacochoerus Aeliani).

Kampf auf. Sein Lager schlägt es immer in Höhlen, unter Baumwurzeln oder unter Felsblöcken auf; in ihm wagen es blos die geübtesten Jäger anzugreifen, weil es plötzlich hervorstürzt, mit größter Schnelligkeit rechts und links Wunden austheilt und bis zu seinem Tode den Kampf grimmig fortsetzt. Eben weil die Jagd so große Schwierigkeiten macht, gewährt sie den Muthigsten unter den Eingeborenen ein hohes Vergnügen.

Im Jahre 1775 kam das erste lebende Warzenschwein nach Europa, und zwar vom Kap aus. Man hielt es geraume Zeit im Thiergarten vom Haag und glaubte in ihm ein sehr gutmüthiges Thier zu besitzen. Eines Tages jedoch brach seine Wildheit aus; es stürzte sich nun grimmig auf seinen Wärter und brachte diesem mit seinen furchtbaren Hauern eine tödtliche Wunde bei. Hinsichtlich seiner Nahrung unterschied es sich nicht von anderen Schweinen.

* * *

(Plumpe.) In der letzten Familie unserer Ordnung sind die eigentlichen Dickhäuter oder Plumpen (Obesa) vereinigt. Die gegenwärtige Schöpfung enthält freilich nur noch zwei verschiedene Sippen dieser Geschöpfe: die Nashörner und Nilpferde; in der Vorwelt dagegen war die Erde von den hierher gehörigen Thieren reich bevölkert.

Die Plumpen unterscheiden sich von den Rüsselträgern durch den Mangel der so auffallend verlängerten Nasenbeine und durch ihre kleinen Eckzähne an der Stelle der gewaltigen Stoßzähne, durch den Besitz von Schneidezähnen und durch den äußerst plumpen, auf niederen Beinen ruhenden, mit dicker Haut bedeckten riesigen Körper, in welchem das leibliche Leben das geistige so zu sagen unterdrückt hat. Gewöhnlich ist die röthlichgrau oder dunkelbraun gefärbte Haut nackt, nur hier und da mit wenigen Härchen bedeckt, schilderartig verdickt, faltig in den Gelenken und da, wo sie sich biegen muß. Die drei oder vier Zehen der ungeschlachten Füße sind mit

unvollkommenen oder ungleichen Hufen umhüllt. Die Nase und die äußeren Ohren sind meistens sehr stark entwickelt, die Augen aber klein und von unangenehmem Ausdruck.

Das Gerüpp aller dieser Thiere kennzeichnet sich durch seine schweren Formen. Alle Knochen sind gewaltig dick, stark und ungefüge. Am Schädel ist der Antlitztheil beträchtlich verlängert, die Nasenbeine sind noch sehr entwickelt. In der Wirbelsäule haben die Halswirbel sehr starke Fortsätze, die Rückenwirbel lange, die Lendenwirbel breite und die Kreuz- und Schwanzwirbel schwache Dornen. Die Zahl der Wirbel, welche Rippen tragen, ist bedeutend und schwankt in ziemlich weiten Grenzen. An den Gliedern fallen die sehr starken Hand- und Fußwurzeln auf; unter den Zehen übertrifft die Mittelzehe immer die übrigen. An diesem schweren Knochengerüste setzen sich kräftige Muskeln an; zumal diejenigen, welche zur Fortbewegung der Gliedmaßen und zur Beugung des Kopfes dienen, sind ungewöhnlich entwickelt. Die Lippen sind klein, die obere manchmal zu einem kleinen Rüssel verlängert. Die Zunge ist dick und glatt, die Speiseröhre weit, der Magen einfach oder getheilt, der Darm mindestens zehn Mal so lang, als der Leib, das Gefäß- und Nervennetz sehr eigenthümlich gebaut.

Die Dickhäuter erscheinen uns so recht eigentlich als Ueberbleibsel aus früheren Schöpfungsabschnitten, als Ueberlebende aus der Zeit der Sage. Die Sippen, welche gegenwärtig so arm an Arten sind, waren früher reichzählig vertreten. Und nicht blos in den Wendekreisländern der Erde lebten diese Thiere, sondern auch in den gemäßigten, ja selbst in den kalten Gürteln. Gegenwärtig stehen die beiden Sippen der Familie scharf gesondert von einander da; wollten wir aber die ausgestorbenen uns als Bindeglieder denken, wollten wir die Knochen, die man gefunden hat, im Geiste wieder mit Haut und Fleisch und Borsten und Haaren bedecken, so würden wir eine Reihenfolge ohne erhebliche Lücken erhalten: aber wir würden vielleicht dann die jetzt noch lebenden mit anderen in besondere Familien vereinigen müssen: so groß ist der Reichthum der untergegangenen Arten. Im Zehen- und Fußbau der ausgestorbenen spricht sich die größte Uebereinstimmung mit den noch lebenden Plumpen aus, und eine Menge von Bindegliedern vereinigten auch die nunmehr einander so unähnlichen.

Gegenwärtig bewohnen die Plumpen Südasien und einige seiner Inseln, Mittel- und Südafrika. In ihrer Lebensweise ähneln sie im wesentlichen den Elefanten. Wie diese lieben sie die Nähe des Wassers und die Sumpfgegenden, wie diese steigen sie von der Tiefe zum Hügelland und in größere Höhen empor. Dichte, feuchte Wälder, welche Sümpfe, Seen, Flüsse und Bäche umschließen, sind Bedingung für ihr Wohlbefinden und demgemäß auch für ihren Aufenthalt. Die Flußpferde sind ausschließlich an das Wasser gebunden, und entfernen sich nur dann von ihm, wenn ihr Aufenthaltsort selbst ihnen keine Nahrung mehr bietet. Die Plumpen sind in vielfacher Hinsicht als Bindeglieder zwischen den Land- und Seesäugethieren anzusehen. An diese erinnert ihre gewaltige Masse und ihre Wasserliebe, jene sind sie noch ihrer Gestalt und ihrem Wesen nach. Aber die Nilpferde gehen schon weit hinaus in das Meer und beweisen durch ihr geschicktes Schwimmen und Spielen in der Tiefe desselben, wie nahe sie den Walen stehen. Noch sind die Plumpen gesellig, jedoch nicht mehr in dem Grade, wie die Elefanten. Nur die Nilpferde halten noch etwas auf freundschaftlichen Verkehr mit anderen ihrer Art: die Nashörner leben paarweise, höchstens in kleinen Trupps. Ihr Leben theilt sich in Fressen und Ruhen. An Gefräßigkeit übertreffen sie alle Säugethiere, an träger Ruhe nicht minder. Nur der Hunger macht sie beweglich oder der wüthendste Zorn. Hiermit ist ihr geistiges Wesen schon beschrieben. Ihre Plumpheit und Schwerfälligkeit spricht sich in leiblicher, wie in geistiger Hinsicht aus. Schwer und plump, langsam und bedächtig ist ihr Gang, unbeholfen und ungeschickt ihr Lauf. Aber wenn die gewaltige Masse einmal in Bewegung gekommen ist, jagt sie ziemlich rasch dahin. Weit geschickter als auf dem Lande zeigen die Plumpen sich im Wasser. Ein guter Theil ihres schweren Leibes wird von diesem getragen, so daß sie sich blos wenig anstrengen müssen, um den massigen Bau fortzuschieben. Alle Dickhäuter sind vortreffliche Schwimmer, einzelne von ihnen bewohnen geradezu das Wasser. Sie gehen mit Gleichgiltigkeit unten auf dem Boden dahin; sie schwimmen zwischen Spiegel und Grund oder auf der Oberfläche, wie es ihnen eben behagt; sie tauchen mehrere Minuten lang und legen sich dann wieder auf der Oberfläche nieder, ohne sich die Sicherheit ihrer Lage durch Bewegung erkaufen zu müssen. Das Wasser ist ihnen Bedürfniß; sie können es nicht entbehren. Wenn sie es nicht haben, suchen sie sich wenigstens schlammige Pfützen und Lachen auf, um sich in diesen mit einer wahren Leidenschaft zu wälzen und zu recken.

Ihre ungeheure Kraft läßt sie fast überall einen Weg finden. Sie bewegen sich nicht blos im Wasser, Sumpfe oder im Schlamm, sondern auch im Walde ohne Beschwerde. Das ärgste Dickicht hält sie nicht auf. Vor sich nieder werfen und brechen sie hindernde, in den Weg tretende

Aeste und Zweige, und da, wo sie nur wenige Male den Pfad gegangen, bildet sich ein gebahnter, geebneter Weg. Selbst an den Berghängen hin höhlen sie sich einen Pfad aus; ihrer Kraft widersteht kaum das Gestein. Man findet an den Gehängen entlang tiefe, ausgetretene Hohlwege, welche erscheinen, als seien sie mit Hacke und Schaufel ausgearbeitet. Diese rühren von dem Nashorn her, welches hartnäckig viele Male ein und denselben Pfad wandelte. In allen Urwaldungen, in den ärgsten Bambusdickichten finden sich schöne, geradfortlaufende Pfade, welche durch dieselben Wegbaumeister gebildet wurden.

Die Nahrung der Plumpen besteht ausschließlich in Pflanzenstoffen. Sumpf- und Wasserpflanzen, Getreide, Gras, das Laub und die Zweige von Sträuchern oder Bäumen, Wurzeln und Früchte werden mit gleicher Lust gefressen. Die Nashörner packen die Nahrung mit dem kleinen, kurzen Rüssel, zu welchem sich die Oberlippe verlängert. Das häßliche Nilpferd rauft sie mit seinen gewaltigen Zähnen los, sei es vom schlammigen Grunde der Gewässer oder auf dem Festlande. Die Lippen dieses Geschöpfes sind so plump, das es kaum mit ihnen zugreifen kann. Es versteht blos Massen, welche vor ihm liegen, damit aufzunehmen, nicht aber abzureißen, während das Nashorn fast ebenso geschickt ist, wie der Tapir.

Im Allgemeinen sind die Sinne der Plumpen noch ziemlich entwickelt. Ihre Haut ist sehr empfindlich, ihr Geschmacksinn entschieden ausgeprägt, ihr Geruch oft recht gut, ihr Gehör vorzüglich, das Gesicht aber, wie schon das blöde Auge beweist, nur schwach und stumpf. Aeußerst wenig Verstand ist ihr geistiges Erbtheil geworden. Oven wog das Gehirn eines Nashorns und fand das Verhältniß zwischen ihm und der Gesammtmasse des Körpers wie 1:164: — bei dem Menschen ergibt eine ähnliche Wägung ein Verhältniß von 1:30 oder 1:40!

Die Plumpen leben friedlich und nach ihrer Weise auch verträglich unter einander. Faul und ruhig, wie sie sind, lassen sie sich im ganzen ziemlich viel gefallen; wenn aber ihre Wuth einmal erwacht, kennt sie keine Grenzen mehr. Vor anderen starken Geschöpfen weichen sie aus, bis ihr Zorn rege wird, dann greifen sie blindrasend, alle Gefahr verachtend, ihre sämmtlichen Mitsäugethiere an, vom Elefanten angefangen bis zu dem Menschen hinauf. Sie können sehr gefährlich werden, obwohl ihre Plumpheit sie hindert, gewandten Feinden gegenüber alle ihre Kräfte zu entwickeln.

Die Stimme aller plumpen Thiere ist ein widerliches, wieherndes Gebrüll oder Grunzen und Brummen.

Sämmtliche Arten der noch lebenden Riesen vermehren sich schwach. Die Weibchen bringen nach langer Tragzeit nur ein einziges Junge zur Welt, welches von ihnen sehr geliebt und bei Gefahr mit rasender Wuth vertheidigt wird. Das Wachsthum geht äußerst langsam vor sich; dafür scheinen aber auch Alle ein hohes Alter erreichen zu können.

Jung eingefangene werden leicht zahm und lassen sich ziemlich viel gefallen, obwohl ihnen niemals ganz zu trauen ist. Sie sind zu dumm, als daß sie einer höheren Zähmung zugänglich sein könnten. Manche zeigen eine gewisse Anhänglichkeit und Liebe an ihren Pfleger. Viel will dies Alles nicht bedeuten. Sämmtliche plumpe Thiere vertragen sich nicht mit dem Menschen und seinen Getreuen. Da, wo der Herrscher der Erde auch wirklich zur Herrschaft kommt, müssen sie weichen: sie hausen zu verheerend in seinem Gebiete, als daß er ihre Nähe dulden könnte.

Der Werth des erlegten plumpen Thieres ist durchaus nicht unbedeutend. Man benutzt Fleisch und Fett, Haut und Knochen, Horn und Zähne auf mancherlei Art, allein niemals wird man damit nur annähernd den Schaden aufwiegen können, welchen diese gefräßigen Ungeheuer anrichten. —

Die erste Sippe der Familie enthält die Nashörner (Rhinoceros), von denen sechs oder, wie Andere wollen, sieben Arten unsere Erde bewohnen.

Gegenwärtig beschränkt sich das Vaterland der Nashörner auf Asien, seine Inseln und Afrika.

Das einhornige oder indische Nashorn (Rhinoceros indicus) gehört mit zu den größten von allen. Bei ziemlich erwachsenen Thieren beträgt die Leibeslänge 10 Fuß, die Länge des Schwanzes 2 Fuß, die Höhe am Widerrist 5 Fuß, der größte Leibesumfang 10½ Fuß. Man hat aber alte Männchen getroffen, welche 12 bis 13 Fuß lang und 6 bis 7 Fuß hoch wurden. Das Gewicht schätzt man auf 40 bis 60 Centner. Der Leib des Thieres ist plump, dick, wulstig, gestreckt, niedrig gestellt, der Hals kurz und dick, der Kopf mittelgroß. Die mittelgroßen, höchst beweglichen Ohren sind verhältnißmäßig lang und schmal, spitz und



Das indiſche Nashorn (Rhinoceros indicus).

aufrechtstehend, fast schweinsähnlich. Die unverhältnißmäßig kleinen Augen sind von länglicher Gestalt, liegen tief und werden selten ganz geöffnet. Das Horn erhebt sich auf der breiten Oberseite des Schnauzenendes, zwischen und über den beiden Nasenlöchern. Es ist einfach gestreckt, kegelförmig zugespitzt, etwas nach rückwärts gekrümmt. Die Haut verbindet es mit der unebenen und rauhen Knochenunterlage. Es hat keinen knöchernen Zapfen, wie das der Wiederkäuer, sondern es besteht aus gleichlaufenden, äußerst feinen Fasern aus Hornmasse und ist als ein Gebilde der Haut zu betrachten. Seine Länge beträgt bis zu 2 Fuß, der Umfang an der Wurzel 1 Fuß. Die flache, breite Oberlippe verlängert sich in der Mitte zu einem zugespitzten, fast fingerähnlichem Rüssel, welcher bis auf eine Länge von 6 oder 7 Zoll ausgestreckt und wieder eingezogen werden kann; die Oberlippe ähnelt der des Rindes. Die kurzen, dicken, unförmigen, walzenartigen Beine sind wie die der Dachshunde gekrümmt und zeigen nur wenig deutliche Gelenke. An ihren Füßen sind drei Zehen vorhanden, welche von der Haut so verhüllt werden, daß sie äußerlich sich nur durch Hufe kennzeichnen. Diese sind groß, vorn flach gewölbt, unten scharf abgeschnitten und lassen die große, kahle, schwielige, langgestreckte, herzförmig gestaltete, harte Sohle zum größeren Theile frei. Der kurze, gerade herabhängende Schwanz verdünnt sich von der Wurzel an allmählich bis zur Mitte. Eine ungewöhnlich starke Haut, welche viel härter und trockener als beim Elefanten ist und auf einer dicken Schicht lockeren Zellgewebes aufliegt, so daß sie sich leicht hin und her schieben läßt, deckt den Körper und bildet einen, in viele kleine Felder getheilten, hornartigen Panzer, welcher durch mehrere, regelmäßig vertheilte, tiefe Falten unterbrochen wird. Diese Falten, welche bereits bei neugeborenen Thieren vorhanden sind, ermöglichen die Bewegungen des Thieres. An ihren Rändern ist die Haut wulstig aufgeworfen, in ihrer Mitte aber sehr verdünnt und weich, während sie sich sonst wie ein dickes Bret anfühlt. Bei älteren Thieren ist sie nackt und fast überall haarlos; nur an der Wurzel des Horns, am Rande der Ohren und am Ende des Schwanzes treten einige Borsten hervor. Ueberall ist die Haut mit unregelmäßigen, rundlichen, mehr oder weniger glatten, hornartigen Warzenschilderchen bedeckt. Die Bauch- und Innenseite der Beine sind durch manchfache sich durchkreuzende Furchen in kleine Felder getheilt. Um die Schnauze ziehen sich Querrunzeln. Alte Thiere erscheinen einförmig dunkelgraubraun, mehr oder minder ins Röthliche oder ins Bläuliche spielend. Junge Thiere sind viel heller als alte.

Diese Art des Nashorns bewohnt Vorder- und Hinterindien, sowie die angrenzenden Theile des südlichsten China. Besonders häufig ist es in Siam, Cochinchina und den westlichsten Provinzen des himmlischen Reichs. Auf den großen Sundainseln wird es durch andere Arten vertreten, von denen die eine, welche Java bewohnt, auch nur ein Horn hat, während das auf Sumatra wohnende Nashorn deren zwei besitzt. Das eine wie das andere zeichnet sich noch außerdem durch starke Schilder und tiefe Hautfalten aus und bei dem sumatrensischen verlieren sich die Schneidezähne nicht.

Auch die afrikanischen Arten haben zwei Hörner, und das eine führt geradezu darnach seinen Namen. Das vordere Horn ist gewöhnlich etwa 2 bis 2½ Fuß lang, etwas nach rückwärts gebogen und ziemlich stark zugespitzt, das hintere ist kürzer und stumpfer. Die Haut hat nirgends grobe Falten, wie bei den vorher beschriebenen Arten. Sie ist rauh und sehr dick, auf dem Rücken auch hart, an den Seiten aber so weich, daß jede Flintenkugel durchdringt. Ihre ursprüngliche Farbe ist dunkelbraun, der Schmuz, welcher ihr beständig anhängt, macht sie aber graulich. Das Thier wird 11 bis 12 Fuß lang bei einem Körperumfang von 9 bis 11 Fuß. Der Schwanz mißt etwa 2½ Fuß. Die Schneidezähne, von denen im Unterkiefer vier, im Zwischenkiefer zwei standen, fallen frühzeitig aus. Die Eingeweide ähneln nach Sparrmann denen des Pferdes.

Der Wohnkreis dieses Nashorns erstreckt sich von den Kafferländern bis nach Abissinien hin, wahrscheinlich weit in das Innere des Erdtheils hinein, wie weit westlich, ist noch nicht bekannt.

Im südlichen Abissinien wird es durch eine andere Art, durch das Kaputzen-Nashorn (Rhinoceros cucullatus) vertreten, welches jedoch noch so wenig bekannt ist, daß Genaueres hierüber nicht zu sagen ist.

Dieselben Orte bewohnt auch das Keitloa (Rhinoceros Keitloa), welches durch seine blaßbräunliche Farbe und durch die beiden sehr langen Hörner auffällt. Das hintere Horn dieses Thieres, welches sich nach vorwärts wendet, übertrifft gewöhnlich das vordere noch an



Das zweihörnige Nashorn (Rhinoceros bicornis).

Länge. Das erstere ist ganz rund, das hintere oben seitlich etwas zusammengedrückt. Die Länge des Thieres beträgt 11 bis 12 Fuß, seine Schulterhöhe 5 Fuß. Manche Naturforscher sprechen dieser Art ihre Selbstständigkeit ab, und betrachten sie nur als Spielart des gewöhnlichen zweihörnigen Nashorns; die Forscher und Jäger aber, welche das Thier lebendig sahen, unterschieden es sehr genau von dem ersteren.

Nach den genannten kommt in Afrika noch eine Art vor, das stumpfnäsige Nashorn (Rhinoceros simus), welches im Lande der Betschuanen in größeren Gesellschaften weidet und sich durch die Zahl der Rippen von dem zweihörnigen unterscheidet.

Man hat schon eine ziemliche Anzahl vorweltlicher Arten des Nashorns unterschieden und von einer derselben, dem zweihörnigen Nashorn mit knöcherner Nasenscheidewand (Rhinoceros trichorhinus) sind nicht blos einzelne Knochen, sondern auch Haut und Haare auf unsere Tage gekommen. Im ganzen nördlichen Asien vom Don an bis zur Beringsstraße gibt es keinen Fluß im ebenen Lande, an dessen Ufer nicht Knochen von vorweltlichen Thieren, namentlich

solcher von Elefanten, Büffeln und Nashörnern gefunden wurden und es ist Pallas gelungen, den Kopf und den Fuß eines solchen Nashorns zu erhalten, welch letztere noch mit Haut überzogen waren. Außer in Sibirien fand man seine Knochen sowie die anderer Nashornarten auch noch in Rußland, Polen, Deutschland, England und Frankreich und zwar in manchen Orten in erstaunlicher Menge.

Die Alten haben das Nashorn recht wohl gekannt. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß unser Thier das Einhorn der Bibel ist, von welchem Hiob sagt: „Meinest du, das Einhorn wird dir dienen und bleiben an deiner Krippe? Kannst du ihm dein Joch anknüpfen, die Furchen zu machen, daß es hinter dir breche in Gründen? Magst du dich auf eines verlassen, da es so stark ist und wird es dir lassen arbeiten? Magst du ihm trauen, daß es deinen Samen dir wiederbringe und in deine Scheunen sammle?" Der Urtext nennt dieses Thier Rem und schreibt ihm bald ein Horn, bald zwei Hörner zu. Die Römer kannten unser Thier, wie zu erwarten, sehr gut, und zwar das einhörnige ebensowohl als die zweihörnigen. Sie ließen sie auf ihren Kampfplätzen arbeiten. Nach Plinius brachte Pompejus das erste einhörnige Nashorn im Jahre 61 v. Chr. nach Rom zu den Spielen neben dem Luchs aus Gallien und dem Pahian aus Aethiopien. Martial besingt beide Arten. Von dem einhörnigen sagt er:

„Auf dem geräumigen Plan, o Cäsar, führet das Nashorn
Solcherlei Kämpfe dir aus, als es sie nimmer verhieß.
Wie im erbitterten Rasen erglühete stürmend das Unthier!
Wie gewaltig durchs Horn, welchem ein Ball war der Stier!"

und von dem zweihörnigen:

„Während bekümmerte Hetzer zum Kampf aufreizen das Nashorn
Und lang sammeln den Zorn dieses gewaltigen Thiers,
Schwindet dem Volke die Hoffnung des Kampfes vor großer Erwartung,
Aber dem Unthier kehrt wieder die eigene Wuth;
Denn es erhob mit doppeltem Horn den gewaltigen Bären,
Leicht, wie die Doggen der Stier wirft zu den Sternen empor."

Die alten Egypter scheinen das Nashorn nicht beachtet zu haben. Man hat bis jetzt auf den egyptischen Tempeln keine Abbildungen von ihm gefunden. Die arabischen Schriftsteller sprechen schon sehr frühzeitig von beiden Thieren und unterscheiden die indischen und afrikanischen. Nun vergeht eine lange Zeit, ehe man wieder Etwas von dem Thiere vernimmt. Marco Polo ist der erste, welcher das Stillschweigen bricht. Er hat es auf seiner Reise im dreizehnten Jahrhundert in Indien wieder gesehen und zwar auf Sumatra. Im Jahre 1513 erhielt endlich der König Emanuel aus Ostindien wieder ein lebendes Nashorn. Der Ruf davon erfüllte alle Länder. Albrecht Dürer gab zuerst einen Holzschnitt von diesem Thiere heraus, den er nach einer schlechten Abbildung angefertigt hatte, welche ihm von Lissabon aus zugeschickt worden war. Allein erst Chardin, welcher in Ispahan selbst ein Nashorn sah, hat zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine bessere Abbildung gegeben. Die Lebensbeschreibung hatte schon Bontius in der Mitte des 17. Jahrhunderts berichtigt.

Im allgemeinen ähneln sich alle Nashörner in ihrer Lebensweise, in ihrem Wesen, in ihren Eigenschaften, Bewegungen und in ihrer Nahrung; doch scheint immerhin jede Art ihr Eigenthümliches zu haben. Unter den asiatischen Arten z. B. gilt das indische Nashorn als ein außerordentlich bösartiges Geschöpf, das japanische wird schon als viel gutmüthiger geschildert und das auf Sumatra lebende soll gar nicht bösartig sein. Aehnlich verhält es sich bei dem afrikanischen. Das zweihörnige wird trotz seiner geringen Größe als das wüthendste bezeichnet; das Keitloa gilt ebenfalls als ein höchst ungemüthlicher Gesell; das weiße Rhinoceros aber soll ein wirklich harmloses Geschöpf sein. Im Allgemeinen werden die riesenhaften Dickhäuter überall mehr gefürchtet, als der Elefant.

Ein möglichst wasserreiches Gebiet, Sumpfgegenden, Flüsse, welche auf weithin ihr Bett überfluthen, Seen mit umbuschten, schlammigen Ufern, in deren Nähe grasreiche Weideplätze sich befinden: das sind die bevorzugten Aufenthaltsorte der Nashörner. In Afrika entfernen sie sich aber nicht selten ziemlich weit vom Wasser, um auf den Grassteppen zu weiden, wie auch die indischen ihrerseits bisweilen nach dem Gebirge emporsteigen. Täglich einmal besucht wohl jedes Nashorn das Wasser, um hier zu trinken und um sich im Schlamme zu wälzen. Ein Schlammbad ist allen auf dem Lande lebenden Dickhäutern geradezu ein Bedürfniß; denn so sehr auch ihr Fell ihren Namen bethätigt, so empfindlich ist es. Zumal im Sommer peinigen

Fliegen, Bremsen und Mücken alle größeren Säugethiere in wirklich unglaublicher Weise, und um diesem vorzubeugen, schützen sie sich durch Auflegen einer dicken Schlammlage. Ehe sie noch auf Nahrung ausgehen, eilen sie zu den weichen Ufern der Seen, Lachen und Flüsse, wühlen mit dem Horn ein Loch und wälzen und drehen sich in diesem bis Rücken und Schultern, Seiten und Unterleib mit Schlamm bedeckt sind. Das Wälzen im Schlamme thut den Thieren so wohl, daß sie dabei laut stöhnen und grunzen und sich von dem behaglichen Bad sogar hinreißen lassen, die ihnen sonst eigene Wachsamkeit zu vernachlässigen. Gegen die bösen Fliegen und Mücken schützt die Schlammdecke immer nur kurze Zeit; denn sie springt zunächst an den Beinen, dann auf den Schultern und an den Schenkeln ab, welche Theile nun den Stichen der Fliegen blosgestellt sind, ohne daß sich das Nashorn dagegen zu schützen vermöchte. Da sieht man es, seiner Trägheit vergessend, eilig nach den Bäumen rennen, um sich dort zu reiben und die Qual einen Augenblick lang zu verringern. Dann geht es von neuem weiter.

Die Nashörner sind mehr bei Nacht, als bei Tage thätig. Große Hitze ist ihnen sehr zuwider: deshalb schlafen sie um diese Zeit an irgend einem schattigen Orte, halb auf der Seite, halb auf dem Bauche liegend, den Kopf vorgestreckt und ebenfalls aufgelegt, oder sie stehen träg in einem stillen Theile des Waldes, wo sie durch die Wipfel größerer Bäume gegen die Sonnenstrahlen geschützt sind. Alle Berichterstatter sind darin fast einstimmig, daß ihr Schlaf ein sehr gesunder ist. Mehrere Forscher konnten sich ruhenden Nashörnern ohne große Vorsicht nähern. Die Thiere glichen fühllosen Felsblöcken und rührten sich nicht. Gewöhnlich schnarcht es im Schlafe so laut, daß man dieses dröhnende Geräusch schon auf eine gute Strecke hin vernimmt und dadurch auch dann aufmerksam gemacht wird, wenn man das versteckt liegende Nashorn nicht sieht.

Mit Anbruch der Nacht, in vielen Gegenden aber schon in den Nachmittagsstunden erhebt sich das plumpe Geschöpf, nimmt ein Schlammbad, reckt und dehnt sich dort behaglich und geht nun auf Weide aus. An den Quellen und Lachen erscheint es, in Afrika wenigstens, am häufigsten zwischen der dritten und sechsten Stunde der Nacht, und immer verweilt es dann mehrere Stunden an diesen so beliebten Orten. Nachher ist es ihm allerdings ziemlich gleich, wohin es sich wendet. Es äßt sich ebensowohl in den dichten, anderen Thieren kaum zugänglichen Wäldern, wie auf offenen Ebenen, im Wasser nicht weniger, als in dem Röhricht der Sümpfe, auf den Bergen ebensogut, wie in dem Thale. Selbst durch das verschlungenste Dickicht bahnt es sich einen Weg mit der allergrößten Leichtigkeit. Die Zweige und dünneren Stämme müssen der in Bewegung gesetzten Masse weichen oder werden von ihr niedergebrochen, und nur um größere Stämme herum macht es eine kleine Biegung. Wo es mit Elefanten zusammenlebt, nimmt es gewöhnlich deren Wege an; doch kommt es ihm darauf nicht an, sich selbst solche zu bahnen; denn im Nothfall biegt es mit seinem Horn auch dicke Stämme zu beiden Seiten, um sich zwischen ihnen hindurch einen Pfad zu bilden. In den Dschungeln Indiens sieht man lange, schnurgerade Wege, auf welchen alle Pflanzen seitlich niedergebrochen sind, während der Boden von den Tritten des Thieres niedergestampft ist. Im Inneren Afrikas gewahrt man ähnliche Gangstraßen.

Hinsichtlich seiner Nahrung steht das Nashorn zum Elefanten in einem ähnlichen Verhältniß, wie der Esel zum Pferde. Am liebsten frißt es harte Stauden aller Art, Disteln, Ginster, Sträucher, harte Schilfe und Steppengras u. dgl. In Afrika besteht seine Hauptnahrung aus den dornigen Mimosen, zumal aus den niederen, buschigen, deren eine Art ihrer krummen, sich an Alles anhakenden Dornen halber von den Jägern so bezeichnend „Wart ein Bischen" genannt wird. Während der Regenzeit verläßt es gern die Wälder und zieht sich da, wo Feldbau in der Nähe seines Aufenthalts getrieben wird, nach dem angebauten Lande. Hier richtet es dann unglaubliche Verwüstungen an. Bei den in der Gefangenschaft lebenden Nashörnern hat man die tägliche Nahrung gewogen und gefunden, daß das Thier mindestens einen halben Centner zu sich nimmt. Im freien Zustande frißt es wahrscheinlich noch mehr.

Das Wesen des Nashorns hat wenig Anziehendes. Es frißt entweder oder schläft, um die übrige Welt bekümmert es sich fast gar nicht. Im Gegensatz zu dem Elefanten lebt es nicht in Herden, sondern meist einzeln oder höchstens in kleinen Trupps von vier bis zehn Stücken. Unter solcher Gesellschaft herrscht kein Zusammenhang: jedes Einzelne lebt für sich und thut, was ihm beliebt. Alle Bewegungen der Thiere sind schwerfällig und plump, jedoch durchaus nicht in dem Grade, als man wohl glauben möchte. In den ebenen Gegenden eilt es, wenn es einmal in Bewegung gekommen ist, sehr rasch davon. Es geht nicht, wie die anderen schweren Dickhäuter, durch gleichzeitiges Bewegen der Beine einer Seite, sondern schreitet mit den sich gegenüberstehenden Vorder- und Hinterbeinen zugleich aus. Im Schwimmen ist das Nashorn natürlich Meister; doch hält es sich mehr an der Oberfläche und taucht nicht ohne Noth.

Unter den Sinnen der Nashörner steht das Gehör wohl oben an, dann folgt der Geruch und auf diesen das Gefühl. Das Gesicht ist sehr wenig ausgebildet. Es wird allgemein behauptet, daß ein Nashorn immer nur gerade nach vorn sehen könne und Menschen, welche von der Seite zu ihm hinschlichen, gar nicht wahrzunehmen vermöge. In der Wuth folgt das Nashorn dem Geruch und Gehör. Es nimmt die Fährte des Feindes auf und spürt dieser nach, wobei es allerdings das Auge wenig braucht. Das Gehör ist sehr fein; das Thier vernimmt das leiseste Geräusch auf große Entfernungen. Aber auch der Geschmack ist durchaus nicht zu leugnen; denn bei zahmen kann man beobachten, daß ihnen Zucker ein höchst erwünschter Gegenstand ist und mit besonderem Wohlgefallen von ihnen verzehrt wird. Die Stimme besteht in einem dumpfen Grunzen, welches bei größerer Wuth in ein tönendes Blasen übergehen soll. In der Freiheit mag man dieses Blasen oft vernehmen; denn ein Nashorn ist sehr leicht in Wuth zu versetzen. Seine Gleichgiltigkeit gegen Alles, was nicht Futter heißt, kann sich sehr bald in das Gegentheil umwandeln. Es achtet dann weder die Zahl, noch die Wehrhaftigkeit seiner Feinde, sondern stürzt blindwüthend in gerader Linie auf den Gegenstand seines Zornes los. Ob dann eine Gesellschaft bewaffneter Leute dem wüthenden Vieh entgegensteht oder ob der Gegenstand seiner Wuth ein völlig harmloser und unbedeutender ist, scheint von ihm nicht in Betracht gezogen zu werden. Rothe Farben sollen ihm zuwider sein, wie dem Ochsen, und öfters hat man es Anfälle auf schreiend gekleidete Menschen machen sehen, welche ihm nicht das Geringste zu Leide gethan haben. Seine Wuth übersteigt alle Grenzen. Es rächt sich nicht blos an dem, welches es wirklich gereizt hat, sondern an Allem und Jedem, was ihm vorkommt; selbst Steine und Bäume müssen herhalten und wenn es gar nichts findet, reißt es wenigstens 6 bis 8 Fuß tiefe Furchen in die Erde. Glücklicherweise ist es nicht so schwer, einem in seiner Wuth dahinrennenden Nashorn zu entgehen. Der geübte Jäger läßt es bis auf etwa 10 oder 15 Schritt herankommen und springt dann zur Seite. Da rennt der tobende Gesell an ihm vorüber, verliert die Witterung, welche er bisher hatte, und stürzt nun auf gut Glück vorwärts, vielleicht an einem anderen, ganz unschuldigen Gegenstand seine Wuth auslassend.

Mitten im Dickicht des Waldes bringt das Nashorn sein einziges Junge zur Welt. Es ist ein kleines, plumpes Vieh, von der Größe eines stattlichen Hundes, welches mit offenen Augen zur Welt kommt. Seine röthliche Haut ist noch faltenlos, der Keim zum Horn ist aber schon vorhanden. Das Wachsthum schreitet in den ersten Monaten rasch vor sich. Ein Nashorn, welches am dritten Tage etwa 2 Fuß hoch und 3½ Fuß lang war, hat nach dreizehn Monaten bereits eine Höhe von vier, eine Länge von sechs und einen Umfang von fast sieben Fuß.

Die Mutter zeigt viel Liebe für ihr Junges und vertheidigt es bei Gefahr mit einem beispiellosen Grimm gegen jeden Feind und jeden Angriff. Sie säugt es fast durch zwei Jahre und bewacht es während dieser Zeit mit der größten Sorgfalt. Wie lange das junge Nashorn bei seiner Mutter bleibt, weiß man nicht, ebensowenig kennt man das Verhältniß zwischen dem Vater und dem Kinde.

Man hat in alter Zeit viel von den Freundschaften und Feindschaften des Nashorns gefabelt. Namentlich der Elefant sollte aufs eifrigste von dem Nashorn bekämpft werden und diesem blindwüthenden Thiere regelmäßig unterliegen müssen. Diese schon von Plinius herrührenden Fabeln sind nach und nach erledigt worden. Bereits die älteren Reisebeschreiber wissen von der Feindschaft nichts; wohl aber erzählen neuere von der Freundschaft unseres Thieres mit anderen Geschöpfen. Dieselben fanden fast regelmäßig auf dem Nashorn einen gar dienstwilligen Vogel, den Madenhacker, welcher das Thier während des ganzen Tages treu begleitet und gewissermaßen Wächterdienste bei ihm verrichtet. „Die Nashornvögel (Madenhacker)“, sagt Cumming, „sind fortwährende Begleiter des Nilpferdes und der vier Arten des Nashorns. Sie nähren sich von dem Ungeziefer, von welchem diese Thiere wimmeln, und halten sich deshalb immer in unmittelbarer Nähe der Dickhäuter oder auf ihrem Leibe selbst auf. Oft haben diese stets wachsamen Vögel mich bei meiner vorsichtigsten Annäherung in meinem Erwarten getäuscht und meine Mühe vereitelt. Sie sind die besten Freunde, welche das Nashorn hat, und verfehlen selten, es aus seinem tiefen Schlafe aufzuwecken. Der alte Dickbauch versteht auch ihre Warnung vollkommen, springt auf seine Füße, sieht sich nach allen Richtungen um und ergreift dann jedes Mal die Flucht.“ Wir haben keinen Grund, an der Wahrheit dieser Mittheilung zu zweifeln. Ob aber bei Annäherung des Menschen die Vögel ihr Weidethier geradezu in das Ohr picken, um es aufzuwecken, möchten wir dahin gestellt sein lassen; eher ist anzunehmen, daß schon die allgemeine Unruhe, welche sie kundgeben, wenn sich ihnen etwas Verdächtiges zeigt, hinreichend ist, um das Nashorn aufmerksam zu machen.

Außer dem Menschen dürfte das Nashorn nicht viele Feinde haben. Löwen und Tiger meiden das Thier, weil sie wissen, daß ihre Klauen doch zu schwach sind, um dessen dicke Panzerhaut zu zerreißen. Das Nashorn fürchtet andere kleine Thiere weit mehr, als die großen Räuber und namentlich in einigen Bremsen und in den Mücken hat es gar schlimme Feinde, gegen welche es kaum etwas unternehmen kann. Ihrethalber wälzt es sich so gerne im Schlamme und in Folge ihrer Stiche, welche es recht wohl fühlen mag, reibt es sich oft an den Stämmen, bis böse Geschwüre und Krusten entstehen, in denen sich dann wieder neue Kerbthiere ansiedeln. Auch mit dem Schlamme kommen eine Menge von Wasserthieren, namentlich Egel, an das Nashorn, welche ebenfalls unangenehm werden müssen und nur in den kleinen gefiederten Freunden des Thieres mächtige Gegner finden können.

Der Mensch ist wohl überall der gefährlichste Feind des Nashorns. Alle Völkerschaften, in deren Gebiete das wüste Geschöpf sich findet, stellen ihm mit größtem Eifer nach und auch die europäischen Jäger betreiben seine Jagd mit wahrer Leidenschaft. Man hat gefabelt, daß die Panzerhaut Kugeln undurchdringlich wäre; doch haben schon frühere Reisende bezeugt, daß selbst eine Lanze oder ein kräftig geschleuderter Pfeil sie durchbohrt. Die Jagd ist gefährlich, weil der gewaltige Riese auf den rechten Fleck getroffen werden muß, wenn er der ersten Kugel erliegen soll. Verwundet nimmt er augenblicklich den Kampf mit dem Menschen auf und kann dann sehr gefährlich werden. Die eingeborenen Jäger suchen das Nashorn während des Schlafes unter dem Winde zu beschleichen und werfen ihm ihre Lanze in den Leib oder setzen ihm die Mündung des Gewehrlaufs fast auf den Rumpf, um den Kugeln ihre volle Kraft zu erhalten. Die Abissinier gebrauchen Wurfspieße, schleudern davon aber manchmal 50 bis 60 auf ein Nashorn. In Indien zieht man mit Elefanten zur Jagd hinaus, aber selbst diese werden zuweilen von dem wüthenden Thiere gefährdet.

Auf die afrikanischen Arten wird selbst im offenen, freien Felde Jagd gemacht. Der Jäger schleicht sich durch das Gebüsche heran und schießt aus geringer Entfernung. Fehlt er, so stürzt das Thier wüthend nach dem Orte hin, von welchem der Schuß fiel, und spürt und blickt nach dem Feinde umher. Sobald es denselben sieht oder wittert, senkt es den Kopf, drückt die Augen zu und rennt, mit der ganzen Länge des Horns die Erde streifend, vorwärts. Dann ist es noch ein Leichtes, ihm auszuweichen. Geübte Nashornjäger haben stundenlang einem auf sie eindringenden Nashorn Stand gehalten, indem sie stets zur Seite sprangen, wenn das Nashorn auf sie losrannte und es an sich vorbeirasen ließen. Nachdem es sich ausgetobt, erlegten sie es doch noch.

Levaillant beschreibt in sehr lebhafter Weise eine Jagd auf das zweihörnige Nashorn. „Man beobachtete ein Paar dieser Thiere, welche ganz ruhig in einem Mimosenwald neben einander standen, mit der Nase gegen den Wind und von Zeit zu Zeit hinter sich sahen, um sich zu sichern. Ein Eingeborener bat sich aus, die Thiere zu beschleichen. Die übrigen Jäger vertheilten sich und ein Hottentotte nahm die Hunde unter seine Obhut. Der Eingeborene zog sich ganz nackt aus und kroch mit der Flinte auf dem Rücken wie eine Schlange auf dem Boden fort, höchst langsam und vorsichtig. Er hielt auch augenblicklich still, so wie sich die Nashörner umsahen, und glich dann täuschend einem Steinbrocken. Sein Kriechen dauerte fast eine Stunde. Endlich kam er bis zu einem Busch, etwa zweihundert Schritt von den Thieren entfernt. Dort stand er auf und sah sich um, ob seine Kameraden alle auf ihren Posten wären. Jetzt legte er an und verwundete das Männchen, welches im Augenblick des Schusses einen fürchterlichen Schrei ausstieß und mit dem Weibchen wüthend auf ihn zukam. Er legte sich unbeweglich auf den Boden, die Nashörner schossen an ihm vorbei und stürzten auf die übrigen Jäger los. Jetzt befreite man die Hunde und feuerte von allen Seiten auf sie. Sie schlugen fürchterlich gegen die Hunde los, zogen mit ihren Hörnern tiefe Furchen in den Boden und schleuderten die Erde nach allen Seiten weg. Die Jäger rückten näher, die Wuth der Thiere steigerte sich fortwährend, und sie boten einen wirklich entsetzlichen Anblick. Da plötzlich stellte sich das Männchen gegen die Hunde, und das Weibchen flüchtete, zur großen Freude der Jäger, welche es nicht gern mit zwei derartigen Ungeheuern aufnehmen wollten. Das Männchen kehrte endlich auch zurück, lief aber auf einen Busch zu, in welchem drei Jänger standen, welche ihm aus einer Entfernung von dreißig Schritt tödtliche Schüsse zusandten. Es schlug aber noch so heftig um sich, daß die Steine nach allen Seiten flogen und weder Menschen noch Hunde sich zu nähern wagten. Levaillant wollte aus Mitleid ihm den Rest geben, wurde aber von den Wilden abgehalten, weil sie einen sehr großen Werth auf das Blut legen und es getrocknet gegen allerlei Krankheiten gebrauchen. Als es endlich todt war, liefen sie hurtig heran, schnitten ihm die Blase aus und füllten sie mit Blut an."

Ungeachtet seines reizbaren Wesens wird das Nashorn, wenn es sich ordentlich behandelt sieht, leicht zahm. Bei denen, welche man auf Schiffen hatte, bemerkte man eine stumpfe Gleichgiltigkeit, welche nicht einmal nach wiederholten Neckereien dem sonst leicht auflodernden Zorn Platz machte. Es ist eine bekannte Sache, daß alle Thiere, welche das weite Meer um sich sehen, ausnehmend mild und zahm sich zeigen, wahrscheinlich im Gefühl ihrer zeitweiligen Schwäche. Und so darf es uns eigentlich nicht Wunder nehmen, daß auch das Nashorn hier sehr zugänglich ist. Aber wir haben auch andere Belege dafür, daß gefangene Nashörner auffallend zahm wurden. Horsfield rühmt das auf Sumatra lebende als ein sehr gutmüthiges Geschöpf. Ein Junges benahm sich im hohen Grade liebenswürdig. Es erlaubte, daß man es in einem großen Karren fortschaffte und zeigte sich, nachdem es seinen Bestimmungsort erreicht hatte, sehr zugänglich. Man hatte ihm in dem Schloßhofe von Surar Karta einen Platz eingeräumt, welchen man durch einen tiefen Graben von ungefähr drei Fuß Breite abgegrenzt hatte, und hier blieb es mehrere Jahre, ohne daran zu denken, seine Grenze zu überschreiten. Es schien sich vollkommen glücklich in seiner Lage zu fühlen und gerieth niemals in Zorn, trotzdem es bei seiner ersten Ankunft auf alle Weise geneckt wurde. Baumzweige, Schlingpflanzen der verschiedensten Art, Strauchwerk wurde ihm in reichlicher Menge vorgeworfen; es zog aber Allem den Pisang vor. Es erlaubte, daß man es berührte und von allen Seiten besah, ja, die Kecken unter den Beschauern wagten es zuweilen, auf seinem Nacken zu reiten. Das Wasser war ihm Bedürfniß, und wenn es nicht mit Fressen beschäftigt war, legte es sich regelmäßig in tiefe Löcher, welche es sich ausgegraben hatte. Andere Nashörner, welche nach Europa gekommen waren, zeigten sich ebenfalls gutmüthig und zahm. Sie ließen sich berühren und hin und her treiben, ohne sich zur Wehr zu setzen. Nur ein Fall ist bekannt, daß ein Nashorn zwei Leute, welche es wahrscheinlich gereizt haben mochten, angriff und tödtete.

Aller Nutzen, welchen das erlegte Nashorn gewähren kann, wiegt den Schaden, welchen es während seines Lebens anrichtet, nicht entfernt auf. In Gegenden, wo ein regelmäßiger Anbau des Bodens stattfindet, ist das Nashorn gar nicht zu dulden. Es ist so recht eigentlich nur für die Wildniß geschaffen. Von dem erlegten Thiere weiß man fast alle Theile zu verwenden. Nicht blos das Blut steht in hohem Ansehen wegen seiner geheimnißvollen Kraft, sondern auch das Horn. Im Morgenlande sieht man in den Häusern der Vornehmen allerlei Becher und Trinkgeräthe, welche aus dem Horn des Thieres gedreht sind. Man schreibt diesen Gefäßen die Eigenschaft zu, aufzubrausen, wenn eine irgendwie giftige Flüssigkeit in sie kommt, und glaubt somit ein sicheres Mittel zu haben, sich vor Vergiftungen zu schützen. Die Türken der höheren Klassen führen beständig ein Täßchen von Rhinoceroshorn bei sich, und lassen es in allen zweifelhaften Fällen mit Kaffee füllen. Noch häufiger wird das Horn zu den Griffen der kostbaren Säbel verwendet. Aus der Haut verfertigen sich die Eingeborenen gewöhnlich Schilde, Panzer, Schüsseln und andere Geräthschaften. Das Fleisch wird gegessen, das Fett hoch geachtet, obwohl Europäer das eine wie das andere schlecht nennen.

Ungleich plumper noch als Elefant und Nashorn ist das Fluß- oder Nilpferd (Hippopotamus amphibius), unzweifelhaft das ungeschlachtetste aller Landsäugethiere überhaupt. In der Vorzeit hatte auch dieses Geschöpf mehrere ihm sehr nahe Verwandte; gegenwärtig steht es allein für sich da. Es hat vier Hufe an jedem Fuße, eine breite, stumpfe, nicht rüsselartig verlängerte Schnauze und eine nackte Haut. Im Kiefer stehen zwei bis drei Schneidezähne, ein Eckzahn und sieben Backzähne in jeder Reihe. Das Gerüpp ist außerordentlich schwerfällig in allen seinen Theilen. Der Schädel ist fast vierseitig, flach und niedergedrückt, der Hirntheil klein; die übrigen Knochen sind dick und schwer. Besonders auffallend sind die Zähne. Sie unterscheiden sich von denen aller übrigen bekannten Dickhäuter und erinnern nur entfernt an das Gebiß der Schweine. Besonders ausgezeichnet sind die ungeheuren, halbkreisförmig gebogenen Eckzähne des Unterkiefers, welche bei alten Männchen bis dritthalb Fuß lang werden können. Die oberen sind viel kleiner, aber ebenfalls gekrümmt und an der Spitze schief abgestutzt. Trotz der ungeheuren Größe ragen diese Zähne aber doch nicht aus der Schnauze hervor.

Der Name Flußpferd, eine Uebersetzung der altgriechischen Benennung unseres Thieres, bezeichnet das plumpe Geschöpf sehr schlecht; denn sein Leibesbau hat weit mehr Aehnlichkeit mit einem riesigen, unförmigen Mastschweine, als mit jedem anderen Geschöpfe. Mehr als alles übrige unterscheidet der Kopf, auch abgesehen von dem Gebiß, das Nilpferd von anderen Geschöpfen. Er ist von fast viereckiger Gestalt und durch die lange, hohe, außerordentlich breite



Das Nil- oder Flußpferd (Hippopotamus amphibius).

und aufgeschwollene Schnauze ausgezeichnet. Diese ist zwar unförmig wie das ganze Thier, aber dennoch sonderbar gestaltet. Ihr Obertheil ist sehr platt und hinten auch ziemlich schmal, er verbreitert sich aber von dort aus nach vorn und fällt sogleich in Gestalt der Oberlippe seitlich tief herab, so den Mund allseitig deckend und schließend. Die Nasenlöcher stehen schief zusammen und ziemlich weit hinten, hoch oben am Kopfe, nur wenig vor und unterhalb der Ohren. Der schwerfällige und dicke Leib ist langgestreckt, fast drehrund, nur in der Mitte etwas verdickt. Der Rücken erhebt sich am Kreuze mehr, als am Widerrist. Der Bauch hängt in der Mitte soweit herab, daß er den Boden berührt, wenn das Thier mit seinen unverhältnißmäßig kurzen Beinen über schlammigen Boden läuft. Selbst bei ausgewachsenen Nilpferden sind die Beine nicht höher als zwei Fuß. Der Schwanz ist kurz und dünn, an seiner äußersten Spitze seitlich zusammengedrückt, am Ende mit kurzen, drahtähnlichen Borsten bedeckt. Der übrige Körper ist beinahe nackt; denn auf der über zolldicken und starken Haut, welche zumal am Halse und vorn an der Brust einige tiefe Falten bildet, finden sich nur höchst spärlich kurze, borstenartige Haare. Durch Furchen, welche sich kreuzen, ist die Haut in schuppenartige Felder

getheilt, welche bald größer, bald kleiner sind. Ihre Färbung ist ein eigenthümliches Kupferbraun, welches auf der Oberseite mehr in das Schmuzigdunkle, auf der Unterseite mehr in das Hellpurpurbräunliche übergeht. Viele bräunliche und bläuliche Flecken, welche ziemlich regelmäßig gestellt sind, geben der sonst einförmigen Masse eine gewisse Abwechselung. Uebrigens verändert sich die Färbung je nachdem das Nilpferd trocken oder naß ist. Wenn es eben dem Wasser entsteigt, erscheint sein Obertheil bräunlichblau und der Untertheil fast fleischfarben, während es, wenn sich die Haut trocknet, dunkler, fast schwarzbraun oder schieferfarben aussieht. Unter der Haut liegt eine Fettschicht von 3 bis 6 Zoll Dicke, welche den ganzen Wanst umgibt und das Gewicht des Thieres, im Verhältniß zu seiner Größe, wesentlich erleichtert. Ein vollkommen erwachsenes Nilpferd kann bis 15 Fuß lang werden, wovon nur 1½ Fuß auf den Schwanz kommen. Dabei wird es am Widerrist kaum mehr als 5½ Fuß hoch; aber der Leib erreicht freilich einen Umfang von 12 bis 13 Fuß. Ein derartiger Riese mag seine 50 bis 70 Centner wiegen; denn schon die Haut eines mittelgroßen Thieres hat ihre 8 bis 10 Centner.

Gegenwärtig muß man schon ziemlich tief in das Innere Afrikas eindringen, ehe man diesen Thiergestalten begegnet, welche uns wie Zurückgelassene aus der märchenhaften Vorzeit vorkommen. Namentlich an dem heiligsten Strome sind die alten, berühmten Thiere weit nach dem Herzen des Erdtheils und nach den Jugendländern des Stromes, „der seine Quellen verbirgt", gezogen. Erst wenn man in das tiefere Innere kommt, werden die viertausend Jahre alten Bilder der heiligen Schrift auf den Tempeln Egyptens lebendig: dort finden sich heute noch wie vor Jahrtausenden dieselben Thiere unter den sich gleich gebliebenen Menschen; dort begegnen wir neben dem Pavian und dem Krokodil, dem heiligen Ibis und dem Tantalus, jenen Uebriggebliebenen: dem Elefanten, dem Nashorn und dem Nilpferde. Wo der Mensch zur unbedingten Herrschaft gelangt ist, sind letztere der furchtbaren Feuerwaffe erlegen, da, wo ihn nur die Lanze oder der Bogen bewehrt, stehen sie ihm heute noch feindlich gegenüber. Gegenwärtig ist das Thier in ganz Egypten und auch in Nubien, wo es Rüppell noch Anfangs dieses Jahrhunderts in ziemlicher Anzahl traf, ausgerottet worden. Aber in allen größeren Strömen und Seen des inneren Afrika ist das Nilpferd noch heute eine gewöhnliche Erscheinung.

Das Nilpferd ist mehr als jeder andere Dickhäuter an das Wasser gebunden; denn es geht eigentlich nur ausnahmsweise vom Strome aus auf das Land, regelmäßig des Nachts zur Aeßung, da, wo der Strom nicht selbst reich an Pflanzen ist, und zuweilen auch bei Tage, um sich auf den Sandbänken zu sonnen. Wenige Meilen oberhalb der „Hauptstadt der Hölle", wie die Sudahnreisenden Chartum zu nennen pflegen, sieht man in den Schlammbänken der Stromufer häufig Spuren unseres Thieres, etwa zwei Fuß tiefe, baumstarke Löcher zu beiden Seiten einer muldenartig eingedrückten Furche. Dies sind die Fährten des Nilpferdes, welche dieses zurückläßt, wenn es auf seinen nächtlichen Weidegängen dem Strom entsteigt, um nach dem pflanzenreichen Urwalde oder nach einem Felde zu wandern. Die Löcher rühren von den Beinen her, die Furche von dem auf dem Schlamme dahingeschleppten Bauche; denn bis zum Leibe versinkt das Unthier auf dem weichen nachgiebigen Boden. Bei der allgemein geringen Abflachung des Abiad oder weißen Stromes, welcher während der Regenzeit an vielen Orten meilenweit seine Ufer überschwemmt und ganze Waldungen unter Wasser setzt, kann man jene Fährten viertelmeilenweit verfolgen. Am oberen blauen Flusse oder da, wo der Abiad steiluferig ist, erkennt man den Aufenthalt des Nilpferdes leicht an den Ausstiegen, welche es sich bahnt, wenn es vom Wasser auf an dem steilen Ufer emporklimmt. Diese Stiegen stehen zu der Plumpheit des Thieres in gar keinem Verhältniß; denn sie gehen oft so steil vom Wasser auf, daß ein Mensch nur, wenn er sich rechts und links an den Zweigen festhält, auf ihnen emporklettern kann. Man begreift also gar nicht, wie es dem schweren Dickhäuter möglich ist, solche Wege zu begehen. Von den Stiegen aus führt noch ein kurzer Gang in das Innere des Waldes. Er unterscheidet sich leicht von den Wegen, welche die Elefanten zurücklassen, wenn sie durch den Urwald ziehen; denn die Gesträuche zu seinen beiden Seiten oder in seiner Mitte sind einfach niedergetreten, nicht aber auch abgebrochen und zur Seite geschleudert.

An günstigen Stellen des Flusses, da, wo die Felder nahe an den Ufern liegen oder reiche Waldungen diese bedecken, und am liebsten dort, wo das eigene Bett des Stromes zugleich als Weideplatz dienen kann, d. h. also da, wo eine Menge Wasserpflanzen in ihm wachsen, entdeckt man die Flußriesen sehr bald. In Zwischenräumen von drei, höchstens vier Minuten, bemerkt man irgendwo einen dampfartigen Wasserstrahl, welcher sich etwa drei Fuß über die Wasserfläche erhebt, und vernimmt zugleich ein eigenthümliches Schnauben und Brausen, vielleicht auch ein dumpfes Brummen, welches an das grollende eines Bullen erinnert: dort ist soeben ein Nilpferd aufgetaucht, um Luft zu schöpfen. Wenn man nahe genug steht, kann man auch den unge-

schlachten Kopf desselben wahrnehmen, eine formlose, rothe oder bräunlichrothe Masse, auf welcher man zwei Spitzen, die Ohren, und vier Hügel, die Augen und die Nasenlöcher, sieht. Mehr als den Kopf wird man von einem im Wasser sich bewegenden Nilpferde selten zu sehen bekommen, und diesen Kopf kann man, wenn man ihn zum ersten Male sieht, leicht verkennen. Hält man sich unter dem Winde und bleibt man ruhig, vielleicht in einem Gebüsch, verborgen, so kann man das auf- und niederschwimmende, im Wasser gleichsam spielende Thier dreist beobachten. Man sieht dann auch, daß auf der eingedrückten Stirn zwischen Augen und Ohren beim Auftauchen ein kleiner Teich zurückbleibt, wasserreich genug, um einem Goldfischchen oder einem Paar Schmerlen das Leben zu fristen. Man darf es wagen, mit einem größeren Schiffe zu solchen Köpfen hinzufahren; denn das Thier scheut sich da, wo es nicht gereizt wurde, keineswegs vor der Barke, sondern glotzt sie höchstens mit dummer Verwunderung an, ohne sich durch sie und die auf ihr befindlichen Menschen in seinem Auf- und Niedertauchen stören zu lassen. Höchst selten bleibt es mehrere Minuten lang unter Wasser, und die Angaben der Reisenden, welche von zehn Minuten oder einer Viertelstunde langem Untertauchen des Thieres sprechen, sind wohl dahin zu berichtigen, daß ein unverwundetes allerhöchstens vier Minuten unter dem Wasser bleibt, oft aber eben nur mit den Nasenlöchern über die Oberfläche emporsteigt und, nachdem es einen neuen Athemzug gethan hat, wieder im Wasser versinkt. Ich bezweifle, daß ein Nilpferd im Stande ist, länger als fünf Minuten unter dem Wasser auszuhalten.

Wie die meisten Dickhäuter ist auch das Flußpferd ein geselliges Thier. Höchst selten findet man es einzeln. Oefter bekommt man vier bis sechs Stücke in Gemeinschaft zu Gesicht und Reisende berichten, daß sie noch zahlreichere Gesellschaften angetroffen haben.

Bei Tage verläßt die Gesellschaft nur an ganz menschenleeren Orten das Wasser, um in der Nähe des Ufers theils im seichten Wasser, theils auf dem Lande selbst sich einem träumerischen Halbschlummer hinzugeben. Dabei zeigen die bequem dahingestreckten Thiere ganz die Behaglichkeit der Schweine, welche sich suhlen, oder der Büffel, welche sich im Strome baden. Von Zeit zu Zeit grunzen die männlichen Thiere nach Art der Schweine, und erhebt eins um das andere den Kopf ein wenig, um sich zu sichern. Mehrere Vögel treiben ungescheut ihr Wesen neben und auf den Ruhenden. Der Regenvogel (Hyas aegyptiacus) rennt ohne Unterlaß um die Riesen herum und pickt und hackt Kerbthiere und Egel von deren Fellen weg. Der kleine Kuhreiher spaziert ernsten Schritts auf dem Rücken hin und her, um diesen selbst von dem Ungeziefer zu säubern. In Südafrika vertritt der bereits erwähnte Madenhacker die Stelle dieser kleinen Freunde. Die Araber des Ostsudahn behaupten, daß es der Regenvogel übernehme, bei Gefahr das Nilpferd zu warnen, und wirklich achtet dieses auf das Geschrei seines kleinen, aufmerksamen Freundes und geht in das Wasser, wenn der Vogel durch irgend welche Erscheinung besonders aufgeregt wird. Sonst achten die Nilpferde nicht viel auf das Treiben um sich her, und blos an solchen Orten, wo sie den Menschen und sein furchtbares Feuergewehr kennen lernten, nehmen sie sich vor ihrem Haupt-, ja, alleinigen Feinde mehr in Acht, als in den Oft- und Westländern Afrikas, wo sie sich eigentlich gar nicht um ihn kümmern. So wird der Tag zwischen Schlummern und Wachen verbracht. Unzweifelhaft schlafen die Nilpferde nach Art der Büffel auch im Wasser, indem sie sich mehr nach der Oberfläche desselben emporheben und durch regelmäßiges Bewegen ihrer Beine die gleiche Lage erhalten, so daß die Nasenlöcher, die Augen und die Ohren über dem Wasserspiegel erhaben sind und die Athmung ungestört besorgt werden kann.

Gegen Abend kommt Leben in die Gesellschaft. Das Grunzen der Männchen erstarkt zu einem Gebrüll, und die ganze Herde taucht spielend auf und nieder im Strome. Dann und wann beginnt sogar ein lustiges Jagen. Namentlich in der Nähe von Schiffen scheinen sie sich dann gern zu zeigen. Sie schwimmen mit erstaunlicher Leichtigkeit in jeder Wassertiefe, tauchen auf und nieder, bewegen sich ruck- oder satzweise, wenden sich nach allen Seiten mit überraschender Gewandtheit und schwimmen geradeaus mit dem besten Ruderboot um die Wette. Bei ruhigem Schwimmen bemerkt man niemals eine heftige Ruderbewegung derselben; das Wasser und das schwimmende Nilpferd bleibt vielmehr glatt und unbeweglich. Aber das Gegentheil findet Statt, wenn sich das Vieh wüthend auf einen Feind stürzt oder nach einer Verwundung im Flusse umhertobt. Dann schnellt es die Hinterbeine überaus heftig zurück, schießt in förmlichen Sätzen vorwärts, bringt das ganze Wasser in Aufruhr, so daß es hohe Wellen wirft, und die Gewalt seiner Bewegungen ist dann so groß, daß das Thier, wie erwiesen, mittelgroße Schiffe emporheben und zertrümmern kann. Reisende, welche in leichten Booten die Ströme herabfahren, werden oft sehr gefährdet durch die irgendwie gereizten Nilpferde, und auch in Ostsuhdahn

weichen die Schiffer dem Unthiere immer ziemlich sorgfältig aus und sehen es sehr ungern, daß man vom Boote aus nach ihm schießt.

In den pflanzenreichen, seeartigen Stellen des Abiad verläßt das Nilpferd auch zur Nachtzeit das Strombett nicht oder nur höchst selten. Es frißt dort bei Tage und bei Nacht von den im Strome selbst wachsenden Pflanzen. Ein der Art fressendes Nilpferd ist ein wahrhaft ekelhafter Anblick. Auf die Entfernung einer Zehntelmeile kann man das Aufreißen des Rachens mit bloßen Augen sehen, auf ein Paar Hundert Schritte hin nimmt man deutlich alle Bewegungen beim Fressen wahr. Der ungeschlachte Kopf verschwindet in der Tiefe und wühlt unter den Pflanzen herum. Weithin trübt sich das Wasser von sich auflösendem Schlamme. Dann erscheint das Vieh wieder mit einem großen, dicken Bündel abgerissener Pflanzen, welches für ihn eben ein Maul voll ist, legt das Bündel auf die Oberfläche des Wassers und zerkaut und zermalmt es nun langsam und behaglich. Zu beiden Seiten des Maules hängen die Ranken und Stengel der Gewächse weit heraus; grünlicher Pflanzensaft läuft mit Speichel untermischt beständig über die wulstigen Lippen herab; einige halb zerkaute Grasballen werden ausgestoßen und von neuem verschlungen. Die blöden Augen glotzen bewegungslos ins Weite, und die ungeheuren Stoß- und Eckzähne zeigen sich in ihrer ganzen Größe.

Anders ist es in allen Gegenden, wo steile Ufer die Flüsse begrenzen, z. B. am Asrak, dessen rascher Lauf keine Seebildung gestattet. Hier muß das Nilpferd an das Land gehen, um zu weiden. Etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang, dem in den Tropen bekanntlich fast zauberisch schnell die lichte, schöne Nacht folgt, entsteigt es, mit größter Vorsicht lauschend und spähend, dem Strome und klettert an den erwähnten steilen Uferpfaden empor. Im Urwald sieht man seine Wege überall, wo der Reichthum der Pflanzenwelt gute Beute verspricht. In der Nähe bewohnter Ortschaften richten sich die Pfade nach den Fruchtfeldern. Hier fällt es verheerend ein, hier vernichtet es in einer einzigen Nacht oft ein ganzes Feld. Und nicht blos durch seine Verheerungen unter den Pflanzen schadet dann das Nilpferd: es wird auch zu einem das Leben des Menschen und der Thiere bedrohenden Geschöpfe; denn mit blinder Wuth stürzt es auf seinen Weidegängen auf alle sich bewegenden Gestalten und vernichtet sie, wenn es dieselben erreicht. Zumal an Orten, wo es irgendwie schon mit dem Menschen in Berührung kam, wird es höchst gefährlich. Die vier gewaltigen Eckzähne der Kiefern sind, anderen Thieren gegenüber, furchtbare Waffen. Rüppell erzählte, daß ein Nilpferd vier Zugochsen zermalmte, welche ruhig an einem Schöpfrade standen. Die Eingeborenen erzählen, daß es mit dem Maule angreift und erst zu guter Letzt den Gegenstand seiner Wuth mit den Füßen zerstampft.

Der arme Mensch des innern Afrika, welcher kein Feuergewehr führt, ist dem Nilpferd gegenüber so gut als machtlos, obgleich er noch immer sein einziger gefährlicher Gegner bleibt; denn all die so schön ausgedachten Kämpfe zwischen ihm und dem Krokodil, dem Elefanten, dem Nashorn und dem Löwen müssen unerbittlich in das Reich der Fabel gewiesen werden. Während der Zeit der Fruchtreife sieht man in den bevölkerten Stromgegenden zu beiden Ufern eine Menge von Feuern leuchten. Sie sind einzig und allein als Schreckmittel gegen die Nilpferde angezündet und werden die ganze Nacht sorgfältig angefacht. An einigen Orten unterhält man mit Trommeln einen beständigen Lärm, um die Flußriesen zu schrecken.

Die Neger am oberen Abiad und Asrak, welche überhaupt als muthige, tüchtige Leute angesehen werden müssen, graben Fallgruben und legen dem Thiere andere Hindernisse in den Weg oder treten ihm während der Nacht in Massen entgegen, um es zu vertilgen.

Weit gefährlicher noch, als das Nilpferd gewöhnlich ist, wird es, wenn es noch ein Junges zu schirmen hat. Ueber die Geburt der Jungen und die Dauer der Tragzeit hat man erst in der Neuzeit an Gefangenen Beobachtungen gemacht, da diese sich schon einige Mal fortgepflanzt haben. Die für ihr Kind zärtlich besorgte Mutter sieht auch in den unschuldigsten Dingen Gefahr und stürzt sich mit furchtbarer Wuth auf jeden Feind. Sie läßt ihr Kind keinen Augenblick aus den Augen und bewacht jede seiner Bewegungen mit mütterlicher Lust und zärtlichen Sorgen. Zuweilen spielt das ungefüge Thier ganz lustig mit seinem Liebling. Da tauchen dann Beide scherzend auf und nieder und unterhalten sich mit Brummen. Jedenfalls saugt das Junge im Wasser. Es ist nicht rathsam, sich einer Nilpferdmutter, welche ihr Kind bei sich hat, zu nahen; denn sie greift auch bei Tage Schiffe und Menschen an, wenn sie Gefahr für ihr Junges wittert. Livingstone's Kahn wurde von einem weiblichen Nilpferde, dessen Junges man Tags vorher mit dem Spere getödtet hatte, halb aus dem Wasser gehoben, und einer seiner Leute herabgeschleudert, ohne daß die Mannschaft das Thier fernerhin gereizt hätte. In den Nilländern kennt man ähnliche Beispiele von derartig erzürnten Nilpferden und weiß auch von vielen Unglücksfällen zu berichten, welche sie verursacht haben.

Die Jagd des Nilpferdes ohne Feuerwaffen, welche sehr schwere Kugeln schießen, ist immerhin ein gewagtes Unternehmen. Leichte Büchsenkugeln haben, selbst wenn sie aus geringer Entfernung abgeschossen werden, so gut als keinen Erfolg. Jede Büchsenkugel durchbohrt den Panzer des Krokodils, aber sie ist zu schwach, als daß sie die zolldicke Haut und auch noch den mehr als zolldicken Schädel des Nilpferdes durchbohren sollte. „Mit einem der Nilpferde, welches wir erlegten", sagt Rüppell, „kämpften wir vier Stunden lang. Wenig fehlte, daß die Bestie unsre große Barke und mit ihr uns alle vernichtet hätte. Die 25 Flintenkugeln, in einer Entfernung von etwa fünf Fuß auf den Kopf des Unthieres abgeschossen, hatten nur die Haut und den Knochen bei der Nase durchbohrt. Alle anderen Kugeln waren in der Dicke der Haut stecken geblieben. Bei jedesmaligem Schnauben spritzte das Vieh reichliche Blutströme auf die Barke. Da bedienten wir uns endlich eines Standrohres, dessen Gebrauch uns in so kurzer Entfernung überflüssig erschien. Aber erst nach fünf seiner Kugeln, in einer Entfernung von wenigen Fuß gefeuert, welche die schrecklichsten Verwüstungen in dem Kopfe und dem Körper angerichtet hatten, gab der Riese seinen Geist auf. Die Dunkelheit der Nacht vermehrte noch das Schauerliche des Zweikampfes." Derselbe hatte vier Stunden lang gedauert und das vorher angeworfene Thier riß einen kleinen Kahn unter das Wasser, zerschmetterte ihn und schleifte das große Schiff an der Leine des Wurfspießes nach Belieben hin und her. Das war freilich eines der größeren Männchen, von denen die Sudahnesen behaupten, daß sie von anderen Nilpferden vertrieben worden wären, verachtet würden und deshalb so großen Unmuth zeigten. Ich selbst habe wirklich mehrmals Nilpferde gesehen, welche getrennt von der Herde lebten, und immer erfahren, daß sie zur furchtbarsten Landplage werden, weil auch die muthigsten Jäger es nicht oder nur selten wagen, sie anzugreifen. Noch heutigen Tages sind die Harpune und die Lanze die einzigen Waffen, welche die Sudahnesen bei der Jagd und zum Angriff des Nilpferdes brauchen.

Etwa um Mitternacht — nur an ganz menschenleeren Orten auch am Tage — schleicht der Spießwerfer längs des Ufers bis zu einer Ausgangsstelle der Thiere und versteckt sich hier im Gebüsch unter dem Winde. Kommt das Nilpferd erst nach seiner Ankunft aus dem Wasser, so läßt er es ruhig an sich vorüber gehen und harrt bis zur Rückkehr. Niemals greift man ein zu Lande gehendes Nilpferd an, sondern wartet stets, bis es, so zu sagen, wieder halb im Flusse ist. Dann schleudert der Jäger ihm die Harpune mit aller Kraft in den Leib und flieht in der Hoffnung, daß das über den Wurf erschreckte Thier sich in den Fluß stürzen werde. So geschieht es auch gewöhnlich, während das Ungethüm beim Heraussteigen ans Land immer seinen Gegner anzunehmen pflegt. Nach dem Wurfe besteigt der Jäger mit seinen Gehilfen entweder sogleich oder am folgenden Morgen eines der bereit gehaltenen Boote und sucht das verwundete Thier, bezüglich das schwimmende Sperstangenende oder den Holzklotz auf. Sobald man diese Merkzeichen gefunden hat, rudert man höchst vorsichtig, mit bereit gehaltenen Wurfsperen und Lanzen herbei und nimmt nun die Leine auf. Beim geringsten Anziehen erscheint das Nilpferd in rasender Wuth an der Oberfläche des Wassers und stürmt auf das Schiff los, wird aber mit einem Hagel von Lanzen und Speren empfangen, welcher es häufig zur Umkehr zwingt. Gleichwohl kommt es nicht selten vor, daß es die Barke erreicht und mit den Hauzähnen zerreißt. Dann haben die Jäger einen sehr schweren Stand und müssen sich eiligst durch Schwimmen und Tauchen zu retten suchen. Livingstone erfuhr, daß es, um dem Nilpferde unter solchen Umständen zu entgehen, das Beste sei, in die Tiefe des Stromes zu tauchen und hier einige Sekunden zu verweilen, „weil das Flußpferd, wenn es einen Kahn zertrümmert hat, sich allemal nach dem Menschen umschaut und, wenn es keinen bemerkt, davon geht"; mir hat man Aehnliches erzählt. Im günstigeren Falle besteigt ein Theil der Jäger nach dem zweiten Angriffe auf den Flußriesen ein zweites Boot und fischt sich mit ihm das Ende einer zweiten Harpune auf. Nun wird das Ungethüm durch das schmerzerregende Anziehen der Harpunenleinen beliebig oft zur Oberfläche des Wassers heraufgezaubert und ihm im Verlaufe der Jagd der breite Rücken derartig mit Lanzen bespickt, daß er wie der Pelz eines Stachelschweines aussieht. Uebrigens führt man die Jagd nur dann mit einem Male zu Ende, wenn man Feuergewehre zur Verfügung hat; im entgegengesetzten Falle läßt man den im Wasser natürlich viel stärkeren Blutverlust das Seinige zur Abmattung des Thieres thun und nimmt erst am folgenden Tage die Verfolgung desselben wieder auf, da ja die schwimmenden Merkzeichen seinen Aufenthalt immer wieder verrathen. Ein glücklicher Lanzenwurf oder Stoß in das Rückenmark oder zwischen den Rippen hindurch in die Brusthöhle bläst schließlich das Lebenslicht des sattsam gemarterten Thieres aus. Dann schleift man den Leichnam stromabwärts bis zur nächsten Sandbank, auf welcher er, nachdem er mit Tauen ans Land gezogen worden ist, zerlegt wird.

Der Gewinn der Jagd ist nicht unbedeutend. Das Fleisch des Ungeheuers ist geschätzt. Fleisch und Schmer werden überall gegessen, und in den alten guten Zeiten konnten sich die Ansiedler des Kaplandes kaum ein größeres Fest denken als eine Nilpferdjagd. Man schnitt Fleisch und Speck an Ort und Stelle von dem erlegten Riesen ab und schaffte es wagenweise nach Hause. Die Bauern verkauften nur aus Gefälligkeit die beliebte Speise an Freunde und ließen sich das Pfund Nilpferdfleisch theuer genug bezahlen. Junge Nilpferde sollen ein sehr wohlschmeckendes Fleisch haben, an welches sich selbst Europäer bald gewöhnen. Die geräucherte Zunge gilt als Leckerbissen. Der Speck wird dem des Schweines überall vorgezogen, das aus ihm geschmolzene Fett benutzt man zur Bereitung von Speisen aller Art oder ißt es auch mit dem Brode. Die Hottentotten trinken es ebenso gern wie die Europäer Fleischbrühe. In Ostafrika gilt es als die allervorzüglichste Grundlage zur Haar- und Körpersalbe, Delka genannt, welche alle dunkelfarbigen Afrikaner zu gebrauchen scheinen. Kurz, wenn der Jäger seine Beute zu gebrauchen weiß, kann sie ihm einen recht netten Ertrag abwerfen. Die Zähne des Nilpferdes, welche das Elfenbein an Härte übertreffen, werden unter dem Namen „Hippopotam" verarbeitet und dienten in England namentlich zur Anfertigung künstlicher Zähne, bevor das jetzt verwendete Email erfunden war.

Der Fang des Nilpferdes ist mit der Jagd ein und dasselbe. Alle, welche wir jetzt in Europa sehen können, sind jung harpunirt worden. Es versteht sich von selbst, daß erst die Mutter des jungen Thieres erlegt werden muß, bevor man daran denken kann, auf das Junge Jagd zu machen. Das Euter der Kuh nimmt ein junges Nilpferd ebenso gern an, wie das seiner Mutter.

Nach allen bisherigen Beobachtungen hält das Nilpferd die Gefangenschaft leicht und dauernd auch in Europa aus. Wird das Thier paarweise an einem Orte untergebracht, wo es sich seinem natürlichen Wesen gemäß bewegen kann, wo es also bald ins Wasser, bald auf das Trockene gehen kann, so darf man auch auf Nachkommenschaft rechnen. In der That erfolgte 1862 in dem Thiergarten von Amsterdam, nach einer Tragzeit von nur zehn Monaten die Geburt eines jungen Nilpferdes.

Das wohlausgebildete, muntere Junge wurde von der Alten von der ersten Stunde an roh und hart behandelt und starb trotz aller Versuche es künstlich zu ernähren, bereits zwei Tage nach seiner Geburt. Dasselbe Schicksal hatte ein zweites Junges, das sieben Monate nach der Paarung zur Welt gekommen war.

Geradezu unbegreiflich ist es, wie die Römer ihre Nilpferde fingen und fortschafften. Sie brachten nicht blos Junge und Halberwachsene zu ihren Kampfspielen nnd Triumphzügen nach der Hauptstadt ihres Landes, sondern auch Alte. Der Aedil Scaurus führte im Jahre 58 v. Chr. ein großes Nilpferd mit fünf Krokodilen dem römischen Volke vor; ein zweites zeigte Augustus bei seinem Siegeszuge über die Kleopatra. Commodus ließ fünf im römischen Circus tödten, und später sah man noch mehrere unter Antoninus Pius und Cordian. Nach dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bis zum Jahre 1850 kam keins wieder nach Europa.

Das Nilpferd ist unzweifelhaft der Behemot der Bibel, von welchem gesagt wird, daß seine Knochen fest seien wie Erz und die Gebeine wie eiserne Stäbe, daß er gern im Schatten, im Rohre und im Schlamm verborgen liege, von den Bachweiden gedeckt würde, den Strom in sich schlucke und sich dünken ließe, als wolle er den Jordan mit seinem Munde ausschöpfen. Das Thier gilt also schon den alten Israeliten als ein wahres Ungeheuer, und hiermit steht die heutige Anschauung der Araber vollkommen im Einklange. Der Sudahnese sieht das wüste Vieh gar nicht für ein echtes, natürliches Wesen, sondern eher für einen Auswurf der Hölle an.

Fünfte Reihe: Seesäugethiere (Pinnata).

Das gerade Gegentheil der Fledermäuse und der grabenden Maulwürfe sind die Seehunde, Sirenen und Wale, die massigsten aller Säugethiere, denen das Wasser zur Wohnstätte wurde. Jene zeichneten sich durch Größe oder besondere Stärke ihrer Glieder aus: bei diesen verkümmerten die Gliedmaßen zu Stummeln, welche nicht vollständig aus dem Körper hervorragen, sondern zum Theil von der allgemeinen Bedeckungshaut umhüllt sind. Nur noch die erste Ordnung besitzt vier Schleppbeine mit äußerlich mehr angedeuteten, als getheilten Zehen; die beiden letzten Ordnungen haben Flossenbeine, deren Zehen vollständig von der Körperhaut umhüllt und unbeweglich sind. Je mehr aber diese Bewegungswerkzeuge den eigentlichen Flossen ähneln, um so größer, massiger ist der Körper. Das Wasser erleichtert die Fortschaffung schwerer Lasten; deshalb genügen schon kurze, stummelartige, ruderkräftige Glieder, einen Seehund oder Wal von Ort zu Ort zu treiben. Dicke Specklagen unter der Haut tragen ebenfalls das Ihrige dazu bei, das eigenthümliche Gewicht zu verringern, und eine schleimige, haarlose oder mit kurzen, steifen, glatten Haaren bedeckte Haut steht im Einklange mit dem Elemente, in welchem unsere Thiere leben. Alles rundet und streckt sich an dem Körper; jeder mehr hervorragende Theil verschwindet. Nur noch bei den höchststehenden ist von äußeren Ohren eine Spur und auch ein Schwanzstummel zu bemerken; bei den übrigen verschwinden die Muscheln, und der Schwanz tritt gleichsam an die Stelle der Hinterfüße und breitet sich zum flossenartigen Ruder aus. Eine große Uebereinstimmung aller Seesäugethiere fällt Jedem auf, der einen vergleichenden Blick auf sie wirft. Gleichwohl läßt auch hier die Natur ihr oberstes Grundgesetz bemerklich werden: mannichfaltigste Ausbildung ein und derselben Grundgestalt. Doch lassen sich alle Seesäuger naturgemäß in drei Gruppen ordnen: in dieselben, welche wir oben nannten.

Flossenfüßer.

In den zur ersten Ordnung der Seethiere gehörigen Geschöpfen sehen wir Wesen vor uns, welche auch dem Laien als Säugethiere erscheinen. Noch sind vier Beine vorhanden, schleppende zwar, aber doch deutlich von dem Leibe abgesetzte, deren Füße ziemlich klar die Gliederung in Finger und Zehen erkennen lassen. Bei manchen sind letztere vollkommen beweglich und nur durch Schwimmhäute mit einander verbunden, bei wenigen dagegen ganz von der Körperhaut umhüllt und unbeweglich, dann aber immer noch durch die kleinen Nägel, welche außen angeheftet sind, erkenntlich. Nägel finden sich an den Vorderfüßen immer, und an den Hinterfüßen bei der größeren Mehrzahl. Der Schwanz endet nicht in eine Finne; die Zitzen sind frei und liegen in den Weichen; der kleine Kopf ist von dem kegelförmigen Leib abgesetzt, und der kluge Ausdruck der großen, lebhaften Augen, sowie das Gebiß erinnern noch an bedeutend höher stehende Geschöpfe. Eigentlich fremd erscheinen uns nur die Füße. Ihr Zehenbau ist ein anderer, als wir bisher beobachteten. Die Mittelzehe ist nicht mehr die längste und stärkste, sondern alle Zehen liegen in einer gleichen Ebene. Das Gerippe zeigt noch deutlich die Entwickelung aller Gliedmaßen und läßt die äußeren Unterschiede viel mehr verschwinden, als der mit Muskeln und Fett und Haut umhüllte Leib. Die Halswirbel sind deutlich geschieden und mit sehr entwickelten Fortsätzen versehen; 14 bis 15 Wirbel bilden den Brust-, 5 bis 6 den Lendentheil, 2 bis 4, und zwar verwachsene, das Kreuzbein, 9 bis 15 endlich den Schwanz. Die Rippen setzen sich durch verknöcherte Knorpel an das Brustbein fest. Das Schulterblatt ist breit und

kräftig, der Bau des Vorderarms deutlich; die Hinterfüße aber sind schwach. Im Gebiß finden sich alle Zahnarten der Raubthiere: — einzelne Forscher haben sich deshalb bewogen gefunden, die Seehunde unmittelbar auf die eigentlichen Räuber folgen zu lassen, und sie somit aufs engste mit diesen zu verbinden. Daß die Ohren und Nasenlöcher verschlossen werden können und die Augen eigenthümlich gebaut sind, läßt sich von der Lebensweise solcher Wasserthiere schon im voraus erwarten.

Zwei natürliche Familien bilden die erste Ordnung der Ruderfüßler: Es sind die Robben oder Seehunde und die Walrosse oder Morse. Erstere zeichnen sich durch ihr vollständiges Raubthiergebiß aus; bei den letzteren ragen lange Eckzähne aus dem Munde hervor.

* * *

(Seehunde.) Die Seehunde (Phocae), die zahlreichere Familie von beiden, verbreiten sich über die meisten größeren Gewässer der Erde und haben ebensowohl im höheren Süden wie im Norden ihre Vertreter; ja, sie finden sich sogar in den großen Binnenseen Asiens, in welche sie theils in den von diesen ausgehenden Flüssen gekommen sind, theils aber zurückblieben, nachdem die Wasserverbindung unterbrochen wurde. Im Norden leben die meisten, im Süden die auffallendsten Arten. Manche Sippen finden sich in der Nähe beider Pole, aber nur wenige Arten sind als Weltbürger anzusehen. Alle bewohnen das Meer und gehen von da nur kurze Zeit in den Flüssen hinauf oder auf kurze Strecken über Land nach größeren Wasserbehältern. Die meisten lieben die Nähe der Küsten, einige aber ziehen das offene Meer diesen vor. Auf dem Lande halten sie sich nur bei besonderen Gelegenheiten, namentlich während der Fortpflanzungszeit und als kleine Junge auf — so wenigstens berichten die Reisenden. Ihre eigentliche Wohnstätte ist und bleibt das Wasser. Auf dem Lande sind sie sehr unbehilfliche Thiere, im Wasser bewegen sie sich mit der größten Leichtigkeit. Mühsam klimmen sie vom Strande aus an den Klippen oder an den schwimmenden Eisbergen empor und strecken sich dort behaglich auf den festen Boden, um sich zu sonnen; bei Gefahr flüchten sie so rasch als möglich wieder in die ihnen so freundliche Tiefe des Meeres. Sie schwimmen und tauchen mit größter Meisterschaft. Es ist ihnen gleich, ob ihr Leib mit der Oberseite nach oben oder nach unten liegt; sie bewegen sich sogar rückwärts. Jede Wendung und Drehung, jede Ortsveränderung überhaupt führen sie im Wasser mit größter Schnelligkeit und Sicherheit aus: auf dem Lande dagegen haben sie sämmtlich nur eine Art, sich fortzuschaffen. Es geschieht in derselben Weise, wie manche Raupenarten sich bewegen. Der Seehund, welcher auf dem Lande von einer Stelle zur anderen kommen will, wirft sich fest auf die Brust, krümmt den Leib in einen Katzenbuckel nach oben, stemmt sich dann auf die Weichen, und streckt nun rasch den Leib, wodurch er das Vordertheil desselben wieder vorwärts wirft. So kommt das Thier durch wechselseitiges Aufstemmen des Vorder- und Hinterleibes, durch Krümmen und Strecken des ganzen Körpers verhältnißmäßig rasch von der Stelle. Die Beine leisten dabei eigentlich gar keine Dienste; sie werden nur in Anspruch genommen, wenn der Seehund bergauf klimmt. Auch benutzt er sie, und zwar in sehr geschickter Weise, um sich zu putzen, zu kratzen, zu glätten, ja, um etwas mit ihnen festzuhalten, z. B. das Junge an die Brust zu drücken.

Alle Seehunde sind im hohen Grade gesellig. Einzelne sieht man fast nie. Je einsamer die Gegend, um so zahlreicher sind die Herden oder Familien; je weniger der Mensch mit ihnen zusammenkommt, um so behäbiger, ich möchte sagen, gemüthlicher, zeigen sich die in bewohnten Gegenden überaus scheuen Geschöpfe. Der Mensch ist offenbar der furchtbarste und blutdürstigste Feind der Wehrlosen.

Nicht alle Seehunde bewohnen jahraus jahrein dieselbe Gegend. Manche unternehmen weite Wanderungen. Während dieser Züge sind sie Tag und Nacht in Bewegung, ruhen aber auf günstig gelegenen Inseln tage- und wochenlang aus, ehe sie die Reise fortsetzen.

Die Lebensweise der Robben ist eine nächtliche. Den Tag bringen sie am liebsten auf dem Lande zu, schlafend und sich sonnend. Hier sind sie in jeder Hinsicht das gerade Gegentheil von dem, was sie im Wasser waren. Von der Behendigkeit und Schnelligkeit, welche sie in ihrem eigentlichen Elemente zeigen, bemerkt man am Lande keine Spur; sie erscheinen uns vielmehr als das vollendetste Bild der Faulheit. Jede Störung aus ihrer bequemen Lage ist ihnen höchst verhaßt: manche Arten sind kaum zur Flucht zu bewegen. Mit größter Wonne dehnen und recken sie sich auf ihrem Lager und bieten bald den Rücken, bald die Seite, bald den Unterleib den freundlichen Strahlen der Sonne dar, kneifen die Augen zu, gähnen und zeigen sich überhaupt mehr todten Fleischmassen, als lebenden Geschöpfen gleich; nur die regel-

mäßig sich öffnenden und schließenden Nasenlöcher geben Kunde ihres Lebens. Wenn sie sich recht wohl befinden, vergessen sie oft tage- und wochenlang Fressen und Saufen, und manche halten einen theilweisen Winterschlaf. Endlich treibt sie der Hunger aber doch auf und in das Meer, wo sie ihren inzwischen abgemagerten Leib bald wieder runden, glätten und mit Fett auspolstern. Je älter die Thiere werden, um so fauler zeigen sie sich. Die Jungen sind lebhafte, spiellustige und fröhliche Geschöpfe, die Alten hingegen oft höchst mürrische, in ihrer Faulheit ganz verkommene Thiere. Freilich muß man zu ihrer Entschuldigung sagen, daß ihre Unbehilflichkeit auf dem Lande sie noch fauler erscheinen läßt, als sie wirklich sind. Wenn sie sich gefährdet sehen, gehen sie, wie bemerkt, sehr eilig und schnell in das Wasser; kommt ihnen die Gefahr aber plötzlich über den Hals, so überfällt sie die Angst und der Schreck in so hohem Grade, daß sie seufzen und zittern und vergeblich alle mögliche Anstrengungen machen, um dem Verderben zu entrinnen. Wenn es gilt, Weibchen und Junge zu vertheidigen, zeigen übrigens manche einen großen Muth. Auf den einsamsten Eilanden sind gewisse Arten, z. B. die Seebären und See-Elefanten, so gleichgiltig gegen fremde Besucher, daß sie diese ruhig unter sich herumgehen lassen, ohne zu flüchten: sie werden aber ganz anders, wenn sie den Menschen, diesen Verderber der Thierwelt, erst kennen gelernt haben.

Unter ihren Sinnen ist das Gehör, trotz der kleinen Ohrmuscheln, vorzüglich, Gesicht und Geruch dagegen weniger entwickelt. Die Stimme besteht in heiseren Lauten, welche bald dem Gebell eines Hundes, bald dem Blöcken eines Kalbes oder dem Brüllen eines Rindes ähneln.

Jede Robbengesellschaft ist eine Familie. Das Männchen ist immer mit mehreren Weibchen verbunden. Etwa acht bis zehn Monate nach der Paarung bringt das Weibchen eins, seltener zwei Junge zur Welt. Die Kleinen sind zierliche und muntere Geschöpfe. Alte und Junge lieben sich mit gleicher Zärtlichkeit, und die Mutter schützt ihren Sprößling mit Gefahr ihres Lebens gegen jede Gefahr. Schon nach höchstens zwei Monaten sind die jungen Robben soweit entwickelt, daß sie entwöhnt werden können. Das Wachsthum geht unglaublich schnell vor sich, und bereits nach Verlauf eines Jahres haben die Jungen mehr als die halbe Größe der Alten erreicht. Nach 2 bis 6 Jahren sind sie erwachsen, im Alter von 25 bis 40 Jahren abgelebt und greisenhaft geworden.

Thierische Stoffe aller Art, zumeist aber Fische, Schal-, Krusten- und Strahlthiere, bilden die Nahrung der Robben. Um ihren gesegneten Appetit zu befördern, verschlucken einige, wie die Vögel es thun, Steine; andere füllen sich den bellenden Magen im Nothfalle mit Tangen an.

Nächst dem Menschen haben die Robben in dem Eisbären ihren schlimmsten Feind, obgleich dieser selbstverständlich nur den kleinen Arten gefährlich werden kann. Eine grenzenlose und leidenschaftliche Blutgier bemächtigt sich in kurzer Zeit der Matrosen, welche auf die Robbenschlägerei ausgehen, und treibt sie an, Alt und Jung, Groß und Klein ohne Unterschied zu vertilgen. So ist es gekommen, daß diese Thiere bereits unglaublich vermindert worden sind und in rascher Eile ihrem Untergange zugehen. Von den Herden, welche im vorigen Jahrhundert die einsamen Inseln bedeckten, sind jetzt nur noch Ueberbleibsel zu sehen, und weiter und weiter müssen die Schiffe vordringen, wenn sie guten Fang machen wollen. Der Thran und das Fett, die Zähne und die Haut der Robben sind gesuchte Gegenstände und erklären gewissermaßen die Vertilgungswuth des selbstsüchtigen Menschen.

Alle Robben lassen sich zähmen, und manche werden fast zu Hausthieren. Sie gehen aus und ein, fischen im Meere und kehren freiwillig wieder nach der Wohnung ihres Pflegers zurück, lernen diesen kennen und folgen ihm nach wie ein Hund. Einzelne sollen sogar zum Fischfang abgerichtet werden können.

Man stellt diejenigen Arten, welche kleine Ohrmuscheln haben, oben an. Ihrer entfernten Aehnlichkeit mit dem betreffenden Landbewohner halber nennt man sie **Bärenrobben** (Arctocephalus). Nächst den Ohrmuscheln kennzeichnen sie der lange Hals und die ziemlich weit aus dem Körper hervorragenden Gliedmaßen. Einige Naturforscher rechnen alle dieser Sippe angehörigen Thiere nur zur einer Art, und erkennen blos den **Seebären** an, andere sind geneigt, mehrere Arten anzunehmen. Das betreffende Thier wird 6 bis 8, höchstens 9 Fuß lang; doch gehören zur Zeit Männchen, welche über 6 Fuß messen, schon zu den Seltenheiten. Die Weibchen erreichen eine Länge von 3 bis 4 Fuß. Der Name dieser Robbe ist nicht übel gewählt, weil der Vordertheil des Leibes etwas Bärenartiges hat. Mit Ausnahme der Gliedmaßen ist der ganze Leib dicht bedeckt mit ziemlich langen, groben, abstehenden, schwach glänzenden



Der Seebär (Arctocephalus falclandicus).

Haaren, unter denen sich ein feines, seidenartiges, struppiges Wollhaar befindet. Die Oberarme und Schenkel sind mit kurzen, steifen Haaren bekleidet, die Unterarme und Hände dagegen wie die Unterseite der Glieder vollkommen kahl. Bei jungen Thieren liegt das Haar glatt an und hat starken Glanz. Je nach dem Alter und Geschlecht ist die Färbung verschieden. Erwachsene Männchen erscheinen dunkelschwärzlich oder eisengrau, auf dem Kopfe und auf dem Vorderrücken etwas heller, weil das Haar dort in silbergraue Spitzen ausgeht. Die Unterseite ist gelblich oder rostgrau. Eine breite schwarze Binde zieht sich der Quere über die Brust. Junge Thiere sind anfangs fast schwarz, werden aber schon nach einigen Wochen grau.

Falls wirklich alle Bärenrobben eine Art bilden, muß man diesen Thieren einen sehr großen Verbreitungskreis zuschreiben. Man findet sie ebensowohl im höchsten Süden, wie im höchsten Norden und wir bezeichnen die Falklandsinseln, die Westküste Südamerikas und das Kap der guten Hoffnung als südliche und die Inseln und Küsten des nördlichen großen Weltmeeres, z. B. die Kurilen und Aleuten, als nördliche Aufenthaltsorte. Hier wie da verweilt der Seebär übrigens nicht immer in ein und derselben Gegend. Namentlich der im Süden wohnende unternimmt, dem Einfluß der Jahreszeit entsprechend, regelmäßig weite Wanderungen.

Ungeachtet der vielfachen Gelegenheit, welche Seefahrer haben, die Bärenrobben auf ihren Schlachtzügen zu beobachten, sind doch bis heutigen Tages noch die vor mehr als hundert Jahren von Steller veröffentlichten Beobachtungen nicht übertroffen.

„Man fängt", berichtet derselbe, „die Bärenrobbe, welche die Russen Knot nennen, nur zwischen dem 50. und 56. Grade auf den Inseln, nicht aber am festen Lande, weil sie selten dahin kommen. Im Frühjahre erhält man nur Weibchen und deren Junge. Nun ziehen sie nach Norden, und man sieht von Anfang Juni bis zu Ende August keine mehr; dann kehren sie kraftlos und mager mit ihren Jungen wieder nach Süden zurück."

„Ihr einziges oder ihre beiden Jungen sind mit sehr feiner und glänzender schwarzer Wolle bedeckt. Die Mütter liegen mit ihnen herdenweise am Strande und bringen die meiste Zeit schlafend zu. Die Jungen spielen und streiten zusammen wie junge Hunde. Der Vater steht dabei und sieht zu. Zanken sie sich ernstlich, so kommt er brummend herbei, jagt sie auseinander, küßt und leckt den Sieger, stößt ihn mit dem Maule auf den Boden und freut sich, wenn er

sich ernstlich widersetzt. Aus Jungen, welche faul und mäßig sind, macht er sich nichts; deshalb halten sich einige beständig bei der Mutter, andere fast immer beim Vater auf."

„Ein Männchen hat acht bis funfzehn Weibchen und bewacht dieselben sehr sorgfältig. Obgleich viele Tausende am Strande beisammen liegen, sieht man sie doch alle Zeit in Herden getheilt. Jede Herde ist eine besondere Familie. Das Männchen hält mit seinen Weibchen, Söhnen und Töchtern zusammen, auch mit den Jährlingen, welche noch keine Weibchen haben, und so kann die Familie bis zu 120 Stück anwachsen. In eben solchen Haufen schwimmen sie im Meere umher. Sehr alte Männchen sondern sich ab und kommen, gewöhnlich außerordentlich fett am Leibe, allein auf die Inseln. Sie bleiben einen ganzen Monat hier liegen, fressen nicht, schlafen beständig und sind sehr mürrisch und grausam. Was vorbeigeht, fallen sie an mit äußerster Wuth; sie sind so wild und hochmüthig, daß sie lieber sterben, als von ihrem Orte weichen."

„Sie haben dreierlei Laute. Auf dem Lande plärren sie zum Zeitvertreib wie die Kühe, wenn man ihnen die Kälber genommen hat; im Kampfe brüllen und brummen sie wie Bären; nach erhaltenem Siege bringen sie wiederholt ein lautes Geräusch hervor wie Hausgrillen. Ein verwundeter und von Feinden überwältigter seufzt und faucht laut wie eine Katze oder wie eine Meerotter. Indem sie aus dem Meere gehen, schütteln sie den Leib, streicheln die Brust mit den Hinterfinnen und legen die Haare zurecht."

„Gewöhnlich laufen die Alten nicht davon, wenn Menschen nahen, sondern machen sich vielmehr fertig zum Streit. Nichtsdestoweniger habe ich auch gesehen, daß ganze Herden die Flucht ergriffen haben. Wenn man pfeift, fliehen die Weibchen sogleich, und wenn man sie unvermuthet mit großem Geschrei überfällt, stürzen sich ganze Massen mit einem Male ins Meer; dann schwimmen sie beständig am Strande hin und her und wundern sich über die ungewöhnlichen Gäste. Die Meerottern und gemeinen Robben fürchten sich sehr vor ihnen und werden deshalb selten in ihrer Nähe gesehen; die Seelöwen aber wohnen in großen Herden unter ihnen, nehmen die besten Stellen ein, und die Bärenrobben erregen nicht gern in ihrer Gegenwart einen Streit, um nicht allzu grausame Schiedsrichter zu bekommen."

„In ihren Bewegungen sind sie schneller, als andere Robben; sie durchschwimmen sicher in einer Stunde zwei deutsche Meilen. Auf dem Lande werden sie von Keinem übertroffen und man entkommt ihnen nur, wenn es bergan geht. Mich haben sie einmal länger, als sechs Stunden verfolgt und endlich gezwungen, mit der größten Lebensgefahr über eine steile Anhöhe zu klettern, und mich und meinen Kosaken jagten sie oft muthig vor sich her, daß wir den Strand verlassen mußten. Ihr Leben ist so zähe, daß zwei oder drei Menschen sie kaum mit 200 Keulenschlägen nach dem Kopfe tödten können. Bei Kamtschatka gehen sie seltener ans Land und werden deshalb im Wasser harpunirt. Dann schießen sie wie ein Pfeil dahin und ziehen den Kahn noch so reißend nach sich, daß er zu fliegen scheint. Wenn der Schiffer ihn nicht recht gut zu steuern weiß, schlägt er auch wohl um. So geht es fort, bis das Thier sich verblutet hat. Dann wird es herangezogen, mit Spießen durchstochen und an das Land geschafft. Man fängt aber nur erwachsene Männchen und trächtige Weibchen, weil man sich an die großen Männchen nicht wagt. Jährlich kommen so viel Bärenrobben vor Alter und in Folge ihrer Wunden auf den Inseln um, daß an manchen Orten der Strand so voll Knochen liegt, als wenn eine Schlacht geliefert worden wäre."

Gegenwärtig ist es freilich anders geworden, als zu Steller's Zeiten. Die Robbenschläger haben entsetzlich auch unter den Seebären gehaust und diese fast ausgerottet.

Die sogenannten Seelöwen oder Löwenrobben werden von Einigen ebenfalls als Vertreter einer besonderen Sippe (Otaria) angesehen, während Andere, ihrer kurzen Ohrstummel wegen, sie mit den Seebären zusammenziehen. Man kennt mehrere Arten von bedeutenderer oder geringerer Größe. Von den Bärenrobben unterscheiden sie sich durch die verhältnißmäßig sehr großen Vorderfüße und das kürzere Haarkleid, welches nur in der struppigen Mähne am Halse der Männchen sich verlängert. Den Namen Seelöwe verdient diese Robbe in eben demselben Grade, wie die bereits beschriebenen den ihren. Ihre Farbe ist kaum etwas dunkler, als das bekannte Löwengelb, das Gesicht hat wie das aller Robben eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Katzengesicht und die Mähne am Vorderhalse kommt besonders zur Geltung. Wir betrachten, obgleich uns unsere Abbildung den südlichen Seelöwen (Otaria jubata) zeigt, das Leben des nordischen, welcher immer kleiner, als der südliche ist und auch nur eine kaum bemerkliche Mähne



Der südliche Seelöwe (Otaria jubata).

besitzt. Die Färbung des einen wie des anderen ist ein bald lichteres, bald dunkleres Gelblichweiß oder Gelblichbraun. Der Bauch und die Füße sind dunkler, die Flossenhaut gleicht schwarzem Leder, auf welcher kleine schwarze Höcker hervortreten, die der Hinterfüße ist gelappt. Der eigentliche Seelöwe findet sich an der Südspitze von Amerika und im Süden Neuhollands und Neuseelands, der nordische im nördlichen stillen Weltmeer von der Behringsstraße an bis Japan und Kalifornien hinauf. In ihrer Lebensweise haben beide noch Vieles mit den Bärenrobben gemein, sie sind aber noch einmal so groß und auch durch den Haarbau unterschieden. Nächst der die Gestalt sehr zierenden Mähne ist besonders das Auge merkwürdig wegen seines sonderbaren Ausdrucks, welcher durch auffallende Farbenzusammenstellung bedingt wird. Das Auge selbst ist weiß, die Iris aber glänzend grün, wie Smaragd, und die Bindehaut in den inneren Augenwinkeln zinnoberroth.

Ueber Leben und Betragen sagt Steller: „Obschon das löwenartige Thier gräßlich aussieht und bös und hitzig scheint, auch an Kräften den Meerbären weit übertrifft, dabei schwer zu überwinden ist und wenn es in Noth kommt, aufs grausamste kämpft, endlich durch seine Löwengestalt die Augen und das Gemüth erschreckt, so fürchtet es sich doch dermaßen vor dem Menschen, daß es beim Anblick desselben sich schleunigst auf die Flucht macht und vom Lande ins Wasser eilt. Wenn es mit einem Stock oder mit Geschrei aufgeschreckt wird, so entsetzt es sich so sehr, daß es mit tiefem Seufzen entläuft und auf der Flucht beständig fällt, weil es vor Zittern und allzugroßer Angst seiner Glieder nicht mächtig ist. Treibt man es aber so sehr in die Enge, daß es nicht mehr entfliehen kann, so geht es gerade auf den Verfolger los, wirft vor Zorn den Kopf hin und her, brummt, brüllt und jagt auch den herzhaftesten Menschen in die Flucht. Die Probe hätte mich beinahe selbst ins Verderben gebracht. Daher wird es von den Kamtschadalen nie im Meere verfolgt, weil es die Kähne umstößt und die Schiffer aufs grausamste umbringt. Auch wagt man nicht, es öffentlich auf dem festen Lande anzugreifen,



Der grönländische Seehund (Pagophilus groenlandicus).

sondern überfällt es hinterlistiger Weise. Wenn es schläft, kriecht Einer, der sich auf seine Kräfte und Füße verlassen kann, stillschweigend unter dem Winde mit einem eisernen und knöchernen Spieß, der von der Stange abgeht, und stößt diesen durch einen Vorderfuß. Seine Kameraden halten den Riemen, welcher aus dem Fell eines solchen Thieres gemacht ist, fest und wickeln ihn um einen Stein oder Pfahl. Will das verwundete und erwachte Thier entfliehen, so schießen Andere mit Pfeilen oder Spießen darauf los und schlagen es zuletzt mit Keulen todt."

Zwischen den genannten und eigentlichen Seehunden stehen die Seeleoparden (Leptonyx), welche hauptsächlich ihres Gebisses und des Handbaues wegen als besondere Sippe abgetrennt worden sind. Die Arten bewohnen die Südsee und sind wenig bekannt.

Auch die eigentlichen Seehunde (Phoca) sind in neuerer Zeit wiederum in mehrere Unterabtheilungen zerfällt worden. Wir brauchen hierauf keine Rücksicht zu nehmen, denn ihre Lebensweise ist eine mehr oder weniger allen gleich gemeinsame. Als Urbild der ganzen Gesellschaft kann man den bärtigen Seehund (Phoca barbata) betrachten. Er zeichnet sich vor seinen nächsten Verwandten durch seine bedeutende Größe, durch zahlreiche Bartborsten, durch die überwiegende Länge der mittleren Zehe seiner Vorderfüße und durch sanfte Ausrundung der hinteren Flossenhaut aus. Er kann bis zehn Fuß lang werden. Der Pelz ist wie bei den meisten übrigen Seehunden oben hellgrau und gelblich marmorirt, ohne daß die Flecken sich scharf sondern.

Der grönländische Seehund oder die Sattelrobbe (Pagophilus groenlandicus) ist wegen des längeren und schmäleren Kopfes mit der flachen Stirn, der kürzeren Schnauze,

des gestreckteren Leibes und des verschiedenen Handbaues als eigene Sippe von den anderen Seehunden abgetrennt worden. Der neugeborene, junge Seehund trägt einen weichen, glänzenden, schneeweißen Pelz, dessen Haare schon nach den ersten Wochen abgeworfen werden. Im zweiten Jahre erhält der bis dahin blaßgraue Oberkörper Flecken, im dritten und vierten nehmen sie mehr und mehr überhand. Der Kopf wird schwarz, der übrige Leib weiß oder gelblichweiß, und davon hebt sich ein großer, breiter, langgezogener, halbmondförmig gekrümmter und nach innen ausgeschweifter Flecken von dunkelschwarzer Farbe lebhaft ab, welcher sich von beiden Seiten des Leibes am Widerrist angefangen bis gegen den Schwanz herabzieht, gewöhnlich getheilt, auf jeder Seite manchmal aber auch in einander verlaufend. Im allgemeinen ist bei den Seehunden auf Färbung des Pelzes nicht viel zu geben; sie schwankt außerordentlich. Die Sattelrobbe findet sich ebenso wohl bei Kamtschatka, als bei Grönland, bei Labrador und bei Island und hält sich mehr auf Eisschollen auf, als auf festem Lande.

An unseren nördlichen Küsten wohnen die Kegelrobben (Halichoerus) und die Seekälber (Calocephalus) oder gemeinen Seehunde. Der Urtzel oder graue Seehund (Halichoerus Grypus), der Vertreter der ersten Abtheilung, trägt das bekannte Robbenkleid: auf silberweißem oder blaßaschgrauem, stahl- oder schwarzgrauem Grunde unregelmäßige schwarze und schwärzliche Flecken, welche beim Männchen dichter, als bei dem Weibchen stehen und jenes deshalb dunkler erscheinen lassen. Die Länge beträgt 4 bis 8 Fuß.

An denselben Orten wohnt auch der gemeine Seehund (Calocephalus vitulinus), die bekannteste Art von allen, 4, 5, selten 6 Fuß lang, schwärzlich und weißlich, graubraun oder gelbgrau gesprenkelt, auf dem Rücken gewöhnlich ungefleckt, unten weißlich, mit einem blassen Ring um das Auge, mit weißen, kurzen, braun gewellten Schnurren. Das Thier ist manchfach verschieden in der Färbung. Zu derselben Sippe gehört auch der Seehund der großen asiatischen Landseen: des kaspischen Meeres, des Aral-, Baikal- und Oronsees, die einzige Art, welche nicht im eigentlichen Meere gefunden wird. In der Größe kommt der kaspische Seehund (Calocephalus caspicus) dem gemeinen ziemlich gleich; hinsichtlich der Färbung ähnelt er dem geringelten Seehund. Auf seinem graubraunen Rücken zeigen sich unregelmäßige, ziemlich breite, gelbliche Ringel, zwischen welchen sich schwärzliche Flecken einschieben. Die ganze Unterseite ist hellgelb.

Alle hier genannten Seehunde und die ihnen verwandten Arten kommen sich in ihrem Leben ziemlich gleich, weshalb wir die Lebensbeschreibung des gemeinen Seehundes der nachfolgenden Schilderung zu Grunde legen. Diese Thiere sind insgesammt mehr oder weniger an die Meeresküsten gefesselt. Nur wenige entfernen sich soweit vom Lande, wie der grönländische, die meisten suchen unbelebte Stellen der Küsten auf und treiben sich hier bald im Wasser, bald auf dem Lande umher. Im allgemeinen kann man annehmen, daß das Land höchstens noch dreißig Seemeilen entfernt ist, wenn man Seehunde bemerkt. An manchen Küsten sind die so vielfach verfolgten Thiere noch sehr häufig; eine stätige Abnahme ist aber nicht zu verkennen.

In ihrem Wesen und in ihren Bewegungen ähneln sie den bereits beschriebenen Robben. Sie zeigen sich nur im Wasser in ihrer vollen Beweglichkeit. Hier erscheinen sie als höchst gewandte und lustige Geschöpfe. Sie schwimmen und tauchen meisterhaft. Es gilt ihnen vollständig gleich, ob sie auf dem Bauche oder auf dem Rücken liegen, und ob sie sich nah oder tief unter der Oberfläche bewegen. Sie durcheilen das Wasser mit der Schnelligkeit eines Raubfisches und wälzen sich blitzschnell um sich selbst herum, sind auch im Stande, solange als es ihnen beliebt, auf ein und derselben Stelle zu verweilen. Das Tauchen verstehen sie vortrefflich. Wenn sie nicht verfolgt werden, steigen sie durchschnittlich alle Minuten an die Oberfläche empor, um Luft zu schöpfen. Keineswegs aber halten sie unter Wasser Viertel- oder Halbestunden aus, wie die alten Naturforscher geglaubt haben. Fabricius, welcher die bei Grönland vorkommenden Seehunde sehr ausführlich beschreibt, glaubt nicht, daß eine Robbe länger als 7½ Minuten unter Wasser verweilen könne und Gefangene haben nach vielfachen Beobachtungen nie mehr als 5½ Minuten unter Wasser zugebracht, und dies auch nur, wenn sie schliefen. Die Seehunde schlafen nämlich wirklich im Wasser. Sie kommen von Zeit zu Zeit mit geschlossenen Augen, vermittelst einiger Flossenschläge bis zur Oberfläche empor, schöpfen Athem, sinken hierauf wieder bis auf den Grund hinab und wiederholen dies bei jedem Luftwechsel. Ihre Bewegungen scheinen durchaus bewußtlos zu geschehen. Daß sie auch auf der Oberfläche liegend schlafen können, geht aus den Beobachtungen der Grönländer hervor. Diese, welche auf das für

sie unendlich wichtige Thier äußerst genau achten, haben jede seiner Stellungen im Wasser mit einem besonderen Ausdruck bezeichnet, weil sie aus den verschiedenen Stellungen schließen, ob sie einem schwimmenden Seehunde nahe kommen werden oder nicht. Zu Zeiten liegt er nun ganz still auf dem Rücken, den Kopf und die Füße zusammengebogen und ruht oder schläft. Dann läßt er den Fänger so nahe an sich kommen, daß man ihn mit den Händen greifen könnte. Manchmal aber spielt er wie trunken im Wasser herum; dann heißt er: „Der sich Werfende" und ist nach Ansicht der Grönländer am leichtesten zu überraschen.

Obgleich die Seehunde tage- und wochenlang im Meere verweilen und alle ihre Geschäfte im Wasser abmachen können, gehen sie doch, wenn sie ruhen, sich sonnen und wenn sie schlafen wollen, gern an das Land. Ihr Gang wurde bereits beschrieben; noch wäre hinzuzufügen, daß der Seehund sich aus dem Wasser mit einem einzigen Ruck weit auf das Land herauswirft, indem er seine ausgebreiteten Hinterfüße heftig und rasch zusammenschlägt. Bei einzelnen Arten bemerkt man eine schwache Fährte am Lande. Bei Angst oder Gefahr pflegen alle Seehunde beständig Wasser auszuspuken, wie man annimmt, um die Bahn zu glätten. So schwerfällig übrigens auch der Gang erscheint, so rasch fördert er. Ein laufender Mensch muß sich fast anstrengen, wenn er einen auf dem Lande dahingleitenden Seehund einholen will.

Ein am Lande ruhender Seehund gewährt das ausdrucksvollste Bild einer ebenso großen Faulheit als Behäbigkeit. Namentlich wenn die Sonne hübsch scheint, liegt das Thier unglaublich behaglich und auf lange Zeit hin vollkommen regungslos am Strande. Es sieht aus, als wäre der Seehund viel zu faul, um auch nur eine einzige Bewegung auszuführen. Wie er gerade sich hingelegt hat, bleibt er liegen. Bald wendet er den Unterleib, bald den Rücken, bald die rechte, bald die linke Seite der Sonne zu; die Vorderflossen werden angezogen oder hängen schlaff vom Leibe herab. Er öffnet und schließt die Augen wohlgefällig, blinzelt oder starrt gedankenlos ins Weite, öffnet nur zuweilen die verschließbaren Hörgänge und Nasenlöcher und zeigt überhaupt keine andere Bewegung, als die durch das Athemholen bedingte. So kann er stundenlang liegen, abgestumpft gegen äußere Eindrücke, vollkommen in seine Faulheit versunken. Jede Störung dieses ihm so wohlthuenden Zustandes ist ihm aufs tiefste verhaßt; es muß arg kommen, ehe er sich wirklich bewegen läßt, eine andere Lage anzunehmen.

Die Stimme der Seehunde ist bald ein heiseres Gebell, bald ein Plärren; im Zorn knurren sie wie Hunde.

Bereits die Alten haben die Seehunde als hochbegabte Thiere geschildert. Ihre Sinne scheinen ziemlich gleichmäßig und sehr wohl entwickelt zu sein. Das Auge ist vortrefflich, das Gehör, der kleinen Ohröffnungen ungeachtet, scharf, der Geruch verhältnißmäßig fein, obwohl die Nase bereits mehr zur Athmung als zum Riechen dient. Nase und Ohren sind verschließbar und erscheinen im Leben bald als dreieckige, rundliche Löcher, bald nur als schmale Ritzen. Die Nasenlöcher werden bei jedem Athemzuge geöffnet und hierauf sofort wieder geschlossen und bleiben zusammengekniffen, auch wenn das Thier auf dem Lande ruht, bis zum nächsten Luftwechsel; die Ohren werden nur im Wasser und auch hier nicht fortwährend geschlossen. Das große Auge ist wenig gewölbt, die Regenbogenhaut, welche licht- bis dunkelbraun von Farbe ist, füllt fast das ganze Auge; das Weiße sieht man selten. Höchst eigenthümlich ist der Stern; denn er ist nicht rundlich oder länglich, sondern vielmehr ein Kreis oder richtiger ein vierstrahliger Stern. Bei jeder Erregung vergießen die Robben viele Thränen.

Ueber die geistigen Fähigkeiten der Seehunde ist schwer ein Urtheil zu fällen. Daß die Thiere sehr klug sind, unterliegt gar keinem Zweifel; dennoch zeigen sie sich oft so dumm und ungeschickt, daß man an ihnen irre werden möchte. In menschenleeren Gegenden sind sie dreist; da, wo sie ihre schlimmen Feinde aber kennen gelernt haben, pflegen sie sich nur mit höchster Vorsicht zu benehmen. Sicher ist, daß die Warnung älterer von den jüngeren hoch in Ehren gehalten und befolgt wird. Die gefangenen befreunden sich bald mit ihrem Wärter, und einzelne werden sehr zahm. Sie hören auf den ihnen beigelegten Namen, kommen aus ihrem Wasserbecken hervorgerutscht, nehmen Fische aus der Hand ihres Pflegers und beweisen ihm auch in anderer Hinsicht große Theilnahme. Bekannt ist, daß Einzelne sich von ihrem Wärter betasten und streicheln lassen, ihm die Pfote geben, ja selbst erlauben, daß ihr Freund ihnen eine Faust in den Rachen schiebt u. s. w. Im Uebrigen scheint es, daß Seehunde gegen Alles, was nicht Fisch heißt, ziemlich gleichgiltig sind; doch dürfte man wohl irren, wenn man dies als einen Beweis ihrer Gutmüthigkeit ansehen wollte. Hunden gegenüber benehmen sich die gefangenen regelmäßig heftig: sie schnauben sie ärgerlich an oder suchen sie durch Zusammenklappen der Zähne zu verscheuchen.

Besondere Zärtlichkeit beweisen sie, wie alle Robben, gegen ihre Jungen. Mit diesen treiben sie mancherlei Spiele, und sie vertheidigen sie auch, wenn Gefahr droht, muthig, selbst gegen stärkere Feinde.

Je nach der Gegend, in welcher die Seehunde leben, fällt die Paarungszeit in verschiedene Monate. Ungefähr acht Monate nach der Paarung, in den Monaten Mai, Juni und Juli, wirft das Weibchen eins, seltener zwei Junge auf öden, unbewohnten Inseln, am liebsten an sandigen Stellen des Strandes, in Höhlen, sonst auch auf Felsblöcken und endlich auf Eisfeldern. Die Jungen kommen in vollkommen ausgebildetem Zustande zur Welt, sind aber mit einem dichten weißen, zarten Pelz bedeckt, welcher sie am Schwimmen und noch mehr am Tauchen hindert, jedoch bald mit dem glatt anliegenden und steifen Jugendkleide vertauscht wird. Bis zu dieser Zeit bleiben die Weibchen auf dem Lande bei den Jungen. Letztere werden nur kurze Zeit von der Mutter gesäugt, entweder auf dem Strande oder zuletzt in ganz seichtem Wasser, bei Gefahr gewarnt und nöthigenfalls zwischen den Vorderfüßen einem sicheren Orte zugeschleppt. Das Wachsthum geht so rasch vor sich, daß die Jungen bereits nach Ablauf eines Jahres mehr als die Hälfte ihrer Größe erreicht haben. So berichten uns Naturforscher, welche die Seehunde im Freileben beobachten konnten.

Ergänzend und zum Theil berichtigend, reihen wir hieran die Wahrnehmungen bei Gelegenheit der Geburt eines wohlausgetragenen Jungen, welches eine Seehündin in einem kleinen Teiche des hamburger zoologischen Gartens zur Welt brachte. Dieselbe erfolgte in den frühen Morgenstunden vor Ankunft der Wärter; denn diese sahen bei ihrem Eintritt in den Garten das Junge bereits neben der Alten im Wasser spielen. Auf dem Lande fand man das ganze Jugendkleid des Neugeborenen, einen nicht unbedeutenden Haufen seidenweicher, kurzer, aber gewellter Haare. Sie lagen sämmtlich auf einer Stelle von geringem Umfang und schienen bereits vor der Geburt abgestreift worden zu sein. Das Junge hatte keine Spur des Wollkleides mehr an sich. Seine Färbung ähnelte vollständig der seiner Mutter; nur waren die einzelnen Farben frischer und glänzender. Die Augen waren geöffnet und schauten klar und munter in die Welt. Selbst die Bewegungen des jungen Weltbürgers waren schon ganz die seiner Eltern: sie waren im Wasser genau ebenso meisterhaft, auf dem Lande genau ebenso ungeschickt. Das junge Thier schien in den ersten Stunden seines Lebens bereits alle Fertigkeiten seines Geschlechts sich angeeignet zu haben. Es schwamm ausgezeichnet auf dem Bauche, wie auf dem Rücken, tauchte leicht und lange, nahm im Wasser die verschiedensten Stellungen an und geberdete sich mit einem Wort durchaus wie ein Alter. Aber es war auch als ein merkwürdig ausgebildetes und auffallend großes Thier zur Welt gekommen. Das Gewicht am Tage seiner Geburt betrug 17½ Pfund, die Länge 2 Fuß 8 Zoll.

Es war im höchsten Grade anziehend, die beiden Thiere zu beobachten. Die Alte schien sichtlich erfreut über ihren Sprößling zu sein und spielte in täppischer Weise gleich in den ersten Tagen mit ihm, zuerst im Wasser, dann aber auch auf dem Lande. Beide rutschten mehrmals auf das Land hinauf, und die Alte lud dann das Junge durch ein heiseres Gebrüll zu sich ein oder berührte es sanft mit ihren Vorderflossen. Sie offenbarte in jeder Hinsicht die größte Zärtlichkeit, und das Junge schien, altklug, seine Mutter bereits vollkommen zu verstehen. In Beider Spielen gab sich die gegenseitige Anhänglichkeit deutlich genug zu erkennen. Schon abends saugte das Junge kräftig an der Alten, welche sich zu diesem Ende auf die Seite legte und durch Knurren den Säugling herbeirief. Später kam es, sechs bis zehn Mal täglich, zu der Alten gekrochen, um sich Nahrung zu erbitten. Im Wasser saugte es nie.

Der Neugeborene wuchs überraschend schnell; er nahm sichtlich zu an Größe und Umfang; seine Bewegungen wurden mit jedem Tage freier und kühner, sein Verständniß für die Umgebung größer. Ungefähr acht Tage nach der Geburt nahm er auch auf dem Lande alle Sehundsstellungen an. In der dritten Woche seines Alters war er vollkommen zum Seehunde geworden. In der sechsten Woche hatte er gerade das Doppelte seines Gewichts erlangt. Unglücklicherweise starb das schöne Thier in der achten Woche seines Lebens, da der Alten nach und nach die Milch ausging, und man nicht wußte, welcher naturgemäße Ersatz dafür zu bieten sei.

Für manche nordischen Völkerschaften ist der Seehund, so zu sagen, das wichtigste aller Thiere. Dem Grönländer ermöglicht die Robbe das Leben; er nützt jeden Theil ihres Leibes. Jedoch auch wir Europäer wissen das glatte, schöne, wasserdichte Fell wohl zu schätzen und den Thran, ja selbst das Fleisch zu würdigen. So kommt es, daß der Seehund eigentlich in der ganzen Welt aufs eifrigste verfolgt wird. Man verfährt dabei in der abscheulichsten Weise; denn man führt einen höchst grausamen Vernichtungskampf gegen das Thier, ohne Erbarmen,

ohne Schonung. Die Robbenjagd ist, wie gesagt, nur eine gemeine Schlächterei, und es ist bemerkenswerth, daß die rohesten Völkerschaften auf dieser Jagd sich viel menschlicher zeigen, als die gesitteten Europäer. Jagd und Fang des Seehundes fallen so ziemlich zusammen; das Feuergewehr wenigstens wird nur selten angewandt. Während des Schwimmens ist diese Jagdweise auch mehr oder weniger erfolglos, weil der getödtete Seehund untergeht wie Blei, dagegen kann man an bestimmten Lieblingsplätzen am Strande schon eher auf Erfolg rechnen. An der Ostküste der Insel Rügen befindet sich, wie Schilling erzählt, mehrere Hundert Schritte von der äußersten Spitze des hohen Vorlandes ein Haufen Granitblöcke in der See, welcher bei gewöhnlichem Wasserstande einige Fuß hoch über dem Wasserspiegel emporragt. Auf diesem Riffe liegen oft 40 bis 50 Seehunde. Sie sind aber gewitzigt genug, um ein Boot nicht an sich heran kommen zu lassen.

„Einer meiner Freunde", sagt nun genannter Forscher, „welcher mir Gelegenheit verschaffen wollte, diese Thiere näher beobachten und zugleich schießen zu können, ließ auf jenem Riff eine Tonne befestigen und dieselbe so stellen, daß ein Mann darin sitzen konnte. Nach Verlauf von acht Tagen hatte man Gewißheit erlangt, daß die Seehunde sich nicht mehr vor dem Anblick der ausgesetzten Tonne scheuten und wie zuvor das Riff besuchten. Nun segelten wir nach dem Riffe hinüber. Einer von uns Jägern saß beständig in der Tonne verborgen. Der Anstand war höchst anziehend, aber zugleich auch sehr eigenthümlich. Man kam sich in dem kleinen Raum des engen Fasses unendlich verlassen vor und hörte mit unheimlichen Gefühlen die Wogen der See rings um sich herum branden. Ich bedurfte einiger Zeit, um die nothwendige Ruhe wiederzufinden. Dann aber traten neue, niegesehene Erscheinungen vor meine Augen. In einer Entfernung von ungefähr 400 Schritt tauchte aus dem Meere ein Seehund nach dem anderen mit dem Kopfe über die Oberfläche auf. Ihre Anzahl wuchs von Minute zu Minute, und alle nahmen die Richtung nach meinem Riffe. Anfangs befürchtete ich, daß sie beim Näherkommen vor meinem aus der Tonne hervorragenden Kopf sich scheuen und unsere Anstrengungen zunichte machen würden, und meine Furcht wuchs, als sie fast alle vor dem Steinhaufen sich senkrecht im Wasser emporstellten und mit ausgestrecktem Halse das Riff, die darauf befindliche Tonne und mich mit großer Neugier zu betrachten schienen. Doch wurde ich wegen meiner Befürchtung beruhigt, als ich bemerkte, daß sie bei ihrer beabsichtigten Landung sich gegenseitig drängten und bissen und besonders die größeren sich anstrengten, so eilig als möglich auf das nahe Riff zu gelangen. Auch unter ihnen schien das Recht des Stärkeren zu herrschen; denn die größeren bissen und stießen die kleineren, welche früher auf die flachen, bequemeren Steine gelangt waren, herunter, um selbige selbst in Besitz zu nehmen. Unter abscheulichem Gebrüll und Geblöcke nahm die Gesellschaft nach und nach die vorderen größeren Granitblöcke ein. Immer neue Ankömmlinge krochen noch aus dem Wasser hervor; sie wurden jedoch von den ersteren, die sich bereits gelagert, nicht vorbeigelassen und mußten suchen, seitwärts vom Riffe, das Feste zu gewinnen. Deshalb suchten sich einige in unmittelbarer Nähe meiner Tonne ein Lager."

„Die Lage, in welcher ich mich befand, war äußerst sonderbar. Ich war gezwungen, mich ruhig und still wie eine Bildsäule zu verhalten, wenn ich mich meiner außergewöhnlichen Umgebung nicht verrathen wollte. Das Schauspiel war mir aber auch so neu und so großartig, daß ich nicht im Stande gewesen wäre, mein bereits angelegtes Gewehr auf ein ganz sicheres Ziel zu richten. Das Tosen des bewegten Meeres, das vielstimmige Gebrüll der Thiere betäubte das Ohr, die große Zahl der in unruhigen, höchst eigenthümlichen Bewegungen begriffenen, größeren und kleineren Meerhunde erfüllten das Auge mit Staunen. Wie von einem Zauber ergriffen, ließ mich ein wundersames Gefühl lange zu keinem Entschluß kommen. Endlich nach langer Zeit solches eigenen und sicherlich seltenen Genusses der Beobachtung kam mir das Bedenken, daß mein Freund, welcher am gegenseitigen Ufer die Anwesenheit der Seehunde durch sein Fernrohr wahrnehmen mußte, ein Nothsignal geben und so die ganze Gesellschaft verscheuchen könne aus Besorgniß, daß mir ein Unfall begegne, so daß ich daran denken mußte, meinen Anstand zu beenden. Da ersah ich mir einen der größten Seehunde, welche vor mir auf einem mächtigen Granitblocke in der behaglichsten Ruhe dahingestreckt lagen, zu meinem Ziel, und der gut gerichtete Schuß auf die Seite seines Kopfes traf mein Wild so sicher und tödtlich, daß das Kind des Meeres keine Kraft mehr besaß, sich von seinem Lager herabzuschwingen. Den zweiten Schuß empfing sein Nachbar, welcher ebenfalls nach wenigen Zuckungen leblos auf seinem Stein liegen blieb. Die übrigen Seehunde geriethen erst nach dem zweiten Schuß in eine allgemeine, hastige Bewegung und fuhren hierauf mit großer Behendigkeit in das nahe Wasser."

Manchmal gelingt es nach Schilling, auch vom Schiffe aus nach Seehunden zu feuern, wenn man mit einem kleinen Boote mit halbem Winde lautlos an die auf Steinen schlafenden Thiere heransegelt. Bei anhaltendem Frostwetter ist die Jagd auf dem Eis zuweilen ergiebig, niemals aber zuverlässig und immer gefährlich. Wenn auch die Strömungen der Ostsee zugefroren sind, halten sich die Seehunde künstliche Löcher im Eis offen, um durch dieselben mit der äußeren Luft in Verbindung zu bleiben und durch sie hindurch auf das Eis zu kriechen und dort zu schlafen. Jeder Seehund hält sich gewöhnlich eine solche Oeffnung, manchmal aber auch einige zu seinem alleinigen Gebrauche. An diese Wuhnen schleicht man nachts mit Filzschuhen heran, um das Geräusch der Schritte zu dämpfen; man muß aber gehörig auf Wind und Wetter achten und Gefahr bleibt immer. An der schwedischen Ostseeküste wird die Jagd regelmäßiger betrieben, gewöhnlich aber nur mit der Harpune, seltner mit Kugelbüchsen. Auf den Faröerinseln jagt man die Seehunde hauptsächlich während der Zeit, in welcher sie mit ihren Jungen auf dem Lande verweilen. Man nennt die Orte, an denen die Thiere gebären, den Later und die Jagdmonate deshalb einfach die Laterzeit.

Dem deutschen Gaumen will das wilde Fleisch des Seehunds nicht behagen; schon die Schweden aber finden es kostbar, und für alle hochnordischen Völkerschaften ist es Lebensbedürfniß. Die Grönländer scheinen unter allen Völkern diejenigen zu sein, welche nicht nur am geschicktesten Seehunde zu jagen verstehen, sondern ihre Beute auch am manchfaltigsten zu verwenden wissen. Sie verfolgen das Thier mit ihren leichten Booten im Meere oft meilenweit. „Die Grönländer", sagt Fabricius, „sind große Meister darin, die Ruder leicht und nett zu gebrauchen, so daß man kaum einen Laut davon hört. Wenn nun ein Seehund auftaucht, so gibt man auf sein Gebahren Acht, um daraus auf die Art, ihn anzugreifen, zu schließen. Ist er sicher, so strebt man nur aus aller Macht darnach, um so nahe als möglich zu kommen, um nicht fehl zu werfen. Das Einzige, was hierbei zu beachten ist, ist, daß weder die Bewegung des Ruders, noch das Fortschießen des Bootes bedeutenden Lärm machen müssen; denn dies würde den Seehund in seiner Ruhe stören. Indessen gehört hierzu nicht wenig Behendigkeit und Uebung, theils durch lange und tiefe Ruderschläge, theils auch indem man das Boot mit dem Körper selbst fortbewegt, und Viele sind hierin so ausgelernt, daß sie den Seehund an die Seite des Bootes bekommen können, ohne daß er es merkt. Ist er dagegen einer von den Vorsichtigen, der sich umsieht, so hat es größere Schwierigkeiten; doch verliert man nicht alle Hoffnung, sondern gibt Acht, wenn er untertaucht und eilt dann vorwärts. Wenn der Kopf dagegen über dem Wasser ist, hält man sich stille und bückt sich nieder oder legt sich aufs Boot zurück, um für etwas Todtes, auf dem Wasser Treibendes gehalten zu werden. Plätschert der Seehund im Wasser und ist er in seiner spielenden Verwirrung, in welcher er zuweilen den Fänger ansieht, so pfeift dieser mit dem Munde, um ihn noch sicherer zu machen. Sollte er gleichwohl untertauchen, ehe man ihn auf der Schußweite hatte, so gibt man beim Untertauchen Acht darauf, wohin er seinen Lauf richtet, verändert in etwas den Ort und sieht sich beständig nach der Stelle um, wo er wieder aufkommt und so ferner. Wenn man dann endlich in Schußnähe gekommen ist, so wirft man den Harpunstock, an welchem früher eine Harpune befestigt worden, nach ihm hin, und die Leine folgt mit, die sonst auf dem Kabakstuhl aufgewunden lag. Da die Harpune Widerhaken hat, so zeigt es sich gleich, ob der Seehund getroffen ist oder nicht; denn dieser kann im ersten Falle nicht leicht davon kommen, sondern muß mehr und mehr von dem Seile ausziehen. Hier ist nun keine Zeit zu verlieren, sondern der Fänger muß, wenn er den Seehund getroffen sieht, gleich eine mit Luft gefüllte Blase aus dem Boote werfen; denn es würde sonst, wenn die Leine ausgeworfen wäre, von dem Seehund mit Gewalt angezogen und leicht umgeworfen werden können. Dies sind die beiden Ursachen, warum oft ein Grönländer sein Leben verlieren muß; denn schleppt der Seehund ihn erst mit sich fort, und ist kein anderer Fänger in der Nähe, der ihm zu Hilfe kommen kann, so ist selten Rettung für ihn. Wird er aber hingegen die Blase gut los, so ist die größte Gefahr vorbei. Doch trifft man zuweilen einen Seehund an, der so muthig ist, daß er sich gegen das dünne, aus Fellen gemachte Boot wendet und ein Loch hinein beißt, wodurch der Fänger in Gefahr geräth, zu sinken. Man kann dies daher in mehreren Rücksichten einen gefährlichen Fang nennen, zu welchem sich auch viele Grönländer nicht ohne Bedenklichkeit erdreisten. Schleppt der getroffene Seehund die Blase mit sich fort, die er selten unter das Wasser zu ziehen vermag, so gibt man Acht, wohin sich die Blase wendet, folgt dahin nach und sucht den Seehund mit Lanzen vollends zu tödten; denn die Lanzen haben keine Widerhaken, sondern gleiten aus der Wunde aus und schwimmen auf dem Wasser, so oft man sie auf den Seehund wirft. Durch diese häufigen Wunden und durch das Fortschleppen der großen, aufgeblasenen Blase wird er abgemattet.

Wenn man ihm dann endlich ganz nahe kommt, so gibt man ihm den letzten, tödtlichen Schlag mit der geballten Faust über die Nase, wodurch er gleich betäubt wird, ja, man sticht ihn auch wohl mit dem Fangmesser, wenn es nöthig sein sollte, todt. Nun verstopft man alle Wunden mit Holzpfröpfchen, damit das Blut nicht verloren gehen soll (denn auch dieses hat seinen Nutzen), zugleich bläst man ihm Luft zwischen Haut und Fleisch, damit er desto besser oben schwimmt. Ist der Seehund groß, so muß man eine große Blase an ihn befestigen und so kann ein glücklicher Fänger 4 bis 5 Seehunde auf ein Mal nach Hause schleppen.

Außer dem Menschen hat der Seehund einen schrecklichen Feind in dem Butskopf (Orcinus), welchen die Grönländer und Normanns „Herr der Seehunde" nennen. Vor diesem Wale sieht man die Seehunde oft mit entsetzlicher Angst sich flüchten. Sie versuchen kleine Meerengen und seichte Stellen zu gewinnen oder eilen im Nothfalle auch auf das Land. Die größere Furcht vor dem Wale überwindet selbst die Angst vor dem Menschen. Man kennt Beispiele, daß Seehunde ruhig auf Jäger zuschwammen oder krochen, weil sie den fürchterlichen Feind im Nacken wußten. Die Grönländer hassen übrigens den Wal nach Kräften, weil er ihnen die Seehunde vertreibt. Auch der Eisbär verfolgt die Thiere unablässig und weiß sich ihrer recht geschickt zu bemächtigen.

Die nordischen Völkerschaften verbrauchen den ganzen Seehund, nicht blos Thran und Fell wie wir, oder das Fleisch wie die Schweden und Norweger. Die Gedärme werden gegessen oder zu Fenstern, Kleidern und Vorhängen gebraucht, nachdem sie vorher höchst mühselig gereinigt und geglättet worden sind. Ein aus denselben zusammengeflicktes Obergewand, der Kapisad oder Darmpelz der Grönländer, wird ganz besonders geschätzt, weil er das Wasser nicht durchläßt. Die Rippen dienen als Spreithölzer für die Felle oder werden zu Nägeln verarbeitet; die Schulterblätter gebraucht man als Spaten; aus den Sehnen verfertigt man Zwirn ꝛc.

Von diesen echten Seehunden hat man mit Recht die sogenannte Klappmütze oder Mützenrobbe (Stemmatopus cristatus) unterschieden. Sie gehört unzweifelhaft zu den eigenthümlichsten Gestalten unter allen Robben, denn nur das Männchen vermag seine Kopfhaut von der Nase an über die Schnauze und bis zwischen den Augen hinauf willkürlich zu einer an den Seiten hervorragenden und längs der Mitte gekielten Blase aufzutreiben. Wenn diese Blase vollständig mit Luft gefüllt ist, bildet sie einen Sack von zwölf Zoll Länge und neun Zoll Höhe, welcher gleichsam wie eine über den Vorderkopf gezogene Mütze aufsitzt. In unaufgetriebenem Zustande sieht man nur einen Kiel, welcher die Nase in zwei Theile scheidet.

Die Klappmütze wird etwa 7 bis 8 Fuß lang. Der Kopf ist groß, die Schnauze dick und stumpf, der Leib dem anderer Robben sehr ähnlich gebaut. Erwachsene Thiere sind schmuzig- oder graulichweiß und regelmäßig dunkel und fahlbraun gefleckt, auf der Oberseite dichter, als auf der unteren. Stirn und Schnauze sind einfarbig schwärzlich, Nacken und Oberhals schwarzbraun, graulichweiß gefleckt.

In der Nähe von Grönland und Neufundland ist sie häufig, seltener an der Westküste von Island und am nördlichen Theile Norwegens; nach den südlichen Küsten der Nordsee kommt sie nicht. Nur während der Monate April, Mai und Juni nähert sie sich den Küsten, um dort ihr Junges zu werfen; die übrigen Theile des Jahres verbringt sie meistens im offenen Meere, gern in der Nähe von Eisbänken und Eisbergen, auf denen sie zeitweilig der Ruhe pflegt. Vom September bis zum März trifft man sie häufig an der Davidsstraße an; dann wandert sie südlich, und im Juli kehrt sie zurück. Sie ist gesellig, wie alle Robben, und hält sich nur in Herden zusammen. Hinsichtlich ihres Lebens und Treibens ähnelt die Klappmütze den eigentlichen Seehunden.

Ein ähnliches Schmuckzeichen trägt auch der sogenannte See-Elefant oder die große Rüsselrobbe (Macrorhinus elephantinus), der Riese der Familie, welcher die Meere der südlichen Halbkugel bewohnt. Sein Name ist passend gewählt; denn die eigenthümliche, etwa fußlange Verlängerung der Nase des Männchens erinnert sehr an den Rüssel des Riesen auf dem Lande. In der Ruhe hängt der Rüssel schlaff über die Oberlippe herab. Hinsichtlich der Leibesgestalt stimmt der See-Elefant fast vollständig mit seinen Familienverwandten überein. Die



Die Klappmütze oder Mützenrobbe (Stemmatopus cristatus). (S. 762.)

ganze Länge beträgt 20 bis 25, ja selbst 30 Fuß, der größte Umfang um die Mitte des Leibes etwa 15 bis 18 Fuß. Das Weibchen ist immer beträchtlich kleiner. Die Glieder sind nicht besonders lang, aber stark und kräftig. Die Färbung ist beim Männchen grünlich oder blaugrau, auch wohl schwarzbraun, unten immer heller, als oben. Beim Weibchen ist die Oberseite dunkelolivenbraun, nach den Seiten hin gelbbraun.

Der Verbreitungskreis des See-Elefanten liegt zwischen dem 35. und 62. Grad südlicher Breite. Innerhalb dieses Gürtels ist er überall nicht selten. Man beobachtet ihn an der Südspitze Amerikas, wie auf den Sandwichsinseln, bei Vandiemensland, bei Neuseeland und anderen im großen Weltmeer liegenden Eilanden.

In seiner Lebensweise erinnert der See-Elefant an die Seebären und Seelöwen. Alljährlich unternimmt er Wanderungen von Norden gegen Süden hin und zurück, je nachdem die Sonne ihm diese oder jene Gegend zu heiß macht. In Patagonien kommen sie im September und Oktober, oft schon im Juni, schaarenweise an, Ende Dezembers reisen sie wieder südlich. Im Sommer streifen sie im Meere umher, gegen Winter betreten sie das trockene Land. Hier bevorzugen sie schlammige und sumpfige Strecken oder treiben sich im süßen Wasser umher. Unter der großen Masse sondern sich Familien aus, welche aus 2 bis 5 Gliedern bestehen. Sie trifft man stets dicht neben einandergedrängt, gewöhnlich im Schlamme oder im Schilfe schlafend an. Bei großer Hitze kühlen sie sich durch feuchten Sand, welchen sie auf den Obertheil ihres Körpers werfen, und manchmal ähneln sie mehr Erdhaufen, als lebenden Thieren: sie erinnern hierdurch an die Dickhäuter. Wie diese lieben sie das süße Wasser außerordentlich, wie diese wälzen sie sich mit Wollust im Schlamme, wie diese verweilen sie gern auf ein und



Der See-Elefant oder die große Rüsselrobbe (Macrorhinus elephantinus).

derselben Stelle. Ihre Bewegungen auf dem Lande sind sehr unbeholfen. Wenn sie recht fett sind, schlottert bei jeder ruckweisen Bewegung der Leib wie eine mit Gallerte angefüllte große Blase. Nach einem Wege von zwanzig bis dreißig Schritten sind sie sehr ermüdet und müssen ein wenig ausruhen; dennoch klettern sie über 15 bis 20 Fuß hohe Sandhügel hinweg. Im Wasser zeigen sie sich ganz anders. Sie schwimmen und tauchen vortrefflich, machen rasche Wendungen, legen sich zum Schlafen ruhig auf die Wellen, lassen sich treiben, jagen eifrig und geschickt ihrer Nahrung, hauptsächlich Sepien und Fischen nach, und wissen selbst Wasservögel, z. B. Pinguine, schwimmend zu erreichen. Eigenthümlich ist, daß sie auch eine Menge von Tangen und oft Steine verschlingen.

Ihre Sinnesfähigkeiten sollen sehr gering sein. Sie sind im höchsten Grade geistesstumpfe Thiere, welche nur selten aus ihrer faulen Ruhe sich aufstören lassen. Man nennt sie sanft und verträglich, weil man nie gesehen hat, daß sie auf einen Menschen losgegangen wären, welcher sie nicht lange vorher gereizt hatte. Man kann zwischen ihnen baden, und kleine Robben einer anderen Gattung schwimmen sicher unter ihnen herum. Pernetty versichert, daß seine Matrosen auf den See-Elefanten wie auf Pferden geritten wären, und dieselben, wenn sie zu langsam gingen, durch Messerstiche zu einem hurtigeren Gange angetrieben hätten; er erzählt auch, daß ein englischer Fischer eins der Thiere liebgewonnen und vor den Nachstellungen seiner Kameraden geschützt habe. Es lebte lange friedlich und verschont, während die anderen in seiner Nähe nach und nach getödtet wurden. Der Fischer hatte es in wenig Monaten so zahm gemacht, daß er es zu sich rufen, ihm auf den Rücken streichen und den Arm ins Maul stecken konnte. Zum Unglück bekam der Fischer einmal Streit mit seinen Genossen, und diese waren niederträchtig genug, das Lieblingsthier ihres Feindes aus Rache zu tödten.

Zehn Monate nach der Paarung, gewöhnlich im Juli und August, und in Patagonien Anfangs November, etwa einen Monat nach der Ankunft auf den Eilanden, erfolgt der Wurf

der Jungen. Diese sind große, schon 4 bis 5 Fuß lange und 70 Pfund schwere Geschöpfe, welche nun acht Wochen lang von der Mutter gesäugt und sorgfältig gehütet werden. In der sechsten oder siebenten Woche seines Alters wird das Junge in das Meer geführt. Der ganze Haufen entfernt sich langsam vom Ufer und rudert täglich weiter und weiter in das Meer hinaus. Die Jungen folgen der Hauptmasse auf diesen Wanderungen, werden aber schon nach wenigen Monaten von der Alten verstoßen. Im dritten Jahre erscheint beim Männchen der Rüssel.

Der Mensch stellt dem See-Elefanten überall nach, wo er ihn findet. Früher waren diese Robben auf ihren wüsten Inseln vor allen Feinden sicher, seitdem aber ein ordentlicher Fang eingerichtet worden ist, nehmen sie sehr schnell ab. Die europäischen Fänger erstechen den See-Elefanten mit etwa 15 Fuß langen Lanzen. Sie warten den Augenblick ab, wo das Thier den linken Fuß aufhebt, und bohren dann den Spieß ins Herz. Ganz ohne Gefahr ist übrigens der Fang nicht, so gutmüthig auch die harmlosen Kinder des Meeres sind. Bisweilen kommt es doch vor, daß sie alle ihre Kräfte anwenden, um den Mörder abzuwehren. Die Weibchen vertheidigen sich nie, sondern fliehen, und wenn man ihnen den Rückweg versperrt, blicken sie verzweiflungsvoll umher und weinen heftig.

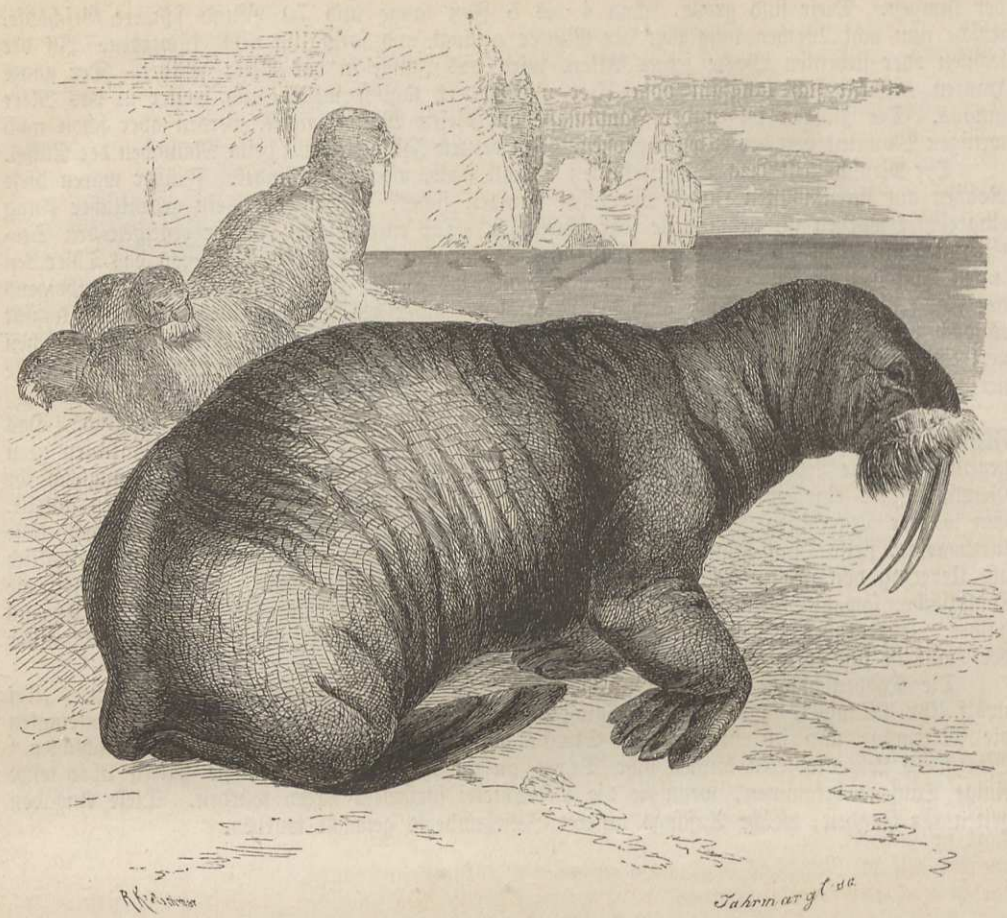
Der Nutzen, welchen die Rüsselrobbe dem Menschen gewährt, ist nicht unbeträchtlich. Das Fleisch des Thieres ist zwar nicht viel werth, allein das Herz wird von den Matrosen gern gegessen und die Leber von diesen nicht eben verwöhnten Leuten sehr geschätzt, wenngleich ihr Genuß immer eine unüberwindliche Schläfrigkeit veranlaßt, welche mehrere Stunden anhält. Ein wahrer Leckerbissen dagegen ist die Zunge, zumal nachdem sie eingesalzen wurde. Die kurzhaarige, steife Haut kann zwar nicht als Pelzwerk gebraucht werden, dient aber vortrefflich als Ueberzug von großen Koffern und zu Pferde- und Kutschengeschirr. Doch ist das Fett die Hauptsache, sowohl wegen seiner Menge, als der leichten Zubereitung des vortrefflichen Thrans halber. Ein großes Thier kann 14 bis 15 Centner davon liefern; denn die Speckschicht unter der Haut ist fast einen Fuß dick.

Die Robbenschläger hausen in fürchterlicher Weise unter den wehrlosen Geschöpfen. „Um zwölf Uhr Mittags", sagt Coreal, „ging ich mit vierzig Mann ans Land. Wir umringten die Meerwölfe und in einer halben Stunde hatten wir vierhundert von ihnen erschlagen." Mortimers Leute tödteten binnen acht Tagen an zwölfhundert Robben; sie hätten aber leicht einige Tausend bekommen, wenn sie die Schlächterei fortgesetzt haben würden. Diese Angaben gelten für Jagden, welche Anfangs unseres Jahrhunderts gemacht wurden.

* * *

(**Morse.**) In verschiedenen Gegenden des nördlichen Eismeeres und den mit ihm verbundenen Straßen, Golfen und Buchten findet sich ein den Robben sehr ähnliches, ungeheuerliches Seethier, welches man seines merkwürdigen Zahnbaues halber von jenen getrennt und zum Vertreter einer eigenen Familie erhoben hat: das Walroß (Trichechus Rosmarus).

Wenn es vollkommen erwachsen ist, erreicht dieses Thier eine Länge von 18 bis 20 Fuß, bei einem Umfang über den Schultern von 10 bis 12 Fuß und einem Gewicht von 1500 bis 3000 Pfund; doch sind dermalen so große und schwere Walrosse bereits selten geworden: gewöhnlich findet man sie nur von 10 bis 12 Fuß Länge und entsprechendem Umfang. Der langgestreckte Leib erreicht seine größte Dicke in der Mitte, wie bei dem Seehund, spitzt sich aber nicht so stark nach hinten zu, als bei den Robben. Der Hals ist kurz, mit dem Kopf von gleicher Dicke. Die Gliedmaßen ragen wie große Lappen nach außen und unten aus dem Körper hervor, so daß sowohl das Ellbogen- wie das Kniegelenk zu erkennen ist. Alle Füße haben fünf Zehen und diese kurze, stumpfe Krallen, welche hinter jeder Zehenspitze liegen. Der Schwanz erscheint wie ein unbedeutender Hautlappen. Allein nicht der Leib, sondern der Kopf kennzeichnet das Walroß. Er ist verhältnißmäßig klein, rund und durch zwei kugelig aufgetriebene Zahnhöhlen am Oberkiefer unförmlich verdickt. Die Schnauze ist sehr kurz, breit und stumpf. Zu beiden Seiten derselben stehen elf bis zwölf Querreihen Schnurrborsten, von denen die stärksten Rabenkieldicke und zwei bis drei Zoll Länge haben. Von vorn nach rückwärts nehmen diese Borsten an Länge zu. Die Nasenlöcher sind halbmondförmig, die weit zurückliegenden Augen klein, glänzend, mit rundem Stern, durch vorragende Augenlider geschützt. Die Ohren, denen jede äußere Muschel fehlt, liegen weit hinten am Kopfe. Das Merkwürdigste ist das Gebiß. Am vorderen Theile der Schnauze verdrängen zwei ungeheure, d. h. 24 bis 30 Zoll lange Eckzähne, welche weit aus dem Maule herausragen, die sechs Vorder- und die zwei Eckzähne, welche sehr junge Thiere hier tragen. Eine durchgehends zollstarke, um den Hals aber noch



Das Walroß (Trichechus Rosmarus).

dickere Haut, welche wenigstens bei jüngeren Thieren überall behaart ist, deckt den Leib. Das kürzere und straffere Haar der Oberseite steht dichter, als das auf der Unterseite. Wollhaare fehlen gänzlich, und alte Thiere verlieren auch den größten Theil ihrer Grannen. Ihre Haut ist dann sehr spärlich mit einzelnen Haaren bestanden. Ganz junge Thiere sehen schwarz aus; ihre Färbung geht aber nach und nach durch braun und röthlich ins Gelbliche oder Grauliche über, bis die lichte, fast weiße Farbe der Alten erreicht ist.

In vergangenen Jahrhunderten war das Thier ungleich häufiger als jetzt. Alte Schiffer berichten von ungemein starken Herden, welche sie sahen. Sie versichern, daß sich ihrer sechs- bis achttausend Stück in einem geringen Umkreis versammelt hatten. Noch am Ende des siebzehnten Jahrhunderts konnte die Mannschaft eines Schiffes in einem Zeitraume von sieben Stunden ihrer neunhundert Stück tödten und zwar in dem europäischen Eismeere.

Wir besitzen ziemlich ausführliche Berichte über das Walroß; denn schon die älteren Naturbeschreiber erwähnen des so auffallenden Geschöpfes. Bereits Albertus Magnus gibt eine mit vielen Sagen und Märchen gewürzte Beschreibung, welcher dreißig Jahre später Olaus Magnus, der oft erwähnte norwegische Bischof, kaum noch Etwas zuzufügen weiß. Ein Bischof von Drontheim ließ den Kopf eines Walrosses einsalzen und sandte ihn im Jahre 1520 an den Papst Leo X. nach Rom. Dieser Kopf wurde in Straßburg abgebildet, und der alte Geßner hat nach ihm eine ziemlich richtige Beschreibung geliefert. Aus den Mittheilungen späterer Reisender und Forscher entnehmen wir das Nachfolgende:

Das Walroß ähnelt in seinem Leibesbau noch vielfach den Robben. Wie diese ist es gesellig und vereinigt sich oft zu ansehnlichen Schaaren. Es lebt während seines Wachseins

ausschließlich im Wasser, steigt aber zum Schlafen und Ruhen auf flache Küsten und Eisschollen, und bewohnt solche während der Paarung und zur Zeit des Wurfes mehrere Tage lang hinter einander. Auf dem Treibeis sieht man Herden bis zu zweihundert Stück lagern, d. h. entweder auf der Seite liegen oder sitzen, indem sie sich auf die Vorderbeine stützen. Im Meere schwimmt das Thier mit großer Schnelligkeit und Leichtigkeit; auf dem Lande sind seine Bewegungen schwerfällig und unbeholfen. Es geht, indem es den schweren Leib abwechselnd zusammenzieht und ausstreckt oder nach dieser und jener Seite wendet. Bei dieser Bewegung leisten ihm seine Hauzähne die besten Dienste; höhere Berge oder Eisberge erklettert es nur mit ihrer Hilfe. Es hakt sich mit ihnen in die Klüfte und Spalten ein, haut mit ihnen Löcher in das Eis, hakt sich fest und zieht nun den schweren Leib soweit als möglich zusammen, greift wieder mit den Zähnen ein, zieht sich weiter vorwärts und gelangt endlich zur auserlesenen Stelle, wo es ruhen oder schlafen will. Zuweilen will es sich mit Hilfe der Hauzähne einen Weg mitten durch das Treibeis bahnen; bei dieser Arbeit beschädigt es sich aber die Zähne oft derartig, daß sie, wenn sie nicht ganz verloren gehen, wenigstens den größten Theil ihrer Schönheit verlieren. Von abschüssigen Stellen soll es sich, wenn der Hunger es anstrengt, in das Meer hinabrollen; von sanften Küsten gleitet es langsam dem Wasser zu. Es wird behauptet, daß Walrosse zuweilen vierzehn Tage lang in träger Ruhe auf dem Lande verweilen, ohne einen Bissen Nahrung zu sich zu nehmen. Diese Angabe bedarf wohl der Bestätigung; soviel aber ist sicher, daß der Schlaf des Thieres ein sehr gesunder und tiefer ist. Häufig genug hat man im Wasser schlafende Walrosse für todte gehalten, so regungslos waren sie. Das laute Schnarchen einer Herde vernimmt man oft aus ziemlich weiter Entfernung.

Allerlei kleinere Seethiere, namentlich Krabben, Krebse und Weichthiere, dienen dem Walroß zur Nahrung. Mit Hilfe seiner Hauzähne reißt es die an den Felsen hängenden Muscheln und bezüglich Tange ab und verschlingt viele von diesen mit der thierischen Nahrung, auf welche es eigentlich ausgeht.

Solange das Walroß nicht gereizt wird, ist es überaus träge und gleichgiltig. In Gegenden, wo es den Menschen noch nicht kennen gelernt hat, läßt es ein Boot nahe an sich herankommen, ohne sich zu rühren. Einige Glieder der Herde sind aber immer wach, und machen dann durch ein furchtbares Gebrüll die übrigen auf eine sich nahende Gefahr aufmerksam. Die Stimme ähnelt bald dem Blöcken einer Kuh, bald dem Bellen des Hundes, bald ist sie ein weit hörbares, fürchterliches Gebrüll, welches einige Aehnlichkeit mit dem Wiehern der Pferde hat. Man hört sie so weit, daß Kapitän Cook und seine Leute bei Nacht und Nebel durch sie schon von weitem auf die Nähe des Eises aufmerksam gemacht werden konnten. Schießt man auf Walrosse, welche noch nie verfolgt wurden, so sehen sie sich bloß überrascht um, legen sich aber bald wieder zur Ruhe nieder. Nicht einmal ein Kanonenschuß stört sie; denn das Knallen sind sie gewöhnt in den nördlichen Meeren, wo das Eis unter donnerähnlichem Getöse oft auf große Strecken hin berstet. Ferne Schiffe erregen, solange nicht einige der wachenden Thiere verwundet, kaum die Aufmerksamkeit der Herde. Anders betragen sie sich da, wo sie ihren Hauptfeind, den Menschen, schon kennen gelernt haben.

„Das Walroß", sagt Scoresby, „ist ein unerschrockenes Thier. Ein Boot, welches sich ihm nähert, betrachtet es neugierig, aber nicht furchtsam. Nicht immer kann der Fang im Wasser ohne Gefahr ausgeführt werden. Der Angriff auf ein einziges zieht gewöhnlich alle übrigen zur Vertheidigung herbei. In solchen Fällen versammeln sie sich rund um das Boot, von welchem der Angriff geschah, durchbohren seine Planken mit ihren Hauzähnen, heben sich bisweilen, wenn man ihnen auch noch so nachdrücklich widersteht, bis auf den Rand des Bootes empor, und drohen, es umzuwerfen. Die beste Vertheidigung in solcher Gefahr ist Seesand, welchen man den wüthenden Thieren in die Augen wirft; er nöthigt sie gewiß, sich zu entfernen, während man die Büchse oft vergeblich gebraucht. Mein Vater erlegte einmal ein Walroß mit einer Lanze, auf welches er vorher mit der Büchse geschossen hatte. Nachdem er den Kopf, den die Kugel getroffen hatte, untersuchte, fand er, daß sie bis auf den Schädel gedrungen war, sich aber platt geschlagen hatte."

Schon der alte Martens weiß von dem Muthe der Walrosse zu erzählen und sagt, daß sie einander bis in den Tod beistehen. „Wird eins gefangen, so will jedes vor dem anderen an der Schaluppe sein, um es zu retten; dabei geht es an ein Beißen, Klappern und schreckliches Brüllen. Sie weichen auch nicht, solange es lebt, und folgen der Schaluppe, bis man sie endlich aus dem Gesicht verliert; denn wegen ihrer Menge hindern sie einander, beißen sich auch wohl und bleiben zurück." Alle Seefahrer sind darin einstimmig, daß die Mutter ihr Junges aufs äußerste und mit Gefahr ihres eigenen Lebens vertheidigt, im Wasser sowohl, wie

auf dem Eise. Sobald sich Gefahr zeigt, stürzt die besorgte Alte mit ihrem Jungen in die offene See. Sie packt das Kleine mit der Vorderflosse oder trägt es auf dem Rücken.

Ungeachtet aller Gefahren, welche die Walroßjagd im Gefolge hat, verringert der Mensch die Herden von Jahr zu Jahr; denn der Nutzen des erlegten Thieres ist sehr bedeutend. Aus den Hauzähnen, welche hart, weiß und so dicht wie Elfenbein sind, schneidet man falsche Zähne, welche ihrer Güte halber hoch geschätzt sind. Die übrigen Theile werden wie die des Seehundes verwendet, doch erscheint das Fleisch durch seine schwarze Farbe ekelhaft. Den Speck auszusieden hat man erst in neuerer Zeit begonnen. Von den Walfischjägern wird das Walroß nur nebenbei verfolgt und an sich allein ist dessen Jagd nicht lohnend genug.

Auf dem Lande erlegt man die Walrosse mit Lanzen oder Keulen, im Meere harpunirt man sie. Hierbei zeichnen sich namentlich die Eskimos durch großen Muth und Geschicklichkeit aus. Unter allen Umständen bleibt es aber ein gefährliches Wagstück, sich mit den Walrossen in einen Kampf einzulassen; denn mit der Gefahr steigert sich der Muth und die Rachsucht dieser Thiere, und gar viele Jäger haben schon durch sie ihr Leben verloren. Kapitän Beezhey erzählt, daß eine Walroßschaar, welche seine Leute ins Wasser jagten und dort verfolgten, sich plötzlich gegen die Kähne wandte, Axthiebe und Lanzenstiche nicht achtete und erst nachließ, als der Anführer durch einen Schuß in den Rachen getödtet war. Der Anblick der wüthenden Seethiere soll fürchterlich sein.

Der dem Walroß noch beigelegte Name Mors soll lappländischen Ursprungs sein. Die Grönländer nennen unser Thier Aueck oder Auack, die Russen an der Mündung des Ob Diud, die englischen Schiffer Walruß oder Horsewhale, auch wohl Seahorse. Bei den Angelsachsen hieß das Thier Horsewhal, bei den alten Norwegern Roßmar.

Unseres Wissens hat man nur ein Mal, und zwar im Jahre 1853, ein Walroß lebend nach Europa gebracht. Es war ein junges Thier und von Robbenschlägern an der Küste von Spitzbergen gefangen worden. Nachdem es einen Seetransport von neun Wochen überstanden hatte, kam es noch lebend in London an, starb jedoch leider bereits am dritten Tage.

Die Sirenen.

Wer bei den Sirenen der Thierkundigen an jene Märchengestalten des Alterthums denken will, welche, halb Weib, halb Fisch, die krystallenen Wogen des Meeres bewohnen und den armen Erdensohn durch wunderbaren Gesang und noch wunderbarere Geberden, durch Neigen des Hauptes und glühende Blicke der Augen einladen, zu ihnen hinabzusteigen, mit ihnen zu spielen, zu kosen und — zu verderben: der wird sich freilich irren. Die Naturforscher haben bei unseren Sirenen wieder einmal ihre Vorliebe für dichterische Namen bewiesen, ohne der Dichtung selbst gerecht geworden zu sein. Der Name Sirenen paßt auf die zu schildernden Meerbewohner ungefähr ebenso gut, wie der jener griechischen Baumnymphe Hamadryas auf einen der sonderbarsten und wahrlich nur im Sinne eines Naturforschers schönen Affen. Wenn wir erfahren, daß die Sirenen auch „Seekühe" genannt werden, dürfte jede etwa sich geltend machende dichterische Erregung der Leser schon etwas abgekühlt werden, und ein Blick auf unsere weiter unten folgende Abbildung wird die beschäftigte Einbildungskraft wohl vollends in die rechten Schranken weisen.

Die Sirenen oder Seekühe stehen zwischen den Seehunden und Walen in der Mitte und bilden eine Ordnung, die arm zu nennen ist, denn man kennt mit Sicherheit nur fünf Mitglieder. Alle hierher gehörigen Thiere haben einen Leib, an welchem sich die Fischähnlichkeit mit der eines Dickhäuters und vorzugsweise des Nilpferdes zu streiten scheint. Blos zwei und zwar die vorderen Gliedmaßen sind noch vorhanden; aber sie sind bereits zu echten Flossenbeinen geworden. Ihre Zehen umhüllt die allgemeine Körperhaut so vollständig, daß alle Beweglichkeit der einzelnen Glieder aufgehoben wird. Nur ausnahmsweise deuten Spuren von Nägeln, welche sich finden, noch äußerlich auf die innere Trennung der Hand. Der Schwanz, welcher zugleich die Hinterglieder mit vertritt, endet in eine Finne. Ein kleiner Kopf mit dickwulstiger Schnauze und die spärliche, kurze und borstenartige Behaarung kennzeichnen die Sirene noch anderweitig. Die Zitzen der Weibchen liegen an der Brust zwischen den Vorderflossen.

(Lamantine.) Unsere Ordnung zerfällt in zwei Familien, von denen die eine die eigentlichen Sirenen oder Lamantine und die andere die Borkenthiere oder Seekühe umfaßt. Freilich ist dabei zu bemerken, daß die Seekuh oder das Borkenthier — denn man kennt nur eine einzige Art dieser Familie — heutigen Tags unter den lebenden Thieren nicht mehr aufgeführt werden darf.

Die eigentlichen Sirenen (Manati) lassen sich daran erkennen, daß ihre Kiefern gezähnt sind, während das Borkenthier anstatt der Zähne nur eine hornartige Kauplatte an der Innenseite des Unterkiefers und am Gaumen besaß. Im Gebiß fehlen den ersteren die Eck- und meist auch die Schneidezähne; die Backenzähne sind verschiedenartig gestaltet, durchschnittlich aber sehr einfach und stumpf.

Seichte Ufer und Meerbuchten heißer Länder, Flußmündungen und die Ströme selbst, zumal deren Untiefen, sind die Wohnsitze und Aufenthaltsorte der Sirenen. Ihr Aufenthalt ist nicht immer derselbe; sie wandern oft viele Meilen weit, unter anderem auch bis tief in das Innere der Länder, bis in Seen, welche mit großen Flüssen in Verbindung stehen. Man trifft sie entweder paarweise oder in kleinen Gesellschaften an; doch wird behauptet, daß ein Männchen sich immer mit seinem Weibchen zusammenhalte. Sie sind schon weit mehr Seethiere als die Robben; denn nur sehr ausnahmsweise schieben sie zuweilen ihren massigen Leib über den Saum des Wasserspiegels heraus. Die Gewandtheit anderer Seesäugethiere geht ihnen ab; sie schwimmen und tauchen zwar vortrefflich, meiden aber doch größere Tiefen, wahrscheinlich weil sie zu abwechselndem Auf- und Niedersteigen zu unbeholfen sind. Schwimmend erheben sie oft den Kopf und einen Theil des Oberleibes über den Wasserspiegel, wie die märchenhaften Seejungfern es gethan. Auf trockenem Lande schleppen sie sich mit der allergrößten Anstrengung kurze Strecken dahin; ihre Flossenbeine sind viel zu schwach, um die Masse des Körpers zu bewältigen, und dieser besitzt auch nicht die Biegsamkeit des Seehundleibes, welcher ein Fortgleiten ermöglicht.

Seepflanzen, Tange und Gräser, welche in Untiefen oder hart am Ufer wachsen, sowie verschiedene Wasserpflanzen, welche auf seichten Stellen der Flüsse wuchern, bilden die ausschließliche Nahrung der Sirenen: sie und das Borkenthier sind also die einzigen Seesäugethiere, welche Pflanzennahrung verzehren. Ihre Weide mähen sie mit den dicken Lippen ab und schlingen, wie das Nilpferd, ganze Mengen auf ein Mal in den weiten Schlund hinab.

Wie alle gefräßigen Geschöpfe sind auch die Sirenen träge, stumpfsinnige und schwachgeistige Wesen. Man nennt sie friedlich und harmlos und will damit sagen, daß sie nichts weiter thun, als fressen und ruhen. Weder furchtsam noch kühn, leben sie mit allen übrigen Thieren im Frieden; sie bekümmern sich überhaupt um Nichts weiter, als um ihre Nahrung. Beide Geschlechter zeigen eine große Anhänglichkeit an einander und suchen sich gegenseitig zu vertheidigen und zu schützen. Die Mütter pflegen ihre Kinder mit viel Liebe und Sorgfalt. Bei Gefahr oder im Schmerz entrollen ihren Augen Thränen. Auch die Stimme der Manaten erinnert durchaus nicht an den Gesang der Meerweiber; sie besteht nur in einem schwachen, dumpfen Stöhnen.

Wirklich auffallend ist, daß diese Geschöpfe die Gefangenschaft ertragen können; sie sollen sogar einen ziemlich hohen Grad von Zähmung annehmen.

Das Fleisch und der Speck, die Haut und die größeren Zähne finden Verwendung; von einem anderen Nutzen wird Nichts berichtet.

Unzweifelhaft war es der Dujong oder die Seemaid (Halicore cetacea), welcher zu der Sage von den Sirenen Veranlassung gab; denn, wie bekannt, wurden nur die Meere, in denen er sich aufhält, von den Alten besucht, und somit konnte nur er beobachtet worden sein. Es ist möglich, aber nicht wahrscheinlich, daß der „Tachasch" des biblischen Urtextes, mit dessen Fell die Israeliten ihre Bundeslade bekleideten, unser Dujong war, obgleich nicht recht einzusehen ist, wie die Sprachforscher gerade auf ein Thier gefallen sind, dessen Fell keineswegs besonders zweckdienliche Eigenschaften für jene Verwendung darbietet. Luther übersetzt das betreffende Wort mit „Dachs", Andere geben es mit „Seehund" wieder. Sonderbar genug scheint es, daß uns von den alten Schriftstellern keine nur einigermaßen zufriedenstellende Beschreibung der Urbilder ihrer Märchengestalten hinterlassen worden ist.

Den Chinesen und Arabern war der Dujong seit vielen Jahrhunderten bekannt; wir dagegen erhielten durch europäische Gelehrte erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Nachrichten



Der Dujong (Halicore cetacea).

über ihn. Dampier sagt in seiner 1702 erschienenen Reisebeschreibung, daß er nicht blos in Amerika, sondern auch in der Nähe der Philippinen Manaten gesehen habe. Jedoch erst den Naturforschern unseres Jahrhunderts war es vorbehalten, Genaueres festzustellen.

Wenn man festhält, daß die Schwanzflosse des Dujong wagrecht gestellt und halbmondförmig tief ausgerundet ist, wird man ihn nie mit seinen einzigen Verwandten, den Lamantinen oder Manaten, verwechseln können. Die Seemaid ist bis auf den Kopf, welcher an den eines Nilpferdes oder Rindes erinnert, fischähnlich gestaltet, wird 10 bis 15 Fuß lang und sieht oben bräunlich, bläulich oder weißgrau, unten aber weißlich aus. Der kurze und dicke Hals ist deutlich vom Kopfe geschieden, geht aber unmittelbar in den Leib über, welcher gleichmäßig gerundet ist, von der Halsgegend an bis zur Mitte allmählich dicker wird und sich dann bis zum Schwanze hin verdünnt. Die Brustflossen stehen nicht weit hinter den Ohröffnungen im unteren Drittel der Körperhöhe; sie sind nicht besonders groß, aber breit, am vorderen Rande gerundet, hinten zugeschärft. Ihre Zehen lassen sich nur durch das Gefühl erkennen; von Krallen ist keine Spur vorhanden. Die Schwanzflosse besteht in einer plattgedrückten, flachen Flosse. An der kurzen und dicken Schnauze tritt die sehr große, starke, an der Vorderseite herzförmig ausgeschnittene, warzige, bewegliche Oberlippe deutlich hervor, die Unterlippe wird durch eine starke Hautfalte gegen den Hals zu abgegrenzt. Die Nasenlöcher, welche auf der Oberseite der Schnauze liegen, stehen nahe bei einander und bilden zwei halbmondförmige Spalten; die Augen, welche klein, eirund, aber stark gewölbt und hervorstehend sind, werden an ihrem oberen Rande von einem Halbkreis von Wimpern umgeben, haben keine Lider, aber eine besondere Nickhaut und können durch Zusammenziehung der Haut geschlossen werden; die Ohren sind nur durch kleine, rundliche Oeffnungen angedeutet. Auf der graubläulichen, hier und da mit dunklen Längsflecken gezeichneten, glatten und glänzenden Haut stehen, sehr einzeln, ganz kurze, dünne, aber steife Borstenhaare, welche auf der Oberlippe fast zu Stacheln werden. Die Flossen und die Schwanzflosse sind vollkommen nackt. Unter den inneren Leibestheilen verdient das Gebiß besondere Berücksichtigung. Es besteht aus Schneide- und Mahlzähnen. Alle Zähne sind wurzellos, und mehrere fallen im Alter aus. Eckzähne fehlen gänzlich; allein beim Männchen

entwickeln sich zwei Vorderzähne zu 8 bis 12 Zoll langen und einen Zoll dicken Hau- oder Stoßzähnen.

Es scheint, daß die Seemaid in allen Theilen des indischen Meeres gefunden wird. Man sagt, daß sie früher weiter verbreitet gewesen wäre, als jetzt. Nach Norden hin reicht sie etwa bis in die Hälfte des rothen Meeres, welches allerdings ganz geeignete Plätze darbietet. Hier ist sie ein sehr wohlbekanntes Thier. Alle Schiffer haben sie gesehen, und schwerlich wird man einen von ihnen umsonst nach der „Näthe el Bahhr" (Kamelstute des Meeres), wie sie im Süden heißt, fragen.

Wenn wir alle Berichte zusammenstellen, erfahren wir, daß der Dujong hauptsächlich im Meere, seltener im süßen Wasser der Flußmündungen, nicht aber in den Flüssen selbst sich aufhält, immer die Nähe der Küsten bevorzugt und nur soweit in das Meer hinausgeht, als die Pflanzenwelt des Grundes reicht. Seichte Buchten, in denen die Sonne das wenig bewegte Wasser recht durchstrahlen und der Pflanzenreichthum des Meeres sich besonders entfalten kann, sind seine Lieblingsorte. Auf das Land hinaus steigt er vielleicht gar nicht; denn es ist sehr wahrscheinlich, daß diejenigen, welche man auf dem Lande liegen sah, von der Ebbe an einer bestimmten Stelle zurückgelassen wurden und zu faul waren, ihren schweren Leib wieder bis in die See zu schieben, es vielmehr vorzogen, ruhig die nächste Fluth hier abzuwarten. Vom Grunde ihrer seichten Buchten aus steigt das Thier etwa in jeder Minute ein Mal nach der Oberfläche des Wassers empor, steckt seine Nase oder unter Umständen den halben Leib aus den Fluthen heraus, schöpft Athem und versinkt langsam und gleichmäßig wieder in die Tiefe.

Die Fischer sagen, daß der Dujong paarweise und nur selten in kleinen Familien lebe; doch gilt diese Angabe mehr für den arabischen Meerbusen, als für andere Theile des indischen Weltmeeres, weil er dort zuweilen in Schaaren beobachtet worden sein soll. Seine Bewegungen werden als äußerst langsam und schwerfällig geschildert, obgleich die Kraft seines Schwanzes sehr bedeutend ist. Zufällig hat man beobachtet, daß er beim Fressen faul auf dem Grunde des Meeres liegt und die an den Felsen oder auf dem Meeresboden wachsenden Tange, seine Hauptnahrung, gemächlich mit seinen harten, dicken Lippen abweidet oder bezüglich vom Boden losreißt. Solange es noch Nahrung an einer Stelle gibt, verändert er wahrscheinlich ungezwungen seinen Aufenthalt nicht.

Mit der Unbeweglichkeit und Schwerfälligkeit des Leibes scheinen die geistigen Eigenschaften der Seemaid vollkommen im Einklang zu stehen. Die Stimme besteht aus einem Schnauben oder dumpfen Stöhnen; die Jungen aber sollen manchmal einen schärferen Laut von sich geben. Das Weibchen bringt sein einziges Junge im November oder Dezember zur Welt, wenigstens im rothen Meere; von anderen Theilen seines Verbreitungskreises fehlen uns hierüber Angaben.

Während der Paarungs- und während der Satzzeit machen die Fischer eifrig Jagd auf den Dujong, weil sie den erlegten ziemlich gut verwerthen können. Das Fleisch ist zwar zart und saftig, aber von einem unangenehmen, süßlichen Geschmack und wenigstens den Europäern zuwider. Dagegen sind namentlich die Zähne und das Fett allgemein gesuchte Gegenstände. Man erlegt den Dujong mit Harpunen, am liebsten während der Nacht, wo Alles still ist auf dem Meer und man das weit hörbare Schnauben am besten vernehmen kann.

Die Malaien, Araber und Abissinier essen das Fleisch des Dujong, die letzteren jedoch betrachten es keineswegs als Leckerbissen. Junge Thiere werden ungleich höher geschätzt, als alte; ihr Fleisch ist mager und äußerst zart. Von alten Thieren erhält man zuweilen über funfzig Pfund Schmalz. Die dicke Haut wird zu Sandalen verschnitten.

Bei den eigentlichen Manaten (Manatus) steht die Schwanzflosse senkrecht und ist, anstatt ausgebaucht, abgerundet; im übrigen ähneln diese Thiere den vorhergehenden. Der eiförmig gestaltete Fischleib ist sehr einzeln mit Haaren, welche nur an der Schnauze als dichtere Borsten sich zeigen, bedeckt. Die abgestutzte Oberlippe ist im Gegensatz zu der des Vorigen sehr beweglich, und an den Zehen der abgerundeten Brustflossen treten bisweilen kleine Plattnägel auf. Nur junge Thiere besitzen Schneidezähne; allein diese fallen sehr bald aus, und bei alten bleiben blos Backzähne übrig.

Als Vaterland der drei bis jetzt sicher bestimmten Arten dieser Gruppe ist das atlantische Meer zwischen dem 19. Grad südlicher und dem 25. Grad nördlicher Breite zu betrachten. Der schmalschnauzige Lamantin (Manatus australis) ist die am genauesten beobachtete



Der schmalschnauzige Lamantin (Manatus australis).

Art. Er wird 9 bis 10 Fuß lang, 2 bis 2½ Fuß breit, über 1½ Fuß hoch und 5 bis 800 Pfund schwer; doch behaupten die Amerikaner, noch weit größere, funfzehn, ja selbst zwanzig Fuß lange und 5 bis 6 Fuß breite gesehen zu haben. Eine fast völlig nackte Haut, welche kurze, etwa ¾ Zoll weit von einander stehende Borsten trägt, bedeckt den Leib. Ihre Färbung ist ein ziemlich einförmiges Bläulichgrau, welches auf dem Rücken und den Seiten etwas mehr dunkelt, als auf der Unterseite des Leibes. Die Borsten sehen gelblich aus.

Die ersten genaueren Angaben über das Thier hat Alexander von Humboldt gemacht. Bei einem neun Fuß langen Thiere, welches er in Carrichana, einer Mission am Orinoko, zergliederte, sprang die Oberlippe sehr hervor. Sie ist mit einer sehr zarten Haut bekleidet und dient als Rüssel oder Fühler zum Betasten der vorliegenden Dinge. Auffallend ist die große Gestalt und Länge seiner Lunge; sie ist drei Fuß lang, hat ungemein große Zellen und gleicht ungeheuren Schwimmblasen.

Süd- und Mittelamerika bildet die eigentliche Heimat dieses Thieres. Es ist jetzt viel seltener geworden, als es war: der Mensch, sein ärgster Feind, hat es seit ein paar Jahrhunderten unablässig verfolgt. Sein hauptsächlichster Aufenthalt sind die Küstentheile des atlantischen Meeres, namentlich die Buchten in der Nähe der Antillen und bei Cayenne. In Surinam ist es nicht selten. Humboldt beobachtete, daß sich die Lamantine gern da im Meer aufhalten, wo es süße Quellen gibt, so z. B. einige Meilen von der Insel Cuba im Süden des Meerbusens von Jagua, wo so starke süße Quellen sind, daß auch die Schiffer zuweilen hier Trinkwasser schöpfen. In den Flüssen steigen sie weit nach oben empor, und bei Ueberschwemmungen wandern sie auch in die Seen und Sümpfe. Gegenwärtig findet sich der Lamantin noch am häufigsten im Amazonenstrome, im Orinoko und in seinen Zuflüssen. „Abends", so erzählt Alexander von Humboldt, „kamen wir an der Mündung des Caño del Manati vorüber, so genannt wegen der ungeheuren Menge Lamantine oder Manatis, welche jährlich hier gefangen werden. Am Orinoko unterhalb der Wasserfälle, im Meta und im Apure ist er sehr häufig."

Die Lebensweise des Manati ist so ziemlich dieselbe, welche der Dujong führt. Einige Reisende haben angegeben, daß ersterer zuweilen aus dem Wasser herausginge, um auf dem

Lande zu weiden; aber schon im vorigen Jahrhundert haben Andere dies aufs bestimmteste widerlegt. Der Manati weidet nur das Gras ab, welches im Wasser selbst wächst, und daran hat er vollständig genug; denn alle südlichen Ströme sind an ruhigen Stellen überaus reich an Wasserpflanzen aller Art. Er frißt soviel, daß er Magen und Darmschlauch vollständig mit Nahrung anfüllt. Wenn er sich gesättigt hat, legt er sich an seichten Stellen so nieder, daß er die Schnauze aus dem Wasser reckt und nicht immer auf und nieder zu tauchen braucht. Sonst sieht man ihn nur theilweise über dem Wasser, wenn er, um Luft zu holen, emporkommt. Dies geschieht sehr oft, trotz der großen Luftbehälter, und deshalb bevorzugt er auch die seichteren Stellen in den Flüssen.

Ueber die Fortpflanzung schwanken die Nachrichten. Einige sagen, daß das Weibchen zwei Junge werfe, während Andere übereinstimmend nur von einem einzigen reden.

An allen Orten, wo der Lamantin vorkommt, wird ihm eifrig nachgestellt. Sein Fleisch gilt zwar für ungesund und fiebererzeugend, ist aber sehr schmackhaft.

Die Jagd ist ziemlich einfach. Man nähert sich in einem Kahne dem Weideplatze der Manaten und wartet, bis einer derselben zum Athmen emporkommt. Auf ihn schießt man entweder Pfeile ab, an denen Stricke und leichte Holzblöcke befestigt sind, welche später den Weg des Thieres angeben, oder man harpunirt, bindet und schlachtet ihn dann in dem kleinen Boote, welches man zu den Reisen auf südamerikanischen Flüssen benutzt. Letzteres geschieht oft mitten auf dem Flusse, und zwar so, daß man das Boot zu zwei Dritttheilen mit Wasser füllt, es unter den Lamantin schiebt und dann mit einer Kürbisflasche wieder ausschöpft.

In zwei alten Schriften wird übereinstimmend die merkwürdige Nachricht gegeben, daß der Manati sich auch zähmen lasse. Martyr, ein Reisender, welcher im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts starb, erzählt, daß ein Kazike auf der Insel St. Domingo einen jungen, noch kleinen Fisch, welcher Manato heißt und im Meer gefangen wurde, in einen See setzen und ihm täglich Brod von welschem Korn geben ließ. „Er wurde allmählich so zahm, daß er jedes Mal kam, wenn man ihn rief, das Brod aus der Hand fraß und sich überall streicheln ließ, auch einige Male Leute, die sich auf ihn setzten, herumtrug, wohin sie wollten, von einem Ufer zum anderen. Dieser freundliche und zahme Fisch wurde lange im See gehalten, zum großen Vergnügen eines Jeden." Gomara, welcher unzweifelhaft dieselbe Geschichte erzählt, fügt noch hinzu, daß der Manato sechsundzwanzig Jahre in dem See Guaynabo gelebt habe und so groß geworden sei, wie ein Delfin. Der Name Manato soll soviel als Handthier bedeuten.

* * *

(**Borkenthiere.**) „Am ganzen Strande der Insel, sonderlich wo Bäche in die See fließen und alle Arten Seewier am häufigsten sind, hält sich zu allen Jahreszeiten die von unseren Russen „Morskaja-Korowa" genannte Meerkuh in großer Menge und herdenweise auf. Da uns durch die Verscheuchung der Seebiber von der nördlichen Seite die Versorgung mit Nahrungsbedarf beschwerlich zu werden anfing, sannen wir auf Mittel, uns dieser Thiere zu bemeistern und unsere Nahrung, weil sie uns nahe waren, auf eine leichtere Art davon zu ziehen. Man besserte zu dem Ende gegen Ausgang des Junius das Jollboot, so im Herbst auf den Felsen sehr beschädigt worden war, aus, setzte einen Harpunier nebst Steuermann und vier Ruderern darauf und gab jenem ein Harpun nebst einem sehr langen, wie beim Walfischfang in Ordnung gelegten Seil in die Hand, von welchem das andere Ende am Strande von den übrigen vierzig Mann gehalten wurde. Nun ruderte man ganz stille auf die Thiere los, welche in größter Sicherheit herdenweise an den Ufern ihrer Weide im Seegrunde nachgingen. Sobald dann der Harpunier eines derselben angehauen hatte, zogen die am Lande solches allmählich nach dem Strande, die in der Jolle Befindlichen fuhren indessen auf dasselbe zu und machten es durch ihre Bewegungen noch matter, und wenn es entkräftet schien, so stießen sie ihm allenthalben mit großen Messern und Bajonnetten in den Leib, so daß es fast alles Blut, welches wie Springbrunnen aus den Wunden quoll, verloren hatte, und so bei vollem Wasser auf den Strand gezogen und befestigt werden konnte. Sowie dann das Wasser wieder ablief und das Thier auf trockenem Strande lag, schnitt man allenthalben das Fleisch und den Speck stückweise herunter und trug es in voller Freude nach den Wohnungen, wo das Fleisch in großen Fässern verwahrt, der Speck aber auf hohe Böcke aufgehängt wurde. Und nun sahen wir uns bald in einen solchen Ueberfluß von Nahrung versetzt, daß wir den Bau unseres neuen Fahrzeuges, welches das Mittel zu unserer Rettung werden sollte, ohne Hindernisse fortsetzen konnten."

Mit diesen Worten beginnt der schon oft erwähnte tüchtige Naturforscher Steller, welcher im November des Jahres 1741 auf der vorher noch unbekannten Behringsinsel gestrandet war und dort zehn traurige Monate verleben mußte, seinen Bericht über eins der merkwürdigsten Seesäugethiere, über ein Geschöpf, welches bereits gänzlich ausgerottet und vernichtet worden zu sein scheint, über die nach ihrem Entdecker benannte stellersche Seekuh oder das nordische Borkenthier (Rhytina Stelleri). Bereits siebenundzwanzig Jahre nach der Entdeckung wurde die letzte Seekuh erlegt. Seitdem hat man wohl noch einen Schädel und eine Gaumenplatte nebst einigen wenigen Knochen des Gerippes aufgefunden, aber keine lebende Morskaja mehr gesehen. Angelockt durch die gewinnverheißenden Berichte der russischen Entdeckungsgesellschaft, unter welcher Steller sich befand, strömten Walfischfänger und waghalsige Abenteurer in hellen Haufen nach der Behringssee und begannen dort eine so furchtbare Metzelei unter den wehrlosen Meeresbewohnern, daß die Seekühe von der Erde vertilgt wurden. Man hat sich seitdem vergeblich bemüht, wenigstens ein Stück dieser Thiere zu erhalten. Jedes Schiff, welches nach dem Behringsmeere absegelte, ist angewiesen worden — keins hat irgend eine Nachricht zurückgebracht.

Steller hielt das Borkenthier für den von Hernandez entdeckten Lamantin. Aus seiner Beschreibung geht aber deutlich genug hervor, daß die Seekuh ein von den früher beschriebenen Sirenen weit verschiedenes Thier war. Anstatt der Zähne waren die Kiefern mit vier Kauplatten belegt, welche nur mit dem Zahnfleische zusammenhingen. Diese einzige Angabe genügt zur Kennzeichnung des Thieres. Nach dessen weiteren Angaben wird das Thier 28 bis 35 englische Fuß lang und hat an der stärksten Stelle einen Umfang von 24 Fuß. Der Leib hat die Robbenform, mit fischähnlichem, wagrecht stehendem Schwanz und der Kopf gleicht einigermaßen einem Büffelkopf. Bei den weiblichen Thieren befanden sich zwischen den Vorderbeinen Brüste, welche in großer Menge eine süße und wohlschmeckende Milch enthielten. Die Borkenthiere leben, wie das Rindvieh, herdenweise, fressen Seegras, käuen jedoch nicht wieder. Vor dem Menschen hatten sie nicht die geringste Scheu.

Am merkwürdigsten erscheint die Beschaffenheit der Haut, welche Anlaß zu dem Namen „Borkenthier" gegeben hat.

„Die Haut der Seekuh", fährt Steller fort, „hat ein doppeltes Wesen: die äußerste Schale der Haut ist schwarz oder schwarzbraun, einen Zoll dick und an Festigkeit fast wie Pantoffelholz, um den Kopf voller Gruben, Runzeln und Löcher. Sie besteht aus lauter senkrechten Fasern, welche wie im Strahlengips hart an einander liegen. Diese äußere Schale, welche sich leicht von der Haut abschält, ist, meinem Bedünken nach, eine aus an einander stehenden, verwandelten Haaren zusammengesetzte Decke, die ich ebenso bei Walfischen gefunden habe. Die untere Haut ist etwas dicker, als eine Ochsenhaut, sehr stark und an Farbe weiß. Unter diesen beiden umgibt den ganzen Körper des Thieres der Fettlappen oder Speck vier Finger hoch, alsdann folgt das Fleisch. Ich schätze das Gewicht des Thieres mit Einschluß von Haut, Fett, Speck, Knochen und Gedärmen auf 1200 Pud oder 480 Centner. Das Fett ist nicht öligt oder weichlich, sondern härtlich und drusigt, schneeweiß, und wenn es einige Tage an der Sonne gelegen, so angenehm gelblich, wie die beste holländische Butter. An sich selbst gekocht übertrifft es an Süßigkeit und Geschmack das beste Rindsfett; ausgesotten ist es an Farbe und Frischheit wie frisches Baumöl, an Geschmack wie süßes Mandelöl."

Diese Mittheilungen waren allzu verlockend, um nicht die rücksichtsloseste Jagdbegierde zu erwecken, welche dann auch bald diese wehrlosen Thiere so vollständig ausrottete, daß uns keins derselben in einer Sammlung erhalten wurde, ja nicht einmal eine Abbildung davon vorhanden ist.

Walthiere.

Wir sind am Ende unserer Klasse angelangt. Unter den Säugethieren sind die Wale genau dasselbe, was die Fische unter den Wirbelthieren sind; ausschließlich dem Wasser angehörige und solchem Leben entsprechend gebaute Geschöpfe. Die Seehunde verbringen wenigstens noch ein Drittheil ihres Lebens auf dem Lande: sie werden dort geboren und suchen es auf, wenn sie die freundlichen Strahlen der Sonne genießen und schlafen wollen; bei den Sirenen ist

mindestens noch die Möglichkeit des Landlebens vorhanden: die eigentlichen Wale dagegen sind ausschließlich dem Meere zugewiesen. Darauf deutet schon ihre Größe hin: nur das Wasser gestattet leichte Beweglichkeit solcher Riesen, und nur das unendlich reiche Meer gewährt ihnen die nöthige Nahrung.

Warmes Blut und Lungenathmung, Lebendiggebären und Säugen der Jungen, vollkommene Entwickelung des Gehirns und der Nerven: diese wesentlichen Merkmale der Säugethiere — sie sind zugleich die einzigen, welche die Wale noch mit den übrigen Ordnungen der Klasse theilen. In allen anderen Stücken weichen sie noch weit mehr von den höheren Säugethieren ab, als die Sirenen, in welchen wir bereits Zwittergestalten zwischen Säugern und Fischen kennen lernten. Jeder noch wenig gebildete Mensch, jedes noch in der Kindheit stehende Volk hat sie den Fischen zugezählt, wie ihre Namen beweisen, und erst die genaue Erforschung ihres Wesens und Seins hat ihnen die Stellung angewiesen, welche ihnen gebührt.

Der Leib der Wale ist massig und unbeholfen, ohne alle äußere Gliederung; der oft unförmlich große und fast regelmäßig ungleich gebaute Kopf geht ohne deutlich zu unterscheidende Grenze in den Rumpf über, und dieser läuft, nach hinten zu sich verschmälernd, in eine breite, wagrechte Schwanzfinne aus. Die hinteren Glieder fehlen gänzlich; die vorderen sind zu eigentlichen Flossen geworden: man muß sie mit dem zergliedernden Messer untersuchen, wenn man sie als Hände erkennen will, und findet auch dann noch Eigenthümlichkeiten des Handbaues auf. Eine hier und da vorkommende Fettflosse, welche längs des Rückens verläuft, trägt zur Vermehrung der Fischähnlichkeit dieser Thiere noch bei. Im übrigen kennzeichnen die Wale äußerlich der weitgespaltene, lippenlose Mund, welcher entweder eine ungewöhnlich große Zahnmenge oder aber Barten — für uns noch ganz neue Gebilde — zeigt.

Auch in ihrem inneren Leibesbau zeigen die Riesen der See manches Eigenthümliche. Die Knochen ihres Gerippes werden durch schwammige, lockere Zellen gebildet, welche von flüssigem Fett innig durchdrungen sind, — so innig, daß dieses ihnen niemals entzogen werden kann, daß die Knochen, auch selbst nach längerem Bleichen, immer noch ein fettiges, gelbliches Aussehen behalten; dagegen fehlen allen Knochen die Markhöhlen. An dem gewaltigen Schädel, welcher nur bei den wenigsten in einem regelrechten Verhältniß zum Leibe steht, sind die Kopfknochen sonderbar verschoben, liegen lose auf einander oder hängen nur durch weiche Theile mit anderen Knochen zusammen; einzelne von ihnen sind verkümmert, andere auffallend vergrößert, und fast jede Regelmäßigkeit scheint aufgehoben zu sein. In der Wirbelsäule fällt der Hals besonders auf. Noch ist die gewöhnliche Zahl der Wirbel vorhanden; allein diese gleichen nur dünnen, platten Ringen und verwachsen in Folge der geringen Beweglichkeit gar nicht selten theilweise so fest unter einander, daß man die Siebenzahl blos aus den Röhren erkennt, durch welche die Halsnervenpaare hervortreten. Außer den Halswirbeln besitzen die Wale 11 bis 19 Brustwirbel, 10 bis 24 Lendenwirbel, — mehr als alle übrigen Säugethiere, — und 22 bis 24 Schwanzwirbel. Die Zahl der wahren Rippen dagegen ist sehr gering: die echten Wale haben nur eine einzige, und mehr als ihrer sechs scheinen bei keinem Mitgliede der Ordnung vorzukommen. Falsche Rippen sind immer in größerer Zahl vorhanden, als wahre. Kürze und Plattheit aller Knochen und eine auffallend hohe Gliederzahl der Finger zeichnen die Vorderglieder aus. Während bei anderen Säugethieren drei Fingerglieder vorhanden sind, besitzen einige Wale an manchen Fingern sechs, neun und zwölf Glieder. Der Zahnbau ändert auffallend ab. Gewöhnlich finden sich in beiden Kiefern sehr gleichartig gestaltete Zähne in großer Zahl; einige Wale stehen auch hierin unübertroffen da. Die Muskeln sind einfach, der Größe der Thiere angemessen und ungemein kräftig. Die Nervenmasse ist äußerst gering; bei einem elftausend Pfund schweren Walfisch von neunzehn Fuß Länge wog das Gehirn noch nicht vier Pfund, nicht mehr als bei dem selten über zweihundert Pfund schweren Menschen!

Alle Sinneswerkzeuge stehen auf tiefer Stufe. Die Augen sind klein, die Ohren, so zu sagen, nur angedeutet. Die Nase hat ihre Bedeutung ganz verloren und ist ausschließlich Luftweg geworden; Riechnerven hat man noch bei keiner Art gefunden.

Wie sich erwarten läßt, sind die Athmungswerkzeuge der Heimat unserer Thiere entsprechend gebildet. Der Kehlkopf ist nicht geeignet, eine wohllautende Stimme hervorzubringen, wohl aber eine große Menge Luft mit einem Male durchgehen zu lassen. Die Luftröhre ist sehr weit, die Lunge hat einen beträchtlichen Umfang, und alle Luftröhrenäste stehen unter einander in Verbindung, so daß von einem aus die ganze Lunge gefüllt werden kann. Eine glatte, nur ausnahmsweise an sehr wenig Stellen mit wenigen Borsten bedeckte Haut bekleidet den Körper. Sie ist weich, sammetartig anzufühlen und fettig. Ihre Dicke ist gering; unter ihr aber liegt eine sehr starke Fettschicht. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß solcher Leibesbau für

das Wasserleben der Wale durchaus geeignet ist. Die Glätte der Haut erleichtert die Fortbewegung der ungeheuren Masse, die Fettlage verringert ihr Gewicht, ersetzt das wärmende Haarkleid und gibt zugleich den nöthigen Widerstand für den kaum zu berechnenden Druck, welchen ein Wal auszuhalten hat, wenn er in die Tiefen des Meeres hinabsteigt, endlich ermöglicht die sehr große Lunge es den Thieren, ziemlich lange unter dem Wasser zu verweilen.

Die Wale meiden die Nähe der Küste soviel als möglich: das Land wird ihnen verderblich. Nur die Mitglieder einer Familie gehen zuweilen ziemlich hoch im süßen Wasser empor, jedoch nicht gern weiter, als sich die Wirkung der Fluth bemerklich macht. Alle übrigen verlassen das Salzwasser nicht. Auf dem festen Lande kann sich kein Wal bewegen: — wenn ein Sturm ihn auf das Trockne schleudert, ist er rettungslos verloren.

Manche Arten scheinen an die kältesten Gegenden des Meeres gebunden zu sein; nur sehr wenige sind Weltbürger. Zu gewissen Zeiten des Jahres ändern sie ihren Aufenthalt und ziehen in bestimmten, weiten Kreisen im Meere hin und her. Alle sind im hohen Grade bewegungsfähige Thiere. Sie schwimmen mit der größten Meisterschaft, ohne irgend sichtbare Anstrengung, manche mit unglaublicher Schnelligkeit. Gewöhnlich halten sie sich nahe der Oberfläche; vielleicht steigen sie in größere Tiefen des Meeres nur dann hinab, wenn sie verwundet wurden. Die oberste Schicht des Wassers ist ihr eigentliches Gebiet: sie müssen mit dem Kopfe und einem Theil des Rückens emporkommen, wenn sie Athem schöpfen wollen. Ihr Luftwechsel hat manches Eigenthümliche. Der emporgekommene Wal spritzt zuerst unter schnaubendem Geräusch das Wasser, welches in die nur unvollkommen verschlossenen Nasenlöcher eindrang, mit so großer Gewalt empor, daß es sich in feine Tropfen auflöst, aber dennoch bis zu funfzehn und zwanzig Fuß Höhe emporgeschleudert wird. Dieser Wasserstrahl läßt sich am besten mit einer Dampfsäule vergleichen, welche aus einer engen Röhre entweicht; auch das Schnauben erinnert an das durch den Dampf unter gegebenen Umständen verursachte Geräusch. Einen Wasserstrahl, wie ihn ein Springbrunnen in die Höhe schleudert, wirft kein Wal aus, obgleich die meisten Zeichner dies darstellen und noch gar viele Naturbeschreiber es angeben. Gleich nach dem Ausstoßen zieht das Thier unter ebenfalls laut hörbar stöhnendem Geräusch mit einem raschen Athemzug die ihm nöthige Luft ein, und manchmal wechselt es drei, vier, auch fünf Mal in der Minute den Athem, aber nur das erste Mal nach dem Auftauchen wird ein Strahl emporgeschleudert. Die Nasenlöcher sind so günstig gelegen, daß der Wal beim Auftauchen immer mit ihnen zuerst in das Freie kommt, und somit wird ihm das Athmen ebenso bequem, als anderen Thieren. Man darf annehmen, daß ein ruhig dahin schwimmender, ungestörter Wal mindestens alle anderthalb Minuten ein Mal Luft schöpft; aber man hat auch beobachtet, daß die Thiere weit länger unter Wasser verweilen können: der berühmte Walfischjäger Scoresby behauptet, daß verwundete Wale bis zwanzig Minuten unter Wasser aushalten können. Schwer zu begreifen ist, daß diese Thiere, welche doch blos Luft athmen, in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit sterben, wenn sie auf das Trockene geschleudert werden.

Alle eigentlichen Wale nähren sich von Thieren und nehmen wahrscheinlich nur zufällig Pflanzen mit auf; wenigstens bedarf es noch genauerer Beobachtung, bevor man behaupten kann, daß eine Art, der Finnfisch nämlich, die Tange, welche man oft in großer Menge in seinem Magen findet, abweidet, oder ein Delfin die in das Flußwasser gefallenen Früchte frißt. Größere und kleinere Meerthiere der verschiedensten Klassen sind die Beute, welcher sie nachstreben. Gerade die größten Arten nähren sich von den kleinsten Meerthieren und umgekehrt die kleineren sind die tüchtigsten Räuber.

Sämmtliche Wale sind gesellige Thiere. In Gegenden, wo sie noch nicht durch den Menschen beunruhigt worden sind, sieht man sie gewöhnlich in ziemlichen Herden zusammen. Alle zeigen eine große Anhänglichkeit an einander, und namentlich die Mitglieder eines Paares lieben sich ganz ungemein. Wie lange die Tragzeit währt, ist zur Zeit noch nicht ermittelt. Zwischen Februar und April sieht man neugeborene Junge bei den Weibchen. Sie sind schon ziemlich große Thiere, bedürfen aber noch lange der sorgsamen Pflege der Alten. Beim Saugen schwimmt die Alte ruhig ihres Weges weiter, das Junge hängt sich fest an die Zitze an und läßt sich im Wasser nachschleifen. Wie es scheint, sind die größeren Arten erst nach dem zwanzigsten Jahre ihres Lebens völlig entwickelt. Wie lange ihr Leben währen kann, weiß man nicht.

Auch die Wale haben ihre großen Feinde, namentlich in der ersten Zeit ihres Lebens. Der Hai und der Schwertfisch sollen förmlich Jagd auf junge Walfische machen, selbst ältere angreifen und dann tagelang mit Vergnügen von dem riesenhaften Leichname fressen. Weit gefährlicher aber, als alle Seeungeheuer, wird den Walen der Mensch. Er ist es, welcher bereits seit mehr als tausend Jahren fast sämmtliche Wale regelrecht verfolgt und einige Arten bereits

der Vertilgung nahe gebracht hat. Bei Gefahr vertheidigen die Wale sich gegenseitig, und zumal die Mütter ihre Kinder mit großem Muthe. Die kleineren machen von ihrem starken Gebiß Gebrauch; die größeren versuchen nur durch unbändige Bewegungen Angriffe abzuwehren. Im Verhältniß zu ihrer Größe sind jedoch diese ungeschlachten Thiere höchst ungefährliche Gegner desjenigen Feindes, welcher ihnen den größten Schaden zufügt.

Im Anfang hat sich der Mensch wahrscheinlich blos mit denjenigen Walen begnügt, welche ihm das Meer selbst zuführte, d. h. mit solchen, welche durch Stürme auf den Strand geworfen wurden. Erst später dachte er daran, sich mit den Riesen des Meeres im Kampfe zu messen. Man schreibt den Basken die Ehre zu, das erste Volk gewesen zu sein, welches im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert eigentliche Schiffe für den Walfischfang ausrüstete. Um das Jahr 1450 rüsteten die Rheder von Bordeaux ebenfalls Walfischfahrer aus und suchten die werthvolle Beute in den östlichen Theilen des nördlichen Eismeeres auf. Ihre großartigen Erfolge aber mochten die Habsucht anderer Seevölker erweckt haben; denn schon im sechzehnten Jahrhundert zeigten sich englische und bald darauf holländische Walfischfahrer in den grönländischen Meeren. In Amsterdam wurde 1611 eine Gesellschaft gebildet, welche ihre Jagdfahrten nach den Meeren von Spitzbergen und Novaja-Semlja richtete. Bald nahm dieser Theil der Seefahrt einen bedeutenden Aufschwung und vom Jahre 1676 bis 1722 an sendeten die Holländer 5886 Schiffe aus und erbeuteten in dieser Zeit 32,907 Wale, deren Gesammtwerth schon damals mindestens hundert Millionen Thaler unseres Geldes betragen haben mag. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde die gewinnreiche Jagd eifrig betrieben. Gegenwärtig sind die Amerikaner die eifrigsten Walfischfänger. Im Jahre 1841 beschäftigten sie allein für den Walfischfang in der Südsee sechshundert Segel und 13,500 Mann.

Bei dem ungeheuren Aufschwung, welchen die Schifffahrt genommen hat, darf es uns nicht Wunder nehmen, daß zur Zeit alle Polarmeere, welche den kühnen Seefahrern nicht unüberwindliche Hindernisse entgegensetzen, besucht werden. Die Schiffe verlassen ihre heimischen Hafen schon im März oder im September, je nachdem sie mit dem Anbruch des Sommers in dem nördlichen oder im südlichen Eismeer fischen wollen. Dort bleiben die meisten Fänger bis zum September, einige wohl auch bis zum Oktober, hier bis zum März oder spätestens bis zum April. Der Fang ist im ganzen wenig gefährlich, wohl aber die Fahrt. Jedes Jahr bringt der Walfischflotte schwere Verluste. Zum Glück gehen bei den im Treibeis häufigen Schiffbrüchen nur selten Menschenleben verloren, da das Meer fast immer ruhig ist und die Mannschaft Zeit genug hat, sich auf andere Schiffe zu retten. Der Walfischfang überhaupt ist nicht nur ein sehr gefährliches und anstrengendes, sondern auch ein höchst unzuverlässiges Geschäft. Oft gelingt es in kurzer Zeit, das ganze Schiff mit Thran und Fischbein zu beladen, wobei natürlich der Rheder ein glänzendes Geschäft macht und die ganze Bemannung sich eines reichlichen Lohnes erfreut. Manchmal aber ist am Ende der Fahrt auch kein einziger Fisch gefangen worden, und dann hat die Mannschaft, welche für ihren Lohn auf einen Theil des Fanges angewiesen ist, alle Noth und Mühe umsonst gehabt, und der Unternehmer ist um eine bedeutende Summe ärmer.

Der Walfischfang selbst ist schon so oft und so ausführlich beschrieben worden, daß wir uns hier mit einer kurzen Schilderung vollkommen begnügen können. Wenn die Schiffe in den Walfischgründen angekommen sind, kreuzen sie entweder in bestimmten Breiten auf und nieder, oder legen sich an irgend einer günstigen Stelle vor Anker und beobachten von nun ab unablässig das Wasser nach allen Richtungen hin. Der Ausruf des Mannes im Mastkorbe: „Dort blasen sie!“ bringt das ganze Schiff in eine unglaubliche Aufregung. Sorgfältig ausgerüstete Boote werden ausgesetzt, jedes von ihnen mit sechs bis acht tüchtigen Ruderern, einem Steuermann und dem Harpunenwerfer bemannt, und alle jagen nun so eilig als möglich den ruhig ihren Weg schwimmenden Walen entgegen. Die Angriffswaffe, deren sich der Harpunier bedient, ist ein lanzenartig zugespitztes, scharfes, mit Widerhaken versehenes Eisen, welches an einer sehr langen und äußerst biegsamen Leine befestigt ist. Letztere liegt auf einer leicht drehbaren Walze im Vordertheile des Bootes sorgfältig aufgerollt. Beim Näherkommen rudert man langsam und vorsichtig auf den Walfisch zu, je näher, um so besser, und der Harpunier wirft nun mit voller Kraft das scharfe Eisen in den Riesenleib des Wales. In demselben Augenblicke schlagen alle Ruder in das Wasser, um das Boot aus der gefährlichen Nähe des verwundeten Ungeheuers zu entfernen. Gewöhnlich taucht der Wal sofort nach dem Wurf blitzschnell in die Tiefe und rollt dabei die Leine so rasch ab, daß man Wasser auf die Rolle gießen muß, um die Entzündung derselben zu verhindern. Die große Schnelligkeit der ersten Schwimmbewegung hält jedoch nicht lange an. Der Wal schwimmt ruhiger, und seine furchtbaren Feinde sind jetzt im Stande, die Verfolgung wieder aufzunehmen. Freilich kommt es auch vor, daß das Boot von

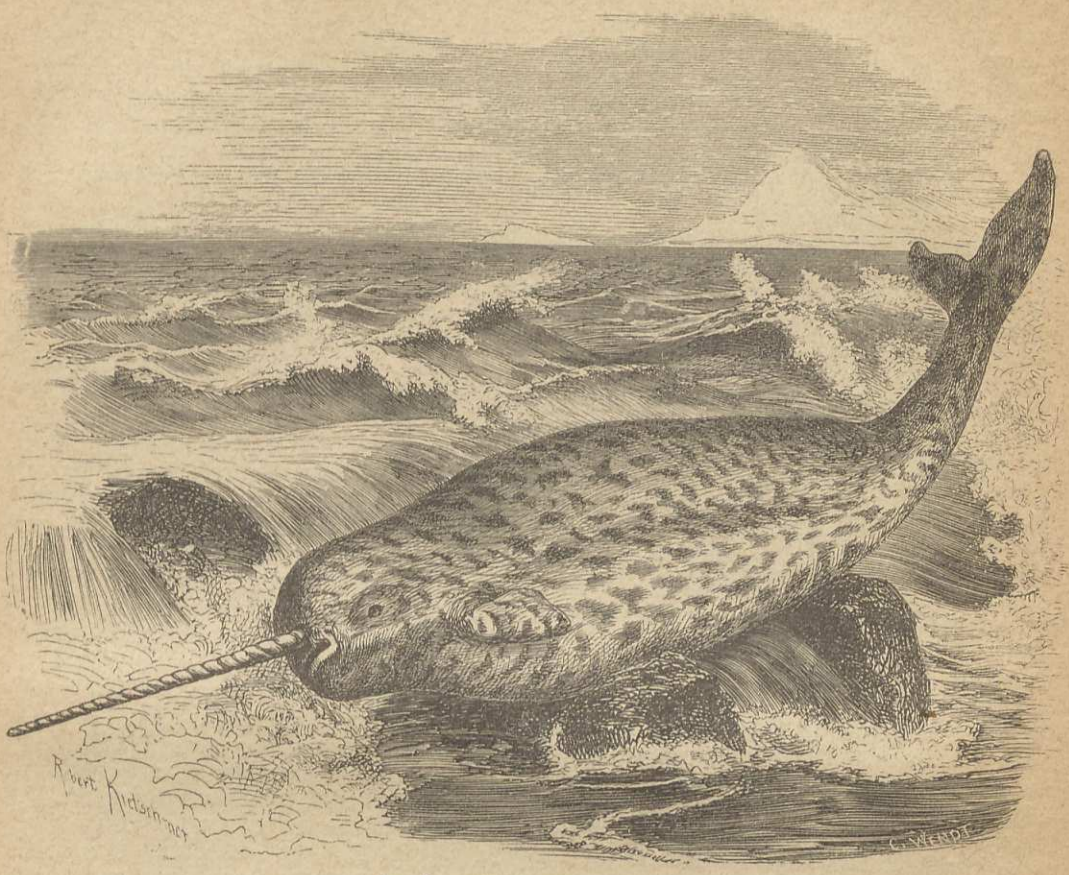
dem fliehenden Thiere mit rasender Schnelligkeit stunden-, ja halbe Tage lang nachgeschleift wird. Nach einer Viertelstunde etwa erscheint der Verwundete wieder an der Oberfläche, um zu athmen. Das eine oder andere Boot nähert sich ihm zum zweiten Male, und ein neuer Wurfspieß dringt in seinen Leib. „Die menschliche Einbildung", sagt ein Augenzeuge, „kann sich nichts Schrecklicheres vorstellen, als die Schlächterei, welche man hier sieht. Entsetzt stürzt sich der Walfisch von Woge zu Woge, springt im Todeskampfe aus dem Wasser heraus und bedeckt das Meer umher mit Blut und Schaum. Er taucht unter, indem er einen Wirbel auf seinem Pfade zurückläßt, er kommt empor, und die tödtliche Lanze dringt in einen noch unberührten Lebensquell; wohin er sich auch kehrt, das kalte Eisen stachelt ihn zur Verzweiflung auf. Im vergeblichen Aufwand seiner Stärke macht er die See kochen wie in einem Topf, ein Zittern ergreift seinen ungeheuren Leib und schüttelt ihn, wie der erwachende Vulkan die Wand des Berges. Endlich hat er sich verblutet; er senkt sich auf die Seite und wird nun verächtlich von den Meereswogen umhergeschleudert, ein willkommenes Ziel für Tausende von Vögeln, welche augenblicklich herbeikommen, in der Absicht, von dem riesigen Aase zu speisen."

Der getödtete Wal geht sehr rasch in Fäulniß über. Schon einen Tag nach seinem Tode ist er zu einer ungeheuren schwammigen Masse angeschwollen, und gar nicht selten treiben die sich entwickelnden Gase den Leichnam so auf, daß er unter heftigem Knall berstet und dabei einen unerträglichen Gestank verbreitet. Gewöhnlich haben die Walfischfänger ihre Arbeit schon beendet, ehe es zur Fäulniß kommt. Man schleppt den erlegten Riesen an einem starken Seile mit mehreren Booten nach dem Schiffe, befestigt ihn dort und schreitet nun zum Einschneiden. Am Hauptmast sind zwei schwere Rollen angebracht, durch diese laufen starke Taue, deren Enden auf der einen Seite an der Ankerwinde befestigt sind, auf der anderen über Bord herabhängen. An ihnen befestigt man den ungeheuren Kopf, um ihn bis zu den Halswirbeln emporzuwinden. Im Genick trennt man ihn von dem übrigen Körper, welcher durch große Haken zum Zerschneiden aufgehängt wird. Der Kopf wird mittlerweile auf das Deck gezogen und später dort des Fischbeins, der Zähne und bezüglich des Walrats beraubt. Die Speckschneider stehen auf schmalen Gerüsten, welche an den Seiten des Schiffes hängen. Sie stechen zuerst drei Fuß breite Streifen um den Körper herum, über den Rücken und Bauch, befestigen einen solchen Streifen an einem Tau und geben das Zeichen zum Aufwinden. Während die Einen die Ankerwinde in Bewegung setzen, helfen die Untenstehenden mit ihren scharfen Spaten nach und trennen den Speck von dem in Folge des Aufwindens sich drehenden Leibe ab. So fährt man fort, bis der ganze Speck in lauter schraubenartig gewundenen Streifen vom Leibe abgeschält ist. Der Rumpf bleibt dem Meergethier überlassen.

Nach dem Aufwinden kommt der Speck zunächst in das Zwischendeck, wo er zuerst von mehreren Leuten und dann durch eine Maschine in dünne Scheiben geschnitten wird. Das Auskochen geschieht in großen auf dem Verdeck eingemauerten Kesseln, deren Herd ringsum mit Wasser umgeben ist. Nur im Anfang verwendet man Steinkohlen zur Feuerung, später benutzt man die übrigbleibenden Stücke des ausgekochten Speckes zur Unterhaltung der Flamme. Der ausgekochte Thran wird in einer Kühlpfanne abgekühlt und dann sofort in die Tonnen gefüllt, welche man im untersten Schiffsraume verladet. Kleinere Wale weidet man aus, zerhackt sie dann in Stücke und kocht ihren ganzen Leib. —

(Narwale.) Die Ordnung der Wale kann in vier oder in zwei Familien eingetheilt werden, je nachdem man die Narwale, Delfine und Pottwale trennt oder vereinigt.

Nach unserer Ansicht vertritt der Narwal (Monodon Monoceros) eine besondere Familie. Er ist ein Wal von 12 bis 16, vielleicht 20 Fuß Länge, welcher sich vor allen übrigen durch den eigenthümlich bewehrten Oberkiefer auszeichnet. Aus ihm brechen nämlich zwei ungeheure, d. h. 6 bis 10 Fuß lange, innen hohle, schraubenförmig von rechts nach links gewundene, elfenbeinartige Stoßzähne hervor, von denen der eine (der rechte) in der Regel verkümmert und im höheren Alter verloren geht. Diese Zähne stehen wagrecht zu beiden Seiten des Oberkiefers. Beim Weibchen bleiben beide gewöhnlich in der Zahnhöhle zurück. Im übrigen erscheint der Narwal als ein Mittelglied zwischen den Sirenen und Delfinen. Der Kopf ist verhältnißmäßig klein, der Hals sehr kurz und dick, der Leib lang gestreckt und spindelförmig, die Schwanzflosse sehr groß, in der Mitte ziemlich tief ausgeschnitten, zu beiden Seiten glatt, die Brustfinne dagegen verhältnißmäßig klein. Eine Rückenfinne wird nur durch eine Hautfalte angedeutet. Die nackte, glatte, sammetartige, weiche und glänzende Haut ist verhältnißmäßig dünn, die



Der Narwal (Monodon Monoceros).

Oberhaut nicht dicker als Papier, die Schleimhaut noch nicht einen halben Zoll dick und auch die Lederhaut dünn, obschon fest. Nach Alter und Geschlecht ist die Färbung etwas verschieden. Beim Männchen stehen auf der weißen oder gelblichweißen Grundfarbe zahlreiche, längliche, unregelmäßig gestaltete, weiße und braune Flecken, beim Weibchen solche, welche mehr ins Bräunliche spielen. Diese Flecken stehen auf dem Rücken am dichtesten und auf dem Unterleibe am dünnsten. Auf dem Kopfe fließen sie oft gänzlich zusammen. Der Zahn sieht, nachdem man ihn gereinigt hat, gelblichweiß, an der Spitze aber reinweiß aus.

Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß die Alten über den Narwal alles Mögliche gefabelt haben. Ein so auffallend gestaltetes Thier erregt nothwendigerweise die Verwunderung des Menschen. Namentlich über den Zahn hat man Allerlei gemuthmaßt und, um offen zu sein, muthmaßt man auch heute noch.

Es dürfte gerathen sein, in diesem Zahne wohl nur eine Waffe zu sehen, wie sie das männliche Geschlecht so oft vor dem weiblichen voraus hat; wenigstens wüßte man sonst nicht zu erklären, wie das unbezahnte Weibchen sich helfen könnte, wenn der Zweck, dem er dienen soll, auf einer Nothwendigkeit begründet wäre.

Unsere Kenntniß über das Leben und Treiben des „Seeungeheuer" gescholtenen Wales läßt noch sehr viel zu wünschen übrig. Wir wissen jetzt ungefähr Folgendes: der Narwal ist ein Bewohner der nördlichen Meere und wird am häufigsten zwischen dem 70. und 80. Grad der nördlichen Breite getroffen, in der Davisstraße und in der Baffinsbay. Südlich des Polarkreises kommt er nur selten vor. So weiß man blos von vier Fällen, daß Narwale an der Küste Großbritanniens strandeten, und an den deutschen Küsten ist das Thier nur im Jahre 1736, aber zwei Mal, vorgekommen und erlegt worden.

Selten sieht man diesen Wal einzeln. Den Schifffahrern kommt gewöhnlich ein Trupp von 15 bis 20 Stück zu Gesicht, regelmäßig Thiere desselben Geschlechts. Im hohen Norden soll er sich auch zu Rudeln von Hunderten vereinigen, namentlich an solchen Orten, wo das auf große Strecken hin eisbedeckte Meer einige freie Stellen hat. So weit man beobachten konnte, ist der Narwal ein friedliches, harmloses Thier, welches weder unter sich Zank und Streit anfängt, noch auch Kämpfe mit dem Walfisch ausführt. Die Rudel schwimmen so dicht, daß ein Männchen immer den Stoßzahn auf den Rücken seines Vordermannes legt. Bei jedem Emporsteigen stößt das Thier Luft und Wasser mit Heftigkeit durch die Nase, wodurch ein weit hörbares Schnauben entsteht.

Seegurken, nackte Weichthiere und Fische bilden die Nahrung des auffallenden Geschöpfes.

Man jagt den Narwal schon seit alten Zeiten des großen Nutzens halber, welchen er gewährt. Gleichwohl ist der Mensch vielleicht nicht der hauptsächlichste Feind unseres Thieres. Nicht blos der Butskopf oder Schwertfisch und der Menschenfresserhay stellen ihm nach: — auch das Meer selbst wird ihm verderblich. Von keinem anderen Walthiere findet man so viele Ueberbleibsel, als von dem Narwal. In vielen Gegenden, wo er sehr selten ist, schwemmt das Meer seine Stoßzähne in Menge an und ebenso oft wird der anscheinend unverletzte Leib an die nördlichen Küsten getrieben. Es scheint also, daß bei Stürmen viele dieser Wale zu Grunde gehen.

Die Walfischfänger machen nicht immer Jagd auf ihn. Einzelne Narwale sind schwer zu erlegen, wenn nicht eisfreie Strecken des Meeres behufs des Athemholens sie an ein und dieselbe Stelle binden. Im hohen Meere werden einzelne harpunirt, wie der Walfisch; im Ganzen aber ist die Jagd nirgends bedeutend. Die Grönländer essen das Fleisch gekocht und getrocknet, die Haut und den Speck roh und wissen auch die übrigen Theile zu verwenden. Die Walfischfahrer schmelzen zwar den Speck aus, sehen aber doch in den Stoßzähnen den Hauptgewinn der Jagd. In früheren Zeiten wurden diese mit ganz unglaublichen Summen bezahlt. Man schrieb ihnen allerlei Wunderkräfte zu, während wir jetzt in ihnen blos eine Masse sehen, die das Elfenbein in jeder Hinsicht übertrifft. Man hielt die Zähne für das Horn des Einhorns in der Bibel, und deshalb setzten die Engländer einen solchen Zahn dem fabelhaften Einhorn ihres Wappens auf. Kaiser und Könige ließen sich oft mit dem zierlichsten Schnitzwerk versehene Stäbe daraus verfertigen, welche ihnen nachgetragen wurden, und die kostbaren Bischofsstäbe waren aus solchen Zähnen gefertigt. Einen Narwalzahn hatten zwei Markgrafen von Bayreuth von Kaiser Karl V. für einen großen Schuldposten angenommen und für einen andern wurde von den Venetianern noch im Jahre 1559 die ungeheuere Summe von 30,000 Zechinen angeboten. Ein Zahn, welcher in der kurfürstlichen Sammlung zu Dresden an einer goldenen Kette hing, wurde auf 100,000 Reichsthaler geschätzt.

* * *

(Delfine.) Die zweite Familie der Wale, welche die Delfine (Delphini) umfaßt, ist die reichhaltigste von allen und zerfällt in eine Menge von Sippen. Alle hierher gehörigen Thiere sind Mittelglieder zwischen dem Narwal und dem Pottfisch. Es kennzeichnet dieselben eine ansehnliche Zahnmenge in den beiden manchmal schnabelartig verlängerten Kiefern des verhältnißmäßig kleinen Kopfes mit einfachem Spritzloch, sowie ein kleiner, aber schlanker Leib mit kleiner Schwanz- und Brustflosse und einer Rückenflosse, welche wenigstens oft sich findet. Die Zähne sind besonders deshalb merkwürdig, weil sie sich nicht als Schneide-, Reiß-, Mal- und Kauzähne unterscheiden lassen, sondern durchaus gleichartig gebildet sind.

Die Delfine beleben alle Meere der Erde, die unter dem Gleicher liegenden ebensowohl als die hochnordischen und gemäßigteren. Sie sind die einzigen Wale, welche weit in den Flüssen emporsteigen, ja selbst ihre ganze Lebenszeit in ihnen und in den Seen, welche mit den Flüssen zusammenhängen, verbringen. Sie wandern wie die Wale von Norden nach Süden oder von Westen nach Osten und umgekehrt. Alle sind im hohen Grade gesellig; manche schlagen sich in sehr starke Schaaren zusammen, welche dann tage- und wochenlang mit einander im Meere hin und her streifen. Ihre große Lebhaftigkeit, ihre geringe Scheu vor dem Menschen und ihre lustigen Spiele haben sie schon seit uralter Zeit den Schiffern und zumal den Dichtern befreundet.

Fast alle Delfine schwimmen mit außerordentlicher Gewandtheit und Schnelligkeit und sind deshalb zum Fischfang im hohen Grade befähigt. Grade sie gehören zu den furchtbarsten Räubern des Meeres; sie wagen sich selbst an den ungeheuren Walfisch und wissen diesen, Dank ihrer Ausdauer, wirklich zu bewältigen. Nebenbei fressen sie auch noch Kopffüßler, Weich-, Krusten-

und Strahlenthiere; einzelne sollen aber auch Seetange und Baumfrüchte zu sich nehmen und diese sogar von den Bäumen, welche sich über das Wasser neigen, abpflücken. Gefräßig, raubgierig und grausam sind sie alle. Was genießbar ist, erscheint ihnen als gute Beute; sie verschmähen nicht einmal die Jungen ihrer eigenen Art oder ihrer nächsten Verwandten. Die Weibchen werfen nach einer Tragzeit von etwa zehn Monaten ein oder zwei Junge, säugen diese lange, behandeln sie mit der größten Sorgfalt und beschützen und bewachen sie bei Gefahr. Man nimmt an, daß die Jungen nur langsam wachsen, aber ein hohes Alter erreichen.

Alle Delfine sind seitens des Menschen ungleich weniger Verfolgungen ausgesetzt, als die übrigen Wale. Ihre schlimmsten Feinde sind ihre eigenen Familienglieder; aber mehr noch, als irgend welches Raubthier wird ihnen ihr Ungestüm verderblich. Sie verfolgen mit solcher Gier ihre Beute, daß sie oft durch diese auf den verrätherischen Strand gezogen werden, gänzlich außer Fahrwasser gerathen und schaarenweise auf dem Trockenen verkommen müssen. Manchmal finden die Fischer Dutzende von ihnen am Strande liegen. Im Todeskampfe lassen sie ihre Stimme vernehmen: ein schauerliches Stöhnen und Aechzen, welches bei einigen von reichen Thränengüssen begleitet wird.

Der Mensch gewinnt von vielen Arten einen ziemlichen Nutzen; denn fast alle Theile des Leibes finden Verwendung. Man ißt das Fleisch und das Fett, die edleren Eingeweide, benutzt die Haut und die Gedärme und schmilzt aus ihrem Speck einen sehr gesuchten, feinen Thran aus.

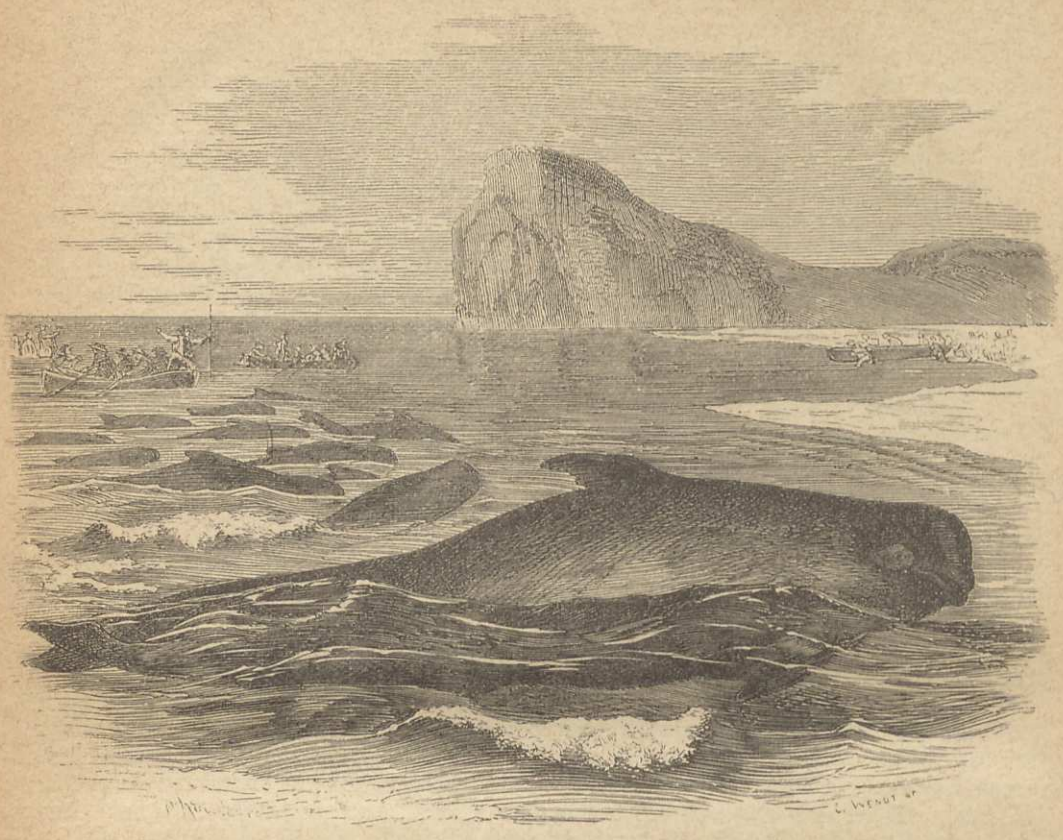
Der Weißfisch oder die Beluga (Delphinapterus Leucas) gilt als einziger Vertreter einer besonderen Sippe, welche sich hauptsächlich durch den runden Kopf mit abgestumpfter Schnauze, das Fehlen einer Rückenflosse, sonst aber auch dadurch auszeichnet, daß die Zähne, welche beide Kiefern tragen, im Alter oft ausfallen. Aus diesem Grunde reiht man das Thier dem Narwal an. Es erreicht eine Länge von 12 bis 20 Fuß bei einem Umfang des Leibes von 9 Fuß. Die äußere Haut des Leibes ist bei jungen Thieren bräunlich oder bläulichgrau, bei alten aber milchweiß, mehr oder weniger ins Gelblichrosenrothe oder Pomeranzenfarbige spielend. Diese Färbung ist es, welche unserem Wale oder Delfin in allen Sprachen seinen Namen gegeben hat. Es soll ein wahrhaft prachtvolles Schauspiel sein, wenn eine Herde dieser blendenden Thiere nach und nach aus den dunklen Meereswogen mit halbem Leibe emportaucht und unter Schnauben Wasserstrahlen umherschleudert.

Der Weißfisch findet sich in allen Meeren des hohen Nordens, vom 56. Grad nördlicher Breite an ziemlich regelmäßig. Er ist nirgends gerade selten und fällt wegen seiner schönen Färbung auch dem rohen Matrosen auf. Einige Male ist er nach den südlicheren Theilen Europas herabgekommen: so fand man im Jahre 1793 zwei junge, etwa 7 bis 8 Fuß lange Belugas auf dem Strande von Pentland-Frith und hatte im Jahre 1815 Gelegenheit, mehrere Monate lang eine ziemlich erwachsene Beluga zu beobachten, welche sich während dreier Monate lustig im Golfe von Edinburg umhertrieb, endlich getödtet und wissenschaftlich untersucht und beschrieben wurde.

An den sibirischen Küsten ist die Beluga eine ebenso häufige, als gern gesehene Erscheinung. Unser Delfin nämlich ist der eifrigste Verfolger gewisser Fische, welche auch der Mensch sehr schmackhaft findet, namentlich des Dorsches, der Schollen, Schellfische und Lachse.

In ihrem Wesen und Treiben erinnert die Beluga am meisten an den Narwal. Gesellig und verträglich durchzieht sie das Meer, entfernt sich im Sommer ziemlich weit von den Küsten und kehrt mit zunehmender Kälte in die Nähe derselben zurück, ohne jedoch regelmäßig zu wandern, wie andere Wale. Die Walfischfänger sehen den Weißfisch mit großer Freude, weil sie ihn als einen Vorläufer des Walfisches ansehen. Sie segeln oft tagelang in seiner Gesellschaft weiter, ohne ihn zu belästigen. Alle nordischen Völkerschaften stimmen überein, daß das Fleisch und der Speck der Beluga ein angenehmes Nahrungsmittel ist; Speck und Oel sind vorzüglich, leider aber ist das Thier an beiden so arm, daß sich nicht einmal die Kleinfischerei bezahlt macht.

Unter allen Gaben, welche das Meer darbietet, ist für die armen Nordländer und zumal für die Färinger, Isländer und die Bewohner der Orkneyinsel keine wichtiger, als die, welche es in Gestalt eines unserer Familie angehörigen Thieres darbietet. Es ist dies der Grind-



Der Grind- oder schwarze Delfin (Globicephalus globiceps).

oder schwarze Delfin (Globicephalus globiceps), ein Thier von 16 bis 20 Fuß Länge, 10 Fuß Leibesumfang hinter den Finnen und bis 50 Centner Gewicht mit über 5 Fuß langen und 1½ Fuß breiten Brustfinnen und einer sehr niederen Fettflosse auf dem Rücken. Der Leib ist glänzendschwarz bis auf einen weißen, herzförmigen Flecken auf den Brustflossen, welcher streifenartig verlängert ist. In beiden Kiefern stehen jederseits 9 bis 13 Zähne in weiten Zwischenräumen von einander und so, daß die oberen immer zwischen die unteren eingreifen und umgekehrt. Die Zähne sind kegelförmig, stark, ziemlich lang und enden in eine scharfe, etwas nach rück- und einwärts gekrümmte Spitze.

Der Grind ist der häufigste und verbreitetste Delfin. Er findet sich im ganzen Eismeer und besucht von hieraus theils das nördliche, theils das große Weltmeer, theils auch das atlantische und selbst das Mittelmeer, ohne jedoch regelmäßige Wanderungen zu unternehmen. Noch geselliger als seine Gattungsverwandten, schlägt er sich in Schaaren von einigen hundert Stück zusammen, welche von einigen erfahrenen, alten Männchen geleitet werden. Kein einziges Walthier strandet in solchen Massen wie der Grind: man kann sagen, daß er seinen Tod nicht im Meere, sondern auf dem Lande findet. Im Jahre 1799 strandete eine Herde von zweihundert, 1805 eine von dreihundert Stücken auf den Shetlandsinseln; im Jahre 1809 und 10 wurden elfhundert Stück in einer nach den Grinden Walfjord genannten Bucht auf Island ans Ufer geworfen.

Am 7. Januar 1812 strandete ein Trupp von 70 Stück an der Nordküste der Bretagne. Die Herde bestand aus 7 Männchen und 12 Jungen, alle übrigen waren alte Weibchen. Die gestrandeten Thiere blieben einige Zeit am Leben, wurden aber immer schwächer, stießen klägliche Töne aus und versuchten vergeblich, sich wieder zu befreien und erwarteten endlich den Tod, wie es schien, mit vollkommener Ergebung. Ein altes Männchen hielt fünf Tage aus,

ehe es endlich dem Verderben erlag. In dem Magen der Thiere fand man Ueberbleibsel vom Kabeljau und von verschiedenen Tintenschnecken. Bei anderen wurde beobachtet, daß sie auch Dorsche, Barben, Häringe und Weichthiere verschlingen. Der Magen gestrandeter Grinde ist übrigens gewöhnlich leer.

Man findet zu allen Zeiten des Jahres trächtige Weibchen und säugende Junge. Der neugeborene Grind ist schon ein gegen sieben Fuß langes und so schweres Geschöpf, daß es kaum von einem Manne getragen werden kann. Die Mutter zeigt große Liebe für ihr Kind.

Den Nordländern ist der Grind eine so gewöhnliche Erscheinung, daß sie es, wie es scheint, kaum der Mühe werth halten, eine ausführliche Beschreibung zu geben. Bereits seit den ältesten Zeiten bildet dieses Thier den Gegenstand der eifrigsten Verfolgung, einen Gegenstand, von welchem das Wohl oder das Wehe der armen Bewohner abhängt. Graba, ein sehr sorgfältiger Naturforscher, beschreibt uns den Fang des Grindwales auf den Faröen in ebenso anziehender, als verständlicher Weise.

„Am 2. Juli", so erzählt er, „erscholl mit einem Male von allen Seiten her der laute Ruf „Grindabud". Dieser Ruf zeigt an, daß ein Haufen Grindwale durch ein Boot entdeckt worden sei. In einem Augenblick war ganz Thorshaven in Bewegung; aus allen Kehlen erscholl es „Grindabud", und allgemeiner Jubel verkündete die Hoffnung, sich bald an einem Stück Walfleisch zu erlaben. Die Leute rannten durch die Gassen, als ob die Türken landen wollten. Hier liefen welche zu den Booten, dort andere mit Walfischmessern; dort wieder trabte eine Frau ihrem Manne nach mit einem Stück trockenen Fleisch, damit er nicht verhungere, Kinder wurden über den Haufen gerannt, und vor lauter Eifer fiel Einer aus dem Boote in die See. In Zeit von zehn Minuten stießen elf Achtmannsfahrer vom Lande; die Jacken wurden ausgezogen, und die Ruder mit einem Eifer gebraucht, daß die Fahrzeuge wie ein Pfeil dahinschossen. Wir verfügten uns zum Amtmann, dessen Boote und Leute in Bereitschaft waren, und gingen mit ihm erst auf die Schanze, um von hier zu sehen, wo die Wale seien. Durch unser Fernrohr entdeckten wir zwei Boote, welche Grindabud anzeigten. Jetzt stieg eine hohe Rauchsäule beim nächsten Dorfe auf, gleich darauf eine auf einem benachbarten Berge; überall flammten Zeichen; Boten wurden zu allen benachbarten Ortschaften gesandt; der Fjord wimmelte von Fahrzeugen. Wir bestiegen die Jacht des Amtmanns und hatten bald alle übrigen eingeholt. Jetzt erblickten wir die Wale, um welche von allen Booten ein weiter Halbkreis geschlossen wurde. Zwischen zwanzig bis dreißig Boote, denen wir uns angeschlossen hatten, umringten, jedes etwa hundert Schritte von einander entfernt, den Haufen und trieben ihn langsam vor sich her, der Bucht von Thorshaven zu. Der vierte Theil aller Wale war ungefähr sichtbar; bald tauchte ein Kopf hervor und spie seinen Wasserstrahl aus, bald zeigte sich die hohe Rückenfinne, bald der ganze Oberkörper. Wollten sie den Versuch machen, unter die Fahrzeuge durchzuschwimmen, so wurden Steine und Stücke Blei an Schnüre befestigt, in das Wasser geworfen; schossen sie rasch vorwärts, so wurde gerudert, daß die Ruder abbrachen."

„Als die Wale dem Eingange des Hafens nahe waren und nicht leicht mehr entrinnen konnten, eilten wir der Stadt zu. Der Strand wimmelte von Menschen, die dem ergötzlichen Geschäfte des Mordens zusehen wollten. Wir wählten uns einen guten Standpunkt aus, von wo wir Alles ganz in der Nähe betrachten konnten."

„Je näher die Wale dem Hafen und dem Lande kamen, desto unruhiger wurden sie, drängten sich auf einen Haufen dicht zusammen und achteten wenig mehr des Steinewerfens und Schlagens mit den Rudern. Immer dichter zog sich der Kreis der Boote um die unglücklichen Schlachtopfer, immer langsamer zogen sie in den Hafen hinein, die Gefahr ahnend; jetzt als sie in den Westervaag gekommen waren, der ungefähr nur 250 Schritte breit und doppelt so lang ist, wollten sie sich nicht länger wie die Herde Schafe treiben lassen und machten Miene, umzukehren. Nun nahte der entscheidende Augenblick. Unruhe, Besorgniß, Hoffnung, Mordlust zeigte sich in den Gesichtern aller Färinger. Sie erhoben ein wildes Geschrei; alle Boote stürzten auf den Haufen zu und stachen mit ihren breiten Harpunen diejenigen Wale, welche dem Boote nicht so nahe waren, daß der Schlag ihres Schwanzes dieses hätte zerschmettern können. Die verwundeten Thiere stürzten mit fürchterlicher Schnelligkeit vorwärts, der ganze Haufe folgte und rannte auf den Strand."

„Nun begann ein fürchterliches Schauspiel. Alle Boote eilten den Walen nach, fuhren blindlings unter sie und stachen tapfer darauf los. Die Leute, welche am Lande standen, gingen bis unter die Arme in das Wasser zu den verwundeten Thieren, schlugen ihnen eiserne Haken, an welche ein Strick gebunden war, in den Leib oder die Blaselöcher, und nun zogen drei bis vier Mann den Wal vollends auf das Land und schnitten ihm die Gurgel bis auf den Rücken-

wirbel durch. Im Todeskampfe peitschte das sterbende Thier die See mit seinem Schwanze, daß das Wasser umherstob; das krystallhelle Wasser des Hafens war blutroth gefärbt, und Blutstrahlen wurden aus den Blaseröhren in die Luft gespritzt. Sowie der Soldat in der Schlacht alles menschliche Gefühl verliert und zum reißenden Thiere wird, so entflammte die Blutarbeit die Färinger bis zur Wuth und Tollkühnheit. An dreißig Boote, dreihundert Menschen, achtzig getödtete und noch lebende Wale befanden sich auf einem Raume von wenigen Geviertruthen. Geschrei und Toben überall. Kleider, Gesichter und Hände vom Blute gefärbt, glichen die sonst so gutmüthigen Färinger den Kannibalen der Südsee; kein Zug des Mitleidens äußerte sich bei dem gräßlichen Gemetzel. Als aber ein Mann durch den Schlag des Schwanzes eines sterbenden Wales niedergestreckt und ein Boot in Stücke zerschlagen war, wurde der letzte Theil dieses Trauerspiels mit mehr Vorsicht zu Ende gespielt. Achtzig getödtete Wale bedeckten den Strand; nicht ein einziger war entkommen. Sobald das Wasser erst mit Blut gefärbt und durch das Schlagen mit dem Schwanze von den sterbenden getrübt ist, so werden die noch lebenden erblindet und taumeln im Kreise umher. Entrinnt auch Einer zufällig in das klare Wasser, so kehrt er doch sogleich in das blutige zu seinen Gefährten zurück."

„Nach einer Stunde Ruhe wurden die Körper neben einander gelegt, geschätzt und ihre Größe mit römischen Zahlen in die Haut eingeschnitten. Die Vertheilung geschieht nach der Größe des Landbesitzes, noch ebenso wie sie seit undenklichen Zeiten vorgenommen wurde."

„Nachdem jedem Boote sein Antheil zugewiesen war, wurden die Fische zerlegt. Dies geschieht in folgender Weise. Sobald sie auf das Land gezogen sind, werden zuerst die Finnen ab- und dann der Körper in der Mitte durchgeschnitten. Nun wird der Speck in etwa 1½ Fuß breiten Streifen, darauf das Fleisch in Stücken von 40 bis 50 Pfund abgelöst, Leber, Herz und Niere, die schmackhaftesten Bissen für die Färinger, herausgenommen und darauf der Rumpf umgekehrt und mit der anderen Seite ebenso verfahren. Der Nutzen dieser Thiere für das Land ist sehr groß. Man rechnet im Durchschnitt auf jeden Wal eine Tonne Thran, welche im Handel mit elf Thaler bezahlt wird. Fleisch und Speck werden frisch gegessen und eingesalzen getrocknet."

Den Grinden nahe verwandt sind die Schwertfische (Orcinus). Ihren Namen erhielten sie wegen ihrer mehr als fußhohen, unten breiten, oben verschmälerten und gegen den Schwanz zurückgebogenen Rückenflosse, welche von weitem einem Schwerte oder besser einem Säbel ähnelt.

Eine Art von ihnen, der gemeine Schwertfisch oder Butskopf (Orcinus Orca), ist schon seit den ältesten Zeiten bekannt und seiner Bösartigkeit halber berüchtigt, und sonderbarer Weise stimmen alle neueren Beobachter mit den Forschern des Alterthums in diesem letzten Punkte überein.

Der Schwertfisch ist ein kräftiger, gedrungen gebauter Delfin mit kleinem Kopfe, hohem Rücken und langen Seitenflossen und breiter, starker, sförmig gerandeter Schwanzfinne, ausgerüstet mit 11 bis 13 starken, raubthierartigen Zähnen, oben glänzend schwarz gefärbt, unten porzellanweiß mit gelblichem Schimmer. Ueber und hinter dem Auge steht ein länglicher, weißer Fleck, welcher dem Thier bei den Alten den Namen Widderdelfin verschafft hat. Die dunkle Farbe der Oberseite grenzt sich scharf, aber nicht regelmäßig von der unteren weißen ab. In der Größe ähnelt der Schwertfisch dem Grinde. Man hat schon einzelne von 31 Fuß Länge getroffen.

Es scheint, daß der Schwertfisch in früheren Zeiten weit verbreiteter war, als gegenwärtig. Die alten römischen Naturforscher kennen ihn sehr wohl und geben auch das Mittelmeer als seine Heimat an. In der Neuzeit hat man von seinem Vorkommen im Mittelmeere Nichts mehr vernommen. Er bewohnt das nördliche atlantische, das Eismeer und das nördliche stille Meer, von wo aus er bis an die Küsten Frankreichs und in das japanische Meer herabgeht. Nach Tilesius sieht man ihn im Nordmeere gewöhnlich zu fünf und fünf wie einen Trupp Soldaten, Kopf und Schwanz nach unten gekrümmt, die Rückenflosse wie ein Säbel aus dem Meere hervorstehend, äußerst schnell dahinschwimmen und wachsamen Auges das ganze Meer absuchen. Seine Jagd gilt nicht blos kleineren Fischen, sondern auch den Riesen des Meeres; denn der Schwertfisch ist nicht nur der größte, sondern auch der muthigste, raubsüchtigste, blutdürstigste und deshalb gefürchtetste aller Delfine. Anderson berichtet, daß diese Thiere in Neuengland Walfischmörder genannt würden. Die Grönlandsfahrer sehen sie oft bei Spitzbergen und in der Davisstraße, ja man bemerkt sie zuweilen sogar bei Helgoland vor der Elbe. Ihrer großen Geschwindigkeit halber kann man sie nicht fangen; höchstens könnte man sie mit Büchsen erschießen.

Mehrere von ihnen fallen den Walfisch mit den Zähnen an, ängstigen ihn und reißen ganze Stücke aus seinem Leibe, wodurch er dermaßen entsetzt und abgemattet wird, daß er die Zunge herausreckt. Um diese ist es den Mordfischen am meisten zu thun, und sowie er den Rachen aufreißt, machen sie sich über ihn her und reißen ihm die Zunge heraus. Daher kommt es, daß die Fänger dann und wann einen todten Walfisch antreffen, welcher die Zunge verloren und davon gestorben ist. Pontoppidan, Bischof von Norwegen, beschreibt sie unter dem Namen Speckhauer. „Ihrer zehn oder mehrere beißen sich in den Seiten des Walfisches so fest ein, daß sie daran wohl eine Stunde lang hängen und nicht eher loslassen, als bis sie einen Klumpen Speck von der Größe einer Elle herausgerissen haben. Unter ihrem Angriff brüllt der Walfisch jämmerlich, ja er springt wohl manchmal klafterhoch übers Wasser in die Höhe; dann sieht man, daß sein Bauch ebenfalls von diesen seinen Feinden besetzt ist. Zuweilen tummeln sich diese so lange um ihr Schlachtopfer herum, bis sie es fast ganz abgehäutet und ihm den Speck abgerissen haben. Die Fischer finden dann eine Menge Speck zu ihrem Vortheil im Meere; denn die Speckhauer selbst fressen davon Nichts, sondern haben blos ihre Lust daran, den großen Fisch zu plagen."

Man glaubte früher, daß der Schwertfisch in der Rückenfinne die Hauptwaffe besäße. „Doch solches ist falsch, weil dieselbe, ungeachtet sie zwei Ellen hoch und sehr spitzig, auch in der See wie ein schneidiges Horn oder Knochen anzusehen, doch weich ist, aus lauter Fett besteht und überdies, um zu verwunden, nicht einen einzigen Knochen hat."

So vielen und so übereinstimmenden Berichten gegenüber dürfen wir kaum wagen, die Angaben für Fabeln zu halten. Das unglaublich Klingende scheint wirklich wahr zu sein.

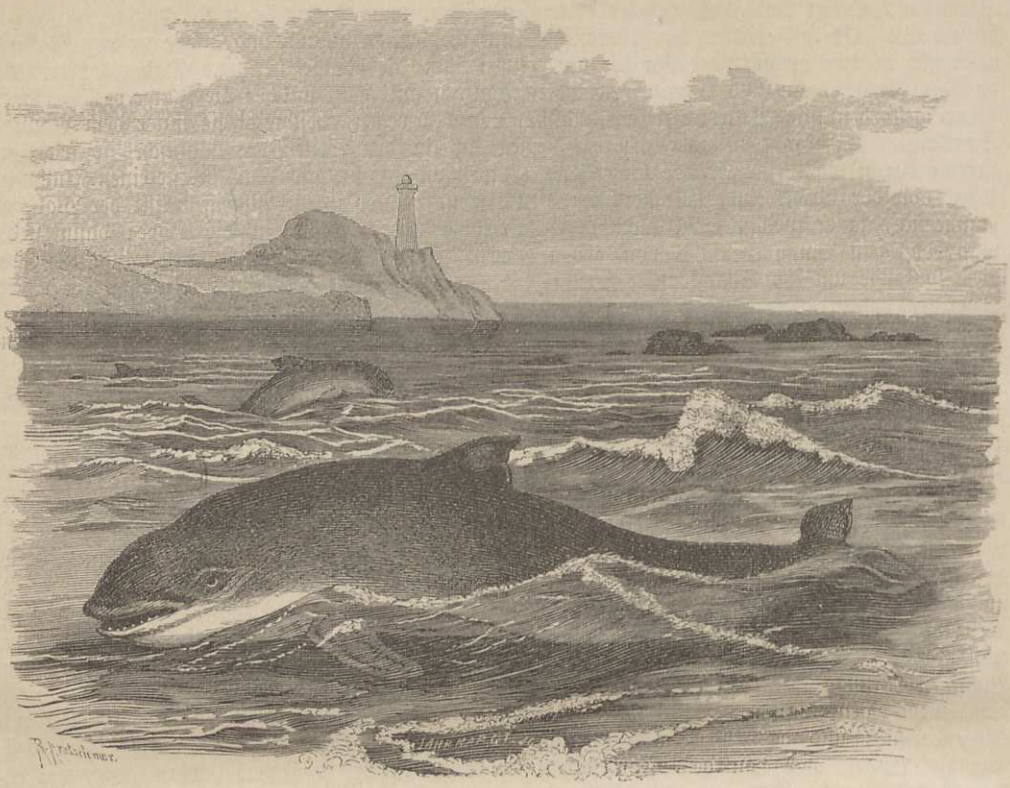
Obgleich der Schwertfisch fast gar kein Fleisch besitzt, sondern aus lauter flüssigem Fette besteht, wird doch nirgends regelmäßig auf ihn Jagd gemacht. Einzelne fängt man zuweilen in Flüssen. So kennt man drei Beispiele, daß Schwertfische in der Themse harpunirt wurden. Erst im Jahre 1841 wurde die genaue Beschreibung des Schwertfisches entworfen. Bei dem holländischen Dorfe Wyk op Zee strandete ein sechzehn Fuß langes Weibchen und gab einem tüchtigen Naturforscher Gelegenheit, es zu beobachten. Als dieser es zuerst sah, war es noch mit einem eigenthümlichen Farbenglanze geschmückt. Das Schwarz spielte in allen Farben des Regenbogens, und das Weiß glich an Reinheit und Glanz dem Porzellan. Aber schon nach wenigen Tagen war von dem Farbenschimmer Nichts mehr zu sehen. Man gewann blos 40 Gulden aus dem Thran und nicht mehr aus dem Gerippe, welches dem reichen Museum zu Leyden zu ganz besonderer Zierde gereicht.

Der Schwertfisch ist ein so auffallendes Geschöpf, daß alle Völkerschaften, welche mit ihm zu thun haben, ihm auch einen besonderen Namen beilegten. Die meisten dieser Namen bedeuten Todtschläger oder Mörder. So nennen ihn die Nordamerikaner „Killer", die Engländer „Trasher".

Der gemeinste und deshalb bekannteste aller Delfine ist der Braunfisch. Er bildet mit einigen Verwandten die Sippe der Meerschweine (Phocaena), welche die sanft abfallende Stirn, die nicht auffallend erhöhte Rückenflosse und das sehr reichzahnige Gebiß kennzeichnet.

Der Braunfisch (Phocaena communis) wird 4 bis 6, selten 8 Fuß lang. Der Leib ist spindelförmig, hinten leicht zusammengedrückt, in der Mitte am meisten verdickt. Die glänzende Haut ist auf der ganzen Oberseite dunkelschwarzbraun oder schwarz gefärbt und schillert in das Violette oder Grünliche, die Unterseite ist weiß, die Iris gelblich. In beiden Kiefern finden sich jederseits 23 bis 25 Zähne, die Gesammtzahl der Zähne steigt also auf 92 bis 100. Alle Zähne sind gleichmäßig in den Kiefern vertheilt und so gestellt, daß die beiden Reihen bei geschlossenem Munde in einander eingreifen.

Kein Delfin geht uns näher an, als der Braunfisch. Er ist es, welchem man auf jeder Reise in der Nordsee begegnet, er ist es, welcher die Mündungen unserer Flüsse umschwärmt und gar nicht selten in ihnen bis tief in das Innere des Landes hinaufsteigt. So hat man das Meerschwein wiederholt im Rhein und in der Elbe noch über Magdeburg hinauf angetroffen; man hat es bei Paris und London erlegt. Als eigentliche Heimat ist der ganze Norden des atlantischen Meeres anzusehen. Es liebt mehr die Küsten, als das innere, hohe Meer, und findet sich daher überall in der Nähe des Landes. Nach Süden hin scheint der Braunfisch bis zum Mittelmeere vorzukommen. Außerdem schwärmt er, durch die Behringsstraße gehend, im großen Weltmeere umher und gelangt hier bis in die Breite der japanesischen Inseln. Es scheint, daß auch er regelmäßige Reisen macht, mit Eintritt des Sommers nördlich geht und gegen den



Der Braunfisch (Phocaena communis).

Winter hin sich wieder nach Süden wendet. Im Frühjahre zieht er den Häringen nach; sie verfolgt er mit solchem Eifer, daß er den Fischern oft im hohen Grade lästig wird. Seine Gefräßigkeit ist sprichwörtlich; er verdaut außerordentlich schnell und bedarf einer ansehnlichen Menge von Nahrung. Die Fischer hassen ihn, weil er ihr Gewerbe beeinträchtigt und ihnen auch manchmal wirklich Schaden zufügt. Ohne Mühe zerreißt er die dünnen Netze, welche Fische bergen, und frißt ganz behäbig die Gefangenen auf. Stärkere Netze freilich werden ihm oft zum Verderben; er bleibt in ihnen hängen und erstickt. Wegen dieser Liebhaberei wird der Braunfisch überall gehaßt und um so eifriger verfolgt, als auch Fleisch und Fett noch einen guten Ertrag liefern. In früheren Zeiten wurde sein Fleisch überall geschätzt. Schon die alten Römer verstanden die Kunst, wohlschmeckende Würste aus ihm zu bereiten; später wurde das Meerschwein, zumal in England, auf die Tafel des Königs und der Vornehmen gebracht. Heutzutage bildet es für die ärmeren Küstenbewohner und für die oft an frischem Fleische Mangel leidenden Schiffer eine erwünschte Speise. Das Fleisch alter Thiere sieht schwärzlich aus und ist derb, grobfaserig, zähe und thranig, deshalb auch schwer verdaulich; dasjenige aber, welches von jüngeren Thieren stammt, wird als sehr fein und wohlschmeckend gerühmt. Eingesalzen und geräuchert findet es bei den nicht verwöhnten Nordländern überall günstige Aufnahme. Der Thran ähnelt dem des Walfisches, ist aber feiner und wird deshalb mehr geschätzt. Die Grönländer benutzen ihn zum Schmalzen ihrer Speisen oder schlürfen ihn mit demselben Wohlgefallen, mit welchem wir ein gutes Glas Wein genießen. Die Haut endlich wird gegerbt und dann als Leder verwendet. So überwiegt also der Nutzen, welchen das Meerschwein bringt, den verhältnißmäßig geringen Schaden; aber er vermehrt nur den Eifer, mit welchem unser Delfin verfolgt wird. Ueberall, wo die Häringszüge regelmäßig ankommen, senkt man zur Zeit des Zuges starke, weitmaschige Netze in die Tiefe der Flüsse, durch welche wohl die Häringe, nicht aber auch die Braunfische schlüpfen können.

Der Braunfisch ist gesellig wie die übrigen Delfine. Er vereinigt sich zuweilen zu sehr zahlreichen Herden, und diese bleiben dann längere Zeit beisammen. Im Schwimmen ist er Meister und bisweilen führt er die manchfaltigsten und anmuthigsten Spiele mit seinen Genossen aus. Er wälzt sich förmlich im Wasser umher, springt in die Luft, taumelt, überschlägt sich u. s. w. Schon die Alten haben bemerkt, daß die Delfine vor einem Gewitter oder Sturme besonders lebendig sind und mehr als sonst aus dem Wasser emporschnellen. Ehe die Dampfschiffe aufkamen, war es viel leichter diese Thiere zu beobachten, als gegenwärtig. Sie folgen zwar auch den Dampfern nach, doch bei weitem nicht mit derselben Furchtlosigkeit und Zudringlichkeit, wie den stiller dahingleitenden Segelschiffen. Gewöhnlichen Kauffahrern sind sie, solange diese in der Nähe der Küsten verweilen, regelmäßige Begleiter.

Der Braunfisch ist das einzige Mitglied seiner Ordnung, welches bis jetzt in der Gefangenschaft gesehen wurde, wiewohl nur auf kurze Zeit. Zwar wird erzählt, daß ein Amerikaner so glücklich gewesen sei, eine größere Walart längere Zeit am Leben zu erhalten; doch ist hierüber soviel bekannt, Nichts veröffentlicht worden. Im Thiergarten zu London hat man wiederholt Versuche angestellt, Braunfische und andere Delfine zu halten, ein befriedigendes Ergebniß jedoch noch nicht erlangt. Dasselbe war leider auch bei dem Braunfische der Fall, welcher dem Hamburger Thiergarten übergeben und in den größten Teich gesetzt wurde. Hier hatte er genügenden Spielraum. Er durchkreuzte das Gewässer nach allen Richtungen und schien bereits nach einer Stunde eingewohnt; denn man sah ihn in ziemlich regelmäßigem Wechsel bald hier, bald dort auftauchen, Athem holen und wieder verschwinden. Ob er den in dem Teiche befindlichen Fischen nachgestellt hat, oder nicht, ist ungewiß; es schien jedoch, als ob er bei seinem Schwimmen irgendwelche Jagd betreibe. Um die Schwimmvögel auf dem Gewässer bekümmerte er sich nicht. So trieb es der Braunfisch während des ganzen Tages. Er schwamm ruhelos auf und nieder, mied die flachen Stellen des Teiches sorgfältig und bevorzugte dafür die Mitte, blies seinen Wasserstrahl in regelmäßigen Zeitabschnitten empor und gab Gelegenheit, sein Treiben zu beobachten, freilich nur auf Augenblicke; denn das trübe Wasser hinderte, ihn auch unter der Oberfläche zu verfolgen. Allein die Hoffnung, diesen seltenen Gast zur allgemeinen Anschauung zu bringen, war vergeblich, denn bereits am anderen Morgen hatte der Braunfisch seinen Geist aufgegeben.

Dieses schnelle Dahinscheiden ist räthselhaft. Es liegt kein Grund vor, zu glauben, daß Süßwasser einem luftathmenden Seethiere so schnell verderblich werden könne; andere Erfahrungen widersprechen dem auch geradezu. Ebenso wenig läßt sich denken, daß ein Thier von der Größe des Braunfisches schon innerhalb achtundvierzig Stunden dem Mangel an Nahrung erliege, und gleichwohl ist kaum etwas Anderes als Todesursache anzunehmen; denn die Leichenschau ergab, daß der gedachte Gefangene vollkommen unverletzt war. Somit scheint es wirklich, als wäre die bekannte Gefräßigkeit der Wale, wie beim Maulwurf, unumgängliches Bedürfniß zum Leben.

Einige große, kräftig gebaute Delfine mit schmaler, schnabelförmig verlängerter, zugespitzter und scharf von der Stirn geschiedener Schnauze, einer hohen Fettflosse auf dem Rücken und zahlreichen, starken, kegelförmigen und glatten Zähnen werden Tümmler (Tursio) genannt.

Der gemeine Tümmler (Tursio vulgaris) ist ein großes Thier von 10 bis 15 Fuß Länge, stark und kräftig gebaut, mit kurzen, am oberen Rande ausgeschnittenen, stumpf zugespitzten Brustflossen, mäßig großer Schwanzflosse, und 21 bis 24 Zähnen in jedem Kiefer, oben und an den Seiten schwarz oder schwärzlichbraun, auf der Unterseite reinweiß gefärbt.

Dieser Wal scheint vom Eismeere an bis zum Mittelmeere überall vorzukommen. Im indischen und rothen Meere wird er durch eine verwandte Art, den Abusalem, ersetzt. Er ist nirgends besonders häufig, sondern findet sich mehr in kleinen Trupps von 6 bis 8 Stücken. Wie die Braunfische, kommen diese zu den Schiffen heran und umschwärmen sie in der beschriebenen Weise. Die Schnelligkeit und Gewandtheit des Tümmlers ist sehr erheblich; er umschwärmt noch lustig ein Dampfschiff, welches seine vierzehn englischen Meilen in der Stunde zurücklegt. Vor Stürmen oder Gewittern tobt er, wie der Braunfisch, im Wasser umher, und vor der Paarung schnellt er sich hoch über die Wellen empor. Im übrigen ist sein Leben noch wenig erforscht.



Der gemeine Delfin (Delphinus Delphis).

An die Meerschweine und Tümmler können wir nun endlich denjenigen Wal anreihen, welcher der ganzen Familie ihren Namen gab, den hundertfach besungenen, eigentlichen Delfin, welcher mehr Märchen und Fabeln ins Leben gerufen hat, als alle übrigen Seethiere überhaupt. Er ist es, welcher den Arion nach Tänarium zurückbringt, bezaubert von dem herrlichen Spiele und Gesang des Dichters, den räuberische Schiffer gezwungen hatten, ins Meer zu springen; er ist es, von dem Plinius die hübsche Geschichte des Knaben erzählt, welcher durch häufiges Füttern mit Brod sich in solchem Grade die Liebe eines Delfins erwarb, daß dieser ihn mehrere Jahre lang täglich über den lucrinischen See nach Puteoli in die Schule trug und auf dieselbe Weise wieder nach Hause brachte. „Als der Knabe starb", fährt der alte Naturforscher fort, „erschien der Delfin noch immer am gewöhnten Orte und grämte sich bald darauf über den Verlust seines Lieblings zu Tode." Weiter wird gefabelt, daß im Alterthum die Delfine beim Fange der Meerbarben behilflich waren, indem sie dieselben schaarenweise in die Netze trieben und für diesen Dienst mit einem Theile der Beute und mit Brod belohnt wurden, welches in Wein getränkt war u. a. m.

Leider müssen wir alle diese hübschen Erzählungen den Dichtern und Märchenschreibern überlassen; es fehlt ihnen aller Anhalt.

Die eigentlichen Delfine kennzeichnet eine mittlere Größe, der ebenmäßig gebaute Leib mit schmaler, langer Schnauze, die große Zahl der Wirbel und der außerordentliche Zahnreichthum.

Der gemeine Delfin (Delphinus Delphis) wird 6 bis 8 Fuß lang. Die Zahl der Zähne unterliegt bedeutenden Schwankungen; gewöhnlich findet man zwischen 32 bis 47 in jedem Kiefer; man hat jedoch auch schon Delfine erlegt, welche deren jederseits 53, also im ganzen die ungeheure Zahl von 212 hatten. Die Zähne sind langgestreckt, kegelförmig, sehr spitzig und von außen nach innen schwach gekrümmt. Das dunkle, grünlich schimmernde Schwarzgrau der Oberseite geht allmählich in die lichtere Färbung der Unterseite über.

Alle Meere der nördlichen Halbkugel sind die Heimat dieses berühmten Thieres, welches so wesentlich zur Unterhaltung der Seefahrer und Reisenden beiträgt. In seinem Wesen und

Treiben erinnert der Delfin durchaus an die beschriebenen Verwandten; nur ist er womöglich noch spiellustiger und launenhafter. Bald treibt er sich, von allen Küsten entfernt, im hohen Meere herum, bald steigt er hoch in den Flüssen empor: er ist überall zu finden. Gewöhnlich sieht man ihn in Trupps von 6 bis 10 Stücken. Diese kommen von weitem auf die Schiffe zu und umschwärmen und umspielen diese lange Zeit, ehe sie wieder eine andere Richtung nehmen. Ohne Unterlaß tauchen sie auf und nieder, und jedesmal, wenn der dunkle Rücken über der Oberfläche erscheint, vernimmt man einen schnaubenden Ton und sieht einen niederen Strahl aufsteigen.

Das Gebiß bekundet deutlich genug, daß der Delfin zu den schlimmsten Räubern des Meeres gehört. Seine Nahrung besteht einzig und allein aus Fischen, Krebsen, Sepien und anderen Seethieren. Am liebsten jagt er den Sardellen, den Häringen und den fliegenden Fischen nach. Er ist es hauptsächlich, welcher diese sonderbaren Bewohner des Meeres über den Wasserspiegel emportreibt.

Der Delfin hat in dem Schwertfisch einen schlimmeren Feind, als in dem Menschen; denn dieser verfolgt ihn nur, wenn ihn Mangel an frischem Fleisch dazu treibt. Noch heutigen Tages genießt der Delfin die Liebe Seitens des Menschen, welche ihm schon im Alterthum wurde.

Mehrere zu unserer Familie zählende Mitglieder zeichnen sich durch ihre eigenthümlich verlängerte, schnabelartige Schnauze aus. Diese ist aber bei den verschiedenen Arten so abwechselnd gestaltet und bezahnt, daß man die Schnauzendelfine wiederum in verschiedene Sippen getheilt hat. Einige bewohnen das Weltmeer, die beiden anderen dagegen den größten und den heiligsten Strom der Erde.

Die Döglinge (Chenodelphinus) reihen sich den wahren Delfinen zunächst an, weil sie noch die Rückenflosse derselben besitzen. Ihr Körperbau ist sehr kräftig, die halbmondförmige Schwanzfinne, die großen Brust- und Rückenflossen dagegen sind sehr klein. Mit zunehmendem Alter verliert ihre Schnabelschnauze sämmtliche Zähne, welche sie im Jugendalter trug. Man kennt gegenwärtig zwei Arten dieser Sippe, unter welchen der Dögling (Chenodelphinus rostratus) die bekanntere ist. Er ist ein großer Delfin von 20 bis 28 Fuß Länge und 13 bis 14 Fuß Leibesumfang, am ganzen Leibe gleichmäßig schwarz gefärbt.

Der nördliche Theil des atlantischen Weltmeeres und das Eismeer sind seine Heimat; im stillen Weltmeer ist er bis jetzt noch nicht angetroffen worden. Im Norden Lapplands und bei Spitzbergen scheint er am häufigsten zu sein. In seiner Lebensweise gleicht er den Delfinen. Wiederholt ist er an den Küsten Englands, Frankreichs, Hollands, Deutschlands, Schwedens und Rußlands, ja, sogar Italiens gestrandet.

Schon im Jahre 1819 veröffentlichte Humboldt Beobachtungen über einen die süßen Gewässer Südamerikas bewohnenden Delfin, ohne jedoch eine nähere Beschreibung desselben zu geben, die wir erst in der neueren Zeit erhalten haben.

Die Bote der Brasilianer (Inia amazonica) ist ein Delfin, bei welchem sich die Schnauze noch mehr verlängert, als beim Dögling. Sie wird zu einem schmalen, rundlichen, stumpfen, steifbehaarten Schnabel, welcher in jeder Kinnlade 66 oder 68 spitze Zähne mit gekrümmten und kräftigen Kronen trägt. Der schlanke Leib besitzt lange, am oberen Ende ausgeschnittene und gegen die Spitze zu sichelförmig verschmälerte Brustfinnen, eine nicht lappige Schwanzflosse und eine sehr niedere Fettflosse auf dem Rücken. Die Leibeslänge schwankt zwischen 7 und 10 Fuß. Das Weibchen soll nur halb so groß werden. Auf der ganzen Oberseite ist die Inia blaßbläulich, auf der Unterseite rosenröthlich gefärbt; doch gibt es mancherlei Abweichungen; man trifft manchmal durchaus röthliche und bisweilen auch ganz schwärzliche an.

Soviel man bis jetzt weiß, bewohnt das beachtungswerthe Geschöpf fast alle Flüsse Südamerikas zwischen dem 10. und 17. Grad südlicher Breite. Im Amazonenstrom und seinen Nebenflüssen und im Orinoco ist er allenthalben eine bekannte Erscheinung. In seinen Bewegungen soll er sich von den Seedelfinen unterscheiden; er ist langsamer und weniger lebhaft, schwimmt ruhiger, kommt oft an die Oberfläche, um zu athmen, und vereinigt sich gewöhnlich nur in kleinen Gesellschaften; doch sah Humboldt ihrer viele zusammen. „Die Luft", sagt er, „wurde



Die Bote (Inia amazonica).

wieder still, und alsbald fingen große Wale aus der Familie der Spritzfische, ganz ähnlich den Delfinen unserer Meere, an, sich in langen Reihen an der Oberfläche zu tummeln. Die Krokodile, langsam und träge, schienen die Nähe dieser lärmenden, in ihren Bewegungen ungestümen Thiere zu scheuen; wir sahen sie untertauchen, wenn die Spritzfische ihnen nahe kamen. Daß Wale so weit von den Küsten vorkommen, ist sehr auffallend; man trifft sie zu allen Jahreszeiten an und keine Spur scheint anzudeuten, daß sie zu bestimmten Zeiten wandern, wie die Lachse."

Die Nahrung der Bote besteht hauptsächlich aus kleinen Fischen; nebenbei genießen sie aber aber auch allerlei Baumfrüchte, welche von den Zweigen in die Flüsse fallen. Am liebsten halten sich die Inias in den klaren und tiefen Buchten der Flüsse und Ströme auf; Stellen, wo die Ufer steinig sind, ziehen sie allen übrigen vor. Sie verursachen einen großen Lärm und werden dadurch den Reisenden oft lästig. Wie man beobachtet hat, ziehen sie gern dem Feuer nach und sammeln sich manchmal um ein solches in so großer Menge, daß die am Ufer Lagernden genöthigt sind, das Feuer auszulöschen, um ruhig schlafen zu können.

Nur die Noth treibt den Menschen an, die ganz unschuldige Inia zu verfolgen. Das Fleisch ist hart, der Speck gering und die Haut wenig zur Verarbeitung geeignet.

Unter dem Namen Platanista erwähnt Plinius eines Delfins, welcher im Ganges leben und 23 Fuß lang werden soll. Das Thier ist wirklich vorhanden, aber freilich viel kleiner, als der berühmte alte Forscher angibt, nämlich nur 7 Fuß lang. Der sehr schlanke Leibesbau und die halbmondförmige und getheilte Schwanzflosse, die aufwärts gebogene und verdickte

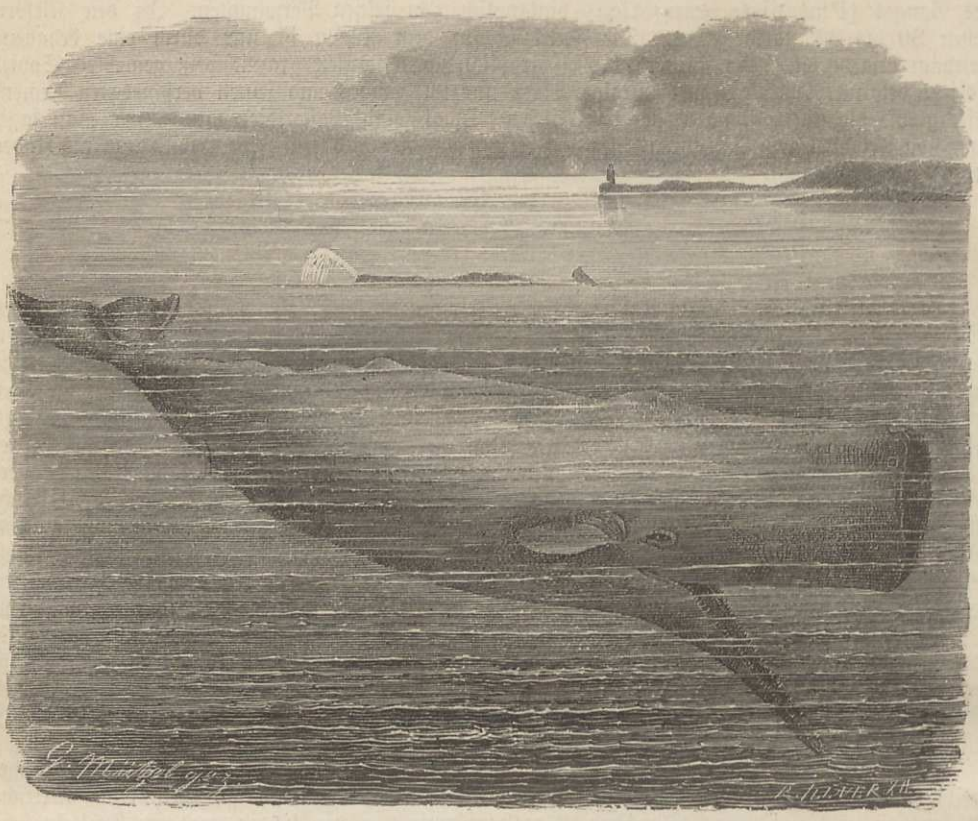
Schnauze und das Sförmig gebogene Spritzloch unterscheiden diesen Wal, den Schnabeldelfin des Ganges (Platanista gangetica) hinlänglich von seinen Verwandten. In den Kiefern stehen 30 bis 32 starke Zähne. Die Fettflosse auf dem Rücken ist nur durch eine erhabene Fetthaut angedeutet. Der Körper ist oben graulichschwarz, unten graulichweiß gefärbt. Soviel bis jetzt bekannt, lebt dieses merkwürdige Thier nur im Ganges und seinen verschiedenen Armen, gesellig wie die übrigen, nährt sich von Fischen, Schal- und Wasserthieren und, wie man sagt, auch von Früchten und Reisähren. Er liefert wenig Speck und sein Fleisch wird nur als Köder zum Fischfang benutzt.

* * *

(Pottwale.) Noch sind die Naturforscher nicht einig darüber, ob sie in einem der riesigsten Meeresbewohner, dem Pottfisch (Physeter macrocephalus), den Vertreter einer eigenen Familie oder blos einer Sippe anzusehen haben, welche letztere man dann der Familie der Delfine zuzählen müßte. Durch die ungeheure Größe des Leibes und den gewaltigen, dicken Kopf, welcher mindestens ein Drittheil der Leibeslänge einnimmt, unterscheidet sich der Pottfisch allerdings mehr noch von den Delfinen, als von den Walen, der Bau des Schädels aber und die Zähne, welche seine Kiefern bewaffnen, erinnern wiederum an jene raschen und raubgierigen Meersäuger, und weil gerade Gebiß und Zahnbau gewöhnlich als maßgebend betrachtet werden, ist es erklärlich, daß Viele in dem sonst so eigenthümlich gestalteten Geschöpfe nur einen Delfin erblicken wollen. Wir unsererseits wollen den Pottfisch als ein Thier ansehen, welches sich von dem ihm zunächst stehenden Delfine ungleich mehr unterscheidet, als Säugethiere, welche zu verschiedenen Familien gezählt werden müssen, und erkennen ihn deshalb für würdig, eine besondere Familie zu bilden.

Der Pottwal steht hinsichtlich seiner Größe kaum oder nicht hinter dem Walfisch zurück; erwachsene Männchen sollen 60 bis 70 Fuß lang werden und einen Leibesumfang von 38 Fuß erreichen; die Weibchen dagegen sollen blos halb so groß werden. Im Verhältniß zu dieser Größe ist die Brustfinne sehr klein. Bei einem 60 Fuß langen Männchen war sie nur 3 Fuß lang und 2 Fuß breit; die Schwanzfinne dagegen hatte eine Breite von 19 Fuß.

Man kann den Pottfisch das ungeschlachtetste aller Thiere nennen. Der überaus lange, breite, fast viereckige Kopf ist von der Höhe und Breite wie der Leib und geht ohne merkliche Abgrenzung in diesen über. Der Leib ist walzenförmig, in den beiden vorderen Dritteln sehr dick, von da an bis zum Schwanz verschmächtigt; vorn ist er eben und abgeflacht, im letzten Drittel aber gerundet. Hier erhebt sich eine niedere, höckerartige, schwielige, unbewegliche Fettflosse, welche hinten wie abgeschnitten erscheint und nach vorn zu allmählich in den Leib übergeht. Die kurzen, breiten, dicken Brustflossen stehen gleich hinter dem Auge und zeigen auf ihrer Oberseite fünf Längsfalten, welche den Fingern entsprechen; auf der Unterseite sind sie glatt. Die Schwanzfinne ist tief eingeschnitten und zweilappig. Der Oberkopf stutzt sich vorn senkrecht ab. Das Spritzloch, eine Sförmig gebogene Spalte von 8 bis 10 Zoll Länge, liegt, abweichend von anderen Thieren, am Schnauzenrande, wie die Nase der meisten übrigen Säugethiere. Die kleinen Augen sind sehr weit nach rückwärts gestellt, die Lider wimperlos. Die Ohren liegen etwas unterhalb des Auges und öffnen sich durch eine kleine Längsspalte. Der Mund ist groß; der Kiefer öffnet sich beinahe bis zum Auge. Der Unterkiefer ist beträchtlich schmäler und kürzer, als der Oberkiefer, von welchem er bei geschlossenem Munde umfaßt wird. Beide Kiefern sind mit wurzellosen, kegelförmigen Zähnen besetzt. Ihre Zahl schwankt beträchtlich; im Alter fallen manche aus und andere werden von dem Zahnfleisch fast ganz bedeckt. Verhältnißmäßig groß sind nur die Zähne im Unterkiefer, meist 39 bis 56 an der Zahl, in dem einen Kiefer mehr, als in dem anderen. Einige werden fußlang. Bei jungen Thieren sind sie ziemlich scharf zugespitzt, je älter aber der Pottfisch wird, umsomehr stumpfen sie sich ab, und bei ganz alten Thieren erscheinen sie als ausgehöhlte Kegel von Elfenbeinmasse, deren Höhlung mit Knochen ausgefüllt ist. Der Schädel selbst fällt wegen seiner Ungleichmäßigkeit, der Kopf wegen seiner Massigkeit und sich gleich bleibenden Dicke auf. Unter der mehrere Zoll dicken Specklage breiten sich Sehnenlagen aus, welche einem großen Raume zur Decke dienen. Derselbe ist durch eine wagrechte Wand in zwei durch mehrere Oeffnungen verbundene Kammern getheilt. Der ganze Raum wird durch eine ölige, helle Masse, das Walrath, ausgefüllt, welches außerdem noch in einer vom Kopfe bis zum Schwanze verlaufenden Röhre und in vielen kleinen, in Fleisch und Fett zerstreuten Säckchen sich findet. Im Halse verschmelzen sechs Halswirbel; nur der Atlas bleibt frei. Vierzehn Wirbel tragen Rippen, zwanzig bilden den Lendentheil und neunzehn den



Der Pottfisch (Physeter macrocephalus).

Schwanz. Das Schulterblatt ist verhältnißmäßig schmal, der Oberarm kurz und dick, mit dem noch kürzeren Unterarmknochen verwachsen. Das Fleisch ist hart und grobfaserig und von vielen dicken und steifen Sehnen durchflochten. Ueber ihm liegt eine mehrere Zoll dicke Specklage und endlich die kahle, fast vollkommen glatte, glänzende Haut. Sie ist von einer trübschwarzen, am Unterleibe, dem Schwanze und dem Unterkiefer stellenweise lichteren Farbe. Eine besondere Beachtung verdient ein eigenthümlicher, als Harnblase zu deutender Sack. Eine dunkle ölige Flüssigkeit füllt ihn, und zuweilen schwimmen in dieser kugelartige Klumpen von 3 bis 12 Zoll im Durchmesser und 12 bis 20 Pfund Gewicht umher, wahrscheinlich krankhafte Erzeugnisse. Sie sind der bekannte, sehr hochgeschätzte Amber.

Der Pottfisch ist Weltbürger. Alle Meere der Erde beherbergen ihn, und wenn er sich auch in den Meeren rings um den Pol südlich und nördlich des 60. Grades der Breite nur selten findet, so darf man doch annehmen, daß er hier ebenfalls zuweilen sich herumtreibt. Als seine eigentliche Heimat betrachtet man die Meere der südlichen Erdhälfte. Dahin steuern die Schiffer, welche den Fang dieses Riesen betreiben, und von hieraus wandert derselbe, wie man annimmt, durch alle Meere der Erde. Auch an den europäischen Küsten gehört er nicht zu den Seltenheiten. Die Geschichtsbücher aller Länder, ebensowohl die älteren, wie die neueren, berichten von Pottfischen, welche an ihren Küsten strandeten. Nach Art der Delfine zieht das riesige Thier in Schaaren durch das Meer, die tiefsten Stellen desselben auswählend.

Hinsichtlich seiner Bewegung erinnert der Pottfisch mehr an die Delfine, als an die Bartenwale. Er gibt den schnellsten Mitgliedern seiner Ordnung wenig nach. Schon bei ruhigem Schwimmen legt er drei bis vier englische Meilen in der Stunde zurück, bei schnellerem Schwimmen jagt er durch die Fluthen, daß das Wasser brausend aufkocht und die ruhige See Wellen erzeugt, welche weithin sich verbreiten. Dann wetteifert er an Schnelligkeit mit jedem

Schiffe. Selten sind die Thiere ruhig; blos wenn sie schlafen, liegen sie fast bewegungslos auf der Oberfläche des Wassers.

Man hat erfahren, daß der Pottfisch 20 Minuten unter dem Wasser verweilen kann; nach Ablauf dieser Frist aber muß er zur Oberfläche emporsteigen, um von neuem die ungeheure Menge seines Blutes zu reinigen. In Zwischenzeiten von 10 bis 15 Secunden athmet er dann 30 bis 60 Mal nach einander, entkohlt hierdurch sein Blut und ist nun zu gleich langem Tauchen geschickt.

Soviel man weiß, bilden verschiedene Arten von Kopffüßlern die hauptsächlichste Nahrung des Pottfisches. Kleine Fische, welche zufällig in den großen Rachen sich verirren, werden natürlich auch mit verschluckt; auf sie aber macht unser Wal eigentlich keine Jagd. Aeltere Seefahrer erzählten, daß die Pottfische sich auch an Haifische, Robben, Delfine und selbst an Bartenwale wagen, die neueren, genaueren Beobachter haben aber hiervon Nichts bemerkt. Von ihnen erfahren wir dagegen, daß der Pottfisch zuweilen pflanzliche Nahrung genießt; wenigstens haben sie in dem Magen erjagter Wale dieser Art verschiedene Baumfrüchte gefunden, welche durch die Flüsse in die See geführt worden waren.

Zu allen Zeiten des Jahres hat man Mütter mit säugenden Jungen getroffen. Die Säuglinge, welche etwa 14 Fuß lang sind, schwimmen lustig neben der Mutter her und begleiten sie auf allen ihren Zügen.

Der Pottfisch wurde schon seit alten Zeiten von Walfischfängern verfolgt, allein erst vom Ende des 17. Jahrhunderts an mit besonderem Eifer. In den Jahren 1820 bis 1830 sind durch englische Walfischfänger 45,933, im Durchschnitt also jährlich fast 4600 Tonnen Walrath erbeutet worden; in den Jahren 1831 und 1832 stieg die Ausbeute auf 7605 und bezüglich 7165 Tonnen. Von da an hat sie etwas abgenommen. Im günstigen Falle ist der Gewinn bedeutend: jede Tonne Walrath wird mit mindestens 18 Pfund Sterling bezahlt.

Die Jagd auf den Pottfisch ist mit weit größeren Gefahren verbunden, als der Fang des eigentlichen Walfisches. Nur höchst selten ist dieser im Stande, seinen kühnen Feinden Etwas anzuhaben, während jener, wenn er angegriffen wird, sich nicht allein vertheidigt, sondern muthig auf seinen Gegner losstürmt und beim Angriff sich nicht allein seines Schwanzes, sondern auch seines furchtbaren Gebisses bedient. Schon jetzt weisen die Geschichtsbücher mehrfache wohlbeglaubigte Unglücksfälle auf, welche durch den Pottfisch herbeigeführt wurden. Die Mannschaft des Schiffes Essex hatte einen Pottfisch verwundet, mußte aber zum Schiffe zurückkehren, weil ihr Boot durch einen Schwanzschlag des harpunirten Thieres stark beschädigt wurde. Während die Seeleute beschäftigt waren, das Boot auszubessern, erschien ein anderer Pottfisch in geringer Entfernung vom Schiffe, betrachtete es eine halbe Minute lang aufmerksam und verschwand wieder in der Tiefe. Nach wenigen Augenblicken kam er jedoch wieder an die Oberfläche, eilte in voller Hast herbei und rannte mit dem Kopfe so gewaltig gegen das Schiff, daß die Seefahrer glaubten, ihr Fahrzeug wäre in vollem Lauf auf ein Riff gestoßen. Das wüthende Thier ging unter dem Schiffe weg, streifte den Kiel, drehte sich um und kam von neuem herbeigeschossen. Der zweite Stoß schlug den Bug ein und brachte das Fahrzeug zum Sinken. Von der Mannschaft wurden nur Wenige gerettet. Wie viele andere Schiffe noch durch das gewaltige Thier vernichtet worden sind, ist schwer zu sagen.

Mit den großen Gefahren, welche der Pottfischfang zur Folge hat, steht der zu hoffende Gewinn, so groß er auch ist, kaum im Einklang. Außer dem Speck, welcher einen sehr guten Thran liefert, erzeugt der Pottfisch noch den Walrath und den Amber, beides Gegenstände vom größten Werthe. Der Walrath ist im frischen Zustande flüssig, durchsichtig und fast farblos, gerinnt in der Kälte und nimmt dann eine weiße Farbe an. Man verwendet ihn in der Heilkunde und zum Anfertigen von Kerzen, welche allen übrigen vorgezogen werden. Werthvoller noch ist der Amber, über welchen man seit den ältesten Zeiten unendlich viel gefabelt hat. Er ist eine leichte, wachsartige Masse von sehr verschiedener Farbe, welche sich fettig anfühlt und einen höchst angenehmen Geruch besitzt. Durch Wärme läßt er sich erweichen, in kochendem Wasser in eine ölartige Flüssigkeit umwandeln, bei großer Hitze sich verflüchten. Man verwendet ihn hauptsächlich als Räuchermittel oder mischt ihn sogenannten wohlriechenden Oelen und Seifen bei. Schon die alten Römer und Araber kannten seine Anwendung und seinen Werth; bereits bei den Griechen wurde er in der Arzneiwissenschaft als krampfstillendes, beruhigendes Mittel verwandt und hat sich bis zum vorigen Jahrhundert in allen Apotheken erhalten. Noch heutzutage ist sein Werth ein außerordentlich hoher: eine Unze von der besten Sorte wird gegenwärtig mit 60 Thlrn. unseres Geldes bezahlt.

Lange Zeit war der Amber ein vollkommen räthselhafter Gegenstand. Häufiger als aus dem Leibe des Pottfisches gewinnt man den Amber durch Auffischen im Meere. Es wird

erzählt, daß glückliche Fänger Klumpen von 50 Pfund aus dem Leibe großer Pottfischmännchen geschnitten hätten.

Außer diesen drei wichtigsten Fettstoffen finden auch die Zähne des Pottfisches eine Verwendung. Sie sind hart, schwer, lassen sich leicht glätten und bearbeiten und würden dem Elfenbein an Werth gleichgeschätzt werden, wenn sie dieselbe reine Farbe besäßen.

* * *

(Bartenwale.) In der vierten und letzten Familie (Balaenae) vereinigt man diejenigen Wale, deren Rachen keine Zähne, sondern Barten in sich trägt. Diese Horngebilde sind die eigentlichen Kennzeichen aller hierher gehörigen Thiere: sie sind nur ihnen eigenthümlich. Man sagt gewöhnlich, daß sie den betreffenden Walen anstatt der Zähne gegeben seien; allein diese Ausdrucksweise bedarf mindestens noch einer Erklärung. Die Barten vertreten nämlich weder die Stelle der Zähne, noch ähneln sie ihnen hinsichtlich ihrer Anlage, ihrer Befestigung am Kiefer und ihrer Gestaltung. Bei ganz jungen Walen hat man in den Kiefern kleine, knochenartige Körperchen gefunden, welche man als Zahnkeime deuten konnte; dagegen sitzen die später erscheinenden Barten gar nicht an den Kiefern, sondern am Gaumen und sind nicht unmittelbar an den Kopfknochen befestigt. Ihre Querstellung im Gewölbe der Mundhöhle erinnert an die Gaumenzähne der Fische. Die Barten selbst sind nur hornige, nicht knochige Oberhautgebilde; jede einzelne ist eine vier- und dreiseitige hornige Platte, an welcher man eine Rinden- und Markmasse unterscheiden kann. Erstere besteht aus dünnen, über einanderliegenden Hornblättern; letztere bildet gleichlaufende Röhren, welche am unteren Ende der Platte in borstenartige Fasern enden. An ihrer Wurzel werden sie durch gekrümmte Hornplatten verbunden, und so ruhen sie auf einer zolldicken Haut, von welcher aus sie ernährt werden. Das Rachengewölbe ist zur Aufahme der zahlreichen Barten zu beiden Seiten eines in seiner Mitte hervortretenden Längskiels muldenförmig vertieft. In diesen Mulden stehen die Blätter quer und hinter einander dicht gedrängt, nach hinten in größeren Zwischenräumen und nach beiden Richtungen hin sich verkleinernd. Am äußeren Rande des Kiefers erscheinen sie mit ihren stumpfen Enden wie die Zinken eines Kammes; nach der Mitte der Kaufläche hin verschmälern und spitzen sie sich zu. Ihre Zahl in beiden Kiefern schwankt zwischen 300 bis 1000.

Die Bartenwale sind ungeheure Thiere mit sehr großem Kopfe, weit gespaltenem Rachen, doppelten Nasen- und Spritzlöchern, verdeckter Ohröffnung und sehr kleinen Augen. Ihre Wirbelsäule besteht aus 7 Hals-, 14 oder 15 Brust-, 11 bis 15 Lenden- und 21 und mehr Schwanzwirbeln. Nur eine Rippe verbindet sich unmittelbar mit dem Brustbein; alle übrigen sind falsche. Am Schädel sind die Kiefer bogenartig gekrümmt und schnabelartig verlängert, gegen den äußerst kleinen Hirnkasten ungeheuer groß. Das Schulterblatt ist sehr breit, die Hände verschieden gestaltet, indem sie bald mehr, bald weniger Zehen enthalten. Die schwere Zunge ist ringsum im Maule festgewachsen und unbeweglich, die Speiseröhre eng, der Magen dreitheilig.

Erwachsen können die Bartenwale eine Länge von 80 bis mehr als 100 Fuß und ein Gewicht von 2500 Centnern erreichen. Sie sind demnach die größten aller Geschöpfe, welche unsere Erde gegenwärtig beherbergt und jemals erzeugte.

Sie leben ziemlich einzeln; denn nur zufällig, vielleicht durch reichliche Nahrung herbeigelockt, sieht man sie in Schaaren beisammen. Die meisten wohnen im Eismeere und verlassen nur zuweilen die Buchten zwischen den Eisfeldern; andere ziehen südlicher gelegene Meerestheile vor. Sie halten sich nicht immer in einer Gegend auf, sondern wandern. Im Winter treiben sich einzelne Arten mehr in der hohen See herum, während sie gegen den Herbst hin und den Winter hindurch die Nähe der Küsten aufsuchen. Auch scheint es, daß einige regelmäßige Wanderungen von den Polen aus gegen den Gleicher hin oder von Westen nach Osten und zurück unternehmen. Ungeachtet ihrer ungeheuren Massigkeit bewegen sie sich im Wasser rasch und gewandt; ja, die meisten durchziehen die Fluth fast mit der Schnelligkeit eines Dampfschiffes. Sie schwimmen geradeaus, aber in beständigen Bogenlinien fort, indem sie bald bis zur und theilweise bis über die Oberfläche des Wassers emporkommen, bald wieder unter ihr fortsegeln. Sie kommen durchschnittlich alle 40 Sekunden mit dem ungeheuren Kopf und einem Theile des Rückens über den Meeresspiegel empor, um Luft zu schöpfen. Unter schnaubendem, hörbarem Geräusch treiben sie das in die Nasenlöcher eingedrungene Wasser mit großer Kraft heraus.

Bei Gefahr verschwinden sie in der Tiefe und hier können sie unter Umständen lange verweilen, wenn auch die gewöhnlich angeführten Schätzungen, nach welchen sie halbe oder ganze Stunden lang unter Wasser zu bleiben vermögen, übertrieben sein dürften.

Ungestört verweilen sie immer an der Oberfläche. Hier legen sie sich bisweilen auf den Wasserspiegel, bald auf den Rücken, bald auf die Seite, wälzen sich, stellen sich senkrecht und treiben andere Spiele. Manchmal schnellen sie sogar mit halbem Leibe über den Wasserspiegel heraus. Bei ruhiger See überlassen sie sich wohl auch dem Schlafe auf den Wellen, welche sie hin- und hertragen.

Die Nahrung der größten Thiere der Erde besteht aus kleinen, unbedeutenden Weich- und Schalenthierchen, Sepien, Seeanemonen, Quallen und Würmern; darunter befinden sich gar viele, welche dem bloßen Auge kaum sichtbar sind. Aber von diesen Geschöpfen nehmen die Wale freilich Millionen mit einem Schluck zu sich. Den ungeheuren, weitgespaltenen Rachen aufgesperrt, streicht der Wal rasch durch die Fluth, füllt das ganze Mundgewölbe mit Wasser und den in ihm schwimmenden und lebenden niederen Thieren an und schließt, wenn das Gewimmel derselben seiner gar nicht unempfindlichen Zunge fühlbar wird, endlich die Falle. Alle Fasern der Barten stehen senkrecht nach unten und bilden so eine Art von Sieb oder Reuße, durch welche beim Schließen des Maules das Wasser zwar entweichen kann, die sämmtlichen kleinen Geschöpfe aber zurückgehalten werden. Ein einziger Druck der plumpen, kaum beweglichen Zunge treibt nun die ganze Gallerte durch die Mundröhre hinab in den Magen. Die Falle wird von neuem geöffnet, und weiter streicht der Wal durch die Fluth. Ein kleiner Fisch, welcher zufällig in diesen Naturhamen gelangen sollte, wird wahrscheinlich auch mit verschluckt, für größere aber ist der Schlund zu eng. Nebenbei fressen die Thiere auch Seetange mit, welche zufällig in den Rachen gekommen sind.

Hinsichtlich der Sinne stehen die echten Wale den früher beschriebenen Seesäugern ziemlich gleich. Gesicht und Gefühl sind ihre ausgebildetsten Sinne. Die geistigen Fähigkeiten sind aber noch schwächer, als bei den Pottwalen. Alle Bartenwale sind furchtsam, scheu und flüchtig; sie leben unter sich friedlich und harmlos und wohl auch mit den meisten anderen Seethieren in Frieden. Nur wenn sie sich angegriffen sehen, regt sich ihr Muth, welcher selbst in Wildheit ausartet. Sie vertheidigen sich mit Heftigkeit und gar nicht selten mit Erfolg. Ihre Hauptwaffe ist der Schwanz, dessen ungeheure Kraft man sich vorstellen kann, wenn man erwägt, daß er das Hauptwerkzeug ist, vermittelst dessen der Wal seinen massigen Leib mit Dampferschnelle durch die Wogen treibt. Ein einziger Schlag des Walfischschwanzes genügt, um das stärkste Boot in Trümmer zu schlagen oder in die Luft zu schleudern; ein einziger Schlag ist hinreichend, schon ein sehr starkes Thier und somit auch den allerschlimmsten Feind der Wale, den Menschen nämlich, zu tödten.

Man weiß, daß die Weibchen oder „Kühe", wie die Grönländer sie zu nennen pflegen, ein einziges (Andere sagen zwei) Junge zur Welt bringen, welches sie lange säugen, sehr lieben, mit Muth und Ausdauer vertheidigen, bei Gefahr unter einer der Finnen verbergen und solange führen, bis der junge Wal selbstständig geworden. Es ist wahrscheinlich, daß die Bartenwale verhältnißmäßig schnell wachsen; dennoch gehört eine größere Reihe von Jahren dazu, ehe sie ihre volle Größe erlangt haben. Gegenwärtig trifft man nur selten vollständig erwachsene Wale an: Speck, Thran und Fischbein sind so gewinnbringende Gegenstände, daß der Mensch es gar nicht mehr dazu kommen läßt, daß eins der gewaltigen Thiere sein volles Alter erreicht.

In der ersten Sippe der Familie vereinigt man die Finnfische oder Schnabelwale (Balaenoptera), lange, schlank gebaute Thiere mit einer, wenn auch nicht gerade hohen Fettflosse hinter der Rückenmitte, kleiner Schwanzfinne, schmalen Brustflossen, fast gerader Schnauze und zahlreichen, tiefen Furchen, welche von dem Unterkiefer an längs des Bauches verlaufen.

Der Finnfisch oder nordische Schnabelwal (Balaenoptera boops) ist verhältnißmäßig der schlankeste aller Wale und das längste aller Thiere der Erde; denn er kann eine Länge von mehr als 100 Fuß erreichen. Zwei Finnfische, welche an der Ostküste Nordamerikas strandeten, maßen sogar 105 Fuß in der Länge. Der Leib ist vollkommen nackt, mit alleiniger Ausnahme von einigen wenigen Haaren oder besser groben, büschelweise vertheilten, an der Spitze in sehr feine Theile zerschlissenen Hornfäden, welche am oberen Ende des Oberkiefers sich befinden, manchmal 3 Fuß lang werden, sich aber auch gänzlich abschleifen. Auf der Oberseite ist die glänzende Haut tiefschwarz, unten reinweiß, porzellanartig, in den tieferen Furchen bläulichschwarz. Die zahnlosen Kiefern tragen jederseits etwa 350 bis 375 Bartenreihen, die vorn am engsten zusammenliegen und hinten am weitesten von einander entfernt stehen. Die Unterlippe bewirkt den Schluß des Maules; es nimmt die Barten gänzlich in sich auf.

Der nördlichste Theil des atlantischen Weltmeers und das Eismeer sind die Heimat des Finnfisches. Zu gewissen Zeiten steigt das Thier in südlichere Gewässer herab, und somit findet

man es auch in den gemäßigten und tropischen Meeren; ja, es soll sogar im südlichen Eismeer umherschweifen.

Wie man schon aus der schlanken Gestalt schließen kann, ist der Finnfisch in allen seinen Bewegungen ein rasches, gewandtes Thier. Er ist der schnellste aller Wale; denn er läßt, wenn er mit voller Kraft durch die Wogen schießt, jedes Dampfschiff hinter sich. Er schwimmt in gerader Richtung und kommt durchschnittlich alle 90 Sekunden an die Oberfläche, um Luft zu schöpfen. Das brausende Geräusch beim Ausathmen und bezüglich Auswerfen des Wassers vernimmt man schon in einer Entfernung von einer guten halben Stunde. Er ist ein höchst muthiger Gesell und übertrifft den eigentlichen Walfisch in allen geistigen Fähigkeiten bei weitem. Die Berichte stimmen darin überein, daß er an Wildheit und Kühnheit kaum hinter dem bösartigsten aller Wale zurücksteht. Nicht blos die Mutterliebe ist bei ihm außerordentlich groß, sondern auch die Liebe zu seinen Genossen, welche er bei Gefahr nach Kräften zu vertheidigen sucht.

Der Finnfisch liebt eine kräftigere Nahrung, als der Wal. Sie besteht größtentheils aus kleineren Fischen, welche er oft schaarenweise vor sich hertreibt und in dem weiten Rachen schockweise auf ein Mal fängt; nebenbei werden auch schalenlose Weichthiere und andere kleine Meeresbewohner mit aufgenommen, ja, er soll sich selbst von Tangen nähren und zwar nicht blos von solchen, welche zufällig ihm in das Maul gerathen, er soll vielmehr diese Wasserpflanzen förmlich abweiden. Es ist thatsächlich erwiesen, daß er sich auf seinen Zügen nur solange in ein und derselben Gegend aufhält, als noch Tange in ihr vorhanden sind, dann aber andere pflanzenreichere Orte aufsucht. Freilich ist hierbei immer festzuhalten, daß die Tangen es sind, welche auch seine Nahrung herbeiziehen, und deshalb noch nicht zweifellos erwiesen, daß die Pflanzen den Hauptbestand seiner Nahrung ausmachen. Dagegen läßt sich nun wieder einwenden, daß kein anderer Wal freiwillig so nahe an die Küsten herankommt, als gerade der Finnfisch. Er allein ist es, welcher sich in den engen Fjorden Norwegens umhertreibt und die übrigen schmalen Buchten des Meeres besucht; er ist es aber auch, welcher am häufigsten strandet. Man kennt allein vom Jahre 1819 an mehr als zwanzig Beispiele, daß Finnfische auf den Strand europäischer Küsten geworfen wurden und elendiglich umkamen.

Die Jagd des Finnfisches ist wegen der großen Schnelligkeit und Heftigkeit des Thieres schwieriger, und der Nutzen, welchen das erlegte Thier gewährt, weit geringer, als bei dem eigentlichen Walfisch. Deshalb stellt man ihm auch nicht regelmäßig nach, wie diesem. Man sucht zwar jedes Finnfisches, den man bemerkt, habhaft zu werden, aber doch nur dann, wenn keine Walfische in der Nähe sind.

Gewöhnlich gibt der Finnfisch wenig Thran, ein Thier von 88 Fuß Länge nicht mehr als 8 bis 10 Tonnen. Der Speck ist dünn, wässerig, bei jungen Thieren gallertartig und fast völlig thranlos. Die Barten sind kurz und brüchig; Fleisch und Knochen werden gewöhnlich gar nicht benutzt, sondern den Thieren des Meeres überlassen.

Neben diesem Riesen erscheint der Sild oder Sommerwal (Balaenoptera rostrata), welcher derselben Familie angehört, als ein Zwerg, und wird deshalb auch wohl geradezu Zwergwal genannt. Er erreicht blos 30 Fuß Länge, ähnelt aber sonst dem Finnfisch so, daß er für das Junge desselben angesehen worden ist. Die Oberseite ist dunkel, fast schwarz, die Unterseite licht, ins Röthliche spielend, mit einem rosenfarbigen Anflug an der Kehle und Bauch, welcher durch die röthliche Hautfarbe bewirkt wird. Der Sildwal bewohnt den nördlichen Theil des atlantischen, möglicherweise auch die durch die Behringsstraße mit diesem in Verbindung stehenden Theile des indischen Meeres. Er ist nirgends gerade selten, kommt jedoch immer nur einzeln oder höchstens in kleinen Gesellschaften vor. Man macht auch auf diesen Wal Jagd, aber nur, wenn er der Küste nahe kommt. Der Speck gilt als sehr wohlschmeckend, und soll sich eingesalzen lange aufbewahren lassen. Der Thran wird als vorzüglich gerühmt, und auch das Fleisch von den Nordländern verwendet, und zwar genossen.

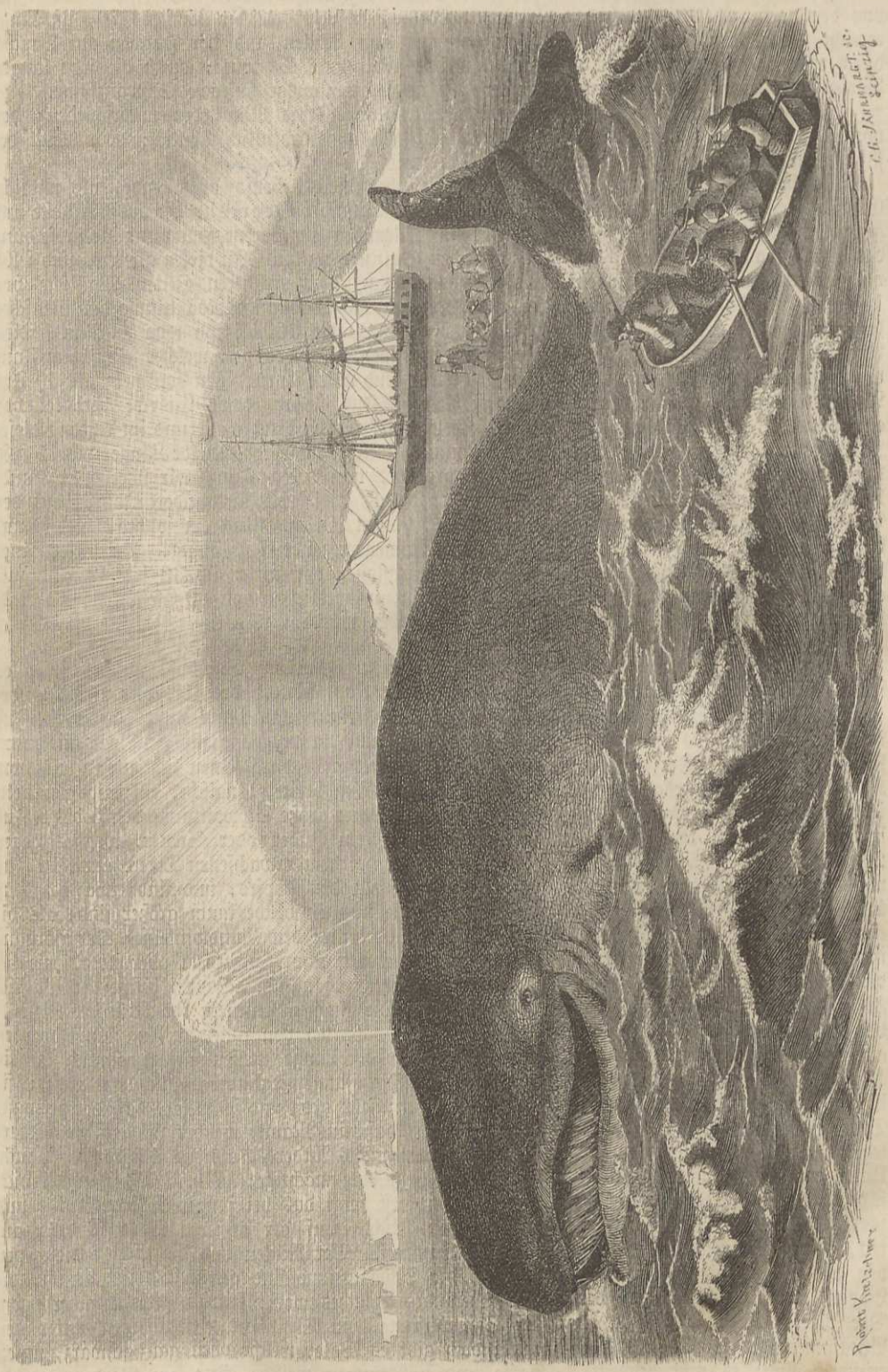
Eine dritte Art der Finnfische ist der Keporkak der Grönländer, der Humpback oder Bunsch der Engländer (Balaenoptera longimana), ein plump gebautes Thier von 80 bis 90 Fuß Länge, durch den verhältnißmäßig sehr großen Kopf und durch die am vorderen und hinteren Ende buchtig gekerbten, rundlich endenden Brustflossen ausgezeichnet: diese messen über ein Viertel der Leibeslänge, d. h. bis 26 Fuß. Die Oberseite ist schwarz, der Bauch graulichweiß gefärbt; die Brustfinnen sind weißlich, die Hauptfurchen am Unterhalse und an der Brust hellroth. Auch dieser Wal ist Weltbürger. Man hat ihn in allen Meeren gefunden, wenn auch nicht so nahe an den Polen, wie die übrigen Verwandten. Jagd und Benutzung wie bei den vorgenannten.

In der zweiten Sippe vereinigt man die beiden eigentlichen Wale. Sie unterscheiden sich von den vorhergehenden durch den plumpen, gedrungenen Leib, welcher höchstens 70 Fuß Länge erreicht, durch den Mangel an der Fettflosse auf dem Rücken und der Furchen am Bauche, durch eine nach vorn sich verschmälernde, abwärts gekrümmte Schnauze, durch die sehr langen Barten, die kurzen, breiten Brustflossen und die große, tief ausgeschnittene Schwanzfinne.

Mit Sicherheit hat man nur zwei dieser Sippe angehörige Mitglieder unterschieden: den nördlichen und den südlichen Walfisch. Beide sind sich außerordentlich ähnlich; doch bleibt der südliche hinter dem nordischen immer an Größe zurück.

Unzählige Seefahrer und Schriftsteller haben über dieses ebenso auffallende, als nützliche Geschöpf berichtet; unter Allen aber danken wir dem Engländer Scoresby die ausführlichste und genaueste Beschreibung des Walfisches. Der dem Menschen angeborene Hang zur Uebertreibung des Wunderbaren hat sich auch bei dem nordischen Walfische gezeigt. In vielen älteren, und selbst noch in neueren Schriften finden wir die Angabe, daß es in früheren Zeiten Walfische von 150 bis 200 Fuß Länge gegeben habe, und daß nur die unablässige Nachstellung des Menschen die Ursache wäre, wenn die heutigen Wale höchstens 80 bis 100 Schuh lang würden. Diese Angaben sind als völlig aus der Luft gegriffene anzusehen. Scoresby, welcher selbst beim Fang von dreihundertzweiundzwanzig Walen zugegen war, fand unter ihnen keinen von mehr als 60 Fuß Länge; der größte, den er beobachtete, maß blos 58 Fuß. Nur Karl Giseke berichtet von einem im Jahre 1813 gefangenen Walfisch, welcher 67 Schuh lang war, und im Anfang dieses Jahrhunderts wurde einer bei Spitzbergen harpunirt, welcher ungefähr dieselbe Länge und 15 fußlange Barten besaß. Diese beiden sind die größten, von deren Fang wir überhaupt Kunde haben; denn auch die Seefahrer, welche vor mehr als drei- bis vierhundert Jahren auf den Walfischfang auszogen, sprechen nur von 60 Fuß langen Walen. Und ein solches Thier ist und bleibt auch immer eine wahrhaft ungeheuerliche, staunenerregende Erscheinung! Bei dieser Länge besitzt das Ungethüm einen Umfang hinter den Brustflossen von mehr als 30 bis 40 Fuß und ein Gewicht von gegen 300,000 Pfund: ein Gewicht, welches etwa von 30 Elefanten, 40 Nashörnern oder Flußpferden und 200 Stieren aufgehoben würde.

Der Walfisch (Balaena Mysticetus) ist ein unförmliches Geschöpf, welches in allen seinen Gliedern Mißverhältnisse zeigt. Der ungeheure Kopf nimmt drei bis vier Zehntel oder durchschnittlich ein Drittel der Gesammtlänge des Leibes ein. Das Maul mißt 16 bis 20 Fuß in der Länge und 10 bis 12 Fuß in der Breite: es gibt Raum genug für ein Boot mitsammt seiner Mannschaft. Der vollkommen runde Leib, welcher nicht durch einen sichtbaren Hals vom Kopfe geschieden ist, trägt 7 bis 9 Fuß lange, 4 bis 5 Fuß breite, längliche, eiförmig gestaltete, sehr biegsame und bewegliche Brustflossen und eine ungeheuer große Schwanzfinne von 5 bis 6 Fuß in der Länge und 18 bis 26 Fuß in der Breite — ein Ruder oder Steuer, welches gegen 200 Geviertfuß Fläche besitzt. Die Spritzlöcher liegen bei dem erwachsenen Thiere etwa 10 Fuß von dem Schnauzenende entfernt, auf der höchsten Stelle des Kopfes, und sind etwa 1½ Fuß lange, Sförmig gestaltete, schmale Längsspalten. Die Augen, welche kaum größer sind, als die eines Rindes, stehen seitlich am Kopfe, schräg über und hinter den Mundwinkeln. Der Hörgang ist so eng, daß man kaum den kleinen Finger hineinstecken kann, außerdem aber noch, wie bei den meisten Walen, verschließbar und also dem Wasser unzugänglich. Barten besitzt der Walfisch 316 bis 350 auf jeder Seite des riesigen Rachens. Die längsten stehen in der Mitte des Kiefers; von da an verkürzen sie sich nach beiden Seiten hin. Barten von funfzehn Fuß Länge werden außerordentlich selten getroffen. Bei Walen von 50 Fuß Länge messen sie gewöhnlich 10 bis 11 Fuß, bei einer Breite von ebensoviel Zollen. Die Zunge liegt unbeweglich im Kiefer; sie ist mit ihrer ganzen Unterseite an diesem festgewachsen, sehr groß und so weich, daß der geringste Druck eine tiefe Mulde in ihr hinterläßt, so weich, daß ein Mann, welcher sich auf sie niederlegen wollte, in ihr versinken würde: sie ist eigentlich nichts Anderes, als ein zelliger Oelschlauch. Unter der verhältnißmäßig dünnen, zähen Haut liegt eine mächtige, d. h. 8 bis 20 Zoll dicke Specklage, welche den ganzen Leib umgibt; dann erst folgt das bei jungen Thieren rothe und zarte, bei älteren fast schwarze, grobe, faserige Fleisch. Auf der äußeren Seite ist die Haut fett, wie ölgetränktes Leder, und weich wie Sammet. Der Rücken und die Seiten bis gegen den Bauch hin, die beiden Brustfinnen und die Schwanzfinne sind gewöhnlich tiefschwarz, die Lippen, der Unterkiefer und der größte Theil des Bauches weiß, schwach gelblich überflogen. Der hintere Theil des Leibes vor der Schwanzfinne, ein Theil der Gelenkhöhlen unter den Brustfinnen und die Augenlider sind grau; doch gibt es Wale, welche oben ganz schwarz, unten reinweiß sind; es gibt gescheckte, gefleckte und vollkommen weiße. Nur am Vorderende der



Grönländischer Walfisch.

beiden Lippen stehen einige kurze Borstenhaare; im übrigen ist die ganze Oberhaut vollkommen nackt.

Die Heimat des Walfisches ist auf die hochnordischen Meere beschränkt. Er findet sich nach dem Pole zu soweit das Meer eisfrei ist, nach Süden hin etwa bis zum 60. Grad nördl. Breite. Wie es scheint, zieht er zwischen den Nordküsten Europas, Asiens und Amerikas hin und her und geht zuweilen durch die Behringsstraße in das kamtschatkische Meer über. In den grönländischen Gewässern, in der Davisstraße und Behringsbay ist er noch am häufigsten, an den asiatischen Küsten dagegen sehr selten. Seine bevorzugten Aufenthaltsorte sind die sogenannten Walfischgründe, jene Stellen des Meeres, in denen die letzten Wirkungen des Golfstromes verspürt werden und die, Dank der eben durch den Golfstrom gespendeten Wärme, verhältnißmäßig reich an den kleinen Meerthieren sind, welche die ausschließliche Nahrung des riesigen Säugethieres ausmachen. Besonders nahrungsreiche Stellen im Eise vereinigen manchmal große Gesellschaften von Walfischen; doch kann man nicht behaupten, daß der Walfisch gesellschaftsweise lebt. Es scheint, daß es mehr Männchen, als Weibchen gibt; es fehlen jedoch hierüber zur Zeit noch genauere Berichte.

Ungeachtet seiner gewaltigen Größe ist der Wal doch ein sehr behendes Thier. Seine ungeheure Kraft siegt über die Schwere des Leibes. Der Schwanz ist das eigentliche Bewegungswerkzeug; denn die wagrecht ausgestreckten Brustflossen dienen nur dazu, den Leib im Gleichgewicht zu halten und eine Wendung oder Drehung zu erleichtern.

„So plump der Leib des Wales auch ist", sagt Scoresby, „so rasch und geschickt sind seine Bewegungen. Ein Walfisch, welcher, ohne sich zu rühren, auf der Oberfläche ruht, kann in fünf oder sechs Sekunden außer dem Bereich seiner Verfolger sein. Doch hält so große Schnelligkeit nur wenig Minuten an. Bisweilen fährt er mit solcher Heftigkeit gegen die Oberfläche des Wassers, daß er ganz über dieselbe herausspringt; bisweilen stellt er sich mit dem Kopfe gerade niederwärts, hebt den Schwanz in die Luft und schlägt auf das Wasser mit furchtbarer Gewalt. Das Getöse, welches dabei entsteht, wird bei stillem Wetter in großer Entfernung gehört, und die Kreise verbreiten sich auf eine ansehnliche Weite. Von einer Harpune getroffen, schießt er, wenn auch nur wenige Minuten lang, wie ein Pfeil fort, mit einer Geschwindigkeit, daß er sich bisweilen die Kinnladen durch das Aufstoßen auf den Boden zerbricht." Schon bei gewöhnlichem Schwimmen auf der Oberfläche vermag der Wal neun englische Meilen in der Stunde zurückzulegen; verwundete zwölf bis sechzehn Meilen, eine Schnelligkeit, welche die jedes Dampfers übertrifft. „Besäßen die Wale", sagt Pöppig, „einen ihrer Kraft und Größe angemessenen Verstand, so würde nicht nur kein Boot, sondern auch keins der größten Schiffe ihren Stößen widerstehen können und sie die einzigen und wahren Beherrscher des Weltmeeres sein."

Aber die Bartenwale sind ebenso stumpfsinnige als geistesarme und zudem auch feige Geschöpfe. Unter ihren Sinnen scheinen blos Gesicht und Gefühl ziemlich ausgebildet zu sein. Im klaren Wasser soll der Wal andere seines Gleichen in erstaunlicher Entfernung wahrnehmen können; über Wasser dagegen soll sein Auge nicht weit reichen. Das Gehör ist so stumpf, daß er einen lauten Schrei, selbst in der Entfernung einer Schiffslänge, nicht vernimmt; dagegen macht ihn bei ruhigem Wetter ein geringes Plätschern im Wasser aufmerksam und spornt ihn zur Flucht an. Ein Vogel, welcher sich ihm auf die Haut setzt, erregt sein Entsetzen; er taucht dann gewöhnlich mit größter Schnelligkeit in die Tiefe. Vögel erscheinen blos deshalb auf ihm, um die Unmassen von Schmarotzerthieren, welche sich in seiner Haut eingefressen haben, abzulesen, und das Hacken dieser Thiere vermittelst des Schnabels mag dem Walfisch nicht eben behagen. Die Oberhaut des Thieres scheint überhaupt ziemlich gefühlvoll zu sein. Unter seinen geistigen Eigenschaften dürfte blos seine Anhänglichkeit an andere und die Mutterliebe erwähnenswerth sein.

Die Nahrung besteht in Weich- und Krustenthieren, zumal Flossenfüßern und vor allen der nördlichen Klio, welche in Unmenge das Eismeer überdeckt. Außerdem verzehrt er noch Ringelwürmer und zwar diejenigen Arten, welche frei im Meere herumschwimmen. Fische scheint er nur zufällig mit aufzunehmen und große kann er, seines engen Schlundes wegen, gar nicht verschlingen.

Wenn der Wal sich vollkommen ungestört weiß, nähert er sich alle zwei bis drei Minuten der Oberfläche, um zu athmen und nimmt dann rasch nach einander vier bis sechs Mal Luft ein. Der Strahl, welchen er auswirft, steigt nicht selten bis vierzig Fuß in die Höhe und kann somit auf eine Entfernung von einer oder anderthalb Seemeilen gesehen werden. Seefahrer vergleichen die Strahlen einer Herde von Walfischen mit den rauchenden Schornsteinen einer Fabrikstadt, lassen aber dabei freilich ihrer Einbildungskraft völlig freien Spielraum. Scoresby gibt an, daß der Wal, auch wenn er auf Nahrung ausgeht, funfzehn bis zwanzig Minuten,

wenn er verwundet, aber sogar eine halbe bis beinahe eine ganze Stunde unter Wasser verweilen könne. Die Angabe scheint zu hoch gegriffen zu sein. Der genannte Beobachter fügt hinzu, daß ein Wal, welcher etwa 40 Minuten lang unter Wasser verweilte, ganz erschöpft wieder an die Oberfläche komme, wahrscheinlich in Folge des ungeheuren Wasserdruckes, den er in der Tiefe des Meeres aushalten mußte, eines Druckes, welcher mehr als 100,000 Centner betragen soll.

Bei recht gutem Wetter hat man den Walfisch auch während seines Schlafes beobachtet. Er liegt dann wie ein Leichnam auf der Oberfläche, ohne sich zu rühren, hält sich aber durch die Brustflossen immer im Gleichgewicht.

Das Weibchen bringt ein einziges Junge, höchst selten auch Zwillinge zur Welt. Dieses ist schon ein recht tüchtiges Thier von zehn bis vierzehn Fuß Länge und entsprechendem Umfang und Gewicht. Die Jungen wachsen außerordentlich rasch; noch als Säuglinge haben sie bereits eine Länge von etwa 20 Fuß, einen Umfang von 15 Fuß und fünf Tonnen oder 11,200 Pfund erreicht. Ohngeachtet des Stumpfsinnes der Wale ist doch die mütterliche Liebe außerordentlich groß. Man fängt das Junge, welches die Gefahr nicht kennt, mit leichter Mühe hauptsächlich zum Zwecke, die Alte herbeizulocken. Sie kommt dann auch gleich dem verwundeten Kinde zu Hülfe, steigt mit ihm an die Oberfläche, um zu athmen, treibt es an, fortzuschwimmen, sucht ihm auf der Flucht behilflich zu sein, indem sie es unter ihre Flossen nimmt, und verläßt es selten, so lange es noch lebt. Dann ist es gefährlich, sich ihr zu nähern. Aus Angst für die Erhaltung ihres Kindes setzt sie alle Rücksichten bei Seite, fährt mitten in die Feinde und bleibt um ihr Junges, wenn sie schon von mehreren Harpunen getroffen ist.

Solche Fälle der edelsten Mutterliebe rühren jedoch den Walfischfänger nicht im geringsten; er hat nur seinen Vortheil im Auge und opfert ihm wie der Robbenschläger jedes menschliche Gefühl auf. Die eigentlichen Walfische sind bei weitem die werthvollsten aller Seesäugethiere. Ein Walfisch von 60 Fuß Länge und einem Gewicht von 70 Tonnen enthält bei 30 Tonnen Speck, welche etwa 24 Tonnen Thran geben. Ein solches Thier hat 1½ Tonne oder 3360 Pfund Fischbein. Ist die sogenannte Probenplatte oder die größte Barte 7 Pfund schwer, so kann der ganze Betrag auf eine Tonne angeschlagen werden. Eine Tonne Thran kostet gegenwärtig zwischen 3 und 4 Pfund Sterling, eine Tonne Fischbein aber 160 bis 180 Pfund Sterling. Aus diesen Angaben kann man den Nutzen eines getödteten Walfisches berechnen. Einzelne Schiffe haben schon 75,000 Thaler auf einer einzigen Reise verdient, andere aber auch 14,000 Thaler verloren.

Die gesitteten Europäer benutzen nur den Speck und die Barten, die hochnordischen Völkerschaften dagegen wissen auch das Fleisch zu verwerthen. Sie essen den Speck gern und trinken den Thran mit einer Leidenschaft wie ein ausgemachter Säufer geistige Getränke. Den Eskimos ist die rohe Haut ein Leckerbissen. Manche Walfischfahrer nehmen die merkwürdige Unterkinnlade des Walfisches mit, und in holländischen Dörfern sieht man hier und da eine derselben zu einem Thore verwendet. Weit größeren Nutzen ziehen die Nordländer aus den Rippen des Walfisches. Sie bauen aus ihnen ihre Hütten oder benutzen sie zum Schiffsbau.

Der Wal hat außer dem Menschen, dem Schwertfisch oder Butskopf und dem nördlichen Hai noch einige andere Feinde, wenn auch diese ihn mehr belästigen als ihm schaden. Recht lästig werden dem Walfisch eine Menge kleiner Schmarotzer, welche sich auf seinem Leibe festsetzen. Die Walfischlaus bürgert sich oft zu Hunderttausenden auf ihm ein und zerfrißt ihm den Rücken so, daß man vermuthen möchte, eine bösartige Krankheit habe den armen Riesen befallen. Auch Meereicheln bedecken ihn nicht selten in großer Menge und geben wieder mancherlei Seepflanzen die geeigneten Anhaltspunkte her, so daß es Wale gibt, welche eine ganze Welt von Thieren und Pflanzen mit sich herumtragen müssen.

Der südliche Wal (Balaena australis) ist kleiner als sein nordischer Verwandter, kleinköpfiger und spitzschnäuziger. In den südlichen Gewässern um Amerika und Neuholland ist er nicht selten, im südlichen Eismeer am häufigsten. Er scheint regelmäßig und zwar in größeren Gesellschaften zu wandern. Ein Reisender will einmal gegen 800 Stück nach dem ochotzkischen Meere ziehend gesehen haben. Auch der Fang des südlichen Walfisches ist ergiebig, obwohl er gegen früherhin bedeutend abgenommen hat. Er wird schließlich auch in den abgelegensten und unzugänglichsten Meerestheilen aufgesucht werden und mit der Zeit wahrscheinlich ganz von der Erde verschwinden.

WYŻSZA SZKOŁA ROLNICZA Biblioteka Główna W SZCZECINIE

Uebersicht des Inhalts.

Erster Band. — Die Säugethiere.

Ein Blick auf das Leben der Gesammtheit. S. IX.

Erste Reihe: Handthiere (Primates).

Affen.

Erste Familie: Schmalnasen (Catarrhinae).

1.*) Waldmenschen (Pithecus): Gorilla S. 10. Schimpanse S. 16. Orang-Utang S. 20.
2. Langarmaffen (Hylobates): Siamang. Ungko. Da S. 25.
3. Schlankaffen (Semnopithecus): Hulman S. 28. Budeng. Kleideraffe. Nasenaffe S. 30.
4. Stummelaffen (Colobus): Guereza S. 32. Bärenartiger Stummelaffe. Teufelsaffe S. 33.
5. Meerkatzen (Cercopithecus): Abalandj S. 37. Callitriche. Diana. Weiß-Nase. Mohrenaffe S. 39.
6. Makaken (Macacus): Munga S. 39. Bhunder S. 40. Schweinsaffe S. 42. Magot S. 42. Wandern S. 44.
7. Hundsköpfe (Cynocephalus): Hamadryas S. 47. Gelada S. 51. Babuin. Tschakma S. 51. Schopfpavian S. 54. Mandril. Dril S. 55.

Zweite Familie: Breitnasen (Platyrrhinae).

1. Brüllaffen (Mycetes): Alaute. Laraya S. 60.
2. Spinnenaffen (Ateles): Koaita. Marimonda. Tschamek. Miriki S. 64.
3. Rollaffen (Cebus): Sai S. 67. Apella. Gehörnter Rollaffe S. 69.
4. Springaffen (Callithrix): Saimiri. Titi S. 71.
5. Schweifaffen (Pithecia): Judenaffe S. 73. Weißköpfiger Schweifaffe. Schwarzköpfiger Schweifaffe S. 74.
6. Nachtaffen (Nyctipithecus): Mirikina S. 75.

Dritte Familie: Krallenaffen (Arctopitheci).

1. Seidenaffen (Jacchus): Marmoset S. 77.
2. Midasaffen (Midas): Binche S. 79.

Halbaffen oder Aeffer.

Erste Familie: Kurzfüßer (Brachytarsi).

1. Indris (Lichanotus): Indri S. 81.
2. Schleiermakis (Propithecus): Vließmaki. Wellenmaki S. 81.
3. Makis (Lemur): Vari. Makako. Mongoz S. 82.
4. Loris (Stenops): Tevangan. Tonger S. 84.

Zweite Familie: Langfüßer (Macrotarsi).

1. Ohrenaffen (Otolicnus): Galago S. 85. Buschschwänziger Ohrenaffe S. 86. Zwergmaki S. 87.
2. Koboldmaki (Tarsius): Gespensthier S. 87.

Dritte Familie: Fingerthiere (Psilodactyli).

Einzige Sippe: Fingerthier (Chiromis): Aye-Aye S. 89.

Vierte Familie: Pelzflatterer (Galeopitheci).

Einzige Sippe: Flattermaki (Galeopithecus): Gemeiner Flattermaki S. 90.

*) Die Zahlen bedeuten die Sippen innerhalb der einzelnen Familien.

Die Flatterthiere.

Erste Familie: Fruchtfresser (Pteropus).

Einzige Sippe: Flughunde (Pteropus): Kalong S. 98. Egyptischer Flughund S. 98.

Zweite Familie: Glattnasen (Gymnorhinae).

1. Ohrenfledermäuse (Plecotus): Gemeine Ohrenfledermaus S. 99.
2. Mopsfledermäuse (Synotus): Mops-Fledermaus S. 100.
3. Dämmerungsmäuse (Vesperugo): Frühfliegende Fledermaus S. 100.

Dritte Familie: Blattnasen (Phyllostoma).

1. Hufeisennasen (Rhinolophus): Kleine Hufeisennase S. 101. Große Hufeisennase S. 102.
2. Vampire (Phyllostoma): Vampir S. 103.
3. Ziernasen (Megaderma): Leiernase S. 105.
4. Klappnasen (Rhinopoma): Aegyptische Klappnase S. 105.

Zweite Reihe: Krallenthiere (Unguiculata).

Raubthiere.

Erste Familie: Katzen (Felinae).

1. Löwen (Leo): Löwe der Berberei S. 112. Löwe aus Westafrika. Kap-Löwe. Persischer Löwe. Mähnenloser Löwe S. 124.
2. Silberlöwen (Puma): Kuguar S. 125. Yaguarundi S. 126. Eyra S. 127.
3. Tiger (Tigris): Königstiger S. 127. Nebelparder S. 135.
4. Pardelkatzen (Leopardus): Jaguar S. 136. Ozelot S. 142. Marguay. Mbaracaya. Tigerkatze. Colocolo. Pampaskatze S. 144. Leopard S. 145. Schwarzer Leopard S. 152. Irbis. Marmorleopard S. 153.
5. Serwal (Serval): Serwal. Tarrai. Kueruck S. 154.
6. Hinze (Catus): Wildkatze S. 154. Manul S. 156. Nubische Katze S. 156. Hinz S. 156. Angorakatze S. 164.
7. Luchse (Lynx): Europäischer Luchs S. 164. Pardelluchs S. 168. Pischu. Rothluchs. Karakal. Gestiefelter Luchs. Sumpfluchs S. 169.
8. Jagdleoparden (Cynailurus): Tschitah S. 170.

Zweite Familie: Hunde (Canes).

1. Hunde (Canis): Kolsun S. 179. Buansu S. 180. Nippon. Adjak. Hund von Sumatra. Kaberu. Wolfshund S. 181. Dingo S. 182. Nackter Hund S. 192. Windhund S. 193. Bullenbeißer S. 196. Dogge. St. Bernhardshund S. 199. Mops. Dachshund S. 201. Jagdhunde S. 204. Hirschhund. Fuchshund S. 207. Hasenhatzhund. Stöberhund. Setter. Wasserhund. Saurüde. Bluthund S. 208. Seidenhund S. 209. Neufundländer S. 210. Wasserwachtelhund. Pudel S. 211. Pintscher S. 214. Schäferhund S. 216. Spitz S. 217. Eskimohund S. 218. Wolf S. 221. Schwarzer amerikanischer Wolf. Abu el Hosseïn S. 226. Schakal S. 226. Prairiewolf S. 228.
2. Füchse (Vulpes): Gemeiner Fuchs S. 229. Aguarachay S. 234. Eisfuchs S. 234. Korsack S. 237. Kama S. 238.
3. Ohrenfüchse (Megalotis): Fenek S. 239. Löffelhund S. 241.
4. Hiänenhund (Lycaon): Steppenhund S. 242.
5. Hiänen (Hyaena): Gefleckte Hiäne S. 247. Strandwolf. Gestreifte Hiäne S. 248.
6. Zibethiäne (Proteles): Erdwolf S. 249.

Dritte Familie: Schleichkatzen (Viverrae).

1. Zibetkatzen (Viverra): Civetta S. 251. Asiatische Zibetkatze S. 252. Rasse. Lisang S. 253.
2. Ginsterkatzen (Genetta): Ginsterkatze S. 254. Wieselkatze S. 255.
3. Katzenfrett (Bassaris): Katzenfrett S. 255.
4. Mangusten (Herpestes): Ichneumon S. 256. Mungos S. 259. Niula. Melon. Zebramanguste. Urva S. 261. Fuchsmanguste. Scharrthier S. 262. Kusimanse S. 263.
5. Rollmarder (Paradoxurus): Palmenmarder S. 263. Musang S. 264. Larvenroller. Mampalon. Beutelfrett S. 265.

Vierte Familie: Marder (Mustelae).

1. Dachs (Meles): Dachs S. 267. Sandbär S. 271.
2. Stinkdachse (Midaus): Stinkdachs S. 271. Balisaur S. 273.
3. Stinkthiere (Mephitis): Chinga S. 273.
4. Bandiltisse (Rhabdogale): Bandiltis S. 276.
5. Honigdachse (Ratelus): Ratel S. 277.
6. Vielfraß (Gulo): Gemeiner Vielfraß S. 279.

7. Grisons (Galictis): Tayra. Grison S. 282.
8. Marder (Martes): Edelmarder S. 282. Steinmarder S. 285. Zobel S. 286. Pekan S. 287.
9. Iltisse (Foetorius): Ratz S. 288. Frett S. 290.
10. Wiesel (Mustela): Wiesel S. 293. Hermelin S. 295.
11. Sumpfottern (Vison): Nörz S. 298. Mink S. 299.
12. Fischottern (Lutra): Fischotter S. 301.
13. Seeottern (Enchydris): Kalan S. 307.

Fünfte Familie: Bären (Ursi).

1. Landbären (Ursus): Gemeiner Bär S. 311. Isabellbär S. 320. Grislibär S. 321. Baribal S. 323. Kragenbär S. 325.
2. Sonnenbären (Helarctos): Bruan S. 325.
3. Lippenbären (Prochillus): Lippenbär S. 325.
4. Meerbären (Thalassarctos): Eisbär S. 329.
5. Waschbären (Procyon): Schupp S. 333. Aguara S. 337.
6. Rüsselbären (Nasua): Geselliger Coati. Einsamer Coati S. 338.
7. Wickelbären (Cercoleptes): Kinnkaju S. 340.
8. Binturong (Arctitis): Binturong S. 341.
9. Katzenbären (Ailurus): Panda S. 342.

Sechste Familie: Igel (Erinacei).

1. Stacheligel (Erinaceus): Gemeiner Igel S. 344. Ohrigel S. 349.
2. Borstenigel (Centetes): Tanrek S. 350.

Siebente Familie: Spitzmäuse (Sorices).

1. Spitzhörnchen (Cladobates): Tana S. 352. Preß S. 353.
2. Federschwänze (Ptilocerus): Federschwanz S. 353.
3. Rohrrüssler (Macroselides): Südafrikanischer Rohrrüssler S. 354.
4. Spitzratten (Gymnura): Bula S. 354.
5. Schlitzrüssler (Solenodon): Aguta S. 355.
6. Spitzmäuse (Sorex): Mondjuru. Gemeine Spitzmaus S. 355.
7. Wimperspitzmäuse (Pachyura): Toskanische Wimperspitzmaus S. 357.
8. Wasserspitzmäuse (Crossopus): Wasserspitzmaus S. 358.
9. Bisamspitzmäuse (Myogale): Bisamspitzmaus der Pyrenäen. Desman S. 361.

Achte Familie: Mulle (Talpae).

1. Maulwürfe (Talpa): Gemeiner Maulwurf S. 362. Blindmull S. 366. Wogura S. 367.
2. Sternmaulwürfe (Condylura): Sternmull S. 367.
3. Goldmulle (Chrysochloris): Gemeiner Goldmull S. 368.
4. Wassermulle (Scalops): Gemeiner Wassermull S. 368.

Beutelthiere.

Erste Familie: Raubbeutelthiere (Dasyuri).

1. Beutelhunde (Thylacinus): Beutelhund S. 371.
2. Raubbeutler (Diabolus): Bärenartige Raubbeutler S. 372.
3. Beutelmarder (Dasyurus): Gefleckte Beutelmarder S. 373.
4. Beutelbilche (Phascologale): Tapoa Tafa S. 374.
5. Beutelmäuse (Antechinus): Gelbfüßiger Beutelbilch S. 374. Spitzbeutler S. 375.

Zweite Familie: Beutelratten (Didelphyes).

1. Beutelratten (Didelphys): Opossum S. 377.
2. Schupatis (Philander): Krebsbeutler S. 379. Aeneas-Ratte S. 380.
3. Schwimmbeutler (Chironectes): Schwimmbeutler S. 381.

Dritte Familie: Beuteldachse (Peramelae).

1. Beuteldachse (Perameles): Spitznasiger und streifiger Beuteldachs S. 382.
2. Stutzbeutler (Choeropus): Stutzbeutler S. 382.

Vierte Familie: Kletterbeutelthiere (Phalangistae).

1. Flugbeutelbilche (Belideus): Zuckereichhorn S. 383.
2. Beuteleichhörnchen (Petaurus): Taguan S. 384.
3. Fliegende Mäuse (Acrobates): Zwergflugbeutler S. 385.
4. Kusus (Cuscus): Gefleckte Kuskus S. 385.
5. Fuchskusus (Phalangista): Fuchskusu S. 387.
6. Beutelbären (Phascolarctus): Koala S. 387.

Fünfte Familie: Springbeutelthiere (Halmaturi).

1. Kängurus (Macropus): Känguru S. 391. Pademelon S. 393.
2. Hasenspringer (Lagorchestes): Gemeiner Hasenspringer S. 393.
3. Felsenkängurus (Petrogale): Felsenkänguru S. 394.
4. Kletterkängurus (Dendrolagus): Kängurubär S. 394.
5. Kängururatten (Hypsiprymnus): Quastenschwänzige und gemeine Kängururatte S. 396.

Sechſte Familie: Beutelmäuſe (Phascolomyes).

Einzige Sippe: Wombat (Phascolomys): Gemeiner Wombat S. 397.

Die Nager.

Erſte Familie: Eichhörnchen (Sciurinae).

1. Flugeichhörnchen (Pteromys): Taguan S. 399.
2. Flattereichhörnchen (Sciuropterus): Ljutaga S. 400. Aſſapan S. 401.
3. Eichhörnchen (Sciurus): Gemeines Eichhörnchen S. 401. Graues und ſchwarzes Eichhorn. Königseichhorn. Zwergeichhörnchen S. 405.
4. Erdeichhörnchen (Tamias): Burunduk S. 405.
5. Zieſelhörnchen (Spermosciurus): Schilu. Sabera S. 407.

Zweite Familie: Murmelthiere (Arctomyes).

1. Zieſel (Spermophilus): Gemeiner Zieſel S. 408. Leopardenzieſel S. 409.
2. Murmelzieſel (Cynomys): Prairiehund S. 410.
3. Murmelthiere (Arctomys): Bobak u. Murmelthier S. 412.

Dritte Familie: Erdgräber (Georychi).

1. Taſchenratten (Ascomys): Goffer S. 415.
2. Strandmolle (Bathyergus): Strandmoll S. 416.
3. Blindmolle (Spalax): Blindmoll S. 417.

Vierte Familie: Bilche (Myoxi).

1. Siebenſchläfer (Glis): Siebenſchläfer S. 418.
2. Gartenbilche (Eliomys): Gartenſchläfer. Baumſchläfer S. 419.
3. Haſelmäuſe (Muscardinus): Haſelmaus S. 421.

Fünfte Familie: Mäuſe (Mures).

1. Rennmäuſe (Meriones): Feiſte Rennmaus S. 423.
2. Mäuſe (Mus): Haus- u. Wanderratte S. 425. Haus-, Wald-, Feld- u. Zwergmaus S. 431 u. 432. Berberiſche Maus S. 435.
3. Hamſter (Cricetus): Hamſter 436.
4. Sumpfratten (Hydromys): Sumpfratte S. 439.

Sechſte Familie: Wühlmäuſe (Arvicolini).

1. Biſamratten (Fiber): Ondatra S. 439.
2. Wühlratten (Hypudaeus): Waſſerratte S. 441. Schneemaus S. 443.
3. Wühlmäuſe (Arvicola): Waldmühlmaus. Erd- und Feldmaus S. 444. Wurzelmäuſe S. 446.
4. Lemminge (Myodes): Norwegiſcher Lemming S. 447.

Siebente Familie: Biber (Castores).

Einzige Sippe: Biber (Castor Fiber): S. 449.

Achte Familie: Springmäuſe (Dipodes).

1. Hüpfmäuſe (Jaculus): Hüpfmaus S. 455.
2. Wüſtenſpringmäuſe (Haltomys): Springmaus S. 456.
3. Sandſpringer (Scirtetes): Pferdeſpringer S. 458.
4. Springhaſen (Pedetes): Springhaſe S. 459.

Neunte Familie: Haſenmäuſe (Eriomyes).

1. Wollmäuſe (Eriomys): Chinchilla S. 461.
2. Haſenmäuſe (Lagotis): Haſenmaus S. 464.
3. Viscachas (Lagostomus): Viscacha S. 464.

Zehnte Familie: Schrotmäuſe (Psammoryctae).

1. Strauchratten (Octodon): Degu S. 466.
2. Kammratten (Ctenomys): Tucutuco S. 467.
3. Rammsratten (Cercomys): Rammsratte S. 468.
4. Lanzenratten (Loncheres): Lanzenratte S. 468.
5. Ferkelratten (Capromys): Hutia Conga S. 468.
6. Schweifbiber (Myopotamus): Schweifbiber S. 469.
7. Borſtenferkel (Aulacodus): Borſtenferkel S. 470.

Elfte Familie: Stachelſchweine (Hystrices).

1. Kletterſtachelſchweine (Cercolabes): Greifſtachler S. 471. Borſtenſtachelſchwein S. 473. Cuandu S. 474.
2. Baumſtachelſchweine (Erethizon): Urſon S. 474.
3. Quaſtenſtachler (Atherura): Afrikaniſche Quaſtenſtachler S. 475.
4. Stachelſchweine (Hystrix): Javaniſches und gemeines Stachelſchwein S. 476.

Zwölfte Familie: Hufpfötler (Caviae).

1. Meerſchweinchen (Cavia): Meerſchweinchen S. 479. Aperea 480.
2. Mara (Dolichotis): Mara S. 482.
3. Goldhaſen (Dasyprocta): Aguti S. 482.
4. Waſſerſchweine (Hydrochoerus): Capybara S. 485.
5. Paka (Coelogenys): Paka S. 486.

Dreizehnte Familie: Haſen (Lepores).

1. Haſen (Lepus): Feldhaſe S. 488. Schneehaſe S. 492. Engl. Kaninchen S. 494.
2. Pfeifhaſen (Lagomys): Alpenpfeifhaſe S. 497

Dritte Reihe: Zahnarme (Edentata).

Klammerthiere.

Einzige Familie: Faulthiere (Bradipodes).

1. Zweizehige Faulthiere (Choloepus): Uano S. 503.
2. Dreizehige Faulthiere (Bradypus): Ai S. 503.

Scharrthiere.

Erste Familie: Gürtelthiere (Dasypodes).

1. Gürtelthiere (Euphractus): Armadill S. 506. Bolita S. 507. Riesengürtelthier S. 508.
2. Gürtelmäuse (Chlamydophorus): Schildwurf S. 508.

Zweite Familie: Ameisenscharrer (Myrmecophagae).

1. Erdschweine (Orycteropus): Erdferkel S. 511.
2. Ameisenbären (Myrmocephaga): Yurumi S. 513. Cuguar S. 515.
3. Ameisenkletterer (Cyclothurus): Zweizehiger Ameisenfresser S. 516.

Dritte Familie: Schuppenthiere (Manes).

Einzige Sippe: Schuppenthier (Manis): Langschwänziges, kurzschwänziges u. Temminckſches Schuppenthier S. 518.

Kloaken- oder Gabelthiere.

Erste Familie: Ameisenigel (Echidnae).

Einzige Sippe: Ameisenigel (Echidna): Stacheliger Ameisenigel S. 519.

Zweite Familie: Schnabelthiere (Ornithorhynchi).

Einzige Sippe: Schnabelthier (Ornithorhynchus): Australisches Schnabelthier S. 521.

Vierte Reihe: Hufthiere (Ungulata).

Einhufer.

Einzige Familie: Pferde (Equi).

1. Pferde (Equus): Tarpan S. 527. Cimeron und Mustang S. 529. Arabisches Pferd S. 531. Englischer Renner S. 535. Nacktes Pferd S. 536.
2. Esel (Asinus): Dschiggetai. Kulan S. 539. Steppenesel. Zahme Esel S. 541.
3. Tigerpferde (Hippotigris): Quagga S. 546. Dauw. Zebra S. 547.

Wiederkäuer.

Erste Familie: Schwielensohler (Tylopoda).

1. Kamele (Camelus): Dromedar S. 550. Trampelthier S. 558.
2. Lamas (Auchenia): Guanaco S. 561. Lama S. 562. Paco S. 563. Vicuna S. 564.

Zweite Familie: Moschusthiere (Moschi).

1. Moschusthier (Moschus): Moschusthier S. 567.
2. Zwergmoschusthiere (Tragulus): Kantschill S. 569.

Dritte Familie: Hirsche (Cervi).

1. Elenthiere (Alces): Elch S. 572. Moosthier S. 575.
2. Renthiere (Tarandus): Ren S. 576.
3. Damhirsche (Dama): Gemeiner Damhirsch S. 583.
4. Edelhirsch (Cervus): Edelhirsch S. 585.
5. Barasinga (Rucervus): Barasinga S. 591.
6. Axis (Axis): Axis S. 592.
7. Dreigabler (Rusa): Sambur. Mähnenhirsch S. 592. Schweinshirsch S. 593.
8. Mazamahirsche (Reduncina): Virginischer Hirsch S. 594. Weißschwänziger Hirsch S. 596.

9. Sprossenhirsche (Blastoceros): Pampashirsch S. 597.
10. Rehe (Capreolus): Unser Reh S. 597.
11. Spießhirsche (Subulo): Brauner Spießhirsch S. 601.
12. Muntjakhirsche (Prox): Muntjak S. 602.

Vierte Familie: Giraffen (Camelopardales).

Einzige Sippe: Giraffe (C. Giraffa): S. 603.

Fünfte Familie: Antilopen (Antilopae).

1. Hirschziegenantilopen (Cervicapra): Saffi S. 608. Steppenantilope. Pallah S. 609.
2. Gazellen (Gazella): Gazelle S. 611.
3. Springböcke (Antidorcas): Springbock S. 614.
4. Riedantilopen (Eleotragus): Riedbock S. 616.
5. Schopfantilopen (Cephalophus): Ducker S. 616. Zwergböckchen S. 617.
6. Bleichböcke (Scopophorus): Urebi S. 619.
7. Klippspringer (Oreotragus): Sassa S. 619.
8. Waldziegenantilopen (Nemorhoedus): Goral S. 621.
9. Gemsen (Capella): Gemse S. 621.
10. Gabelgemsen (Antilocapra): Kabri S. 627.
11. Drehhörner (Strepsiceros): Kudu S. 628.
12. Säbelantilopen (Aegocerus): Blaubock S. 630.
13. Wasserböcke (Kobus): Wasserbock S. 631.
14. Spießböcke (Oryx): Steppenkuh S. 631. Passan S. 632.
15. Mendesantilopen (Addax): Nubische Mendesantilope S. 633.
16. Elenantilopen (Boselaphus): Kanna S. 635.
17. Nilgau (Portax): Nilgau S. 636.
18. Vierhornantilopen (Tetracerus): Schikara S. 637.
19. Kuhantilopen (Acronotus): Hartebeest S. 638.
20. Gnus (Catoblepas): Kokun. Gebändertes Gnu S. 638.

Sechste Familie: Ziegen (Caprae).

1. Steinböcke (Capra): Alpensteinbock S. 641.
2. Ziegen (Hircus): Hausziege. Bezoarziege S. 646. Zwergziege S. 648. Angoraziege. Kaschmirziege S. 649. Mamberziege S. 650. Thebaische Ziege S. 651.
3. Halbziegen (Hemitragus): Tahir S. 654.

Siebente Familie: Schafe (Oves).

1. Mähnenschafe (Ammotragus): Afrikanisches Mähnenschaf S. 655.
2. Wildschafe (Oves): Mufflon S. 656. Argali S. 658. Bighorn S. 659. Hausschaf. Merinoschaf S. 661. Zackel- u. Fettsteißschaf S. 663.

Achte Familie: Rinder (Boves).

1. Moschusochsen (Ovibos): Bisamochse S. 666.
2. Grunzochsen (Poëphagus): Jak S. 668.
3. Büffel (Bubalus): Kaffernbüffel S. 670. Arni S. 672. Gemeiner Büffel S. 673. Kerabau S. 676.
4. Wisents (Bonassus): Wisent S. 678. Bison S. 681.
5. Rinder (Bos): Gayal S. 685. Gaur. Banteng S. 686. Hausrind. Zebu S. 687. Buckelochs. Alpenrind S. 689. Thalland-, Marschländer-, Steppen- u. schottisches Rind S. 690.

Vielhufer.

Erste Familie: Rüsselthiere (Proboscidea).

Einzige Sippe: Elefanten (Elephas): Afrikanischer und indischer Elefant S. 702.

Zweite Familie: Tapire (Tapiri).

Einzige Sippe: Tapire (Tapirus): Schabrackentapir S. 714. Amerikanischer Tapir S. 715.

Dritte Familie: Klippschliefer (Hyraces).

Einzige Sippe: Klippschliefer (Hyrax): Aschkoko S. 718.

Vierte Familie: Borstenthiere (Setigera).

1. Schwein (Sus): Wildschwein S. 722. Weißbärtiges, indisches und Papuschwein S. 726. Pinselohriges und Buschschwein S. 726.
2. Nabelschwein (Dicotyles): Pekari S. 729.
3. Hirscheber (Porcus): Babirusa S. 730.
4. Warzenschweine (Phacochoerus): Hartläufer. Harocha S. 732.

Fünfte Familie: Plumpe (Obesa).

1. Nashörner (Rhinoceros): Indisches Nashorn S. 735. Kapuzennashorn. Keitloa S. 737. Stumpfnasiges Nashorn S. 738.
2. Flußpferde (Hippopotamus): Nilpferd S. 743.

Fünfte Reihe: Seesängethiere (Pinnata).

Flossenfüßer.

Erste Familie: Seehunde (Phocae).

1. Bärenrobben (Arctocephalus): Seebär S. 752.
2. Löwenrobben (Otaria): Seelöwe S. 754.
3. Seeleoparden (Leptonyx): Seeleopard S. 756.
4. Robben (Phoca): Bärtiger Seehund S. 756.
5. Sattelrobben (Pagophilus): Grönländischer Seehund S. 756.
6. Kegelrobben (Halichoerus): Urtzel S. 757.
7. Seekälber (Calocephalus): Gemeiner und kaspischer Seehund S. 757.
8. Mützenrobben (Stemmatopus): Klappmütze S. 762.
9. Rüsselrobben (Macrorhinus): See-Elefant S. 762.

Zweite Familie: Morse (Trichechi).

Einzige Sippe und Art: Walroß S. 765.

Die Sirenen.

Erste Familie: Lamantine (Manati).

1. Dujong (Halicore): Dujong S. 769.
2. Manate (Manatus): Schmalschnauziger Lamantin S. 771.

Zweite Familie: Borkenthiere (Rhytinae).

Einzige Art und Sippe: Seekuh S. 774.

Walthiere.

Erste Familie: Narwale (Monodontes).

Einzige Sippe und Art: Narwal S. 778.

Zweite Familie: Delfine (Delphini).

1. Weißdelfine (Delphinapterus): Beluga S. 781.
2. Kugelköpfe (Globicephalus): Grind S. 782.
3. Schwertfische (Orcinus): Butskopf S. 784.
4. Meerschweine (Phocaena): Braunfisch S. 785.
5. Tümmler (Tursio): Gemeiner Tümmler S. 787.
6. Delfine (Delphinus): Delfin S. 788.
7. Entenschnabeldelfine (Chenodelphinus): Dögling S. 789.
8. Schnauzendelfine (Inia): Bote S. 789.
9. Schnabeldelfine (Platanista): Schnabeldelfin S. 791.

Dritte Familie: Pottwale (Physeteres).

Einzige Sippe: Pottwale (Physeter): Pottfisch S. 791.

Vierte Familie: Bartenwale (Balaenae).

1. Schnabelwale (Balaenoptera): Finnfisch S. 795. Sild S. 796. Humpback S. 796.
2. Wale (Balaena): Walfisch S. 797. Südlicher Wal S. 800.

Biblioteka Główna Politechniki Śląskiej

Namenverzeichniß*).

A.

Aasbär 312.
Abalandj 37.
Abu-Addas 634.
Abu el Hosseïn 226.
Acanthion javanicum 476.
Acrobates pigmaeus 385.
Acronotus Caama 638.
Addax nasomaculatus 633.
Adjak 181.
Aeffer 79.
Aegocerus leucophaeus 630.
Aeneasratte 380.
Affe 1.
— berberischer, 42.
— geflügelter, 90.
— gemeiner, 42.
— rother, 39.
— türkischer, 42.
Affenpintscher 214.
Agaseen 627.
Aguara (Aguarapope) 337.
Aguarachay 235.
Aguta 355.
Aguti 482.
Ai 503.
Ailurus refulgens 342.
Alakdaga 458.
Alaute 60.
Alpaca 560.
Alpenhase 492.
Alpenpfeifhase 497.
Alpenrind 689.
Alpensteinbock 641.
Ameisenbär 312. 513.
Ameisenbeutler 375.
Ameisenfresser 510.
— dreizehiger (mittler), 515.
— zweizehiger (kleiner), 516.
Ameisenigel 519.
Ameisenscharrer 510.
Ammotragus Tragelaphus 655.
Angorakatze 164.
Angoraziege 648.
Antidorcas Euchore 614.
Antilocapra americana 627.
Antilope furcifer 627.
— scoparia 619.
Antilope, vierhörnige, 637.
Aotus 75.
Apar 507.
Apella 69.
Aperea 480.
Arctitis Binturong 341.
Arctocephalus falclandicus 752.
Arctomys Bobac 412.
— Marmota 412.
Arctopithecus 76.
Arethura africana 475.
Argali 658.
Armadill 505.
— borstiges, 506.
Arni 672.
Arui 656.
Arvicola agrestis 444.
— arvalis 444.
— glareolus 444.
— oeconomus 446.
— subterraneus 446.
Aschkoko 718.
Ascomys canadensis 415.
Asinus africanus 541.
— hemionus 539.
— Onager 539.
— vulgaris 541.
— vulgaris Hinnus 545.
— vulgaris Mulus 545.
Assapan 401.
Aswail 325.
Ateles 63.
— Beelzebuth 64.
— Chamek 64.
— hypoxanthus 64.
— paniscus 64.
Atro 617.
Auchenia Huanaco 561.
— Lama 562.
— Paco 563.
— Vicunna 564.
Auerochs 677.
Aulacodus Swinderanus 470.
Avahi 81.
Axis 592.
Axis maculata 592.
Aye-Aye 88.

B.

Babirussa 730.
Babuin 51.
Backenhörnchen 405.
Bär 309.
— australischer, 387.
— brauner, 312.
— gemeiner, 311.
— norwegischer, 320.
— schwarzer, 312.
— syrischer, 320.
Bärenrobbe 752.
Balaena australis 800.
— Mysticetus 796.
Balaenoptera boops 795.
— longimana 795.
— rostrata 796.
Balisaur 273.
Bandikut 382.
Bandiltis 275.
Banteng 686.
Barasinga 591.
Baribal 321.
Bartaffe, schwarzer, 44.
Bartenwal 794.
Bassaris astuta 255.
Bathyergus maritimus 416.
Baummarder 282.
Baumschläfer 419.
Beisa 632.
Belideus sciureus 383.
Beluga 781.
Beni Israel 617.
Bergpferd 547.
Bernhardshund 199.
Bettongia penicillata 395.
Beutelbilch 373.
Beuteldachs, spitznasiger, 382.

*) Die Umlaute ä, ö, ü sind wie ae, oe, ue betrachtet und daher zwischen ab, ob, ub und af, of, uf eingeordnet.

Beuteldachs, ſtreifiger, 382.
Beuteleichhorn 384.
Beutelfrett 265.
Beutelhaſen 388.
Beutelhund 371.
Beutelmarder, gefleckter, 373.
Beutelmaus, gelbe, 374.
— gemeine, 397.
Beutelratte 376.
Beutelwolf 371.
Bezoarziege 646.
Bhain 673.
Bhunder 40.
Biber 449.
Bighorn 659.
Bilch, großer, 418.
Binche 79.
Binturong 341.
Biſamochſe 666.
Biſamratte 439.
Biſamſpitzmaus, pyrenäiſche, 360.
Biſon 676.
Blastoceros campestris 596.
Blattnaſen 94. 101.
Blaubock 630.
Bleichbock 619.
Blindmoll 417.
Bluthund 208.
Bobak 412.
Boccamele 296.
Bolita 507.
Bologneſer 214.
Bonassus americanus 681.
— Bison 676.
Borkenthier 769.
— nordiſches, 774.
Borſtenferkel 470.
Borſtenigel 349.
Borſtenſtachelſchwein 473.
Bos africanus 689.
— alpium 689.
— Banteng 686.
— desertorum 690.
— frontalis 685.
— Gaurus 686.
— indicus 687.
— scoticus 690.
— taurus 687. 690.
— Urus 690.
Boſchkatte 154.
Boselaphus Canna 635.
— Oreas 635.
Bote 789.
Brachytarsi 80.
Brachyteles hypoxanthus 64.
Brachyurus 74.
Bradypus 499.
— tridactylus 503.
— ursinus 325.
Brandmaus 431.
Braunfiſch 785.
Bruan 325.
Brüllaffe 59.
— rother, 60.
— ſchwarzer, 60.
Bruh 42.
Bruh-Samundi 84.
Buanſu(ah) 180.
Bubalus Arni 672.
— Caffer 670.
— Kerabau 676.
— vulgaris 673.
Buckelochs, afrikaniſcher, 689.
Budeng 30.
Büffel, gemeiner, 673.
— kafferſcher, 670.
Bula 354.
Bulldoggpintſcher 216.
Bullenbeißer 196.
Bunſch 796.
Burunduk 405.
Buſchböckchen 617.
Buſchſchwein 726.
Butskopf 784.

C.

Cacajao 74.
Cacamizli 255.
Caguare 513.
Callitrix 71.
— sciurea 71.
— torquata 71.
Callitriche 39.
Calocephalus caspicus 757.
— vitulinus 757.
Camelopardalis Girafa 603.
Camelus bactrianus 558.
— Dromedarius 550.
Canis 173.
— acceptorius 207.
— africanus 192.
— Anthus 181. 227.
— aquatilis 208.
— aureus 226.
— avicularius 204.
— borealis 218.
— bracca 208.
— cancrivorus 228.
— crispus 211.
— Dingo 182.
— dukhunensis 179.
— genuinus 211.
— Grajus 193.
— Gryphus 214.
— javanicus 181.
— indicus 227.
— Ingae 176.
— irritans 208.
— latrans 228.
— Lupaster 226.
— Lupus 221.
— mesomelas 227.
— molussus 196.
— pecuarius 216.
— pomeranus 217.
— primaevus 180.
— Rudo 208.
— rutilans 181.
— sagax 204.
— sanguinarius 208.
— sequax 208.
— simensis 181.
— sumatrensis 181.
— Terrae Novae 210.
— Vertagus 201.
— vulpicapus 207.
Capella rupicapra 621.
Capra alpina 641.
— americana 641.
— armata 641.
— Beden 641.
Capra caucasica 641.
— cretica 641.
— hispanica 641.
— Ibex 641.
— Pallasi 641.
— pyrenaica 641.
— sibirica 641.
— Skyn 641.
— tubericornis 641.
— Walie 641.
Capreolus vulgaris 597.
Capromys Fournieri 468.
Caprovis Argali 658.
— montana 659.
Caracal melanotis 169.
Caraya 60.
Caruiri 74.
Castor fiber 449.
Catarrhinae 9.
Catoblepas Gnu 638.
— Gorgon 638.
— taurina 638.
Catus 154.
— angorensis 164.
— domesticus 156.
— ferus 154.
— maniculatus 156.
— manul 156.
Cavia Cobaya 479.
Cay 67.
Cebus 47. 66.
— Apella 69.
— capucinus 67.
— fatuellus 69. 71.
Centetes ecaudatus 350.
Cephalophus Hemprichii 618.
— mergens 616.
Cercocebus fuliginosus 39.
Cercoleptes caudivolvulus 340.
Cercomys cunicularius 468.
Cercopithecus 33. 47.
— Diana 39.
— fuliginosus 39.
— griseo-viridis 39.
— petaurista 39.
— ruber 39.
Cervicapra bezoartica 608.
— melampus 609.
— Saiga 609.
Cervus barbarus 591.
— canadensis 591.
— Elaphus 585.
— Wallichii 591.
Chaetomys subspinosus 473.
Chenodelphinus rostratus 789.
Chinchilla 461.
Chinga 273.
Chiromys madagascarensis 88.
Chironectes variegatus 381.
Chiroptera oder Flatterthiere 91.
Chlamydophorus truncatus 508.
Choeropotamus penicillatus 726.
Choeropus castanotos (ecaudatus) 382.
Choloepus didactylus 503.
Chrysochloris inaurata 368.
Chrysothrix 72.
— torquata 72.
Chucuto (Chucuzo) 74.
Cimarrone 529.
Civette 251.
Cladobates ferrugineus 352.

Cladobates Tana 352.
Coati, einsamer, 338.
— geselliger, 338.
Coelogenys Paca 486.
Colobus 27. 31.
— Guereza 32.
— Satanas 33.
— ursinus 33.
Colocolo 144.
Condylura cristata 367.
Cricetus frumentarius 436.
Crossarchus obscurus 263.
Crossopus foediens 358.
Cryptoprocta ferox 265.
Ctenomys magellanicus 467.
Cuchumbi 340.
Cuscus maculatus 385.
Cyclothurus didactylus 516.
Cynailurus guttatus 170.
— jubatus 170.
Cynictus Steedmannii 262.
Cynocephalus 44. 47.
— Babuin 51.
— Gelada 45. 51.
— Hamadryas 47.
— niger 54.
— porcarius 51.
Cynogale Bennettii 265.
Cynomys Ludovicianus 410.

D.

Dachs 267.
— amerikanischer, 267.
— australischer, 397.
Dachshund 201.
Dächser 201.
Dama Platyceros 583.
Damhirsch 583.
Dasyprocta Aguti 482.
Dasyurus Maugii 373.
Dauw 547.
Degu 466.
Delfin 780.
— gemeiner, 788.
— schwarzer, 782.
Delphinapterus Leucas 781.
Delphinus Delphis 788.
Dendrolagus ursinus 394.
Desman 360.
Diabolus ursinus 372.
Diana 39.
Dickhorn 659.
Dicotyles torquatus 729.
Didelphys 376.
— virginiana 377.
Dihh 181.
Dilungdung 253.
Dingo 182.
Dögling 789.
Dogge 198.
— tibetanische 199.
Dole 179.
Dolichotis patagonica 482.
Dril 55.
Dromedar 550.
Dschiggetai 539.
Ducker 616.
Dujong 769.
Durukuli 76.

E.

Echydna Hystrix 519.
— setosa 519.
Edelhirsch 585.
Edelmarder 282.
Eichhorn, fliegendes, 383.
— gemeines, 401.
— graues, 405.
— schwarzes, 405.
Eichhornaffe 71.
Eisbär 328.
Eisfuchs 235.
Eishase 489.
Elandantilopen 634.
Elch 572.
Elefant, afrikanischer, 701.
— indischer, 701.
Elen 572.
Elenantilope 634.
Eleotragus arundinaceus 616.
Elephas africanus 701.
— indicus 701.
— primigenius 700.
Eliomys dryas 419.
— Nitela 419.
Enchydris Lutra 307.
Ephraim 321.
Equus nudus 536.
— robustus 537.
— velox 537.
Erdeichhorn, amerikanisches, 406.
— sibirisches, 405.
Erdferkel 511.
— kapisches, 511.
Erdgräber 415.
Erdmaus 444.
Erdschwein 511.
Erdwolf 249.
Erethizon dorsatum 474.
Erinaceus auritus 349.
— europaeus 344.
Eriomys Chinchilla 461.
— lanigera 462.
Erneb 494.
Esel 539.
Esel, zahmer, 541.
Eskimohund 218.
Essed 115.
Euphractus 505.
— Apar 507.
— giganteus 508.
— setosus 506.
Eyra 127.

F.

Fahhad 170.
Falbkatze 156.
Faulaffen 83.
Faulthier 499.
— bärenartiges, 325.
— dreizehiges, 503.
Federschwanz 353.
Feldmaus, gemeine, 444.
Felsenkänguru 394.
Fenek 240.
Ferkelhase 479.
Ferkelratte 468.
Fettschwanzschaf 661.
Fettsteißschaf 661.
— persisches, 663.
Fiber zibethicus 439.
Fingerthier 80. 88.
Finnfisch 795.
Fischotter 301.
— gemeiner, 301.
— kleiner, 298.
Flattereichhörnchen, gemeines, 400.
Flatterhund 94.
— egyptischer, 98.
Flattermaki 90.
— gemeiner (rother), 90.
Flatterthier 91.
Fledermaus 91.
— fruchtfressende, 96.
— frühfliegende, 93. 100.
— großöhrige, 94.
Flossenfüßer 750.
Flugbeutelbilch 382.
Flugbeutler 382.
Flughund 96.
— egyptischer, 98.
Flußpferd 743.
Foetorius 288.
— Furo 290.
— putorius 288.
Frettchen 290.
Fuchs, brasilianischer, 235.
— gemeiner, 229.
Fuchshund 207.
Fuchskusu 387.
Fuchsmanguste 262.
Funambulus maximus 405.

G.

Gabelgemse 627.
Galago, gemeiner, 85.
— kleiner, 86.
Galeopithecus 90.
— rufus (volans) 90.
Galictis 281.
— barbara 282.
— vittata 282.
Gartenschläfer, gemeiner, 419.
Gaur 686.
Gayal 685.
Gazella Dorcas 611.
Gazelle 611.
Gelada 45. 51.
Gemsbock 633.
Gemse 621.
Genetta 253.
— senegalensis 255.
— vulgaris 254.
Geomys bursarius 415.
Gepard 169.
Gespensthier 87.
Gibbon 85.
Ginsterkatze 253.
— blasse, 255.
Giraffe, afrikanische, 603.
Glattnasen 98.
Glis vulgaris 418.
Globicephalus globiceps 782.
Glyptodon 504.
Gnu 638.

Gnu, gebändertes, 638.
Goffer 415.
Goldbär 320.
Goldhase 482.
Goldmull 367.
Goral 621.
Goribun 388.
Gorilla 10.
Grauparder 153.
Greifstachler, mexikanischer, 471.
Grinddelfin 782.
Grislibär 321.
Grison 281.
Guanaco 560.
Guasini 337.
Guazuara 125.
Guereza 32.
Gürtelmaus 508.
Gürtelthier 504.
— sechsbindiges, 505.
Gulo arcticus s. borealis 279.
Gymnorhina 98.
Gymnura Reffiesii 354.

H.

Haartebeest 638.
Hacki 406.
Halbaffen 79.
Halbesel 539.
Halbziege 654.
Halichoerus Grypus 757.
Halicore cetacea 769.
Halmaturus 388.
— Thetidis 393.
Halsbandbär 320.
Haltomys aegyptiacus 456.
Hamadryas 47.
Hamar el Wadi 541.
Hamster 436.
Handflügler 91.
Handthiere 1.
Hangerschaf 661.
Hapale 77.
Harocha 732.
Hartläufer 732.
Hase 487.
— veränderlicher, 489.
Haselmaus 421.
— große, 419.
Hasenhatzhund 208.
Hasenmaus 461.
Hasenspringer 391.
Haushund 185.
Hauskatze 156.
Hausmarder 285. 288.
Hausmaus 431.
Hausratte 425.
Hausrind 687.
Hausschwein 723.
Hausziege 651.
Hebe 47.
Heermännchen 292.
Helarctos 325.
— malayanus 325.
Hemigale 255.
Hemipitheci, s. Halbaffen 79.
Hemitragus jemlaicus 654.
Hermelin 295.
Herpestes 256.
Herpestes cancrivorus 261.
— fasciatus 261.
— griseus 261.
— javanicus 259.
— Ichneumon 256.
— Nyula 261.
— Widdringtonii 261.
— Zebra 261.
Hiäne 244.
— gefleckte, 247.
— gestreifte, 247.
Hiänenhund 242.
Himalaya-Wildschaf 658.
Hinz 154. 156.
Hippopotamus amphibius 743.
Hippotigris Burchellii 547.
— Quagga 546.
— Zebra 547.
Hircus Aegagrus 646.
— angorensis 648.
— laniger 649.
— mambricus 650.
— reversus 647.
— thebaicus 651.
Hirsch 570.
— nordwestafrikanischer, 591.
— persischer, 591.
— virginischer, 594.
— weißschwänziger, 596.
Hirschhund 207.
Hirschziegenantilope 608.
Höhlenhiäne 246.
Höhlentiger 135.
Hörnchen 401.
Honigbär 341.
Honigdachs 277.
— indischer, 278.
Huanaco 561.
Hühnerhund 204.
— englischer, 208.
Hüpfmaus 455.
Hufeisennase 101.
— große, 102.
— kleine, 101.
Hufpfötler 479.
Hulman 28.
Humpback 796.
Hund 173.
— dänischer, 196.
— egyptischer, verwilderter, 183.
— fliegender, 98.
— gemalter, 242.
— indianischer, 183.
— italienischer, 196.
— nackter, afrikanischer, 192.
— nogayischer, 185.
— südrussischer, 185.
— von Sumatra, 181.
Hundsfrett 261.
Hundskopf 44.
Huneman 28.
Huron 281.
Hutaffe 39.
Hutia-Conga 468.
Hyaena 247.
— brunnea 247.
— crocuta 247.
— striata 247.
Hydrochoerus Capybara 485.
Hydromys chrysogaster 439.
Hyelaphus porcinus 593.
Hylobates 25.
Hylobates agilis 25.
— leuciscus 25.
— syndactylus 25.
Hypsiprimnus murinus 396.
Hipudaeus amphibius 441.
— nivalis 443.
Hyrare 282.
Hyrax abissinicus 718.
Hystrix cristata 476.

J.

Iacchus 77.
— vulgaris 77.
Jaculus labradorius 455.
Jagdhiäne 242.
Jagdhund 204.
Jagdleopard 169.
Jaguar 136.
Jak 668.
Ibex alpinus 641.
Ichneumon 256.
Ictitis Binturong 341.
Igel 343.
— großohriger, 349.
Iltis 288.
Indri 81.
Inia amazonica 789.
Inuus ecaudatus 42.
Irbis 153.
Isabellbär 320.
Judenaffe 73.

K.

Kaama 638.
Kaberu 181.
Kabri 627.
Känguru 388. 391.
Kängurubär 394.
Kängururatte, eigentliche, 396.
— quastenschwänzige, 395.
Kaffeeratte 264.
Kahau 30.
Kalong 98.
Kama 239.
Kalan 307.
Kamel, baktrisches, 558.
— einhöckeriges, 550.
Kammratte 467.
Kamtschatka-Robbe 308.
Kaninchen 494.
Kanna 635.
Kantschil 569.
Kapuzennashorn 737.
Kapuzineraffe 66.
Karakal 169.
Karasiss 228.
Kaschmirziege 649.
Katze 109.
— nubische, 156.
Katzenbär 342.
Katzenfrett 255.
Kegelrobbe 757.
Keitloa 737.
Keporkak 796.

Kerabau 676.
Khird 471. 5.
Kidang 602.
Kinnkaju 340.
Kirsa 238.
Klammeraffe 63.
Klappmütze 762.
Klappnase 105.
— egyptische, 105.
Kleideraffe 30.
Kletterbeutelthier 382.
Klettereichhorn 405.
Kletterstachelschwein 471.
Klippdachs 718.
Klippschliefer 718.
Klippspringer 619.
Koaita 64.
Koala 387.
Koboldmaki 87.
Kobus ellipsiprymnus 631.
König-Karls-Hündchen 210.
Königseichhorn 405.
Königstiger 127.
Kokun 638.
Kolsun 179.
Korsack 238.
Krabbenbeutler 380.
Krabbenmanguste 261.
Kragenbär, tibetanischer, 325.
Krallenaffe 76.
Krallenthier 106.
Krebsbeutler 379.
Krebsfresser 337.
Krebsotter 298.
Kudu 627.
Kueruck 154.
Kuguar 125.
Kuhantilope 638.
Kulan 539.
Kuma 325.
Kumrah 529.
Kurzfüßer 80.
Kurzschwanzaffe 74.
Kusimanse 263.
Kuskus, gefleckter, 385.
Kusu 382. 385.
Kuxio 73.

L.

Lagomys alpinus 497.
Lagorchestes leporoides 393.
Lagostomus trichodactylus 464.
Lagotis Cuvierii 464.
Lajja-Banar 84.
Lama 560. 562.
Lamantin 769.
— schmalschnauziger, 771.
Landschaf 661.
Langarmaffe 25.
Langfüßer 80. 85.
Lanzenratte 468.
Larvenroller 265.
Leiernase 105.
Lemming, norwegischer, 447.
Lemur 81.
Lemur Catta 82.
— Macaco 82.
— Mongoz 82.
Lemur varius 82.
Leo 112.
Leo barbarus 112.
— Googratensis 124.
— persicus 124.
— senegalensis 124.
Leon 125.
Leopard 136. 145.
— schwarzer, 152.
Leopardenziesel 409.
Leopardus antiquorum 145.
— ferox 144.
— macrurus 144.
— Maracaya 144.
— marmoratus 153.
— melas 152.
— Onza 136.
— pajeros 144.
— pardalis 142.
— poliopardus 153.
— tigrinus 144.
— Uncia 153.
Leptonyx Wedellii 756.
Lepus aethiopicus 494.
— Cuniculus 494.
— glacialis 492.
— hibernicus 492.
— timidus 488.
— variabilis 492.
Lichanotus brevicaudatus 81.
Likaama 638.
Lippenbär 325.
Lisang 253.
Ljutaga 400.
Löffelhund 241.
Löwe 112.
— berberischer, 112.
— von Guzerate, 124.
— vom Senegal, 124.
Löwenäffchen 79.
Löwenhündchen 214.
Löwenrobbe 754.
Lori 81.
— plumper, 84.
— schlanker, 84.
Luchs 164.
Luchs, europäischer, 164.
— gestiefelter, 169.
— kanadischer, 169.
Lupus occidentalis 226.
— vulgaris 221.
Lutra 301.
— vulgaris 301.
Luwack 263.
Lycaon pictus 272.
Lynx caligatus 169.
— canadensis 169.
— Caracal 169.
— Chaus 169.
— pardinus 168.
— rufus 169.
— vulgaris 164.

M.

Mabur 28.
Macacus 39.
— nemestrinus 42.
— Rhesus 40.
Macacus silenus 44.
— sinicus 39.
Macropus major 391.
Macrorhinus elephantinus 762.
Macroselides Rozetti 354.
— typicus 354.
Macrotarsi 85.
Madagaskarratte 87.
Mähnenhirsch 592.
Mähnenschaf, afrikanisches, 655. 661.
Mäusemaki 87.
Magot 39. 42.
Maikong 228.
Makaka (Affe) 39. — (Halbaffe) 82.
— gemeiner, 39.
Maki 81.
Malbruk 39.
Mamberziege 650.
Mammont 700.
Mammuth 700.
Mampalon 265.
Manati 769.
Manatus australis 771.
Manaviri 340.
Mandi 28.
Mandril 55.
Manguste 256.
— gestreifte, 261.
— graue, 261.
Manis pentadactyla 518.
— Temminckii 518.
— tetradactyla 517.
Mantelpavian 47.
Manul 156.
Mapache 337.
Mara 482.
Marder 266. 282.
— javanesischer, 287.
— kanadischer, 287.
Marguay 144.
Marimonda 64.
Marmorleopard 153.
Marmoset 77.
Marrafil 247.
Martes 282.
— abietum 282.
— canadensis 287.
— Foina 285.
— melampus 287.
— Zibellina 286.
Mastodon giganteus 701.
Matako 507.
Maulle 337.
Maulesel 545.
Maulthier 545.
Maulwurf 361.
Maulwurf, blinder, 366.
— japanischer, 367.
Maus, berberische, 435.
— fliegende, 385.
Mazamahirsch 593.
Mbaracaya 144.
Meerkatze 33.
Meerschwein 785.
Meerschweinchen 479.
Megaderma Lyra 105.
Megalonyx 504.
Megalotis Zerda 240.
Megatherium Cuvierii 504.
Meles labradorica 271.
— vulgaris 267.

Melon(cillo) 261.
Mendesantilope 633.
— nubische, 633.
Menk 298.
Mephitis 273.
— Chinga 273.
— Humboldtii 273.
Merino-Schaf 661.
Meriones obesus 423.
Microcebus 87.
Midas 77.
— Oedipus 77.
Midasaffe 77.
— rothschwänziger, 79.
Midaus 271.
— collaris 273.
— meliceps 271.
Mink 299.
Miriki 64.
Mirikina 75.
Mitzli 125.
Moholi 85.
Mohrenaffe 39.
Mondjuru 355.
Mongoz 82.
Monodon Monoceros 778.
Mono-feo 74.
Mono-Rabon 74.
Mops 201.
Mopsfledermaus 100.
Mordedor 103.
Moschus moschiferus 567.
Moschusochse 666.
Moschusratte 355.
Moschusthier 567.
Mosthier 575.
Mützenrobbe 762.
Mufflon 456.
— kapischer, 658.
— persischer, 658.
Mull 361.
Munga 39.
Mungo(s) 259.
Muntjak 602.
Murmelthier 408.
— eigentliches, 412.
Musang 264.
Mus agrarius 431.
— barbarus 435.
— decumanus 425.
— minutus 432.
— Musculus 431.
— Rattus 425.
— sylvaticus 431.
Muscardinus avellanarius 421.
Muskwa 323.
Mustang 529.
Mustela 266. 292.
— Erminea 295.
— vulgaris 292.
Muzin 528.
Mycetes 59.
— niger 60.
— seniculus 60.
Mylodon 504.
Myodes Lemmus 447.
Myogale moschata 360.
— pyrenaica 360.
Myopotamus Coypu 468.
Myoxus Glis 418.
Myrmecobius fasciatus 375.
Myrmecophaga jubata 513.

N.

Nabelschwein 729.
Nachtaffe 75.
Nachthörnchen 399.
Nacktfinger 88.
Narwal 778.
Nasenaffe 30.
Nasenbär 337.
Nashorn, einhörniges, 735.
— indisches, 735.
— stumpfnäsiges, 738.
— vorweltliches, 738.
— zweihörniges, 737.
Nasua socialis 338.
— solitaria 338.
Nebelparder 35.
Nemorhoedus Goral 621.
Neufundländer 210.
Nil-Bandar 44.
Nilgau 636.
Nilpferd 743.
Nippon 181.
Niula 261.
Nörz 298.
Nutria 470.
Nyctipithecus 75.
— trivirgatus 75.

O.

Oa 25.
Ochs, blauer, 636.
— grunzender, 668.
Octodon Cummingii 466.
Ohiothier 700.
Ohrenaffe 85.
— buschschwänziger, 86.
Ohrenfledermaus 96.
— gemeine, 96.
Onager, 539.
Ondatra 439.
Opossum 377.
Orang-Utang 20.
Orcinus Orca 784.
Oreotragus saltatrix 619.
Orignal 575.
Ornithorhynchus paradoxus 521.
Orycteropus capensis 511.
Oryx Beisa 632.
— Gazella 632.
Oryx, kapischer, 632.
Oryx leucoryx 631.
Oso melero 341.
Otario jubata 754.
Otocyon megalotis 241.
Otolicnus 85.
— crassicaudatus 86.
— Galago 85.
— minor 87.
— murinus 87.
Otterhund 203.
Ours jongleur 327.
Ovis aries 661.
— Arkar 658.
— cypria 658.
— musimon 656.
— orientalis 656.
Ovis persica 658.
— steatopyga 663.
— steatopyga persica 663.
— strepsiceros 663.
— Vignei 658.
Ovibos moschatus 666.
Ozelot 142.

P.

Pachyura etrusca (suaveolens) 357.
Paco 560. 562.
Pademelon 391.
Pagophilus groenlandicus 756.
Paka 486.
Pallah 609.
Palmenmarder 263.
Pampashirsch 596.
Pampaskatze 144.
Panda 342.
Panther 145.
Pantherkatze 142.
Panther, schwarzer, 152.
Papi 125.
Papio leucophaeus 55.
— Mormon 55.
Papuschwein 726.
Paradoxurus 263.
— larvatus 265.
— Musanga 264.
— Typus 263.
Pardel 136. 145. 153.
Pardelluchs 168.
Parder 145.
Parforcehund 207.
Passan 632.
Pavian 44.
— schwarzer, 55.
Pedetes caffer 459.
Pekan 287.
Pekari 729.
Pelzflatterer 80. 90.
Perameles fasciata 382.
— nasuta 382.
Petaurus taguanoides 384.
Petrogale penicillata 394.
Pfeifhase 497.
Pferd 527.
— arabisches, 534.
— englisches, 536.
— leichtes, 537.
— nacktes, 536.
— schweres, 537.
Pferdeantilope 630.
Pferdespringer 458.
Phacochoerus aethiopicus 732.
— Aeliani 732.
Phalangista vulpina 387.
Pharaoratte 256.
Phascolarctus cinereus 387.
Phascologale penicillata 374.
Phascolomys fossor 397.
Philander cancrivorus 379.
— dorsiger 380.
Phoca barbata 756.
Phocaena communis 785.
Phyllostoma 101.
— Spectrum 103.
Physeter macrocephalus 791.
Pichiciego 510.

Pinnata 750.
Pintscher 214.
Pischu 169.
Pithecia 73.
— leucocephala 74.
— melanocephala 74.
— Satanas 73.
Pithecus 10.
— Satyrus 20.
Platanista gangetica 791.
Plecotus 99.
— auritus 99.
Podie 87.
Poëphagus grunniens 668.
Pointer 207.
Polarbär 328.
Polarfuchs 235.
Pommer 217.
Pongo 20.
Porcus 730.
Portax pictus 636.
Potamochoerus africanus 726.
Pottfisch 791.
Prairiehund 410.
Prairiewolf 228.
Presbytis maurus 30.
Preß 352.
Primates 1.
Prochilus labiatus 325.
Procyon 333.
— cancrivorus 337.
— Lotor 333.
Propithecus 81.
— diadema 81.
— laniger 81.
Prosimii 80.
Proteles Lalandii 249.
Prox Muntjac 602.
Prunkbock 614.
Psammomys obesus 423.
Psilodactylus 88.
Pteromys 399.
— Petaurista 399.
Pteropus aegyptiacus 98.
— edulis 98.
Ptilocerus Lowii 353.
Pudel 211.
Puma 125.
Puma concolor 125.
— Eyra 127.
— Yaguarundi 126.
Putorius 288.

Q.

Quagga 546.
Quastenstachler, afrikanischer, 475.
Quoggelo 518.

R.

Raconda-Nutria 470.
Ramsratte 468.
Rapacia oder Raubthiere 106.
Rasse 253.
Ratel 277.
Ratelus 277.
— capensis 277.
Ratelus indicus 278.
Raton 337.
Rattenpintscher 214.
Ratz 288.
Raubbeutler, bärenartiger, 372.
Raubthiere 106.
Reduncina leucura 596.
— virginiana 594.
Reem 631.
Reh 597.
Rennmaus 423.
Renthier 576.
Reutmaus 441.
Rhabdogale 275.
— mustelina 275.
Rhesus 40.
Rhinoceros bicornis 753.
— cucullatus 737.
— indicus 735.
— Keitloa 737.
— simus 738.
— trichorhinus 738.
Rhinochoerus indicus 714.
Rhinolophus ferrum-equinum 102.
— Hippocrepis 101.
Rhinopoma microphyllum 105.
Rhytina Stelleri 774.
Rhycaena tetradactyla 262.
Riedantilope 616.
Riedbock 616.
Riesenfaulthier 503.
Riesengürtelthier 504.
Riesenkrallenthier 504.
Riman Dahan 135.
Rind, marschländer, 690.
— schottisches, 690.
— verwildertes, 692.
Robah 47.
Robbe 756.
Rohrrüßler 353.
Rollaffe 66.
— gehörnter, 69.
Rollmarder 263.
— gemeiner, 263.
Roßhirsch 592.
Rothluchs 169.
Rucervus Duvaucelii 591.
Rüsselbär 337.
Rüsselrobbe 762.
Runa-alleo 176.
Rusa Aristotelis 592.
— equina 592.
— Hippelaphus 592.
— moluccensis 593.

S.

Sabaä 115.
Sabera 407.
Säbelantilope 630.
— schwarze, 630.
Saguin 77.
Saiga 609.
Saimiri 71.
Sambur 592.
Sandbär 271.
Sandmaus 423.
Sandspringer 458.
Sapaju 71.
Sassa 619.
Satansaffe 73.
Sattelrobbe 756.
Saurüde 208.
Say 67.
Scalops aquaticus 368.
Schabrakenschakal 227.
Schabrakentapir 714.
Schäferhund 216.
Schaf 654.
— kurzschwänziges, 661.
— langbeiniges, 661.
— langschwänziges, 661.
Schakal 226.
— gemeiner, 226.
— indischer, 227.
Scharrthier 262.
Schermaus 441.
Schikara 637.
Schildwurf 508.
Schilu 407.
Schimpanse 16.
Schlankaffe 27.
Schleichkatze 250.
Schleiermaki 81.
Schlitzrüßler 355.
Schmalnase 57.
Schnabeldelfin 791.
Schnabelthier 521.
Schnabelwal 795.
Schnauzendelfin 789.
Schneehase 489. 492.
Schneemaus 443.
Schnelläufer 732.
Schnepfenhund 209.
Schopfantilopen 616.
Schopfpavian 54.
Schrotmaus 466.
Schupati 379.
Schupp 333.
Schuppenthier, kurzschwänziges, 518.
— langschwänziges, 517.
— Temminckssches, 518.
Schweifaffe 73.
— schwarzköpfiger, 74.
— weißköpfiger, 74.
Schweifbiber 469.
Schwein 720.
Schweinsaffe 42.
Schweinshirsch 593.
Schweißhund 208.
Schwertfisch, gemeiner, 784.
Schwimmbeutler 381.
Scirtetes Jaculus 458.
Sciuropteros 399.
— sibiricus 460.
— volucella 401.
Sciurus cinereus 405.
— exilis 405.
— niger 405.
— vulgaris 401.
Scopophorus Urebi 619.
Seebär 752.
See-Elefant 762.
Seehund 756.
— bärtiger, 756.
— gemeiner, 757.
— geringelter, 757.
— grauer, 757.
— grönländischer 756.
— kaspischer, 757.
Seekalb 757.
Seekuh 768.

Seekuh, Stellersche, 774.
Seeleopard 756.
Seelöwe 754.
Seeotter 307.
Seesäugethiere 750.
Seidenaffe 77.
Seidenhund 209.
— eigentlicher, 209.
Semnopithecus 27.
— entellus 28.
— maurus 30.
— nasica 30.
— nemaeus 30.
Serval Galeopardus 154.
— minutus 154.
— viverrinus 154.
Serwal 154.
Setter 208.
Siamang 25.
Siebenschläfer 418.
Silberbär 320.
Silberlöwe 124.
Sild 796.
Singa-Poa 87.
Sirene 768.
Skye Terrier 203.
Slugui 196.
Solenodon paradoxus 355.
Sommerwal 796.
Sondeli 355.
Sonnenbär 325.
Sorex murinus 355.
— vulgaris 355.
Spalax Typhlus 417.
Spermophilus Citillus 408.
— Hoodii 409.
Spermosciurus 407.
Sphiggurus Novae Hispaniae (mexicanus) 471.
Spießbock 631.
Spießhirsch 601.
Spinnenaffe 63.
Spitz 217.
Spitzbeutler 375.
Spitzhörnchen 352.
Spitzmaus 351.
— gemeine, 355.
Spitzratte 354.
Springaffe 71.
Springbeutler 388.
Springbock 614.
Springhase 459.
Springmaus, egyptische, 456.
Sprossenhirsch 596.
Stachelschwein 471.
— gemeines, 476.
— javanisches, 476.
Stänker 288.
Steinbock 641.
Steinfuchs 235.
Steinhund 298.
Steinmarder 285.
Stemmatopus cristatus 762.
Stenops 83.
— gracilis 84.
— tardigradus 84.
Steppenantilope 609.
Steppeneſel 541.
Steppenhund 242.
Steppenkuh 631.
Steppenrind 690.
Sternmull, gemeiner, 367.
Stinkbinkſem 276.
Stinkdachs 271.
Stinkthier 273.
— ſüdamerikanisches, 275.
Stöberhund 208.
Strandwoll 416.
Strandwolf 247.
Strauchratte 466.
Strepsiceros 634.
Strepsiceros capensis 627.
Stummelaffe 27. 31.
— bärenartiger, 33.
Stummelschwanzschaf 661.
Stutzbeutler 382.
Subulo 601.
Sumpfbiber 468.
Sumpfluchs 169.
Sumpfotter 298.
Sumpfratte 439.
Surikate 262.
Sus 722.
— cristatus 726.
— leucomastix 726.
— papuensis 726.
— penicillatus 726.
— scrofa 722.
Synotus Barbastellus 100.

T.

Taguan 384. 399.
Tahir 654.
Talpa coeca 366.
— europaea 362.
— Wogura 367.
Tamandua 515.
Tamandua tridactyla 515.
Tamias Lysteri 406.
— striata 405.
Tanrek 350.
Tapir, amerikanischer, 715.
— indischer, 714.
Tapirus americanus 715.
— villosus 716.
Tapoa Tafa 374.
Tarai 154.
Tarandus rangifer 576.
Tarpan 527.
Tarsius spectrum 87.
Taschenratte, kanadische, 415.
Tatu 505.
Tatu-Comastra 508.
Tatupoyu 506.
Tayra 282.
Tedal 627.
Teladu 271.
Telagon 271.
Tellego 271.
Tendj 86.
Tetracerus quadricornis 637.
Teufelsaffe 33.
Teuthlamacame 627.
Tevang 84.
Tevangan 84.
Thalassarctos 328.
— polaris 328.
Thallandrind 690.
Thar 654.
Thierwolf 166.
Thylacinus cynocephalus 371.
Tiger 127.
Tigerkatze, afrikanische, 154.
— langgeschwänzte, 144.
Tigerpferd 545.
— Burchell's, 547.
Tigris macroscelis 135.
— regalis 127.
Titi 71. 72.
Todtenkopfaffe 71.
Tonger 84.
Tragulus Kanchil 569.
Trampelthier 558.
Trichechus Rosmarus 765.
Troglodytes 10.
— Gorilla 10.
— niger 16.
Trugratte 466.
Tschakma 51.
Tschamek 64.
Tschati-Chati 144.
Tschita 170.
Tucutuco 467.
Tümmler 787.
Tursio vulgaris 787.

U.

Uano 503.
Uistiti 77.
Ungko 25.
Unguiculata 106.
Unze 136.
Urson 474.
Ursus 311.
— americanus 322.
— arctos 311.
— cadaverinus 312.
— ferox 321.
— formicarius 312.
— isabellinus 320.
Urtzel 757.
Urva 261.

V.

Vampir 103.
Vari 82.
Vesperugo noctula 100.
Vicuña 560. 564.
Vielfraß 279.
— gemeiner, 279.
Viscacha 464.
Vison 298.
— americanus 299.
— Lutreola 298.
Viverra 250. 290.
— Civetta 251.
— gracilis 253.
— Gymnura 354.
— indica 253.
— Zibetha 252.
Vließmaki 81.
Vorstehhund 204.
Vorweltshiäne 246.
Vulpes Azarae 235.
— Caama 239.
— Corsac 238.
— lagopus 235.
— vulgaris 229.

W.

Wachtelhund 209.
Wal 774.
Waldmaus 431.
Waldmensch 10.
Waldwühlmaus 444.
Walfisch 797.
— südlicher, 800.
Wallichshirsch 592.
Walroß 765.
Wanderratte 425.
Wandern 44.
Wapiti 591.
Warragal 182.
Warzenschwein 732.
— älianisches, 732.
Waschbär 333.
— gemeiner, 333.
Wasserbock, eigentlicher, 631.
Wasserhund 208.
— englischer, 211.
Wassermaulwurf 522.
Wassermenk 298.
Wassermull 368.
Wasserratte 441.
Wasserschwein 485.
Wasserspitzmaus 358.
Wasserwachtelhund 211.
Wasserwiesel 298.
Wauwau 26.
Weißfisch 781.
Weißnase 39.
Weißohr 77.
Wickelbär 340.
Wiesel 292.
— großes, 295.
— kleines, 292.
— langschwänziges, 296.
Wiesel, Richardsonsches, 296.
Wieselkatze 255.
Wildebeest 638.
Wildesel 539.
Wildhund 227.
Wildkatze, europäische, gemeine, 154.
Wildpferd 527. 529.
Wildschaf, cyprisches, 658.
Wildschwein 722.
Wimperspitzmaus, toskanische, 357.
Windhund 193.
— der Sahara 195.
— persischer, 194.
Winselaffe 66.
Wisent 676.
Wiskatscha 464.
Witwe 71.
Wolf 221.
Wolfshund 181. 216. 227.
Wollenmaki 81.
Wollmaus, kleine, 462.
Wolverene 279.
Wombat 397.
Wüstenfuchs 240.
Wüstensandmaus 423.
Wüstenspringmaus 455.
Wurfmaus 415.
Wurmzüngler 511.
Wurzelmaus, deutsche, 446.
— sibirische, 446.
Wychuchol 360.

X.

Xerus leucoumbrinus 407.
— rutilus 407.

Y.

Yaguaphta 125.
Yaguarundi 126.
Yurumi 513.

Z.

Zackelschaf 661. 663.
Zebra 547.
Zebramanguste 261.
Zebrawolf 371.
Zebu, indischer, 687.
Zibete 251.
Zibethiäne 249.
Zibetkatze 251.
— afrikanische, 252.
— asiatische, 253.
Ziege 640. 646.
— buckelnasige, 651.
— egyptische, 651.
— thebaische, 651.
Ziesel, gemeiner, 408.
Zieselhörnchen 407.
Zobel 286.
Zorilla 275.
Zuckereichhorn 382.
Zugbock 614.
Zwergantilopen 616.
Zwergböckchen 617.
Zwergeichhorn 405.
Zwergmaki 87.
Zwergmaus 433.
Zwergmoschusthier 569.
Zwergpferd 529.
Zwergpudel 214.
Zwergziege, innerafrikanische, 647.



Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.